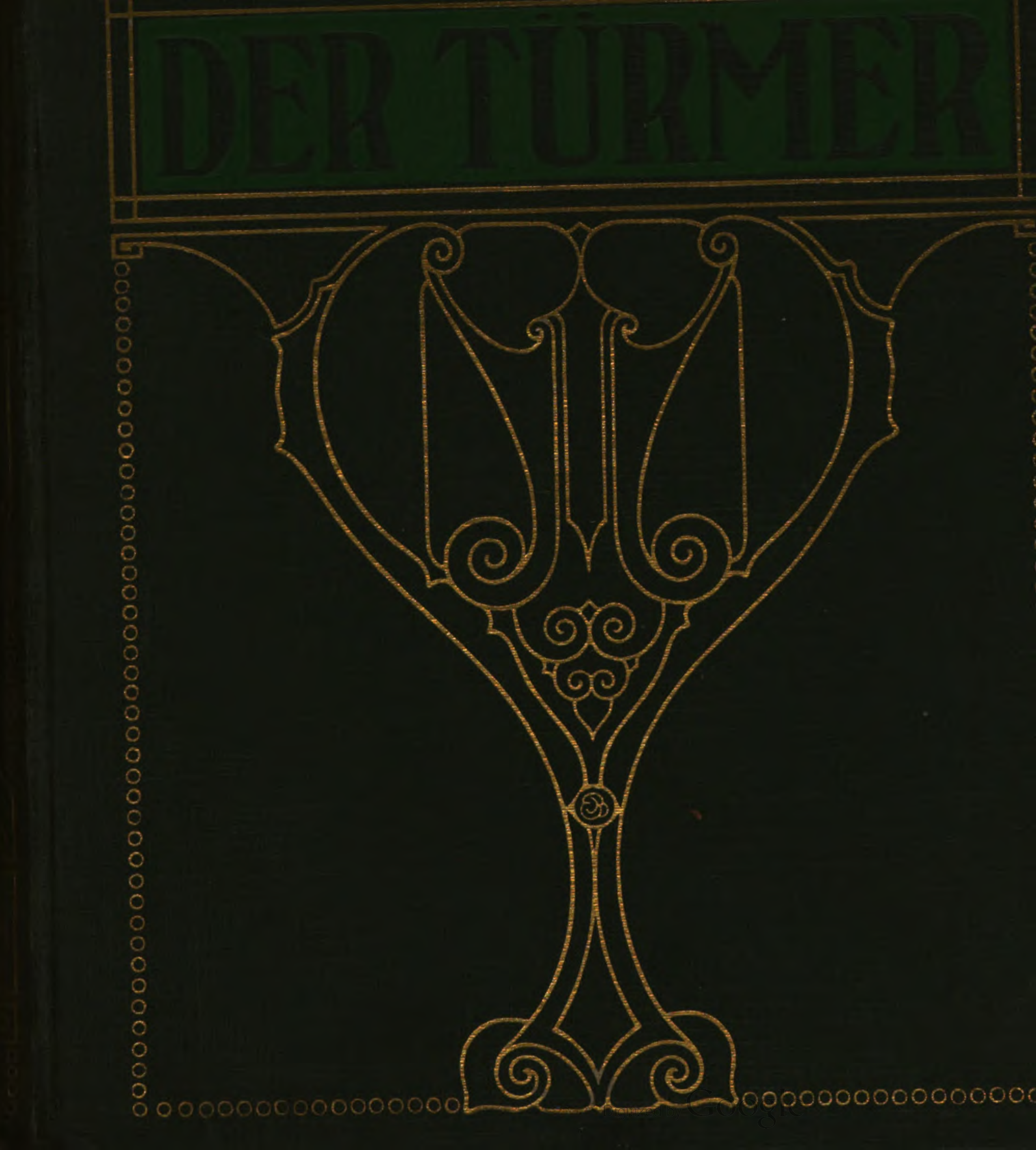
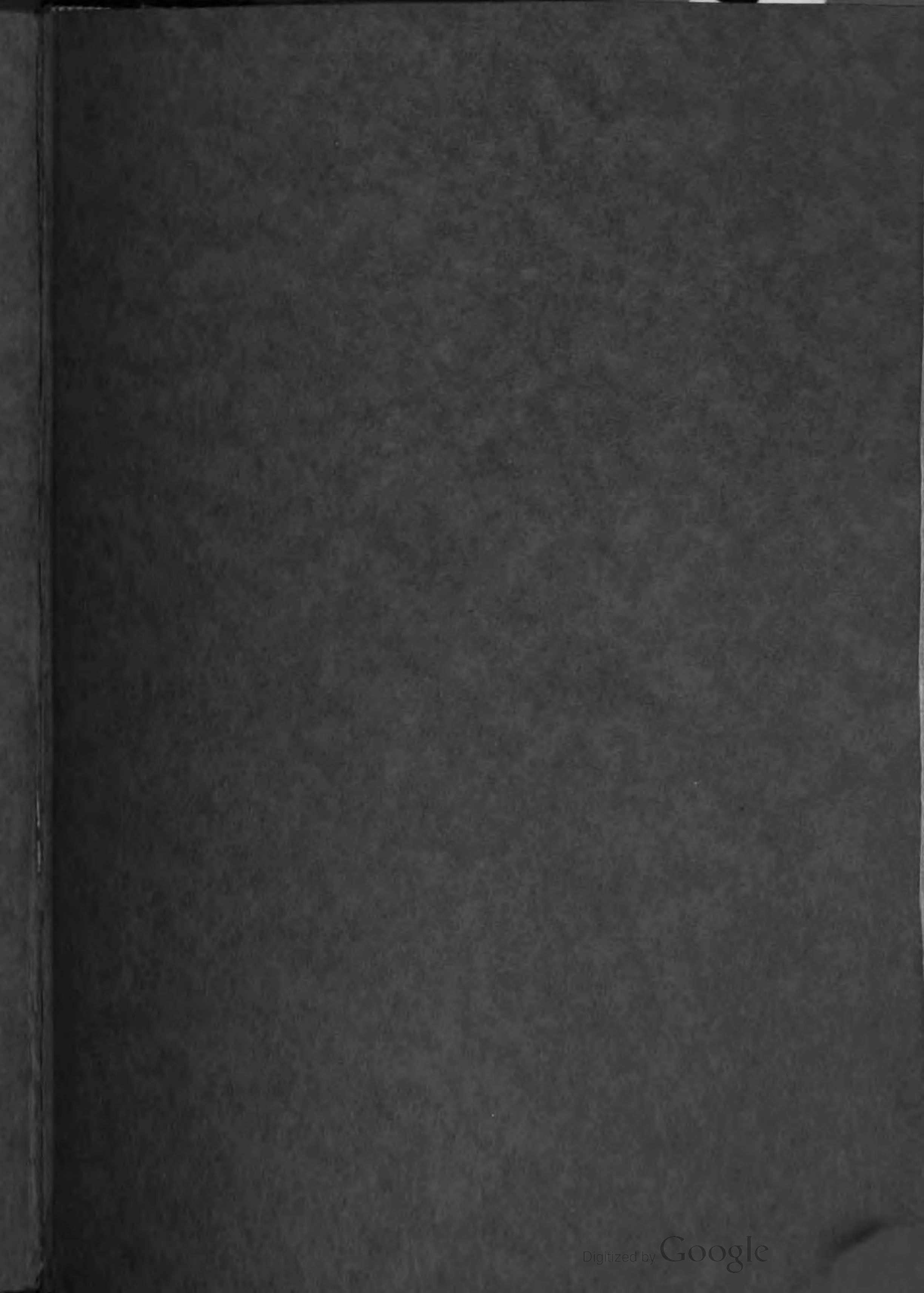



DER TÜRMER













Der Türmer

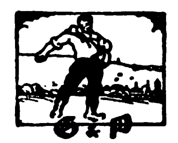
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Siebenundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1924 bis März 1925)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Der Türmer

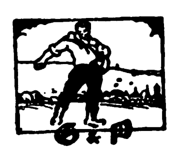
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Siebenundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1924 bis März 1925)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte und Dramatisches

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Ältere Erzählungskunst

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.



Alexander von Szpinger



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. Oktober 1924 Heft 1

Die Quelle des Fortschritts in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Jeder, der energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerk zu spüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, das heißt ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt. Er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und freilebt, Mittelpunkt für andere wird und weiteren Kreisen wenigstens einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines inneren, nirgends als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt. Jeder Mensch soll eine Vermehrung des Besitzes der Menschheit sein und nebenbei auch eine Vermehrung dieses Besitzes bewirken.

Paul de Lagarde

Mein Glaube an Deutschland

Von Paul Steinmüller

Von einem Urlaub kehrte ich am 17. Oktober 1918 in das Feld zurück. In der Heimat hatte ich die erregenden Ereignisse der letzten düstren Wochen miterlebt: den Abfall der Bundesgenossen, die Umgarnung der Leichtgläubigen durch die amerikanischen Vorschläge, die Zersetzung des Willens zum Sieg und des deutschen Ehrgefühls, die Anzeichen einer fortschreitenden Müdigkeit und Verdrossenheit. Aber dies und mehr hatte mein Vertrauen auf die sittliche Kraft des deutschen Geistes nicht erschüttert.

Der Zug, der mich zurücktrug, schob sich zögernd und mit häufigen Unterbrechungen im Gelände von Montmédy vor. Man erblickte den befestigten Berg der Stadt und kam ihm doch nicht näher. Es hieß, die langsame Fahrt sei geboten, weil die Stadt bereits unter dem Feuer der Amerikaner liege.

Im Gang des Wagens trat ein Stabsoffizier zu mir und begann ein Gespräch. Der Gegenstand konnte nur einer sein: Deutschlands Zukunft. Aber das, was mein Reisegefährte äußerte, erschreckte mich mehr, als es die Erlebnisse der letzten Wochen gekonnt hatten. Diese Äußerungen konnten nur der Ausfluß augenblicklicher Entmutigung sein, und dennoch — eine solche Hoffnungslosigkeit hatte ich in einem deutschen Mann für unmöglich gehalten. Wir waren durch einen mehr als vierjährigen Feldzug zermürbt, aber unbesiegt; wie konnte jemand, der dem Blut und dem Namen nach einer der Unsern war, so hoffnungslos von seinem Volk denken!

Ich weiß nicht mehr, ob ich ihm widersprochen habe. Tat ich es nicht, so geschah es nicht aus Mangel an Überzeugung, sondern weil diese Erfahrung mich betäubte. Jetzt weiß ich, daß sich in jenen Reden die Merkmale einer seelischen Krankheit zeigten, die schon damals begann, die Besten unsres Volks zu durchseuchen und die heute noch in weitrem Maß als schleichendes Gift umgeht. Es ist der Pessimismus, der verzweifelte Trübsinn.

Ich zögre nicht einen Augenblick, den Pessimisten als den größten Schädling und die Kampfansage wider den Pessimismus für die größte Wohltat zu erklären. Der grausame Feind an den Grenzen kann unser Selbstbewußtsein demütigen und unser Brot schmälern, aber unter dem Druck der Gewalt erwachen die edelsten Kräfte in uns, und jede Willkür hat ihre Zeit. Es können Verräter umgehen, die wie ein Karzinom den Volkskörper schänden und schwächen, aber das Verächtliche elender Schufte wird den Abscheu erregen, der sie zertritt, und auch der Verräter hat seine Zeit. In dem Dunstkreis des Pessimismus aber läßt sich schlechterdings nicht atmen, und sein Gift ist das übelste, nicht nur, weil es heimlich ist, sondern weil es das kostbarste Gut eines Volkes zersetzt: den Glauben an seine Zukunft. Jeder Mensch, jedes Volk, das den Glauben an sich und den Gott in ihm aufgibt, ist immer bereit, sich fortzuwerfen. Es ist nicht zu sagen, wie viele Menschen für den Aufbau verloren gehen, weil sie ihr Bestes sich nehmen ließen.

Der Charakter des Deutschen, durch Bluterbschaft und Sinnessphäre eigentümlich bedingt, ist mehr als der Charakter seiner Nachbarn der Gefährdung seines höchsten Gutes ausgesetzt.

Es gibt „brave" Leute, die um den guten Ruf ihrer Familie besorgt sind, ihre Steuern bezahlen und in Wort und Tat vor Bravheit funkeln. Sie besitzen aber auch eine unselige Witterung für Brüchiges und Anrüchiges. — „Wissen Sie schon? Haben Sie schon gehört? Was sagen Sie dazu?" — Und da das Unglück weit eher einen Boten findet als das Glück, sind diese Menschen die Träger und Verbreiter jeder üblen Stimmung, die in Geschäftsräumen, Lokalen und Zeitungsspalten wie ein giftiger Brodem aufsteigt.

Es gibt andre, die immer die Wage eines dürftigen Gerechtigkeitsinns bei sich führen und sich gern „objektiv" nennen. Sie sind aber gar nicht objektiv, sondern direktionlos. Jedem Ehrlosen lassen sie Gerechtigkeit widerfahren, für jeden Mangel an Haltung finden sie begütigende Worte; die große Tat läßt sie stumm. Sind sie unfähig, einen rechtschaffnen Zorn aufzubringen oder gähnt in ihnen da, wo andre sich begeistern können, die Leere der Unfruchtbarkeit? Beides trifft auf sie zu. Sie kochen an ihren Feuerchen die schwarzen faden Suppen, die eine urteilslose Masse mit Respekt vor der „Objektivität" auslöffelt.

Endlich gibt es die große Menge der bedingungslosen Vernunftanbeter. Diese Rechner mit begrenzten Möglichkeiten, die nur glauben, was sie zu sehen meinen, wissen nichts von dem ewigen Strom, der unter dem engen menschlichen Bewußtsein rinnt, und da heute des Elends mehr ist als des Vollkommnen, klügeln sie das Bild von dem Ende mit Schrecken aus, das sich die Urteilslosen so gern vorführen lassen.

Den Braven, den Objektiven und den Rechnern ist Eines gemeinsam: ein tiefes Mißtrauen gegen alle Idealisten, auf die sie von überlegner Höhe als auf Träumer und Wolkenkuckucksheimer herabschauen, und ihr Spott auf alles, was nicht Wirklichkeit- und Tatsachenmensch ist, sichert ihnen in den Dutzendmenschen, die fürchten, nicht für voll genommen zu werden, eine stattliche Gefolgschaft.

Nun, ich bekenne mich fröhlich als Idealist. Denn der Idealist ist nicht, wie die Dunkelmänner gern sagen, ein Mensch, der den Kopf im Sand verbirgt, sondern er sieht die Wirrnis und den Plunder des Flachen und Gemeinen wohl und schätzt beides ein. Aber er scheidet zwischen dem Schein der Dinge und ihrem Wesen, zwischen Vergänglichem und Bleibendem, zwischen Zeitlichem und Ewigem. Und er besitzt die Kraft des Dennoch: Er glaubt an die siegende Macht des Guten trotz allen Vergewaltigungen. Er weiß, daß die Zukunft eines Volkes letzten Endes nicht von seiner Politik und einer wirtschaftlichen Ertüchtigung getragen wird, sondern von der Leuchtkraft und Pflege seines Ideals. Hervorragende Männer können als Kaufleute, Industrielle und Landwirte in fruchtbarster Weise wirksam sein — wenn die Heger des Lichtgedankens in den Schulen, auf den Kanzeln, an den Schreibtischen erkalten oder erstarren, ist es vergebliches Tun: Kein Mensch und kein Volk lebt vom Brot allein; kein Stratege siegt, wenn seine Krieger nicht den Willen zum Sieg in sich tragen. Daß aber die tiefste Not das Keimbett eines Ideals ist, das sieht nur der Glaube.

Wißt ihr nun, was der Glaube an Deutschland bedeutet? Er ist mehr als ein Schauen und Wahrsagen, er verpflichtet zu bewußter Arbeit.

Er ist heute nötiger als Kolonien und Kohlen- und Erzlager, nötiger als Waffen und Munition. Dies alles und mehr würde in der Hand von Männern, deren Seele in der Hoffnungslosigkeit welkt, zu einem Nichts werden. Aber ein Bruchteil unsres



einstigen Besitzes wird genügen, uns Geltung zu verschaffen, wenn die Seelen für Deutschland brennen. Der Glaube schafft das Ideal, das wir gebrauchen: Die Rüstung des innren Menschen.

Gewiß, uns nützt kein Glaube, der wie ein lauwarmes Wässerlein plätschert, sondern nur einer, der wie Hammerschlag Felsen zerreißt! Zuviel ist da, das bange machen kann und den Zweiflern rechtgibt. Der härteste Widerstand war einst für Armin nicht der Römer Varus, das war der Germane Segest.

Meint ihr, wir kennen die Abgründe nicht, die vor uns klaffen und aus denen es bösartig heraufschwelt? Was wollt ihr nennen, das ungezügelte Treiben des Brudermörders Kain, der sich wieder als Herr der Straßen und Nächte fühlt, oder den ekelerregenden Lebensmittel- und Stellenwucher schmutziger Krämerseelen? Die Hilflosigkeit der Geistesmächtigen, denen es an Kraft und Sehnsucht fehlt, oder das bubenhafte Gebaren sogenannter Volksvertreter, deren Tollheit unsres Reiches Bühne zum Schandpranger machte? Die Verhöhnung aller Güter, die unsre Menschenwerdung adelte, die Mißachtung des Wertes der Arbeit, die Zersetzung des Spar- und Erwerbssinns, die frevelhafte Zersprengung von Familie und Ehe, die Sittenlosigkeit, deren Aussatz den Volkskörper zerfrißt, oder die Thronbesteigung der Schwäche, die ohnmächtig diesem Elend zuschaut?

Nennt ihr mir dies, ich weiß noch mehr, etwas, das übler ist als das Übel: die Gleichgültigkeit, die feiert und lärmt und sich erfrecht, als habe kein Krieg uns zerfleischt und keine Volksspaltung unsre Schwären vergiftet.

Wer die Bilder der bekanntesten Wochenschriften durchblättert, oder gewisse Straßen westlicher Großstadtviertel durchwandert, oder das Treiben in den Bädern und Genesungstätten beobachtet, der kennt die größten Hemmnisse unsrer Aufwärtsentwicklung: die Gesellschaft, in der geflirtet, gespielt, gelacht wird; Frauen, deren Art sich zu kleiden schon eine Preisgabe ist und deren buhlerisches Gehaben Unterhaltungsstoff für Kellner, Knetmeister und dienende Mädchen ist; mehr oder minder ernsthafte Glücksritter. Man sagt sich: Das ist ein Eitelkeitsmarkt, der ist überflüssig, leer wie Schaum der Wasser, reif für das Gericht, weil sein gespreiztes Gebaren der Schrittmacher alles Unheils war, das Deutschland kreuzigte.

Das alles weiß ich, und ob mich auch diese seelenlosen Larven eines Totentanzes verdrießen — dennoch und trotzdem glaube ich! Denn ich kenne außer diesem Treiben der Dreiviertel- und Viertelmenschen, das den Pessimisten verdüstert, etwas, dessen Gehalt es reichlich aufwiegt. Ich weiß von den heimlichen Opfern darbender Väter und Mütter; von Studenten, durch deren Jugenderinnerungen Hunger und Frost und Arbeit in Bergwerksschächten immer wie Schatten huschen werden; von Jungmannen und Mädchen, die schaffen, ohne nach dem Lohn zu fragen. Ich weiß um Wunden, die des Nachts aufbrechen und am Tage von einem müden Lächeln bedeckt sind, von Gebeten, die von sorgenzerwühlten Lagern ausgehen; von Leuten, die nicht schlafen können, weil Deutschland leidet. Das sind Kraftquellen, die im Verborgenen rieseln. Und auch das sei nicht vergessen, um das alle die wissen, deren Gatten und Söhne in fremder Scholle ruhen, daß die Stimme des geopferten Blutes unablässig schreit. „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf der Erde leben.“

Die Zahl derer, die für Deutschland bewußt leben und starben, ist sehr groß. Aber wäre sie auch viel geringer, als sie sich darstellt, ja wäre sie im Verhältnis zu der dem Abgrund zurollenden Lawine nur senfkornklein — — sie bedeutete doch mehr. Denn sie birgt Lebenskeime, während jene machtlos in das Nichts zerstäuben wird.

Ich sehe die praktischen Leute lächeln: Was soll uns etwas wie der Glaube! Ihnen sei es gesagt: Ich achte den Glauben gering, der nur Trost ist und keine Tat wirkt! Mir ist Glaube Wille und zielsichres Wirken im höchsten Sinn, eine Kraft, die Leben weckt. Der Glaube an Deutschland muß sich auswirken in der Liebe.

Ach, was weiß eine entgötterte Zeit noch von Liebe! Die sogenannte Halbwelt verfälschte das Wesen der irdischen Liebe, die dem Schein opfernde wirkliche Halbwelt das Wesen der himmlischen. Die Liebe, wie sie aus dem Glauben an Volk und Heimat hervorgeht, tut sich nicht genug, indem sie tränenselig rührende Lieder singt. Auch an Biertischen, wo man politisiert, ist sie nicht daheim, und nicht in den Teestunden einer parfümierten Gesellschaft, die schöngeistige Einfälle prägt. Die Liebe, die ich meine, umfaßt mit starker Hingabe alle Ewigkeitwerte des Volks, und weil sie nicht blind gegen seine Mängel ist, fordert und verlangt sie, schlägt auch zu, wenn Wechsler und Krämer die Schwelle des Heiligtums verunehren. Vor allem aber: Sie ist fähig und bereit zu opfern. Denn sie weiß, daß Völker nur gesunden, wo Menschen an sich arbeiten. Patriae in serviendo consumor.

So ist Entwicklung der Persönlichkeit im Dienst an dem andern das, was der Glaube tätigen soll. In dieser Weise um die deutsche Seele ringen, ist das Gebot des Tages und jeder soll ihm gehorsamen, der sich bewußt deutsch nennt. Aber wie geschieht solches?

Da sind junge und ältere Männer auf Wohnungs-, Steuer- und Krankenämtern, denen ein vorzeitiger Beamtendünkel die Begriffe von Lebensart verwirrt hat. — Seht einmal hinter den zerknitterten Angesichtern derer, die euch um Rat fragen, die Lasten von Sorgen, die die Falten gruben, und ihr werdet weniger grob auf sie einfahren! — Nervosität? Deutschland ist eine große Wunde, und man schlägt die Bluter nicht.

Ihr Handwerker und Kaufleute, die ihr Unentbehrliches mit unerschwinglichen Preisen belegt! — Gesunder Egoismus? Die Selbstsucht ist unter allen Umständen gemein; heute ist sie fluchwürdig.

Ihr Häuptlinge und Fähnchenträger einer Partei, die ihr die Volksgenossen nach Stichwort und Losung einteilt und bewertet, wie eng sind zumeist eure Grenzen! — Gesinnungstüchtig? Es gibt nur eine Gesinnung: Für Volk und Vaterland! Wer nicht für sie ist, der ist wider sie. Achtung vor dem Menschen, das sei eine Liebebetätigung, und Würde, das sei die andre.

Und ihr, die ihr Recht nach Gesetzen sprecht, die nicht dem Rechtsbewußtsein des Volks erwuchsen, schaut nicht ängstlich zur Seite, wo die Gewalt sich breit macht. Noch heute trägt die Justitia die Binde. Richten nach dem, was in uns ist, trotz allem Murren dessen, das draußen umgeht, seht, auch das ist Liebe.

Und ihr geistigen Lehrer vom Lehrstuhl und von der Kanzel, seht ihr den neuen Morgen, der über unsern Weinbergen rötlich heraufsteigt? Pflückt die Trauben und keltert, doch hütet euch, den Most in eure alten Schläuche zu füllen. Denn ob auch

die Früchte, die eine Notzeit reifte, herbe schmecken — der junge Wein wird brausen wie keiner. Es wird ein trefflicher Jahrgang sein, dessen Glut sorgfältig gepflegt und mit Vorsicht genossen sein will.

Und ihr andern? Deutschlands Not wirbt um alle. Geht aus und ringt um die deutsche Seele. und dieses Ringen soll eitle Hingabe und Opfer sein an Zweiflern und Müden, an Verlorenen und sich Verlierenden. Es soll ein Dienst sein an jedem Glied des Volks, und in jedem Gruß und in jeder helfenden Tat soll der Gedanke schwingen: Auf daß Deutschland lebe!

Viele sind da, die es tun; viele, die bereit sind. Aber nach alter deutscher Weise flattern die Fähnlein der Aufrechten zerstreut aus getrennten Dachluken: Hie Stuttgart, hie Jena; hie Elmau, hie Darmstadt! Lauter Zweige, mit denen der Wind spielt, aber kein Bündel.

Es soll die Stunde schlagen, die alle eint, die an Deutschland glauben. Sie müssen trotz aller Verschiedenheit zusammentreten und ihre Hände zu einem Knoten legen, den keine Macht der Welt lösen kann.

Es sollen Menschen sein, die sich ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht, Alter und Art und Bekenntnis finden. Keine Partei, kein Scharen unter einem Namen, aber geeint durch den Geist und die Pflicht, unsrer geschändeten Mutter Erbe zu retten. Wir bedürfen keines Feldgeschreis und keines Symbols. Denn die Losung ist uns gegeben: Auf daß Deutschland lebe! Und der Name ist uns gegeben: Die an Deutschland glauben!

Sie sollen ihr Werk treiben, indem sie den deutschen Menschen schaffen, und an sich selbst sollen sie beginnen. Ihre Reife soll sich vollziehen nach ungeschriebener Forderung in Geduld und Mäßigung, in der Absage an Dünkel und Prahlerei, aber im Stolz auf die Armut, die uns das Schicksal beschied.

Sie sollen den deutschen Menschen in ihrer Umwelt wachrufen, sei es in Küche oder Keller, in Schreib- oder Werkstatt, auf der Straße oder dem Feld. Haß und Verachtung gegen Selbstsucht und Scheinwesen, gegen Verrat und Preisgabe, aber Güte gegen alle, die heimkehren.

Sie sollen Hüter des Heiligen im Menschen, in den Wäldern und über der Erde sein, sie sollen die Ehrfurcht hegen, die „des Glaubens Wurzel ist“. Denn auch Deutschland ist eine Offenbarung Gottes, und ohne diesen ist jenes nichts.

Sie sollen endlich die alten Weis- und Heiltümer des Volkes aus den verschütteten Brunnen heben, denn da wir sie verloren, wurden wir die Anbeter des Fremden. Uns aber ziemt nur zu tun, was unserm Wesen gemäß ist; dann allein werden wir von der Leprose fremder Laster und Süchte genesen.

So soll es sein und so wird es werden, wenn alle, die an Deutschland glauben, sich zusammenschließen. Immer begannen die Zukunftstarken in Deutschlands Notzeiten die äußren Schäden des sturmverwüsteten Baues zu bessern. Aber mit Gesetzen und Ordnungen allein ist es nicht getan, denn die Risse nothafter Zeiten spalten auch den Baugrund. Erst dann wird Deutschland seine Berufung erfüllen, wenn sein Volk bewußt deutsch ist. Darum muß der Glaube, der Wille und Tat ist, den deutschen Menschen schaffen.

Noch ist Saatzeit; wann wird die Ernte reifen?

Der alte Barbarossa

Von Hans Benzmann

Ihr kommt um das eine doch nicht herum:
es sitzt einer im Kyffhäuser und wartet stumm,
es ist nicht der alte, nicht ein neuer Herr,
der uralte Kaiser von Deutschland ist er:
der alte Barbarossa!

Und um das andere komm' ich nicht herum:
ihr seid wie die Kinder hilflos und stumm,
wie Knechte seid ihr verworren und wild,
wenn ihr verleugnet das strengmilde Bild,
den alten Barbarossa ...

Und ihr lacht mich aus und scheltet mich dumm,
altbacken romantisch, das bringt mich nicht um.
Natur ist Natur, und ich weiß, was ich weiß:
er macht euch die Herzen einst wieder heiß:
der alte Barbarossa!

Ich weiß, wie es war und wie es wurd',
ich habe damals wie heute gemurrt, —
und ihr? ... ihr habt damals wie heute geflucht, —
und es ist, als ob jeder jetzt heimlich was sucht —
den alten Barbarossa ...

Denn ihr wart wie Löwen mit ihm einst kühn,
eine Kraft wart ihr und ein magisch Glühn,
er führte euch hart und unsichtbar,
als euer der Sieg und das Weltall war,
der alte Barbarossa!

Die Erscheinung versank, der Mensch ward hohl,
die Welt ward des Unsinns trübes Symbol,
es wimmelt in Tiefen unheimlich Gezwerg,
und die Raben umfliegen wieder den Berg,
o Kaiser Barbarossa —

„Im unterirdischen Schlosse hält er verzaubert sich — —"
Laßt gehen mich, laßt trauern mich,
mein Gram ist groß, die Zeit ein Graus —
ein Lied klingt aus ... hebt an? ... klingt aus? ...
das Lied vom Barbarossa ...

Hebt an und klingt gar mächtig aus:
„Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit
und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit!"

Der Königsadler

Von Kurt Siemers

Über Zorndorf standen dicke Qualmwolken unbeweglich in der Luft; Flammen flogen spitz und gelb aufschießend aus brennenden Scheunen und Kornböden in den schweren Augusthimmel.

Der König machte einen schmalen Mund, und seine Nase hatte schärfer aus dem Gesicht als sonst.

Reiterlose Russenpferde, blutbespritzt und verwirrt, galoppierten wie unsinnig mit geblähten Nüstern und bebenden Flanken in die preußischen Schlachtreihen hinein.

Das vorderste Treffen der Russen war von den Preußen niederkartätscht und zusammengehauen worden. Unter ihrem Seydlitz hatte sich die preußische Kavallerie so verwegen geschlagen, daß die Russen meinten, es führen böse Dämonen unter sie. Sie hatten ihre Gewehre umklammert und sich zusammenhauen lassen bis auf den letzten Mann, ohne von diesen preußischen Teufeln Pardon zu verlangen.

Vor der preußischen Front schwärmten die kosakischen und kalmückischen Reiter wie Stechfliegen um ein Aas. Ihre Anführer wirbelten auf kleinen Zottelpferden fahnenschwingend vor den Grenadierbataillonen des Königs vorüber. Je nachdem sie die Fahnen schwenkten, brausten die Steppenreiter hinter ihnen nach links oder rechts an den feindlichen Reihen vorüber.

Die schwarzen Husaren, von der Wucht russischer Reitermassen langsam zurückgedrängt, waren erbittert über dies moskowitische Geschmeiß; aber sie konnten ihr eigenes Schimpfen nicht hören, denn die Erde bebte und barst unter dem Donner der russischen Kanonade.

Die preußischen Füsiliere spähten nach ihrem König aus.

Wie Adlerschrei stieß sein kurzer Zuruf aus nächster Nähe unvermutet auf sie herab. Sie erkannten ihn nur an der Stimme; sein Antlitz war unkenntlich geworden vor Schwärze und Pulverdampf. Sie sahen an ihm keine Orden, nur das Silber seiner verblichenen Feldbinde leuchtete matt.

Die königlichen Pagen blicken unauffällig zueinander hinüber. In ihren Kinderaugen steht Unbegreifen und verborgenes Entsetzen, Angst um das Leben ihres Königs.

Friedrich läßt ein Fahnentuch über seinem Haupte wehen. Der Dreispitz fliegt ihm vom Kopf; flüchtige Infanteristen haben, in ihrer Angst zurückweichend, daran gestoßen. Der König sieht ihnen groß in die flackernden Gesichter. Sie stutzen, erschrecken: Der König! Sein kalter Hohn übergießt sie wie ein ätzendes Wasser:

„Vor den Kanaillen habt ihr Kerls die Hosen voll — —

Dem Dohna seine Leute sind keinen Schuß Pulver wert!“ Der König ruft es verächtlich seinem Adjutanten, dem getreuen Oppen, zu.

Den Fliehenden brennt Scham aus den wirren Zügen; sie kehren sich zögernd wieder dem Feinde zu und stehen.

Die Fahne hoch in der Hand, stürmt der König nach vorn; die Bataillone Wedel-Kalckstein, Forcade, Asseburg, Prinz von Preußen hinter ihm drein.

Die Welle der Flüchtigen verebbt. Die Füsiliere des Prinzen von Preußen sind

wieder mit dem Feinde handgemein. Ein schwarzer Husar führt sorglich seinen Leutnant aus dem Gefecht zurück. Rote Blutstreifen zeichnen die Fährte. Der Husarenoffizier beißt totenbleich die Zähne aufeinander: die Kugel eines russischen Sechspfünders hat ihm die linke Hand und den Schenkel mitgenommen. Friedrich faßt den sterbend vorüberreitenden Leutnant scharf ins Auge:

„Herr Rittmeister, ich sehe, Sie sind schwer blessiert. Da, nehmen Sie mein Sacktuch zum Verbinden!"

„Majestät, ich brauche kein Avancement und keinen Verband mehr, — aber ich bin zufrieden, daß wir die Bataille gewinnen!"

Der König nimmt feierlich, als stünde er vor einem offenen Grabe, den Hut vom Kopfe und hält ihn in der Hand, bis der sterbende Offizier vorüber ist. Kugeln werfen um ihn spritzend das Erdreich in die Höhe. Die Kanonen donnern wieder, daß man meint, die Erde müßte einstürzen. Neben dem König sinkt einer der Pagen lautlos zusammen ...

Mit einer halben Linksschwenkung sind die Füsiliere Kalksteins und Forcades gegen eine Höhe vorgedrungen. Sie sehen dort die toten Feinde in Reihen wie hingemäht liegen, drei Glieder tief. Ihre Anführer hatten ihnen gesagt, sie müßten am lichten Galgen baumeln und kämen zudem in die Hölle, wenn sie sich nicht bis zum äußersten schlügen.

„Viktoria! Viktoria, es lebe der König!" rufen die vordersten Preußen. Friedrich ist ihnen hart auf den Fersen: „Kinder, ihr ruft zu früh; ich will's euch gönnen, wenn dazu Zeit ist!"

Ein Hall von tausend Trommeln verschlingt die Worte des Königs. Zehn russische Bataillone ziehen auf wie zur Parade. Über den Trommelschlag hinweg hört man das Schrillen der Querpfeifen. Friedrich wendet ihnen schweratmend den Blick entgegen und deckt die schmerzenden Augen mit der Rechten. Die lange Front herunter blitzen die russischen Patronentaschen in der grausam hellen Augustsonne, die über dem Schlachtfelde die Luft flimmern macht.

Bumm ... Bumm! — Die Russen schießen wie verrückt mit Kartätschen in Feind und Freund hinein. Die russischen Füsiliere fallen wie gesichelt. Aber im Augenblick schließen sich auch die Lücken wieder, und die Massen der Leiber quellen nach vorn, wie Rauchschwaden durch den Schornstein.

Am rechten Flügel ballen sich die Kämpfenden zu staubumwölkten Knäueln. Vom Regiment Normann stürmt ein Offizier heran und ruft nach dem König: „Zwei russische Bataillone bitten um Pardon!"

Dem Könige steht ein Bild aus dem verbrannten Küstrin vor Augen: Erschlagene Kinder, verstümmelte Greise, Häuser in Schutt und Trümmern —

Sein Blick wird hart, er schüttelt mit dem Kopf: „Nein!"

* * *

Auf dem linken Flügel gleiten die Preußen aus; der Boden ist glitschig von Blut.

Die Russen sterben wortlos, ihre Heiligenbildchen küssend. Man hört kein Wimmern, keinen Schrei bei ihnen.

Auf der anderen Seite, wo der König steht, gewinnen die Russen in zähem Ansturm von neuem Boden. Man sieht den König in der vordersten Linie. Auch der

zweite Page hinter ihm sinkt mit zerschmetterter Kinnlade neben dem aufbäumenden Handpferd hin.

Jede Terrainwelle scheint ein Schoß zu sein, der neue Feinde gebiert. Verzweifelt schlagen sich die preußischen Infanteristen. Des Königs Fahne sehen sie über sich wehen. „Noch fünf Minuten, Kinder, die Kavallerie macht uns Luft, paßt auf!"

Über gelben Feldern brennt und glüht Sonne. Die Augen schmerzen. Die Russen zielen nach diesem tollkühnsten brandenburgischen Fahnenträger.

„Wasser, für jeden einen Becher Wasser — und Kavallerie in der russischen Flanke", denkt Friedrich und wischt sich den dicken, mehltrockenen Staub aus dem Gesicht.

Was ist das? Kavallerie? Der König reißt die schwergewordenen Augenlider mit Gewalt hoch: dunkelgrüne Monturen, breite Nasen, Schlitzaugen. Kalmücken, Tartaren, Kosaken ... der Feind!

Sechs oder sieben Preußen scharen sich verzweifelt um ihren König, todmüde, keiner ohne Blessuren. Das ist das Ende? Dem König fällt eine Ode ein, die er vor mehr als zehn Jahren geschrieben hat:

„Sibirien gebiert den Bienenschwarm Barbaren,
Des kalten Nordlands Dolche stehn zum Stoß;
Ich sehe sie vereinigt, Kaspier und Tataren ..."

Sie umkreisen ihn. Einer, mit schielenden Augen, schießt sein Pistol auf ihn ab. Tatarischer Hund, du! Der treue Oppen rennt ihm den Degen in den Bauch. Die Russen fallen zu Haufen über ihn her; er sinkt in sein Blut. Die letzten Preußen drängen ihren König mit Gewalt aus dem Getümmel.

„Seydlitz! — Wenn jetzt, in den nächsten Sekunden Seydlitz käme! — Nichts! — Es scheint an der Zeit zu sein, sich wie ein Cäsar sterbend in die Toga zu hüllen ... Noch nicht, bei Gott, noch nicht!"

Friedrich hat die Fahne sinken lassen und den Degen mit dem goldenen Griff gezogen. Seine Augen leuchten, weit, groß und kühn, zwei strahlende Sonnen über Sommerhimmel; ein Gewitter lauert dahinter, ein verborgener Blitz, der den Unvorsichtigen tötet.

Einer der Russen schnellt gegen den preußischen Anführer, Gier und Rausch im Blick.

„Kanaille", sagt der König eisig und sieht ihn groß an.

Des Königs Blick nagelt den Andringenden auf den Fleck und lähmt ihn.

„Zar Bjurkut!" Diese gurgelnd herausgestoßenen Silben ziehen einen magischen Zauberring um den König.

„Zar Bjurkut!" — die Russen murmeln es nach und werfen sich nieder, die Stirnen in den Staub grabend.

In dichtem Haufen scharen sie sich scheu um den feindlichen Anführer, der sie gelassen betrachtet. Ein bärtiger Kalmück nestelt sein Amulett vom Halse und legt es vor dem König nieder.

Ein dumpfes Brausen füllt plötzlich die Ebene. Man sieht die weißen Monturen der Kürassiere durch Wirbel und Wolken Staubes. Die russischen Dragoner werden in wildem Anprall geworfen.

Der König atmet tief auf: Seydlitz hat ihn gerettet. Frische preußische Infanterie

bricht hinter Dohnas geflüchteten Reihen hervor. Ein preußischer Oberst saust wie Wetter und Blitz durch den Kreis der Russen um den König.

„Meine Gefangenen, Herr Oberst, sie sind von mir aus pardonniert."

Friedrich wendet sich den herankommenden Preußen zu: „Ist keiner hier, der den Dolmetscher machen kann?"

Vom Bataillon Lattorf springt ein Kapitän vor: „Sire, ich bin Kurländer!"

„Warum haben mich diese da nicht gefangen oder getötet?"

Der Preuße redet barsch auf die Russen ein, die wie eine Herde geduldiger Tiere beieinandergedrängt stehen. Ihre wilde, barbarische Sprache schwillt ab zu einer sanften, fremden Musik.

„Sire, es sind Kalmücken, Baschkiren, Kirgisen und andere tatarische Völker unter ihnen. Bis nach Asien hinein spricht man in ihren Jurten und Zelten von Bjurkut, dem mächtigen weißen Königsadler, der nach ihrem Glauben alle hundert Jahre über die Steppe fliegt. Er ist ihnen ebenso heilig, wie die weiße Eule Tumana. Wer seine Hand gegen Eule oder Adler hebt, den verschlingt der Drache Luu Chan."

„Was hat das mit meiner Person zu tun?"

„Die russischen Steppenvölker nennen Eure Majestät den Zaren Bjurkut, was soviel bedeutet als: der heilige Königsadler oder Adlerkönig. Sie sagen, daß der brandenburgische Zar gekommen sei, die Welt zu erobern."

„Woran haben mich diese Leute erkannt?"

„Am Blick, den sie nicht ertragen mochten." —

Der König dankt durch ein Kopfnicken: „Man soll die Gefangenen gut bewachen und ihnen volle Portionen Menage austeilen. Wer von ihnen mit Beutestücken aus meinen schlesischen Landen betroffen wird, wird sofort gehenkt."

Über die zerstampften Felder hinweg geht des Königs Blick. Der siegreiche Seydlitz hat sich von der geflohenen russischen Reiterei gelöst. Die preußischen Kürasse funkeln weithin.

Die schwere Brandwolke steht noch über Zorndorf ...

Die unbesiegbare Seele

Von Heinrich Gutberlet

Deutsche Seele,
Du bist ewiger Wunder Gottes voll!
Wandle in dunkelster Nacht,
Heller erstrahlt dein Licht!
Beugt dich zur Tiefe die Not,
Höher steigst du zu Gott!
Blute in bitterstem Schmerz,
Heilen wirst du die Welt!
Bleibe stark, Seele, bleibe stark!
Unbesiegbar bist du —
Wenn du dich selbst nicht verlierst!

Neues vom Dichter des „Ekkehard"

Mitgeteilt von Professor Dr. Werner Deetjen

Die Weimarer Landesbibliothek besitzt in ihrer reichen Handschriftensammlung zwei schöne Briefe des jungen Scheffel aus der Zeit, da er den „Ekkehard" schrieb, Briefe, die wert sind, unsern Lesern mitgeteilt zu werden. Sie stammen aus dem Nachlaß des Malers Ernst Willers (1804—1880), an den sie gerichtet sind.

Der Oldenburger Willers, ein Schüler Schirmers, war Scheffels Lehrer geworden, als dieser 1852 nach Italien ging, um Landschaftsstudien zu zeichnen. Er wurde auch das Haupt jener Künstlerkolonie in Albano, in der Scheffel eine so köstliche Zeit verlebte. Zu ihr gehörten außerdem der Historienmaler Eduard Engerth mit seiner jugendlichen Gattin, der Porträtist Hollpein, die aus der Düsseldorfer Schule stammende Amalie Bensinger, der Berliner Schlegel, der Holsteiner Lorentzen und Scheffels gelehrter Landsmann Dr. Braun. Im Herbst fanden sich dieselben in Olevano zusammen, und dort entwarf Varoni für das Künstleralbum im Wirtshaus eine Porträtskizze Scheffels. In diesem Kreise bewährte sich Scheffel als glänzender Erzähler, und so rieten ihm die Freunde, da es ihm mit dem Malen nicht recht glücken wollte, sich als Dichter zu versuchen. Es entstand der liebenswürdige „Trompeter von Säkkingen", der Scheffels dichterischen Ruf begründete.

Auf Wunsch des gestrengen Vaters mußte Scheffel im Herbst 1853 wieder in die badische Heimat zurückkehren; aber den ihm aufgedrängten juristischen Beruf vermochte er aus tiefer Abneigung nicht wieder aufzunehmen. Um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und womöglich die Mittel zu einem neuen Aufenthalt in dem heißgeliebten Italien zu erwerben, wandte er sich im Frühling 1854 einer neuen Dichtung zu: es war der „Ekkehard".

Davon berichtet der folgende Brief, der uns bezeugt, daß Scheffel, während er sein Meisterwerk schuf, immer noch dem Wahne lebte, für die Malerei und nicht für die Poesie bestimmt zu sein.

* * *

Karlsruhe, den 31. Oktober 1854.

Teurer Meister Willers,
Viellieber alter Freund,

Sie haben recht, wenn Sie mich zu den Verschollenen zählen — der ich seit länger als einem halben Jahr kein Lebenszeichen mehr von mir gab. Und es sieht fast wie Undankbarkeit aus, wenn einer den römischen Freunden, mit denen er so prächtige Tage verlebt hat, auf ihre lieben Briefe nicht sofort wieder antwortet. Aber bei mir hat's einen andern Grund. Etlichemal habe ich die Feder angesetzt — aber es war mir unmöglich, zu schreiben, der Gedanke an Italien hat mir Herzweh gemacht — es ist mir zumut wie einem, der am Grabe der Geliebten sitzt, wenn ich aus der dicken deutschen Luft zurückdenke an den weichen, goldenen Himmel der Campagna, an den Glanz und die Pracht des Gebirges und an die lieben, frischen Menschen, mit denen mich mein Lebensweg zusammenführte. Ein kranker, augenleidender Mensch habe ich damals Varonis Briefe von der sizilianischen Fahrt und Schlegels Schilderungen von Ischia und Ihre freundlichen Zeilen gelesen — und wieder gelesen — und wäre am liebsten mit Flügeln der Sehnsucht zu Euch allen geflogen und hätt' Euch umarmt — als Antwort. Aber der Weg ist weit, und die Alpen sind hoch, und das Geld ist rar. Und daß ich betrübt bin, daran ist eigentlich die Entfernung von Italien weniger schuld, als zugleich die Entfernung von der Kunst, die mein Lebensglück zu machen bestimmt war und mir wieder aus den Armen gerissen ist. Ich sehe

immer mehr ein, daß ich dazu hätte kommen müssen vor acht, vor zehn Jahren, wo der Arm keck und das Herz mutig ist. — Dann etliche Jahr' vor Eichen und Berge und Felsen gesessen und gezeichnet und gemalt, daß die Haare vom Kopfe geflogen wären — und ich wär' ein Kerl geworden, der sich kecklich unter Ihre Schüler hätt' rechnen können und zuletzt auch es zum leidlichen Meister gebracht hätte. Verhältnisse, anderer Lebensberuf, die verdammte Wissenschaft, mit der nichts anzufangen ist, und die mir doch in den Knochen steckt, haben den kurzen Anflug, den ich unter Ihrer Leitung genommen, unterbrochen — itzt steht meine Mappe mit den römischen Studien verspinnwebt in der Ecke, und ich möcht' weinen oder mich selber auslachen, wenn ich sie ansehe, denn es ist nichts weiteres drauf gefolgt — und ich sitze am Schreibtisch und schreibe Bücher, während mir jede Faser meines Selbst sagt, daß ich besser täte, vor der Staffelei zu sitzen und zu malen — und alles ist wie ein Traum. Sobald ich's aber machen kann, schnür' ich noch einmal meinen Bündel und komm' zu Euch nach Rom — in diesen kleinen deutschen Städten, wo die Menschen um so hochmütiger herumlaufen, je unbedeutender sie sind, wo die freie Regung des Herzens erstickt im Qualm der Rangstufungen, künstlichen Ehrgeizes und kleiner Intrigen, ist's eine betrübte Existenz für einen, dem die Offenbarung des Schönen im Gemüt aufgegangen ist — und ich hab' den dummen Streich gemacht und hab' mein lustig Büchlein vom Trompeter hinausgehen lassen in diese Welt, da kommen auf einen gutmütigen Gesellen, der's versteht und seine Freude dran hat, zwanzig Esel, die ihren Spott damit treiben und einen Poeten für einen unbrauchbaren zwecklosen Menschen halten: da ist die Erquickung spärlich zugemessen, und wenn ich nicht, Gott sei Dank, noch hie und da herzlich über allen Blödsinn der Welt lachen könnte, so möcht' ich's oft fast selber glauben, ich sei ein törichter Kerl.

Da ich weiß, daß Sie mir in Freundschaft zugetan sind, will ich Ihnen kurz erzählen, wie mir's seither erging. Vorigen Winter lag ich krank in Heidelberg. Die Augenentzündung hat vier Monate gedauert, wurde mit Höllenstein vertrieben, aber wie sie geheilt war, waren meine Nerven so leidend, daß mir das Knarren eines Wagens auf der Straße weh tat, und Bücher und Gelehrsamkeit und alles ekelte mich an. Zum Glück weiß ich, wo der Mensch noch gesund werden kann, wenn alles fehlt: Draußen bei der alten, ewig jungen Natur. Da packt' ich eines Tags meinen Ranzen und fuhr hinaus an unsern Bodensee, dort steht im Hegau ein schroffer, basaltischer Berg, der die Trümmer der Festung Hohentwiel trägt, und ein rechtschaffenes Bauernwirtshaus, das ein schwäbischer Schultheiß hält, dabei. Dort hab' ich mich einsam eingenistet und bin meist auf den Bergen herumgestrichen und hab' hinausgeschaut in die Ferne — die Landschaft ist in ihrer Art wunderschön —, über der Linie des Bodensees steigen in nebligem Duft die schneeigen Gipfel der Alpen empor, weiter vorn platte Bergrücken längs des Rheines — hohe einzelne Felskuppen im Mittelgrund —, Tannenwälder und schöne Terrains umher: Aug' und Herz war zufrieden, und die Bauern dort, die mich lang verwundert anschauten, sind auch gute Freunde zu mir geworden. In dieser Frische hab' ich ein neues Buch ausgesonnen (denn mit der Schreiberei muß ich mir gegenwärtig den Lebensunterhalt erstreiten), hab' dann den Sommer in meiner Dachstube zu Karlsruhe dran weitergearbeitet, und wie ich's in den gradlinigen Straßen und unter den zugeknöpf-



ten Menschen nicht mehr aushalten konnte, bin ich noch einmal fort in die Schweiz, in Kanton Appenzell — und hab' mich so etwa viertausend Fuß über dem Meer festgesetzt in einer Einsiedelei, die heißt Wildkirchlein, in schauerlicher Felswildnis. Dort war's wahrhaft wild, die Hütte an ungeheure Bergwand angebaut, gegenüber die schneebedeckten Häupter des Säntis und anderer Riesen, zur Tiefe hinab ein grauer Alpsee — und überall tiefe Einsamkeit, nur unterbrochen durchs Hirtenhorn der Sennen oder den Schrei der Raubvögel. . . .

Aber zu lang läßt sich's ohne befreundete Menschen in diesen steilen Linien auch nicht aushalten. Ende September zog ich wieder heim. Ich wollte, die Gesellschaft von Albano wär' eines schönen Sommertags dort oben im Appenzeller Gebirg versammelt gewesen, um über den Gegensatz der italienischen Natur und der Alpenwelt ihr Gutachten abzugeben. — Jtzt sitz' ich in Karlsruhe im elterlichen Hause, in Arbeit vertieft — aber alles freut mich nicht, wenn ich an Zeichnen und Malen denke. Hier ist von Kunstleben einiges, aber nicht viel. Der Regent will eine Kunstschule begründen und hat den Professor Schirmer berufen, den Sie wohl kennen; er wird viel Schwierigkeiten zu überwinden haben, wenn die Sache was werden soll. Ich habe seine Bekanntschaft gemacht und viele sehr schöne Studien aus Italien und Frankreich gesehen, er arbeitet auch sehr viel mit Kohle. — Die großen Fusains haben mich lebhaft an die Ihrigen von der Galerie zu Albano erinnert, es läßt sich eine weiche, feine Stimmung mit den Kohlentönen anbringen, die der Malerei fast gleichkommt. Auch zwei große Bilder vom Splügen hat er gemalt und ausgestellt — und ist guten Muts, daß alles gelingen wird.

Von jungen Malern ist ein großes Talent hier, Feuerbach, der in Art und Geist von Paul Veronese mächtige Bilder im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts malt, — sein Name wird später sicher noch berühmt. —

Aber ich spreche nur von Deutschland und mir selber und vergesse ganz zu fragen, wie's in Rom und mit den römischen Freunden steht? Lieber Gott! Wenn ich da anfange zu fragen, nimmt's kein Ende, denn ich weiß von allen soviel wie nichts. Von Engerth hab' ich im Kunstblatt gelesen, daß er Direktor der Akademie der bildenden Künste in Wien geworden, ich werde ihm dieser Tage gratulieren. Es ist ein beneidenswertes Glück, durch die Kunst zugleich auch eine glänzende Lebensstellung zu erringen — und ich habe lachen müssen beim Gedanken, daß z. B. wir beide, Sie und ich, in Wien anrückten und einen Besuch machen wollten und ein galonierter Diener hält uns an der Treppe an: „Ich werde Sie der Frau Direktorin melden" und meldet, es seien ein paar fremd aussehende Menschen draus — und wir verbeugen uns tief: „Herr Direktor, Frau Direktorin, wir haben die Ehre" usw., bis plötzlich der alte herzliche Ton von Albano wieder aus uns allen spricht, und das Herz vergnügt schlägt bei der Erinnerung an vergangenes Glück. —

Hollpein hab' ich mir vorgestellt, wie er in Odessa ein Atelier bewohnt und vor einer neuen Judith sitzt und die Bomben der französischen Flotte fliegen ihm in die Stube und schlagen ihm Palette und Staffelei und Judith oder Medea in Trümmer — Gott weiß, wo ihn die Stürme der Zeit hin verschlagen haben.

Und ob mein herzlieber Giovanni Varoni noch in Rom unter Ihren Fittigen arbeitet, ist mir ebenfalls unbekannt; ist er noch dort, so geben Sie ihm einen Kuß in

meinem Namen als Antwort und Dank für seinen freundlichen sizilianischen Brief, und einen zweiten an Schlegel, bis daß ich ihnen selber einmal schreibe, wie sie mich erfreut haben. Sangue d'un tredici, wo sind die Tage von Olevano? Von Amalia Bensinger habe ich gehört, daß sie in Düsseldorf ein großes Altarbild auf Bestellung der Kirche eines badischen Städtchens malt und viel Sehnsucht nach Rom hat. Der lange Braun ist in Heidelberg und hält rüstig drauf los Vorlesungen über Ägyptisch-Assyrisches usw. Die großen Löwen, die die Engländer in Ninive ausgraben, machen ihm verdammt zu schaffen. Ihr großer Palmstock steht als Waffe in seiner Stube.

Ich werd' nicht fertig mit fragen — von allen möcht' ich gern was erfahren. Und am meisten von Ihnen selber, lieber Meister Willers. Ich hab's zwar durch mein langes Schweigen nicht verdient, daß Sie mir antworten, aber wenn Sie feurige Kohlen auf mein Haupt streuen wollen, erfreuen Sie mich unendlich. Ich sehe auch mit Vergnügen dem Augenblick entgegen, wo eine Landschaft von Ihrer Hand meine Stube zieren wird — aber, wie gesagt, erst wenn Sie Zeit und Lust und Stimmung haben, ohne jeglichen Termin oder sonstige Beschränkung. Mit großem Anteil habe ich gelesen, daß die verfluchte Cholera in Rom auch ihren Besuch abgestattet hat, hoffentlich sind Sie alle in gesunder Bergluft davon verschont geblieben. Die Zeit nimmt ein fratzenhaftes Aussehen an, Cholera und nächstes Frühjahr europäischer Krieg: wenn's der Menschheit nicht gesund wäre, daß einmal der langjährige Mist ausgekehrt wird und bessere Luft kommt, so möchte man schier ernsthaft besorgt werden.

Schreiben Sie mir gelegentlich auch ein Wörtlein, wie mein Trompeter in Rom aufgenommen worden ist, und ob er in Künstlerkreisen — denn die sind die einzigen befugten Richter über Dichtkunst — gefallen hat. Und seien Sie mir gegrüßt, aus dem Grunde meines Herzens, viel tausendmal — und bleiben Sie mir in alter Freundschaft gewogen, bis wir dereinst ein fröhliches Wiedersehen im alten Rom und im alten Fachino feiern. Addio!

Ihr treu ergebener J. Scheffel.

* * *

Der nächste Brief berichtet bereits die Vollendung des „Ekkehard":

Heidelberg, den 6. April 1855.

Mein teurer Freund Willers,

Die Monate sind mir in der letzten Zeit unter der Hand verschwunden wie Seifenblasen; immer wollte ich Ihnen schreiben und mit Erstaunen sehe ich, daß es schon Frühling werden will und Ihr und Schlegels liebe Briefe noch unbeantwortet daliegen. Heute ist aber ein Tag, wo ich alte Erinnerungen pflege, wie ein frommer Mann. Raten Sie, wann und von wo ich diesen Brief in die Welt sende?

In Rom drängen heute die Karossen und livreegeschmückten Staatswagen vor dem Vatikan, um den vornehmen Fremdentroß in die Sixtina zu führen, damit sie später in den Salons von Paris und London davon reden können, wie das Miserere klang und wie der Effekt war, da man die letzte Kerze verlöschte — es ist Karfreitag. Ich aber sitze in einer stillen Turmstube auf dem Heidelberger Schlosse, in Busch und Hecken pfeifen und jubilieren die Vögel, das erste Wehen des Frühlings zieht

durchs Land, vor meinem Fenster tut sich die feine, in michelangeleskem Stil gebaute Fassade des Otto-Heinrich-Baues auf, Efeu umrankt die alten Statuen — ich sehe in die Bögen einer luftigen Säulenhalle —, und mir ist so still und einsam und wohl und ruhig zumut, daß ich mit keinem Glücklichen der Welt tauschen möchte, wiewohl es in den Gold- und Silbervorräten meiner Kasse wieder furchtbar flau aussieht. —

Wissen Sie aber auch, warum mir so wohl zumute ist? Weil ich eine große Arbeit vollendet habe — meinen Roman, eine Geschichte, weit hinten aus dem Mittelalter, gelehrt, monströs — der Teufel soll's holen! — aber das eine Gute hat die Arbeit, sie verschafft mir die Mittel, wieder auf und davon zu gehen nach unserer zweiten Mutter Erde, nach Italien.

Jetzt sitz' ich noch in Erwartung, das Buch ist in der Presse, ich lebe hier in Frühling hinein und erwarte die Korrekturbogen — aber wenn der letzte Druckbogen durchgesehen und das Wörtlein „Ende" schwarz auf weiß dasteht — dann wird ein Satz gemacht und ein Purzelbaum geschlagen und einem armen Mann eine Maß Wein bezahlt und auf und fort — hurra, nach Venedig und Rom!

Lieber Meister Willers — wie seelenvergnügt ich dafür bin, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe eine harte Zeit in Deutschland durchgemacht, Augenleiden, Krankheit, Verstimmung, gescheiterte Aussichten, Verkanntwerden — es tut alles nichts, ich habe an den Jakob in der Bibel gedacht, da er sieben Jahre um die Rahel freien mußte, und hab' mich hingesetzt und geschafft wie ein Bürstenbinder, immer still in mich hinein, und die Leute haben geglaubt, ich könne am Ende doch noch ein braver Professor werden, aber ich hab' unterdessen eingesehen, daß ich noch zu jung bin, um mich schon in einen Mumiensarg zu legen, — und daß in Deutschland in Wissenschaft und Kunst überall der Gaul am Schwanz aufgezäumt wird, daß man diesseits der Alpen nicht zu leben und zu genießen versteht, und daß da, wo die Mittelmäßigkeit Trumpf ist, einem Mann, der besseren Tabak rauchen möchte, überall der Weg versperrt ist, — und darum geh' ich wieder auf Jahr und Tag nach Italien, Lebenskraft zu holen, sugo, Frische — und jenen Zug von Poesie, der in Wald und Berg und im Wogenschlag der See haust und von dem all unsere gelehrten Feinschmecker nichts wissen.

Aus Ihrem Brief ersehe ich, daß Sie und Schlegel auf einige Monate nach Deutschland gehen; wie schön wäre es, wenn wir uns im Frühjahr noch hier träfen, ich ginge dann voraus nach Venedig, und der Herbst fände uns alle in alter Weise vereint wieder in Rom. Mein Plan ist nämlich der: Bis Ende Mai sitze ich hier, auf dem alten Schloß, Wirtschaftsgebäude (zu erfragen beim Restaurateur Obermüller). Dann geh' ich auf kurze Zeit nach Karlsruhe, und der Sommer soll mich schon jenseits vorfinden. Bis nächstes Frühjahr ist mein schwer verdienter Wechsel verzehrt, dann heißt's rechtsum kehrt! und wieder heim und wieder gearbeitet, bis es ein drittes Mal zum Alpenübergang reicht. Ich hoffe, daß dieser Brief Sie noch in Rom antrifft, dann lassen Sie sich vielleicht bestimmen, über Genua und Basel zu reisen und sehen, ob Sie Ihren alten Schüler Giuseppe in seiner Heidelberger Einsamkeit finden; wofern Sie nämlich vor Juni kommen. Wir werden am schönen Neckar ein paar gute Tage verleben — auch die Kunst soll nicht vernachlässigt werden, ich führe Sie dann

nach Karlsruhe, wo Sie in der Kunsthalle ein paar gute neue Sachen sehen und in der Kunstschule Ihres alten Freundes Schirmer sich ein paar nützliche Bemerkungen darüber holen können, wie man's anfangen muß, um die Kunst nicht zu fördern, wohl aber sich selber.

Dieser tüchtige Künstler hat sich leider ganz gewissen Parteistrebungen in die Arme geworfen, durch die man vorwärtskommt, er ist Pietist und sucht diesen Charakter itzt auch seinen Landschaften aufzuprägen — keine Komposition mehr ohne alttestamentliche Staffage — und dies mit pompösen Redensarten auch den Schülern eingeimpft, es werden seltsame Früchte zum Vorschein kommen.

Ein wirklich großes Talent dagegen, den Historienmaler Anselm Feuerbach, der in der kecken, üppigen Weise der Venezianer malt, haben diese Herren wegen einer schönen nackten Frauengestalt auf einer „Versuchung" für einen unsittlichen Menschen erklärt.

Ich hoffe, daß Sie den jungen Feuerbach auch noch in Rom sehen und kennenlernen, Sie werden Freude an ihm haben. Sollten Sie unterdes in einer guten Stunde das mir freundlichst zugesagte Motiv aus Olevano auf die Leinwand gebracht haben, so bitte ich, nach der alten Verabredung, es seinerzeit an die Adresse meines Vaters, Karlsruhe, Stephanienstraße 18, gelangen zu lassen — aber ganz nach Zeit und Stimmung. Klingelhoeffer und ich haben uns leider bis itzt nicht getroffen; es wird einen schlimmen Tag geben, wenn wir beim rheinischen Wein die alten römischen Zeiten wieder aufleben lassen. Ich grüße Sie, mein alter lieber Freund und Lehrer, von ganzem Herzen und sage freudig: A rivedere!

Ihr ergebener J. Scheffel.

* * *

Wenige Wochen später brach Scheffel zu seiner zweiten Italienfahrt auf, und in seiner Begleitung befand sich Anselm Feuerbach, der ihm zum Freund geworden war. Die Bewunderung vor dessen künstlerischem Können brachte Scheffel zu der Erkenntnis, daß er als Schüler von Willers nicht auf dem richtigen Wege gewesen war, und zu dem Entschluß, der bildenden Kunst nunmehr ganz zu entsagen.

Inseln in der See

Von Rudolf Paulsen

1.

Wind, Odem Gottes, meerwühlender,
Wind, wellenwehender, kühlender,
In Leid und Lust laut brausender,
Mensch-Segel, Mensch-Seele zausender,
In deinem verzehrenden Rauschen ist Ruh,
Mich selber vergess' ich in deinem Du!
In deiner himmlischen Übergewalt
Erführ' ich, Wind, meine Ur-Gestalt.
Und würde im Rachen des Meeres mir bange,
So währte die bebende Angst nicht lange.
Inmitten der Wogen erstünde das Eiland,
Erhüb sich ein Fels in der Brandung: der Heiland.

2.

Das Eiland ist wie eine Wogenblüte,
Die unzerstörbar auf den Wassern schwebt,
Sie ist ein Ankerplatz, den Gottes Güte
Aus tiefstem Grunde seines Herzens hebt.

Das Eiland liegt an ewigstarker Kette,
An Wurzelfesseln, die unlösbar sind,
Es gibt dem Wellenmüden Brot und Bette
Und einen Ruhplatz, fern dem Weltenwind.

Da findet unsre Seele die Besinnung,
Die ihr im Sturm der Leidenschaft entflieht,
Und ihres Wesens süßeste Verinnung,
Daß Gott sie freudig an die Brust sich zieht.

3.

Aber gelandet kann ich nicht dauern,
Bald fällt in das ruhende Herz mir ein Trauern:
Das reißt mich vom Eiland, das Meer zu befragen,
Ob fernere Inseln den Wogen entragen.

Verhaftet der Erde entrinn' ich zum Meere,
Vom Meere gewiegt zur Erde ich kehre.
So wechseln die Ruh' und die rasche Bewegung
Und zeugen die rhythmisch-melodische Regung.

4.

Nun ist Christi Kreuz der Mastbaum unserm Schiffe;
Wir haben ihn und es nicht ganz verraten,
Sein Kreuz ist heilig, und des Meeres Riffe
Entbiegen sich dem Schiff; doch wenn es strandet,
Den Kreuzmast mit geweihtem Griffe
Durchs Wasser tragen wir in sichrem Waten
Und werden frohem Hafen angelandet.
Dann steht das Kreuz: hochleuchtend auf dem Kliffe.

5.

Das Kreuz als Segelbaum fängt gute Winde,
Daß unsre Fahrt sich für und für begebe,
Und wer sich ihm im Schatten fürchtet, binde
Sich fest ans Kreuz wie eine junge Rebe,
Aus deren Saft der Wein zum Abendmahl
Dereinst gepreßt wird: sei sein Blut so rein,
Daß es verwandle sich und sei sakral,
Dann mündet es in Christi Blutkreis ein.

6.

So glauben wir ans Kreuz auf unserm Grabe
Und muß der Sarg ein selig Schifflein sein.
Das Kreuz als Segelbaum fängt gute Winde,
Und Christ stieg freundlich in den Sarg mit ein,
Uns zu entführn an höhere Gestade:
Da landen wir gleich neugebornem Kinde,
Um wieder ahnungsvoll zu sein und rein.

7.

Ein jedes Land im Ozean auf großem Balle
Ist sturmvertriebner Menschen Heim und Eiland;
Seefahrer sind wir, wie die Seelen alle,
Und suchen sehend sehnsuchtsvoll den Heiland.

Die Kugel selbst, die Erde, schwimmt in Sehnen
Durchs Kosmos-Meer auf schwebend-schwanken Pfaden
Mit allen Welten, die sich raumausdehnen,
Zu Gottes heiligen urfernen Herz-Gestaden.

Religion und Rasse

Von Karl Bleibtreu

„Im Anfang war der Logos", was Luther mit „Wort" übersetzt. Nun heißt aber Logos sowohl Geist als Wort. Deutet dies darauf hin, daß Geist selber sozusagen ein „Wort Gottes" in der Allseele und Wort nur artikulierter Geist sei? Denn auffälligerweise bedeutet auch im Sanskrit „Atman" Geist und Wort, zugleich aber den Lebensodem, das Ausatmen Gottes, wie ja wahrscheinlich Atmen im deutschen und Atman im indischen Idiom etymologisch sich entsprechen. Das großartige Gleichnis Jesu vor Nikodemus über des Windes Wehen deckt sich mit gleichem in der indischen Vedanta-Theosophie. Sollen wir schließen, daß Jesus es von dort übernahm? Keineswegs, sondern daß alles tiefste arische Denken und Fühlen sich deckt. Der innere denkerische Bruch zwischen Jesus und Buddha (ersterer vergöttlichte Schmerz und Kampf, letzterer will ihn aufheben) hing wesentlich ab vom Unterschied ihres Milieus. Die Grundanlage aber war die gleiche: nämlich arische Metaphysik.

Ist also die weiße Rasse seelisch den Gelben, Braunen, Schwarzen überlegen, so beweist dies die Überlegenheit der Metaphysik über das materialistische Sinnendenken, denn nur die Neigung für transzendentale Auffassung bildet die Besonderheit der Weißen. Wenn sie dies heute verloren, um so schlimmer für ihren Verfall! Naiverweise glaubt der Europäer, die heute durchs Klima gebräunten indischen Brüder hätten keinen Wissenschaftsmaterialismus gekannt, während sie doch philosophisch allen Ariern weit voraus waren. Dem ist nicht so, sie hatten Jahrtausende vor Locke und Condillac bedeutende sensualistische Systeme, nur fielen sie nicht kindisch in die Schlingen des naseweisen Rationalismus und gaben zu, daß das letzte und innerste Unbewußte „schweigend und unbewegt" die wesenlosen Krampfzuckungen der Sinnenwelt betrachtet. Dieser philosophische Halbmaterialismus der Inder ging aber bald vorüber, weil die strenge Logik und Erleuchtung des arischen Logos sich von solcher Halbheit nicht befriedigen läßt. Im rasselosen Chaos absterbender Antike fand Jesu Seelenlehre keine richtige Anpassung bis zum germanischen Völkersturm; dagegen machte Arierstolz (Arya heißt im Sanskrit „vornehm") sich zum Dolmetsch subtiler sozusagen Naturwissenschaft der Ethik.

Europäische Indologen und siamesische (d. h. mongolische) heutige Kommentatoren irren sehr, daß Buddha je „atheistisch" oder auch nur „pantheistisch" im Sinne Spinozas dachte. Er betonte nur, daß der letzte zureichende Grund des Gott-Alls über menschliche Begriffe gehe, und verneinte ja gerade die Materie als illusorisch, seine Parabel „Die Heimsuchung des Brahma" proklamiert Alleinherrschaft des Unsichtbaren und rammt wie Johannes fest: Im Anfang war der Geist.

In einer Schrift über arisches Denken, worin er behauptet, der Inder dürfe erst als geprüfter Greis das Weltliche abtun und in die Waldeinsamkeit wandern, hat Chamberlain den Mut, der alten Phrase zu entsagen, buddhistische Entsagung bedeute kampflosen Verzicht und Fahnenflucht vor dem Leben. So ist es in der Tat nicht gemeint, und der ethische Heroismus der Guru und Chela, deren Weltüberwindung in tatsächlicher Besiegung der sichtbaren Materie er wenig zu kennen scheint, gab einem Yogi das stolze Wort ein: „Schwächlinge können wir unter uns nicht

brauchen." Richtig dagegen stellt Chamberlain Jesu Persönlichkeit in den Mittelpunkt arischer Weltanschauung und hält das Beispiel seines Lebens für noch wichtiger als seine Lehre. Das ist historisch richtig bezüglich äußerer Wirkung, obschon wir sonst umgekehrt urteilen. Denn während die Ethik der Bergpredigt sich von der Buddhas wenig unterscheidet und die von des Inders kühler Majestät durchaus verschiedene Begeisterung des Jesusapostels Johannes in ihrem philosophischen Gehalt dem Volke unverständlich bleibt, wirkt auf die Massen viel überzeugender das sinnfällige Märtyrertum. Ihnen imponiert Sokrates' und Brunos Heldentod als Besiegelung ihrer Weisheit, die christlichen Märtyrer entschieden den Sieg ihres Glaubens. Der Irokesenchef ließ sich von einem Jesuiten taufen, weil dieser kleine, schwächliche Held nach dreimaliger Marter immer wieder zur Heidenbekehrung wiederkam: Der müsse doch den stärksten Gott haben! Bei kriegerischen Rassen gilt Todesverachtung als höchste Tugend, und das Indische „Ich bin du" hätte als „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" nicht bei den wilden Nordländern Eingang gefunden, wenn nicht Jesu Vorbild sie bewegt hätte.

Grade die Kreuzigung des selbstgewollten Opfertods hat die Germanen bezaubert, die sich dabei an Baldur erinnerten. Der Streit darüber, ob Jesus ein arischer Galiläer oder ein Semite war, scheint daher müßig, denn unzweifelhaft findet sich im Mosaischen und Islamitischen nicht die kleinste Spur einer ähnlichen Reinheit und Größe; der Gott des Evangeliums ist sozusagen arisch bis in die Knochen. Wer freilich, wie wir, viel strenger und konsequenter als er selber, an Chamberlains Rassenlehre festhält, für den ist der Streit ohnehin entschieden. Mögen sich auch Anklänge an Rabbi Philel in der Bergpredigt finden, das Genie sammelt eben verschiedene Anregungen zu eigener Ausarbeitung, das ist sein Recht; Jesus aber erscheint in Lehre und Haltung ebenso klar als Arier wie etwa Giordano Bruno, den man bloß mit dem ihn teilweise plagiierenden Utilitätsethiker Spinoza zu vergleichen braucht.

Wie mündet also das Christentum in jene Theorie ein, um derentwillen Chamberlain allein sich müht? Entsteht Rasse wirklich nicht von Anbeginn, wenigstens in ihrer charakteristischen Ausprägung? Spengler, ohne auf Chamberlain Bezug zu nehmen, setzte dessen Anregung fort und leugnet geradezu die Unterlage der Rasse. Steht sie erst später fertig da, weil „Seelisches" so viel mitzureden hat, um eine Rasse zu züchten? Grade der Gang des Christentums bietet die vollkommene Widerlegung dieses schwankenden Auf-den-Kopf-Stellens von Ursache und Wirkung. Buddha und Jesus sind gleichmäßig Dolmetscher der indogermanischen Seele, aus ihrem Mutterschoß stiegen sie empor, nicht umgekehrt formten ihre Religionen das Ariertum. Sonst hätte Christus ja das faulende Gemengsel des römischen Reiches gleichermaßen befruchten und eine bessere Rasse international schaffen müssen. Statt dessen bedeuten die Rasereien der „christlichen" Aszese (dem Urchristentum der Evangelien entfremdet) bloß die Verzweiflung über allgemeine Verschlechterung. Einführung des Christentums hat die Fäulnis nicht aufgehoben, sondern seit Konstantin unablässig vermehrt, so daß der edle Julian (von Chamberlain vergessen) nur als Apostata das gräko-latinische Ariertum zu retten hoffte. Schon war Christus zu einem Zerrbild geworden, asiatisch-syrisch vergröbert, halb Mithras, halb Jahve; doch der arme Julian verrannte sich in solchen Irrweg, weil er nicht durchschaute, daß nicht die

Religion, sondern die Rasse einer Reform an Haupt und Gliedern bedurfte. Diese Reform vollführte nun die Allweisheit der unerforschlichen Mächte mit Blut und Eisen durch die Völkerwanderung, indem eine unverdorbene Rasse, die germanische, die erschöpfte, verderbte Herrschaft der Gräkolatiner ablöste und den aufgerührten Völkerbrei gewaltsam sichtete. Das Indogermanisch-Heldenhafte der Christenlehre eigneten die starken, tapferen Nordländer sich derart an, daß sie den „Heliand“ als geistigen Herzog auf den Schild hoben und ihre kindlich-naive, aber reine und inbrünstige „Evangelienharmonie“ als Weltanschauung einsetzten. In den Händen des rasselosen Völkermischmasch wäre das Christentum nie etwas anderes geblieben als byzantinischer Götzendienst, wie es sich bezeichnenderweise noch lange im asiatisch-afrikanischen Oströmerreich Byzanz behauptete, wohin die arische Neubefruchtung nicht vordrang. Jetzt aber feierte Christus seine Auferstehung im neuen germanischen Europa; und daß er nur bei den Nordländern unter den Seinigen war, lehrt die geschichtliche Erfahrung, daß Asien und Afrika alsbald dem Islam verfielen, gegen welchen die neue europäische Arierrasse den Kampf aus gleichen Gründen aufnahm, wie Rom gegen Karthago. Somit erledigt sich die Frage unumschränkt dahin, daß nicht die Religion die Rasse, sondern die Rasse die Religion prägt.

Nun üben aber Buddhismus und seine Ableger noch heute größere Anziehungskraft auf 600 Millionen Menschen; das Kirchenchristentum riß höchstens in den ersten Jahrhunderten die absterbende antike Welt zu Versittlichung empor. Lippenglaube, schlimmer als offener Unglaube, möchte zwei Herren dienen, öffnet dem Mammonismus Tür und Tor. Liegt solcher Handhabung der Jesulehre nur ein Problem der Rasseverschlechterung zugrunde? Doch Europa stieß ja möglichst alle Semiten aus, die Arier blieben unter sich. „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ sollen sogar, laut Chamberlain, ausschließlich germanisches Gepräge haben. Um diese These durchzudrücken, dehnt er den Begriff des Germanischen unstatthaft auch auf Slawen und Kelten aus, im Bann der Idee, daß gemeinsame Religion gemeinsame Rasse geistig züchte. Gegenbeweis fällt leicht. Das Christentum erschien zuerst bei den Kelten, wo es zu äußerlicher bunter Allegorie erstarrte, zuletzt bei den Slawen, wo die ursprünglich freigeistigere Griechenkirche, allmählich orientalisch entartet, sich in rohen Aberglauben umsetzt. Mystik und Reformation gehören nur den Germanen, deren Geistesanlage mit der sinnenfrohen keltischen und dumpf triebhaften slawischen nichts gemein hat. Hätte Religion bestimmende Wirkung, so würden islamische Arnauten und Bosnier sich von christlichen Albanern, Serben, Herzegowinern unterscheiden, obschon Chamberlain dies grundfalsche Beispiel wählt. Ihr Charakter blieb völlig identisch. Europäertum auf den Einheitsbegriff „germanisch“ zurückführen geht nur an, wenn man germanische Blutmischung in romanischen Landen als alleinbestimmend auslegt. Das heißt aber maßlos übertreiben. In Frankreich siegte das Keltische schon in so frühen Vertretern wie Rabelais; selbst Pascal darf nicht als Umwandler deutscher Mystik angesprochen werden. Mag man in Calderon und Cervantes allenfalls gotischen Einschlag erkennen, so schwerlich in Velasquez-Murillo; Nationaltypen wie Cortez oder Don Juan de Tenorio haben wahrlich nichts Faustisches. Noch weniger Boccaccio, Ariost, Tasso, die Mediceer, und wenn man Dante, Lionardo, Giordano germanisches Geblüt zuschreibt, so verkennen Leute wie der einstige „Rembrandt-



deutsche“ oder der Anthropologe Woltmann das Gräkolatinische ihrer Ausdrucksform. Sogar Einheitlichkeit des Germanischen wird nicht genau sichtbar. Friedrich der Große und Cromwell sind voneinander fast so verschieden wie von Napoleon; Goethe und Shakespeare gleichen sich wenig, Luther dem Knox so wenig wie dem Calvin. Kepler, Newton, Tycho de Brahe sind menschlich sehr verschiedene Typen; Kierkegaard, Ibsen, Strindberg stimmen allenfalls zu Norddeutschem, doch nicht zu Englischem. Und wie steht es mit innerer Rassenverwandtschaft der Gräkolatiner, die doch der nämlichen religiösen Vorstellung huldigten?

Da die Architektonik Chamberlainscher Werke manchen Baufehler enthält, muß man sich seine Ansichten aus verschiedenen Kapiteln zusammensuchen. Da findet man, daß er römisches Staatsgefühl aus der Festigkeit der Familie und dem freien Rechtsverhältnis erklärt, was der Civis Romanus als Besitz für sich selber verteidigte. Doch mag das übliche Bild von Patriziat und Plebs täuschen (Plebejer war kein Schimpfname), so sehen wir Selbstgefühl, Staatstreue, Möglichkeit und Dauer der Weltherrschaft lediglich im Bewußtsein überlegener Arierrasse, was doch gerade Wasser auf Chamberlains Mühle sein sollte. Vorzüglich beschreibt er, was er Roms anonyme Geschichte nennt, wo nämlich nie einzelne Größe, sondern die Masse den Gang der Geschichte leitete. Jawohl, selbst der von Ferrero gepriesene typische Aristokrat Lucull ragte wenig über Mittelmaß. In Cäsars Unähnlichkeit zu allen andern Genialen tritt nüchtern-praktischer Verstand als Grundlage hervor. Aber deshalb fehlte hier eben das Erhebende der großen Hellenen für ihr Volkstum. Das Lateinertum kleiner beweglicher Talente und kluger Mittelmäßigkeit, wie es sich bruchstückweise den Franzosen überlieferte, konnte nur zivilisatorisch, nicht kulturell ausbauen, nur auf Zeitliches zugeschnitten, nivellierend wie seine Rechtsnachfolger, die latino-hebräische Papsttheokratie. Triumph des Kollektivismus, wie das fürs Ewige arbeitende Hellas den Individualismus zum Siege führte. Nun wohl, kapitolinischer Jupiter und latinischer Mars waren mythologisch gleichwertig dem Zeus von Olympia und der athenischen Pallas. Das grundverschiedene Ergebnis bei milieuerdrückten Römern und freischöpferischen Hellenen bezeugt also wieder die gleichgültige Nebensächlichkeit der religiösen Form, deren Auffassung nur die Allmacht der Rasse entscheidet. Diese drückt sich aber bei den Ariern selber verschieden aus: Römer-Kelten-Slawen oder Griechen-Inder-Germanen! Hier stolpert Chamberlain in neuen Irrtum, indem er Staatsbildung für arische und besonders germanische Eigenschaft erklärt. Das gerade Gegenteil stimmt; die vornehmere Hälfte der Arier zeichnet sich durch individualistische Abneigung gegen staatliche Straffung aus, ursprünglich mußten auch die Angelsachsen sich erst durch französische Normannen zum Imperialismus erziehen lassen, zu dem sowohl Gallier als Russen und Polen von Natur hinneigen. Auch die Mongolen in China und Japan sind zum Staatenbilden hervorragend veranlagt, was an und für sich keineswegs einen Vorzug, sondern eher Herdensinn bedeutet. Preußen paßt andrerseits wenig zu Spenglers „Faustisch“.

Chamberlain vergewaltigt Tatsachen, um seine eigenen Ideale und Vorurteile einseitig durchzudrücken. Dabei frönt er einer Arier-Überhebung, wie schon Gobineau. Dieser, halsstarrig in seine Theorien verbohrt, verhimmelt iranische Altperser auf Kosten der Hellenen, deren angeblich phönizisches Fundament die triftige Frage

Chamberlains nahelegt, warum denn Tyrus und Karthago selber keine Kultur hatten? Wenn in Hellas zündende orientalische Einflüsse (siehe eleusinische Mysterien) dort rassenmäßig umverdaut wurden, so können umgekehrt persische Kulturtaten sich nicht entfernt mit den arabischen messen. Allen Semiten fehlen religiöse Anschauung, jede Möglichkeit zu höherer ideeller Kultur? Erwuchs Mohammed nicht aus seiner feurigen Rasse, machte er nicht die Araber zu inbrünstigen Monotheisten? Natürlich weiß Chamberlain nichts von arabischer Theosophie gegen Koran-Orthodoxie; sie steht an Reinheit und Idealität wenig der indischen nach. Dichter, Gelehrte, Baukünstler in Bagdad und Granada entrollen wahrlich ein Bild semitischer Hochkultur. Die Ägypter gelten als Hamo-Semiten, gehen indessen auf eine den Babyloniern verwandte dunkelhäutige Urrasse zurück, deren Tiefsinn sich in der Wüstensphinx widerspiegelt. Dann drangen „weiße" Lybier ein und besiedelten als Berber ganz Nordafrika. Wenn Löher in hellhäutigen „Wandschen" auf Teneriffa Vandalenabkömmlinge vermutet, so waren dies wohl eher Berber. Diese allmählich durchs Klima gebräunten „Weißen" im afrikanischen Binnenland gelten stets als Wilde im Vergleich zu arabischen Mauren der Küste und in Spanien, die „Olivengelben" (das heißt Sem) dürfen über biologische Märchen lächeln, mit denen die Weißen nur für sich Kulturanspruch erheben.

Hört man Graf York in seinen Weltgeschichtsumrissen oder Chamberlain, dann gab es vor Christus keine religiöse Weltanschauung, daher auch keine Wissenschaft bei Semiten, als bloßen Verstandes- und Willensmenschen. Darauf antworten einerseits die mathematischen Geheimnisse der Cheopspyramide und die Sternkunde der Chaldäer, andererseits die Sonnenhymne des Ketzerkönigs Amenhotep IV., der wahrlich aus freier Seele den Götterwust reinigte. Die Herren verschweigen auch, daß das Rittertum erst durch die Sarazenen Veredelung empfing. Saladin war ein feinerer Menschentyp als Richard Löwenherz. Und waren Mahmud und Firdusi nicht zweifellos Semiten? Wir sperren uns entschieden gegen willkürliche Lesung der Kulturgeschichte mit ihrem Reichtum der Rassenverschiedenheiten. Nur Unkenntnis kann den Mongolen von China und Japan den Ehrentitel uralter Eigenkultur versagen. Ihnen erscheint unsere Oberfläche-Zivilisierung nicht tadelfrei, sie unterwarfen sich dem Buddhismus; auch der japanische Geisterkult wendet sich an Samurai-Instinkte, die dem Europäer abgehen. Sven Hedin preist des Dalai Lama himmlisches Lächeln. Nun, solche Verinnerlichung der Gelben mag man zwar dem mageren Formalismus von Talmud und Koran absprechen, doch schon nicht den Psalmen; Kulturfähigkeit der Semiten rundweg abzulehnen, geht für die Araber nicht. Spenglers „Magisch" hier freilich so anfechtbar wie „Apollinisch" für die Griechen.

Chamberlain und Graf York, die wir als verwandte Pole nebeneinander nennen, mißstimmen durch konfessionelle Einstellung oft und verwechseln stets den entscheidenden Faktor der Rasse. Die von Russen oder Abessyniern gewählte besondere Form der Christlichkeit entspricht einfach ihrem Barbarenaberglauben, der Katholizismus den sinnlichen Romanen, der Protestantismus den Nordländern. Was veredelt, ist nie die Kirche als solche, sondern die Rasse. So bleibt auch das Judentum nur Rasseproblem des Stammgötzen Jahwe, erst später ersetzt durch „Ain Soph" der Kabbala.



Das wahrhaft Unterscheidende des jüdischen Geistes ist seine eingefleischte Weltlichkeit, seine Abneigung gegen „ideale“ Schwärmerei, seine durchaus materialistische Anti-Metaphysik. Während eine hochbedeutsame griechische Mystik und Theosophie dem Christentum voraufging, gibt es eine jüdische Mystik nur im Sinne schwarzer Magie; in der Kabbala regiert vor allem die Zahl. Daher gehört es zu den sardonischen Witzen der Weltgeschichte, daß ausgerechnet das Religiöse dem Judentum in christlichen Kreisen eine Weihe gab, als ob der Nazarener unlöslich damit verknüpft sei. Die nach dem Ägypterprinzen Mose benannten Chroniken überschatteten mit ihrer „Genesis“ fast zwei Jahrtausende hindurch das christliche Denken. Heute wissen zwar viele Gebildete, daß dies alles von den Assyrern entlehnt war, so weit aber gedieh ihre Kenntnis nicht, daß die Assyrer es vollständig von den Sumero-Akkadern übernahmen, die auch ihre Sündflut am Ararat in theosophischem Epos besangen mit großartiger Symbolistik. „Noah“ bedeutet „Ruhefrieden, Nirwana“, die „Arche“ (richtiger „Schiff“) die Gotteserkenntnis. Diese genialen Urmenschen faßten „Götter“ nur als Elementar-Naturgewalten auf; auch der Sonnenkult des Baal ging allmählich ganz in „Merodach“ unter, dem mitleidvollen und vom Tode befreienden Mittler zwischen Natur und Menschheit.

Die Kanaaniter, zu denen die Hebräer gehörten, und später Aramäer und Beduinen überzogen ganz Vorderasien und später Nordafrika (Hyksos nach Ägypten abgewandert) mit einer nur auf Raub und Erwerb bedachten Razzia von Ausbeuter-Unkultur. Englische Forscher brachten so viel Material bei, daß unser eigenes Studium der Frage darin gipfelt, die Hamurabi-Dynastie der anfangs überrannten Babylonier gänzlich von den Semiten zu sondern. Denn sie ist elamitischen Ursprungs; der berühmte Gesetzesstein, auf dem Hamurabis herrliche Gesetzgebung eingeschrieben, stammte aus Susa in Elam (Südchaldäa). Die altbabylonische Kultur, wie die neubabylonische des genialen Nebukadnezar (den die hebräische „Bibel“ so lächerlich verunstaltet) gehört ausschließlich der herrlichen Urrasse der Sumero-Akkader. Selbst die Assyrer scheinen kein rein semitisches Gebilde, ihr strafforganisierter Militarismus läßt sich nur durch Vermischung mit Turaniern erklären. Der pietätvolle Respekt, den sie ihren unterworfenen akkadischen Vorgängern zollten, und mit dem sie in philologischer Diktionärarbeit deren Sprache lebendig erhielten — ein Verhältnis, wie das der römischen Patrizier zu den Hellenen —, spricht für sie. Einem Volk, das ungeheure Bibliotheken in Keilschrift hinterließ und einen eigenen Schutzgott der Literatur einsetzte, läßt sich Kulturtrieb nicht absprechen. Ihre glanzvollen Monarchen schirmten auch eine ansehnliche Bildkunst. Man hat Lehensbriefe an Vasallen, die an europäischen Feudalismus des Mittelalters erinnern; ein Königstestament ist aufgesetzt wie von einem heutigen Notar. Demgegenüber trifft man bei den eigentlichen Semiten, nämlich Phönikern und Kanaanitern (Syrern) nebst ihrem unerschöpflichen Menschenreservoir in Alt-Arabien, höchstens Ansätze zum Ingenieurfach, eine rein merkantile Pseudozivilisation wie die heutige europäische der Technik, die man ruhig als semitisch bezeichnen darf.

Auch die Hethiter in Kleinasien besaßen eine eigene „Bücherstadt“ und unterhielten diplomatische Korrespondenz mit den indischen Ariern. Wir vermuten in ihnen ursprünglich Verwandte der Sumerer, doch sind sie in ihrer Hauptstadt Hebron

wohl mit Kanaanitern vermischt worden, bis sie den Jordan für den Euphrat und Taurus verließen und hier vielleicht schon mit arischen Vortrupps sich vermengten. Denn die Phrygo-Lydier gehörten möglichenfalls zur „weißen“ Mittelmeerrasse, die dort von den Steppengestaden des Schwarzen Meeres einwanderte. Jedenfalls darf man aber die Kulturunfähigkeit der Syrer und Beduinen nicht auf die halbsemitischen Hethiter, Assyrer und Babylonier ausdehnen. Die hochmütigen Arier kommen als eigentliche *Kulturgründer* gar nicht in Betracht. Das Perserreich, dessen Gründer Cyrus ein Sumererabkömmling in Elam war und zu Merodach betete, blieb ganz „babylonisch“ als bloßer gewaltsamer Erbe. Die Achäer und andern arischen Pelasger waren ursprünglich rohe Barbaren, Landverwüster und Seeräuber, die sowohl Ägypten als das phrygische Troja bedrängten. Nur aus dem Jonierstamm erwuchs später der Hellenismus und baute sich nur auf Kulturerbschaft der Phryger und Mykeno-Kreter auf, d. h. der älteren Mittelmeerrasse, die gleichzeitig in Italien als Etrusker-Ligurier blühte. (Die Sage von Theseus und Minos veranschaulicht die Verbindung von Athen und Kreta, die Ilias den Ansiedlungskampf in Kleinasien.) Aus Kreta und Zypern, Tyrus und Sidon, die lange mit den Pharaonen verbunden, bekam man ägyptische Kulturanregung. Im Nilland selber gingen die semitischen Bestandteile der Hyksos nachher im Altägyptischen auf, die neue Mischrasse der Hamo-Semiten setzte die Traditionen fort. Wenn Sir Johnstone die ägyptische Herrlichkeit fälschlich dem Eindringen „weißer“ Lybier zuschreibt, so stammt die Grundlage ägyptischer Kunst und Wissenschaft offenbar von gleicher Urrasse wie in Asien. Der heute eingebürgerte Hochmut der „Weißen“ bedarf also sehr der Einschränkung. Zwar nicht zugunsten der Semiten, die sich aber wenigstens der sumerischen Urkultur am Euphrat nicht verschlossen und später als Islam-Araber selbständige Kulturträger wurden, weshalb wir allgemeinem Antisemitismus nicht das Wort reden. Doch die wahre Kultur geht viel weiter zurück, über Sumerer und Altägypter hinaus, welch letztere angeblich auch verirrte Gerettete der Atlantierrasse beherbergten. Denn diese waren nur Ableger der früheren „Aurignacier“ und „Magdalener“, ihrerseits Abkömmlinge des „Neandertalers“. *Sie allein schufen die Zivilisation* (Werkzeuge, Bauten, Schiffe, darunter die wunderbaren Flöße der Tasmanier, auf denen sie von den Sundainseln und vom Festland Australiens das Meer durchfuhren), fortgesetzt in Ägyptens musterhafter Kanalisierung und Agrikultur, sowie in Babyloniens Industrie. Desgleichen die Hochkultur in Babels Gesetzordnung und sozialisierter Gesellschaft, in ägyptisch-chaldäischer Astronomie, Grundlagen jeder Wissenschaft, wie denn die geheimnisvollen Maße der Cheopspyramide von tiefer mathematischer Berechnung zeugen. Pyramiden und Babelwunder, selbst die grandiose Wüstensphinx und die Luxorskulptur oder altindische Höhlentempelreliefs, denen erst die Hellenen nacheiferten, sind aber im Kunsttrieb nur gleichwertig den wunderbaren bemalten Tierfresken der Aurignacier.

Alle wahre Kultur gründeten die *Urahnen mit dem Genieschädel* (schon Karl Vogt nannte den Neandertal- und Gibraltartyp „nobel und vornehm“), wo der „Knabe von Mentone“ so viel Gehirnvolumen besaß wie Kant und die Mannesschädel mit 1650 Kubikzentimeter die heutige Hirnbildung des Durchschnittseuropäers weit übertreffen. Die angebliche Evolution brachte es so herrlich weit, daß

Das wahrhaft Unterscheidende des jüdischen Geistes ist seine eingefleischte Weltlichkeit, seine Abneigung gegen „ideale“ Schwärmerei, seine durchaus materialistische Anti-Metaphysik. Während eine hochbedeutsame griechische Mystik und Theosophie dem Christentum voraufging, gibt es eine jüdische Mystik nur im Sinne schwarzer Magie; in der Kabbala regiert vor allem die Zahl. Daher gehört es zu den sardonischen Witzen der Weltgeschichte, daß ausgerechnet das Religiöse dem Judentum in christlichen Kreisen eine Weihe gab, als ob der Nazarener unlöslich damit verknüpft sei. Die nach dem Ägypterprinzen Mose benannten Chroniken überschatteten mit ihrer „Genesis“ fast zwei Jahrtausende hindurch das christliche Denken. Heute wissen zwar viele Gebildete, daß dies alles von den Assyrern entlehnt war, so weit aber gedieh ihre Kenntnis nicht, daß die Assyrer es vollständig von den Sumero-Akkadern übernahmen, die auch ihre Sündflut am Ararat in theosophischem Epos besangen mit großartiger Symbolistik. „Noah“ bedeutet „Ruhefrieden, Nirwana“, die „Arche“ (richtiger „Schiff“) die Gotteserkenntnis. Diese genialen Urmenschen faßten „Götter“ nur als Elementar-Naturgewalten auf; auch der Sonnenkult des Baal ging allmählich ganz in „Merodach“ unter, dem mitleidvollen und vom Tode befreienden Mittler zwischen Natur und Menschheit.

Die Kanaaniter, zu denen die Hebräer gehörten, und später Aramäer und Beduinen überzogen ganz Vorderasien und später Nordafrika (Hyksos nach Ägypten abgewandert) mit einer nur auf Raub und Erwerb bedachten Razzia von Ausbeuter-Unkultur. Englische Forscher brachten so viel Material bei, daß unser eigenes Studium der Frage darin gipfelt, die Hamurabi-Dynastie der anfangs überrannten Babylonier gänzlich von den Semiten zu sondern. Denn sie ist elamitischen Ursprungs; der berühmte Gesetzesstein, auf dem Hamurabis herrliche Gesetzgebung eingeschrieben, stammte aus Susa in Elam (Südchaldäa). Die altbabylonische Kultur, wie die neubabylonische des genialen Nebukadnezar (den die hebräische „Bibel“ so lächerlich verunstaltet) gehört ausschließlich der herrlichen Urrasse der Sumero-Akkader. Selbst die Assyrer scheinen kein rein semitisches Gebilde, ihr strafforganisierter Militarismus läßt sich nur durch Vermischung mit Turaniern erklären. Der pietätvolle Respekt, den sie ihren unterworfenen akkadischen Vorgängern zollten, und mit dem sie in philologischer Diktionärarbeit deren Sprache lebendig erhielten — ein Verhältnis, wie das der römischen Patrizier zu den Hellenen —, spricht für sie. Einem Volk, das ungeheure Bibliotheken in Keilschrift hinterließ und einen eigenen Schutzgott der Literatur einsetzte, läßt sich Kulturtrieb nicht absprechen. Ihre glanzvollen Monarchen schirmten auch eine ansehnliche Bildkunst. Man hat Lehensbriefe an Vasallen, die an europäischen Feudalismus des Mittelalters erinnern; ein Königstestament ist aufgesetzt wie von einem heutigen Notar. Demgegenüber trifft man bei den eigentlichen Semiten, nämlich Phönikern und Kanaanitern (Syrern) nebst ihrem unerschöpflichen Menschenreservoir in Alt-Arabien, höchstens Ansätze zum Ingenieurfach, eine rein merkantile Pseudozivilisation wie die heutige europäische der Technik, die man ruhig als semitisch bezeichnen darf.

Auch die Hethiter in Kleinasien besaßen eine eigene „Bücherstadt“ und unterhielten diplomatische Korrespondenz mit den indischen Ariern. Wir vermuten in ihnen ursprünglich Verwandte der Sumerer, doch sind sie in ihrer Hauptstadt Hebron



wohl mit Kanaanitern vermischt worden, bis sie den Jordan für den Euphrat und Taurus verließen und hier vielleicht schon mit arischen Vortrupps sich vermengten. Denn die Phrygo-Lydier gehörten möglichenfalls zur „weißen“ Mittelmeerrasse, die dort von den Steppengestaden des Schwarzen Meeres einwanderte. Jedenfalls darf man aber die Kulturunfähigkeit der Syrer und Beduinen nicht auf die halbsemitischen Hethiter, Assyrer und Babylonier ausdehnen. Die hochmütigen Arier kommen als eigentliche Kulturgründer gar nicht in Betracht. Das Perserreich, dessen Gründer Cyrus ein Sumererabkömmling in Elam war und zu Merodach betete, blieb ganz „babylonisch“ als bloßer gewaltsamer Erbe. Die Achäer und andern arischen Pelasger waren ursprünglich rohe Barbaren, Landverwüster und Seeräuber, die sowohl Ägypten als das phrygische Troja bedrängten. Nur aus dem Jonierstamm erwuchs später der Hellenismus und baute sich nur auf Kulturerbschaft der Phryger und Mykeno-Kreter auf, d. h. der älteren Mittelmeerrasse, die gleichzeitig in Italien als Etrusker-Ligurier blühte. (Die Sage von Theseus und Minos veranschaulicht die Verbindung von Athen und Kreta, die Ilias den Ansiedlungskampf in Kleinasien.) Aus Kreta und Zypern, Tyrus und Sidon, die lange mit den Pharaonen verbunden, bekam man ägyptische Kulturanregung. Im Nilland selber gingen die semitischen Bestandteile der Hyksos nachher im Altägyptischen auf, die neue Mischrasse der Hamo-Semiten setzte die Traditionen fort. Wenn Sir Johnstone die ägyptische Herrlichkeit fälschlich dem Eindringen „weißer“ Lybier zuschreibt, so stammt die Grundlage ägyptischer Kunst und Wissenschaft offenbar von gleicher Urrasse wie in Asien. Der heute eingebürgerte Hochmut der „Weißen“ bedarf also sehr der Einschränkung. Zwar nicht zugunsten der Semiten, die sich aber wenigstens der sumerischen Urkultur am Euphrat nicht verschlossen und später als Islam-Araber selbständige Kulturträger wurden, weshalb wir allgemeinem Antisemitismus nicht das Wort reden. Doch die wahre Kultur geht viel weiter zurück, über Sumerer und Altägypter hinaus, welch letztere angeblich auch verirrte Gerettete der Atlantierrasse beherbergten. Denn diese waren nur Ableger der früheren „Aurignacier“ und „Magdalener“, ihrerseits Abkömmlinge des „Neandertalers“. Sie allein schufen die Zivilisation (Werkzeuge, Bauten, Schiffe, darunter die wunderbaren Flöße der Tasmanier, auf denen sie von den Sundainseln und vom Festland Australiens das Meer durchfuhren), fortgesetzt in Ägyptens musterhafter Kanalisierung und Agrikultur, sowie in Babyloniens Industrie. Desgleichen die Hochkultur in Babels Gesetzordnung und sozialisierter Gesellschaft, in ägyptisch-chaldäischer Astronomie, Grundlegen jeder Wissenschaft, wie denn die geheimnisvollen Maße der Cheopspyramide von tiefer mathematischer Berechnung zeugen. Pyramiden und Babelwunder, selbst die grandiose Wüstensphinx und die Luxorskulptur oder altindische Höhlentempelreliefs, denen erst die Hellenen nacheiferten, sind aber im Kunsttrieb nur gleichwertig den wunderbaren bemalten Tierfresken der Aurignacier.

Alle wahre Kultur gründeten die Urahnen mit dem Genieschädel (schon Karl Vogt nannte den Neandertal- und Gibraltartyp „nobel und vornehm“), wo ein „Knabe von Mentone“ so viel Gehirnvolumen besaß wie Kant und die Mannesschädel mit 1650 Kubikzentimeter die heutige Hirnbildung des Durchschnittseuropäers weit übertreffen. Die angebliche Evolution brachte es so herrlich weit, daß

wir über den Vorrangstreit von Ariern und Semiten lächeln. Denn neben der Urrasse, die mit einem Salto mortale vom mythologischen Duboisaffen in Menschwerdung und vom „Heidelberger" (entdeckt 1904 und aus ganz ungenügendem Überrest konstruiert) sich ebenso schnell zum gewaltigen Neandertaler mit dem harmonisch gewölbten Stirngehäuse „entwickelte", sind alle Heutigen nahezu geistig Degenerierte. Da laut Brocas Gräberforschung die Pariser im 13. Jahrhundert bessere Schädel hatten als im 18. Jahrhundert, scheint die Degenerierung noch weiter fortgeschritten, denn die Ausnahme-Abnormität der Genialen, allzeit prozentual gleichmäßig verbreitet, hat nichts mit dem Durchschnitt gemein.

Und da soll man zweifeln, daß die Urmenschen schon erhabene religiöse Erkenntnis in sich trugen! Transzendental-Idealismus ist die Urweisheit des Menschengeschlechts, klar durch ägyptische Lehre überliefert.

Flandrischer Dom

Von Konrad Dürre

Vor meiner Sehnsucht steht ein zauberhaftes Bild.
Ich schau' es an in ehrfurchtsvollem Sinnen.
Auf hohem Berge mondenhellte Zinnen —
Der Gotik höchstes Wunder, lichtumhüllt.

Die weiße Wolke, die zum Wetter schwillt,
Sie kann gewaltiger im Äther nicht zerrinnen,
Und will ein Parzival den heiligen Gral gewinnen,
Hier ist ein Mont-Salvatsch, der seinen Traum erfüllt.

Wir suchen alle nach des Lebens Wunderschale
Und irren lang umher als reine Toren,
Verzweifelt oft, daß unser Kampf verloren — — —

Ich hör' die Glocken glückverheißend tönen —
Die Orgel braust in mächtigem Chorale:
Das wahre Glück liegt nur im Ewig-Schönen.

Das Gesetz des Goldes

Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm

Wie die Geschichte vom Goldenen Vliese lehrt, wurden die Menschen wahrscheinlich durch Zufall mit dem Gold bekannt, indem sie den Goldsand, den manche Flüsse mit sich trugen, auffingen und Goldwäschereien gründeten. Zuerst geschah dies Auffangen primitiv mit zottigen Widderfellen, an denen sich die Goldkörner festsetzten. Ein solches Fell, das Goldene Vlies, wurde zum ersten Wahrzeichen des Goldfiebers und Goldhungers. Kühner Abenteuergeist ist entfesselt, spornt zu technischen Erfindungen und läßt verderbliche Leidenschaft aufglühen.

Paktolos, der Goldstrom, wurde das typische Gleichnis für das Fluten des Goldes und kann als sein ewiges Symbol gelten. Krösus gewann aus diesem lydischen Fluß Gold auf Gold, und sein Name blieb bezeichnend, wenn sein Geröll auch längst keine Schätze mehr mit sich führt.

Einen Paktolos zu erobern und zu betreuen, sein Fluten in das eigene Land zu lenken und abzuziehen von den andern, ist das finanzielle Ideal der Staaten seit dem Altertum, das Ziel jeder Finanzpolitik. Denn sein Lauf oder der Umlauf des Goldes bringt, was für Handel und Wandel das wichtigste ist, eine Gewährleistung, eine Sicherung, ein Siegel zu einem Übereinkommen von Wert zu Wert. Der urtümlich goldene Familienschmuck, die Schätze der Königsburgen und der Tempel hatten diesen Sinn.

Nur einige Male wehrte man sich bedeutungsvoll gegen die allgemeine Anerkennung des Goldes; Sparta ließ es lange nicht zu und hielt fest an selbstgenügsamer Naturalwirtschaft; Paulus Ämilius befahl, bezeichnend für altrömische Tugendstrenge, die trakischen Goldbergwerke zuzuschütten, die er erobert hatte.

Doch sobald sich Völker und Staaten mit der Naturalwirtschaft nicht bescheiden konnten oder wollten, wurde die Tätigkeit des Goldes zur Notwendigkeit.

Sie erscheint und muß erscheinen zusammen mit größerer Freiheit und Flüssigkeit im Leben. Naturalwirtschaft wie in Sparta, in Alt-Rom, stellenweise im Mittelalter und später bei kleineren politischen Gemeinschaften setzt strenge Autorität und Seßhaftigkeit voraus. Damit Lieferungen überhaupt erfolgen und in befriedigender Qualität geschehen im Tausch gegen andere lebenswichtige Dinge oder als Sold für den Schutz, den der Herr gewährt, muß unantastbare Autorität herrschen mit entsprechender Strafgewalt in kleinen, übersichtlichen Kreisen, wie es etwa auf feudalen Gütern gewesen. Wo Naturallieferungen vom Gutdünken des Liefernden abhängen, wo er sich nicht mehr unter strenger Aufsicht befindet, macht rasch Unregelmäßigkeit, schlechte Beschaffenheit oder Ausbleiben der Lieferung die Wirtschaft unmöglich.

Wo aber frei gehandelt und getauscht wird ohne nahe und sofort eingreifende Autorität tritt als Wertmesser und Regulator des Geschäftsverkehrs das unzerstörbare Gold auf. Die Feindlichkeit und das Bedenken, das ihm immer wieder philosophisch entgegengebracht wurde als dem eigentlichen Kapital oder der sichersten Habe, die gegebenenfalls als bleibender Wert einem Besitzer, einem besitzenden Volk zu eigen ist oder einer Klasse von Besitzern gehört und dadurch machthaberisch wird, beruht eben auf dieser unverwüstlichen und steten Geltung.

Denn jede andere bewegliche Habe nützt sich ab, verliert sich, muß verkauft, verwendet und verbraucht werden, um ihren Wert auszulösen. Sie wird durch dieses Muß dem Besitzenden wieder aus der Hand gerissen und bildet kein Privileg.

Gold kann warten, Gold kann bleiben.

Die Liebe zu ihm, die sich beim Geizhals zur Leidenschaft steigert, beruht auf diesem Gefühl von Sicherheit, denn Sicherheit erstrebt der Mensch schließlich am heißesten. Um das Versorgtsein geht die größte Sorge und um die Freiheit, welche das Gefühl der Sicherheit mit sich bringt.

Hat das Gold einerseits manche böse Leidenschaft entfesselt, hat es demjenigen, der sich nicht in seinen Besitz setzen konnte, das wehmütige Lied entlockt:

Und wär ich bei Geld,
so wär ich bei Sinnen, (Band I. Hexenküche)

so hat es anderseits viel zur allgemeinen sittlichen Hebung des Menschengeschlechtes beigetragen, eben durch das Ermöglichen einer Sicherheit gleichzeitig mit Freiheit und eines großzügigen finanziellen Vertrauens, das allein weitreichende Taten ermöglichte.

Das Gold ist zwar bleibend, aber — mag es auch hie und da in der Hand von Geiz oder Ungeschick etwas träge gehen oder stocken — im allgemeinen geht seine Gesetzlichkeit dahin, daß es fließt und flutet, einen Strom, einen Paktolos bildet.

Ist dieses Fließen ordentlich geleitet und geschützt, so gereicht es zum allgemeinen Wohl, verbreitet allgemeines Blühen und Steigen des Wohlstands.

Ist es nicht oder schlecht geleitet, überschwemmt der Strom, so gefährdet er gleichzeitig die überströmten Stellen und die gänzlich dürr gebliebenen Striche. Genau wie es mit Wasser und Land der Fall ist, geht es mit dem Strom des Goldes.

Friedenszeiten erlauben seine Regulierung, Kriegszeiten reißen Dämme ein, lassen die Ufer verwildern, und die Unordnung, in die der Paktolos geraten ist, macht das Gold gleich verderblich für jene, die zuviel, wie für jene, die zuwenig davon haben.

Diese einfache und natürliche Gesetzlichkeit läßt sich im Lauf der Geschichte immer wieder an eindringlichen Schulbeispielen verfolgen, ist aber trotzdem nie vollkommen gewürdigt worden, sondern man glaubte zu wiederholten Malen sich darüber hinwegsetzen zu können durch Einführung verschiedener Währungen, die das Gold entbehrlich machen sollten, und durch staatlichen Zwang mannigfacher Art.

An modernen Versuchen fehlt es keineswegs, sie scheitern aber regelmäßig an der menschlichen Psychologie, mit der ihre Urheber niemals rechnen mögen, am Gefühl, das nunmehr seit Jahrtausenden das Gold als Wertmesser anerkennt und Sicherheit nur in einer Währung sieht, die durch Gold gedeckt ist.

Je kräftiger eine Regierung ihr Prestige prägte, desto schönere Goldstücke ließ sie schlagen und desto länger erhielt sich das von ihr stammende Goldstück als Verkehrsmittel. Beispielsweise berühmt und geschätzt blieben durch lange Zeiträume der persische Darcikos, von Darius geprägt, der Aureus des Kaiser Augustus, später die Zechinen von Venedig und die Dukaten von Florenz, dann der Louisd'or, der Friedrichd'or, der Napoleond'or.

Der Paktolos hat die Eigenschaft, bald von einer Quelle, bald von der anderen aus zu fließen, und mehrmals änderte er seinen Lauf, teils weil sich der Goldertrag aus

natürlichen Ursachen erschöpfte, teils aber, weil zuviel Gold dem Gold schadet und dessen Gewinnung zurückgehen läßt.

Im gotischen Zeitalter war Deutschland das goldreichste Land, wie Trazien im griechischen Altertum. Die Goldschätze der Neuen Welt überschwemmten bekanntlich Spanien in der Renaissance so verhängnisvoll, daß es verarmte.

Wie verhält sich der Lauf des Paktolos in unseren Tagen und wie ist seine Wirkung?

Seit dem Jahre 1914 ist der Strom in Unruhe geraten, und die große Unsicherheit wird wahrscheinlich so lange herrschen, bis er das ihm gebührende Bett gefunden hat oder vielmehr wieder hineingelenkt worden ist.

Das britische Reich ist der größte Goldproduzent. Von der Welternte des Goldes im Jahre 1915, die 700000 kg betrug, hat es 440000 kg gewonnen. Vom Goldertrag des Jahres 1923 (530000 kg) fielen auf England 370000 kg. Diese Überlegenheit kommt von den afrikanischen Besitzungen. Heute ist Transvaal das eigentliche Quellgebiet des Paktolos, denn es liefert etwa die Hälfte des auf der Erde gewonnenen Goldes. Die Zuflüsse aus anderen Teilen der Erdkugel sind erst an zweiter Stelle zu nennen, sei es, daß die Goldgewinnung noch nicht genug fortgeschritten, wie im Kongostaat, sei es durch wirtschaftlichen Rückgang, wie in Rußland, wo das produzierte Metall sofort zu Propagandazwecken ausgegeben wird. Amerika, das die Goldfieberepidemien in Kalifornien und Klondyke erlebt hat, sieht seine Produktion zurückgehen. Sie ist von 160000 kg im Jahre 1915 auf 75000 kg im Jahre 1923 gesunken. Der Grund liegt merkwürdigerweise darin, daß Amerika zu reich ist. Die allzu hoch gestiegenen Löhne machen die Goldgewinnung unrentabel.

Ein Teil des Weltbesitzes an Gold wird industriell verwendet, im Jahre 1914 waren 40 Prozent also im Gebrauch. Das übrige Gold dient zur Basis der Währungen fast aller Nationen und verleiht den Staaten und dadurch dem gesamten Wirtschaftsleben um so größere Sicherheit, je besser diese Basis zum Umlauf proportioniert ist. In dieser Proportion ruht die Sicherheit und Beständigkeit des Goldes das ist des Wertmessiers der ausgegebenen Werte.

Die Zerstörung dieses Gleichgewichts seit dem Kriegsbeginn im August des Jahres 1914 hat die phantastischen Schwankungen und Gegenschwankungen, die Quertreibereien der Inflation, den Valuta-Hexenritt auf Schimären und das Hinabstürzen zur Folge. Sie hat das ungeheure Hazardspiel der Gegenwart gezeitigt.

Für den gerecht Erwägenden erhellt daraus immer mehr, welch regulative Kraft die normal bemessene Goldzirkulation besaß, und daß die Macht des Paktolos wohltätig ist wie jene des Feuers, „wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht“. Verderblich wirkt sie aber, wo dies nicht mehr der Fall ist. Daß es schlimm ist, zuwenig Gold im Land zu haben, wird jede Nation bereitwillig einräumen, ungern gibt sie aber zu, daß es schlimm ausfallen kann, wenn man zuviel Gold besitzt. Dennoch ist das rücksichtslose Goldeinziehen historisch auf verschiedene Weise den Goldübersättigten ebenso verhängnisvoll geworden, wie König Midas. Aber die Nationen wähnen stets, sie wären besser und klüger als die Ahnen und vertrügen ein Übermaß an Gold.

Von England und Amerika ließ es sich vielleicht nicht ohne Berechtigung annehmen, weil sie dank ihrer kolossalischen Arbeit und des dadurch bedingten Umsatzes einen angemessenen Goldzufluß leichter zu meistern vermögen, als etwa die arbeitsscheuen

Spanier der Renaissance, denen der starke Bissen im Halse stecken blieb. Doch trotz ungeheurer Bewältigungsanstrengung, trotz des gigantischen Goldschlingvermögens — wie man sagen könnte — erleben auch England und Amerika die alte Gesetzlichkeit. Als England das Gold monopolisierte, entstanden verteuerte Lebensverhältnisse und damit soziale Unruhen mit Produktionsgefährdung. Paktolos drohte mit Hochwasser. Auffallend ist dieselbe Hochwassergefahr jetzt in Amerika, wo sich die Hälfte des gesamten Goldreichtums der Erde aufgestapelt hat. Teurung und Lohnsteigerung lähmen den Export und Import. Die Basis, die Untermauerung der Währung mit Gold, ist so übertrieben, daß es dadurch seine eigentliche Tugend verliert, die feststehende verhältnismäßige Seltenheit und dadurch Kostbarkeit; es büßt den Charakter sicherer Gewährleistung ein.

An der gewohnten philosophischen Einstellung dem Gold gegenüber wird gerüttelt, wenn es auf diese Art in einem Staatshaushalt überhandnimmt.

In gleichem Maße aber, wie Zahlen und Bezahlen unsicher fluktuiert, ist die sittliche Bedeutung der Arbeit, die gezahlt und bezahlt wird, gefährdet, denn sie weiß sich selbst nicht mehr einzuschätzen, sie kann nicht mehr richtig eingeteilt und entlohnt werden, so daß allerhand krankhafte Erscheinungen drohend einsetzen.

Eng verschwistert ist die Gesetzlichkeit des Goldes mit der Gesetzlichkeit der Arbeit, denn nie kann es dem Menschen erlassen werden, durch gegenseitiges Dienen und Nützen, Erwerben und Abgeben im Tausch mit anderen zu leben.

Alles Schaffen und Leisten wurde bisher, wo es nicht mit altertümlicher Autorität gefordert und streng in kleinem Kreise geordnet werden konnte, sobald sich die Kreise erweiterten und das Wirtschaftsleben Freiheit zugleich mit Sicherheit erstrebte, so entlohnt, daß sich der Arbeitswert in Gold umrechnen ließ; was wahrhaft kostbar ist, sind wir schließlich gewohnt, mit Gold zu wägen.

Ritter, Tod und Teufel

Von Gustav Schüler

**Reitest, Ritter, im Getose
Wirrer Schrecknis, wie du wußt,
Eine helle Eisenrose
Ist das Herz in deiner Brust.**

**Eingewachsen in die Bügel,
Scharf das Kettenband ums Kinn,
Wachsam starr gestraffte Zügel —
Furcht hat für dich keinen Sinn.**

**Vorwärts. Ruhig Schritt zu Schritten.
Was du sollst, sagt dir dein Herz,
Gestern so und heut geritten,
Starrgeschmiedet durch den Schmerz.**

**Aber nichts von Gram und Zweifel,
Unverrückbar das Gesicht!
Jene zweie, Tod und Teufel,
Weißt du, aber siehst sie nicht.**



Albrecht Altdorfer

Ältere Erzählungskunst

Das Jubiläum

Von Louise von François

Vorbemerkung. Wir eröffnen diese neue Abteilung mit einer der kleineren Erzählungen der viel zu wenig bekannten Louise von François, von der eigentlich nur „Die letzte Reckenburgerin" in weiteren Kreisen verbreitet ist. Diese meisterhafte Erzählerin gehört in die Nähe von Conrad Ferdinand Meyer und einer Marie von Ebner-Eschenbach, mit der sie in Briefwechsel stand. Die Dichterin entstammt einer französischen Adelsfamilie, die schon vor Aufhebung des Ediktes von Nantes die Heimat verließ und in Preußen Schutz fand. Etwas Ritterliches ist auch in den Gestalten dieser Erzählerin unverkennbar; meisterhaft weiß sie persönliche Geschehnisse mit der geschichtlichen Umrahmung in Einklang zu bringen. Besonders die Zeit der Befreiungskriege hat sie geliebt („Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier" heißt eine ihrer prächtigen Novellen aus jener Zeit). Und niemand wird es bereuen, sich auch mit den kleineren Erzählungen der vor drei Jahrzehnten verstorbenen Dichterin zu beschäftigen. Sie sind in einem Sammelband soeben bei R. Voigtländer, Leipzig, neu erschienen. D. T.

* * *

Eine goldene Maisonne breitete sich über die heiter belebte Landschaft, in welcher die ehrwürdige Anstalt ihr Dank- und Freudenfest für ein neues Jahrhundert ihres Bestehens feierte, des dritten seit ihrer Entpuppung aus der grauen Zisterzienserabtei. Der Fluß wand sich wie ein glitzerndes Band durch die saftig blühende Aue, Schneeballen, Goldregen, Geißblatt und Flieder prangten und dufteten in den weitläufigen Gärten, der buchenbewaldete Berg, an welchen das ehemalige Kloster sich lehnt, stand im vollen, frischen Grün, und auf den rötlichen Sandsteinfelsen der gegenüberliegenden Höhen sproßte das erste, zarte Rebenlaub. Aber den heitersten Anblick gewährten doch die Tausende von Gästen aus nah und fern, welche in dankbarer Erinnerung gespendeten Segens, oder liebreichen Anteils an der Gegenwart und froher Erwartung voll, dieser reichen Pflegstätte der Wissenschaft zuströmten. Tagelang hatte man nun schon in der kleinen, gotischen Kirche feierlich mit Gebet begonnen, in den Hörsälen in alten und neuen Zungen geredet und gesungen, in der bekränzten und beflaggten Festhalle mitten unter den Blütenbäumen des Schulgartens getafelt und getoastet, gespielt und getanzt; in der Freude des Wiedersehens manchen herzlichen Händedruck, manche warme Umarmung gewechselt, wehmütig in der Erinnerung aber auch manchem Fehlenden ein stilles „Ecce" nachgefeiert. Es wehte ein eigentümlich gemütvoller, echt deutscher Geist der Feierlichkeit und der Lust unter der wogenden Bevölkerung; alle Schranken des Alters, des Standes, wie der Entfremdung waren gewichen.

Heute, am dritten Tage, war der Berg der eigentliche Tummelplatz der Freude. Die Alumnen zogen mit wehenden Fahnen, mit Musik und Gesang hinauf zu dem schattigen Platze auf der Höhe und entfalteten daselbst, unter des sinnigen Tanzkünstlers Leitung, ihre choreographischen Fertigkeiten, während die Gäste sich ringsum in Lauben und Zelten heiter gruppierten.

Aber wie sehr der einzelne sich in dem dichten Gewoge verlor, wie sehr eine Begegnung die andre verdrängte, so machte eine besondere Erscheinung sich doch immer von neuem unter der Menge geltend, und die Augen richteten sich, Auskunft fordernd und gebend, auf einen Mann, der an der Seite einer jungen, anmutigen Dame langsam und ernst die Menge auf und nieder schritt, die Vorübergehenden

aufmerksam musterte, aber kein bekanntes Gesicht zu finden schien und nirgends bewillkommnend weilte.

Der Unbekannte mochte den Sechzigen nahe sein, eine hohe Gestalt mit militärischem Anstand und einer Physiognomie, die ein bewegtes Innenleben und jenes cholerisch-phlegmatische Temperament bekundete, das dem Feldherrn angeboren sein soll. Eine breite Schmarre über der hohen zurückgebogenen Stirn, wie der künstliche Arm unter dem langen, blauen Zivilüberrocke gaben indes Zeugnis, daß es diesem Inneren auch nicht an äußeren Gefahren und Kämpfen gefehlt hatte. Von allen Seiten flüsterte man sich die Vermutung, ja die Behauptung zu, einen hohen, vielgenannten, fremdländischen Kriegsführer vor sich zu haben, der, vor kurzem den vaterländischen Dienst quittierend, in hiesiger Gegend eine stattliche Einrichtung und Haushaltung beabsichtige.

So fehlte es denn dem Feste zwischen den heimischen, mehr oder minder miteinander vertrauten Elementen auch nicht an einem gewissermaßen fabelhaften Gegenstande, an dem sich die Phantasie erhitzte, so oft das interessante Paar bei einer Gruppe vorüberging. Jetzt bog es von dem allgemeinen Gesellschaftsplatze in einen stilleren Seitenpfad ein und schritt an einem angenehmen Ruhepunkte vorüber, an welchem eine Familie auf Rasenbänken unter einer alten Buche Platz zum Ausruhen und Erfrischen genommen hatte.

Da saß denn ein dünnes, graues, ältliches Herrlein, gebeugt, augenscheinlich nicht von Krankheit, sondern vom fleißigen Ausharren hinter dem Aktentische, einer von den treuen, kleinen, zufriedenen Beamten, welche lange Zeit den Kern unsres bürgerlichen Gemeinwesens gebildet haben, die aber in der industriellen Richtung der Zeit, dem sich verbreitenden Luxus und der überwältigenden Erhöhung aller Preise von ihrer gesellschaftlichen Staffel gesunken sind und deren Schimmer im Dunkel der Notwendigkeiten verschwunden ist, seitdem der Staat zu dem unvermeidlichen Auskunftsmittel schreiten mußte, den Detailbetrieb seiner Ordnungen je mehr und mehr aus der Hand zu geben, die ihn bis dahin so straff gehalten hatte.

Nun zu der Zeit unsres Jubelfestes lag diese Krisis noch verhüllt; dem alten Herrn mit den freundlichen, blauen Augen flatterte eine Viertelelle lang am weiß-orangenen Bande das offizielle Emaillezeichen seiner Amtstreue auf dem blauen, festlichen Leibrocke, dessen Schnitt, mit den spitzen, langen Schößen, den blanken Metallknöpfen und dem hohen, steifen Kragen, wohl um ein Mandel Jahre zurück datierte, während das saubere Tuch, so glänzend, als ob es erst aus dem Laden geholt wäre, zur Genüge bekundete, daß unserm Ritter die festlichen Tage nicht häufig gekommen sein mochten, an welchen er dieses Staatsgewand anzulegen hatte.

An seiner Seite saß eine Dame wohl gleichen Alters, und wie er selbst, nach ihrem Dafürhalten, stattlich nach der Mode angetan im neu zugestutzten, schwarzen Grosdenaples-Kleide, das möglicherweise schon ihr Hochzeitskleid gewesen sein konnte. Sie war eifrig bemüht, aus einer weitschichtigen, gehäkelten Tasche an ihrem Arm das selbstgebackene und sorgfältig verpackte Kuchenwerk auszuwickeln und den Strickstrumpf in Ordnung zu bringen, dessen ihre fleißigen Hände sich auch bei den festlichsten Gelegenheiten nicht entschlagen durften, wenn sie sich wohlbefinden sollte. Aber es war kein alltäglicher, häuslicher Strumpf, sondern ein Paradewerk mit handhohem, kunstvollem Rande, das zierlich gewundene Knäuel an einem silbernen Armreif befestigt und die Nadeln sorgfältig in entsprechenden „Höschen“ geborgen. Die gute Dame hatte an diesem festlichen Tage offenbar keines ihrer Kleinodien zu Hause gelassen! Ein blonder, schlanker, junger Mann, in offiziellem schwarzem Anzuge, mußte wohl der Sohn des würdigen Paares sein, denn die Augen desselben ruhten mit wohlgefälliger Genugtuung auf seinen Bewegungen, während er sich so viele Mühe gab, eine von den Schülern durchschossene Scheibe auf Pfählen als Tisch vor den Eltern aufzurichten und den ersehnten Kaffee herbeizuschaffen, bei welcher Unternehmung einige kleine Tertianer ihm zu Hilfe kamen, indem sie mit strahlenden Gesichtern bald eine erbeutete Tasse, bald einen Löffel herbeibrachten und dann fröhlich zu ihren Spielplätzen zurücksprangen.

Endlich war alles in Ordnung. Die Mutter, nachdem sie eingeschenkt, betrachtete, den Kannendeckel hebend, mit Wohlgefallen den reichlichen Vorrat; sie hatte den Kuchen zierlich auf grünen Blättern ausgebreitet, freundlich zum Zulangen nötigend, und eben war der Sohn im Begriffe der Einladung zu folgen, als das vornehme Paar an der Gruppe vorüberschritt. Er fuhr wie ein Pfeil in die Höhe, indem er dunkelerrötend sich tief vor den Fremden verneigte. Die junge Dame dankte mit freundlichem, fast vertraulichem Gruße, so daß ihr Begleiter, während er militärisch an seine Mütze faßte, fragte:

„Kanntest du den jungen Mann, Irene?"

„Ja, lieber Vater," lautete die Antwort, „er war der Geschichtslehrer unsrer Pension, von dem ich dir, glaube ich, geschrieben habe."

„Ich erinnere mich. Den Namen aber hattest du vergessen. Wie heißt er?"

„Karl Gerold, — Herr Gerold", verbesserte sie mit leichter Verlegenheit.

„Gerold?" fragte der Herr, sich umwendend und die Gruppe scharf ins Auge fassend; „sind die alten Leute seine Eltern?"

„Ich weiß es nicht, lieber Vater. Ich kenne Herrn Gerolds Familie nicht und habe auch ihn heute zum erstenmal seit meiner Abreise von Berlin wiedergesehen."

Damit setzte das fremde Paar seinen Weg fort und nahmen die Eltern des Herrn Karl Gerold, welche sich bei dem Gruße der vornehmen Herrschaften ehrerbietig erhoben und verneigt hatten, allmählich auch wieder ihren Platz auf der fürsorglich mit dem Reiseshawl der Mutter bedeckten Rasenbank ein. Wie der Fremde seine Tochter, fragten sie jetzt den Sohn beide aus einem Munde:

„Kanntest du die Herrschaften, lieber Karl?"

„Die junge Dame befand sich unter den Zöglingen der M'schen Anstalt in Berlin, in welcher ich einigen Unterricht zu geben hatte", antwortete er.

„Wer ist sie?"

„Keine Deutsche. Die Tochter des Generals T..."

„Des berühmten T...?"

„Ja, lieber Vater."

„War es der alte Herr, der neben ihr ging?"

„Ich weiß es nicht."

„Gewiß, gewiß! Er hatte mir gleich so etwas Bekanntes, so etwas Imponierendes. Man wird ihn wohl schon einmal im Bilde gesehen haben, vielleicht auf der Leipziger Messe. Aber wie kommt der Herr in diese Gegend? was mag er hier machen?"

„Man sprach davon, daß er sich, des milderen Klimas wegen, in dieser Gegend niedergelassen habe. Auch soll er von Geburt ein Deutscher sein."

„Ein Deutscher von Geburt — aber dieser fremdländische Name?"

„Das kann ich freilich nicht erklären; vielleicht durch Adoption, oder im Kriege erworben."

„Kann sein, kann sein. So etwas kommt vor. Aber seine Familie? Hat er noch mehr Kinder außer dieser Tochter?"

„Ich weiß es nicht, lieber Vater."

„Und seine Gemahlin?"

„Ich erinnere mich, von dem Fräulein gehört zu haben, daß ihre Mutter tot sei, und daß die Tochter daher in Deutschland erzogen werde, während der Vater wechselnde bedeutende Stellungen im Norden einnahm."

„Was war die Frau Generalin für eine Geborne, Karlchen?"

„Ich weiß es nicht, liebe Mutter."

Der Wissensdrang der guten Eltern in betreff dieser und noch andrer wichtigen Fragen mußte sich schließlich abkühlen, da er so wenig gründliche Befriedigung fand. Eben fing man an, den unterbrochenen Kaffee in einiger Ruhe zu genießen, als das außerordentliche Paar den Gang zurückkam und auf einer Rasenbank dicht neben unsern Freunden Platz nahm. Mit der Ruhe hatte es plötzlich wieder ein Ende, die Blicke flogen verstohlen hinüber und wieder zurück in die Kaffeetassen; auch der Sohn hatte Mühe, seine frühere Unbefangenheit wieder zu gewinnen, und als nach einer Weile der Vater mit der Mahnung hervortrat:

— „Die Herrschaften scheinen hier fremd und unbewandert. Wäre es nicht der Artigkeit angemessen, lieber Karl, wenn du ihnen deine Dienste anbötest in Betracht, daß du des gnädigen Fräuleins Lehrer gewesen bist und jetzt doch förmlich zur Anstalt gehörst?" — — da

schien es, als ob der junge Mann nur dieser Ermunterung bedurft hätte, um dem eignen lebhaften Verlangen nachzugeben, und er erhob sich rasch, dem väterlichen Rate Folge zu leisten.

„Und höre, Karlchen," flüsterte die Mutter ihm noch zu, auf ihre wohlkonditionierte Kaffeekanne weisend, „wenn die Herrschaften etwa in dem Gedränge keine Erfrischungen hätten erlangen können, — ich weiß nicht, ob wir es uns unterstehen dürfen, — aber hier ist noch Vorrat."

Der junge Mann lächelte freundlich und ging unter den gespannten Blicken der Eltern zu dem Nachbarplatze. Er verbeugte sich tief und stumm, während das Fräulein ihn in französischer Sprache ihrem Vater vorstellte, der ihn mit einer freundlichen Handbewegung einlud, an seiner Seite Platz zu nehmen. Unser Freund fand denn auch schnell den Mut, seine Führerdienste zu den verschiedentlichen Spiel- und Tummelplätzen der Jugend, wie zu den Sehenswürdigkeiten der Anstalt anzubieten, welche Dienste der alte Herr aber nur im Interesse seiner Tochter anzunehmen beliebte, während er für seine Person, weil durch das Bergsteigen ermüdet, ein ruhiges Verweilen vorzog.

„Sie sind ein Zögling dieser Anstalt, Herr Gerold?" fragte er darauf.

„Ich war ihr Zögling, Exzellenz," antwortete der junge Mann, „ich bin seit kurzem an derselben angestellt."

„Sagt Ihnen diese Stellung zu?"

„Ich muß sie als einen glücklichen Ausgangspunkt für meine Laufbahn betrachten."

„Ich las kürzlich einige wertvolle Monographien über deutsche Rechts- und Bildungsverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert von einem Herrn Gerold; sind Sie vielleicht" —

„Es sind die Erstlingsfrüchte meiner Studien, Exzellenz."

„Sehr interessant, sehr richtig, wie mich dünkt, Herr Gerold. Werden Sie in Ihrem gegenwärtigen Berufe Muße finden, Ihre literarische Tätigkeit fortzusetzen? Die Einrichtungen der Anstalt sollen für Lehrer wie Schüler gleich absorbierend sein, wäre es Ihnen nicht angemessener gewesen, sich ungeteilt historischen Forschungen und Darstellungen zu widmen?"

„Wenn dieselben auch vielleicht meiner Neigung entsprochen hätten, Exzellenz," antwortete der junge Mann, mehr noch erfreut als überrascht über diese examinatorische Teilnahme eines völlig Unbekannten — „zumal unsrer Literatur voraussichtlich eben in diesem Gebiete eine bedeutende Neuerung bevorzustehen scheint, so glaube ich doch, daß bei ungeprüften Kräften in demselben eine positive Pflicht und praktische Tätigkeit andern und mir selbst ersprießlicher sein möchten als die Unsicherheit eines schriftstellerischen Berufes."

„Diese Bescheidenheit macht Ihrer Gewissenhaftigkeit Ehre, junger Mann", versetzte der General. „Wir besprechen diesen Gegenstand wohl einmal weiter. Ich bin ein Nachbar Ihrer Anstalt geworden und rechne auf einen freundlichen Verkehr. Aber meine Tochter wird ungeduldig. Ich vertraue sie ihrem einstigen Führer in dem Gewühle des Völkerlebens, und werde an diesem Platze ruhig ihre Rückkunft erwarten."

Herr Karl Gerold verbeugte sich von neuem und fühlte mit einem Gemisch von Entzücken und Verlegenheit, wie das schöne Mädchen den Arm in den seinigen legte, und durch dieses in der Provinz als Vertraulichkeit geltende Zeichen unbefangener Sitte in größeren Verhältnissen die staunenden Blicke aller Begegnenden auf sich zog. Die Eltern sahen ihnen mit offenem Munde nach.

„Der Blitzjunge parliert wie ein Franzose!" machte endlich der Vater seinem Herzen Luft. „Ich hätte ihn wohl verstanden haben mögen, Linchen. Das macht das große Leben in Berlin; da lernt sich alles. Hier in der Anstalt oder in Halle wäre er über Hebräer und Goten nicht hinausgekommen. Und wie er mit Exzellenzen umspringt, Linchen! Mir nichts, dir nichts, just wie mit seinesgleichen!"

„Aber doch in aller Bescheidenheit, lieber Gerold", wendete entschuldigend das gute Linchen ein.

„Freilich, freilich in aller Bescheidenheit, Linchen, aber dennoch, dennoch, — mir wäre es nicht gegeben."

„Er hat es von seiner Mutter, lieber Gerold."

Der alte Herr nickte zustimmend mit dem Kopfe, und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Habe ich es aber nicht immer gesagt, an dem Jungen werden wir was erleben! Es steckt etwas in ihm, und wer ihn sieht, hat ein Herz zu ihm."

„Wie zu seiner Mutter", sagte Frau Gerold von neuem mit weicher Stimme und einer Träne im Auge.

Beide saßen eine Weile stumm in ihre Gedanken versunken. Endlich aber rief der Vater sich ermunternd:

„Das nenne ich ein Fest, Linchen, das nenne ich ein Fest! In meiner Sterbestunde wird mir die Erinnerung daran noch Freude machen."

„Ja, es ist schön, lieber Gerold; und besonders unsern Karl hier so zufrieden und angesehen zu erblicken, wie muß es uns glücklich machen! Aber dennoch, dennoch kann ich dir nicht sagen, wie eigen, beklemmt und wehmütig mir ums Herze ist. Nach achtundzwanzig Jahren alle diese Räume wieder zu sehen, so viele Menschen in ganz veränderter Lage und so viele, viele — nicht! Wie ich da unten in das alte Tor trat, Gerold, ach, mein guter Vater — ach, unsre Lotte!"

Tränen flossen über die rundlichen Wangen der guten Frau, und auch ihr Gatte hatte Mühe, eine Anwandlung von Rührung niederzukämpfen. Er faßte sich aber und sagte nach einer kleinen Stille:

„Laß uns das schöne Fest nicht durch traurige Erinnerungen vergällen, liebes Linchen. Gott hat uns viel Segen beschert nach diesem bitteren Anfang: Fast dreißig friedliche Jahre, mir — dich und uns — unsern Karl. Daran wollen wir uns halten."

„Du hast recht, Lieber", entgegnete sie, indem sie ihm dankbar die Hand drückte. Dessenungeachtet fuhr sie nach einer Pause fort:

„Ich kann heute die alten Erinnerungen nicht los werden, Gerold, es wimmelt um mich von lauter fernen, lieben Gestalten. Was wohl aus dem unglücklichen Strauch geworden sein mag?"

Aber Herr Gerold gab keine Antwort. Aufgeregt wie er einmal war durch den bunten Wechsel und die Wirkungen des Tokayerfläschchens, das er bei seiner Ankunft vor ein paar Stunden mit dem Sohne ausgestochen, hatte er einen stattlichen Herrn aufs Korn genommen, der in diesem Augenblicke an ihrem Platze vorüberging, in der sommerlichen Temperatur mit auffällig zugeknöpftem Rock und Wesen.

„Kronberg! Kronberg!" rief Herr Gerold auf einmal hocherfreut.

Der Herr blickte sehr erstaunt auf den Rufenden.

„Kennst du mich denn nicht wieder, altes Haus?" fuhr dieser fort, ihm beide Hände entgegenstreckend; „ich hätte dich unter Tausenden herausgefunden. Ich bin ja Gerold, dein alter Stubengesell. Besinne dich doch, Kronberg!"

Der Herr besann sich in der Tat.

„Wahrhaftig, Gerold!" sagte er lächelnd; „wie konnte ich nur einen Augenblick zweifelhaft sein? Du hast dich ja gar nicht verändert. Ganz der Alte. Aber man wird von allen Begegnungen ganz wirr und verdreht. In Wahrheit, ein äußerst gelungenes Fest! Was sagst du zu der Rede des Herrn Ministers, Gerold? Vortrefflich, ganz vortrefflich."

„Ich habe sie leider nicht gehört; ich bin erst nachmittags angekommen, aber mein Karl wollte finden —"

„Vortrefflich, sage ich dir, Gerold, mir wie aus der Seele gesprochen. Autorität tut uns not! Aber dies beiseite jetzt. Ich habe dich seit mehr als dreißig Jahren völlig aus den Augen verloren, wie ist es dir in der langen Zeit ergangen, alter Freund?"

„Nun gut genug, Alterchen. Ich bin Rendant bei der Gerichtskommission in P., habe sechshundert Taler Gehalt, und daß man höchsten Orts mit meinen geringen Diensten nicht unzufrieden ist, nun davon hat man mir bei der letzten Anwesenheit Sr. Majestät in unsrer Provinz dieses ehrenvolle Zeugnis zukommen lassen."

Herr Kronberg blickte beifällig lächelnd und den Kopf neigend auf das emaillierte Kreuz am weißorangenen Bande, und der Rendant Gerold fuhr fort:

„Mein einziger Sohn ist seit kurzem Adjunktus an hiesiger Anstalt. Ein prächtiger Junge, du wirst deine Freude an ihm haben. Er führt alleweil nur ein bißchen seine Schülerin umher, das schöne Fräulein von T., das du vielleicht bemerkt haben wirst. Hier nebenan, das

ist ihr Vater," setzte er flüsternd hinzu, — „der berühmte General T. Exzellenz."

„Mir bekannt", sagte Herr Kronberg.

„Und dies hier ist meine Frau."

„Sehr erfreut!"

Die Frau Rendantin Gerold, die seit dieser neuen alten Begegnung ihres Mannes ihren Platz noch nicht wieder eingenommen hatte, verneigte sich noch einmal, und erlaubte sich, dem Herrn eine Tasse Kaffee anzubieten, welche dieser lächelnd annahm. Er ließ sich neben dem treuherzigen Paare nieder, jedoch so, daß er den vornehmen Nachbar, den er aufmerksam fixierte, nicht aus den Augen verlor.

„Rendant also," sagte er ein wenig zerstreut, mit dem Löffel in seiner Tasse rührend, — „freut mich, freut mich herzlich, lieber Gerold."

„Je nun, man kann damit wohl zufrieden sein", entgegnete dieser, sich vergnügt die Hände reibend, in sichtlich sich steigernder Laune. „Aber nun du, Kronberg, welchen Weg hast du denn eingeschlagen? Studiert wohl schwerlich."

„Doch studiert!" antwortete der Kommilitone.

„Aber wie weit, Alterchen?" fragte unser Rendant aufgeräumt und mit einer verdächtigen Miene.

„Nun, auch ich habe Ursache, mit meiner Karriere bis jetzt zufrieden zu sein; ich bin Oberpräsident von S."

„Spaßvogel!" rief Herr Gerold, aus vollem Halse lachend, „du und Oberpräsident. Nimm mir's nicht übel, alter Junge, aber du warst im Grunde damals doch ein ziemlich schwaches Licht."

Herr Kronberg war so gefällig, mitzulächeln.

„Ich mag allerdings nicht so viel Verdienste gehabt haben als unser Mustergeselle Gerold," sagte er, „aber das Glück ist zuzeiten blind, alter Freund, und mit dem Oberpräsidenten hat es daher seine Richtigkeit."

Die Frau Rendantin, welche schon beim ersten Ausbruch der jovialen Laune ihres Gatten diesen einigemal bedenklich am Ärmel gezupft und auf den Fuß getreten hatte, blickte jetzt in verzweiflungsvoller Verlegenheit und krampfhaft strickend auf ihren Strumpf. Aber auch unsers alten Freundes bemächtigte sich eine ängstliche Stimmung; die Tokayerrosen erlöschten auf seinen Wangen, er war plötzlich nüchtern geworden.

„Der Herr Oberpräsident, Freiherr von Kronberg", — stammelte er, sich erhebend und in größter Verlegenheit an den Rand des Tisches anklammernd.

„Der Freiherr von Kronberg und ich sind eine Person," ergänzte der alte Schulkamerad, „die Gnade Sr. Majestät —"

„Ach — der Herr Oberpräsident wollen vergeben," — unterbrach ihn der Rendant, — „meine unverzeihliche Albernheit, — der Wein, — die Freude, — Hochdero Herablassung — wie konnte ich ahnen?"

„Beruhige dich, alter Freund!" sagte Herr von Kronberg, „und laß es bei dem traulichen Du unsrer Alumnenzeit. Ein Tag wie der heutige macht die Jahre schwinden und löscht Unterschiede aus."

Er reichte bei diesen Worten dem alten Kameraden mit würdevoller Herablassung die Hand, ohne daß es ihm jedoch gelingen konnte, denselben in eine behaglichere Stimmung zu versetzen. Der Rendant saß mit einem Armsündergesicht dem hochgestiegenen Stubengesellen gegenüber, ängstlich beflissen, in dem Dilemma zwischen Du und Sie jedwede direkte Anrede zu vermeiden, während jener, gewandt und gefällig, durch Reminiszenzen kleiner gemeinsamer Erlebnisse, wie durch Erkundigungen nach dem Schicksale dieses oder jenes Kommilitonen seine Verlegenheit zu decken und seine Beklommenheit auszugleichen sich bemühte, und so gelangte er denn schließlich zu derselben Frage, in welcher sein Erscheinen vorhin die Frau Rendantin unterbrochen hatte:

„Was wohl aus dem unglücklichen Strauch geworden sein mag, lieber Gerold?"

„Ich mutmaße, daß er in den leidigen Kriegszeiten seinen Untergang gefunden hat, Herr Oberpräsident", antwortete der Rendant.

„Du hast niemals etwas über sein Schicksal gehört?"

„Niemals, Herr Oberpräsident, direkt mindestens niemals. Ich müßte denn diese kostbare Uhr als ein Lebenszeichen von ihm betrachten,

die ich einige Jahre nach seiner Entfernung unter dem Poststempel „Paris“, aber ohne ein Wort, ohne eine Andeutung von seiner Hand erhalten habe, nur daß auf ihr inneres Gehäuse das Wort „Reparation“ gegraben ist. Sie hat seit dreißig Jahren mir noch nicht einmal den Dienst versagt und mahnt mich jede Stunde an den unglücklichen, jungen Freund, den Liebling der ganzen Anstalt, wie der Herr Oberpräsident sich vielleicht noch erinnern werden, ja: ihren Liebling und Stolz trotz seiner Verirrungen.“

Er zog bei diesen Worten eine Uhr hervor, die an einer kurzen, mit einem faustdicken Büschel von Berlocken schließenden Kette aus seiner Tasche hing und an deren schwerem, goldenem Gehäuse man ihr dreißigjähriges Alter wohl erkennen konnte, ließ einen wehmütigen Blick auf dieselbe fallen und sie vor den Ohren des Herrn Oberpräsidenten repetieren. Der Herr Oberpräsident war aber augenscheinlich weniger mit diesem Preziosum als mit seinem fremdländischen Nachbar beschäftigt, der während der letzten Minuten aufgestanden war, einige Schritte auf und nieder ging, da das Sitzen auf der niedrigen Rasenbank ihm lästig zu werden schien, und sich schließlich eine Zigarre anzündete. Bei dieser Bewegung traf sein Blick den des Oberpräsidenten. Derselbe erhob sich, sie verbeugten sich gegeneinander und Herr von Kronberg schien einen Moment zu schwanken, ob er sich dem Fremden nähern solle. Da dieser ihm aber keinen Schritt entgegen tat und sich wieder ruhig, dicht in der Nähe des Geroldschen Etablissements, diesem halb den Rücken wendend, niederließ, nahm auch er seinen früheren Platz wieder ein, und die Uhr, die er gedankenlos dem Rendanten aus der Hand genommen hatte, zurückgebend, sagte er:

„Die Familie von Strauch hat einen nicht unbedeutenden Zusammenhang mit mehreren angesehenen Häusern unseres Landes, das Schicksal eines ihr Angehörigen ist daher immerhin interessant. Zudem hat mir dasselbe seinerzeit einen besonderen Eindruck gemacht, welchen das heutige Erinnerungsfest lebhaft erneuerte, nur daß ich damals zu jung und zu unaufmerksam war, um den Zusammenhang klar aufzufassen und daß die gewaltigen Ereignisse, welche sich gleichzeitig in unsrer unmittelbaren Nähe entwickelten, die Erinnerung daran bald genug verdrängten. Nur die Szene mit dem schönen Lottchen ist mir noch lebhaft im Gedächtnis. Wie hing die Sache eigentlich zusammen, alter Freund?“

Die Frau Rendantin warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten; auch dieser schien betreten und einigermaßen schwankend, er sah eine Weile sinnend vor sich nieder. Indessen die Frage des Herrn Oberpräsidenten, der eine unverzeihliche Beleidigung so großmütig durch das Heraufbeschwören gemeinschaftlicher Jugenderinnerungen zu decken suchte, konnte füglich nicht zurückgewiesen werden; und so sammelte sich der gute Mann, warf seinem Linchen einen ermutigenden Blick zu, räusperte sich und begann:

„Über den Familienzusammenhang des Alumnus von Strauch vermag ich dem Herrn Oberpräsidenten die gewünschte Auskunft nicht zu geben. Alles, was ich weiß, ist, daß er der einzige Sohn einer Beamtenwitwe in Dresden war, die bald nach der Entfernung des erwähnten von Strauch aus der Anstalt die Heimat verlassen und bei Verwandten, wie verlautete, in Rußland, ihr Domizil genommen haben soll. Unter allen Umständen aber war der Alumnus von Strauch nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet, denn er befand sich nicht als Extraneer, sondern als einfacher Alumnus unter uns und mußte sich nach den Gesetzen mit einem Taschengelde von wöchentlich höchstens zwei Groschen begnügen, da er doch von einer Gemütsart war, die leichtlich mit dem Zehnfachen hätte fertig werden können. Herr Oberpräsident, er paßte nicht in diese klösterlichen Einrichtungen, heißblütig, kühn und leidenschaftlich, wie er war. Hat es doch von jeher etwelche Feuerköpfe gegeben, die sich nicht unter das Joch der alma mater beugen ließen, ein Joch, das auf der andern Seite ja so manchem leichtfertigen Burschen und verhätschelten Muttersöhnchen zu kräftigender Zucht und Ausbildung gedient hat. Eines schickt sich eben nicht für alle, wie der große Dichter sagt, und, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, am wenigsten in der Erziehung.

Auch werden der Herr Oberpräsident mir darin beipflichten, daß die damalige Disziplin der Schule im Vergleich zu der jezeitigen eine bedeutend straffere war, und daß mancherlei Observanzen und Einrichtungen beibehalten worden waren, die wir heutzutage fast barbarisch nennen würden."

„Mag sein," meinte Herr von Kronberg mit in die Höhe gezogener Unterlippe und ziemlich knappem Ton, „indessen muß anerkannt werden, daß im Punkte der Freiheit in keinem Stücke zu weit gegangen werden darf."

„Beileibe nicht!" bestätigte der Rendant.

„Daß Regel und Disziplin die Säulen einer Anstalt sein müssen, in welcher der Staat ein bedeutendes Kontingent seiner Beamten heranbilden läßt."

„Unzweifelhaft!" fiel Gerold ein.

„Daß man beginnt, mit dem sogenannten Rechte der Individualität einen gefährlichen Mißbrauch zu treiben und daß die Autorität, wie der Herr Minister heute so vortrefflich sagte, — aber ich habe dich unterbrochen, fahre fort, alter Freund, die Geschichte des jungen Schurken interessiert mich ungemein."

Die blassen Wangen des Rendanten färbten sich ein wenig höher.

„Herr Oberpräsident," rief er mit großer Lebhaftigkeit, „Klemens von Strauch war keineswegs ein Schurke, ja ich erdreiste mich zu behaupten, er war ein Jüngling von den seltensten Anlagen des Geistes und des Herzens! — Wenn schon," fügte er darauf wieder schüchtern hinzu, — „wenn schon der Herr Oberpräsident, der ihn, als jüngerer, nicht so genau gekannt haben, als meine Wenigkeit, leicht zu so strengem Urteil gelangen konnten; denn ich darf nicht leugnen, daß der junge Mann seinerzeit von dem gesamten Lehrerpersonale als eine Art von verlorenem Sohn angesehen worden ist. Keiner unsrer Kommilitonen erhielt so viele Strafen wie er, und es würde im Wintersemester des Jahres 1805 unzweifelhaft wegen unerlaubten, heimlichen Kaffeekochens schon mit ihm zur Relegation gekommen sein, wenn nicht gleichzeitig seine meisterhafte griechische Examenarbeit über die Schlacht von Marathon das Lehrerkollegium zur Nachsicht gestimmt hätte, so daß er für dieses Mal noch mit der Strafe des knienden Karierens gnädig genug entschlüpfte, wie der Herr Oberpräsident —"

„Ich glaube mich zu erinnern," unterbrach ihn dieser ein wenig ungeduldig. „Aber nun die Hauptgeschichte mit Waschmanns Lottchen, lieber Gerold."

Des guten Linchens rotes Gesicht färbte sich weiß bei diesem Namen, während über ihres Gatten staubfarbene Wangen eine noch höhere Röte lief als vorhin. Er entgegnete jedoch mit Ruhe:

„Eine eigentliche Geschichte mit Charlotte Brand ist mir unbekannt geblieben, Herr Oberpräsident. Die schöne Jungfrau mag das Wohlgefallen des in diesem Punkte sicherlich leicht entzündbaren Jünglings erregt haben, der zu jener Zeit schon in seinem zwanzigsten Jahre stand, ein Alter, in welchem das Gefühl der Liebe die männliche Brust am heftigsten zu bewegen pflegt. Weiter nichts. Die erschütternde Szene mit der erwähnten Charlotte Brand, deren Zeuge die ganze Anstalt gewesen ist, war sicherlich nur eine Eingebung ihres guten, ich darf wohl behaupten, großmütigen Herzens. Genug, alles, was ich berichten kann, ist, daß im Herbst des Jahres 1806, als jene große unheilvolle Katastrophe des Vaterlandes sich den Toren der Anstalt zu nähern begann, des Primaners von Strauch letztes Semester in derselben gekommen, daß er unser, das heißt des Herrn Oberpräsidenten, als eines damals blutjungen Untergesellen, und meiner Wenigkeit Stubenältester war, und daß wir Alumnen ohne Ausnahme uns dem heiteren, schönen, noblen Kommilitonen von Herzen zugetan fühlten, vor allen die Schwächeren und Schüchternen, die jederzeit einen Beschützer an ihm fanden. Ich gehörte zu den letzteren, und ich schäme mich nicht zu bekennen, Herr Oberpräsident: Klemens von Strauch war mein jugendliches Ideal und mein Idol; mit Ausnahme meiner guten Mutter liebte ich keinen Menschen in innigster Seele so wie ihn. — Ich hatte von dieser, — meiner guten Mutter nämlich, — zu Weihnachten Anno 1805 das einzige Kleinod aus dem Nachlasse meines seligen Vaters zum Präsent erhalten, eine Uhr, die ich gebührend in Ehren hielt, wenngleich sie mir häufig den Dienst versagte und ich mein sehr

bescheidenes Wochengeld fast ausschließlich für Reparaturen beim Uhrmacher verwenden mußte, da dem kleinen Kunstwerke in meiner Westentasche die lebhaften Spiele und Balgereien im Schulgarten weniger zuträglich sein mochten, als der Person ihres Trägers. Und so hatte ich denn auch just wieder kurz vor dem Tage, als jene Katastrophe sich zutrug, deren Schilderung der Herr Oberpräsident mir aufgegeben haben, dem Waschmann Brand, der gleichzeitig den Botendienst nach der Stadt versah, dieses mein Preziosum zur Remedur daselbst anvertraut. Irre ich nicht, so war es im Laufe des dreizehnten Oktober, als die ersten preußischen und sächsischen Truppen an der Schule vorüberzogen, und daß das Schreiben eines hochgestellten Militärs an den Rektor um die Freilassung des Primaners von Strauch zum Zwecke eines verwandtschaftlichen Wiedersehens in der benachbarten Stadt nachsuchte. Von Strauch erhielt den erbetenen Dispens bis zum Abendgebet dreiviertel auf neun. Aber die Gebetglocke läutete, v. Strauch war nicht zurück. Der Hebdomadar fragte: ‚Primaner Strauch noch nicht retour?' Alles schwieg. Die unteren stiegen hinauf in den Schlafsaal, ich, der ich bei der neulichen Versetzung nach Prima gerückt war und bis um zehn aufbleiben durfte, schlich mich leise über den Hof, bat den Torwart wach zu bleiben und den Waschmann Brand, der die nächtliche Aufsicht im Schulhause vor den Schlafsälen zu handhaben hatte, unten den Riegel nicht vorzuschieben; dann ging ich wieder hinauf. Ich war in lebhaftester Unruhe, das Schicksal meines Freundes stand mir jammervoll vor Augen; mein Herz klopfte, ich saß aufrecht in meinem Bette und konnte nicht schlafen. In der Ferne sah ich rings auf den Höhen die Wachtfeuer unsrer Armeen lodern. Aber ich dachte nicht an die ungeheure Entscheidung, welche uns die nächsten Stunden bringen konnten, ich dachte nur an meinen Strauch. Endlich nach Mitternacht höre ich ihn kommen; der Schein der Nachtlampe fällt auf ihn, er sieht blaß aus, verstört, aufgeregt, und ich ahne gar wohl, daß er des Guten unter den militärischen Gästen zu viel getan haben mag. Ich hole ihm daher einen Becher Wasser und nötige ihn zur Ruhe. ‚Hast du das Tor noch offen gefunden, Strauch?' frage ich. ‚Ich bin vom Berge über die Mauer gesprungen', antwortet er. ‚Hast du den Riegel unten vorgeschoben?' ‚Nein.' So schleiche ich mich denn noch einmal hinunter, um dem Brand keine Ungelegenheiten zu bereiten, riegele zu und gehe wieder hinauf und zu Bett. Ich merkte gar wohl, daß der Strauch etwas auf seinem Herzen hatte, ich konnte ihn schwer zum Niederlegen bringen. Er lief im Schlafsaale auf und nieder und wollte mehr als einmal mit mir reden. Aber ich sagte: ‚Halte Ruhe, armer Junge, störe die andern nicht, du machst das Unglück nur schlimmer. Morgen erzählst du mir alles.' ‚Ja morgen, morgen!' rief er, und warf sich endlich auf sein Bett. Trotz meiner Beängstigung schlief ich endlich ein, denn beim Schlafen tut die Gewohnheit viel und die gesunde Natur noch mehr. Manchmal aber war mir's halb wie im Traum, als hörte ich ein Stöhnen und sähe des Unglücklichen Gestalt im Mondenschein den Saal auf und nieder schreiten. Ich hörte seinen Ruf: ‚Gerold!' an meinem Bettende und dann immer wieder: ‚Nein, nein, morgen, morgen!' Endlich war alles still geworden. Die innerliche Unruhe weckt mich eine Stunde früher als gewöhnlich; ich höre die Glocke vier schlagen, höre Geräusch an der Türe und den Ruf meines Namens aus dem Munde des Waschmanns, der eben in die Tür tritt. Beim Scheine seiner Laterne werfe ich einen Blick auf den Strauch. Er schläft, von dem Eintretenden ungestört, — o, daß er doch aufgewacht wäre! — sein Gesicht ist weiß wie das einer Leiche, und er bewegt im Traume die Arme mit heftigen Gestikulationen. Es war ein einziger Blick, denn die Botschaft des Brand drängte zur Eile. Ja, so unglücklich können Umstände zusammentreffen, Herr Oberpräsident! Der Prediger aus dem benachbarten Dorfe, in welchem meine gute Mutter als Pfarrwitwe lebte, hat mitten in der Nacht den Schularzt zu ihrem Beistand herbeirufen müssen, da ein heftiger Schreck über das ungebührliche Betragen der Einquartierung der schwächlichen Frau einen Blutsturz zugezogen und sie an den Rand des Grabes gebracht. Der Herr Rektor gibt mich auf ihr Ansuchen in Begleitung des Schularztes frei bis zum Mittag. Ich

eile in meine Kleider und vor das Tor, wo der Doktor in seinem Wagen bereits meiner wartet. Als ich einsteigen will, denke ich daran, daß ich ohne Uhr meinen Urlaub verpassen könnte, und ich frage den Waschmann: ‚Ist meine Uhr noch nicht fertig, lieber Brand?‘ ‚Ja,‘ antwortete er, ‚ich habe sie gestern früh mit aus der Stadt gebracht und will gleich gehen, sie zu holen.‘ — Aber der Doktor ruft aus dem Wagen: ‚Keinen Aufenthalt anjetzo, junger Freund; der Augenblick drängt, vorwärts!‘ Ich steige ein, wir fahren. Von allen Seiten ziehen die feindlichen Truppen dem verhängnisvollen Kampfplatze zu. In einem halben Stündchen sind wir bei meiner guten Mutter. Sie ist kreideweiß, lautlos und sterbensmatt; aber der Doktor tröstet mich. Er findet keine Gefahr, verordnet Kühlung und Ruhe, und fährt weiter, um noch ein wenig mehr in der Nähe die Zurüstungen auf dem großen Welttheater zu rekognoszieren. Denn der alte Doktor war ein Politikus und ‚zum Klappen kommt es, heute oder morgen, aber dann Gnad' uns Gott!‘ sagte er beim Weggehen und verspricht, auf der Rückfahrt wieder nachzusehen und mich zu rechter Zeit abzuholen.

Und zur rechten Zeit halten wir denn auch richtig vor der Pforte. Aus der Ferne und aus der Nähe hören wir den Donner der unseligen Doppelschlacht, die unser Vaterland zertrümmern sollte. Der Torwart öffnet mit verstörten Mienen, der Waschmann Brand geht händeringend auf und ab. ‚Schrecklich, schrecklich!‘ höre ich ihn jammernd rufen. Ich denke natürlich, daß das Kriegsgetümmel ihn dermaßen beängstigt, aber, gerechter Gott! wie wird mir, als er mich jetzt beiseite nimmt und sagt: ‚Herr Gerold, Ihre Uhr ist fort!‘ ‚Meine Uhr?‘ fahre ich auf, ‚wohin, wohin?‘ ‚Gestohlen, aus meiner Stube!‘ antwortet er außer sich, — ‚aber ich bin unschuldig, weiß es Gott im Himmel, ich bin unschuldig, Herr Gerold!‘ — Ich war meiner Sinne kaum mächtig. ‚Schnell hinüber in den großen Lektionssaal,‘ — drängt jetzt der Torwächter, ‚Sie werden Unglückliches erleben, Herr Gerold; das ganze Kollegium ist beieinander in hoher Synode.‘ Ich stürze über den Hof, halb verwirrt durch alles, was in diesen wenigen Stunden auf mich eingestürmt hat: das Schicksal meines Freundes, die Gefahr meiner Mutter, der Donner zweier Schlachten und nun gar noch der Diebstahl an meinem Heiligtume, meiner väterlichen Uhr! — Im Schulsaale steht es Kopf bei Kopf: das ganze Lehrerpersonal, sämtliche Schüler, Beamte und Diener der Anstalt, drängen sich zusammen. An der Tür lehnt neugierig der kleine Schusterjunge, welchem der letzte entehrende Dienst bei derartigen Vorkommnissen oblag. Man schiebt mich nach der Mitte, wo die Herren Lehrer mit feierlichen Mienen Platz genommen haben. Mein Auge haftet entsetzt auf dem Rektor, der hochaufgerichtet, eine Zornesader über der Stirne, mir in diesem Augenblicke erschien wie der leibhaftige Jupiter Tonans.“

„Das Gesicht macht deiner jugendlichen Phantasie Ehre, alter Freund,“ fiel Herr von Kronberg lächelnd ein, „denn eine Jovisgestalt war sie just nicht, unsre lange, dürre, gestrenge Magnifizenz!“

„Jetzt wurde er meiner ansichtig, hielt mir meine Uhr entgegen und rief: ‚Alumnus Gerold, erkennt Er diese Uhr als die seine?‘ — ‚Ja, Herr Rektor!‘ stammelte ich. — ‚Weiß Er, auf welche Weise sie Ihm abhanden gekommen ist?‘ — ‚Nein, Herr Rektor. Der Waschmann Brand, dem ich sie zur Reparatur in der Stadt übergeben hatte, sagte mir heute morgen, daß sie in seiner Stube aufbewahrt sei.‘ — ‚So höre Er, junger Mann, höre Er und entsetze Er sich: diese, Seine selbige Uhr, das Erbstück Seines würdigen Vaters, dessen Name in das Gehäuse eingegraben ist, diese Uhr ist gestern nachmittag aus der Wohnung des Waschmann Brand gestohlen worden. Gestohlen, sage ich, gestohlen von einem Zögling dieser ehrwürdigen Anstalt, von einem Edelmann, von Seinem Senior, der Ihm als Ordner und Vorbild gesetzt worden ist, von Seinem Spezial, junger Mann, von — diesem Schuft!‘ — Meine Augen, welche bis jetzt am Boden geruht hatten, folgten schüchtern der Richtung des aufgehobenen Armes des Rektors. Wie möchte ich aber mein Entsetzen beschreiben, als sie an der Gestalt meines lieben, unglücklichen Strauch haften blieben! Nein, Herr Oberpräsident, kein Verbrecher an dem Schandpfahl, kein Mörder

auf dem Galgenplatz kann einen solchen Eindruck gewähren wie dieser entehrte junge Mann. Aschfarbig, die Haare auf seinem Haupte in die Höhe strebend, die Augen starr aus ihren Höhlen tretend, mit Schweiß bedeckt, die Hände geballt und die Zähne konvulsivisch aneinanderschlagend, so stand er mit dem Ausdrucke des Wahnsinns, die andern fast um Kopfeslänge überragend, und ich habe in meinem Leben wohl schon einen tieferen und nachhaltigeren, aber niemals einen stechenderen Schmerz empfunden als in diesem Augenblicke.

Es kam über mich wie eine Eingebung; gewißlich nicht weniger zitternd als der Unglückliche selbst, stammelte ich: ‚Er hat die Uhr nicht gestohlen, Herr Rektor, ich — ich habe sie ihm geschenkt!‘“

„Ja, ja!“ fiel Herr von Kronberg ihm lebhaft ins Wort, „jetzt erinnere ich mich deutlich. Du kamst übel genug an mit deiner Großmut, braver Gerold. — ‚Keine alberne Lüge, junger Mann!‘ donnerte der unerbittliche Schulmonarch, ‚Inkulpat ist geständig und überführt. Die hohe Synode hat ihren Spruch gefällt. Weiche Er von hinnen, Er Übeltäter!‘ Und nunmehr folgte die fulminanteste der klassisch-groben Reden, welche jemals aus des Gestrengen Munde geflossen ist. Ich höre sie noch. Es ist etwas Eignes um das Gedächtnis; nach fast dreißig Jahren steht mir die längstvergessene Szene plötzlich so lebhaft vor der Seele, als hätte ich sie erst gestern erlebt, so hat deine Schilderung mir die Erinnerung aufgefrischt.

‚Hat darum der große Kurfürst Moritz diese Anstalt gegründet,‘ donnerte er, ‚daß wir Schurken und Diebe in ihr erziehen? Sind euch darum die hohen Alten exponiert, ist euch darum des Herrn Gebot gepredigt worden, daß ihr die Nächte in Spiel- und Saufgelagen verbringen sollt? Heißt das Humaniora studieren: seinen Freunden ihre Kleinodien zu stehlen? heißt das der alma mater ihre Sorge vergelten, wenn ihr aus eurem Sündenpfuhl das heilige Antlitz mit Kot bespritzt? O, Er Verruchter! Ein Fürstenschüler will Er sein? Ein Galgenvogel ist Er, ein Strauchdieb, ein verlorenes Subjekt! Man treibe das räudige Schaf aus unsrer Hürde, ehe es die ganze Herde verpestet hat!‘“

Herr von Kronberg schwieg lächelnd, sich seines prompten Gedächtnisses erfreuend, unser Rendant aber fiel ein:

„Ja, ja, Herr Oberpräsident, das waren seine Worte, genau seine eignen Worte; aber nun denke man sich die allgemeine Erschütterung, als just in demselben Augenblicke das Feuer der Schlacht sich dermaßen verstärkte, daß die Fensterscheiben erklirrten und das alte Kloster in seinem Grunde zu erbeben schien. Die ganze Versammlung stand lautlos und zitternd, doch fiel es keinem der Lehrer ein, in dieser allgemeinen Entscheidungsstunde das Strafgericht über den einzelnen zu unterbrechen; im Gegenteil, es machte den Eindruck, als ob diese Donnerstimme der empörten Magnifizenz zu ihrer Unterstützung vom Himmel gesendet worden sei. ‚Gottes Gerichte!‘ schrie er mit einer Gewalt, daß das Rollen der Geschütze davon übertäubt wurde, ‚Gottes Gerichte! Eine Geißel kommt über die Welt, die verworfene Brut zu vernichten; eine Sintflut wälzt sich heran, das Geschlecht der Schande zu ersäufen. Höret, höret! Gedenket dieser Stunde! Beugt euch, auf daß ihr euch erheben lernt! Weiche Er von hinnen, Er Übeltäter!‘ — Ich war auf meine Knie gesunken. ‚Er ist nicht schuldig, nicht schuldig!‘ schluchzte ich. Meine Sinne schwanden für einige Augenblicke, und als sie wiederkehrten, hatte mein unglücklicher Freund den Saal verlassen. Alle Rücksicht vergessend, raffe ich mich empor, stürze ihm nach und erreiche ihn am Fuße der Treppe, wo er halb ohnmächtig an einem Pfeiler lehnt. Nur der kleine Schusterjunge stand neben ihm, der, dem Brauche gemäß, dem Beschimpften bis zum Tore, an welchem der gedungene Führer nach der nächsten Station seiner harrte, das Geleit geben und gleich einem Büttel mit einem tüchtigen Fußtritte aus den Armen der alma mater entlassen mußte. Ich fiel meinem Freunde um den Hals, klammerte mich an ihn und weinte die bittersten Tränen. ‚Ach, wie ist dies nur alles gekommen?‘ rief ich, ‚warum hast du mich nicht vorbereitet? ach, mein armer, mein armer, lieber, einziger Strauch!‘ — Die Tür wurde oben geöffnet: ‚Alumnus

Gerold!' rief die Stimme des Hebdomadars. Bei diesem Rufe durchzuckt es den Strauch wie ein elektrischer Schlag; er rafft sich zusammen, preßt mich heftig an sich, reißt sich aus meinen Armen und, den Schusterjungen beiseite stoßend, daß derselbe rücklings zu Boden taumelt, stürzt er über den Hof. In diesem Augenblicke drängen die ersten Wagen der in der Schlacht Verwundeten durch das Tor; wie ein Pfeil wendet der Fliehende sich zur Seite, erklettert mit der Gewandtheit, die keinem Zöglinge der Anstalt wie ihm eigen war, eine Linde, schwingt sich von da auf die Ringmauer und hinunter in den Wald — ich habe ihn niemals wiedergesehen!"

„In der Tat," sagte Herr von Kronberg nach einer Pause, „es war ein ergreifender Moment, als jetzt die ersten dumpfen Gerüchte über den zweifelhaften Stand der Schlacht in die Versammlung drangen, als der Donner der Kanonen die Mauern erschütterte, als die ersten Verwundeten gemeldet wurden und der alte, brave Rentmeister den Saal verließ, um für ihr Unterkommen zu sorgen. Und als nun nach wenigen lautlosen Minuten die Tür von neuem aufgerissen wurde und Lottchen Brand, unsre Jungfer Augentrost, wie der joviale Rentmeister die schöne Waschmamsell zu nennen pflegte, in den Saal und zu den Füßen der Magnifizenz stürzte, außer Atem, wirren Blickes, staubbedeckt und krampfhaft schluchzend, die blonden Haare in wilder Unordnung an den glühenden Wangen niederhängend — wahrhaftig, ich könnte die Szene noch malen. ‚Gnade!' rief sie, die Hände ringend, ‚Gnade, Hochwürden! Rufen Sie den Unglücklichen zurück! Er ist unschuldig! ich — ich habe ihm die Uhr gegeben!' — Aber weit entfernt, durch diese Aufopferung die Sache des jungen Galans zu verbessern, reizte sie den alten Herrn, der in diesem Punkte am wenigsten Spaß verstand, nur auf das empfindlichste. — ‚Sie? Sie?' brüllte er wie ein Wütender, indem er sie mit dem Fuße von sich stieß, ‚Sie hat sie ihm gegeben? Um desto schlimmer für den Elenden — das gestohlene Geschenk einer Dirne!'" —

Bei diesen Worten sprang der Rendant Gerold in die Höhe, als hätte ihn eine Natter gestochen. Er setzte sich aber augenblicklich wieder und fiel dem Erzähler mit einem eigentümlich feierlichen Klange der Stimme und hochgeröteten Wangen in die Rede:

„Und so wird es denn auch wohl dem Herrn Oberpräsidenten noch erinnerlich sein, wie bei dieser empörenden Schmähung Charlotte Brand sich vom Boden erhob, mit der Würde einer beleidigten Königin, und über den ganzen schönen Leib erschaudernd, Totenblässe auf dem Angesichte, ausrief: ‚Einer Dirne? Einer Dirne? Nein, keiner Dirne, keiner — ich habe — ich bin — aber gleichviel! Der Unglückliche ist nicht ohne Schuld, aber diese Schmach hat er nicht verdient. Rufen Sie ihn zurück, prüfen Sie noch einmal, strafen Sie menschlich, Hochwürden! Ersparen Sie dem Unglücklichen den Jammer einer Mutter, den Fluch einer Familie, das Brandmal eines ganzen Lebens!' — Sie stürzte nach diesen Worten besinnungslos zu Boden und mußte aus dem Saale getragen werden. Ein hitziges Fieber hielt sie wochenlang an der Marke des Lebens. Aber selbst der Rektor erschien erschüttert und blickte einige Sekunden ungewiß im Kreise der schweigenden Lehrer rund umher. Alles stand mit niederhängenden Köpfen. In dem Augenblicke kam die Meldung, daß ein neuer Transport Verwundeter in den Hof gefahren werde und der schmähliche Verlust der Schlacht nicht zu bezweifeln sei. Die Lehrer entfernten sich, wir zerstreuten uns. Das Schicksal von Millionen, die Schmach des Vaterlandes verdrängten das Schicksal und die Schmach des einzelnen — aber ich habe ihn niemals vergessen!"

„Welchen Zusammenhang hatte es denn nun aber eigentlich mit deiner Uhr?" fragte Herr von Kronberg nach einer Pause.

„Den einfachsten und unglückseligsten, Herr Oberpräsident. Schuld und Zufall hatten sich, wie immer im Leben, zu eines Menschen Untergang verbündet. Ehe der arme Strauch den Weg nach der Stadt antrat, hatte er noch auf ein Weilchen bei dem Waschmann Brand vorgesprochen, dessen Tochter Charlotte allein zu Hause war. Da sie des jungen Mannes Sorglosigkeit aus Erfahrung kannte, mahnte sie ihn zu pünktlicher Heimkehr, und er gestand ihr, seine Uhr kürzlich verloren und die Absicht

gehabt zu haben, ihren Vater für ein paar Stunden um die seinige zu bitten. Sie wußte, wie gute Freunde Strauch und ich waren, wie gern ich, wäre ich zugegen gewesen, in die kleine Gefälligkeit gewilligt haben würde; sie bot ihm daher meine Uhr, die ihr Vater am Morgen aus der Stadt mitgebracht hatte, zur Aushilfe an. Er nahm sie und ging. Aber kaum, daß ich am andern Morgen mit dem Doktor abgefahren war, so trat der Strauch schon wieder in Brands Wohnung, wo er wieder Charlotten allein zu Hause fand. Die Mutter war seit Jahren tot, der Vater fast Tag und Nacht in Geschäften, die zweite Schwester zum Unglück just bei der ältesten auf dem Lande. Des Jünglings verstörtes Wesen fällt dem Mädchen auf, sie hält ihn für krank, erforscht sein nächtliches Ausbleiben und bittet endlich um die geborgte Uhr. Ein Schauder befällt den Unglücklichen; sie erkennt das Unheil fast ohne Worte: in der Erhitzung des Weines, der Leidenschaft, in Gesellschaft junger, übermütiger Offiziere hat er nicht nur seine kleine Barschaft, hat er die geliehene Uhr gestern abend — verspielt, und jetzt ist er gekommen, ihren Vater zu beschwören, daß er keine Anzeige mache, bis er mit seinem Freunde gesprochen und das erforderliche Geld aufgetrieben haben werde, um die Uhr einzulösen oder durch eine andere zu ersetzen. Das junge, erschütterte Mädchen indessen sieht weiter, sie ahnt alle jene unberechenbaren Zusammentreffen, welche weit öfter einen Frevel an den Tag bringen, als daß ein günstiger Zufall denselben deckt. Hier muß rasch geholfen werden. Ihr am Morgen vielbeschäftigter Vater wird den Verlust binnen weniger Stunden nicht gewahr und nötigenfalls durch des Jünglings Bitten an einer Anzeige gehindert werden. Sie steckt den mühsam durch ihrer Hände Arbeit erworbenen Sparpfennig zu sich und macht sich auf den Weg nach der Stadt, die Uhr einzulösen oder mindestens der Entdeckung des Frevels vorzubeugen. Noch liegt die Gegend im Morgendunkel, aber schon ist die Fahrstraße belebt durch ein französisches Streifkorps, das, von den südlichen Höhen kommend, sich westwärts der Gegend zu bewegt, in welcher binnen weniger Stunden die verhängnisvolle Schlacht geschlagen werden sollte. Die Jungfrau muß sich bald rechts, bald links wenden, Seitenpfade einschlagen, hinter Hecken und Dörfern verbergen, die Wegstunde bis zur Stadt wird dadurch verdreifacht. Ihre Angst steigert sich von Minute zu Minute. Endlich erreicht sie das Tor, endlich das Wirtshaus, in welchem das gestrige Gelage abgehalten worden ist. Wie sie richtig vorausgesehen, hat der Wirt die Uhr an Zahlungsstatt angenommen, aber auch schon am Morgen bei einem Uhrmacher, mit dem er just Geschäfte gehabt, eingewechselt. Sie kennt den Uhrmacher, es ist der der Anstalt, mit dem sie schon manchesmal in Berührung gekommen ist. Sie eilt in sein Haus, aber die Sinne drohen ihr zu schwinden, als sie erfährt, daß er es vor einer Stunde verlassen hat und erst gegen Mittag zurückerwartet wird. Er ist nach der Anstalt gegangen, sie fühlt, sie weiß es. Kennt er nicht die Uhr? hat er sie nicht erst gestern unter seinen Händen gehabt? muß er nicht eine Veruntreuung voraussetzen? Ohne Zögern eilt sie ihm nach; die Angst gibt ihr Flügel, und doch darf sie nicht wagen, die Fahrstraße einzuschlagen, sie muß den Weg über den Berg nehmen; ein unberechenbarer Aufenthalt, wo jede Minute kostbar ist. In der Ferne der Donner der Schlacht, in ihrem Herzen die Qual um das Schicksal des schuldigen Jünglings, die Qual der eignen Mitschuld an demselben. Sie stürzt fort gleich einem gehetzten Reh, die Brust droht ihr zu bersten und die Sonne steigt immer höher! Die Mittagsstunde ist längst vorüber, als sie an der Ringmauer anlangt, welche das Kloster von dem Bergwalde scheidet, und die sie umschreiten muß, um nach der Pforte zu gelangen. Vor ihr liegt die Kirche mit dem umschließenden Friedhofe. Sie lehnt sich, Atem schöpfend, einen Augenblick an die Mauer, faltet die Hände und blickt in frommer Fürbitte in die Höhe. Da — in diesem Augenblicke hört sie ein Rauschen in den Ästen des Baumes, der die Mauer überschattet, eine Gestalt erscheint auf derselben, und der Unglückliche, für dessen Rettung sie eben gebetet hat, fällt pfeilgeschwind, einem Wahnsinnigen gleich, zu ihren Füßen auf den Boden. Was zwischen ihnen vorgegangen ist, welche Worte

sie gewechselt haben in diesen höchsten Augenblicken, nur Gott weiß es. Es können nur wenige Minuten gewesen sein, denn wie bald stand die Unglückliche, mitschuldig und doch unschuldig, vor dem strengen Richter, in der letzten Hoffnung, einen Spruch zurückzurufen, den der Angeklagte in der Angst, das edle Mädchen in sein Verhängnis zu ziehen, nicht durch ein offenes Geständnis zu mildern gesucht hatte. Sie kam zu spät zu seiner Rettung, auch sie hatte ihn verloren für das Leben!"

„Ein beklagenswertes Beispiel des Leichtsinns," sagte Herr von Kronberg, „leider nicht vereinzelt stehend, selbst in unsern bestgeleiteten Anstalten. Aber sage mir, alter Freund, was ist denn schließlich aus dem goldlockigen Schülerliebchen geworden?"

Der Rendant Gerold zitterte, Totenblässe wechselte mit einem raschen Rot auf seinem ehrlichen Gesicht, die Stimme versagte ihm mehr als eine Minute lang; endlich aber erhob er sich und unter einer tiefen Verbeugung vor dem Fragenden antwortete er mit feierlicher Stimme:

„Schließlich, Herr Oberpräsident, schließlich — meine Frau!"

„Deine Frau?" sagte Herr von Kronberg halb verlegen, halb ungläubig auf die schluchzende Matrone ihm gegenüber blickend.

„Ja, meine Frau," bestätigte der Rendant, „die Mutter meines einzigen Kindes, meine edle, schöne, heißgeliebte Frau!"

„Verzeihung, Frau Rendantin," sagte Herr von Kronberg, mit leichter Verneigung sich gegen diese wendend, „aber, aber — —"

„Entschuldigen der Herr Oberpräsident," versetzte der Rendant, „das ist ihre Nachfolgerin, ihre Schwester Karoline, deren der Herr Oberpräsident sich kaum mehr erinnern werden. Meine Charlotte ist mir früh schon wieder genommen worden. — Weine nicht, mein Linchen," sagte er darauf, sich zu seiner Gattin niederbeugend und sich bemühend, die Hände der guten Frau von ihren strömenden Augen und an sein Herz zu ziehen, „weine nicht! Selten hat ein Mann das Glück, eine so treue Gefährtin zu finden als Trost und Ersatz wie ich in dir; selten ein Kind das einer wahrhaft zweiten Mutter, wie mein Karl in dir. Selten lebt ein Abgeschiedener so geliebt und unvergessen fort in dem Herzen dessen, der an seine Stelle getreten ist, wie unsre Charlotte in dir. Weißt du noch, Linchen, wie dein braver Vater zu sagen pflegte, wenn er so häufig um seiner klugen und schönen Töchter willen gepriesen ward? ‚Ja,' pflegte er zu sagen, ‚meine Lotte ist die schönste, und meine Sophie die klügste, aber meine Line ist die beste von allen Dreien'; und dein seliger Vater hatte recht."

„Es tut mir leid," sagte Herr von Kronberg nach einer Pause, „es tut mir wirklich leid, lieber Gerold, unbewußt so traurige Erinnerungen in dir aufgeweckt zu haben."

„Ach, Herr Oberpräsident," entgegnete der brave Mann, „die wehmütigen Erinnerungen waren wach lange vor Ihrer Anregung. Wenn man nach fast dreißig Jahren die Räume wiedersieht, in welchen man so Bedeutendes erfahren hat, da lebt wie durch einen Zauber alles auf, was sich im Geleise des täglichen Lebens allmählich verwischt. Ja, Herr Oberpräsident, es fügt sich eigen in einem Menschenherzen. Charlotte Brand war mir bis zu jenem verhängnisvollen Tage völlig gleichgültig gewesen; ich hatte kaum bemerkt, daß sie schön sei, und meine Kameraden oftmals gewarnt, wenn sie sich im Anstaunen ihrer Reize entzündeten. Denn ein junges, holdseliges Frauenzimmer in der Nähe einer Jünglingsschar von zwei Hunderten, das wirkt wie ein Zunder, und ich möchte die gestrenge Zucht unsrer Magnifizenz in diesem Punkte beileibe nicht tadeln, wenn mir auch das Herz unter ihrem harten Ausbruche lange Zeit geblutet hat. Aber von jener Stunde an, wo ich das herrliche Mädchen auf ihren Knien gesehen hatte, weinend, flehend, händeringend für meinen unglücklichen Freund, geschmäht und mit Füßen gestoßen für ihn, von der Zeit an, wo sie bleich und schwach nach der langen, erschöpfenden Krankheit ihre Blüte abgestreift, Mut und Heiterkeit erloschen, bemitleidet von den Guten, verdächtigt und verhöhnt von den Niedrigen, neben uns lebte, war sie das Traumbild meiner Seele geworden. Tag und Nacht sah ich, hörte ich nur sie. Aber ich sagte kein Wort, wagte kaum die Augen aufzuschlagen, wenn sie mir im Hofe oder Garten begeg-

nete. Als ich die Schule verließ, versuchte ich die erste schüchterne Andeutung und wurde nicht verstanden. Die Jahre, die nun kamen, die Jahre des Studiums, des Harrens und Vorbereitens waren schwer für den Sohn der armen Pfarrerswitwe, Herr Oberpräsident, recht schwer; aber sie wurden mir leicht, denn ich arbeitete und darbte im Gedanken an sie. Endlich war ich so weit, mich mit Ehren um sie zu bewerben. Ihr Vater war tot, die Zeit mit ihrer Drangsal doppelt hart für eine Waise, die ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen mußte. Dennoch machte sie mir es nicht leicht, und ich mußte lange werben, ehe meine Liebe über ihr Bedenken gesiegt hat. Im Jahre 1813 am hohen Christfeste ward sie die Meine in der nämlichen Kirche, die ich heute zum erstenmal seit jener Stunde betreten habe — kaum ein Jahr später und sie war wieder von mir gegangen — für immer."

Alle saßen eine Weile schweigend mit niedergeschlagenen Augen. Plötzlich aber richteten sie dieselben erschreckt in die Höhe, denn sie sahen Herrn von Kronberg sich rasch von seinem Platze erheben und ehrerbietig vor dem fremden Nachbar verbeugen, der unbemerkt in ihre Nähe getreten war und mit ausgebreiteten Armen, helle Tränen in den Augen, vor dem Erzähler stand.

„Gerold," sagte er, „Gerold, teurer herrlicher Freund, kennst du mich denn nicht wieder? ich bin —"

„Herr Jesus, um Gottes willen!" rief die Rendantin in die Höhe fahrend, „das ist ja — das sind —"

„Das ist Klemens von Strauch," fiel der Fremde ein, indem er ihre Hand innig an sein Herz drückte, „Strauch, der Elende, der Ausgestoßene, den Ihre unvergeßliche Schwester vergeblich zu retten suchte — und dennoch gerettet hat. Ja, Herr von Kronberg," fügte er darauf, auch diesem bewillkommnend die Hand reichend, hinzu, — „als ich vor Jahren die Ehre hatte, als Begleiter meines Souveräns, die Gastfreundschaft Ihres angenehmen Hauses zu genießen, da ahnten Sie nicht, wie freundlich Sie sich einem erwiesen, den Sie als Dieb hatten brandmarken sehen."

„Und wohl mir, daß ich es nicht ahnte, Exzellenz," versetzte Herr von Kronberg mit nochmaliger tiefer Verbeugung, während der gute Gerold halb betäubt und stumm die Hand des so wunderbar Wiedergefundenen an seine strömenden Augen drückte, „wohl mir, denn wie würde die Erinnerung an eine so unwürdige Behandlung, an eine so grausame Strafe in meinem Vaterlande mich gedemütigt haben!"

Ein zweideutiges Lächeln umspielte die Lippen der fremden Exzellenz, indem sie die Verbeugung der einheimischen erwiderte. Nach kurzer Pause aber war es wieder Klemens von Strauch, welcher den Schleier von einem dunklen Schicksal hob.

„In jenem Augenblicke der Verzweiflung," sagte er, „als ich dem teuren, makellosen Mädchen zum letztenmal gegenüberstand, wußte, suchte ich nur Eines, um mein Brandmal zu löschen — den Tod. Aufgegeben von allen und von mir selbst, weckte sie in mir mit einem einzigen Blicke und Worte den Mut, mich zu erheben. Und ich erhob mich; langsam, mühsam, oftmals zurückbebend, oftmals zurückfallend, erhob ich mich zum Kampfe gegen die Schmach, welche in einer und derselben Stunde mich und mein Vaterland verdientermaßen vernichtet hatte. Die Hoffnung der allgemeinen und meiner eignen Wiederherstellung wurden eins in mir, wurden die Idee, die Leidenschaft, die mich trug, so hoch trug, daß ich heute, als Greis, auf den Fall meiner Jugend zurückblicken, daß ich seine Geschichte hören kann ohne Erröten, ja fast mit Stolz, wie auf einen Segen, der meine Kräfte entfaltet hat. Aber mein Weg ging durch Blut; ich opferte auf ihm Namen, Heimat, Familie und jeden teuren Zusammenhang. Machen Sie, Herr von Kronberg, in der hohen Stellung, die, wie man sagt, Ihrer binnen kurzem harrt, es zu einer Ihrer Aufgaben, daß auch in friedlichen Zeiten und in seinem Vaterlande, wenn schon im Schweiße seines Angesichtes, der Verbrecher sich rein waschen könne von Schmach, und sein Haupt eines Tages wieder hoch tragen, wie ich das meine trage. Strafen Sie ohne zu schänden, ohne zu töten, schaffen Sie eine Buße der Tat!"

„Eine erhabene Aufgabe," versetzte Herr von Kronberg mit feinem Lächeln, „eine erhabene

Aufgabe, handelt es sich um Helden, unausführbar der rohen Menge gegenüber. Blicken Sie auf unsre überfüllten Gefängnisse und Zuchthäuser, Exzellenz. Ist es schon schwer, das Gemeinwesen vor dem Verbrecher zu schützen, aber auch noch den Verbrecher —"

„Ich bin allerdings kein Staatsmann", unterbrach ihn der General ablenkend und leise die Achseln zuckend; dann umarmte er von neuem den guten Rendanten, der noch immer an seiner Seite stand, den Kopf in seinen Händen vergraben, als ob er den neuen, großen Eindruck dieses Tages nicht bewältigen könne.

„Ja, mein Freund," sagte er, „eine unbezwingliche Sehnsucht trieb mich zurück in die Gegend, in der ich das Bitterste erduldet hatte. Hier will ich sterben. Aber so lange ich lebe, bleibe du bei mir: der Nieverirrte bei dem Heimgekehrten. Siehe, da kommen unsre Kinder! Blicken sie nicht vertraut genug für Lehrer und Schülerin? Was meinst du, Alter, wenn wir eines Tages noch Brüder würden, Brüder durch Charlottens Sohn?"

„Das ist zu viel, zu viel!" schluchzte der Rendant, „Lottchen — Linchen — mein Strauch — Herr Oberpräsident, — zu viel der Freude — ich möchte sterben!"

„Leben, alter Freund, lieben!" sagte der General, „Gott segnet die Treue!"

Anton Bruckner

(Geb. am 4. September 1824)

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Ach, daß dein Name doch Legende wäre!
Daß deine weithin schattende Gestalt
Ein Wunder würde wie des Sturms Gewalt;
Daß nicht die Scheelsucht mehr dein Werk verkehre!

Noch naht man dir mit abgenutzter Lehre,
Die wuchernd sich in dein Geschaffnes krallt;
Doch du bist süß und grausig wie ein Wald
Voll doldenreifer, mitternächtiger Schwere.

Erfüllt steigst du hinan den Berg des Lichts
(Noch ruht das Meer im ersten Tagerwarten);
Inständig singst du, klaren Angesichts,

Die Sonne aus dem Meer, dem fast erstarrten.
Und aus dem drängend überstandnen Nichts
Blüht der Verheißung aufgetaner Garten.



Alexander von Szpinger

Rundschau

Der Stein der Weisen und die Kunst Gold zu machen

Durch die Fach- und Tagespresse ging vor kurzem die Nachricht, daß es dem Professor Miethe in Charlottenburg gelungen sei, durch Zerlegung von Quecksilberatomen geringe Mengen metallischen Goldes zu gewinnen und damit, wenigstens grundsätzlich, ein Problem zu lösen, an dem sich vom grauen Altertum bis in die Neuzeit hinein viele der hervorragendsten Männer vergeblich versucht haben. Es erscheint reizvoll, aus diesem Anlaß einen Rückblick zu tun auf das vergebliche Streben der Alchemisten des Mittelalters, die Goldmacherkunst zu erlernen, und einen Ausblick zu versuchen, wieweit auf Grund der Erkenntnisse der modernen Wissenschaft die Umwandlung unedler Metalle in Gold aussichtsreich ist.

Zu allen Zeiten ist die große Masse des Volkes der Ansicht gewesen, daß jene geheimnisvollen, ihm unbegreiflich erscheinenden Operationen der Chemiker und ihrer Vorgänger im Mittelalter, der Alchemisten, ein Mittel seien, um schnell zu Reichtum zu gelangen, und vor allem auch, um das Gold selbst zu gewinnen. Und da die letztere Aufgabe zu allen Zeiten als das wünschenswerteste Ziel chemischer Betätigung angesehen wurde, so ist die Geschichte der Chemie bis tief in das Mittelalter hinein identisch mit der Geschichte der Bestrebungen, die Goldmacherkunst zu erlernen.

Wenn wir uns nunmehr auf die historische Wanderschaft begeben, um die Irrungen und Wirrungen kennen zu lernen, die der Menschengeist im Laufe der Jahrtausende bei seinen Bestrebungen, das gelbe glänzende Metall zu gewinnen, durchlaufen hat, so liegt hierfür ein aktuelles Interesse nicht nur mit Rücksicht auf die Mietheschen Versuche vor, sondern auch insofern, als die Ergebnisse der radioaktiven Forschung der letzten Jahre die Stellung der Wissenschaft zu diesem Problem grundlegend geändert haben. Die Kunst, Gold zu machen, strebt an, mit Hilfe von Methoden, die wir noch näher kennen lernen werden, unedle Metalle auf chemischem Wege in Gold zu verwandeln. Die Durchführung dieser Aufgabe war nach den wissenschaftlichen Anschauungen der Chemie des 19. Jahrhunderts unmöglich. Denn nach diesen setzt sich die Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Natur und die Unzahl der chemischen Verbindungen, die künstlich gewonnen werden können, zusammen aus einer begrenzten Zahl von einfachen Stoffen, die der Chemiker als Elemente bezeichnet, und die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie auf keine Weise zerlegt oder ineinander umgewandelt werden können. Zu diesen Elementen gehört das Gold sowie die anderen Metalle, die man in Gold zu verwandeln bestrebt war. Also ist es, so schloß die Chemie, ausgeschlossen, aus unedlen Metallen Gold zu machen. Die Wissenschaft hatte es mal wieder herrlich weit gebracht: sie hatte einen Standpunkt errungen, den sie für unabänderlich hielt. Doch die Natur belehrte sie eines Besseren. Denn einerseits lehrte das Studium der radioaktiven Erscheinungen, daß hierbei die ganz schweren Elemente freiwillig in leichtere zerfallen, andererseits gelang es neuerdings, mit Hilfe von Methoden, die die Radioaktivität bietet, die leichteren Elemente künstlich in einfachere Bestandteile zu zerlegen. Damit ist prinzipiell die Frage nach der Umwandlung der Elemente ineinander insoweit gelöst, als die Zertrümmerung der Atome eines Elementes mit höherem Atomgewicht in solche mit niederem Atomgewicht möglich erscheint.

Von jeher bezeichnet man die Geheimwissenschaft des Goldmachens als „Alchemie“. Alle Historiker der Chemie sind sich darin einig, daß die Wurzel der Alchemie im alten Ägypten zu suchen ist. Durch die Forschungen der Ägyptologen ist seit langem bekannt — und die Al-

gemeinheit wird ja durch die Auffindung des Grabes des Königs Tut-ench-Ammun wieder darauf aufmerksam gemacht —, daß die alten Ägypter schon über ausgedehnte Kenntnisse auf dem Gebiete der chemisch-technischen Gewerbe und der Metallgewinnung verfügten. Neben der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle spielte die Herstellung von Glasflüssen und Email, die Fabrikation gefärbter Stoffe, von Heil- und Schönheitsmitteln eine große Rolle. Alle diese Gewerbe wurden vorwiegend von den Priestern betrieben. Und in den Priesterschulen der Tempel wurden die technischen Erfahrungen von vielen Jahrhunderten gesammelt, streng geheim gehalten und in ihrer Ausübung gegenüber der Bevölkerung mit jenem geheimnisvollen Nimbus umgeben, den die „schwarze oder hermetische Kunst" im Laufe der Jahrtausende nicht wieder verloren hat.

Die Priester benützten ihre Kunst, um die Tempel mit Götterbildern und sonstigem heiligen Gerät zu schmücken. Auch wurden, wie wir jetzt wieder erfahren, in den Königsgräbern erhebliche Mengen von Erzeugnissen des kunstgewerblichen Fleißes aufgehäuft, bei denen die reichliche Verwendung von edlem Metall, vor allem von Gold, auffällt. Neben dem Gold spielte hauptsächlich eine Gold-Silberlegierung, Asem genannt, eine große Rolle. Obwohl nun die Ägypter einerseits die Goldgruben Nubiens seit etwa 2000 vor Chr. im Besitz hatten und andererseits aus den Puntländern, als die man vermutlich die Küsten des südlichen Arabiens und östlichen Afrikas anzusehen hat, auf dem Schiffahrtswege viel Gold heranholten, so sahen sie sich doch bald genötigt, Methoden zu ersinnen, mit deren Hilfe sie unedlen Metallen ein goldähnliches Aussehen geben konnten, d. h. also, das Gold zu verfälschen.

Die ältesten Angaben über die Verfahren, deren sich die Ägypter zu diesem Zwecke bedienten, sind erhalten in einigen Papyrusurkunden, die um das Jahr 1828 auf einem Gräberfeld in der Nähe von Theben in Ägypten gefunden wurden, und die zum Teil in Leyden, zum Teil in Stockholm aufbewahrt werden. In diesen Urkunden sind eine Anzahl von chemischen Arbeitsvorschriften enthalten, von denen sich ein Teil mit der Behandlung, Nachahmung und Verfälschung der Edelmetalle beschäftigt. Dabei handelt es sich vor allem um die Verfälschung des Goldes selbst, dann um die des Asems, der schon genannten Gold-Silberlegierung. Dies geschah nach drei Methoden: Einmal dadurch, daß man ein unedles Grundmetall mit einer Schicht des edleren überzog, also z. B. eine Vergoldung vornahm; dann durch Versehen des unedlen Metalles mit einem goldfarbigen Anstrich und endlich dadurch, daß man das Gold oder das Asem mit unedlerem Metall in der Weise legierte, daß die Goldfarbe erhalten blieb. Diese Legierung der Edelmetalle bezeichnete man als διπλωσις (Verdoppelung) und τρίπλωσις (Verdreifachung).

Häufig wurden die Götzenbilder in der Weise hergestellt, daß eine Figur aus Holz mit dünnen Platten aus Gold oder einer goldähnlichen Legierung überzogen wurde. Um eine solche Figur handelt es sich auch ohne Zweifel bei dem goldenen Kalb der Juden. Denn wenn auch in der Bibel berichtet wird, daß Aaron aus den güldenen Ohrringen der jüdischen Weiber ein „gegossen Kalb" gemacht habe, so kann dieses schon deswegen nicht aus purem Golde bestanden haben, weil andererseits geschrieben steht: „und (Moses) nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und zerschmelzte es mit Feuer, und zermalmte es zu Pulver und stäubte es aufs Wasser, und gab es den Kindern Israel zu trinken." Dies war aber nur möglich, wenn das Kalb nicht massives Edelmetall war, sondern nach Art der ägyptischen Apisstiere aus mit Metall bekleidetem Holz bestand, so daß das Holz zu Asche verbrannte, und das Metall, vermutlich eine Legierung von Gold mit unedlem Metall, beim Erhitzen an der Luft so spröde wurde, daß es sich nachher pulvern ließ.

Die Ägypter sind sich, wie es scheint, bei ihren Manipulationen vollkommen darüber klar gewesen, daß die Produkte ihrer Kunst, die goldähnlichen Legierungen, etwas durchaus anderes waren, als Gold, denn es finden sich im Leydener Papyrus zahlreiche Vorschriften, wie man reines Gold von Legierungen unterscheiden kann, und es wird bei manchen Rezepten aus-

drücklich betont, daß das Produkt dem zu fälschenden Metall so ähnlich sei, daß man selbst erfahrene Handwerker damit täuschen könne.

Stehen somit die chemischen Urkunden der alten Ägypter noch auf dem Boden des Experimentes und der chemischen Tatsachen, so ist die gesamte spätere alchemistische Literatur, die uns in Form von etwa 4000 hermetischen Schriften überliefert ist, ein Wust von phantastischem und mystischem Inhalt, aus dem die wirklichen Tatsachen herauszuschälen auch dem Sachverständigen große Schwierigkeiten bereitet. Vor allem fällt bei den späteren Schriften auf, daß in immer steigendem Maße die positiven chemischen Tatsachen gegenüber der theoretischen Spekulation und dem abstrakten Wortgeklingel zurücktreten. Dies hat seine Ursache in dem Einfluß des griechischen Geistes auf den ägyptischen Kulturkreis; die mystische Richtung, die bei den Neuplatonikern der alexandrinischen Schule eine so große Rolle spielte, griff auch auf die Alchemie über. Hand in Hand mit diesen Einflüssen ging eine Abnahme der chemischen Kenntnisse, die entweder offenbar mit dem Aussterben der alten ägyptischen Priesterschulen zum Teil verloren gingen oder vom Staat auch zeitweise als staatfeindlich ausgerottet wurden. Denn schon das damalige römische Reich hatte ein großes Interesse an einer stabilen Währung. Und hiermit stand es in der späteren Kaiserzeit schlecht. Dadurch, daß man den Silbermünzen immer größere Mengen an Kupfer zusetzte, war der Wert des Silberdenars zur Zeit des Kaisers Aurelian von 50 Pfennig auf 1½ Pfennig gesunken. Die Schuld an diesen Verhältnissen hatten zum Teil die Alchemisten, die die Falschmünzerei im größten Umfange betrieben, und der Sitz dieser blühenden Industrie war Alexandrien. Als dann Diokletian diesem Unfug energisch zu steuern versuchte, brach im Jahre 296 der Aufstand in Alexandrien los, den Diokletian mit großer Strenge niederschlug, und in dessen Folge er alle alchemistischen Schriften, deren er habhaft werden konnte, vernichten ließ.

Diese Ereignisse sind die Ursache gewesen, daß mit dem Sinken des römischen Imperiums die Alchemie, die bei den Ägyptern ursprünglich ein Wissenszweig höchst praktischer Nutzanwendung gewesen war, immer mehr der Gegenstand hohler und schwülstiger theoretischer Spekulationen geworden ist. Hieran änderte sich auch nicht viel, als mit dem Eintreten der Araber in die Weltgeschichte diese das Erbe der Römer im Orient übernahmen. Immerhin ist zu bemerken, daß die Araber sich wieder mehr der experimentellen Seite der Angelegenheit zuwandten, und wir haben in dem berühmten arabischen Philosophen Geber einen Mann zu verzeichnen, der zwar die Kunst, Gold zu machen, keinen Schritt weiter gebracht, aber unsere chemischen Kenntnisse wesentlich bereichert hat. Den Arabern hat man die Übermittlung der chemischen Kenntnisse an das Abendland zu verdanken. Diese erfolgte einerseits von Spanien aus, andererseits während der Kreuzzüge durch die politische Berührung von Orient und Okzident. In Europa waren es dann vor allem Albertus Magnus in Deutschland, Roger Bacon in England, ferner Arnaldus Villanovus, Raimundus Lullus und andere, die die Alchemie betrieben. Auch die bedeutendsten Theologen und Scholastiker des Mittelalters, z. B. Thomas von Aquino, waren überzeugte Alchemisten.

Das Ziel aller dieser in ihrer Art hervorragenden Männer war, unedles Metall in Gold zu verwandeln. Es handelt sich also nicht mehr um eine Verfälschung des Goldes, sondern um eine Erzeugung desselben. Das Problem war grundsätzlich verschoben, und die Ursache des Glaubens der Menschheit an die Möglichkeit der Erzeugung edlen Metalles muß zurückgeführt werden auf die Anschauung der alten griechischen Philosophen, hauptsächlich auf die Spekulationen des Aristoteles über das Wesen der Materie, nach denen in den verschiedenen Stoffen nicht die Materie, sondern nur die Eigenschaften der Materie verschieden seien, so daß also hiernach die Überführung des einen Elementes in ein anderes prinzipiell möglich war. Nach Aristoteles waren Feuer, Wasser, Luft und Erde die vier Grundstoffe, die von ihm jedoch in erster Linie nicht als Stoffe, sondern als Träger bestimmter Eigenschaften angesehen wurden. Und zwar unterschied er vier Grundeigenschaften, nämlich heiß und kalt, sowie trocken und feucht.

Jedem der vier Grundstoffe waren zwei Grundeigenschaften eigentümlich: Das Feuer ist trocken und heiß, das Wasser feucht und kalt, die Luft feucht und heiß und die Erde trocken und kalt. Dadurch, daß die Elemente ihre Grundeigenschaften gegeneinander austauschen, können sie sich ineinander umwandeln, also z. B.

Feuer	+	Wasser	=	Luft	+	Erde
(trocken · heiß)		(feucht · kalt)		(feucht · heiß)		(trocken · kalt)

So wurde von Aristoteles jeder Stoff als eine Zusammensetzung von Eigenschaften angesehen, und es mußte also auch durch Änderung der Eigenschaften sich schließlich Gold machen lassen. Es ist ja allgemein bekannt, wie hemmend die große Autorität, deren sich Aristoteles als Naturphilosoph erfreute, über ein Jahrtausend auf die Entwicklung der experimentellen Chemie gewirkt hat, und es war das große Verdienst des schon genannten Geber, daß er als Erster die Ansichten des Aristoteles bezüglich der Elemente bekämpfte. Er war allerdings auch noch der Ansicht, daß die Metalle zusammengesetzt seien, und zwar aus „Merkurius" und „Sulfur", also aus Quecksilber und Schwefel, und je nach dem Gehalt der Mischung an dem einen oder dem anderen Bestandteil resultierten die verschiedenen Metalle. Das Quecksilber und der Schwefel spielten denn auch bei den Versuchen, Gold zu machen, eine große Rolle, da man hoffte, durch richtige Vereinigung des metallisch glänzenden Quecksilbers mit dem gelben Schwefel das gelbe und metallisch glänzende Gold zu erlangen.

Nun zeigte sich bald, daß das unedle Metall und der Schwefel allein nicht genügten, um Gold zu machen, es fehlte noch das Wichtigste, um zum Ziele zu gelangen, nämlich der Stein der Weisen. Der Stein der Weisen, ein Präparat, dessen Darstellung nach Ansicht der damaligen Zeit nur wenigen von Gott Auserwählten, und auch diesen nur unter großen Schwierigkeiten gelang, hatte nicht nur die Eigenschaft, unedle Metalle in edle zu verwandeln, sondern er verwandelte auch böse Menschen in gute, machte Greise wieder jung und anderes mehr. War man einmal in den Besitz des Steines gelangt, so war die Umwandlung von Quecksilber oder Blei in Gold eine einfache Sache, man brauchte nur das unedle Metall im Tiegel zu schmelzen und etwas vom Stein der Weisen auf die Schmelze zu „projizieren", d. h. darauf zu werfen, dann verwandelte sich sofort das gesamte Metall in Gold, unter Umständen sogar so, daß das Gewicht des Goldes größer war, als das des Ausgangsmetalles.

Auf die Vorschriften zur Darstellung des Steins der Weisen näher einzugehen, verlohnt sich nicht; sie sind so unklar und so voneinander abweichend, daß sich ein sachlicher Kern aus ihnen nicht herausschälen läßt. Eine große Unklarheit im Ausdruck und die Benutzung vieler unverständlicher Fachausdrücke war alchemistischer Gebrauch, denn die Bewunderung der großen Masse für eine Sache ist um so größer, je unklarer ihr dieselbe ist. Sagt doch schon Lukretius:

„Alles bewundern die Toren und lieben es über die Maßen,
Was man verblümt ihnen sagt, mit recht verschrobenen Worten."

Diesen Rat haben die Alchemisten reichlich befolgt; alle zu ihren Arbeiten benutzten Geräte und Präparate haben höchst mystische Namen. Der zur Umwandlung der Metalle dienende Kolben ist der Tempel der „Metallgötter", der Boden des Gefäßes, auf dem die unedlen Metalle geschmolzen wurden, der „Hades" oder der „Abgrund des Chaos", aus dem sie beim Aufsteigen der Destillationsgase, belebt durch das „göttliche Wasser", ihre „Auferstehung" in der „Vollendung zur Wolke" feiern und sich in der „Höhe des Firmamentes", d. h. am Oberteil des Kolbens, niederschlagen. Und der „Priester", der diese weihevolle Handlung leitet, ist natürlich der alchemistische Adept.

Goethe, der sich nach eigenen Berichten in seiner Jugend eingehend mit Alchemie beschäftigt hat, hat dieser eigenartigen Ausdrucksweise der Alchemisten im ersten Teil seines Faust ein bleibendes Denkmal gesetzt. Dort berichtet Faust im Gespräch mit Wagner über seinen Vater:



„Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann ...
Der in Gesellschaft von Adepten
Sich in die schwarze Küche schloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält."

Die Deutung dieser dunklen Stelle ist wahrscheinlich folgende: Der „rote Leu" ist Quecksilberoxyd, die „Lilie", auch der „weiße Leu" genannt, ist die keineswegs nach Lilien duftende Salzsäure. Wenn man die beiden Stoffe miteinander „vermählt", d. h. zusammengießt, so erhält man das Quecksilberchlorid, das nun aus einem „Brautgemach", nämlich der Retorte, ins andere, in die Vorlage, „gequält", d. h. überdestilliert wird.

Die Beschäftigung des jungen Goethe mit der Alchemie zeigt, daß noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der die wissenschaftliche Chemie sich schon zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß die Elemente nicht ineinander umwandelbar seien, noch viele Leute an den Stein der Weisen glaubten. Und es ist gewiß eine auffallende Erscheinung, daß mehr als 1½ Jahrtausende viele der bedeutendsten Männer ihrer Zeit an die Kunst, Gold zu machen, geglaubt und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln an diesem unlösbaren Problem gearbeitet haben. Dies mag einmal darauf beruhen, daß es leicht ist, unedle Metalle so zu legieren, daß sie die Farbe des Goldes zeigen, andererseits enthalten ja auch die unedlen Metalle, wie Blei und Kupfer, häufig kleine Mengen Gold, die unter Umständen bei den alchemistischen Operationen, nachdem das unedle Metall entfernt war, gelegentlich einmal gefunden werden konnten. Endlich ist nicht zu vergessen, daß es jederzeit Schwindler gegeben hat, die behaupteten, Gold machen zu können, und denen es gelang, bei der Vorführung ihres Prozesses etwas richtiges Gold in den Tiegel hinein zu praktizieren. Jedenfalls war der Glaube an die Goldmacherkunst seit dem 13. Jahrhundert ein allgemeiner, und es sind zahlreiche Münzen aus angeblich künstlichem Golde erhalten, von denen allerdings nur ein Teil aus wirklichem Golde besteht. Andere, wie die Dukaten des Kaisers Leopold I. vom Jahre 1675, die die Aufschrift tragen:

„Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht
Bin ich aus Blei zu Gold gemacht",

haben sich bei der Untersuchung als unedles Metall erwiesen.

Ist es schon für den Privatmann etwas sehr Schönes, den Stein der Weisen zu besitzen, so hatte derselbe eine noch größere Bedeutung für die Fürsten, die zur Befriedigung ihrer eigenen kostspieligen Liebhabereien und für die Bedürfnisse ihrer Länder viel Gold benötigten. So wurde denn die Goldmacherkunst von den Fürsten auf das lebhafteste unterstützt, und die Zahl der Hof- und Leibalchemisten ist Legion, die ihre Auftraggeber um erhebliche Summen brachten, ohne ihnen dafür Gold zu fabrizieren. Selbst ein so aufgeklärter Herrscher, wie Friedrich der Große, hat noch eine Frau von Pfuel ausgedehnte alchemistische Versuche anstellen lassen. Natürlich erkannten auch die Fürsten nach einiger Zeit, daß das, was die Alchemisten versprochen hatten, nicht gehalten wurde, und das Schicksal der Adepten, die wohl nur zum Teil Betrüger waren, zum Teil aber auch ehrliche Männer, die an den Stein der Weisen glaubten, war dann kein rosiges. Und nur in wenigen Fällen kamen sie, mit Schimpf und Schande davongejagt, mit dem Leben davon. In der Regel wurden sie mittels des Stranges hingerichtet. Kein Fürst hat wohl eine größere Zahl von derartigen Todesurteilen an Alchemisten vollstrecken lassen, als Herzog Friedrich von Württemberg (1593—1608). Dieser ließ im Jahre 1597 aus 25 Zentnern Eisen, die der Alchemist Honauer in Gold umzuwandeln versprochen hatte, einen

35 Fuß hohen Galgen errichten, der mit Goldfarbe angestrichen wurde und dazu diente, eben jenen Honauer, der den Fürsten um mehr als 200000 Taler betrogen hatte, angetan mit einem schön mit Goldflitter verzierten Gewande, aufzuknüpfen. Das gleiche Schicksal erlitten auf Befehl des Herzogs im gleichen Jahre noch vier andere Alchemisten. Es wird berichtet, daß jener Galgen, der damals die Blüte der Alchemie in Württemberg geknickt hat, auch dazu gedient habe, um dem aus Hauffs Novelle bekannten Süß Oppenheimer, Finanz- und Premierminister des Herzogs Karl Alexander, ein unrühmliches Ende zu bereiten.

So fruchtlos die Bemühungen zahlloser Alchemisten waren, die Umwandlung unedler Metalle in Gold zu erreichen, so sind sie doch für die Allgemeinheit wertvoll geworden. Denn auf dem Boden, der durch das Blut und den Schweiß dieser unglücklichen Erfinder bereitet wurde, erwuchs der Chemie des neunzehnten Jahrhunderts die Erkenntnis, daß eine Umwandlung der Elemente ineinander nicht möglich sei, solange man sich der bei den chemischen Operationen damals bekannten Hilfsmittel bediente. Erst nachdem mit der Entdeckung der radioaktiven Stoffe in den radioaktiven Strahlen Energiequellen von bisher nicht geahnter Wirksamkeit bekannt wurden, trat auch das Problem der Elementumwandlung in ein neues Stadium, und es wird unsere weitere Aufgabe sein, einige Betrachtungen über die Möglichkeiten anzustellen, die sich auf Grund der Ergebnisse der modernen radioaktiven Forschung und der neueren Atomtheorie für die Umwandlung der Elemente ineinander und speziell für die Umwandlung anderer Metalle in Gold eröffnen. Nehmen wir einmal die Möglichkeit der künstlichen Umwandlung der Elemente ineinander als gegeben an, so könnte man auf zwei Wegen zum Golde gelangen. Einmal, indem man die Atome eines Elementes, die schwerer sind, als die des Goldes, zerlegte in Gold einerseits und Atome anderer Elemente andererseits; zweitens dadurch, daß man die Atome von zwei oder mehreren leichteren Elementen, deren Atomgewichtssummen gleich dem Atomgewicht des Goldes sind, miteinander zwangsweise vereinigte, also den Weg der Synthese, der bei der Molekularchemie so Glänzendes geleistet hat, auch bei den Atomen anwendete.

Betrachten wir als den zur Zeit aussichtsreicheren Weg zunächst den ersten. Nach der modernen Atomtheorie bildet jedes Atom ein Planetensystem kleinster Größe, bestehend aus einer Zentralsonne, dem sogenannten Atomkern, und den Planeten, den Elektronen, also freien negativen elektrischen Ladungen, die den Atomkern in Planetenbahnen umkreisen. Bei den gewöhnlichen chemischen Reaktionen, die die Chemiker bisher ausschließlich studiert haben, treten lediglich diejenigen Planeten, die den weitesten Abstand von der Zentralsonne besitzen, die sogenannten Valenzelektronen, in Reaktion. Dagegen wird der Atomkern, in dem gleichzeitig der größte Teil der Masse des Atoms konzentriert ist, von den gewöhnlichen chemischen Reaktionen nicht berührt. Der Atomkern ist für ein Element charakteristisch; wird seine Zusammensetzung geändert, so wandelt sich das Element in ein anderes um. Das Problem der Elementverwandlung wird hiermit zurückgeführt auf die Aufgabe, willkürlich den Atomkern auf- oder abzubauen.

Bei den radioaktiven Umwandlungen haben wir es mit einem freiwillig verlaufenden Zerfall von Atomkernen zu tun. Dieser wurde bisher nur bei den Elementen mit den höchsten Atomgewichten beobachtet. Das Radium selbst, das der ganzen Erscheinung den Namen gegeben hat, ist ein Zerfallsprodukt des Urans, es zerfällt selbst wieder, wobei als Endprodukt des Zerfalls das Blei auftritt. Dabei werden vom Uran bis zum Radium eine Anzahl von Zwischenstufen durchlaufen. Die bei dem Zerfall auftretenden Strahlen, die eine gewaltige Energie repräsentieren, bestehen erstens aus den elektrisch geladenen Atomen eines elementaren Gases, des Heliums (α-Strahlen), zweitens aus Elektronen (β-Strahlen) und drittens aus Röntgenstrahlen (γ-Strahlen). Sowohl die Heliumatome wie die Elektronen werden bei dem Atomzerfall mit ungeheurer Geschwindigkeit ausgeschleudert. Wenn das Uran, das das Atomgewicht 238 hat, zerfällt, so sind die Endprodukte des radioaktiven Zerfalles neben den Elektronen und den Röntgenstrahlen einerseits ein Stoff vom Atomgewicht 206, der mit Blei identisch ist, andererseits das Helium mit dem Atomgewicht 4. Das Gold hat ein Atomgewicht von 197,

gehört also zu den Elementen von mittlerem Gewicht. Bis zu ihm gelangt man bei dem freiwilligen radioaktiven Zerfall der schweren Atome nicht, und es entsteht die weitere Frage, ob die Atomzerlegung, die die Natur selbst jahraus jahrein nach unabänderlichen Gesetzen vollzieht, auch experimentell zu realisieren ist. Das Nächstliegende war, zur Erreichung dieses Zieles sich der Energieformen zu bedienen, die von den radioaktiven Prozessen selbst geliefert werden, also der α- oder β-Strahlen.

Nach vergeblichen Versuchen von Ramsay und anderen Forschern führte Rutherford im Jahre 1919 den Nachweis, daß es möglich ist, die Atome der Elemente mit niedrigem Atomgewicht durch Behandeln mit α-Strahlen zu zerlegen. Zunächst gelang dies beim Stickstoff. Ließ er die α-Strahlen, die von einem radioaktiven Präparat ausgesandt wurden, auf Stickstoff einwirken, so traten in dem Stickstoff minimale Mengen Wasserstoff auf, die nur dadurch entstanden sein konnten, daß die die α-Strahlen bildenden Heliumatome, die eine enorme Geschwindigkeit besitzen, hin und wieder auf den Kern eines Stickstoffatoms so auftrafen, daß derselbe zertrümmert wurde. Bei weiteren Untersuchungen konnte Rutherford auch eine Anzahl andere Elemente unter Wasserstoffabspaltung zerlegen, und zwar Bor, Fluor, Natrium, Aluminium und Phosphor. Alle diese Elemente haben niedrige Atomgewichte, die zwischen 11 und 31 liegen. Und alle liefern sie bei ihrer Zerlegung Wasserstoff, doch ist noch nicht bekannt, welche anderen Elemente außer Wasserstoff dabei auftreten.

So sehen wir, daß das Jahrtausende alte Problem der Umwandlung der Elemente durch die moderne Forschung in ein neues Stadium gerückt ist. Nachdem die Natur, die große Lehrmeisterin, bei dem radioaktiven Zerfall der schwersten Elemente uns in den Heliumstrahlen jenen Stein der Weisen, der die Atome zerlegt, geliefert hat, hat man auch gelernt, denselben zur Zertrümmerung der leichten Elemente zu benützen. Aber die Elemente mit mittlerem Atomgewicht, zu denen das Gold gehört, haben dieser Methode bisher widerstanden. Doch kann wenigstens theoretisch der Weg angegeben werden, auf dem es möglich wäre, Gold zu machen. Man müßte als Ausgangsmaterial eines der Metalle benutzen, deren Atomgewicht etwas größer ist, als das des Goldes, es sind das das Quecksilber, das Thallium oder das Blei, und auf diese eine Strahlung wirken lassen, deren Geschwindigkeit noch sehr viel größer ist, als die der α-Strahlen, um ihre Zerlegung zu erzielen. Mit Hilfe von elektrischen Feldern von bisher unerreichter Stärke wäre die Erzeugung solcher Strahlen wenigstens prinzipiell möglich.

Allerdings wäre diese Methode der Golderzeugung wahrscheinlich so außerordentlich kostspielig, daß ihr eine praktische Bedeutung nicht zukäme. Das lehrt eine kurze Betrachtung der Ausbeute bei der künstlichen Zerlegung des Aluminiums unter Abspaltung von Wasserstoff. Hierbei ist die Ausbeute so gering, daß das Auftreten des Wasserstoffes nur mit höchst empfindlichen physikalischen Methoden nachweisbar ist. Man hat ausgerechnet, daß man, um nur 1 Kubikmillimeter Wasserstoff durch künstliche Zerlegung des Aluminiums zu gewinnen, 1 g Radium 3000 Jahre lang mit seinen α-Strahlen das Aluminium bombardieren lassen müßte. Wenn man bedenkt, daß 1 g Radium etwa 130 000 Dollar kostet, so kann man sich ein Bild von den Gestehungskosten des Verfahrens machen, wenn man nur die Zinsen der 130 000 Dollar für 3000 Jahre berechnet.

Die Berechnung ergibt eine 69stellige Zahl. Es wäre also ein Mann, der mit Hilfe der jetzt möglichen Methoden die Umwandlung anderer Metalle in Gold technisch anstreben würde, anstatt das in der Natur vorkommende Gold aus den Erzen zu gewinnen, vergleichbar mit einem Hochofeningenieur, der den zur Eisengewinnung notwendigen Kohlenstoff nicht in Form von Koks, wie es jetzt üblich ist, sondern in Form von Diamanten dem Hochofen zuführen wollte.

Steckt somit die Elementzerlegung noch in den Kinderschuhen, so ist dies noch mehr der Fall mit der zweiten vorhin erwähnten Methode, dem Aufbau von Elementen höheren Atomgewichtes aus leichteren Atomen. Es sind Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß die Atome der Elemente aus Wasserstoff und Helium bestehen, und es ist wahrscheinlich, daß das Helium seinerseits aus

Wasserstoff und Elektronen aufgebaut ist, so daß also diese beiden letzteren als Bausteine der gesamten Materie anzusehen sind. Doch wissen wir nicht, wie sich dieser Aufbau vollzieht. Auch ist unbekannt, ob auf der Erde immer noch schwerere Atome aus leichteren entstehen, oder ob dieser Aufbau so extreme Temperaturen oder so gewaltige elektrische Felder erfordert, daß er ganz zum Stillstand gekommen ist. So liegt die Synthese der Elemente noch im weiten Felde. Doch haben auch hier die theoretischen Betrachtungen der Physiker ein vielleicht für die Zukunft wichtiges Ergebnis gehabt. Wenn alle Elemente aus Wasserstoff und Elektronen aufgebaut wären, so müßten, da das Gewicht der Elektronen zu vernachlässigen ist, die Atomgewichte aller Elemente auch ganze Vielfache des Atomgewichtes des Wasserstoffs sein. Das ist aber nicht der Fall, sondern die Atomgewichte sind etwas kleiner. Zum Beispiel sind zum Aufbau eines Heliumatoms vom Atomgewicht 4.00 vier Atome Wasserstoff vom Atomgewicht 1.008 erforderlich, die das Gewicht 4.032 besitzen, d. h. es sind bei der Synthese 0.032 Gewichtseinheiten der Masse des Ausgangsmaterials verschwunden. Diese müssen nach den modernen Anschauungen in Energie übergegangen sein, und die Relativitätstheorie erlaubt, die dabei auftretende Energiemenge zu berechnen. Sie beträgt bei dem Übergang von 1 g Wasserstoff in Helium nicht weniger als 200000 Kilowattstunden. Wenn es also gelänge, Elemente mit höherem Atomgewicht aus solchen mit niederem Atomgewicht aufzubauen und auf diese Weise auch zum Golde zu gelangen, so würde als Nebenprodukt eine ungeheure Energiemenge entstehen, deren Wert den des gebildeten Goldes um ein vielfaches überträfe, und deren Ausnützung für die geplagte Menschheit ein neues goldenes Zeitalter heraufführen würde.

So spiegelt die durch die Ergebnisse theoretischer Überlegung mächtig beflügelte Phantasie dem Forscher lockende Bilder einer glücklicheren Zukunft vor. Der Praktiker aber bleibt bei der Gestaltung der Gegenwart vorläufig noch auf die Methoden angewiesen, die die angewandte Naturwissenschaft von gestern ihm geschaffen hat. Lassen wir diese auch noch im kurzen Fluge an uns vorüberziehen, soweit sie die Gewinnung des Goldes uns lehren.

Das Gold, zu allen Zeiten das edelste Schmuckmetall der Menschen, wurde im Altertum und auch noch im Mittelalter an den verschiedensten Stellen in Europa gewonnen. Die alte Sage vom Rheingold lehrt uns, daß auch der Rheinsand im Altertum goldführend gewesen ist. Alle diese Vorkommen in den Ländern alter Kultur sind so weitgehend erschöpft, daß ein Abbau in größerem Umfange nicht mehr rentiert, und an ihre Stelle sind reiche Fundstätten in den neuen Kontinenten, in Amerika, in Australien und vor allem in Südafrika getreten. Auch dort ist der Goldgehalt der Erze häufig nicht groß, doch erlauben die verfeinerten Gewinnungsmethoden bis zu einem Gehalt von nur 6 g Gold in der Tonne, d. h. bei einer Verdünnung von 6 zu einer Million, das Metall noch wirtschaftlich aus dem Gestein zu erhalten. Auf diese Weise werden jährlich etwa 600000 kg Gold produziert. Die gesamte Weltproduktion an Gold seit der Entdeckung Amerikas wird auf 20—25000 t geschätzt, deren Wert etwa 55—60 Milliarden Mark beträgt, also von der Größenordnung der von unsern Feinden erhofften Kriegsentschädigung ist. Aber auch die Gesteine, die uns jetzt das Gold liefern, werden in früherer oder späterer Zeit einmal abgebaut sein, und dann wird man die Methoden weiter verfeinern und sich mit Rohstoffen zufrieden geben müssen, die in noch höherer Verdünnung das edle Metall enthalten. Ein solcher fast unerschöpflicher Rohstoff ist das Meerwasser, das durchschnittlich 0.02 Milligramm Gold auf eine Tonne enthält, an manchen Stellen aber, wo goldreiche Flüsse münden, bis zu 40 Milligramm auf eine Tonne aufweisen soll. Die gesamte im Meerwasser enthaltene Menge Gold wird auf 15—20000000 t geschätzt. Noch größere Mengen Gold dürften sich nach neueren Untersuchungen im Tiefseeschlamm finden. Wiederholt ist die Gewinnung von Gold aus Meerwasser versucht, in den Jahren vor dem Kriege an der Küste des Atlantischen Ozeans in den Vereinigten Staaten, und, wie man hört, in der letzten Zeit von einer deutschen Gesellschaft in der Nordsee, anscheinend nicht mit positivem Erfolge.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß zwar die moderne Atomtheorie den Weg ge-



wiesen hat, auf dem entweder durch Abbau aus schwereren Elementen oder durch Aufbau aus leichteren Elementen das Gold künstlich gewonnen werden könnte, daß jedoch das Ziel, Gold wirtschaftlich nach solchen Methoden darzustellen, noch fern ist. Ob Miethe mit seinen Versuchen die erste Etappe auf dem Wege zu diesem Ziele erreicht hat, wird davon abhängen, ob seine Ergebnisse der Nachprüfung standhalten, und ob es gelingt, nach seiner Methode größere Goldmengen zu erhalten. Bis auf weiteres wird jedenfalls die hüttenmännische Darstellung aus den Erzen wie bisher allein für die Gewinnung dieses vielbegehrten Metalles in Betracht kommen.

Prof. Dr. G. Grube, Stuttgart

Hallstatt

Eine begrabene Kultur

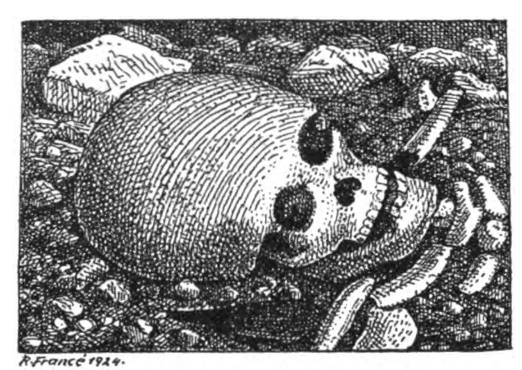
Zweifelsohne standen die ganzen letzten Jahre unter dem Schlagwort vom „Untergang des Abendlandes", das — wie alle Schlagwörter nach einiger Zeit — erst jetzt langsam abzuflauen beginnt. Es ist jedoch nicht der Sinn dieser Zeilen, eine Betrachtung hierüber anzustellen.

Ich möchte viel lieber die Frage aufwerfen: Wie sieht die Welt aus, wenn wirklich die abendländische Kultur und mit ihr der abendländische Mensch, an dessen Dasein sie sich knüpft, im großen Register der für immer Gestorbenen verzeichnet stehen würden? Was änderte sich dadurch z. B. in den Ländern Mitteleuropas? Denn nachdem das Land doch übrigbleibt, so müßte notwendigerweise eine völlige Umschichtung der bisherigen Lebewelt, Menschen und Haustiere mit eingeschlossen, erfolgen. Mit anderen Worten: kann man sich überhaupt vorstellen, was dann geschehen würde und die Folgen ermessen, die sich an einen solchen Zusammenbruch unserer ganzen Zivilisation knüpfen könnten?

Man kann es, denn — schon einmal ist „das Abendland untergegangen", und eine große und an ein zahlreiches Volk, vielleicht sogar eine Reihe von Völkerschaften gebundene Kultur verschwand so spurlos, wie man uns angedroht hat, daß auch die unserige verschwinden würde. So spurlos, daß heute nur eigentlich wenige noch etwas davon wissen, und daß es sich lohnt, von diesen weitgedehnten Städten, diesen reichen Kunstfertigkeiten und zivilisatorischen Leistungen einer Rasse zu erzählen, von der man nicht einmal mehr den Namen kennt; so gründlich ist sie vergessen.

Plötzlich und ohne irgendwelchen geschichtlichen Anfang taucht sie mindestens mehr als 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung am Hallstätter See in Oberösterreich, hart an der steierischen Grenze auf. Dieser Hallstätter See ist ein finsterer, schwarzgrüner Hochgebirgssee, in den von allen Seiten schwer und fast unersteigbar steil Felswände abfallen, die sich noch tief unter dem langgezogenen, zuweilen von schrecklichen Stürmen aufgewühlten Spiegel fortsetzen. Das ungeheure Massiv des Dachsteins, gekrönt von ewigen Schneefeldern und einer gigantischen Eispyramide, steigt jäh aus diesen kalten Wassern auf, die einer fremden und menschenfeindlichen Unterwelt zuzugehören scheinen. Weder Korn noch Kartoffeln wachsen im Schatten dieser steinernen Mauern, nur eines ist vorhanden von den zahllosen Bedürfnissen des Menschen: Salz. Und an das Dasein des Salzberges bei Hallstatt knüpft sich die Geschichte des namenlosen Volkes, das man Hallstätter genannt hat, was nichts anderes bedeutet, als Menschen, die an einem Salzort (hâl ist das „keltische" Wort für Salz) wohnen.

Das heutige Hallstatt ist eine Niederlassung von noch nicht tausend Menschen, die aus Platzmangel ihre altertümlichen Häuser teils ganz an den Seerand, teils bis hoch hinauf in die steilen Felsen des Rudolfsberges wie Schwalbennester geklebt haben. Fast direkt hinter und zwischen den menschlichen Wohnsitzen beginnt der Bannwald, einer jener unsagbar üppigen und urwüchsigen österreichischen Alpenwälder, der an einer nahezu senkrechten Wand, die von einer schmalen Serpentine, der uralten Salzstraße, durchschnitten wird, emporsteigt. Oben, fast zwölf-



Schädel eines Hallstätters aus einem Grabe zu Hallstatt gezeichnet von R. Francé (Erstmalige Veröffentlichung)

hundert Meter über dem Meer, ist ein breites Plateau, das sich nach rückwärts zu in Hochtälern fortsetzt und endlich in einer unbeschreiblichen, fast unzugänglichen Felsenwildnis des Hohen Plassen endigt.

In dieser Bergeinsamkeit, nur umgeben von Kalkgebirge, Wäldern, See und Salzgestein, lag die Stadt der Hallstätter.

Sie war sehr groß und gab an Ausdehnung Athen oder Theben kaum etwas nach. Etwa fünf Stunden weit dehnt sich der Umkreis, in dem man Reste von ihr gefunden hat. Sie besaß Häuser aus Holz und Stein mit Fußböden und wohlgefügten Dächern, die in Gassen und Stadtvierteln zusammenstanden. Gedeckte Kanäle aus Flechtwerk und hölzernen Läden faßten Wasserläufe ein. Anderswo wurden sie von Brücken überspannt. Ineinandergeflochtene Pfähle grenzten scheinbar Eigentum von Eigentum ab. Gegen den Salzberg zu gab es große steinerne Bassins, in denen die Sole verdampft wurde, nicht viel anders, wie heute im Sudhaus drunten in der Lahn.

Denn diese Menschen trieben schon den Salzbergbau mit Kunst und vielen Hilfsmitteln. Ihre Stollen waren Hunderte von Metern lang, und sie waren mit Grubenhölzern verzimmert, so wie die unserigen. Aber es gab auch Tagbauten mit Grubenhäusern von erstaunlicher Geräumigkeit. Man beschränkte sich sogar nicht darauf, Salzsole einzudampfen, sondern man schleppte auch das kostbare Salzgestein selber aus der Tiefe herauf. In ledernen Tragkörben mit hölzernen Gestellen trugen es Männer, mit Lederschuhen an den Füßen und dichten, flachen Pelzmützen, um die Stirn nicht zu verletzen in den niedrigen Gängen. Und sie waren in grobe Wollstoffe gekleidet, über die da unten in der Tiefe der Schein von zahllosen Leuchtspänen, die bündelweise hergestellt wurden, fiel, und die, vergessen, im Lauf der Jahrtausende mit Stoffetzen und hölzernen Hämmern und allerhand Abfall mählich in den Salzstein hineinwuchsen, um endlich mit ihm zum Staunen der Nachwelt wieder ans Tageslicht gehoben zu werden.



Versuch einer Rekonstruktion des Hallstatter Menschen nach dem beistehenden Schädel

Darüber breitete sich die Stadt, von der man heute glaubt, sie müsse mehr als hunderttausend Einwohner besessen haben. Eine Stadt des Salzes und der Bronze. Schmieden rauchten, Erze mischten sich. Woher aber kamen diese Erze? Wenn nahe Gruben nicht gänzlich verschüttet und vergessen sind, so schaffte man Kupfer aus Mitterberg bei Salzburg herbei. Woher aber erhielt man das unbedingt nötige Zinn?

Man trieb Handel. Fast alle Römerstraßen, bis tief nach Ungarn, bis an den Rhein und nach Franken sind einmal hallstättische Straßen gewesen. Die Römer übernahmen sie nur und bauten das schon angelegte Netz weiter aus. Die großen bronzenen Deckeltöpfe, die man Situla nennt, und von denen im Wiener Naturhistorischen Museum, das die schönste und reichste Hallstätter Sammlung der Welt besitzt, ganze Säle vollstehen, wanderten zu Hunderten in alle Welt. Dazu die breiten Kurzschwerter und Dolche, die geschwungenen Sicheln und Messer, Schalen und Schälchen, Gürtel, Gewandnadeln, Fibeln, Gehänge. Aber auch Deichseln und Steigbügel, Lanzen- und Pfeilspitzen,

Axte und Armspangen. Diese Welt lebte in der Bronze. Sie beherrschte das schöne, dauerhafte Material, als wäre es Wachs. Rein und harmonisch sind die Formen aller dieser Geräte. So rein, daß man von manchen wünschte, sie kämen wieder in dem schrecklichen Wirrwarr der Stile, den zwei Jahrtausende über uns gehäuft haben.

Bronze war das Gewohnte. Aber es gab auch erlesenen Schmuck aus reinem Gold, seltsame Helme, Halsringe, Armbänder, Fingerringe. Und dazwischen, damals wohl erst als neues, seltenes Metall auftauchend, kleine Sächelchen aus ungemischtem Eisen, zierlich und mit sichtlicher Sparsamkeit gearbeitet. Vielleicht kamen sie dem Gold an Wert nicht nur gleich, sondern standen sogar darüber, so wie heute das Platin.

Dieses Volk war reich an künstlerischer Begabung. Auf Situlen und Gürteln bildete es sich und sein Leben in Bronze ab. Da sind Steinböcke, Schafe, Männer zu Pferde in Waffen, Bäume, Ornamente. Alles von einer fremdartigen Plastik, am ehesten an das frühe Mykene gemahnend. Tiere aus Bronze gibt es, Eber, Hunde, Vögel, sonderbare Stiergestalten mit unverkennbar ungarischem Gehörn.

In mehr als zweitausend Gräbern, die man da oben geöffnet hat, fand man über sechstausend verschiedene Dinge, gemischt mit Knochen und Leichenbrand; fand schöngeschwungene Schalen, zu Scherben zerdrückt, ausgeglühte erzene Vasen, ungeschliffene Edelsteine, zu Kettchen aufgereiht, Armbänder, durch ihre Enge wohl für Säuglinge bestimmt, Instrumente, vielerlei Waffen; fand Skelette, ganz oder teilweise. Manchmal, seltsam genug, nur die Hälfte des Knochengerüstes, und die andere Hälfte sorgfältig in einem Aschenhäuflein aufgestellt. Fand Familiengräber, Gatten, Freunde Arm in Arm, von einem Gürtel gemeinsam umschlungen.

Längst ist die Totenstadt noch nicht völlig durchforscht. Immer neue Gräber tun sich auf, von Sammlern wurde vielerlei verschleppt, und noch immer wird der stumme Mund der Erde nicht müde, von uralter Vergangenheit zu reden.

Sie spricht auch von den Toten in der eindringlichen Sprache der Formgestaltung und ihres unverkennbaren Sinnes. Dieses namenlose Volk war eine Sippschaft von Riesen. Kein Skelett unter 1,80 Meter Länge findet sich. Die meisten sind 2 Meter, viele 2,20 Meter groß. Dabei sind in einem gemeinsamen Typus die Schultern schmal, die Arme zart, Hände und Füße auffallend klein. Dazu hohe, lange Schädel mit trefflicher Stirn, zwar eng in den Schläfen, aber feingeschwungen im Kinnbacken. Keine Spur der schrecklichen Augenwülste, wie sie den Neandertaler so tierhaft machen. Keine Spur von den brutal vorspringenden Freßwerkzeugen des Urmenschen. Weit eher das Gesicht eines Denkenden, Friedfertigen, fast schon zuviel Kultivierten.

Rätsel über Rätsel. Wer waren sie, woher kamen sie? Diese Rasse ist fremd und unbekannt im Völkerreigen Europas, nicht minder fremd in dem des Orients. Sie sind ganz verschollen. Begraben im frühesten Dunkel einer Geschichte, die heute keine mehr ist. Die von nichts weiß, als von dem gewaltsamen Ende dieser vergessenen Stadt. Dies ist wohl das einzige, was nicht Fama und Märchen ist. Darum, weil die Erde die Zeugnisse dieses Endes in schweigender Sorgfalt aufbewahrte. Brandschutt liegt über all den Gassen. Man sieht die angekohlten Balken der Dächer, die in das Innere des Hauses herabgestürzt sind und dort Geräte und Töpfe zertrümmerten. Geschwärzte Pfosten, Asche und darunter die Reste Erschlagener. Man begreift: diese Stadt wurde zerstört, eingenommen, vom Feind dem Erdboden gleichgemacht. Denn über dem Brandschutt ist alles leer. Keine Spur von Menschennotwendigkeiten. Nur Humus, Wald, Geröll.

Man hat es sich so zurechtgelegt, daß der Reichtum der Stadt eingeborene Völkerschaften verlockte, die die Fremden vielleicht durch Bündnisse ihren Zielen eingefügt, vielleicht aber auch irgendwie gewaltsam unterjocht hatten. Daß jahrhundertelange Zwietracht mit jenen Kelten (denn man glaubt, daß Kelten dort heimatlich gewesen sind) vorausgegangen ist, Gewalt und Unterdrückung auf beiden Seiten. Daß es Kelten waren, die gezwungen im Salzberg arbeiteten, denn man unterscheidet zwischen den hochgewachsenen Langschädeligen auch Kleine, Kurzköpfige, Daß sie sich empörten, die Stadt überfielen, ausraubten, ausmerzten. Daß es eine furchtbare

Katastrophe gewesen sein muß, ein Schlachten und nicht mehr eine Schlacht, eine Brandfackel, die viele Tage lang aus den dunklen Bergwäldern loderte. Und dann die Stille, das Schweigen, die Versunkenheit von fast einem halben Jahrtausend, bis die Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch vom Hallstätter See und seinen Ufern Besitz ergriffen. Damals schon war wohl nichts mehr von den Fremden übrig als ihre trefflichen, nun langsam zerfallenden Straßen und tausend Gräber, die von den Lebenden vergessen worden waren. Denn keiner der römischen Berichte tut ihrer Erwähnung, und wenn man nicht annimmt, daß viele seltsame Namen, die man samt und sonders für keltisch erklärt, noch von ihnen stammen, so war damals selbst ihre Sprache verlorengegangen. Denn auch die Kolonien scheinen überall ausgestorben zu sein, geplündert oder sonst zugrunde gegangen, seit das Herz dieses Staates, die große Stadt am Hallstätter See, zerstört wurde.

Bis zum Jahre 1846 war alles bis auf die letzte Spur ausgetilgt aus der Erinnerung der Völker. Dann begann es von neuem aufzuwachen in Funden aus dem Salzberg, bis langsam, Jahr um Jahr, immer mehr von dem Gewesenen auferstand — so wie Tote eben aus ihren Gräbern auferstehen können.

Heute wissen die, welche Kunde davon haben, daß das Gespenst eines „untergegangenen Abendlandes" und einer großen, vielfältigen und wunderbaren Kultur schon von altersher bei uns wohnt. Und daß ganz versunkene Erinnerungen gleichsam mit traurigen und wehmütigen Augen das Heute betrachten, das sich unsterblich dünkt und nichts von dem Einst mehr wissen will.

Aber wir ahnen auch noch mehr: Warum diese Stadt, diese Kultur, diese Rasse sterben mußte, und warum sie dem einheimischen Barbarismus zum Opfer fiel, trotzdem sie, an der Wirklichkeit gemessen, auf einer weit höheren Stufe stand als jener. Sie war, und offenbar von Anbeginn an, im Kampfe mit einer Umwelt, dem sie nicht gewachsen war. Gegen diese Umwelt war sie aufgerichtet. Mit dem nachlebenden Neolithikum lag sie im Streit. Sie kann nicht organisch entstanden sein, denn als man sie ausgerottet hatte, war keine Notwendigkeit mehr, sie neu zu errichten. Der Geist der Steinbeile, der Wildheit, des primitiven Wald- und Jagd- und Pfahlbaulebens triumphierte über die feine Kultur — denn er war der organische, der heimatstarke, der bodenwurzelnde. Wie eine fremde, prächtige Blüte saß die Zivilisation dieser unbekannten Rasse auf einer unzivilisierten und damals auch unzivilisierbaren (denn Verfeinerung geht nach plasmatischen Gesetzen und läßt sich durch nichts beschleunigen) Umwelt. Daran starb sie. Starb für immer

Aber obgleich sie ganz und in allem ausgelöscht ist, spricht sie dennoch zu uns in dieser Erkenntnis, die auf einer unbestechlichen Wage die Lebenskraft und Dauer des Fremden und der Heimat gegeneinander abwiegt, und an dem düsteren und trüben Ergebnis eines gewaltsamen Todes des einen das Schlagwort vom heutigen „Untergang des Abendlandes" mißt . . .

Da wacht aus den verschütteten Gräbern der Namenlosen und ihrer vom Tod geheiligten Habe, die nun unverstanden in den Museen verstaubt, eine tiefe und beglückende Gewißheit des eigenen Lebensrechtes auf. Und der Bannwald über der Stadt, der auch mit dem Recht der Heimat auf Felsen und über Abgründen sich sein Dasein erzwingt, rauscht mit dunklen Wipfeln dazu.

Annie Francé-Harrar

Faszismus und Parlamentarismus

Der Ausgang der Wahlen zum italienischen Parlament bedeutete einen beispiellosen Sieg des Faszismus. Auch ohne das neue Wahlgesetz, das der Partei, die ein Viertel sämtlicher abgegebener Stimmen auf sich vereinigt, drei Viertel aller Abgeordnetensitze zuspricht, wäre der Faszismus als unbestrittener Sieger aus diesem Wahlkampfe hervorgegangen. Über 65 % aller gültigen Stimmen wurden für die faszistische Partei abgegeben, dabei war die Wahlbeteiligung so stark in Italien, wie seit langer Zeit nicht. Es ist also keineswegs richtig, wenn der sozialdemo-

kratische „Avanti“ von diesen Wahlen schrieb: „Ein Duell von einem allein.“ Erstens beteiligten sich alle Parteien sehr eifrig an der Wahl, wenn auch der Faszismus als Regierungspartei einen Vorsprung hatte, zweitens aber lag es durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß die Sozialisten oder die Popolaren (Zentrum) 25 % der Stimmen erhielten, was ihrer bisherigen Zahl von Sitzen im Parlament entsprochen hätte. Die Deutschen in Südtirol erhielten 35000, die Faszisten aber nur 2953 Stimmen.

Trotz Wahlgesetz, trotz Beeinflussung der Volksstimmung (welche Regierung verzichtet denn darauf?) haben die italienischen Wahlen unwiderleglich gezeigt, daß der Faszismus nicht künstlich von oben her gemacht ist, sondern eine in den Tiefen der Bevölkerung wurzelnde Volksbewegung ist. Dennoch ist der Faszismus der Todfeind des Parlamentarismus und erkennt ihn nur soweit an, als er ihm zu Willen ist. In diesem Sinne sind Mussolinis Worte zu verstehen: „Wir wollen auch dem Volke sein Spielzeug, sein Parlament, nicht nehmen.“ Auch in dem Wahlaufruf an die Parteimitglieder, den Mussolini selbst verfaßte, kommt dieses antiparlamentarische Wesen des Faszismus klar zum Ausdruck, wenn es heißt: „Ich, wie ihr alle, wir sind noch immer bereit zu kämpfen und, wenn's not tut, zu sterben, damit die Früchte der faszistischen Revolution nicht verlorengehen.“ Der Faszismus wird und kann seine Vergangenheit nicht verleugnen, mit ihr steht und fällt er. Die Ermordung Matteottis hat dem Faszismus zwar eine Krise gebracht, die heute noch nicht überwunden ist, aber an Popularität hat er dennoch keineswegs gelitten. Die Faszisten halten im ganzen Lande von Zehntausenden besuchte bewaffnete Versammlungen ab, in denen dem Führer Mussolini Treue gelobt wird. Hier zeigt sich, wie der Faszismus seine antiparlamentarische Vergangenheit wieder aufnimmt.

Die Anfänge des Faszismus gehen bis in die Zeit des Krieges zurück. Im Oktober 1914 trat Mussolini, der Leiter der sozialdemokratischen Parteizeitung Avanti aus der Partei aus, gründete ein neues angeblich sozialistisches Blatt, „Il popolo d' Italia“ und wurde aus einem Gegner ein Anhänger der Teilnahme Italiens am Weltkriege an der Seite der Entente. Wie diese Bekehrung erfolgte, sei hier nicht näher ausgeführt. Mussolini kämpfte jedenfalls zusammen mit d'Annunzio für den „sacro egoismo“. Beide riefen zusammen das Volk gegen das Parlament auf, das einer Verständigung mit Österreich nicht ganz abgeneigt schien. Die aktivistische Politik Mussolinis und d'Annunzios war siegreich. Der eingeschüchterte König glaubte den Krieg machen zu müssen, da er fürchtete, daß sonst die nationale Revolution ausbrechen würde.

Mussolini ist aber, im Gegensatz zu d'Annunzio, kein Mann der Worte, sondern der Tat. Er trat bei Ausbruch des Krieges sofort als einfacher Kriegsfreiwilliger ins italienische Heer ein und zeichnete sich als schlichter Bersagliere durch beispiellosen Mut aus. Er wurde in den Alpenkämpfen schwer verwundet. Als er nicht mehr hinausziehen konnte, widmete er sich um so eifriger der kriegerischen Aufklärung bei den Truppen und im Lande. Was Hindenburg und Ludendorff vergeblich erstrebten, den Geist der Heimat zu beleben und als Kraftquelle in das siegreiche Heer zu leiten, erreichten Mussolini und d'Annunzio in unablässiger Arbeit. Sie wurden schon damals in der italienischen Armee begeistert als Helden gefeiert.

Der Ausgang des Krieges drängte Mussolini äußerlich in den Hintergrund, ohne daß er aber sein Ziel aus dem Auge verlor. Die Ereignisse arbeiteten langsam aber sicher für ihn.

Der Weltkrieg hatte Italien nicht das gebracht, worauf es als Frucht des Sieges Anspruch erheben durfte. So wurde ihm z. B. Fiume nicht zugesprochen. In dem national überaus empfindlichen italienischen Volke wurde diese Wunde tief schmerzlich empfunden. Andererseits erwarteten die heimgekehrten Kriegsteilnehmer schwere wirtschaftliche Sorgen. Die italienische Bevölkerung wandte sich, im Gegensatz zu der schroff nationalistischen Einstellung Frankreichs und Englands denen zu, die gegen den Eintritt Italiens im Kriege waren, was auch in der Zusammensetzung des Parlaments zum Ausdruck kam. Das erste italienische Nachkriegsministerium ist durch den Namen Nitti bezeichnet. Nitti war der italienische Staatsmann, der die wirtschaftlichen Folgen des Krieges wie des Friedensdiktates klar vorausgesehen hatte. Sein Buch „Das

friedliche Europa" wird sicherlich auch mit gutem Recht in Deutschland viel gelesen und als das Werk eines weitschauenden Geistes gerühmt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß Nitti es war, der die Deserteure amnestierte und dadurch das Nationalgefühl des italienischen Volkes tief beleidigte, was ihm niemals verziehen wurde. Unter Nitti konnte auch Mussolini sein im Kriege begonnenes Werk fortsetzen und außerhalb des Parteiwesens Kampfgruppen bilden, die gegen Regierung und Parlament eingesetzt werden sollten. Scharen von ehemaligen Kriegsteilnehmern flossen ihm zu. Er nannte seine Verbände fasci di combattimento (Kampfbündel). Als Abzeichen trugen sie das Rutenbündel mit dem Beil, das alte Liktorenzeichen.

Nitti konnte sich nicht lange halten. Er wurde abgelöst von den kraft- und saftlosen Regierungen Giolitti, Bonomi und Facta. Außenpolitisch schwankte die italienische Politik ständig hin und her zwischen Frankreich und England, wobei aber die frankophile Richtung, die auch in der Sozialdemokratie herrschend ist, die Überhand gewann. Innenpolitisch hatte der Sozialismus die Herrschaft im Lande errungen. Die industriellen Betriebe waren völlig in seiner Hand. Auf den Fabriken wehte fast überall die rote Fahne. Not und Elend im Volke wuchs. Man ersehnte und erwartete einen Befreier.

Mussolini griff mit seinen bewaffneten Freischaren 1920 bereits mit starker Hand ein. Besonders in Oberitalien, wo der Sozialismus in den Industriezentren am stärksten war, gewann der Faszismus immer mehr Anhänger und konnte es wagen, den sozialistischen Gewerkschaften offen entgegenzutreten. In vielen Fabriken wurde die Ruhe wiederhergestellt. Sozialdemokratische Gemeinderäte wurden zur Abdankung gezwungen. Faszistische Strafexpeditionen in Gegenden, die vom Sozialismus verseucht wurden, waren an der Tagesordnung.

Zu einer Zeit, da in der italienischen Volksvertretung neben 122 Sozialisten, 105 Popularen und 144 Demokraten nur 35 Faszisten saßen, verfügte der Faszismus in seinen Kampftruppen über mehr als dreihunderttausend straff militärisch organisierte Bewaffnete und über mehr als eine Million fest organisierte Anhänger. Die faszistische Bewegung wurde einerseits von der Jugend getragen, andererseits aber bestand sie aus Arbeitermassen, die sich vom Sozialismus losgesagt hatten. Auch heute noch besteht neben dem Heere die faszistische Miliz. Mussolini hat das Ingrassamento der Milizia Nazionale, die Einreihung des Faszistenheeres in die stehende Armee unter Eidesleistung an den König zugesagt. Doch sie bleibt auch weiterhin Mussolini vereidigt.

Man darf keineswegs übersehen, daß der Faszismus eine geistige Bewegung ist, der die Ideen durchaus als weltbewegende Mächte ansieht. Ideenpolitik kann eben sehr wohl aktivistische Realpolitik sein. Die faszistischen Ideen stehen in tiefstem Gegensatz zu den Prinzipien des Parlamentarismus. In einer Ansprache in Neapel hat Mussolini diese tiefgehenden Unterschiede einmal sehr fein herausgearbeitet, wenn er sagt: „Die Demokratie glaubt, daß die Prinzipien unsterblich sind, und deshalb zu jeder Zeit und an jedem Orte und unter allen Verhältnissen angewandt werden können ... Wir glauben, daß nach der Demokratie eine Überdemokratie kommen muß, weil, wenn die Demokratie im 19. Jahrhundert nützlich und wirksam gewesen ist, der Fall eintreten kann, daß das 20. Jahrhundert eine noch mächtigere und mit den nationalen Erfordernissen noch mehr übereinstimmende politische Form schafft ... Wir glauben, daß die Massen, was Zahl, Trägheit und Masse anbetrifft, nichts Dauerndes in der Geschichte schaffen können. Aber die arbeitenden Massen leben in der Nation, sind ein großer Teil der Nation, sind sowohl im Kriege wie im Frieden notwendig zum Leben der Nation. Zurückstoßen kann und darf man sie nicht, erziehen kann und darf man sie, und man kann und darf sie in ihren gerechten Interessen schützen." In der Senatsrede am 19. November 1922 hat Mussolini nachdrücklich erklärt: „Für mich sind alle diese Terminologien der Rechten und der Linken, der Konservativen und der Aristokratie und Demokratie leere Schulausdrücke, die dazu dienen, um uns manchmal auseinanderzuhalten und noch öfters zu verwechseln."

Diese nationalrevolutionäre Bewegung des Faszismus hat sich gegenüber dem Parlamentarismus in Italien durchgesetzt. Trotz der geringen faszistischen Abgeordneten im Parlament wurde

Mussolini Oktober 1922, als seine Scharen vor Rom standen, vom König zum italienischen Ministerpräsidenten ernannt und damit der Faszismus als die stärkste Macht auf friedliche Weise in den Sattel gehoben. Die Parteien, die damals in unfruchtbarer Weise über ein neues Koalitionsministerium verhandelten, waren nunmehr der Mühe behoben, die einzelnen Ministerien an ihre Parteibonzen zu verteilen. Das besorgte nunmehr Mussolini.

Es ist jedoch leichter, eine Bewegung in Gang zu halten, als sie, nachdem das erste Ziel erreicht ist, in der Macht zu halten und durchzuführen, was man versprochen hat. Mussolini hat die auf ihn gesetzten Erwartungen bisher erfüllt, wenn er auch jetzt, nach der Ermordung Matteotis, noch keinen Ausweg aus der Krise fand. Innenpolitisch hat er mit dem Gegner abgerechnet, der ihm am gefährlichsten werden konnte: mit dem Partito popolare und dessen Führer Luigi Sturzo. Diese italienische Zentrumspartei wollte alle gläubigen Katholiken auf dem Boden der christlichen Demokratie sammeln und dieser geschlossenen Partei die Unterstützung der kirchlichen Organisationen leihen. Sie lehnte, wie das deutsche Zentrum, den Gedanken ab, die Katholiken des Landes auf möglichst viele Parteien zu verteilen. Der gewiegte Volksführer Don Sturzo, der Mittelparteiler, der unter allen Umständen mit der Sozialdemokratie paktiert, verschrie die Faszisten als Heiden, die die Nation zur Gottheit erheben. In diese Auseinandersetzungen griff der Vatikan zugunsten Mussolinis ein und anerkannte, daß der Faszismus durchaus katholikenfreundlich sei. Tatsächlich ist auch der Schlachtruf der Faszisten: Per Dio e la Patria (Für Gott und Vaterland) nicht nur äußerlich zu verstehen, sondern entspringt tief innerlichen Überzeugungen, wie denn auch unter Mussolinis Herrschaft der Religionsunterricht wieder zu Ehren gekommen ist. Demokraten und Sozialisten sind in Italien nicht mächtig und haben ihre Ohnmacht grade jetzt gezeigt.

Außenpolitisch hat sich Mussolini als weitschauender Staatsmann bewährt, der gezeigt hat, daß nur allerfeinstes Fingerspitzengefühl, das sich von allem Herumpoltern fernhält, zum Ziel führen kann. Er trug den politischen Notwendigkeiten Rechnung und versuchte nicht mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Mussolini ist ein Staatsmann der weisen Mäßigung und Nüchternheit, der sich nicht von Frankreich benebeln läßt.

Die Auseinandersetzung zwischen Faszismus und Parlamentarismus ist ein Akt in einem großen Weltdrama, das noch nicht abgeschlossen ist. Es wäre aber völlig verkehrt, bei den gan andersartigen Verhältnissen Deutschlands die faszistische Bewegung nachahmen zu wollen. Der Faszismus ist ein italienisches Gewächs und eine besondere nationalitalienische Ausdrucksform, die ebensowenig wie Staatsformen von einem Volk auf das andere übertragen werden kann. Charakteristisch für den Faszismus ist, daß er das Parlament beibehalten hat, aber es nicht herrschen läßt, sondern in seine Schranken zurückweist. In dieser Hinsicht bleibt die Bewegung des Faszismus nicht auf ihren Ursprungsherd beschränkt, sondern wird sich allen Völkern mitteilen, die von der Demokratie als Weltkrankheit ergriffen sind.

Ob und wie der Faszismus die Krise, die ihn befallen hat, überwindet, ist naturgemäß für seine weltpolitische Auswirkung von ausschlaggebender Bedeutung. Die demokratische und sozialistische Opposition besteht aus derartig heterogenen Elementen, daß sie, wie die letzten Jahre bewiesen haben, gar keine starke Regierung bilden kann. Diese Schwäche der Opposition ist die Stärke des Faszismus. Daß die faszistische Bewegung kampflos zusammenbricht, ist schwerlich anzunehmen. Die Mordtat an Matteoti könnte wahrscheinlich nur eine Normalisierung des Faszismus herbeiführen, die aber unter Umständen den neuen Leiter des italienischen Innenministeriums, Federzoni, eine bedeutungsvolle Rolle in Italien spielen läßt. Damit würde zwar eine Wendung in der faszistischen Bewegung eintreten, ohne daß aber ihre antiparlamentarische Tendenz aufgegeben wäre. Die nächsten Monate werden die Entscheidung darüber bringen, ob der revolutionäre Faszismus oder seine Normalisierung die italienische Innenpolitik bestimmt. Es sind hier aber Tendenzen ausschlaggebend, die bestimmt werden von der faszistischen Bewegung im Lande.

Dr. Hans Siegfried Weber



Der Parlamentarismus im Sterben

Es ging auch in früheren Tagen in den Parlamenten Deutschlands gelegentlich hoch her, Schimpf- und Drohworte flogen herüber und hinüber, auch zwischen den Parteien, die heute noch, trotz nicht mehr abzuzählender Koalitionskriege, die Geschicke des deutschen Volkes in treuen Händen halten. Vor über zwei Jahrzehnten gab es bei den Beratungen des Zolltarifs im Reichstag einen Heidenkrach; Singer und andere seines Zeichens leisteten dabei einiges noch heute nicht ganz Vergessenes. Der sozialdemokratische Abgeordnete Baudert führte gar ein solches Spektakulum auf, daß ihn sein „Freund" von Vollmar im Sitzungssaal zurechtwies, und als die U.S.P. im Streite mit der sozialistischen Mehrheitspartei stand, da kam es einmal im Plenarsaal des Reichstags fast zur allgemeinen Schlägerei zwischen „Genossen".

Im Preußischen Abgeordnetenhaus war es zuzeiten nicht weniger „parlamentarisch". Der Radau der Liebknecht-Fraktion, der Hinauswurf und die Zähmung des widerspenstigen Julian Borchardt erregten einmal großes Aufsehen.

Aber mit den Erscheinungen, die sich innerhalb dessen entwickelt haben, was das unglückliche deutsche Volk jetzt auf Grund des freiesten aller Wahlrechte zusammengekürt hat — 472, hört es, 472 „Damen und Herren"! — kann sich doch das Frühere nicht vergleichen.

Das am 4. Mai neugebackene Reichsparlament ist überwiegend von Neulingen und stark von Jugendlichen besetzt.

Es hat zwei, zusammen fast hundert Mann starke, Gruppen, die den Parlamentarismus überhaupt bekämpfen und nur in die „Quatschbude" gehen, um ihm den Garaus zu machen: Kommunisten und Nationalsozialisten.

Diese aber stehen zueinander in schärfstem Gegensatz. Dazu kommt, daß die Rechte zum erstenmal in der Geschichte des Reiches die stärkste Fraktion darstellt.

Die Empfindungen der zusammenschrumpfenden Mitte und der von ihrem Hochstand heruntergedrückten sozialdemokratischen Linken, die Nervosität unserer Zeit der Epigonen und Diadochen bringen dann jene Stimmung der Gereiztheit zustande, die den Aufenthalt in dem manchmal übervollen Reichstagssitzungssaal so „angenehm" macht. —

Es war eine Neuheit, als der zur Eröffnung dieses Parlaments als Alterspräsident verurteilte hilflose Greis Bock von den Kommunisten mit dem schönen Grußwort „Altes Rindvieh!" empfangen wurde.

Eine besondere „Errungenschaft" bedeutete vor allen Dingen aber das von den Kommunisten gegebene parlamentarische Eingangskonzert mit Autohupen, Kindertrompeten und sonstigen wohlklingenden Instrumenten, wobei Frau Golke-Friedländer mit kräftigen Fäusten ihr Pult bearbeitete und wahrhaft glänzend eine Kesselpaukenschlägerin markierte. Mutzpfeifenrauchen und Kragenlosigkeit gehörten bis jetzt noch nicht zu den erlaubten Dingen im Reichshause — im Mai 1924 sah man's — roch man's auch!

Und erst die Gesichter! Herr Scholem redete von den „Galgenvogelgesichtern" der Schutzpolizei. Schallendes Lachen belehrte ihn, erst mal in seinen Reihen Umschau zu halten. —

Parlamentarische Ordnung? Was macht sich Herr Katz daraus? Er ergreift das Wort und redet. Der hilflose Alte oben läutet und spricht. Kein Mensch versteht ihn. Katz redet weiter. „Wir haben kein Präsidium." Parlamentarischer Karneval!

Der Abgeordnete Scholem spricht von der „famosen Republik"; prompt ruft es aus den Bänken der Nationalsozialisten: „Mosesrepublik"; Herr Scholem aber meint, die Ludendorff-Republik brauche sich über die Mosesrepublik nicht aufzuregen.

Der Abgeordnete Koenen redet. Der Präsident Bock entzieht ihm das Wort. Koenen redet weiter. Der Abgeordnete Scholem spricht über „das Gezücht mit den Windjacken, mit den Hakenkreuzen, mit dem ganzen Offiziersgetue, das Gesindel mit den Kälberfressern".

Der Abgeordnete Moslowski behauptet, daß die wohlgenährten Herren auf der Rechten bei

einem einzigen Mittagessen mehr verfressen, als ein Sozialrentner im Monat bezieht. Darauf von rechts Zurufe: „Und Sie fressen aber auch ganz gut."

Moslowski fährt fort: „Freilich mit vollem Bauch und vollgefressen läßt sich sehr gut reden und philosophieren."

Daß sich der Herr Abgeordnete den Teufel um Redezeit und Präsidenten scheren möchte, sei nur registriert. Er wirft den Deutschvölkischen ihr „nimmerruhendes Maul" vor, meint, Ludendorff werde trotz seines Patriotismus „weiter Sekt saufen und Austern schlürfen".

Ludendorff hat es denen um Katz und Scholem besonders angetan. In geradezu bodenloser Weise wurden er und Tirpitz von den Kommunisten beschimpft; allerdings, Scheidemann und Severing kamen auch nicht viel besser weg, indessen wurde Herr Leviné als „einer unsrer größten Helden" ausgeboten.

Ein Kommunist verheißt einem Sozialdemokraten umgedrehte Hackenstiele der Bergarbeiter zu angenehmem Spiel auf respektivem Buckel, wobei dann einem Zwischenrufer der Rechten sein „dicker Bauch" wieder in Erinnerung gebracht wird. Der nationalsozialistische Abgeordnete Weidenhöfer fragt den Sozialdemokraten Müller: „Herr Minister außer Dienst, können Sie denn Kuhmist von Pferdemist unterscheiden?"

Ein anderer nennt die Republik „dreimal verfluchte Novemberrepublik", ein Kommunist bezeichnet die Regierung als eine solche der Schieber und Wucherer.

Der bayerische Gesandte v. Preger erhebt beim Präsidenten Einspruch dagegen, daß ihm die Kommunisten zurufen, er habe wohl zuviel Bier getrunken. Als der Zwischenrufer zur Ordnung gewiesen wird, quittiert er mit: „Mahlzeit!"

Der Kommunist Höllein spricht von Raffkes, „gleichviel ob es sich um Ritter mit und ohne Vorhaut handelt."

Kommunisten, Sozialdemokraten und Nationalsozialisten werfen sich abwechselnd gegenseitig „Brüllen" und „Gebrüll" vor; eine holde Kommunistin fistelt: „Ihr Verbrecher!" oder „Schuft!"

Ludendorff wird „Schurke", „Feigling" und was Gott verboten hat genannt.

Der Kommunist Schwarz schreit: „Verbrecher, Mörder, Heuchler!" Gegenruf rechts: „Jude, halt's Maul!" Der nationalsozialistische Abg. Dr. Roth wird mit dem Ruf „Lump!" „Elender Lump!" „ausgezeichnet".

Herr Scholem spricht von „deutschvölkischen Eseln", die so „dämlich" sind, und glaubt sogar den nationalsozialistischen Abg. Henning als Meister im „Mauscheln" hinstellen zu können.

Der Abg. Dr. Roth verbittet sich, daß ihn die Kommunisten fortgesetzt mit „Du" anrufen; Herr Scholem aber bezeichnet den „jüdischen Herrn Weiß" und „den christlichen Herrn Ludendorff" als „Schurken alle zusammen" und beschwert sich über „dazwischen krächzende Esel" und die „Schwindelverfassung"; als ihm einer nicht gleich antwortet, ruft er: „Antworten Sie doch! Sie haben ja sonst eine solch große Schnauze". Der Präsident rügt das, aber Herr Scholem erkennt zwar an, daß das Wort „Schnauze" ungehörig sei: „Viel ungehöriger aber ist es, wenn einer eine solche Schnauze hat."

Der nationalsozialistische Abg. Ahlemann ruft Philipp Scheidemann zu: „Das Pult biegt sich unter Ihren Lügen!" Der Kommunist Creutzburg nennt Ahlemann einen „wildgewordenen Clown". Scholem spricht vom „Gebrüll aus der bayerischen Mörderhöhle".

Die Nasen der Herren Katz und Scholem werden wiederholt in Zwischenrufen „festgehalten"; die Kommunisten bezeichnen die Nationalsozialisten als „Gesindel". Offenherzig aber ruft Frau Golke: „Wir Kommunisten sind lauter Hochverräter!" Und hier verzeichnet das Stenogramm vom 2. Juni 1924: „Lebhafte Zustimmung im ganzen Hause." Frau Golke darf auf diesen sehr seltenen parlamentarischen Erfolg stolz sein!

Ihr Parteigenosse Eppstein meint, als es, wie oft, unruhig im Saale ist: „Ich kann nicht gegen die Esel anschreien. Das ist ein Stall voll Esel."



Der nationalsozialistische Abg. Graf Reventlow erinnert den Herrn Fehrenbach an Spaa, „wo Sie als melodramatischer Tränengreis paradierten“.

Langandauerndes Gezänk der „Sachverständigen“ in Geschäftsordnungsfragen, Streit um die Tagesordnung, unmögliche persönliche Bemerkungen — Höllein macht eine solche, weil ihn einer beim Reden persönlich fixiert hat! — vergebliches Bemühen aller Präsidenten, der Unruhe Herr zu werden, füllen große Teile mancher Sitzungen aus. Andere können gar nicht stattfinden, weil sie von vornherein durch die Kommunisten unmöglich gemacht werden. Oder aber das Haus ist leer, und der Redner hat sich in der Hauptsache mit den ruhig arbeitenden Stenographen zu befassen, wenn nicht ein paar Abgeordnete — und der Redner der Wirtschaftlichen Vereinigung, Dr. Bredt, erkennt das dankbar an — ausharren und so „wenigstens die Fiktion einer Reichstagssitzung aufrechterhalten“.

Aber das sind schließlich die einzig fruchtbaren „Sitzungen“, in denen weder der demokratische Abgeordnete Koch-Weser den Nationalsozialisten zuzurufen braucht: „Halten Sie den Mund!“ oder Vater Scheidemann die Ermahnung spendet: „Sind (!) Sie doch ruhig in Ihrer Ecke, Herr Ahlemann!“

Die Präsidenten, wie gesagt, „packen es“ bei parlamentarischen Großkampftagen nicht mehr. Alle Ermahnungen zur Ruhe, zum Einnehmen der Plätze nutzen nichts. Redner und Präsidenten ringen sich oft nicht mehr durch, namentlich wenn nach Schluß eines Redners ganze Fraktionen aufeinander einschreien. Elegisch meinte Vizepräsident Bell am 28. Juni: „Es ist keine parlamentarische Handlung mehr möglich, wenn der Redner nicht mehr zu Worte kommen kann.“

Manchmal bleibt es nicht dabei, sondern ganz solide Prügeleien überschreiten den Embryonalzustand; Schlundgriffe erfolgen, und aus dem Lärm des Bolschewistenhaufens ertönt die Stimme des Herrn Katz: „Sie (auf die Sozialdemokraten weisend) haben angefangen zu schlagen und zu schubsen!“ —

Das sind so einige Momentaufnahmen aus dem „hohen Hause mit dem bekannten Niveau“, in dem „der Ton so gesunken ist, und die Ordnung so am Boden schleift“. Es wäre ein leichtes, sie in jedem Betracht zu erweitern und zu ergänzen, auch aus den Länderparlamenten, wo es mitunter genau so hergeht.

Das Ungeheuerlichste war aber die abscheuliche Prügelszene am 27. August, wo die eingeschworenen Pazifisten kommunistischer und demokratischer Observanz (unter der Parole „Nie wieder Krieg!“?) übereinander herfielen und bolschewistische Vertreter des souveränen Volkes mit Polizeigewalt hinaus„geführt“ werden mußten. —

Ob Neuwahlen ein besseres Bild zu schaffen in der Lage sind? Ich glaube es nicht. Auch am Parlamentarismus wird sich Zeit und Geschick erfüllen.

Der „Betrug am deutschen Volke“ muß sich auswirken nach innen und nach außen, bis zur letzten Folgerung. Der Parlamentsfimmel hat Deutschland der Weltdemokratie und dem Weltkapitalismus geopfert.

Der Parlamentarismus stirbt an sich selber. Der Zylinder des Herrn Bock, der die erste Sitzung glorreich beendete, war ein Sinnbild offizieller Trauer. Die Präsidentenglocke schrillt über einem Verscheidenden.

Prof. Dr. Ferdinand Werner, M. d. R. und des H. L.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Goethe-Gesellschaft und Akademie-Plan

(Vgl. Augustheft 1924, Januarheft 1924, Septemberheft 1923, Juliheft 1923)

Vor vier Jahren, auf der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft Pfingsten 1920, sprach ich die erste Anregung zu einer Deutschen Akademie in Weimar aus. Zwei Aufsätze im „Tag" hatten die Sache vorbereitet. Die Versammlungen waren in jenen Nachkriegsjahren ein Tummelplatz des Gezänkes zwischen „Berlin" und „Weimar"; der damalige Vorsitzende (Rheinbaben) gab nur ungern einige Minuten für meinen Antrag, der von Staatsminister a. D. Rothe und dem Goetheforscher Prof. H. G. Graef unterstützt wurde. Der Vorstand versprach, die Sache in wohlwollende Erwägung zu ziehen; die nächsten Jahre waren mit wirtschaftlichen Sorgen erfüllt; der Tagung 1923 konnte ich aus gesundheitlichen Gründen nicht beiwohnen. Und erst in diesem Jahre wurde eine kurze Ansprache ohne Erörterung zugelassen.

Nun scheint uns München mit einem groß angelegten, von vornherein durch Geldsummen gestützten Plan einer „Deutschen Akademie" zuvorzukommen. Etwa Rankes Entwürfe scheinen dort die wissenschaftliche Grundlage zu bilden; das Literarisch-Künstlerische tritt anscheinend zurück. Was ich mir als langsames Wachsen gedacht hatte, im Anschluß an die fast 7000 Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, wird hier von einer zunächst noch kleinen Gruppe von Akademikern und Finanzleuten selbständig unternommen. Ich habe mich mit einem namhaften Historiker der dortigen Universität in Verbindung gesetzt; doch ist die Sache noch nicht spruchreif.

Gleichzeitig kommt aus Berlin — ein Zeichen, wie dergleichen in der Luft liegt — der gleichfalls erst noch vertrauliche und unfertige Plan zu einem „Reichskulturrat". Und endlich teilte mir ein bekannter dortiger Bildhauer-Professor mit, daß er im Anschluß an die Berliner Akademie den Entwurf zu einem weiteren Ausbau durch Hereinbeziehung *dichterischer Persönlichkeiten* bereits vor dem Weltkrieg völlig fertig hatte.

In all diesen Fällen handelt es sich um *Zusammenfassung deutscher Kulturkräfte*.

Wird dieser edle Versuch möglich sein?

Es dürfte die Türmerleser, die bisher der Entwicklung unseres Gedankens gefolgt sind, interessieren, wie meine Ansprache auf der letzten Hauptversammlung (vgl. Augustheft, S. 758!) von der Presse aufgenommen wurde.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Zeitungsstimmen ist freundlich und zustimmend, zum mindesten sachlich. So schreibt die „Berliner Börsenzeitung" (Dr. H. G. Weber):

„Der elsässische Dichter Friedrich Lienhard gab eine gute Anregung, die auf fruchtbaren Boden fiel: aus Weimar nicht ein Alexandria, sondern ein *Olympia* zu machen. Die Museumsstadt soll gewiß bleiben, aber wir dürfen gerade heute nicht nur rückschauen, sondern müssen das pulsierende Leben der Gegenwart aufnehmen. So sollen sich nicht die Alexandriner, die nur analytisch vorgehen, sondern die *Kulturträger ganz Deutschlands*, die schöpferisch schaffen, alljährlich in ernstem Tun zu einer Art *Goethe-Akademie* in Weimar vereinigen. Dieser Plan ist, wie Lienhard ausführte, nicht heute oder morgen zu verwirklichen, aber er soll ernsthaft ins Auge gefaßt werden und Bestrebungen aufnehmen, wie sie schon Richard Wagner verfolgte."

Die „Jenaer Zeitung" schreibt:

„Einen tiefen Eindruck machten die Anregungen Prof. Lienhards über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft. Sie solle das Bisherige nicht aufgeben, aber schöpferisch wirken in dem Sinne Goethes, der Totalität wollte usw. Möchten Lienhards Gedanken Verwirklichung finden!"

Aus demselben Jena, d. h. auf dem Umweg über die „Neue Züricher Zeitung", kommt aber die denkbar unfreundlichste Äußerung. Es heißt in dem schweizerischen Blatt:

„Damit endlich dem Ernst auch das Satyrspiel (!) nicht fehle, erhebt sich schließlich Herr Lienhard, der seit seiner Tätigkeit für den Weimarer Kulturrat wieder zu viel (!) von sich reden gemacht hat, und fordert eine Umgestaltung der Gesellschaft vom ‚Alexandrinischen' ins ‚Schöpferische", ein ‚deutsches Olympia', wo alle (!) Dichter ihre Verse, alle (!) Komponisten ihre Werke, alle (!) Reformatoren ihre Ideen vortragen sollen, um auf diese Weise ‚beseelte, durchgeistigte Feste' zustandezubringen. Ein gütiges Schicksal bewahre uns vor diesem ‚Alexandrinismus' eines mißverstandenen (?) Griechentums und vor der endlosen Langeweile, die sich in diesen Festen gähnend auftun würde!"

Hier ist jeder Satz unsachlich und unvornehm, ja persönlich gereizt. Das Wort „Satyrspiel", mit dem er einzig dasteht, kennzeichnet des Verfassers Einstellung; die Hereinziehung einer rein örtlichen Sache, wobei ich neben den zwanzig übrigen Mitgliedern des wesentlich von Dr. Lilienfein gegründeten Kulturrates nicht im geringsten „wieder zu viel" von mir reden machte (als ob dergleichen meine Gewohnheit sei! wie gehässig!); endlich die Verzerrung der Worte: „Künstler bringen ihre Kunst, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrag, Reformatoren ihre neuen Ideen" durch den dreimaligen Zusatz „alle" — stempeln diesen Bericht. Dabei widerfährt dem Berichterstatter das Unglück, daß just diese Sätze, über die er sich lustig macht, nicht von mir sind, sondern ein Zitat von Friedrich Nietzsche. Er macht sich also über Nietzsche lustig. Ich mußte zweimal lesen: Verfasser dieses unwürdigen Berichtes ist der bekannte Jenenser Literarhistoriker Prof. Albert Leitzmann.

Mit der Wendung „beherzigenswerte Anregungen" oder „warmherzige Ausführungen" oder „einige grundsätzliche Anregungen" oder „von weittragender kulturpolitischer Bedeutung" geben die meisten Blätter sachliche Berichte. Natürlich fehlt es auch nicht an Bedenken: „Es sind recht phantastische, gegenwartsfremde Gedanken, die hier vorgetragen wurden. Wir andren nämlich meinen, daß Weimar ein Philisternest zu werden im Begriffe ist" („Schlesische Zeitung"). Oder, auf recht niedriger Ebene, bewegt sich ein gewisser Hugo Bieber im „Berliner Börsencourier", indem er meine Ausführungen „gedankenarm und süßlich" nennt („die durch ihre zwanzigjährige (!) Wiederholung nicht an Klarheit und Vertiefung gewonnen haben"): „Es lohnt sich für uns nicht, diesen Plan zu diskutieren, nur daran möchte ich doch erinnern, daß vor zwei Jahren bei der Neuwahl des Vorstandes an die Generalversammlung die Bitte gerichtet wurde, doch wenigstens einen lebendigen Dichter durch die Wahl in den Vorstand zu ehren, und daß diese Zumutung ein vielstimmiges wütendes ‚Nein' hervorrief. Die Schaffenden werden die Einladung dankend ablehnen" ... Aber die Nichtschaffenden, wie Herr Hugo Bieber, stellen sich uneingeladen ein. Er erzählt übrigens Märchen. Der unschöne Vorgang, auf den er anspielt, hat sich ganz anders vollzogen.

Sachlicher ist die „Königsberger Hartungsche Zeitung" (Ludwig Goldstein):

„Prof. Lienhard gab zu seinen schon oben angedeuteten und früher bereits schriftstellerisch verfochtenen Wünschen noch einige persönliche Aufklärungen. Die Gestaltung edler Lebensgemeinschaft erscheint ihm heute nötiger als je. Die Goethe-Gesellschaft möge sich dadurch vor Mumifizierung schützen, daß sie den Beseelungsgedanken aufgreife und zur Tat mache" usw. (folgt Inhaltsangabe, worauf er fortfährt): „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Unserem Marienburg-Bund schwebt Ähnliches vor. Allein solche Ideen gehören zu denen, die an sich nichts sind und erst alles durch die Ausführung werden. Die Gefahren der Nörgelei und Dünkelei, der Krafthuberei und Liebhaberei liegen nahe."

Die „Hamburger Nachrichten" meinen:

„Wenn der Vorsitzende in seinem Schlußwort seine Sympathien für eine allmähliche Reform im Sinne Lienhards zu erkennen gab, so hatte man doch weniger das Gefühl, daß sich hier bereits der Wille zur Tat, und zweifellos zu einer begrüßenswerten Tat, vernehmen ließ, als daß ein

äußerst gewandter Versammlungsleiter wieder einmal seine Meisterschaft in der reibungslosen Erledigung einer an sich recht heiklen Frage bewiesen hat."

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" bemerkt:

„Auch diese Tagung bewies es wieder: es ist immer noch zuviel Geheimrätliches in ihr, das einer lebendigen Auswirkung im Wege steht."

In derselben Richtung bewegt sich scharf das „Berliner Tageblatt" (Fritz Engel):

„Roethe ist ein sanftmütiger Tyrann, aber der Himmel weiß, er ist ein Tyrann. Da ist sein Vorstandsgenosse Lienhard, der die Goethe-Gesellschaft reformieren will. Lienhard ist ein miserabler Taktiker. Andere Reformfreunde hat er durch törichte Anrempelungen abgestoßen, und anstatt greifbare Vorschläge zu machen psalmodiert er einen sozusagen feurigen Essay herunter. Armer Lienhard! Roethe läßt keine Debatte zu. Eine Handvoll rühmender Worte, die nach Lorbeeren riechen sollen, steckt er ihm wie einen Knebel in den Mund."

Ich bin nicht nach Lorbeeren lüstern; dazu ist meine Lebensanschauung zu ernst. Der sachliche und zurückhaltende Anreger wurde in diesem Falle zum persönlich Angerempelten — und ist allerdings im Begriffe, sich zwischen zwei Stühle zu setzen: weil er den Gedanken selbst durch dessen reine Schönheit nach rechts und links wachsen und wirken lassen wollte. Machtmittel der Taktik oder Diplomatie sind hier nicht angebracht. Die Goethe-Gesellschaft selber und als Ganzes muß zu solchen Anregungen, wie sie schon von Prof. Friedrich von der Leyen ausgegangen sind („Deutsche Rundschau", Febr. 1917), den Entschluß fassen.

Und hier ist der Punkt, wo ich mein eigenes wuchtigstes Bedenken aussprechen will, das aber — außer einer Andeutung von Friedrich Düsel in „Westermanns Monatsheften" — noch keiner zu erkennen oder mit Namen zu nennen wagte. Ich meine den tragischen Riß in Deutschlands Lebensanschauung, Politik und Volkstum: dieser Riß geht auch durch Weimar und die Goethe-Gesellschaft. Jede Vorstandswahl der letzten Jahre beweist diesen Unterstrom. Die Goethe-Gesellschaft ist keine innere Einheit. Diese Tatsache wird während einiger Feststunden vertuscht, durch taktisches Geschick der Leitung zugedeckt, aber weder geklärt noch überwunden. Man weiß das im stillen, man wagt es nicht öffentlich auszusprechen, man will es nicht aussprechen, weil dann alle Festlichkeit in die Brüche ginge. Die mächtigen Kulturprobleme der Gegenwart schatten auch über diese Gesellschaft herein ...

Mangel an Kultureinheit! Die Wucht dieser Bedenken gilt nicht nur gegen den Weimarer Akademie-Plan, sondern auch gegen den Münchener und jeden ähnlichen Versuch im zerrissenen modernen Geistesleben. Es ist Deutschlands Tragik. Und es nützt nichts, sie zu verschweigen.

Friedrich Lienhard

Aus der Jugendbewegung

Anlaß zu dem Folgenden gibt mir der Artikel W. Kotzdes in der Märznummer des „Türmers" über die „Jugendbewegung", dessen Bericht ich im Rahmen des Gesamtproblems betrachten will, selbst auf die Gefahr hin, dabei zu Folgerungen zu kommen, die nicht im Sinne des auch von mir verehrten Führers der „Adler und Falken" liegen. Aber es ist ja doch die Gabe des „Türmers", zu sehen, zu beobachten und zu schauen, Stellung zu nehmen, eine Gabe, die auch seine Aufgabe ist.

Eine grundsätzliche Stellungnahme muß unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung stehen. Zwei Entwicklungsstufen lassen sich unterscheiden, die in der Hauptsache kaum zeitlich unterschiedlich sind. Das Wesen der ersten Stufe wird von zwei Gedankenreihen beherrscht: Reaktion gegen eine überreizte Kultur und „idealistische Jugend", deren innerer Zusammenhang offenkundig ist. Man übersah damals in der Jugendbewegung, daß die Kultur eines Volkes im Familiengefühl wurzelt, ein grundlegendes Versehen insofern, weil dadurch die Jugendbewegung



als völlig neuer Faktor auftrat; denn der Gedanke einer Reaktion in einer Kulturkrisis hätte naturgemäß in Verquickung mit der Erkenntnis von der Bedeutsamkeit des Familienlebens dazu führen müssen, mit allen Kräften hier eine Verinnerlichung herbeizuführen, Brücken zu schlagen, auch wenn es noch so schwer war. Der Ausdruck der Jugendbewegung wäre alsdann ein opferbereiter Versöhnungswille im Kreise der Nächsten gewesen, getragen von jugendlicher Begeisterung und Liebe. Sollte dieser Idealismus zu bescheiden gewesen sein —?

Doch statt dessen trat nun der Gedanke eines ganz anders gearteten „Idealismus" hervor, dessen Grundzug ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein war. Man predigte einen Ewigkeitswert der Jugend, man verkündete die himmelstürmende Kraft jugendlichen Sehnens, man deutete den „faustischen" Menschen, dem man sich tief verwandt fühlte, als das Symbol des Erlösers aus eigener Kraft. P. Natorps Wort: „Die Jugend will ihr eigener Heiland, ihr eigener Erlöser sein", kennzeichnet kurz und treffend Sinn und Wesen der Ur-Jugendbewegung. — Unter solchem Gesichtspunkt betrachtete man alle Probleme des menschlichen Lebens, Probleme, mit denen die Menschheit sich stets auseinandersetzen muß, und die Probleme, die durch besondere Zeitereignisse hervorgerufen waren. Daß dabei manche Fragen, die eine ernstere Betrachtung verlangten, radikal-jugendlichen Geistes abgetan wurden, kann bei einer Einstellung nicht wundernehmen, deren Grundzug vom Selbstwert der Jugend so stark hervortrat. — Die Bezeichnung „Idealismus", mit der Fernerstehende ein Werturteil über diese Bewegung fällten, ist begründet in den Zeitverhältnissen, in denen man jede Geistesrichtung, die dem Materialismus den Kampf ansagte, so auszeichnete, ebenso jeder Gedankenwelt, die über das äußere Dasein griff. — Doch mir will scheinen, als ob bei einer derartigen Sanktionierung des Begriffes „Jugend" die Ehrfurcht vor anderen Ideen, anderen Anschauungen, anderen Wirklichkeiten zurücktrat. So mußte denn diesem geistigen Radikalismus mit seiner steten Gefahr des Überflutens und Hineinströmens in andere Gedankenwelten naturgemäß das Eine fehlen, was allein ihm hätte Dauer und Ewigkeitswert verleihen können: Ruhige Abgeklärtheit und festbegründete Seelenharmonie!

Nach diesen grundlegenden Klärungen ist die Skizzierung der zweiten Stufe bedeutend einfacher und leichter: Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß das Ideal „Jugend" in Verbindung tritt mit anderen Idealen. Die vorwiegend geistige Einstellung der Jugendbewegung hatte eine Auseinandersetzung mit den Zeitproblemen zur Folge. Als nun die Ereignisse mit elementarer Wucht an die Jugend herantraten, da wurde aus dem Betrachten von der Warte „Jugend" herab eine Stellungnahme, eine Entscheidung „für" oder „wider" mit jugendlicher Leidenschaft. Die Ereignisse der Jahre 1914/18 brachten es mit sich, daß die Frage „Volk oder Menschheit" in der Jugendbewegung sogar das gemeinsame Ziel „absolute" Jugend vergessen ließ und ein Riß in die Bewegung kam. So begrüßenswert vom völkischen Standpunkt es an sich ist, wenn in einer Zeit nationaler Lauheit die Jugend sich zu einem großen Teile für diesen Gedanken einsetzt — notwendig im Sinne historischer Entwicklung war diese Wendung zweifellos nicht. Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Zeitereignisse von Geist und Wesen ursprünglicher Jugendbewegung entfernten. Gewiß ist in den meisten von Kotzde genannten Bünden noch etwas von diesem alten Geist zu spüren, und die Bezeichnung „jungnational" ist charakteristisch für die skizzierte Stufe, aber charakteristischer noch sind die Auswüchse dieser Wandlung, und dazu gehört z. B. die Tatsache, daß sich jeder nationalistische Jugendverein zur „nationalen Jugendbewegung" zählt, und daß er dann das edle Freiheitssehnen der echten Bewegung auch in seinen radaupatriotischen Bierversammlungen mit ihrer Zügellosigkeit zu beweisen sucht, ein „Leben", das mit seiner massiv materialistischen Einstellung keine Spur mehr von begeisterungsfreudigem jugendlichen Idealismus trägt.

Uns interessiert hier der psychologische Hintergrund dieser Tatsachen. Dadurch, daß sich die Jugendbewegung von der rein problematischen Stufe entfernte, beweist sie, daß sie gar nicht so wirklichkeitsfremd ist, wie man sie immer darstellt, daß die Worte vom „Sehnen um des Sehnens,

des Kämpfens um des Kämpfens willen" zum mindesten nicht den tiefsten Seelengrund aufdeckten, beweist sie, daß sie greifbarere Ziele will und illusionistische Schwärmerei zum Scheitern verurteilt ist, beweist sie, daß manche Fragen von ihr unbeantwortet blieben. Ob aber nun die von mir oben flüchtig umrissene und die von Kotzde im „Türmer" ausführlicher behandelte Entwicklungsstufe vollkommene Klarheit schaffte, mit anderen Worten, ob wir hier einen Endpunkt sehen oder ob die Bewegung nicht doch noch ganz andere Bahnen einschlagen muß — die Frage aufzuwerfen, soll Zweck dieser Darstellung sein.

Und da ist eins klar: Sobald infolge historischen Geschehens die nationale Frage nicht mehr brennend, nicht mehr ein „Problem", sondern eine Selbstverständlichkeit ist, ist der heutigen völkischen Jugendbewegung ein Teil ihres Inhalts genommen. Darum ist es bei solcher Sachlage, die nach außen hin fast nichts Dauerndes aufweisen kann, verständlich, wenn nun von den verschiedensten Seiten die Fragen nach den „erschütternden Taten der Jugendbewegung" laut werden, Taten, die man allerdings hätte erwarten können und dürfen, wenn diese Bewegung wirklich das war, als was sie hervortrat: ein Kulturfaktor in einer Kulturkrisis. Die letzte Erfüllung der Jugendbewegung wäre es, wenn sie der seelische Gesundbrunnen unseres Volkes würde, aus dem die besten Kräfte quellen, wie die Ur-Burschenschaft es sein wollte. Vorbedingung dafür ist jedoch ihre gänzliche Umgestaltung von innen heraus, die Abkehr von einem historisch nicht begründeten Dualismus, der auf zu schwacher Grundlage steht, Vorbedingung ist auch die Loslösung von der Gebundenheit zeitlicher Probleme. Darum ist es verfehlt, der Jugend nach jener pathetischen Fragestellung nach den „Taten der Jugendbewegung" nun mit äußerlichen Vorschlägen zu kommen. Größere Gesichtspunkte tun dem Außenstehenden not, klare Erkenntnis der Jugendbewegung selbst. Mögen jetzt Fragen beantwortet sein — es ist zum Verhängnis für die Bewegung geworden, daß sie die tiefste Frage offenließ, jene Frage, die allein die Unwandelbarkeit und Dauer des Ideals gewährleistet hätte: die religiöse.

Allerdings, auf jener zweiten Stufe meint man, sie durch ein formales Satzungsbekenntnis zum Christentum gelöst zu haben. Die in der nationalen Jugendbewegung wieder modern gewordene Anerkennung der Vergangenheit war der Grund. Nur ist diese Frage in Zeiten solch seelischer Not nicht sekundär und kann nicht mit einem Wortbekenntnis gelöst werden. Wenn irgendwo, so tut hier die leidenschaftliche Entschlossenheit und Entscheidung der Jugend not. Und es gehört zur Tragik der Jugendbewegung, daß sie damals, als sie noch leidenschaftlich empfand und nach absoluten Werten strebte, den geschichtlich begründeten Weg nicht fand. Die Folgen, die eine solche Entscheidung gehabt hätte, wären nicht abzusehen gewesen. Doch vielleicht liegt es im Sinn des Geschehens, daß aus dem leidenschaftslosen Nichthaben ein leidenschaftliches Bedürfnis ward.

Damit kommen wir zum Hauptpunkt: ein seelisches Bedürfnis. Eine Entwicklungsnotwendigkeit wird damit gegeben aus der Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten, die vor allem wesentlich begründet ist. Denn jener Idealismus der Ur-Jugendbewegung wird ein Ernstmachen im Leben nicht vertragen; er ist zu sehr in der Person seines Trägers verwurzelt; „verwurzelt" im Sinne enger Zusammengehörigkeit, wie vor allem des gegenseitigen Kraftschöpfens auseinander, ein Verhältnis, das für eine solche Weltanschauung gefährlich ist. Denn bezeichnend für ihren Wert ist doch die Kraft, die auf den Träger übertragen wird, die absolute Kraft. Der Idealismus der Jugendbewegung war aber seinem Wesen nach der Idealismus eines Siegers. Aber im Leben kommt doch auch wohl einmal der Augenblick, wo trotz Einsetzung seiner ganzen Kraft der Mensch nicht weiter kann, sondern vor dem Nichts steht; dann ist ein solcher Glaube nicht der feste Punkt, losgelöst von allem Geschehen, wohin man sich zurückzieht, sondern mit dem einen bricht auch der andere zusammen. Wille und Fähigkeit zum Guten aus eigener Kraft und der Sünderheilandsgedanke des Christentums: das ist der Gegensatz, an dem die Jugendbewegung gescheitert ist, weil sie von vornherein dem letzteren Gedanken verneinend entgegentrat, sei es aus

Gründen verallgemeinernden Ablehnens alles „Veralteten“, sei es aus Gründen der Wesensverschiedenheit. Das ist auch jener Idealismus, der in der Zuschrift aus deutsch christlichen Studentenkreisen im Oktoberheft 1920 abgelehnt wird, nicht etwa ein Idealismus, in dessen Mittelpunkt das Kreuz von Golgatha als das Symbol erlösender Liebe steht.

Eine christozentrische Einstellung: Das ist für die Jugendbewegung das Gebot der Stunde; einen Mittelpunkt zu gewinnen in der verworrenen Sehnsucht, die schon so manchen Irr- und Umweg führte. Einen Mittelpunkt — bedeutet das nicht die Gewinnung jenes Standpunktes, der beherrschend über dem Leben steht? Ist dies nicht das Ziel, das die geistig Großen sich setzten und nach dem sie strebten in „heißem Bemühn“, ob wir es mit den griechischen Philosophen *„εἰδέναι“* nennen, ob wir es fachwissenschaftlich als „Erkenntnis“ bezeichnen, oder ob Sie es „Weisheit“ heißen? Und dieses Zentrum soll in aller Schlichtheit und Klarheit, aber auch Innerlichkeit und Tiefe das Christentum sein. Vielleicht ist die Jugend berufen, diesen Glauben wieder in das deutsche Geistesleben hineinzutragen, solange noch die gewiß aus ehrlichem Suchen entstandenen, als Krankheitssymptome aber zu wertenden Erscheinungen wie etwa Theosophie und Okkultismus allzusehr beachtet werden.

Eine christozentrische Einstellung der Jugendbewegung! Gewiß, man kann sich nicht „dafür erklären“; wenn überhaupt, so hat hier das Wort „Erlebnis“ Bedeutung und das allzuhäufig zitierte „Wenn ihr's nicht fühlt ...“. Aber ein großer Schritt ist schon getan, wenn der Wille zum Erlebnis vorhanden ist, weil mehr zu tun nicht in unserer Macht liegt. Voraussetzung dafür allerdings ist ehrliche Beachtung dessen, dem man mit vorgefaßten Meinungen und falschen Anschauungen entgegentrat, dem Erbteil pietistischer Frömmelei und der darauf folgenden Reaktion nüchterner Verstandesherrschaft. Voraussetzung ist, den Blick an diesen Pfad zu gewöhnen und nicht mit verbundenen Augen abzulehnen, sondern zu erkennen, daß dies der gangbare Weg ist. Das „Leben“ wird dann schon weiterführen.

Eine christozentrische Einstellung: Das heißt, mit dem Gesichtspunkt und der Kraft des Christentums im Leben zu stehen und zu schaffen, zu beweisen, daß die Religion, die Jesus brachte, nicht eine augenblickliche Bedeutung gehabt hat, wie die einen sagen, noch auch eine weltabgekehrte Jenseitigkeitsreligion, wie andere behaupten, sondern ein lebensfrischer Glaube, der aus innerer Kraft Taten wirkt. Nicht ein verstiegener Illusionismus, der sich an einer gefühlsstarken Stunde berauscht, um dann wieder auf das Alltagsniveau zu sinken, sondern der als Selbstverständlichkeit Innen- und Umwelt durchdringt und verklärt. In diesem Sinne bedeutet „christozentrische Einstellung“ Stürmer und Kämpfer für das Christentum zu sein, christlicher Revolutionär zu sein; eine Aufgabe, der stärksten Leidenschaft und der besten Herzen und Kräfte der Jugendbewegung wert.

Kurt Wolf, Roßla (Südharz)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Geprägte Form

Eine Auswahl deutscher Prosa

> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
> Goethe

Geliehene Masken — geliehene oder erdachte und gemachte Formen — übernommene und überlebte Wertanschauungen und starres Weitertragen überkommener, erstarrter Begriffe kennzeichnen unsere Zeit und künstlerisch tätige Zeitgenossen schon lange. Glatte Fertigkeiten, äußerliches Können, untiefes, wortberauschtes Wollen und — Zwecke aller Art bringen immer wieder Bücher und Bilder hervor, die zwar mangels innerer schöpferischer Werte nicht lange bleiben, aber die Luft verfinstern, Reinigung, Sammlung und Besinnung erschweren: Bücher ohne jene geprägte Form, die sich ein starkes Lebendiges geschaffen, und die daher keine Zeit und keine Macht zerstückelt, da sie sich im Empfangenden, im Erlebenden weiter lebendig entwickelt. Leben, das Leben erzeugt!

Diesem hohen Maßstab können wir nicht jedes Buch, nicht jedes Kunstwerk unterwerfen, da die künstlerischen Bedürfnisse der einzelnen Volksschichten so verschiedenartig sind. Immerhin sollte der ernsthafte Kritiker vor jedem ernsthaften Werk heute mehr denn je nach den Spuren und nach dem Gehalt der lebendigen Persönlichkeit, die das Werk geschaffen, forschen, sich die Frage stellen, inwieweit ein Lebendiges im Werk geprägte Formung empfangen hat. Für die im Aufbruch befindlichen Menschen, für die vielen Jungen und Alten, die einem werdenden neuen Leben neue starke und lebendige Form zu geben suchen, gibt es heute keine artistische Kunst. Und der Forderung nach Wesenhaftigkeit wird daher keine Kritik gerecht, die lediglich oder hauptsächlich mit formalen Wertungen arbeitet.

Ludwig Benninghoff hat mit den beiden schönen Sammelbänden „Romantik-Land" und „Das fröhliche Herz" eine glückliche Hand, Herz und Seele erwiesen; sein letztes Werk jedoch ist eine besondere, großgedachte Gabe. Unter dem Titel „Geprägte Form" — Zeugnisse unserer seelischen Schöpferkraft — gibt er (bei der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg) eine Auslese, mehr, eine Darstellung der Schöpferkräfte der deutschen Seele in den künstlerischen Zeugnissen von der frühen germanischen Gestaltung bis auf unsere Tage. Eine objektive Darstellung des ganzen ungeheuren Themas und Materials kann es naturgemäß nicht geben; es sind immer nur subjektive Teillösungen möglich. Aber die Fülle an Werten und Schönheiten, die Mannigfaltigkeit an Ausdrucksformen in den Zeugnissen deutscher seelischer Schöpferkraft ist so groß, daß eine jede bedeutend gewollte und von Erlebniskraft, Schauen und Wissen unterstützte Darstellung werbend und spendend wirken wird: durch Anregung und Bereicherung an Erleben, innerer Schau, durchgeistigtem Wissen — kurz, Leben; denn: „Wo ihr's packt, ist's interessant!"

Benninghoffs Werk ist ein Ruf in die Zeit. Seele und seelisches Leben ist die Forderung, Abkehr von der Verstandesleere, von der aushöhlenden Flächen- und Außenkultur; Abkehr von der entseelten, mageren, siechen Zeit hin zur Fülle der Zeiten in Gott, im Leben der Innerlichkeit und der Gnade, in der Schau der ewigen Dinge. Eine der stärksten Quellen des Buches ist die Mystik — aber jene reine Mystik der Jakob Böhme, Silesius und Ekkehart, die nicht aufgehört hat, in großen Menschen und Werken durch alle Zeiten lebendig wirksam zu sein, und die nichts zu tun hat mit den Mystizismen zeitgenössischer Propheten und Anthroposophen, nichts auch mit einem

entnervend verschwommenen Mystikum derjenigen, die zu schwach sind zu einem klaren, reinen Ja zu Gott und zum tätigen schaffenden Leben auf dieser Erde. Mit anderen Rufern in die Zeit kann und wird dieses Buch beitragen zur Erneuerung, zur Zellenbildung, zur Bildung jener Gemeinschaft der Besinnung, der Wesenhaften, der Tätigen am eigenen Leben.

Die als Ganzes ausgezeichnete Einleitung zu dem Werk könnte in dem Abschnitt, der sich mit der bildenden Kunst befaßt, einfacher, karger aber klarer im Wort geschrieben sein; auch die Erfassung der Romantik scheint mir etwas allgemein und nicht tiefschürfend genug zu sein. Denn es handelt sich bei der Kennzeichnung des tiefsten Wesens der Romantik nicht nur um eine Definition auf Grund der vorliegenden Werke — nicht, was von den Romantikern gedichtet oder gemalt werden konnte, ist Letztes der Romantik —, sondern Geist und Idee dieser Welt- und Kunstanschauung. Wie ich z. B. bei Schiller über die einzelnen Werke die gewaltig hohe und kraftvolle geistige Schwingung, die bannend große geistige Energie nicht außer acht lassen kann, will ich diesem Großen nahekommen.

Daß der einzelne Leser dieses oder jenes Werk bei Benninghoff vermissen wird, manchem nicht voll zustimmen kann — ist durch Art und Anlage des Werkes verständlich und tut diesem keinen Abbruch. Nordische Ornamentik, gotische Kunst der Dome und Skulpturen, älteste unbekannte Meister, Rembrandt, Dürer, Grünewald, Böcklin, Rethel, Thoma, Runge, Friedrich, Marées, Marc, Hodler, von den Modernen Edward Munch, Lehmbruck, Paul Klee, Paula Modersohn, Emil Nolde, Erich Heckel, Jacoba Hemskerck, aus der Dichtung die Edda, Nibelungenlied, Parsival, Grimms Märchen, alte Sagen, Volks- und Wallfahrtslieder, Walther von der Vogelweide, Luther, Goethe, Jean Paul, Kleist, Fichte, Novalis, Hölderlin, Klopstock, Claudius, Hebbel, Raabe, Storm, Morgenstern, Rilke — in die Fülle deutschen Lebens auf allen Stufen der Entwicklung führt den aufgeschlossenen Leser das schöne Werk. Ein Bekenntnis- und doch wieder eine Lese-Buch, geeignet, in dieser ruhelosen Zeit das Ganze deutscher Kunst und deutschen Geistes in Muße aufzunehmen, durch das einzelne Segen und Genuß zu werden, anzuregen zum Besinnen, zum rechten Bewußtwerden edelsten deutschen Wesens.

Das Buch fand, seltenes Treffen, einen verständnisvollen Verleger, der ihm ein der Würde des Gegenstandes entsprechendes Äußere gab. Großes Format, auf feinstem Papier groß und schön gedruckt, mit guten Wiedergaben des bildnerischen Teils, stellt das 450 Seiten starke Werk auch buchtechnisch eine prachtvolle, gediegene und in unserer armen Zeit tapfere Leistung dar.

Ein Buch, das nicht nur vom Segen seelischen Lebens spricht, sondern aus ihm geboren ward, hat uns Maria Waser in dem Roman „Wir Narren von gestern“ gegeben. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Es ist die Lebensgeschichte einer Schweizer Lehrerfamilie, erzählt von dem einzigen Überlebenden, dem buckligen Sohn. Die Stille und Freudigkeit des ländlichen Lebens, die bunten Wirren in der Stadt, böses Wirken verschwommener, lebensfremder Ideen und die Unerbittlichkeit des lebendigen Geschehens und Gesetzes, zum Schluß der hereinbrechende Weltkrieg, dessen Wogen an den Grenzen der kleinen Schweiz ohnmächtig zerschellen, bis auf jene Wellen wunder und zerschlagener Menschen, denen die Schweiz die Tore öffnet — das ist der Rahmen, das Äußere und Zeitliche des Buches.

Zwei Gestalten hat die Dichterin zu ergreifend reichem, glücklich-schmerzlichem Leben erschaffen können: die Mutter und den verkrüppelten Sohn. Wenn auch der Vater ein in seinen Schwächen, Süchten und Anlagen vortrefflich gezeichneter Charakter ist, und auch die Nebengestalten lebendig und anschaulich wirken (der alte, prachtvoll humorige Merzlufft ist eine Meisterzeichnung!), so hat das schöpferische Wesen der Dichterin doch in Mutter und Sohn jene geprägte Form gefunden, die uns das Leben dieser Menschen unvergeßlich macht, und uns durch dasselbe ergreift, erhöht und seelisch-geistig bereichert. Was die stärkste und glänzendste formale Kunst nicht vermag, gibt in Fülle dieses Buch: beglückendste und befreiende Erschütterungen durch reine, große Menschlichkeit. Zu den seltensten Frauen- und Muttergestalten unserer Literatur, und vor allem derjenigen des letzten Jahrzehnts, möchte ich

diese bedeutende, dabei menschlich-einfachste Frau Lehrer Tellenbach stellen. Hier wird das Weibtum in seinem Innerlichsten wieder erhoben zu dem ewigen Mysterium des Ewig-Weiblichen, das Ewig-Naturmenschliches bedeutet, erhoben nicht nur zu hohem Beruf, sondern zur Sendung. Das helle Leuchten des Glücks, das tiefe dunkle Leuchten von Leid und Einsamkeit verwandeln dieses Frauenherz zu einer seltenen Quelle unerschöpflich spendender Menschlichkeit. In den fließenden Schicksalen der Familie, im durch die Schuld des Ehemannes bewirkten wirtschaftlichen Zusammenbruch und der dadurch bedingten Bloßlegung der Schwächen und Niedrigkeiten des Gatten: steht als ein Fels, tapfer und arbeitsfroh, der Erde mit allen Kräften zugewandt, diese wunderbare Frau — die Augen unergründlichen Glanzes voll, der aus tiefstem, reichstem Innern kommt —, obwohl Schmerz auf Schmerz sich über die zarte Seele legt. Das ist hohe Kunst, wie mit den einfachsten, absichtslosesten Mitteln der Sprache so mächtige Eindrücke geschaffen werden können. Mit tiefer, nur durch wirkliches Leben gewonnener Einfühlungskraft sind das Seelenleben des Buckligen und die äußeren Dinge um ihn geschildert; erbarmend zart und verstehend glätten diese Mutterhände die Herzensfalten des Einsamen, so daß ein tapferer, kluger, feiner und unverbitterter Mensch auch in ihm erwächst. Sonderlich bewegend ist das unendlich gütevolle Verhältnis zwischen Mutter und Sohn — gar erst, als das zweite Kind, ein gesegnet schönes Töchterchen, ins Leben tritt. Das Leben dieses Kindes wird zu einem wahrhaften Märchen; Körper und Seele träumen das Lied menschlicher Vollkommenheit, — wundervolle Stellen des Buches bringen uns das goldbraunäugige Rehlein nah — dennoch fehlt der Hauch, der jene innigste Gemeinschaft zwischen Leser und Geschöpf des Dichters hervorruft. Und zwar dürfte der frühe Tod der Mutter, und die sonderbare, lebensfremde Erziehung der Kleinen durch Bruder und Vater dieser herrlichen Gestalt jene schattenhaften Umrisse, die gewisse Blutleere gegeben haben. Bald stirbt an Typhus auch der Vater, und nun wächst das Rehlein in der merkwürdigen Pflege des sie über alles liebenden Bruders und auch unter dem späten und kühlen Sonnenschein lieber, wohlmeinender, aber alter und schrulliger Nachbarn auf.

So muß wohl die von der Dichterin gewollte Tragik heranreifen und dieses schöne Leben fällen. Irrtum und Schuld aus Liebe, aus ichsüchtiger Liebe, schaffen dem Verhängnis den Weg. Im Widerstreit zwischen einer aufkeimenden Liebe und falsch verstandener Pflicht nimmt sich Rehlein selbst das Leben.

Ein Buch, wie ein blühender Kirschbaum überschüttet mit Schönheiten, groß, einseitig groß, wird es jedem tiefempfindenden Menschen hohe Stunden schenken, und Tränen aus Freude und Not. Einseitig groß: denn bei den vielen Wegen dieses 500 Seiten starken Werkes **findet sich kein Weg zu Gott und Christus, zu den letzten religiösen Tiefen.** Es fehlt von Kapitel zu Kapitel immer mehr etwas, was wir nicht gleich benennen können. Manche Kapitel, manche Szenen wirken so verlassen, so einsam-kühl, daß selbst die Sonne dieses großen Mutterherzens den seltsam unerfüllten Raum nicht beleben und erwärmen kann. Bis wir es befreiend erfahren, daß es das Göttliche ist, was hier fehlt, und was dem Ganzen ein noch mächtigeres, erfüllteres Leben und Sterben gegeben hätte: einen erlösenderen Sinn. Die von dem Sohn erstudierte, in der Zeit nach dem Tode der Eltern wohl auch erlebte griechische Schönheit der Kunst und Platonscher Philosophie kann dem Menschen in seiner Ganzheit, in seinen Unzulänglichkeiten und Bedingtheiten von hier zu dort, in **seinen Dingfernen, am Wesen bauenden Stunden** kein Ersatz von Gott und Religiosität sein. Und so hat die Tragik dieses Buches für mich etwas Ungelöstes, Starres — ich kann es nicht empfinden, daß alles unbedingt so kommen, so sein mußte.

Die Dichterin hat die Fülle undogmatischer, konfessionsloser Menschlichkeit aufbieten wollen gegen die Fülle des christlichen Gedankens. Es kann hierbei keine Werk-Vollendung geben, da die ethischen Dinge beider Gedankenwelten ineinanderfließen, da Menschlichkeit kein Gegensatz zum Christlichen, sondern eine Erfüllung in ihm ist. Aber es ist Maria Waser gelungen, ein bedeutendes Dokument seelischen Lebens, ihrer eigenen edlen Menschlichkeit zu geben: ein reines,

großes, geisttiefes und herzerfülltes Werk ihrer Zeit zu geben, die so sehr hungert nach diesem inneren Leben. Den Türmerlesern sei Name und Werk der Dichterin herzlichst empfohlen!

Heinrich Federer, der mir mit zu den wertvollsten Volksbildnern zählt, gibt in drei kleinen, schönen Bändchen die Kapitel seiner umbrischen Reise heraus: „Gebt mir meine Wildnis wieder", „In Franzens Poetenstube" und „Eine Nacht in den Abruzzen" (alles Verlag Herder). Es ist eigentümlich, wie im Deutschschweizer Schrifttum (auch Maria Waser ist Deutschschweizerin) für die Artisten und Techniker, für die Hohlheit und Mache von je so wenig Platz gewesen ist. Mit welchen klaren, klugen aber auch ganz vom Herzen erfüllten Augen sieht Federer Land und Leute. Mit der tiefen, so wundervoll selbstverständlichen Verbundenheit mit den innersten und letzten Dingen eint sich eine frohe, lebendige Hingabe an die Dinge dieser Welt: Ruhendes Sein. Die Männlichkeit des Charakters, die Zartheit der Hand schufen daher aus diesen Reisekapiteln ein farbiges, starkes und vor allem wirkliches Bild des mittleren und nördlichen Italien. Das tiefste Wesen von Landschaft, Menschen und frühester Geschichte findet sinnvolle Darstellung; eine einfache, aber warme, klare, eindringliche Sprache trägt herrliche Legenden herbei: „San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen", die Titelerzählung „Gebt mir meine Wildnis wieder", während in dem Werk „Eine Nacht in den Abruzzen" die alte, frühchristliche Tarcisius-Legende wieder zu bezwingendem, herzbewegendem Leben erwacht; von der Heimat des Franziskus von Assisi berichtet „In Franzens Poetenstube" schön und stark. Volkskundlich, volkstümlich sind alle drei Büchlein von hohem Wert, aber die Reife und der Reichtum der dichterischen Persönlichkeit erheben diese deutsche Prosa zu kleinen Meisterstücken.

Diese Linie klarer, sicherer, epischer Gestaltung findet in der Dorfgeschichte aus dem Bayreuther Land „Annamaig" von Hans Raithel (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig) eine starke Fortführung. Dieser Bauerndichter ist zum Schaden der bücherliebenden Volkskreise noch viel zu wenig bekannt. Und die Geschichte von der schönen, an Leib und Seele blühenden Annamaig (herrlich der Kosename „Maigele"!) ist am trefflichsten geeignet, in das Werk des Dichters einzuführen und ihm rechte Freunde zu gewinnen. Um 1837 beginnt diese Geschichte, zwischen wohlhabenden Dörfern. Und es ist eine Wirrnis darin — nur um die Annamaig; fast schlagen sich die Bauernburschen von hüben und drüben die harten Köpfe blutig, fast bricht durch überschlaue Bauernpolitik, die wegen etlicher Äcker die Kinder wie Schachfiguren hin und her verschiebt, bitterer Haß in alte Freundschaft hinein — wenn nicht am Ende die Natur, die Herzensliebe, über alle Ränke und Schliche der Eltern- und Familienpolitik den Sieg davontrüge. Ein breites, wuchtiges Stück Leben baut der Dichter mittels einer herben, starken, von Luft und Sonne blitzenden, vom Bauernhumor funkelnden Sprache vor uns auf. Diese stolzen Bauern, diese trotzigen, aber unbedingt gehorsamen und arbeitstüchtigen Burschen und die ebenso tüchtig zugreifenden, lachenden Mädchen, diese Bettler, Leichenweiber und Wirte — alles lebt strotzend gesunden Blutes, daß der kopfhängerische, Geige spielende Burghof-Johann sich gar schlapp und krank und fremd ausmacht. Alles lebt, wie die blühende Natur der Felder, groß, ohne Frage, urhaft. Verbunden mit Gesetz und Sitte und Tradition, vereint mit einem volkstümlichen, urhaften Gott, über den nicht viel Worte gemacht werden, der aber da ist in der harten, immerwährenden Arbeit, im Glanz des scheidenden Tages, der alles leuchtend überglüht: Felder, Wälder, Bauernherzen und -Augen. Wie einer dieser Bauern steht das Buch da: knorrig gesund, fest in die braune Erde gestemmt, querköpfig, von Sonnenschein und den Wohlgerüchen der Felder und Obstkammern umwittert, auch von Schweiß, viel Schweiß und den Gerüchen von Stall und Vieh, aber treu und gut im Innersten. Wie einem solchen Bauern man gern die Hand drückt, so auch diesem Dichter für sein schönes Werk. (Raithels Bücher sind bei Amelang, Leipzig, und Langen, München, erschienen.)

Einen starken Anteil hat die Natur auch an dem neuesten Werk, einem Roman, des bekannten Naturforschers Adolf Koelsch: „Der Mann im Mond" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich). Aber hier ist die Natur nicht ein absichtslos lebender Grund für die Menschen, wie bei

Raithel, sondern in diese Natur — deutsche See, Küste und eine Insel — ist ein Mensch unserer Tage gestellt, um heil zu werden von der blutenden Zerrissenheit unserer Gegenwart, die so unbarmherzig Leben um Leben verwüstet. Das Kulturproblem unserer Zeit, dem sich an allen Stellen Europas denkende und erlebende Menschen immer zahlreicher eröffnen, nach Lösung suchend und sinnend, steht auch inmitten dieses eigenartigen Romans. Aus einer verwüsteten, armen, lichtlosen Kinderzeit trägt ein Mensch sein zerschundenes Herz ins Leben — als Staatsanwalt Julius Eiermann erlebt er die Schmach und die Not einer leblosen Gesetzgebung und vor allem leblosen Rechtsprechung, die den Geist längst verloren hat und mit dem starren Buchstaben Unrecht, Qual und Not zu der allgemeinen Not häuft. Er erlebt auch die Armut an Menschlichkeit bei den Zeitgenossen, die an dem Namen Julius Eiermann ihr Gelächter, Hohn und Spott entladen und durch Lächerlichkeit alle Lebensfreude ertöten. Da zerbricht die äußere Form, die den meisten Menschen auch die innere ersetzt, und mit der Kraft ungelebter, unverbrauchter Jugend flüchtet dieser Staatsanwalt unter dem Namen „Pracht" auf die kleine, unbewohnte Insel, baut sich in einer Felsenhöhle ein primitives Nest — und in strengstem Fasten und völligster Hingabe an die absolut in sich ruhende Natur von Himmel, Luft, Wasser, Pflanze und Getier stirbt der alte Mensch, wird in zweiter Geburt ein wesenhafter, neuer Mensch. Die Insel wird durch einen reichen Emporkömmling und kleinen Verstandesmenschen plötzlich gekauft — und die Einsamkeit verschwindet, um der schönen und vom Vater noch nicht infizierten, sehnsuchtsvollen Tochter Platz zu machen. Selige Stunden — fern die Gewißheit der Zusammengehörigkeit —, aber beim Zusammenprall der Wirklichkeiten und also der Halbheiten dieser Welt der Zwecke mit dem unbedingten Kurs des Herrn Pracht scheiden sich die Wege. Er zieht, zu neuem bewußtem Wirken bereit, in die alte Welt zurück, wieder als Julius Eiermann, wieder Oberstaatsanwalt, um in neuem Geiste zu helfen an der Wandlung zur Wesenhaftigkeit.

In Stoff, Stil und Vortrag ein ungewöhnliches, originelles Werk. Inmitten einer glanzvoll und mit innigster Liebe für das Kleinste dargestellten Natur, inmitten stärkster Deutung von Stimmungen außen und innen, über, auf und im Wasser — lebt als ein rechter Mann im Mond dieser Sonderling als ein leidender, armer — wachsender Mensch. Der Naturforscher verbindet sich eng mit dem Seelenforscher, und so erfreuen die vielen schönen, starken und tiefen Worte und Bekenntnisse gerade aus diesem Munde besonders. Die Falschheit, Hohlheit und Verderblichkeit des herrschenden Kulturersatzes, der Zivilisation, wird stark beleuchtet und im Geschehen und im Gegensätzlichen zur Natur kraftvoll dargestellt. Man möchte ganze Seiten zitieren, wie nahe Koelsch dem Wesen der Dinge und dem tiefsten Wesen der Religiosität kommt.

Der Stil des Dichter-Forschers ist nicht gleich und nicht für jeden leicht lesbar; die schonungslose Darstellung der kranken Psyche, ihre Fieberträume und Wahnsinnsschauer, das Hineinspielen jener magischen und okkulten Strömungen — das alles spannt die Nerven an. Und vielleicht ist hierin etwas zuviel aufgeboten worden. Eine größere Klarheit im ersten Teile des Buches würde dem Ganzen mehr gedient haben. Um so mehr entschädigen die prachtvollen Naturbilder und der bissige Humor. Als ein Beitrag zur Sammlung, Verinnerlichung und Klärung ist dieses interessante, gedankenreiche und eigenwillige Werk zu begrüßen.

Mit dem Roman vom Gardasee „Die Stunde kommt" (Verlag Herder & Co.) hat Franz Herwig seinen künstlerisch reifsten Roman geschrieben. Zu der erzählten Geschichte der letzten italienischen Fürsten von Gonzaga aus dem 17. Jahrhundert fand der Dichter durch eine besonders glückliche Eingebung eine Sprache und Vortragsweise, die das ganze heiße, brausende Leben jener Zeiten und Menschen ungeschwächt erleben lassen. Ein Dichter wohnt in den Ruinen des seinerzeit kostbarsten Schlosses, erbaut von dem gottlosen, ruhelosen, schönheitstrunkenen vorletzten Herzog der Linie. In einer furchtbaren Sturmnacht erlebt dieser Dichter visionär die tragische Geschichte dieses Palastes, dessen Untergang auch den Untergang der tollen Fürstenwirtschaft bedeutete. Gottesferne, Gottestrotz und die Schönheitsliebe der Renaissance schufen im Herzog den Gedanken und die Sehnsucht dieses Palastes; brutales Peitschen von Zeit, Men-

schen und Sklaven errichteten ihn schnell auf den Höhen von Maderno am Gardasee. Dennoch fand die Schönheitsliebe am Vollendeten kein Genüge, die Ruhelosigkeit blieb, der Menschenhaß ward durch tiefste Enttäuschungen nur gesteigert. Der Ruf des durch das Buch seltsam huschenden Mönches: Venit hora — Die Stunde kommt — verhallt mit leisem Echo, erweckt den starren Fürsten nicht, dessen eisige Vereinsamung und große Haltung uns ergreifen. In Gottesferne zerfällt der Leib — und die Prunksucht, zügellose Lebenslust und niederziehende schmutzige Sinnlichkeit des jungen letzten Herzogs zerfressen am frühen Ende mit einer gräßlichen Krankheit den Körper — wie da draußen Zeit, Witterung und Vergessen den stolzen Palast zerfressen. (Der letzte Fürst baute sich einen leichteren Lusttempel.) Herzenswirren der jungen Gattin des Herzogs — ihr Heimfinden am Krankenlager — schließen den zweiten Abschnitt. Cagliostro, der Zauberer, taucht auf — und in den Händen seines okkulten Gehilfen Dr. Ghiselli erlebt der Palast der Gonzaga seine dritte und letzte Station. Packend und hinreißend hat Herwig die Laufbahn des großen Schwindlers Cagliostro zeichnen können, mit all dem spukhaften Drum-und-Dran. Ekelhaft wühlt nun Ghiselli, der aus alten Papieren von Goldschätzen innerhalb des Schlosses erfahren, in seinem Medium, einem armen, verblassenden Mädchen, nach Gewißheit. Die Augen, das Gehirn des alten Zwerges sehen nur noch Gold — und endlich, als das Medium ganz und gar versagt, läßt er durch Arbeiter die Fußböden aufreißen, die Grundmauern sprengen — graben und graben —, bis das Wasser des Sees durchbricht, den Zwerg mit sich reißt — den letzten höllischen Besitzer des Palastes von Gonzaga —, ohne daß er das Gold geschaut. Nur noch einige Ruinen, Säle und Kammern blieben — — —

Ein prachtvoll lebendiges, bedeutend empfundenes Werk hat Herwig mit diesem Roman geben können, in Komposition und äußerem Rahmen originell und interessant. Eine Gabe, die uns noch lange nachsinnen läßt, wie über Menschenkraft und Menschengeist hinweg die große Weltenuhr unberührbar ihren großen Gang geht — wie jedem der Ruf wird: Venit hora — die Stunde kommt!

Den Türmerlesern bekannt und vertraut ist Hans Heinrich Ehrler, der im Türmerverlag einen schön ausgestatteten Band Novellen herausgibt: „Elisabeths Opferung." Ehrler prägt mit diesem Werk sein dichterisches Bild immer schärfer heraus. Wesen und Stil dieses Künstlers dienen wohl in allen Büchern der Verinnerlichung und Vergeistigung; aber mit besonderer Intensität sucht Ehrler gerade in diesen Novellen nach Lösungen menschlicher Bedingtheiten im Bereich der innerlichsten, geistigsten, schon magischen Kräfte und Ströme. Die Titelnovelle ruht ganz in dieser Sphäre; es geschieht wenig, das Zuständliche und Gegenständliche ist gering — alles ist ins Metaphysisch-Geistige gerückt, dem Luftdruck des Alltags enthoben in luftdünne, aber geistklare Schicht. Mir will diese Novelle in dem Sinne nicht vollendet erscheinen, als da noch zuviel Ungesagtes, Unbewußtes schwebt, das von den überaus reichen Hilfsmitteln dieser „Ehrler-Sprache" noch nicht völlig gebannt werden konnte. Von den anderen Novellen möchte ich als reife, schöne Leistungen nennen: „Die italienische Reise", eine wunderbar zart empfundene und erzählte Geschichte einer kurzen Liebe, dann „Der Pavillon", „Die Heimkehr des Blinden", „Sein Besuch" — wie alle anderen Novellen dieses Buches durch eine herbe, glück- und schmerzgesättigte Verhaltenheit ausgezeichnet. Eine große Energie geistigen Auftriebs waltet in Ehrler, Verinnerlichung ist ihm Grund, hohe sternennahe Geistigkeit Streben und Ziel, mehr noch: Müssen. Diese Novellen aus den Jahren 1914 bis 1922 geben vom Wesen des Dichters einen Umriß, mehr noch aber sind sie eine starke Verheißung für Kommendes. Daß hier aber eine reifende hohe Künstlerschaft am Werk ist, erfährt jeder mit Sprachgefühl begabte Leser an der Sprache dieser Novellen. Knapp, zuchtvoll mäßig, aber unsagbar durchtränkt von einer seelisch-geistigen Melodie, vom Hauch des bestimmenden Geschehens hinter den Dingen — ist diese nur durch Klang und Farbe Tiefen andeutende, Tiefen aufdeckende Sprache in ihren vielen neuen und oft köstlichen Wort- und Satzformulierungen ein Eigenes, Neues im Schrifttum unserer Tage.

Des jungen Lyrikers Karl Lieblich erstes Prosabuch bringt unter dem Titel „Die Traumfahrer" (Verlag Eugen Diederichs) zwei Erzählungen, die in Wesen und Form einen guten Auftakt bilden. Die erste Erzählung „Thomas Münzer und sein Krieg" bringt in energischer, gedrängter Sprache, visionär geschaut, die Katastrophe des Bauernkrieges und das Ende dieses sonderbaren Schwärmers und an allzu menschliche Schwächen verhafteten Menschen Thomas Münzer. Sehr fein ist die seelische Bloßlegung von Ursache und Wirkung, die im Unheldischen, Tatlosen, Unmännlichen dieses ekstatischen und verworrenen Bauernführers liegen. Die zweite Erzählung „Der Kinder-Kreuzzug", ebenfalls groß gesehen und stark wiedergegeben, bringt uns jene unselige Pilgerfahrt der Kleinen ergreifend nahe. Von Tausenden, die auszogen, im Heiligen Lande Jesus zu finden — und die in Hunger, Durst, Regen, Schnee und Krankheiten untergingen, oder auch erschlagen wurden —, erreicht ein zwölfjähriges, tapferes und wundersames Mädchen mit zwei kleinen Geschwistern nach einem wahnsinnigen Todesmarsch über die verschneiten Alpen Rom und den Papst. Ein straffes, herbes, schmuckloses, aber überaus eindringliches Deutsch verhilft diesen beiden düsteren Erzählungen von irrenden Traumfahrern zu einem intensiven, erschütternden Leben. Die Irrungen von Wahn und religiöser Besessenheit erwachsen in Thomas Münzer und im Kinder-Kreuzzug zu großen schicksalhaften Gleichnissen, entrücken den Leser, stoßen ab und packen ihn.

Franz Alfons Gayda

Querschnitt durch deutsche Zeitschriften

Christentum und Deutschtum

„Der Deutsche braucht des Sterns ob seinem Haupt,
Der Wunschgestalt, zu der er aufwärts schaue,
Des Andachtsbilds, daran sein Reinstes glaubt,
Dem er aus Tiefen sich entgegenbaue!"

(Aus Eberhard König: „Was unser war", Zeitschrift „Tannenberg", 4. Ernting 1924.)

Viel zu wenig fühlt die Gegenwart den seelischen Konflikt, in den die Besten der Nation mit dem großen Erlebnis der nordischen Wiedergeburt geraten sind — den wir wahrhaft tragisch nennen müssen, weil er sich in der Ebene der höchsten und letzten Werte abspielt: in der religiösen! Das, was die Vorläufer der germanischen Bewegung am tiefsten ergriffen hat: der Zwiespalt zwischen arteigener und vermeintlich artfremder Religion, zwischen dem Mythos-Glauben der Ahnen und dem Christusglauben der Väter — das ist jetzt allgemeine Not geworden.

Zu ihr gesellt sich die Sehnsucht derer, die im Banne der Philosophie und strengen Wissenschaft den Dogmen der Kirche Lebewohl sagten und nach einer „höheren", ihrer geistigen Entwicklung gemäßen Religion verlangen. Hier ist der Kernpunkt für die Krise der Gegenwart! Es muß auf einem hochgelegenen Gipfel der Anschauung — zu dem nur die Wege reinsten Wollens, tiefsten Sinnens und starken Glaubens führen — eine Synthese der erkannten Werte gefunden werden. Ein neuer Reformator tut uns not, der, ledig der Bindungen, die Luther notgedrungen in vieler Hinsicht fesseln mußten, neue Formen des Evangeliums verkündet, das der Prägung des nordischen Menschen durchaus entspricht, das die kosmischen und biologischen Erkenntnisse — also das moderne Weltbild — berücksichtigt und die Offenbarung Gottes in der unantastbaren Gestalt Christi heilig hält.

Denn darin gebe ich Paul Ernst recht, wenn er von der hohen Warte seiner Geistigkeit und Sittlichkeit in Heinrich von Gleichens anregungsstarker Zeitschrift: „Gewissen" (6. Jahrgang Nr. 29 vom 21. Juli) sagt:



„Niemand kann in die Zukunft schauen; vielleicht offenbart Gott der Menschheit einmal eine noch höhere Religion, als das Christentum ist; bis heute ist das Christentum nicht nur die höchste Religion, es ist auch erst von wenigen Menschen in seiner Tiefe verstanden und hat noch fast Nichts von dem gewirkt, was es wirken muß. Aber zur Zeit ist die Christenheit fast ganz religionslos, und wo Gläubige sind, da können sie keinerlei Einfluß auf die Weltgeschicke ausüben. Die Menschheit ist aus der Zeit des mythischen Denkens herausgetreten; das Zersetzungsergebnis lehnt sie ab, weil es den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, den es erhebt und nun erheben muß, nicht befriedigen kann; und eine neue Form, welche dem heutigen wissenschaftlichen Denken angemessen wäre, ist nicht gefunden. Wenn aber die Form nicht da ist, dann ist auch der Inhalt nicht da."

Daß die Menschheit aus der Zeit des mythischen Denkens herausgetreten sei, muß bezweifelt werden, bezweifelt angesichts solcher Sprecher wie Richard Benz, Michel und Ludwig Ferdinand Clauß, um nur einige literarische Namen neuester Zeit zu nennen, angesichts solcher Tonschöpfer, wie Lothar Windsperger.

„Nietzsche und Benz — sagt Ernst Wachler in der literarischen Umschau der Deutschen Tageszeitung vom 27. 7. 24 — stellen Vorbilder religiöser Volkskultur auf: jener Hellas, dieser das gotische Mittelalter ... Die Bedingungen mythenbildenden Schaffens finden wir auch im Mittelalter. Erst die Neuzeit hat uns vom Mysterium gelöst. Aber noch Goethe wurzelte in der religiösen Ehrfurcht ... Aus der Sprache, aus ihrem engen Zusammenhang mit der Phantasie muß der neue Mythos geboren werden; nicht als eine Wiederholung des altgriechischen oder altgermanischen, sondern als eine neue Schöpfung des menschlichen Geistes."

Wir sollten meinen, die mythenbildende Kraft im Menschen sei ein wesentlicher Bestandteil seines Gemütes. Und wenn wir durch die Hypertrophie unseres Verstandes auch noch so viel von dieser Kraft eingebüßt haben, verschwunden ist sie nicht. Wir mythisieren viel mehr, als uns selbst bewußt wird, wir haben längst einen Goethe-Mythos, einen Bismarck-Mythos und wir werden auch Christus endlich durch Mythisierung, — d. h. durch Ausschaltung des Verstandes nur durch die reinste Wesensschau — uns ganz zu eigen machen. Lediglich die Kirche durch ihren Historizismus und die Schule, sofern sie uns — wie Prof. Georg Steinhausen in der führenden westdeutschen Zeitschrift „Der Hellweg" sagt — von Gottes Licht und Luft abhält und die wichtigsten, die irrationalen Kräfte, folglich das schöpferische innere Leben verkümmern läßt, sind schuld daran, daß dies noch nicht geschehen ist.

In diesem Sinne begrüßen wir den schöpferischen Gedanken von L. F. Clauß, der in seiner Weise den beachtenswerten Versuch macht, die Synthese zwischen Christentum und Germanentum herzustellen („Nordische Glaubensgestaltung" in „Deutschlands Erneuerung" Heft 7, 1924).

„Das Leben Jesu ist der Stoff, aus dem ein neues, höchstes Vor-Bild reinen nordischen Heldentums zu gestalten wäre in freier nordischer Schau. Wäre die Kunde vom Heiland so nach dem Norden gedrungen: als Stoff zu nordischer Gestaltung, so wäre die Walhall nicht zerbrochen worden, ehe sie feststand, sondern hätte sich mit einem neuen, reinen, nordheldischen Glanz erfüllt. Aber der Heiland kam dem Norden nicht als er selbst, und seine Geschichte nicht als Stoff, sondern als ein römisches Dogma ... Wenn wir uns auf den Boden des Glaubens stellen, so ergibt sich: Jesus war kein Jude, nicht allein darum, weil er aus galiläischem Stamm geboren und somit offenbar nicht jüdischen Stammes war. Jesus war Gottes Sohn, war Gott in seiner menschlichen Leibs- und Seelensgestalt: daran hängt alles. Wer dies nicht zu glauben vermag, der nennt ihn einen Narren (denn nur das kann er sein, wenn er das nicht war, woran er selber glaubte); und wer ihn so nennt, nimmt Ärgernis an ihm und gesellt sich seinen Widersachern. Es gibt kein Drittes. Gott, dessen Wesen es ist, daß an ihn keine Schicksalsschranke heranreicht, weil er der Herr ist über alle Schicksale; er, der von keiner Schranke der Artung umschlossen ist, weil von ihm alle Artung ihren Sinn empfängt: er, Gott, ist herabgestiegen in die Welt der Schicksale, in die Welt der Schranken, in die Zeit und in den Raum — in unsre

Welt —, herabgestiegen in die seelische und leibliche Gestalt eines Menschen, also: in eine Artgestalt. Denn Seele und Leib können ja nicht anders da sein denn als von Artgesetzen durchherrschte...

Und eines noch: daß in seinem Lebensbilde — aus genügendem Abstand — das reine Vorbild eines nordischen Helden erschaubar ist. Und noch ein Drittes (und darin liegt vielleicht der Sinn seines Niedersteigens): daß er der heldischen Tat ein neues Reich gewiesen hat, das ‚nicht von dieser Welt' ist, nicht mit dem Schwerte zu erobern ist und dennoch mit Gewalt. Das Tor zu diesem Reiche hat er selbst uns aufgestoßen mit jenem einsamsten Ja in seiner Todesstunde: nun mögen wir das Reich schauen!

Schauen — ja, wo? Wo wir es suchen sollen, das kann uns nur das Gesetz unsrer nordischen Artung weisen, und so weist es denn: ins Endelose, aber nach innen zu. Das ist gotische Schau, vollnordische, und wir können nicht anders schauen, wenn wir wir selber sind. Die Tat, die das Tor aufstößt, heißt „Leiden", und das bedeutet auf nordisch: „Tat nach innen zu".

Mit diesen Worten hat Clauß den Urgrund tiefster nordischer Religiosität wiedergefunden. Bestanden hat dieser Grund von je. Versenken wir uns nur einmal recht in den Parsifal-Gedanken! Was ist denn die Gralsburg anderes als die Walhall der inneren Kämpfer! Mit Recht hat der prächtige Vater Kotzde auf diese Synthese germanisch-christlichen Glaubens durch Wolfram v. Eschenbach in seinen Vorträgen aufmerksam gemacht, und ganz in diesem Geiste sind zu verstehen die Worte Friedrich Andersens in den Bayreuther Blättern (2. F. Sp. Stück 1924):

„Man verkennt ..., daß das Christentum selbst schon als eine arische und zugleich höchste Religionsform unserm deutschen Wesen auf das innigste verwandt ist, daher es denn auch seit etwa 16 Jahrhunderten, von der freiwilligen Zuwendung der ersten Germanen im römischen Reich an gerechnet, mit dem deutschen Geiste sich in höchster Blüte der menschlichen Kultur (Eugen Kühnemann) wie in einer idealen Ehe verschlungen hat."

Es ist darum auch ganz und gar nicht nötig, daß die nationale Bewegung das Christentum „vollständig ablehnen" müsse, wie Rudolf Viergutz in seiner sonst sehr klugen und vornehmen „Kritik der völkischen Bewegung" in „Neues Land" (4. 7. Heft 5—6) sagt:

„Was not tut, was aber die völkische Bewegung infolge ihrer inneren Widersprüche nicht durchführen kann, ist 1. die Züchtung des nordischen Menschen, 2. die Lösung der sozialen Frage durch Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsvertrag (die natürliche Wirtschaftsordnung nach Silvio Gesell, 3. die Lösung der kulturellen Frage durch Zurückgreifen auf das germanische Erbgut: Nordischer Mythos; germanische Tugendlehre (Edda, Nietzsche); Pflege der Volkskultur (Volksbräuche: Trachten, Tänze, Spiele, Mundarten); das setzt voraus die vollständige Ablehnung des Christentums." —

Verhängnisvoll wird unter der mit dem Rassegedanken bekannt gewordenen Jugend die Vorstellung, Jesus sei der Rasse nach Jude gewesen. Im nächsten Heft des Türmers wird der wissenschaftliche Nachweis geführt, daß diese Annahme irrig ist (vgl. Sigismund, Galiläa).

In diesem Zusammenhange mag denn nebenbei mitgeteilt werden, daß die Dänische Palästina-Expedition in den Räumen der Synagoge von Kapernaum einen Fries mit vier Hakenkreuzen gefunden hat. Diese Synagoge von Kapernaum ist, wie Sven Hedin darlegt, eine von den drei Stellen, an denen Jesus nachweislich geweilt hat.

„In dieser Synagoge ist", so schreibt er, „die Stimme des Heilands erklungen, und diese Kalksteinplatten berührten seine Füße. An der Südseite steht noch ein Teil der Mauer, von der die Worte widerhallten: „Ich bin das Brot des Lebens." (Die Umschau H. 26, 1924.)

Erheben wir uns auch hier zur mythischen Schau, so schließen sich die Symbole der Lichtreligionen innig zusammen; und tiefer begreifen wir nun auch Lienhards Rosenkreuz-Gedanken, mit dem er Leid und Kampf durch den Glauben an das Ewig-Schöne verklärt. Ja, die Gegenwart und namentlich die Jugend dürstet nach dem „Dritten Evangelium", und es

muß gelingen, die nach Vereinigung drängenden religiösen Ideale in einem höchsten Ziel zusammenzufassen.

So möchten wir denn aus dem katholischen „Hochland" (Juliheft 1924) lieber zitieren: „Herrliche Aufgabe jeder jungen Generation, die in Bewegung kommt, in der Darstellung des nationalen Inhalts über die Väter zu wachsen —" als jene unerbittlich dogmatische Stelle (S. 357): „den Vorwürfen gegenüber, die der katholischen Studentenschaft Münchens gemacht wurden, kann versichert werden, daß wir jungen Katholiken uns nicht durch falsche Propheten der nationalen Erneuerung verführen und zu dunklen Zwecken mißbrauchen lassen, und daß es für uns in Dingen unserer Religion keine Nachgiebigkeit und keine Halbheit gibt."

Über die „Väter hinauswachsen" will die evangelische Jugend, die im Juliheft der „Tat", das lediglich dem Protestantismus gewidmet ist, durch Pfarrer Ritter aussprechen läßt (S. 248 bis 249):

„Heute ist das Zeitalter der Sündhaftigkeit vollendet, und die Geschichte des deutschen Geistes wäre an ihrem Ende angelangt, wenn das erlösende Wort nicht gefunden wird, wenn der heroische Kampf, von Luther begonnen, vom deutschen Idealismus aufgenommen, nicht wieder anhebt, da uns die Not unseres Schicksals zum äußersten zwingt, da uns alles genommen ist und uns nichts mehr bleibt als der Glaube, der freilich Berge zu versetzen vermag, wenn er es wagt, den Weg zu gehen, den Luther fand, den Weg unmittelbar zu Gott, dem Richter und Retter auch zu unserer Zeit. Es wird der Weg sein, den uns unser protestantisches und idealistisches Erbe zeigt, den Weg zur Überwindung der Aufklärung im dritten Reich. Es ist der Weg der deutschen Aufgabe."

Wenn Ritter in den neudeutschen Idealismus, zu dem die Kirche der Reformation finden müsse, auch einbeziehen will die hohen Ideen der nordisch fühlenden Jugend und die tiefe Beseelung der biologischen Philosophie, so soll uns sein Wort willkommen sein. —

Wie hoffnungslos diesseitig muß die sozialistische Jugend sein, wenn ihr im neuerdings schlecht geleiteten „Firn" (5. Heft 1924) Otto Jacobsen zurufen darf: „Der Sozialismus ist eine Weltanschauung, die keiner Religion mehr bedarf!"

Nein, es ist schon richtig, was M. Wundt in den „Eisernen Blättern" (15. Juli 1924) sagt: „Alle andere Wirkung auf die Zeit muß durch die religiöse Wirkung vermittelt werden. Nur aus einer Erneuerung der Religion kann eine Erneuerung des Zeitgeistes überhaupt entstehen, aber aus ihr muß sie notwendig entstehen, weil durch den Glauben an das Übersinnliche die höhere Auffassung des Lebens, auf die es in allen Gebieten ankommt, überhaupt bedingt ist."

Dr. Konrad Dürre

Alexander von Szpinger

Im Spiegel unserer farbigen Bildtafeln tritt der Maler Alexander von Szpinger zum erstenmal durch eine deutsche Zeitschrift vor die Öffentlichkeit. In großen Ausstellungen sind wir ihm in Kassel, München und Mannheim begegnet. Das danken wir dem ehemaligen Direktor der staatlichen Galerie zu Kassel, Dr. Cronau, und dem Hofrat Pixis von der Pinakothek in München, die einen schärferen Blick für die wahrhaft große Begabung besitzen als ihre Kollegen in Thüringen, die ihren Weimarer Landsmann von der großen Thüringer Kunstausstellung ausschlossen.

Alexander von Szpinger ist ein Phänomen der Farbe. Er ist einer der wenigen, die den vom Laien so selten verstandenen Begriff „Maler" in seiner letzten, philosophischen Bedeutung verstehen lehren. Ihm ist es gelungen, den Geist der absoluten Farbwerte mit dem Geist der Form zu verschmelzen, jene hohe Synthese zu vollbringen, an der der Expressionismus so kläglich gescheitert ist. Diese Synthese kann im Porträt nicht gelingen, weil das Bildnis, wie der Düssel-

dorfer Mülhardt richtig sagt, mehr der angewandten Kunst zuzurechnen ist — Farbe und Form klingen zur höchsten Kunst nur zusammen in der Allnatur, in der sich Dionysos offenbart. Darum ist von Szpinger, so stark seine Bildniskunst auch ist, lediglich nach seinen Landschaften zu bewerten! In ihnen zeigt er seine Eigenart, an der man ihn in jedem Bilde zuverlässig erkennen kann. In allen seinen Landschaften entzückt er uns durch den dionysischen Rausch der Farbe. Vielflammig sprühen seine Werke. In einem leuchtenden Fanal stellt er sich selbst dar, beugt sich aber — ein Priester der Gottheit Natur — der Form der Erscheinungswelt. Alle seine Bilder scheinen in inbrünstigem Schauen gemalt, ohne Reflexion, ohne Verstandeseinschaltungen, aus der unterbewußten Tiefe seines Ichs. Deshalb sind diese mozartischen Quartette der Farbenmusik auch nicht mit dem Verstande zu begreifen. Sie verlangen eine besondere Hingabe, ein liebevolles Sich-Versenken, durch das uns die Eigengesetzlichkeit dieser Malerei zum Erlebnis wird. Für uns tritt daher das Imaginative bei von Szpinger hinter dem Malerischen zurück, so sehr andere auch in ihm den Dichter preisen. Gewiß erlebt dieser Künstler ekstatisch-visionär auch die letzten Naturgeheimnisse, und dem poetischen Stimmungszauber seiner Bilder geben wir uns gerne hin: die hellen Birken, die dunklen Tannen, die Schlehen am Hag, die alten, sehnsüchtig zur Sonne greifenden Weiden, die stillen Weiher berücken auch uns. Aber das letzte Entzücken löst in uns bei der Betrachtung dieser Landschaften nicht das Apollinische, sondern das Dionysische aus. Und wenn wir dann innewerden, wie dieser Künstler den Pinsel setzt, wie er mit Hilfe der Prima-Technik — diese leidenschaftliche Malerei verträgt kein Übereinanderschichten der Farbe — zu einem unerhört genialen Vortrag kommt, die Tube ausdrückt, mit dem Spachtel streicht, durch quantitativ pastoses Vorgehen im Vordergrunde nicht ein einziges Mal eine Verlegenheitspause zu machen braucht (von seiner Auftrag-Perspektive könnten viele Maler lernen!), wie alles auf dem Bilde sitzt und stimmt und zur Totalität gebracht ist, dann wird uns dieser Künstler auch auf dem viel zu wenig beachteten Gebiet der Technik zum Offenbarer neuer Werte. Übrigens liebt Alexander von Szpinger die reine Farbe — ähnlich wie der sonst so ganz anders geartete Hartmann Drewitz — die Skala seiner Palette ist gar nicht einmal sehr umfangreich, aber dennoch erreicht er damit weit mehr als andere mit hundertfach differenzierten Farbtuben.

Die Buntplastik und Farbensinnlichkeit Alexander von Szpingers ist übrigens nur erklärbar aus der erbbiologischen Eigenart dieser Persönlichkeit. Bei ihr bewahrheitet sich, daß bei der Verbindung der Erbsubstanz hochstehender Rassen gelegentlich die Sonderbeanlagung der dominierenden Ausgangsrasse gesteigert zutage tritt. Durch die Eltern von Szpingers, einem am Nationaltheater in Weimar hochangesehenen Künstlerehepaar, sind nordisch-romanische Erbelemente im Sohne vermischt. Die Wahl des Stoffes, die Kraft des Aufbaues, die Einsamkeit und die nicht selten zu beobachtende Herbheit seiner Landschaften, auch eine gewisse Symbolik — das alles ist nordisch. Die Vielflammigkeit seiner Farben aber, durch die er auf manchen Bildern ohne Verwendung von Goldstaub den Glanz Segantinis erreicht, also das, was seiner Kunst das spezifische Gepräge gibt, das ist aus dem Süden stammendes Erbgut. Nachforschungen haben denn auch ergeben, daß in die Familie von Szpinger, die schwedischer Herkunft ist, durch die Mutter italienisches Blut gekommen ist. Der Künstler, der 1889 geboren, in jungen Jahren bei van de Velde kunstgewerblich arbeitete, bei Ludwig v. Hofmann, Hans Olde u. a. Akt zeichnete, wurde früh selbständig und suchte sich abseits der breiten akademischen Heerstraße den Dornenweg zu seinem Ziel. Daß er es erreichen wird, dafür bürgen uns die seit seinem dreißigsten Lebensjahr zur Meisterschaft drängenden Werke.

Dr. Konrad Dürre

Bayreuth

Am 1. August 1914 waren die Bühnenfestspiele gewaltsam abgebrochen worden. Im September 1920 wurde von den zur Uraufführung von Siegfried Wagners „Sonnenflammen" nach Dresden gekommenen alten und jüngeren Freunden Wagnerscher Kunst ein neuer „Bayreuther Bund" gegründet mit dem Hauptziele, die Bayreuther Bühnenfestspiele wieder aufleben zu lassen. Um Weihnachten 1922 waren bereits alle Patronatscheine untergebracht — ein Ergebnis, wie es zwischen 1872 und 1876 in dem eben reich werdenden Deutschland nicht erzielt worden war. Der Ankündigung gemäß fanden dann zwischen dem 22. Juli und 20. August 1924 je zwei Aufführungen des Nibelungenringes, sieben des Bühnenweihfestspieles Parsifal und fünf der Meistersinger von Nürnberg in dem bis auf den letzten Platz vollbesetzten Hause statt. — Über diese Aufführungen ist ja bereits in den Tageszeitungen berichtet worden; aber nicht die mehr oder minder erreichte Vollendung der einzelnen Vorstellungen ist das Entscheidende. Unvollkommenheiten haften auch höchsten menschlichen Leistungen an; durch solche ist indessen auch die Bedeutung der ersten Festspiele 1876 nicht geschmälert worden. Nicht scharf genug kann immer wiederholt werden, daß die Tat der Wiederaufnahme der Festspiele an sich das Entscheidende ist.

In Hans Pfitzners Bühnenlegende „Palästrina" führen die Diplomaten und Weisen von Kirche und Staat erbitterten Streit über die Berechtigung oder Verwerflichkeit der Kirchen-Musik mit keinem andern Ergebnis, als daß schließlich die Musketenkugeln beweisen sollen. Der einsame Künstler dagegen schafft in der Weihestimmung seiner Zelle das entscheidende Werk, welches den Bund zwischen Religion und Kunst über alle Anfechtungen hinaus begründet. In verwandter Weise hat sich gerade, während sie in London und in Wallots längst entweihtem prunkvollen Reichstagsbau berieten und stritten, wie neue Halseisen für unser Volk zu schmieden seien, in dem schlichten Notbau zu Bayreuth (auf dem die alte schwarz-weiß-rote Flagge wehte) eine befreiende Tat deutschen Geistes vollzogen. Als höchsten Ausdruck deutscher Kultur hatte Richard Wagner schon seit 1852 dramatische Festspiele außerhalb des gewohnten Rahmens unseres Bühnenbetriebes gefordert. Aber erst nach Bismarcks Reichsgründung konnte der alte Plan verwirklicht werden. Und wenn unsere alliierten Gegner den deutschen Barbaren Kunst und Kultur absprechen wollen, so sind es eben Wagners Werke, welche über alle politischen Grenzen hinaus den Sieg deutscher Kunst verkünden.

Einstens hatte Liszt gemeint, die Dramen seines Freundes seien so urgermanisch, daß sie nur in wenigen deutschen Städten gegeben werden könnten. Aber die Erfahrung hat auch ihnen gegenüber gelehrt, daß es jederzeit gerade die aus nationaler Eigenheit hervorgegangenen Werke sind, welche dauernden Gewinn für alle Völker versprechen. Darin kommen wohl alle Besucher Bayreuths überein, daß der „Ring des Nibelungen" früher niemals so tief in seiner germanischen Sonderprägung empfunden wurde wie in unserer heutigen Notzeit. Die Gier nach Gold mit dem darauf lastenden Fluche, das Zerbrechen und Neuschmieden des in äußerster Not gewonnenen heiligen Schwertes, der Zusammenbruch der alten Weltordnung: alles das hat seit 1914 erhöhte Bedeutung für uns gewonnen. Bei den Worten „Ehrt Eure deutschen Meister" hat sich in der die Festspiele eröffnenden ersten Meistersingervorstellung die gesamte Zuhörerschaft ohne vorherige Verabredung erhoben — von einem Gefühl durchdrungen. Da wurde in wahrhaft überwältigender Weise Grillparzers Forderung erfüllt:

„Tun sich des Theaters Pforten auf,
Strömt ein der Pöbel im vollen Lauf.
Da ist es denn des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum draus mache."



Das heißt aus der vielköpfigen Menge eine der Alltagsenge entrückte Gemeinde. Der Bau des Wagnertheaters, in dem es nicht Ränge und soziale Absonderungen gibt, befördert die Empfindung der Gemeinsamkeit. Ja wir fühlten uns gleichsam als Mitgenossen des auf der Festwiese versammelten Nürnberger Volkes und der ihrer langen bangen Nöte entrückten Gralsritterschaft.

Was Siegfried Wagners Bühnenleitung in den Meistersingern in dem Bilde deutschen Volkslebens aus dem 16. Jahrhundert geschaffen hat, verlohnt allein schon den Besuch der Festspiele. Solcher lebensprühenden Leistung gegenüber übersieht man leicht, daß die 1912 noch so ausgezeichnete Darstellerin des Evchen heute doch des wünschenswerten Jugendschmelzes entbehrte. Bedenklicher ist es, daß Bayreuth im 2. Akt des Parsifal ein Zugeständnis an modern gesinnte Tadler sich hat abringen lassen. Allerdings könnten Parsifals Worte: „Dies alles habe ich nur geträumt —“ eine Rechtfertigung des neuen Bühnenbildes geben, in dem die ganze Blumenmädchenszene hinter Schleiern in gelblicher Beleuchtung vorüberzieht. Aber der Meister selbst hat so klar und bestimmt erläutert, warum er die unnatürlich großen Zauberblumen des Malers Joukowsky auf die Bühne brachte. Es sollte möglich erscheinen, daß die Blumenmädchen wirklich aus diesen Riesenkelchen hervorsproßten — sie selbst in umgekehrte Blumenkelche gekleidet. Die unnatürlich schwüle Pracht des Zaubergartens steht der schlichten Blumenfülle des Karfreitagszaubers entgegen. Das alles fällt weg, wenn in Klingsors Heim gar keine Blumen mehr zu sehen sind. Es hat gerade unter den alten Bayreuthbesuchern wohl nur eine einzige Meinung darüber geherrscht, daß diese Abweichung von des Meisters Vorschriften keineswegs als Fortschritt zu bezeichnen sei.

Es ist wahrlich nicht Tadelsucht, wenn dieser Änderung und der Bartlosigkeit des in allen Überlieferungen als „Rotbart“ bezeichneten Donnergottes Thor bedauernd gedacht wird. Gerade die liebevollste Bewunderung wird sich nicht scheuen dürfen, auch einmal eine abweichende Meinung zur Geltung zu bringen. Aber nur um so dankbarer rühme ich, was gerade in diesem Jahre geleistet worden ist, wo die Schwierigkeiten sich oft bergehoch häuften. Haben doch viele bis zuletzt an der Möglichkeit des Wiederauflebens der Bühnenfestspiele gezweifelt, wähnten die Sendung Bayreuths abgeschlossen. Allein der Erfolg der Festspiele hat bewiesen, daß ihr Fortbestehen heute notwendiger ist als je. Sie sind noch immer Muster und Vorbild, wie der Meister es gewollt hat. — Schon die Fülle künstlerischer Arbeit, welche die Kapellmeister, vor allem Karl Muck, in Zusammenschweißung des aus allen Gauen Deutschlands zusammenberufenen Orchesters, Hugo Rudel in Einstudierung der Chöre in Parsifal, Meistersinger und Götterdämmerung geleistet haben, ist ein Vorbild musikalischer Erziehung. Was die Bühnenleitung an Ergreifendem und Gewaltigem zu schaffen vermochte — dafür sei vor allem der Stimmungszauber in der Todesankündigung der Walküre Siegmund gegenüber gerühmt. Aber ich will nicht besondere Momente, einzelne Leistungen der in edelstem Streben wetteifernden Künstlerschaft hervorheben. Erhält doch jede Leistung erhöhten Wert, wenn sie als dienendes Glied sich dem Ganzen einordnet.

Richard Wagner sprach 1876 von dem Zauber Bayreuths, der alle gut mache! Von „dem Wehen dieses Geistes“ haben Künstler wie Zuhörer gerade in diesem Jahre wieder „einen Hauch“ verspürt.

Prof. Dr. Max Koch

Lothar Windsperger

Ein bajuwarischer Tondichter der Gegenwart

„Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige“, schrieb Beethoven einst in einem Briefe an einen Freund. Was der große Meister damit gemeint hat, ist die Kraft eines sittlichen Idealismus, den er durch sein ganzes Leben und Schaffen betätigt hat, jene Kraft, die „dem Schicksal in den Rachen greifen“ und sich nicht niederbeugen lassen will. Kampf und Befreiung und Erhebung ist darum das immer wiederkehrende, ja fast einzige Thema seines tondichterischen Schaffens, in welchem er sich über die Unzulänglichkeiten und Erbärmlichkeiten der Außenwelt erhebt — der echte Typus immer seltener gewordenen nordischen Herrenmenschentums, das, in faustischem Unendlichkeitsdrange vom Himmel die höchsten Sterne und von der Erde jede tiefste Lust fordernd, in überschäumendem Kraftgefühl gestalten muß, weil der Geist es treibt, wie Beethoven sagen würde, und als dessen letzte große Vertreter Richard Wagner und Bismarck erscheinen.

In der Zeit eines so allgemeinen Niederganges, deren Moral die Unkraft, Feigheit und Erbärmlichkeit ist, in einer von der Mode beherrschten, in Geld denkenden Zivilisation berührt es darum wahrhaft erhebend, wenn wir doch immer noch in unserem von artfremdem Geiste durchsetzten und zersetzten Kunstleben auf Persönlichkeiten stoßen, deren Wege abseits von der Mode gehen und von der Jagd nach dem „Erfolg“. Es ist ein sehr zweifelhafter Ruhm, der Mann seiner Zeit zu sein, denn er stellt gemeinhin das Ethos des Betreffenden in Frage. Außerdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zeit, die ihn trägt, über ihn hinweggehen wird, und zwar um so entschiedener, je mehr er gerade der Ausdruck, das Sprachrohr einer Epoche gewesen ist, wie Richard Strauß der soeben verflossenen.

Alle wahrhaft echte Kunst ist zeitlos und esoterisch. Der tief religiöse innerliche Hans Pfitzner wird nie „modern“ sein, ebensowenig Lothar Windsperger, dem die folgenden Blätter gewidmet sind.

Geboren 1885 zu Ampfing als Sohn eines hochmusikalischen Lehrers und Organisten, gehört Windsperger dem kraftvollen Bajuwarenstamme an. Und alles atmet Kraft in dem Schaffen dieser seltenen und tiefen Persönlichkeit, Kraft eines sittlichen Idealismus, der ihn als echten Erben Beethovens erscheinen läßt, und Kraft des Gestaltens. Windsperger hat nie eine „Richtung“ mitgemacht, ist weder Impressionist noch Exotiker, und mit der Gestaltlosigkeit des von geradezu bolschewistischem Zerstörungswillen getragenen Futurismus hat er gar nichts zu tun. Vielmehr könnte man ihn in selbem Sinne wie Beethoven als metaphysisch gerichteten Tondichter bezeichnen. Jedenfalls tritt uns aus seiner Musik eine Persönlichkeit von markantester Eigenart entgegen, eigenwillig und herb bis zur Schroffheit, ein faustischer Herrenmensch, der sein eigenes Leben lebt, weil er auf dem festen Unterbau einer selbst erkämpften Weltanschauung steht, und zugleich von einer Tiefe und Zartheit der Empfindung, die auch seiner Erotik den Stempel jener Keuschheit aufdrückt, die ein spezifischer Wesenszug des germanischen Menschen ist. Und echt germanisch ist auch die Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen, Unerkennbaren, die sich zuweilen in deutlichem Hang zu mystischem Grübeln äußert.

Diese aus seiner Musik erkennbaren Gegensätze bedingen das dramatische Leben, das in ihr in einer seit Beethoven nahezu unerhörten Weise pulsiert. Und zwar ist es auch bei ihm das Beethoventhema Kampf und Befreiung, Heldentum und Heldenruhm, die Sehnsucht der faustischen Seele und ihre Bejahung des Lebens. Heldentum, gleichviel welcher Art, will erlebt sein; die heroische Geste eines in der Malerei des Schlachtgetümmels sich austobenden Künstlers macht ihn noch nicht zum Helden, wohl aber offenbaren Windspergers E-Moll-Rhapsodie (Klavier), die beiden heroischen Vordersätze der Sinfonie in A-Moll und besonders der sinfonische Epilog auf den Tod deutscher Helden, ein Werk von wahrhaft tragischer Wucht und Größe, wie tief er das Problem erfaßt hat. Das ist der Ausdruck inneren Erlebens und

Miterlebens. Damit steht Windsperger unter den Schaffenden unserer in Materialismus und Egoismus verkommenden Zeit geradezu einzig da, und wenn der Krieg unsere Tondichter eher gelähmt als gestärkt hat — und begeistert nun schon gar nicht —, so beweist das eben, wie sehr sie Kinder ihrer Zeit sind und wie weit sich Windsperger über sie in die Region eines höheren Menschentums erhebt.

Ein Korrelat des Heldentums aber ist — nach germanischer Auffassung — die kraftvolle Bejahung des Lebens. Aller Drang, sein Geheimnis zu enträtseln, endet aber schließlich in metaphysischer Deutung. „Im Anfang war — der Rhythmus", so umschrieb einmal Hans von Bülow den ersten Gedanken des Johannes-Evangeliums, und in gleichem Sinne faßt auch unser Tondichter das Leben in seiner letzten Idee, wie der seiner prachtvoll feierlich ausklingenden Konzertouvertüre „Lebenstanz" vorgesetzte Leitspruch verdeutlicht:

Tanzend klingt die Sphärenwelt,
Tanz ist's, wenn das Leben fruchtet,
Wenn das Grauen auf uns wuchtet,
Tanz ist's, wenn ein Stern zerspellt.
Tod, Schmerz, Lust, das Weltgetöse
Ist ein Tanz der Göttergröße.

In seiner kühnen Symbolik berührt sich das Werk eng mit dem Allegro finale des Fis-Moll-Quartetts von Beethoven: man vergleiche dazu dessen Deutung durch Richard Wagner: „Das ist der Tanz der Welt selbst: wilde Lust, schmerzliche Klage, Liebesentzücken, höchste Wonne, Jammer, Rasen, Wollust und Leid; da zuckt es wie Blitze, Wetter grollen." — Weltgeschehen als Rhythmus, die Erscheinungswelt des Vergänglichen als Abbild des Ewigen nur ein Gleichnis, und über aller Not und Wirrsal des Daseins das Licht der Liebe — so rundet sich mit den beiden mystisch tiefen und darum auch nur zu ganz innerlichen Menschen sprechenden Klavierzyklen „Der mythische Brunnen" mit dem Motto „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" und „Lumen amoris", mit dem letzten Stück „Apotheose" wieder ins Jenseitige langend, das Bild seiner Weltanschauung zu einem harmonischen Ganzen. Und diese seelische Geschlossenheit bedingt den scharfen Umriß der Zeichnung, die sich nie in schemenhafte Gebilde mit verschwimmenden Linien auflöst oder gar von der Farbe überwuchert wird.

Von der Bevorzugung der poetischen Idee in der Instrumentaldichtung ist zur Liedervertonung nur ein notwendiger folgerechter Schritt, da eine restlose Erschöpfung der Idee nur in der Verbindung von Wort und Ton erreichbar ist. Und mit seinen Gesängen — es sind deren mehr als ein halbes Hundert — stellt sich Windsperger ebenbürtig neben die letzten großen Liedermeister des 19. Jahrhunderts, neben Robert Franz, Brahms und Hugo Wolf. Bekunden die Namen der bevorzugten Dichter — Goethe, Lenau, Hebbel, C. F. Meyer, Eichendorff, Storm, Liliencron — an sich schon einen erlesenen literarischen Geschmack, so bedeutet die Textwahl selbst, die ohne Rücksicht auf Publikum und Verwendbarkeit im Konzertsaal — ganz wie bei Robert Franz — nur das herausgreift, was in der Seele des Tondichters mitschwingende Saiten erklingen läßt, ein Bekenntnis. Wer Gedichte wie Der Tod (Hölderlin), Säerspruch (Meyer), Gebet (Hebbel), Verklärung (Hetty Windsperger), Die heilige Stunde (Nissen) in solch ergreifender Weise in Tönen nachzudichten vermag, kann nur ein ganz tiefempfindender Mensch, ein geborner Poet und gottbegnadeter Lyriker sein. Auch in seinen Instrumentalwerken findet sich ein starker lyrischer Einschlag, so in dem überaus lieblichen und volkstümlich schlichten Seitenthema des 2. Satzes der Cis-Moll-Sonate, in den Gesangsthemen der B-Moll-Rhapsodie und des ersten Satzes der Cello-solo-Sonate und vor allen in den köstlichen, ganz lyrischen „Intimen Melodien" für Klavier und Violine. Ein wahrhaft berückender Klangzauber strömt von diesen acht Fantasiestückchen aus. Überhaupt stehen seine Kammermusikwerke wohl noch höher als seine Klavierkompositionen. Die wuchtige, leidenschaftliche D-Moll-Sonate,

die **Kleine Konzertsuite**, die beiden **Scherzo** (Violine und Klavier), die **Sonate für Cello und Klavier** sowie die für **Violine und Orgel** gehören zu den edelsten Werken dieser Gattung unserer Zeit. Die Krone seiner Kammermusik aber ist das **G-Moll-Quartett** — das **H-Moll-Trio** ist mir noch nicht bekannt geworden —: in den Themen von einer geradezu klassischen Plastik, im Aufbau von der Klarheit und Durchsichtigkeit Bachscher Polyphonie, melodisch von eigenartigem Reiz und rhythmisch von hinreißendem Schwung, beweist dies Werk, daß sich in die alten Schläuche immer noch neuer Wein füllen läßt, der keineswegs den Modergeruch des Untergangs ausströmt.

Diese Hinneigung Windspergers zur Kammermusik, der edelsten Blüte der abendländischen Instrumentalmusik, ist m. E. n. ein untrüglicher Wertmesser für etwas, das ich als musikalischen Instinkt bezeichnen möchte; gerade in dieser Gattung haben alle unsere großen Meister ihr Bestes und Innerlichstes gegeben, man denke allein nur an die Quartette Beethovens. Und an kammermusikalischen Werken haben wir von Windsperger noch mancherlei zu erwarten, was die Bewunderung der musikalischen Welt erregen wird. Ferner sind drei Hornquartette (Turmmusik, Waldmusik, Hausmusik) entstanden — auch eine nur selten gepflegte Gattung der Konzertmusik — und ein Klavierkonzert, alles Werke von überragender Größe und einem Adel des Ausdrucks, wie er eben nur einem von reinstem Ethos beseelten Künstler zu eigen ist. Und da taucht unwillkürlich die Frage auf: wird sich dieser so geartete, so dramatisch empfindende Musiker nicht schließlich auch dem Musikdrama zuwenden? Vor- und Zwischenspiele zu Tragödien von Hebbel, der dem Tondichter besonders wert zu sein scheint, Grillparzer und Wilh. von Scholz hat er bereits geschrieben, ohne sie indes zu veröffentlichen. (Einführung in das Gesamtschaffen Lothar Windspergers von Dr. Konrad Dürre im „Hellweg“ Nr. 22, Jahrg. 3.) Vielleicht findet er sich einmal mit Eberhard König oder Friedrich Lienhard zusammen, deren edle, heldische Poesie von gleichem ethischen Gehalt und gleicher metaphysischer Tiefe erfüllt ist wie Windspergers Musik.

Das Leben ist ernst — und war es von je, sagt Richard Wagner irgendwo einmal, und so nimmt es Windsperger — darum auch die Bevorzugung der Moll-Tonarten — aber immer mit Kraft, Willen und Entschlossenheit; darum vermag er auch sich über die Unzulänglichkeiten des Irdischen im befreienden Lachen zu erheben. Die Stücke scherzhaften Charakters, nicht zum mindesten das Finale der C-Dur-Sonate mit der herausfordernd-burschikosen Keckheit einer sprühenden Laune bezeugen, in wie reichem Maße auch ihm das Göttergeschenk des Humors zuteil ward.

Gewiß, es ist nicht immer einfach, den tiefen Gedankengängen Windspergers zu folgen, hat man sich aber einmal in seine Musik eingelebt, so kommt man nicht wieder von ihr los. Gestalt der Seele, ihr So-sein und nicht Anders-sein — das bedeutet Bejahung der Form, nicht Verneinung. Keine der logischen Bindungen des Kunstwerks erscheint bei ihm zerstört, alles steht in innerstem Zusammenhange. Die von ihm auch zur Motivbildung verwendete Ganztonleiter liegt durchaus im Bereich abendländischen Musikempfindens, und selbst die unerhörtesten Kombinationen lassen sich letzten Endes entweder auf eine einfache harmonische Formel zurückführen oder sind sonstwie organisch begründet, kurz, der Faden des musikalischen Gedankenganges erscheint nirgends zerrissen.

Windspergers Klavier-Technik ist schwer, z. T. widerhaarig. Weniger wäre da manchmal mehr. Das Übergreifen der rechten Hand über die linke bis in die tiefste Baßregion in dem symphonischen Prolog wird, zumal bei dem geforderten Tempo, einem Arm von normaler Länge kaum ausführbar sein. (Wie Eugen d'Albert ist allerdings Windsperger ein ganz hervorragender Klaviervirtuos, der einzige, der seine Werke vollkommen interpretieren kann. Das wuchtige Klavierkonzert, das der Komponist jüngst vollendet hat, wird gewiß auch den **Pianisten** Windsperger bald in die ersten Konzertsäle Deutschlands führen.) Die Klavierwerke Windspergers sind vielfach überhaupt orchestral gedacht, und ganz besonders erregt das eben erwähnte Stück den Eindruck einer Klavierpartitur.



Goethe, der in Beethoven zuerst nur die ungebändigte Persönlichkeit empfunden hatte, bekannte sich später zu einer wesentlich anderen Auffassung vom Wesen des Meisters, wenn er schrieb: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich nie einen Künstler gesehen" — ein Urteil, das sich Wort für Wort auch auf unseren Tondichter beziehen läßt. In schier unerhörter Selbstzucht hat er das brausende Temperament überschäumender Urkraft gebändigt unter den Willen zur Form, in der allein die Verwirklichung der Idee möglich ist, d. h. zu jener Form im goetheschen Sinne, die letzten Endes mit dem Inhalt identisch ist. Und so ist denn, was uns der in der Vollreife seines Könnens stehende Künstler beschert hat, ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das sich mit einem Worte umschreiben läßt: Musik als tönende Weltidee. Also das gleiche, was in dem Gesamtschaffen Beethovens oder Wagners seinen Niederschlag erfahren hat, nur daß die Idee widergestrahlt ist von einer vorstellenden Individualität eines anderen Zeitalters. Die Unterschiedlichkeit ist somit nur qualitativ, nicht generell. Und der Erdgeruch, der dem das Weltbild des faustisch germanischen Menschen widerspiegelnden Kunstwerke eigen ist, er haftet auch an der Musik Windspergers. Wie in ihr jene ruhelose Sehnsucht erzittert, die einst in dem Ornament der nordischen Bandverschlingung ihren ersten künstlerischen Ausdruck fand, so entsteigt auch ihr der Duft der Heimaterde, auch in ihr erklingt das Rauschen unserer Wälder, das Singen unserer Quellen, wie es rückwärts über Bach aus der kindlich naiven Musik Stadens zu Harsdörffers „Seelewig" zum ersten Male leise und schüchtern, aber einem feiner organisierten Empfinden vernehmlich ertönt. Sie ist die Sprache eines sich seiner Verwurzelung mit seinem Mutterlande bewußten Seelentums.

Es war oben bemerkt worden, daß die Lieder Windspergers ein Bekenntnis seien: in ihrer einem, dem „Tyll Eulenspiegel" von Nietzsche, offenbart sich uns ein Wesenszug, dem wir bei all unsern großen Meistern begegnen, der unverrückbare Glaube an sich selbst, der etwas ganz anderes ist als die überhebliche Eitelkeit des Talents. Auch Windspergers Genius gewinnt aus ihm die Kraft, die ihm anvertraute Sendung zu erfüllen, trotz aller Not und Enge des äußeren ihn umgebenden Lebens, an der ein bloßes Talent fraglos zerbrochen wäre. Wenn nun auch der Verlag von B. Schotts Söhne in Mainz, bei dem Windsperger als musikalischer Leiter tätig ist, durch die Veröffentlichung seiner Werke die gleiche Großzügigkeit bewiesen hat wie einst Richard Wagner gegenüber, dessen „Ring" ein anderer ebenso bekannter Verlag kühl abgelehnt hatte, so ist diese richtige Wertschätzung des Künstlers durchaus erfreulich und anerkennenswert, genügt aber doch noch lange nicht, unserem Tondichter die Lebensmöglichkeiten zu bieten, die für einen Schaffenden zur freien Entfaltung seiner Kraft nun einmal notwendig sind. Darum hat in Befolgung des Mahnrufs unseres getreuen Eckard „Ehrt eure deutschen Meister" Dr. Konrad Dürre die esoterischen Windsperger-Gemeinden zu einer „Windsperger-Gesellschaft" zusammengeschlossen, die den Künstler in jeder Hinsicht fördern und Sinn und Wert seiner Musik dem Verständnis der Edlen erschließen will. Von ganzem Herzen wünsche ich diesen Bestrebungen Erfolg.

Dr. Hermann Seeliger

Türmers Tagebuch

Das Londoner Abkommen · Schlechte Pokerspieler · Annehmen oder ablehnen? · Die Achtundvierzig · Die Wut der roten Linken Deren Hintergedanken · Was soll nun geschehen? · Nicht „Bürger“-, sondern Aufbaublock · Völkerbund und Schuldlüge „Freund, jetzt ist's Zeit zu lärmen!“

Annehmen oder ablehnen? Im Reichstag wußte keiner, wie es kommen würde. Aber sie nagte an allen Gewissen, diese Frage. Der württembergische Staatspräsident Bazille gesteht, er habe noch nie solche seelischen Spannungen durchlebt. Unsere Vertreter waren aus London heimgekehrt. Sie hatten das Abkommen unterfertigt, das aus dem Dawesplan erwuchs. Mutmaßlich zu nachgiebig. Sogar das unverdächtige „Berl. Tagebl.“ findet, sie hätten bei dem Ringen um die Ruhr der nötigen Verstandeskälte entbehrt. Man erreiche nichts, wenn man wie einen Hemdzipfel die weiße Fahne hinten heraushängen lasse.

In der Tat! Weder ein rundes Niemals, noch ein geräuschvolles Kofferpacken waren damals noch ein hohes Wagnis. Unsere Gegner hätten das Vertragswerk nicht fallen lassen. Aber Macdonalds und Kellogs überraschende Briefe schüchterten ein. Unsere Herren befleißigten sich des berühmten guten Willens dergestalt, daß noch morgens vier Uhr ein Bote an Herriot erging mit der Nachricht löblicher Unterwerfung. In London erzählt man, der Franzose habe gehört, genickt und sei nach einem gleichmütig gebrummten: „Dachte mir's, nur so rasch hab' ich's nicht erwartet“ wieder eingeschlafen. „Die Deutschen sind nun einmal schlechte Pokerspieler“, heißt es jetzt mit sachverständigem Achselzucken. Die Kunst des Pokerns besteht nämlich darin, sich nicht blüffen zu lassen, vielmehr mit frecher Stirn selber zu blüffen.

Über eines muß man sich klar sein in Deutschland. Wir haben wieder über unsere Kraft versprochen. Hauptstücke unserer Staatshoheit sind drangegeben, als wir die Reichsbank auslieferten und die Bahnen verpfändeten. Trotzdem jedoch ist Stresemanns Ziel: „Durch Opfer zur Freiheit“ nur teilchenweise erreicht. Nimmt es wunder, wenn sich das deutsche Empfinden grell aufbäumte? Unser Aller erster Triebreiz war daher ein kurzangebundenes „Nein“.

Leider müssen in der Politik die Gefühle vom Verstande auf Kandare geritten werden. Der Spruch Theodor Storms, der Freie unterscheide sich vom Knecht dadurch, daß er dessen bangem: „Was kommt danach?“ ein forsches: „Was ist Recht?“ entgegensetze, ist stets tapfer, selten aber klug. Er könnte ganze Völker umbringen. Auch das Recht unterliegt in dieser Welt den Gesetzen der Erdenschwere. Was lag dem Eisernen Kanzler ferner als Knechtsseligkeit? Dennoch hat er sein ganzes Leben lang nichts emsiger gewälzt, nichts heißer begrübelt als die Frage: „Was kommt danach?“

Was kam also, wenn wir jetzt noch ablehnten? Es gab keine Kredite, denen unsere ausgedörrte Wirtschaft entgegendürstet. Wir erhielten unsere besetzten Gebiete nicht

nur überhaupt nicht zurück, sondern durften auf neue Gewalttat gefaßt sein. Das Loch im Westen klaffte weiter, aber, von Marokkanern bewacht, trennte die Binnenzollschranke auch fernerhin deutsches Land von deutschem Lande. Die Micumfolter zerbrach aufs neue die westfälischen Knochen; unsere Gefangenen wurden nicht frei, und für französisches Geld tat sich pünktlich ein verstärkter Separatistenrummel auf. Die ganze Welt aber entrüstete sich über dieses dickfelligen Deutschlands offenkundig bösen Willen. Nachdem in London einmal unterzeichnet war, blieb in der Tat nichts anderes übrig, als auch in Berlin zuzustimmen.

Nicht weil es gut, sondern weil es von zwei Übeln das kleinere war. In unserer Lage kommen wir nur Schrittchen für Schrittchen vorwärts, allein die Losung „Alles oder nichts" bringt unfehlbar nur das Nichts ein.

Aus diesem Wägen drängte die Wirtschaft auf Annahme; die Länder taten's nicht minder. Vertragsfroh wie immer war die Sozialdemokratie; sie hat nun einmal nach außen ein argloses Kindergemüt und die Kinderhand, die bald gefüllt ist. Nach rechts hin flaute jedoch dies Lustgefühl fraktionsweise in steilen Stufen ab, und nur das eiserne Muß des Verstandes hielt bei der Stange. Wenn gar die Deutschnationalen im Widerspruch stecken blieben, dann kam es zu keiner verfassungsändernden Mehrheit.

Da geschah am letzten Tage, daß achtundvierzig aus der Gegnerschaft sich zur Regierung hinüberschlugen. Hierdurch siegten deren Anträge auf Nasenlänge; mit drei Stimmen über der Mindestziffer.

Unter den Jasagern der Rechten war keiner, dem dabei nicht das „exoriare aliquis" des Großen Kurfürsten auf der Seele gebrannt hätte. Trotzdem überschüttete sie der Schimpf ihrer unentwegteren Parteigenossen. Man wollte sie sogar ihres Mandats entkleiden, damit man durch Reinigung zur Einigung gelange. Seit wann einigt man, indem man Klüfte reißt? Ganz wild wurden nun gar die Völkischen. Wulle wollte vor niemanden mehr Achtung haben als vor den Kommunisten. Ludendorff aber nannte den Sieg des Unvermeidlichen ein jüdisches Tannenberg.

* * *

Der Kanzler Caprivi meinte bei Gelegenheit, wenn er zufällig mit der Reichstagslinken übereinstimme, dann frage er sich immer beklommen, ob er auch wirklich keine Dummheit mache. Ganz ebenso sollten die Völkischen stutzig werden, wenn sie gewahren, daß ihre lautesten Mitlästerer jener Achtundvierzig just die Sozialdemokraten sind.

Da höhnt es über die Fraktion „Mampe, halb und halb", über die Kuhhändler, denen sieben Ehrenpunkte gegen sieben Mark Getreidezoll feil sind und Londoner Abkommen gegen Berliner Ministersitze. Woher diese schäumende Wut? Beschimpft man Leute, die doch mit uns stimmten?

Die Sozialdemokraten sind erst recht schlechte Pokerspieler. Ihr lauter Ärger verriet geheimste Wünsche. Sie waren für das Abkommen und hatten dennoch gehofft, daß es zunächst einmal fallen werde. Die Regierung mußte dann auflösen. Ein Wahlkampf entbrannte, wobei alles gegen die Rechte ging. Stimmenausfall, somit Mandatsverlust, stand hier in sicherer Aussicht. Denn es gibt viele, deren vaterländischer Bekennermut nicht zu Eigensinn verkalken möchte. Der Rechtsruck vom 4. Mai wäre

daher durch Gegenstoß zurückgeworfen worden, und die Linke blähte sich wieder auf wie in den Tagen von Weimar. Damit gerade rechnete die Sozialdemokratie. Es war ein Parteigeschäft zu machen. Schon träumte man von dem genehmen Zentrumskanzler Wirth und vom strebsamen Außenminister Rudolf Breitscheid.

Das fehlte noch! Zu dem Wirrwarr, den die beiden innerpolitisch angerichtet hätten, kam die äußere Gefahr. Sie mußten zu neuer Verhandlung nach London. Aber den neuen Männern wären die gerissenen Gegner auch mit neuen Ansprüchen entgegengetreten. So etwa wie die Sibylle von Cumä dem Tarquinius, als er zum zweiten Male feilschen wollte. Sie hätten jetzt die Hälfte geboten und das Doppelte gefordert. Natürlich mit unbeschränktem Erfolg.

Bei solch schreckhaften Aussichten sprach die volksparteiliche Fraktion noch einmal auf die deutschnationale ein. Sie sicherte ihr den Eintritt ins Kabinett und vor allem ihr altes Heischen einer amtlichen Anfechtung der Kriegslüge zu. Ein letzter Versuch, und auch der gelang nur halb. Immerhin splitterten jene Achtundvierzig von dem granitenen Eigenwillen der anderen ab und kamen herüber. Das stieß ein klaffendes Loch in die rote Rechnung. Daher das grimme Schmutzschleudern derer, die zwar über gegnerische Starrköpfigkeit keiften, sie gleichwohl aber zu ihrem Sondervorteil hatten auskaufen wollen.

Es waren beiläufig gerade die geistigen Führer der Deutschnationalen, die den schweren, doch gescheiten Schritt taten. Der weitsichtige Tirpitz, die Leute des geschichtlich geschulten Blickes, wie Hoetzsch und Martin Spahn. Der Württemberger Bazille verwies darauf, daß ein Staatsmann andere Aufgaben hat als der Offizier, und daher mit anderen Augen schauen muß. Ein Platzoberster kann sich mit seiner Feste in die Luft sprengen, ein Admiral sein Schiff versenken. Ein Volk aber hat die Pflicht der Selbsterhaltung, und wenn ihm die Waffe des Schwertes fehlt, dann bleibt ihm nur die Waffe des bedingten Anpassens. Auch im jungen Bismarck erwachte der so oft mißdeutete Geist des Großvaters. Der Alte vom Sachsenwalde hatte nie Sinn für einen Berserkerdrang, der sich an feindlichen Zyklopenmauern fruchtlos den Schädel zerschellt. Und wie immer, so hätte er auch diesmal gefragt: „Was kommt danach?“

Das neue Abkommen ist wie die alten ein bloßer Übergang. Der Dawesplan wird an sich selber sterben; es sei denn, daß ihm nicht zuvor schon die englische Faust den Kragen umdreht. Bereits entdeckt man drüben überm Kanal, die Leistung, die er uns aufzwinge, sei so ungeheuer, daß die englische diesem erpreßten Wettstreben rettungslos unterliegen müsse. Habe es Sinn und Verstand, sich die Motten selber in den Pelz zu holen? Im Arbeiter gärt die dumpfe Sorge, der deutsche werde ihm das Brot vom Munde reißen, und seine Wünsche für diesen sind demgemäß weder fromm noch weltbrüderlich. Wenn das verzückte Nordamerika seinen Dawes als den Heiland beider Halbkugeln und dessen Werk als die heilige Wirtschaftsbibel der nächsten Zukunft preist, so ist Macdonald ein arger Ketzer gegen diesen ökumenischen Glaubensartikel Dollariens. Der „Star“ berichtet, er habe die Annahme nur betrieben, um einen französischen Aufschrei zu ersticken und trage sich bereits mit bessernden Vorschlägen. Er hat also Hintergedanken. Frankreich erst recht. Und von den übrigen hegt sicherlich auch jeder seinen besonderen geistigen Vorbehalt. Sollten wir die

einzigen Politiker auf kurze Sicht sein wollen? Es wird wirklich drängende Zeit, daß auch wir pokern lernen.

* * *

Was soll geschehen? Zwei Versprechen sind gegeben. Sie müssen gehalten werden. Das verlangt das verpfändete Wort, das verlangt das Vaterland. Es war ein Fehler der Deutschnationalen, daß sie nicht gleich nach dem 4. Mai ins Kabinett traten. Ein noch schwererer, daß sie sich die Türe, die ihnen Ebert von drinnen zu sperren suchte, auch noch von draußen selber verrammelten. Wäre man in Berlin stärker gewesen, dann hätte man auch in London stärker sein können.

Die kopfreichste Fraktion des Reichstags hat die Ehrenpflicht aufbauender Mitarbeit. Es ist schon übel genug, daß bei den Völkischen soviel heiße Vaterlandsliebe sich in fruchtlose Eigenbrödelei verbohrt.

Die ganze Linke fürchtet den „Bürgerblock". „Unter keinen Umständen!" schreit die „Frankf. Zeitg.", und als Mittel zur Abwehr: „Fort mit diesem Reichstag!" Ähnlich Wirth, der sich wieder für ein Weilchen als der Mann von morgen fühlte. „Der Begriff Bürgerblock paßt nicht in mein politisches Wörterbuch."

Wirth ist ein gewitzter Taktiker. Mit sicherer Hand stieß er in eine wunde Stelle. In der Tat täte man wohl, dies Wort auszumerzen. Daß es aufkam, ist freilich sozialdemokratische Schuld. Sie haben sich stets als nackte Klassenpartei gefühlt, deren Endziel Klassenherrschaft, deren Mittel der rücksichtslose Kampf gegen die „einzige reaktionäre Masse" war. Druck weckte wieder Druck und bald hieß es: Block gegen Block, Klassen gegen Klasse, Bürgertum gegen Proletariat.

Allein die Bourgeoisie von gestern ist nicht mehr. Der Währungssturz hat sie auf die Strecke geliefert. Ihre Leute sind verarmt oder verärmlicht; wer besaß, gehört heute zu den Besitzlosen. Nicht Vermögen, nur Bildung, Lebensform, Staatsansicht trennen ihn noch vom Handarbeiter. Bei diesem hinwieder ist die geistige Herrschaft des Marxismus in stetem Schwinden. So sind die Grenzscheiden verwischt, und man sollte sie nicht wieder dadurch festigen, daß man in veraltetem Namen das alte Mißtrauen frisch hält.

Aus dem Strudel dieser zehn Jahre dürfen wir nicht als Leute wieder auftauchen, die weder lernten noch vergessen konnten. Deshalb soll auch keine blaue Klassenherrschaft erstehen, sondern nur die rote verhütet werden. In dem Block, der uns vorschwebt, müssen sich konservatives, liberales und soziales Wollen deutschvaterländisch durchdringen. Er soll jedem Stande sein ehrliches Recht geben; das Gute achten, das uns aus besseren Tagen überkam, allein auch unbefangen sein gegenüber dem, wovon die kreißende Gegenwart im Begriffe steht, entbunden zu werden. Daher gilt es auszuwechseln, was sich als morsch erwies, allein nichts einzureißen, wofür besserer Ersatz nicht da ist. Willkommen jeder, der da helfen will! Reden wir daher doch lieber vom Aufbaublock.

* * *

Ein einseitiges Linkskabinett freilich wäre das Allerschlimmste, was uns zustoßen könnte. Die Tage blinder Erfüllung sind dahin, und wer unbefugt in Genf herumgschaftelhuberte, um sich bei Herriot über deutsches Sollen oder Nichtdürfen zu belernen, der ist uns ein gezeichneter Mann. Von den Reichslenkern fordern wir soviel

Rückgrat, daß sie feindliche Drohung nicht tragisch, feindliche Lockung hingegen nur komisch nehmen.

Als der Völkerbund gegründet wurde, schloß man uns vom Beitritt aus, bevor wir überhaupt um Aufnahme nachgesucht. Das sollte Schimpf und Strafe für unsere Untaten sein. Man sprach uns damit gewissermaßen die zwischenstaatlichen Ehrenrechte ab, erklärte uns in der Weltgemeinschaft für das, was im alten Heere die Leute ohne Kokarde, die Taugenichtse von der zweiten Klasse des Soldatenstandes gewesen sind.

Erst fünf Jahre ist's her. Aber schon fand Macdonald in Genf, der Völkerbund dürfe sich nicht länger den Luxus gestatten, Deutschland vor der Türe stehen zu lassen. Er könne nicht arbeiten „mit diesem leeren und drohenden Sitz in der Versammlung". Seinem Auge muß dabei ein Bühnenbild aus Shakespeare vorgeschwebt haben. Dadurch wurde ihm Versailles zu der schottischen Heide, wo Hekate mit ihren Hexen den Teufelstrank braute; Genf zum Schloß Fores und der Völkerbund zu Macbeth, der beim Krönungsmahle vor dem unbesetzten Stuhle den blutigen Geist des gemeuchelten Banquo aufsteigen sieht. Der Vergleich verrät viel; weit mehr als der Mund eines englischen Staatsmannes jemals offen sagen dürfte. Allein er stimmt. Wir *sind* der gemordete Banquo.

So ändert mit den Jahren sich das Urteil. Der Allerweltsverbrecher von neulich wird jetzt huldreich zu Tisch geladen. Die Hand, die uns zur Treppe hinabstieß, winkt nunmehr hastig herauf. Deutschland soll dem Völkerbund beitreten, je eher desto lieber. Noch in dieser Tagung. Es kann gar nicht rasch genug gehen. Wir brauchen uns bloß zu melden und sind schon drin. Bei einem so lieben Freunde macht man keine Umstände.

Unsere Pazifisten erfüllt der Stolz des Emporkömmlings, der in einem feudalen Klub endlich weiß gekugelt wurde. Welch eine Ehre für die schwarzrotgoldene Republik, fortan mit den Großmächten von Panama, Haiti, Liberia und Hedschas völlig gleichberechtigt an demselben grünen Tische zu sitzen! Also nur kein großes Federlesen; 'rein ins Vergnügen! Genosse Loebe forderte in einem offenen Briefe, daß Stresemann „unverzüglich" und „entschlossen" den Antrag stelle, damit endlich die letzten Grenzlinien zwischen uns und den Verbandsstaaten zugeschüttet würden.

Die letzten? Uns scheint, daß sogar die allerersten noch klaffen, wie die zwanzig Todeswunden in Banquos Schädel. Aber freilich: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen!"

Dem Völkerbund beitreten, hieße dem Völkerbund Vertrauen schenken. Kann dies ein deutsches Gewissen? Wie oft haben wir schmerzensvoll erprobt, daß er nichts ist als ein heuchlerisches Werkzeug deutscher Knechtung; ein spitzbübisch verkleideter Schutzverband der Krieggewinner! Dürfen wir vergessen, was er im Saargebiet, in Schleswig, Eupen-Malmedy und Westpreußen an unserer Wehrlosigkeit verübte? Den oberschlesischen Schandentscheid hat sogar Macdonald zum Entsetzen Polens einen Irrtum nennen müssen. Wo bleibt aber die sonst so beliebte Wiedergutmachung?

Es waren gefühlvolle Reden, die Herriot in Genf hielt. Er hat das besser heraus als sein Vorgänger, der die abscheuliche Unwahrhaftigkeit seines Wortes allemal durch fratzenhaften Schwulst verriet. Die Friedensmännlein in der Salle de refor-

mation waren denn auch derart entflammt, daß sie ihm minutenlang die Hände schüttelten. Noch am selben Abend indessen fuhr er nach Meaux zur Zehnjahresfeier der Marneschlacht, und dort klang es wieder ganz anders. Da verherrlichte er das Versailler Diktat als einen Frieden des Rechtes und der Gerechtigkeit. Da brüstete er sich, er habe in Genf die Unschuld Frankreichs in alle Welt hinausgeschrien, und schier poincaristisch verglich er sein Land einer Karyatide, die alle Last der von der Barbarei bedrohten Kultur auf ihrem Haupte trage. Es war, als ob er sich bei dem General Hirschauer wieder hätte beliebt machen wollen, der abfällig gemeint, sechs Divisionen am Rhein seien mehr wert, als zwölf Reden in Genf. Auch diesmal wurden ihm minutenlang die Hände geschüttelt, allein jetzt waren es umgekehrt die Säbelraßler vom nationalen Block.

Frankreich verlangt von uns nach der militärischen Abrüstung die moralische. Das ist nichts anderes als die Abrüstung der Moral; die Anerkennung der Lüge als Wahrheit, der endgültige Verzicht auf das Recht, recht zu haben.

Das gerade wäre, was wir mit dem bedingungslosen Eintritt in den Völkerbund zugeständen. Denn er ist auf Versailles erbaut, und Versailles auf der Kriegslüge. Das muß uns fernhalten. Bevor Deutschland in Genf erscheint, hat man dort zu zeigen, daß man die Wahrheit nicht mehr totschweigt und fortan das Recht wie einen Rocher de bronze aufrichtet.

Die Zusage der Regierung, die deutsche Kriegsschuld nunmehr amtlich anzufechten, kam daher zur günstigen Zeit. Man braucht uns, also soll man uns bezahlen. Es ist gar kein neuer Preis, den wir fordern; nur ein längst fälliger Rückstand.

Aber man will es nicht. England so wenig wie Frankreich. Man rechnet daher wieder mit unserem schlechten Pokerspiel und droht mit „katastrophalen" Folgen. Mit welchen, wenn man fragen darf? Gedenkt man etwa wie alle früheren, so auch das Londoner Abkommen zu brechen? Hier fällt jedes Grübeln über das „Was kommt danach?" der Gegenseite zu.

Unsere Weltdemokraten sitzen jedoch längst wieder schlotternd im Bockshorn. Sie schreien sogar selber mit, damit unsere Regierung nur ja gleichfalls hineinflüchte. Der „Vorwärts" schimpft, wie es sogar Poincaré nicht besser könnte, der Hauptgefährdete der Kriegsschuldfrage. Diplomatischen Klimbim nennt er die Grundbedingung deutschen Ehrgefühls, ja eine Eselei, und die sie stellen unfähige Hanswürste.

Die ungestümen Ratgeber des sozialdemokratischen Zentralorgans gleichen jenem Pangloß Voltaires, der von jedermann betrogen, bestohlen, geknufft, geprügelt und eingesperrt, dennoch allezeit den fröhlichen Glauben bewahrte, in der besten aller Welten zu leben. Was man uns auch antut, nur immer hübsch Ja sagen, sich ducken, stille sein und Gelegenheiten verpassen. Gerade nun ist wieder eine da, die beste seit fünf Jahren. Und dennoch stille sein? Nein: „Freund, jetzt ist's Zeit zu lärmen!"

F. H.

(Abgeschlossen am 22. September.)

Auf der Warte

Anton Bruckner

Zur Feier des 100. Geburtstages dieses großen Tonkünstlers entnehmen wir einem neuesten Buche von Oskar Lang über Bruckner (München, C. H. Beck) folgenden Abschnitt aus dem einführenden Kapitel:

... „Während so die Welt dem Abgrund entgegentaumelte, während die Zersetzung, die innere Aushöhlung überhandnahm, erwuchs abseits und ungekannt von der Welt in einem Winkel des vormärzlichen Österreich eine Kraft zu ungeahnter Größe heran, auf die das Heil voller Begnadung ausgegossen war: Anton Bruckner. Der wußte nichts von den Dingen der Welt, der hatte bisher in Kirchen und Klöstern seiner Musik gelebt und seinem Gott gedient, auf dessen Stimme er hörte. Der aber hatte ihn berufen. Dem destruktiven Zeitgeist, der die Einheit des Lebens in tausend kleine Einzelwesenheiten von überhitzter, künstlich hypertrophierter Lebendigkeit zerlöste, war hier ein Gegenpol entstanden, der, ganz konstruktiv gerichtet, aus tiefstem Einheitsgefühl mit allem Seienden schöpfte, der zentripetal, nicht zentrifugal eingestellt zur Herzmitte zurück-, nicht davon wegführte. Nietzsche hätte sich nicht träumen lassen, daß hier ein anderer, nicht minder großer „Unzeitgemäßer" lebte und wirkte, der es auf seine, allerdings gänzlich andere Weise verstand, der Welt und ihrem Geist Widerpart zu halten. Nicht dadurch, daß er sich selbst opfernd, wie Nietzsche, zum tiefsten Gewissen der Zeit machte, sondern, indem er eine Gegenwelt errichtete, die er auf Fundamenten gründete, zu denen die andern keinen Zugang mehr hatten, und sich allen verderblichen Einflüssen der Umwelt gegenüber absolut immun erwies. Wie ein erratischer Block, ein Fremdling, anderen Seelenschichten entrissen, ein ungespaltener Koloß von ursprünglicher Mächtigkeit, so ragt Bruckner in die Welt des 19. Jahrhunderts hinein.

Es ist grundfalsch, Bruckner in die zeitliche Entwicklung, die einheitlich von Liszt-Wagner zur Moderne führt, als Bindeglied einreihen zu wollen. Bruckner ist dieser zeitlichen Strömung antipodisch; er ist nicht Erfüller der Zeit in dem umfassenden und absoluten Sinn, wie es Haydn und Mozart, aber auch noch Beethoven waren. Bei ihnen bestand noch volle Einheit; sie besaßen den vollen seelischen Reichtum ihrer Epoche und repräsentierten zugleich den Stil ihrer Zeit. Um die Jahrhundertmitte teilte sich diese Einheit in zwei Richtungen, so wie sie sich früher schon einmal in Bach und Händel geteilt hatte, nämlich einen, der den Zeitstil in großartigster Weise zum Ausdruck brachte, und einen andern, der in seinem Werk die mystische Innerlichkeit von Jahrzehnten und Jahrhunderten einfing. (In der Malerei sind Rubens und Rembrandt die entsprechenden Persönlichkeiten.) Der eine von der Welt gefeiert und gepriesen, eine europäische Größe, der andere vergraben und eingekapselt in ein kleinbürgerliches Kantordasein (so wie Rembrandt arm und unbekannt gestorben war) und in seiner überragenden Bedeutung erst von der Nachwelt erkannt. Ein ähnliches Bild haben wir in der verflossenen Jahrhunderthälfte; auch hier zwei Genies: Wagner, der Exponent der Zeit, im Vordergrund des Tages, im Glanz seiner Triumphe, den Spätstil einer absterbenden Epoche begründend (sein merkwürdiges Wort: „Mit der Musik ist es zu Ende, und ich weiß nicht, ob meine dramatischen Explosionen dies Ende aufzuhalten vermögen"), und gleichzeitig Bruckner, der seitab wirkend noch einmal alles tiefste Seelentum der übereinandergelagerten und gleichzeitig immer noch wirksamen Zeitepochen in sich einsog und zur Gestaltung brachte.

So ist es kein Wunder und nur folgerichtig, daß Bruckner, am Grad seiner Bedeutung gemessen, von allen Musikern seines Jahrhunderts der am meisten verkannte und mißachtete geblieben ist. Wagner steht fest umrissen da, gleichviel welche Schätzung man ihm nun beimesse, ebenso können Berlioz und

Liszt, Brahms und Wolf als von der Generation erfaßt und verarbeitet gelten. Aber Bruckner? Hier sind 28 Jahre nach seinem Tod noch kaum die Grundfragen geklärt; noch sind, wie ehedem zu seinen Lebzeiten, starke Widerstände vorhanden, so wenig stichhaltig auch die Gründe dafür sein mögen, man findet ihn formlos, übertrieben, schwülstig, kulturlos, bombastisch, dann wieder kirchendienerisch, allzu katholisch, nach Weihrauch schmeckend und wie die seichten Einwände oberflächlicher Köpfe sonst noch heißen mögen — und nur langsam, wenn auch stetig, wächst die Gemeinde derer, die in Bruckner nicht nur eins der größten musikalischen Genies verehren, die die Welt gesehen hat, sondern in ihm auch den Erlöser und Befreier erblicken, der die Musik aus ihrer jetzigen Zerrüttung einer besseren Zukunft entgegenzuführen vermag. Die breite Masse aber verhält sich in lauflauer Haltung, der Streit um sein Werk, um Für und Wider steht nicht einmal im Vordergrund des Interesses, ja für weite Volksschichten ist seine Musik noch völlig eine Terra incognita, gerade auch für solche, die, kennten sie ihn nur, mit zu seinen treuesten Anhängern zählen würden.

Gewiß, das Bild hat sich seit einem Menschenalter verändert. Während damals Bruckner-Konzerte lokal auf bestimmte Orte, Wien, Linz, München, Leipzig, hie und da auch Berlin, beschränkt waren, figuriert heute sein Name auf den Programmen der Orchesterkonzerte aller größeren Städte. An der Zahl der Aufführungen gemessen scheint es ein Sieg auf der ganzen Linie zu sein. Nur schade, daß diese nicht ausschlaggebend sind; was nämlich hier gegeben wird, ist, wie wir noch sehen werden, nur in seltenen Ausnahmefällen echter Bruckner, in den häufigeren aber vielmehr ein Hohn auf den Geist seiner Musik; man hat ihn physiognomisch umgemodelt, man hat sich ein Zerrbild von ihm zurechtgeschustert, man interpretiert seine Musik aus der „Geistigkeit“ der Epoche, und das genügt allerdings, um sie tödlich zu treffen.

So sind wir alles in allem noch recht weit von der Erkenntnis, daß die Kunst des ganz großen, unserer besten Tradition entwachsenen monumentalen Musikstils in Bruckner noch einmal einen Meister allerersten Ranges gefunden hat. Noch immer wird Bruckner nur musikalisch beurteilt und durch das Hin und Her der Meinungen gezerrt, ein albernes Gebaren angesichts der grandiosen Weltschau, die in seinem Riesenwerk vorliegt. Niemand wird es einfallen, Beethoven nur als Musiker zu werten. Wer sieht in ihm nicht vor allem das, was er war, den Kündiger neuer ungeheurer Seelenwerte, den Propheten, der der Menschheit eine neue Heilsbotschaft zu bringen begnadet war? Dasselbe gilt aber von Bruckner. Wenn das unbedingte Genie nicht bloß höchstes Künstlertum, sondern auch höchstes Menschentum (im Werk, nicht in der Person) in sich begreift, dann ist Bruckner neben Beethoven das einzige wirkliche Genie ganz großen Formats im 19. Jahrhundert.“

Oskar Lang

Albert Köster

Dem kürzlich so unerwartet verstorbenen Ordinarius für Deutsche Literaturgeschichte an der Leipziger Universität wird in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ von einer ehemaligen Schülerin ein Nachruf gewidmet, der um seines warmherzigen, vom innerlich Persönlichen her erfassenden Tones willen hier mitgeteilt sei. Wer einmal Kösters Faustkolleg lauschen durfte, in dem der Gelehrte die gesamte „Faust“-Dichtung in schlechthin vollendeter Meisterschaft zu rezitieren pflegte, wird den dankbaren Worten dieser begeisterten Schülerin gern zustimmen:

„Eigentlich hast du uns Studentinnen nie besonders gern gemocht, **Albert Köster**. Wer wollte es dir auch verübeln? Deine verwöhnten Augen liebten es, nur auf Schönem zu ruhen, und dein weltmännischer Sinn empfand das gepflegte Äußere als die selbstverständliche Voraussetzung für Wichtigeres. Und an diesen Dingen hat es eine frühere Generation von emanzipierten Frauen absichtlich fehlen lassen. So gab es denn bei dir viel Ironie, auf der Gegenseite viel Verdruß, und einmal ist beinah ein kleiner Krieg gewesen. Doch wurde das mit der Zeit ganz anders. Unter den Studentinnen siegte die

Dame, und mit ihr schlossest du ritterlich sofort deinen Frieden, und zuletzt haben wir uns doch recht geliebt, du und wir, deine Schülerinnen. Schließlich war ja auch hin und wieder eine unter uns, deren Leistung du uneingeschränkt anerkennen konntest. Und immer hat dir der Fleiß deiner Studentinnen Freude gemacht. Ja — und dann hattest du auch ein leises Mitleid, denn du warst einer von den ritterlichen Männern der alten Schule, die es sich nie ganz abgewöhnen können, daran zu denken, daß die Frau ihre schönste seelische Blüte nur in einer Atmosphäre entfalten kann, die jenseits des harten Daseinkampfes liegt. Was uns aber besonders einte, mehr als dich und deine Schüler, das war dies: du wurdest von uns am tiefsten verstanden, wenn du auch weniger Wert auf uns legtest als auf unsere männlichen Rivalen.

Man spricht jetzt viel davon, daß du ein bedeutender Gelehrter gewesen bist. Das warst du wohl; doch warst du im Grunde deines Wesens etwas anderes und mehr: du warst Künstler. Nicht was du sagtest in deinen Vorlesungen und Übungen war das Aufschlußreiche, sondern wie du es sagtest. Eine malende Geste deiner nervösen Hand, eine Schwingung deiner nüancenreichen Stimme, dann eine kleine Stille, in der die Phantasie des Hörenden unter deinem suggestiven Einfluß dir nachschuf — und Zeiten und Menschen standen plastischer vor uns, als lange und weisheitsschwere Reden sie darzustellen vermochten. Deine weiche Seele reagierte unsäglich fein auf alle Eindrücke des eigenen und fremden, des gegenwärtigen und vergangenen Lebens. Dieses zarte Fühlen war deine Qual und war doch zugleich deine Stärke; es bahnte dir den Weg zum Verstehen. Und du verstandest alles Menschliche; deshalb war um dich die beglückende Atmosphäre des wahrhaft weitherzigen und großzügigen Menschen. Ein Glück für dich und uns war es auch, daß du die schönste Möglichkeit hattest, das von dir Erfühlte vor deinen Hörern erstehen zu lassen. Denn die größte deiner Begabungen war die schauspielerische. Sie hat uns immer neu mit Bewunderung erfüllt; sie hat auch dir einen wichtigen Dienst geleistet; sie vermochte deine überempfindliche Seele zu verstecken.

Wer in dir den kühlen Friesen, den unnahbaren Würdenträger sah, der kannte dich nicht. Du bautest Mauern um dein Herz; du ließest nicht in dich hineinsehen, denn zu leicht verwundete dich die Berührung mit der Außenwelt. Wer es aber erlebt hat, wie befreit du wohl in einer seltenen Stunde dein Wesen ausschütten konntest vor dir und einem paar Augen, in dem starke und ehrliche Neigung zu dir stand, der fühlte erschüttert, wie innerlich zerrissen du Formensicherer warst. Beherrscht von Stimmungen und Stimmungen beherrschend, so fand man dich stets anders und stets neu. Darin lag das Geheimnis, der Zauber und das Verletzende deiner vielumstrittenen Persönlichkeit. Du warst ein großer Schauspieler; aber daß du auch im Leben schauspielertest aus Scheu vor zu naher Berührung deiner Empfindsamkeit, das hat dich vor der Zeit müde gemacht.

Das alles nennt man wohl ein kompliziertes Seelenleben. Und das komplizierte Seelenleben ist Sache des Künstlers oder von — uns Frauen. Und deshalb meine ich, daß wir, deine Schülerinnen, dich besonders tief verstanden haben, verstanden und geliebt. Dein schöner Tod ist uns ein wehmütiger Trost in unserem großen Schmerz. Wer wußte, wie du dich lebend verzehrtest, der hätte es nicht ertragen, dich auch sterbend noch leiden zu wissen. Und wenn die Welt jetzt viel und rühmend von deinem Gelehrtentum spricht, so lächeln wir traurig und glücklich zugleich, denn wir wissen: immer wieder in unserem ferneren Leben wird ein Augenblick kommen, in dem wir deine herrliche Stimme erinnernd hören und die Formen deiner Bewegungen vor unserem geistigen Auge erstehen, denn nie können wir vergessen, daß wir an dir, du sehr Geliebter und sehr Verehrter, erlebt haben, wie auch ein germanischer Mann einmal jenes Schöne in Körperlichkeit umzusetzen vermochte, was wir Grazie und Stil nennen, und was wir so sehr lieben müssen."

B.

Ein Richard-Wagner-Saal in Bayreuth

Was der Bayreuth-Besucher längst vermißte, soll nun verwirklicht werden. Die zahlreichen Gäste der geheiligten Stätte, — denn eine solche ist Bayreuth für des Meisters Verehrer — die in der Festspielzeit von allen deutschen Gauen zusammenkommen, haben nicht nur das Verlangen, die Werke des Meisters auf dem grünen Hügel in vollendeter Wiedergabe zu genießen; sie, die oft unter schweren Opfern die Fahrt nach Bayreuth ermöglicht haben, erhoffen auch ein Aufleben im Geiste des großen Reformators unserer Kunst. Sie betrachten das Werk Wagners nicht von der nur musikalischen Seite, sie wissen, daß Wagners Welt universal ist, daß sie noch mehr bietet, als das Musikdrama im Theater. Sie suchen, in die Ideenwelt des Meisters einzuleben und hier die feinen und tiefen Gedanken zu ihrem Eigentum zu machen, ja sie glauben, hier in Bayreuth, der Wahnfriedensstadt, noch die Stätte seiner Persönlichkeit zu finden, die uns in den uns gebliebenen Erinnerungen ein Stück von ihm selbst vor Augen führt. So glauben sie an Bayreuth als eine Wagnerstadt — und sahen sich bisher oft enttäuscht, wenn sie wenig genug von dem fanden, was sie erhofft hatten. Bayreuth, so wunderschön es gelegen ist und so reizvoll die Straßen mit ihren alten Barockbauten, dem Hofgarten und den Wasserkünsten ausschauen, bietet außer dem Grabe des Meisters nichts, was die Stadt zu dem machen könnte, was sie verdient.

Das wird nun anders werden.

Helena Wallem, die Pflegetochter, Schülerin und spätere Freundin Carl Friedrich Glasenapps, die ganz im Geiste dieses „Gurnemanz" in Wagners Welt erzogen ist und in dem Bewußtsein einer wertvollen Aufgabe mit ganzer Liebe an die Ausführung geht, hat sich nicht nur durch die Rettung der Glasenapp-Bibliothek aus den Händen der neuen Herrscher von Riga zu uns nach Deutschland ein bleibendes Verdienst in der Geschichte der Welt Richard Wagners erworben: sie wird durch den Plan, diese Bibliothek der Allgemeinheit zugängig zu machen, zur Vermittlerin zwischen der Welt Wagners und uns, die bisher außen gestanden.

Schon die bisherige Entwicklung ihres Planes zeugt von der Kraft, die ihm innewohnt und die alle Hindernisse überwindet, und von dem Bewußtsein Helena Wallems, mit dieser Arbeit, die ihre eigene Person bescheiden und selbstlos in den Hintergrund treten läßt, etwas Großes zu schaffen.

Als im Jahre 1921 nicht mehr die Hoffnung bestand, die deutsche Kultur in Riga vor den Eingriffen der Fremden rein zu halten, da war es die einzige Sorge Helena Wallems, die in Riga als Bahnbrecherin der Welt Wagners gewirkt hatte, die Bibliothek ihres Erziehers Glasenapp vor dem Untergang — denn ein solcher wäre es gewesen — zu retten und die unersetzlichen Kulturgüter, die in ihr enthalten sind, dahin zu bringen, wohin sie ihrer Art nach einzig gehörten.

„Es gab für mich", — so sagt sie — „nicht einen Augenblick des Zweifels, daß diese einzige Stätte Bayreuth sein konnte."

Was wäre nicht alles verloren gegangen, wenn sie nicht unter Mühen und Sorgen, unter dem Opfer ihrer Existenz und unter der Gefahr, von den Rigaer Mächten entdeckt zu werden, dank der ersten Unterstützung durch die deutsche Regierung die Glasenapp-Sammlung (die manches enthält, auf dessen Aufschluß wir noch hoffen) nach Deutschland gebracht hätte!

Helena Wallem kam nach Bayreuth, um dort daran zu arbeiten, diese Glasenapp-Sammlung zum Eigentum der Wagnergemeinde zu machen. Schon dies eine große Aufgabe! Durch oft sich wiederholende Beobachtungen an Bayreuther Besuchern, die vergeblich die Welt Wagners zu schauen begehrten, angeregt, kam sie zu dem Entschluß, diesem Mangel abzuhelfen und die Glasenapp-Welt zur Grundlage einer sichtbaren Wagnerwelt zu machen, die nun all das zu bieten imstande sei, was man bisher vergeblich gesucht hatte.

„Die Eindrücke, Ideen und Möglichkeiten der Ausgestaltung kamen immer zahlreicher, so daß ich Mühe hatte, sie alle auf einmal auf-

zunehmen. Die Größe meiner Arbeit ist mir, ohne daß ich es merkte, fast über den Kopf gewachsen."

Die Idee zur Schaffung einer Stätte, die das Leben und das Werk Richard Wagners in lebendiger Form wiederzugeben imstande ist, wuchs aus dem Innern der Glasenapp-Idee hervor und sieht jetzt ihrer Verwirklichung entgegen.

Der Bayreuther Stadtrat, der sich von jeher für das Werk Wagners eingesetzt und ihm völliges Verständnis entgegengebracht hat, bot zunächst Raum für den Anfang der Arbeit und stellte ständige Unterstützung in Aussicht. Die bayrischen Ministerien sagten ebenso ihr Wohlwollen und ihre Unterstützung zu, so daß schon heute die Raumfrage — in der Zeit des Raummangels — soweit gelöst ist, daß im neuen Schloß in Bayreuth zunächst eine Wohnung zur Verfügung gestellt wird, in der das Glasenapp-Zimmer und die ersten Anfänge der Wagnerwelt eröffnet werden können. Mit der fortschreitenden Lösung der heute vorherrschenden Bauschwierigkeiten besteht die Hoffnung, daß der Ausdehnung dieser Welt keine Hindernisse im Wege stehen.

Wir erhalten also eine Sammlung der bedeutendsten Erinnerungen an Richard Wagner — sei es in Schrift, Noten, Bildern, Handschriften, Kunstgegenständen und Urkunden —, die unmittelbar mit Wagner in Beziehung stehen und somit uns unmittelbar in das Leben Wagners einführen.

Auf der einen Seite dient diese Sammlung der lebendigen Einführung in die Geschichte Richard Wagners, die für die weitesten Kreise der Wagnerfreunde gedacht ist. Dadurch soll dem deutschen Volke die nationale Bedeutung Richard Wagners voll zum Bewußtsein gebracht werden. Ohne hier breiter sich in die nationale Welt Wagners zu verlieren, mag immer wieder betont werden, daß der Gedanke der deutschen Kunst, für die Wagner sein Lebtag gekämpft hat, sein Werk zu dem deutschen Kunstwerk macht, das wir aus der Romantik besitzen, und daß gerade hier die Bedeutung seines Schaffens für unser Vaterland ersteht.

Auf der anderen Seite steht das Gedenkzimmer des Wagnerbiographen Carl Friedrich Glasenapp, das für Forschungszwecke ausgebaut wird. Was auf der einen Seite in einfacher Form all denen ein vollendetes, reines und unverwässertes Bild des Meisters gibt, das wird hier dem Forscher, der in die tiefsten Geheimnisse seines Wesens eindringen will, durch umfangreiches, alles Halbe, Platte und Gefälschte ausschließendes Material zum eigentlichen Wege.

Daß durch die Sammlung dem Verkauf der Erinnerungsgegenstände an Richard Wagner nach dem Ausland Einhalt geboten wird und die in Deutschland weit verbreiteten Andenken zum Besten der Nation mit der Zeit alle hier vereinigt werden, verdient besondere Beachtung. —

An uns allen, denen die Welt Wagners lieb und wert ist, liegt es nun, mitzuhelfen, den Bau zu vollenden. Wir wissen, daß er in guten Händen ist, denn alle die, die den Anfang in diesem Jahre selbst in Bayreuth und die Pflegerin und Hüterin des Saales gesehen haben, denken mit Dankbarkeit und Verehrung an das traute Stübchen in dem Barockhause neben dem Jean-Paul-Denkmal, in dem still und selbstlos Helena Wallem, eine echte Persönlichkeit im Sinne C. F. Glasenapps, waltet und in Liebe und Begeisterung für ihr Werk Freunde wirbt.

Von allen Seiten kommen begeisterte Briefe, die Mitarbeit versprechen. Männer, deren Namen uns aus der Geschichte der Bayreuther Welt wohl bekannt sind, beginnen. Hans von Wolzogen, Franz Staffen, Prof. Dr. Koch, der Literaturhistoriker, und Siegfried Wagner selbst haben den Anfang gemacht; Freiherr von Leichtenberg schenkte seinen ganzen Besitz und der Grazer Architekt F. Hofmann die Materna-Erinnerungen, „zwei Heiligtümer", wie er dazu schrieb, „obwohl er drei Kinder und zwanzig Enkel hat." Zahlreich sind testamentarische Stiftungen, die dem Wagnersaal nach dem Tode der Besitzer zugehen, zahlreich die Gelder, die man sendet, um den Ankauf wertvoller Erinnerungen zu ermöglichen, die sonst in vielleicht ungeweihte Hände übergehen.



Schließen wir mit den Worten Helena Wallems: „Etwas wirklich Schönes von kultureller und nationaler Bedeutung kann nur durch größte Opferwilligkeit und Tatkraft entstehen, wenn Sie alle geneigt sind, die junge Schöpfung als ein gemeinsames Pflegekind zu betrachten, dessen Wachsen und Gedeihen einem jeden gleich am Herzen liegt. Die Gedenkstätte unseres Meisters soll auf Liebe und Treue aufgebaut werden, sie soll einst einen Stolz der Nation bilden und noch in fernsten Zeiten davon zeugen, daß deutscher Idealismus, selbst in Tagen der Not, Flügel zu schmieden imstande ist, daß er eine Kraft bedeutet, welche jedes ernst gewollte Ziel zu erreichen vermag.“ (Wer durch Beiträge — seien es Erinnerungen oder Geldmittel — mithelfen will, wendet sich an Frln. Helena Wallem, Bayreuth, Friedrichstraße 19, wo er jederzeit bereitwilligst Auskunft erhalten wird.) Otto Daube

Ethik als Grundlage des staatsbürgerlichen Lebens

In banger Sorge um die Zukunft sprach Rudolf Eucken 1897 in Jena zu weiten Kreisen der deutschen Lehrerschaft die prophetischen Worte: „Leicht könnte eine Zeit kommen, wo neue Reden an die deutsche Nation nötig würden.“

Diese Zeit ist gekommen. In bitterm Stolze durfte und darf unser altehrwürdiger Philosoph auf sein Lebenswerk herabschauen. Aber weder Stolz noch Bitterkeit erfüllen seine Seele. Als wahrhafter Prophet scheut er auch nun, trotz vorgerückten Alters, nicht Müh' noch Arbeit, neue Wege zu zeigen, die dem Leben des Einzelnen und des Volkes auch in der Zeit tiefster Erniedrigung eine gewisse Größe und Tiefe und damit auch die so notwendige Zufriedenheit gewähren. Es ist die Frage des „gehaltvollen menschlichen Seins“, die ihm am Herzen liegt, die er immer wieder von einer andern Seite packt, und die er zuletzt erst in der Problemstellung: „Ethik als Grundlage des staatsbürgerlichen Lebens“ betrachtet hat. (Beyer & Mann, Langensalza, Schriften aus dem Euckenkreis, Heft 15. Preis 0,80 G.-M.)

Wie alle seine Bücher führt auch diese kleine, aber äußerst gehaltvolle Schrift den Leser sogleich zu den Grundfragen der Welt- und Lebensanschauung. Darin liegt ihre Eigenart und ihr besonderer Wert: werden doch so die Leser allmählich dahin geführt, daß wahre Philosophie nicht eine „Begriffsfabrik“ ist, nicht etwas künstlich Gemachtes, sondern eine lebensbedingende und lebenserhöhende Wissenschaft darstellt.

Das Leben ist Grundlage und Ziel aller Philosophie! So klingt es auch wider, wenn Eucken das Wesen der Ethik in der Einleitung der genannten Schrift definiert: „Unter Ethik verstehen wir dabei nicht ein besonderes Gebiet, sondern eine Gestaltung des Lebens aus dem Ganzen der Persönlichkeit und der schaffenden Einheit; so steht die ethische Betrachtung über dem Gegensatz der theoretischen und der praktischen Vernunft und umfaßt sie alle Lebensgebiete.“ Er fußt dabei auf Aristoteles und tritt in einen bewußten Gegensatz zu dem Hedonismus eines Epikur, der da glaubt: „Ein Maximum von Lust und ein Minimum von Unlust ist das notwendige Ziel des menschlichen Willens.“

Was Eucken hier lehrt, können wir bezeichnen als einen „ethischen Aktivismus“. Indem er eine selbständige Geisteswelt voraussetzt, gelingt es ihm zu zeigen, wie ein Staat auf solcher sittlichen Grundlage nicht nur alle Hemmungen überwinden kann, sondern auch wahrhaft schöpferische Kraft zur Entfaltung bringt. Die einzelnen Abschnitte, die sich hiermit beschäftigen, beurteilen und beschreiben Sein und Sollen a) vom Ganzen und Individuum im Staatsleben, b) vom Beharren und Bewegung im politischen Leben, c) im Verhältnis von Geistigem und Sinnlichem beim Zusammenleben.

Daß Eucken außerdem, seiner Problemstellung entsprechend, die Begriffe Staat und Nation in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Bewertung beschreibt, ebenso frei von aller Parteileidenschaft die jüngsten geschichtlichen Ereignisse und die dadurch heraufbeschworenen Gefahren kritisch von hoher Warte betrachtet, vermischt mit persönlichsten

Erlebnissen, das macht das Ganze nur noch reiz- und wertvoller.

Ich möchte dieses kleine Büchlein in der Hand eines jeden Staatsbürgers wissen, vor allem in der Hand all derer, die da glauben, in erster Linie mitberufen zu sein, wieder aufzubauen: als da sind unsere Geschichtslehrer, Abgeordneten und Zeitungspolitiker. Denn nur ein staatsbürgerliches Leben im Geiste Rudolf Euckens entspricht dem Sehnen und Wollen unseres Dichter- und Denkervolkes. J. W. Hermann Schacht

Der Richter der letzten Kammer

Es war am Pfingstsonnabend, als Paul Steinmüllers Roman „Der Richter der letzten Kammer“ vom Türmerverlage bei mir eintraf. Ich las das Buch in einem Zuge weg bis tief in die Nacht hinein. Traum und Leben verschmolz. Die hauchzarten ersten Kapitel der Dichtung spielen ja auch an einem Pfingstsonnabend und -sonntag, und die Glocken, die das Fest der Maien einläuteten, klangen mir wirklich in das Geschehen dieser deutschen Liebesgeschichte von den zwei Königskindern, die zueinander nicht kommen konnten.

Unter dem tiefen Eindruck der ins Heroische einer Volksauferstehung gesteigerten Schöpfung Paul Steinmüllers setzte ich mich hin und schrieb dem Dichter, wie ich's meinte. Ich sagte ihm, daß die Führung der Geschicke des Helden und Narren, der seine Liebe und sein bestes Mannesleben unter den Händen zerrinnen läßt, um nach dem dämonischen Zwischenspiel des Weltkriegs als ein echter Deutscher seiner Zeit durch Ausharren und tiefe Wahrhaftigkeit doch noch sein Lebenswerk zum Ziel zu führen und im erkämpften Sohne zu krönen, wohl edel und völlig überzeugend gefaßt sei. Ich verhehlte ihm aber nicht mein leises Befremden, daß dieses hohe Lied der neudeutschen Jugend, in dem auch dies verfahrene und der Sinnlosigkeit beinahe verfallene Mannesgeschick den höheren Schwung und endlichen Zweck erhält, in der an die Ekstase der Katholikin Handel-Mazzetti gemahnenden Glorifizierung der christlichen Religion ausklinge. Ich verwies auf jene starke Strömung der völkischen Jugend vom Wandervogel bis zum Nationalsozialisten (und wie sie alle heißen), die auf „alte“ kirchliche Formen der Gottesverehrung verzichtet und das göttliche Wesen im Angesicht seiner Werke fühlt und verehrt. Ich glaubte diesen Hinweis aus einiger Kenntnis meines Dienstes an nationaler Jugend schöpfen zu dürfen. Immer häufiger sieht sich der Freund völkischer Jugend in den Kampf der Meinungen hineingezogen, der auch die Rechtsparteien zerklüftet: der Gegensatz zwischen dem Festhalten an der christlichnationalen Grundlage vaterländischer Anschauung und dem Beharren auf einer neuen „deutschen Frömmigkeit“ der Völkischen, die der erstarrten Kirche weitere Berechtigung abspricht.

Darauf schrieb mir Paul Steinmüller umgehend:

„... Ihren Einwand gegen die religiöse Höhe der Arbeit lasse ich nicht gelten. Ich muß freilich zunächst erklären, daß dieser Aufstieg keine Wendung zu Altar und Kanzel, sondern zu Gott, dem Richter der letzten Kammer, bedeutet. Diesen der Jugend vorzuenthalten, hieße nicht allein den Bruch mit der geistigen Entwicklung unsres Volkes vollständig machen, es hieße auch die deutsche Gottessehnsucht der Jugend und den Angelpunkt unsres Auferstehens verkennen. Ich weiß, daß die Kirche, so wie sie ist, keine Handhabe dafür darbietet. Ich weiß aber auch, daß die Jugend fähig ist, sich die Kirche zu schaffen, die deutschem Wesen gemäß ist. Den Wald — sehr schön! Aber das ist nur ein Pol. Der andere liegt umschlossen vom Geist der Gotik, der für die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit die deutsche Stätte schuf. Ich möchte keinem raten, unter Mißachtung dieser Gottesoffenbarung zur Naturreligion zurückzukehren; es wäre eine Umkehr ohne Einkehr, die für unsre Zukunft unfruchtbar wäre, weil sie Schatzkammern des deutschen Geistes unerschöpft ließe.“

In diesen knappen Sätzen scheint mir das Wesen des heutigen Übergangs klar umschrieben. Es wird in der Tat alles darauf ankommen und bei der zweimal für einmal zugegebenen Sehnsucht und Inbrunst jetziger

deutscher Jugend nach einem Hohen, Unfaßbaren auch begnadete Wirklichkeit werden (denn diese Jugend ringt und opfert, reinigt und stärkt sich): Aus der großartigen Form der Kirche von gestern und heute; aus der neuen deutschen Frömmigkeit, der ein gotischer deutscher Dom Inbegriff göttlicher Anbetung bleibt, wird sich der Glaube von morgen als wahrhaft deutsche Gottesverehrung herausbilden. Der Leser mache sich aber sein eigenes Bild, indem er jenes Buch liest! Es geht um zu hohe Dinge. Wie mit ihnen sich abfinden, das sagt ihnen Paul Steinmüller tief, klar und schön. Hans Schoenfeld

Moderne Strömungen in der deutschen Literaturwissenschaft

Unter diesem Titel hat der geschätzte Literarhistoriker der Universität Königsberg, Rudolf Unger, in der Zeitschrift „Die Literatur" (November 1923, März und Juni 1924) drei Aufsätze veröffentlicht. Darin kommt er auch auf eine Betrachtungsweise zu sprechen, die seinerzeit als „Heimatkunst" starke Wirkung oder Anregung ausgeübt hat. Nach einem Hinweis auf Lamprecht, Taines „Milieutheorie" usw. fährt er fort:

„. . . In mannigfacher Berührung mit ihnen, aber sie alle an Leistung wie Wirkung überflügelnd, ist nun neuerdings eine ethnologische Literaturbetrachtung erwachsen, die, zunächst auf ein bahnbrechendes Werk sich stützend, bereits weitere Kreise bis in die Publizistik und Kulturpolitik des Tages hineinzuziehen begonnen hat, wie etwa Walter Harichs ‚Ostproblem' zeigt. Es handelt sich um die von Sauer und Nadler auf den genealogischen und stammesgeschichtlichen Gesichtspunkt begründete Literaturgeschichtsmethodik.

August Sauer in Prag ist der geistige Vater dieser Richtung. Er hat ihr Programm ausgegeben in einer vielbeachteten Prager Rektoratsrede von 1917, betitelt ‚Literaturgeschichte und Volkskunde'. Die Hauptforderung, die er hier aufstellt und zunächst offenbar in seinen Vorlesungen verwirklicht hat, lautet: ‚Es ist der Versuch zu machen, einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte in der Weise zu liefern, daß dabei von den volkstümlichen Grundlagen nach stammheitlicher und landschaftlicher Gliederung ausgegangen werde, daß die Landschaften und Stämme nach ihrer Eigenart und Wechselwirkung darin mehr als bisher zur Geltung kommen, und daß bei jedem Dichter, jeder Dichtergruppe und jedem Dichtwerke festgestellt werde, wie tief sie im deutschen Volkstum wurzeln oder wie weit sie sich etwa davon entfernen. Der Literaturgeschichte von oben träte eine literaturgeschichtliche Betrachtung von unten, von den volkstümlichen Elementen aus, mit besonderer Berücksichtigung der Dialektpoesie (sowie der Genealogie, Volkskunde und Ethnologie) zur Seite.'

Als Sauer diese These aufstellte, hat er wohl kaum geahnt, daß sie so rasch und mit solcher Stoßkraft prinzipieller Durchdringung weiter Stoffmassen Erfüllung finden würde, wie es durch seinen Schüler Joseph Nadler geschehen ist. In den Jahren 1912—1918 sind die ersten drei Bände von dessen ‚Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften' erschienen" . . .

In den drei Aufsätzen Ungers ist kein Wort gesagt von den eigentlichen Anregern der Heimatkunst, die jetzt unter Nadlers Führung gleichsam amtlich anerkannt in die Literaturwissenschaft Einzug gehalten hat. Man muß einmal auf diesen Punkt hinweisen. Es gehört zum Übereinkommen in akademisch-wissenschaftlichen Kreisen, einen unbeliebten und unbequemen Außenseiter wie den Literarhistoriker Prof. Adolf Bartels einfach zu unterschlagen oder verächtlich zu machen. Das geht denn doch nicht an. Er hat von seinem antisemitisch-nationalen Standpunkt aus freilich das Seine getan, jüdische Vertreter der deutschen Literaturwissenschaft, wie R. M. Meyer, Oskar Walzel u. a., gegen sich aufzubringen. Nun ist er, in seinem „Deutschen Schrifttum", empört, daß der „Jude Sauer" aus Prag der „geistige Vater" der stammeskundlichen Betrachtungsweise sein soll. Und wir können ihm in der Sache selbst nicht unrecht geben

In der Tat haben lange vor Sauer sowohl

Bartels als auch Ernst Wachler in seiner „Läuterung der deutschen Dichtkunst im Volksgeiste“ (1898) und in seinen „Rheindämmerungen“ (1902) die programmatischen Forderungen von Sauers Rektoratsrede vorausgenommen. Und im Sinne seiner schon von den Brüdern Grimm und Herder angeregten Grundsätze schuf Wachler seine bekannte Freilichtbühne: das weithin Nachfolge hervorrufende „Harzer Bergtheater“ (1903). Auch den jetzigen Herausgeber des „Türmer“ darf man hier nennen. Er trat in Aufsätzen, die z. T. in der obengenannten Zeitschrift „Die Literatur“ (früher „Lit. Echo“) um die Jahrhundertwende erschienen sind, für die Dezentralisations-Bewegung ein (vgl. Lienhards Gesammelte Aufsätze „Neue Ideale“, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Ihr „geistiger Vater“ ist aber lange vor ihm und den oben Genannten der tief wirkende Verfasser des 1890 erschienenen „Rembrandt als Erzieher“ (Langbehn).

Wenn sich auch diese Anreger der sogenannten Heimatkunst (die man in Frankreich „Regionalismus“ nannte; auch die Bewegung der provenzalischen Félibres — Mistral — gehört hieher) in ihrer späteren Entwicklung getrennt haben, man sollte doch die obigen Tatsachen nicht vergessen.

Deutscher Theaterunfug

In einer öffentlichen Erklärung lehnte es Ende Juni die Vereinigung der Hamburger Schauspielkritiker ab, zwei Stücke im Kleinen Lustspielhaus „Postlagerkarte 51“ und „Bettgeheimnisse“ zu besprechen mit der Begründung, es sei „mit Pflicht und Würde der Kritik unvereinbar, über Aufführungen zu berichten, die weder mit Kunst noch gepflegter Unterhaltung etwas zu tun haben, sondern nur die Absicht verfolgen, in unsauberer Weise das Reich des Eros für spekulationssüchtige Zwecke zu mißbrauchen“. Stücke ähnlicher Art wurden auch im Karl-Schultze-Theater aufgeführt, so z. B. „Lauf doch nicht immer nackt herum“ und „Besuch im Bett“. Wochen hindurch brachten im Juli und August die Kammerspiele Schnitzlers „Reigen“ gegen 100 mal zur Aufführung, stets mit dem Bemerken „Jugendliche unter zwanzig Jahren haben keinen Zutritt“. Doch war dieser Zusatz nur üble Reklame, und die zahlreich heranströmenden Jugendlichen wurden ohne weiteres zugelassen. Dieselben Kammerspiele hofften auch mit Tollers „Hinkemann“ ein Geschäft zu machen und fügten ihren Ankündigungen folgenden Satz ein: „Jeder Inhaber eines Platzes verpflichtet sich ehrenwörtlich, jede Störung der Vorstellung von Hinkemann zu unterlassen. Jede Störung ist Hausfriedensbruch.“ Wer etwa sein Mißfallen äußerte, brach demnach sein Ehrenwort und wurde außerdem noch mit einer Klage bedroht! Dieses Stück mußte aber wieder abgesetzt werden und brachte keinen beträchtlichen Gewinn, weil die Besucher der Kammerspiele an zotigere Stücke gewöhnt sind. Die Zwischenaktszeitung der Kammerspiele („Die Freiheit“) entspringt demselben Tiefland. Man kann im ganzen sagen: von dem heutigen Theater geht nicht mehr die geringste Kulturkraft aus, wohl aber eine Fülle von Unrat. P. D.

Die Türmerleser seien noch besonders auf die heutige Beilage aufmerksam gemacht. **Friedrich Lienhards Gesammelte Werke** beginnen nun zu erscheinen; und zwar erschien soeben die erste Reihe (Erzählende Werke), in vier Bänden und in einem Karton vereinigt. Wir empfehlen die Ausgabe zu Geschenkzwecken und für Büchereien.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer Stuttgart.

Frühnebel

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. November 1924 Heft 2

Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

Goethe

Wo fährt die Seele denn hin, wann der Leib stirbt, sie sei selig oder verdammt? – Sie bedarf keines Ausfahrens, sondern das äußerliche tödliche Leben samt dem Leibe scheiden sich nur von ihr. Sie hat Himmel und Hölle zuvor in sich. . . . Denn Himmel und Hölle ist überall gegenwärtig.

Jakob Böhme

Die Tragödie Deutschlands

Von Prof. Dr. Wilh. Rein (Jena)

Das tragische Geschick Deutschlands beruht nicht darin, daß es mit der halben Welt in einem vierjährigen Ringen lag, aus dem das überwundene Volk an Haupt und Gliedern zerschlagen hervorging, sondern daß es mit einem Problem nicht fertig werden konnte und bis auf den heutigen Tag nicht fertig geworden ist, welches in den Begriffen „national" und „sozial" eingeschlossen ist.

Für den Ausländer wird dies auf den ersten Blick unfaßbar erscheinen, weil sich bei ihm beide Begriffe decken, insofern „national" und „sozial" innerhalb seines Volkes nicht Gegensätze bedeuten, die sich ausschließen, sondern die einander ergänzen. Allerdings fühlen die Nationalen des Auslands nicht immer sozial, aber die Sozialisten sind in der ganzen Welt, die deutschen ausgenommen, durchweg national eingestellt. Die russischen Bolschewisten stehen darin an der Spitze. Zwar scheint dem die Tatsache zu widersprechen, daß die Internationale auch bei ihnen, wie bei den englischen und französischen Arbeitern, eine gewisse Rolle spielt, aber es ist eben nur eine Rolle, der man kein großes Gewicht beilegt. Die nationalen Interessen, auf einem stark entwickelten völkischen Instinkt ruhend, geben bei ihnen immer den Ausschlag.

Dem deutschen Arbeiter fehlt dieser Instinkt. Unter allen Proletariern der Welt ist er allein der echte internationale Streiter gegen den Kapitalismus. Das Nationale spielt gar keine Rolle bei ihm, ja es ist ihm geradezu verhaßt, weil verdächtig, daß es im Dienste des Kapitalismus stehe und reaktionär gefärbt sei. Nur in den ersten Kriegsjahren schien die internationale Liebe gestorben zu sein. Der Selbsterhaltungstrieb machte sich bei dem Ansturm der vielen Gegner geltend und zwang zur Verteidigung eines Vaterlandes, dem man sich doch innerlich fremd fühlte. So kam es, daß nach und nach sich der kosmopolitische Zug, der dem deutschen Wesen eingeboren ist, wieder in den Vordergrund drängte. Das zeigte sich bereits im Sommer 1917, da im Reichstag zu Berlin die Friedenssehnsucht in den ersten schüchternen Fühlfäden zutage trat. Sie gelangte dann bei Bekanntgabe der berühmten vierzehn Wilsonschen Punkte zur Blüte. Die überaus harten Bedingungen des Waffenstillstands wurden unterschrieben in der Hoffnung auf einen Frieden, der die Wunden des Weltkrieges heilen und die europäische Völkerfamilie bald zu neuem Wohlstand führen werde.

Es ist nicht eingetroffen. Der Versailler Vertrag stellte das deutsche Volk unter einen ständigen furchtbaren Druck, der es nicht zur Ruhe kommen ließ, brachte aber den Siegern auch kein Glück.

In Deutschland, das durch die Revolution, die in Wahrheit eine Revolte war, die Sozialisten zur Höhe brachte, wachten die alten Gegensätze mit erneuter Stärke auf. Nicht die religiösen, die im Westfälischen Frieden mit der Forderung gegenseitiger Duldung ihr Ende fanden; nicht die politischen, die mit der Aufstellung einer konstitutionellen Verfassung einen gewissen Abschluß erreichten, wohl aber die sozialen. Ihre Lösung hatte das neunzehnte Jahrhundert begonnen und dem zwanzigsten weitergegeben. Der Weltkrieg brachte eine kurze Unterbrechung, nach der nun ein neues Ringen anhebt.

Zwei große Strömungen bildeten sich auf deutschem Boden in besonders scharfen Linien im Gefolge der industriellen Entwicklung aus. Auf der einen Seite stehen die

Arbeiter in den Industriebezirken und die Tagelöhner auf dem Lande; auf der anderen die Industriekapitäne, die Großgrundbesitzer und Bauern, die Kaufleute, die Gewerbetreibenden, die Beamten. Erstere Gruppe ist sozialistisch, letztere national eingestellt. Daraus ergibt sich die Gegnerschaft. Das ist der Riß, der durch das deutsche Volk geht. Die Sozialisten kennen keine nationalen Grenzen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch, ist ihre Losung. Den Nationalen aber fehlt das Verständnis für diesen internationalen, die ganze Menschheit umfassenden Trieb, weil sie in erster Linie an die Bedürfnisse und die Interessen des eignen Volkes denken. Die Sozialisten können sich nicht von dem Ideal einer die ganze Gesellschaft umfassenden Planwirtschaft trennen, welche allen, die Menschenantlitz tragen, ein menschenwürdiges Dasein verschaffen soll. Die Nationalen aber wollen nicht auf die schöpferischen Kräfte verzichten, die in dem Unternehmer lebendig sind und den wirtschaftlichen Fortschritt zunächst in dem eigenen Volk bewirken, ehe sie an die Menschheit denken.

Wird es dem deutschen Volke gelingen, die innere Einheit trotz dieser Gegensätze zu gewinnen? Die innere Zerrissenheit war schuld, daß es den Weltkrieg verlor. Darüber herrscht nur eine Stimme. Daß die innere Einheit geschaffen werden muß, wenn das Reich weiterbestehen soll, darüber ist kein Streit. Er fängt da an, wo gefragt wird, wie sie gewonnen werden soll.

Es könnte geschehen, wenn eine der beiden Richtungen so mächtig würde, daß sie die andere zu unterdrücken und so eine Einheit herzustellen vermöchte. Sie würde aber nur von kurzer Dauer sein, da Machtanwendung in geistigen Dingen zwar eine äußere Unterwerfung bewirken, dafür aber eine um so stärkere innere Auflehnung zeitigen kann. Auf diesem Wege geht es nicht.

Ernstes Nachdenken wird zu keinem anderen Ergebnis kommen können als zu diesem: Das soziale Problem ist nur im nationalen, das nationale nur im sozialen zu lösen. Eine einfache Formel, die aber die größten Schwierigkeiten in sich birgt. An ihnen ist ein hervorragender Theologe und Sozialpolitiker, Friedr. Naumann, mit seinem Anhang gescheitert. Betonte er das Soziale zu stark, stießen ihn die Nationalen von sich; umgekehrt, hob er das Nationale auf den Schild, versagten sich ihm die Sozialisten. Aus dieser Klemme half ihm auch das wundervollste Programm nicht heraus. Sobald Einzelfragen, wie sie das geschichtliche Geschehen beinahe täglich in einem großen Volk auf den Markt wirft, zur Entscheidung drängten, kamen die beiden Wagschalen in Bewegung, ohne zum Gleichgewicht zu gelangen. Eine ewige Unruhe warf die Geister hin und her, die nach diesem Gleichgewicht strebten.

Heute hebt wieder eine neue Bewegung an, die aus der Not der Zeit geboren ist, beide Gruppen in neue Unruhe versetzt. Durch die Ereignisse im Ruhrgebiet ist sie besonders gestärkt worden.

Der Einfall der Franzosen ins Ruhrgebiet, der ihre politischen Eroberungsziele aller Welt offenbarte, bewirkte ein Aufflammen der nationalen Gefühle im ganzen Reich, ähnlich der Erhebung im August 1914. Und von diesem Aufflammen wurden nicht nur die bürgerlichen Kreise erfaßt, sondern in erster Linie die arbeitenden Schichten des Ruhrgebiets. Sie traten, getrieben von nationalen Impulsen, sofort in den passiven Widerstand gegen die fremden Eindringlinge ein, die sie als „Welsche" empfanden und als rechtlose Bedrücker verachteten. Diese Art Sieger, die ein schutz-

loses Land einnahmen, machten mit einem Schlag die internationalen Sozialdemokraten zu nationalen Sozialisten. Was die Überredungskunst eines Naumann nicht fertig bringen konnte, gelang dem eindringenden Franzmann. So birgt jedes Unglück auch ein Stück Segen in sich. Die Sozialdemokraten im Rhein- und Ruhrgebiet fühlen seit dieser Zeit so deutsch, daß sie allen Alldeutschen zum Muster dienen können. So ist in den Westgebieten des Deutschen Reiches unter dem Druck der fremden Besatzung die Brücke zwischen Sozialem und Nationalem geschlagen. Die innere Einheit des Volkes ist dort hergestellt nach dem alten Erfahrungssatz, daß die Germanen erst dann sich einigen, wenn der Druck von außen so stark wird, daß sie, ihre inneren Streitigkeiten vergessend, sich zusammenschließen. Die ostdeutsche Sozialdemokratie kann sich dieser Umstellung ihrer westdeutschen Genossen nicht entziehen, und so dringt der nationale Geist langsam in diese Kreise ein, die durch die internationalen Predigten von Marx und seinem Anhang bisher nicht davon lassen konnten, ihren Feind im Innern zu sehen, den sie im Klassenkampf zu besiegen hätten. Der innere Klassenkampf wird begraben, hinter ihm steigt der nationale Kampf gegen die fremden Bedrücker auf.

Wurde hierzu der Anstoß von außen gegeben, so kam noch hinzu, daß in aller Stille während der letzten Jahre unter denkenden Sozialisten mehr und mehr sich eine Wendung gegen den marxistischen Sozialismus vollzog.

Dieser Sozialismus gab im wesentlichen das Negative, die Kritik der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse, und gewann damit die Arbeitermassen. Aber die fünf Jahre nach der Revolte haben den völligen Mangel seiner sozialschöpferischen Kraft erwiesen, haben gezeigt, daß dem Marxismus die ethischen Grundlagen fehlen, die klaren Grundbegriffe sozialer Gerechtigkeit, die sittlichen Wertmaßstäbe. So mußte der hergebrachte Sozialismus versagen, als er vor die positive Forderung einer Neuschöpfung des Staates gestellt war. Vor allem kann Thüringen als Beispiel hierfür dienen, wo die sozialistische Regierung während zweier Jahre nur zerstören, aber nicht aufbauen konnte. Angesichts dieser Erfahrungen wird in dem Jungsozialismus der neuen Zeit der Weg zum deutschen Staatsgedanken gebahnt, d. h. zur Auffassung des Staates als der Lebensform des Volkes nicht nur, sondern als einer sittlichen Idee, der Idee des Volkes von sich selbst, seinem Beruf, seiner Zukunft. Hinter Marx steigt Fichte empor. Seine Reden an die deutsche Nation, vor mehr als hundert Jahren in Berlin zur Zeit der Franzosenherrschaft gehalten, werden wieder lebendig. Die Abwendung vom Materialismus zum Idealismus bedeutet eine Loslösung von Marx. Der materialistische Sozialismus wird überwunden. Die Einsicht verbreitet sich innerhalb der Arbeiterschaft mehr und mehr, daß der Versuch, das soziale Problem organisatorisch-technisch, rational, in machtpolitischer Auswirkung zu lösen, gescheitert ist, ja scheitern mußte, weil der Sozialismus ein Problem ist, das nur durch sittliche Fundamentierung einer Lösung entgegengeführt werden kann. Sozialismus ist das Ideal einer ethischen Gemeinschaft der Volksgenossen, in der jeder mit dem andern durch das gleiche Ziel und den Dienst in der Gemeinschaft verbunden ist. Darin ist die Abwendung vom Internationalismus zum nationalen Staatswesen hin ausgesprochen. Die soziale Idee verbrüdert sich mit der nationalen. Die Forderung des Klassenkampfes ist damit gebrochen. So wird von hier aus die Brücke geschlagen.



Eine andere Lösung des sozialen Problems gibt es nicht, als im Aufbau auf der geschichtlichen Wirklichkeit des Volkes, auf der Eigenart seines Lebens.

Die Fragen der Sozialpolitik, der Lohnordnung, der Wirtschaftstechnik, der Betriebsräte u. a. sind leer und wirkungslos, wenn nicht hinter ihnen die sittliche Verantwortung jedes einzelnen, des Standes, der betreffenden Arbeitsgruppe im Volke steht. Der Arbeiter wird als Volksgenosse und Bruder im Volke gewertet, er selbst aber will sich als Glied der Nation fühlen und als solches werten lassen. Das soziale Problem ist und bleibt ein sittliches und in dieser Beleuchtung zugleich ein nationales.

Der marxistische Sozialismus hat versagt; aber der Nationalismus konnte für die soziale Frage auch keine erlösende Antwort geben. Darin liegt seine innerpolitische Schwäche. Hier muß er umfühlen und umdenken lernen. Es wird vor allem von dem jungen, aufwachsenden Geschlecht erwartet. Den Jungsozialen stellen sich die Jungnationalen zur Seite. Sie suchen nach einem sozialen Ideal, das zum Inhalt einer nationalen Volksbewegung werden kann. Es gipfelt darin, daß der Nationalsozialismus bestrebt ist, den Nationalismus vom Kapitalismus zu lösen, der, wie der alte Sozialismus, materialistisch und international ist. Das notwendige Kapital hat dem Volke, der Gestaltung und Ordnung seines Lebens zu dienen, nicht aber das Volk dem Kapital. Der Unternehmer hat den Arbeiter als Menschen und Volksbürger zu werten, der ihm gleichsteht. Die verschiedenen Berufe, Stände und Schichten im Volke sind eins in der Staatsgesinnung, im Dienst für den Staat. Verschieden sind die Gaben und die Aufgaben für die einzelnen, gleich ist ihnen allen die Pflicht, der Gemeinschaft sich einzuordnen und ihr zu dienen. Ihren Wert erhalten die Menschen jedes Standes und Berufes dadurch, daß sie ihre Arbeit in der Gesinnung der sittlichen Verpflichtung leisten. Das ist der Sozialismus der ethischen Gemeinschaft, der vom Staatsgedanken geforderte Sozialismus. Er ist national. In ihm wird das Proletariat bewußter Teil und Mitträger der Nation; in ihr steigt es empor.

So war es bisher nicht. Der Jungsozialismus will das soziale Problem als ein nationales auffassen, erweitern, vertiefen. Die jungnationale Bewegung hat zur Lösung des nationalen Problems auf das soziale vorzustoßen. Sie muß erkennen, daß das nationale Ziel: Erkämpfung der Freiheit und Aufrichtung des neuen Reiches, nur erreicht wird, wenn die Arbeiterschaft willentlich in Volk und Staat aufgenommen ist.

Das neue Reich wird kommen nicht durch die politischen Künste eines Parlamentarismus, der sich leergelaufen hat, sondern durch eine Volksbewegung, die national und zugleich sozial ist. Es gilt die Einheit der Nation.

Deutsch sein

Von Reinhold Braun

Deutsch sein, heißt: lebendig halten
sich den tiefen Menschenkern
und durch alle Sturmgewalten
wandeln wie ein schöner Stern.

Deutsch sein, heißt: fürs Große, Schöne
Sehnsucht nicht und Sinn verlieren
und wie starke Himmelssöhne,
Wege gehn, die aufwärts führen.

Deutsch sein, heißt: durch Dornen ringen,
keiner Nöte feiger Knecht,
und die Dunkelheit bezwingen
als der Freiheit Lichtgeschlecht!

Schicksal

Novelle von Gustav Renner

Das Höchste auf Erden ist Ruhe. Ruhe und Einsamkeit. Nichts ist, was sonst das Leben uns geben kann. Und was könnte es mir noch geben?

Ich wohne nun schon eine ganze Reihe von Jahren hier. Wie viele, weiß ich nicht. Die Zeit geht an mir vorüber wie ein unsichtbarer Luftstrom, der weder Marken noch Grenzen in sich trägt, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er geht. Es ist still und einsam hier in diesem abgelegenen Dorfe; selten, daß sich ein Mensch aus der Stadt, die einige Meilen entfernt liegt, hierher verirrt. Und mich stört es nicht. Ich sitze ja meist oben in meiner kleinen Bauernstube; sie duftet nach Heu, das auf dem darüberliegenden Boden lagert. Dann und wann nur, bei besonders schönem Wetter, gehe ich hinunter in den Garten. Am liebsten sitze ich, wie jetzt, hier am Fenster. Mir ist dann, als gehörte ich nicht mehr zu der Welt da draußen: — ich betrachte sie nur wie ein schönes Bild oder wie ein Schauspiel, das ewig wechselt und doch ewig das gleiche ist. Ich sehe, wie auf den kleinen Blumenbeeten im Frühjahr die grünen Spitzen der Tulpen und des Krokus aus der schwarzbraunen, winterfeuchten Erde dringen, wie der Flieder in der einen Ecke des Gartens und der große Kirschbaum in der andern aus den feinsten Zweigenden ihre zarten Blattknospen treiben. Und eines Morgens stehen sie ganz in Blüte und meine Stube ist erfüllt vom Fliederduft, und die Schwarzdrossel flötet ihr Lied unter den weißen Kirschblüten. Dann röten sich die Kirschen und auf der Dorfstraße jagen sich, lachend und lärmend, die blondhaarigen Kinder. Und dann schwanken hochbeladen die Erntewagen vorbei, auf denen, mit braungebrannten Armen und Gesichtern, die Mägde sitzen; es riecht nach sonnenheißem Korn, nach welkenden Rosen und nach Sommerblumen. Auch das geht vorüber: von den Stoppelfeldern steigen Drachen in die Luft, die Blätter färben sich bunt, und die Welt wird stiller und verträumter. Sehnt auch sie sich nach Ruhe? Es wird ja dann nicht mehr lange dauern, und die Natur webt aus Millionen von Schneesternen ein dichtes Wundergespinst, das sie über die Felder, über Gärten und Häuser zieht, so daß noch auf jedem Staket, auf jedem Pfahl ein Stück davon glitzert und leuchtet. Ja, und dann? — Dann fängt alles wieder von vorn an, wie es schon unzählige Male begonnen.

Ja, alles das ist von einer herzbewegenden Schönheit. Doch ist es mir oft, als ginge es mich nichts mehr an, als stünde ich schon außerhalb dieser Welt. Sie lebt und webt da draußen ganz in sich und für sich und hat nicht teil an der Welt meines Innern, die mich bewegt. Und doch ist alles von ein und demselben Himmel umschlossen: ich und der blühende Baum da draußen, und der Vogel, der dort unter dem Laub seine Kleinen füttert, und die Menschen, die drüben an der Haustür stehen und über die Straße gehen. Aber keines weiß vom andern, weiß, was in ihm vorgeht und wovon sein Leben bestimmt wird. Und das ist auch gut so.

Ja, es ist gut so — — ach, wer vergessen könnte!

Ich muß wohl recht alt aussehen, denn man behandelt mich mit einer schonenden Rücksicht. Und schon als ich hierher kam, betrachtete die Eigentümerin des Häus-

chens, eine alte Witwe, mich zweifelnd, als ich ihr den Anmeldeschein zurückgab. Hatte ich mich nicht jünger gemacht? Ihretwegen? Ich hätte beinahe lächeln mögen. Aber es ist wohl möglich, daß man auf den Gedanken kommen kann. Schon lange habe ich nicht in den Spiegel gesehen, nicht einmal beim Ankleiden: zu rasieren brauche ich mich ja nicht, denn ich lasse den Bart wachsen wie er will. Warum aber vermag ich nicht in den Spiegel zu sehen? Nicht meines Aussehens wegen! Warum dann nicht? Fürchte ich, daß er mir etwas zeigt, das — — Nein, nein! Nicht daran denken!

Ruhe und Einsamkeit. Ruhe? Ja, wer vergessen könnte! Aber ich kann es nicht. Und wie sollte ich es? Wie sollte man vergessen können, was einem das Leben in der tiefsten Wurzel versehrt hat. Die meisten Menschen werden gebeugt und reifen dem Grabe zu durch wiederholte Schläge des Schicksals. Bei anderen genügt ein einziger Schlag; freilich wird er dann auch wohl danach sein.

So traf es mich.

Das Furchtbarste aber ist, daß es damit nicht zu Ende ist, daß ich mich bis zuletzt damit quälen muß, wo Schuld, wo Unschuld liegt, daß ich niemals darüber Gewißheit erlangen kann. Denn wer die Zusammenhänge erkannt hat und sich seiner Schuld bewußt ist, der vermag sein Schicksal zu ertragen, und sei es noch so hart. Er kann zur Ruhe kommen. Ich aber kann es nicht.

Es ist unfruchtbar, darüber zu grübeln, ob man im Leben das oder jenes hätte tun oder nicht tun sollen. Wer weiß, ob einen das Schicksal dann nicht auf andere Weise gepackt hätte. Aber auch das ist ein müßiger Gedanke. Das eben war mein Schicksal. Und doch denkt man immer wieder darüber nach, ob es nicht anders hätte kommen können.

Wenn ich damals nicht übers Meer gegangen wäre?

* * *

Ich war so glücklich, als ich damals von meinen Verwandten den Brief aus Amerika bekam, in dem mir eine Stellung in Neuyork angeboten wurde. Sie war ganz so, wie ich mir schon von je eine gewünscht hatte. Hier in Deutschland, das sah ich, kam ich zu nichts. Da drüben aber, in jenem aufstrebenden Lande, standen einem tüchtigen Ingenieur alle Möglichkeiten offen. Die Aussicht erfüllte mich mit einer wahren Begeisterung. Endlich einmal heraus aus diesen kleinlichen, beengenden Verhältnissen! Die materiellen Bedingungen waren gut, fast glänzend zu nennen. Auch das kam ja für mich sehr in Betracht, hatte ich doch Familie. Meine Frau und mein Kind! Meine einzige oder doch meine größte Sorge war es ja immer gewesen, sie nach Möglichkeit vor jeder Fährlichkeit des Lebens sicherzustellen, für die Gegenwart und für die Zukunft. Das war mir ja bisher nur in sehr beschränktem Maße möglich gewesen. Und ich hätte gern jedes Glück vom Himmel für sie herniedergeholt: denn glücklich machen, und nun noch das, was dem Herzen am nächsten steht — gibt es Beseligenderes als das?

Meine Frau, ja! Das Herz klopft mir noch, wenn ich an jene Zeit denke. Ich war ja erheblich älter als sie, und so liebte ich in ihr nicht nur das Weib, nicht nur den Menschen, sondern auch die verschwundene Jugend und alles versäumte Glück: alles das hielt ich nun leibhaftig in Armen. Wenn sie sich, die Hände auf meine

Schultern legend, an mir, der ich ja sehr groß gewachsen bin, auf den Fußspitzen emporreckte, daß die Sohlen ihrer Schuhe leise knarrten, wenn sie, lächelnd, meinen Mund suchte und meine Augen den ihrigen begegneten — sie waren goldbraun mit einem feinen dunkleren Ring darum — — nein, es gibt nichts, was in tiefster Seele beglückender wäre, als in die treuen Augen seines lieben Weibes zu schauen. Kein Buch, und wäre es das herrlichste, kann das geben, kein Kunstwerk, nicht der erhabenste Gedanke, den eines Menschen Hirn erzeugt. Darum aber auch — — doch nein, nicht daran denken! Nicht jetzt! Noch nicht!

Das war ja das Schmerzliche bei diesem Glücksfall, daß wir uns trennen mußten, wie ja jedes Glück seinen Schatten hat. Aber es ging nicht anders. Ich würde ja, wie ich wußte, zuerst in verschiedenen Städten des weiten Landes da drüben beschäftigt werden; auch mußte es sich ja überhaupt erst zeigen, ob ich mich in meiner neuen, verantwortungsvollen Stellung bewähren würde. Darüber konnte ein halbes Jahr, wenn nicht mehr, vergehen. So schwer ich mich dazu entschließen konnte: es blieb, nach der ganzen Lage der Dinge, nichts anderes übrig, als allein zu fahren und meine Familie, sobald es anging, nachkommen zu lassen. Meine Frau nahm das mutiger auf als ich oder gab sich doch den Anschein. Sie redete mir zu, wenn ich schwankend wurde und Bedenken hatte. „Nur ein halbes Jährchen, Liebster! Wie bald geht das vorbei. Und dann, denke, sind wir ja auch alle Sorgen los. Wird das nicht herrlich sein?" Dabei lächelte sie mich tapfer an, mir mit der Hand die Haare aus der Stirn streichend.

Ja, es mußte sein. Vielleicht mußte auch das sein, was darauf folgte. Ich weiß es nicht, und niemand wird es auch je wissen können.

Ich arbeitete mich drüben in dem fremden Lande schneller ein, als ich erwartet hatte. Hinter mir stand ja auch immer der Gedanke an das, was ich in der Heimat zurückgelassen. So fleißig ich war, so sehr mich meine neue Wirksamkeit in Anspruch nahm, zählte ich doch heimlich die Wochen und Tage, denn der beste Teil des Herzens, nein, das ganze Herz, war ja daheim geblieben, und was hier arbeitete, waren nur der Kopf und die Hände.

Inzwischen gingen unsere Briefe hin und her. Blieb einmal ein Brief länger aus als gewöhnlich, so wartete ich zwar sehnsüchtig darauf, aber es beunruhigte mich nicht tiefer. Sie war ja allein und hatte für den ganzen Haushalt zu sorgen. Wie oft mochte sie auch von ihren Verwandten, die darin nicht gerade sehr zartfühlend waren, in Anspruch genommen werden; vielleicht war auch manchmal das Kind etwas krank. Kinder sind das ja eigentlich immer, wenigstens in den Augen einer besorgten Mutter. In der letzten Zeit mochte das besonders der Fall gewesen sein, denn die Briefe kamen ziemlich unregelmäßig. Sie deutete ja auch einmal etwas dergleichen an; schlimm konnte es wohl nicht sein, oder wollte sie mich nur nicht beunruhigen?

In einer dieser längeren Pausen war es, daß plötzlich ein Brief aus der gleichen Stadt ankam. Ich kannte die Handschrift nicht. Oder war sie verstellt? Eine Unterschrift war nicht vorhanden.

Ich weiß nicht mehr, was ich zuerst empfand, als ich den Brief las. Ich legte, wie ich glaube, nicht allzu viel Wert darauf. Die Verdächtigung war zu ungeheuerlich.

Doch das Gift wirkte, langsam, allmählich, aber stärker und stärker. Denn ist nur erst einmal ein Tropfen dieses Giftes in das Blut geträufelt, so verwandelt er das ganze Innere des Menschen: plötzlich bei manchen, wie bei einem jähen Fieber, langsam und schleichend, aber um so sicherer bei anderen, je nach Art und Lage des Menschen. Hätte ich die Möglichkeit gehabt, mich sofort zu vergewissern, so wäre vielleicht mit einem Male die ganze Entwicklung abgeschlossen gewesen. Aber das war ja nicht möglich.

Ich sann hin und her, von wem der Brief ausgegangen sein könne. Auch das war ja wesentlich. Mit einem Male fiel es mir ein: ihre Schwester! Die Schwester meiner Frau! Ob ich mich täuschte, weiß ich bis heute noch nicht. Für das, was folgt, ist es auch nebensächlich. Damals aber schien mir kein Zweifel möglich. Kein Fremder konnte sonst um diese und jene kleinen Umstände wissen. Und dann, daß es sich um ihn handelte, diesen jungen Mann, meinen Neffen! Gewiß, es war nicht ihre Schrift, aber sicher hatte sie den Brief von jemand anders schreiben lassen. Das lag ja ganz nahe. Und ich kannte ja das Verhältnis zwischen den beiden Schwestern, die sich unähnlich waren, wie es wohl selten vorkommt. Schon im Äußeren. Sie war unansehnlich und reizlos und haßte oder beneidete doch heimlich meine Frau. Das hatte ich oft bemerkt. Sie gönnte ihr wohl den Mann nicht. Und dann wußte ich ja auch, daß sie eben auf jenen jungen Mann, meinen Neffen, schon längst Absichten gehabt hatte, was mitunter, wenn sie sich nicht beherrschen konnte, in auffälliger Weise hervorgetreten war. Sollte ich, konnte ich ihr also glauben? Doch der Neid hat scharfe Augen, wenn er auch manchmal zuviel sehen mag. Und war nicht da, wenn man tiefer nachdachte, das und jenes, was dafür sprach? Waren deshalb ihre Briefe in der letzten Zeit so spärlich eingelaufen und so kurz geworden? Hatte sie mich nicht förmlich zur Abreise gedrängt und alle meine Bedenken zu zerstreuen gewußt? Ich hatte das für erzwungene Fassung gehalten, um mir das Herz leichter zu machen — lag nicht vielleicht da schon etwas anderes dahinter? Und als ich bei der Abreise mich noch einmal aus dem Zugfenster lehnte, um auch den letzten ihrer Blicke aufzufangen und mit mir zu nehmen, da hatte ich gesehen, daß sie gar nicht aufmerkte, sondern schon mit meinem Neffen, der ebenfalls am Bahnhofe war, ein anscheinend lebhaftes Gespräch führte. Das war mir damals nicht aufgefallen, wenn es mich auch schmerzte. Es konnte ja ein Zufall sein. Nun aber erhielten diese und andere Züge und Kleinigkeiten ein ganz neues Licht. Es ist ja das Wesen jener furchtbaren Leidenschaft, der Eifersucht — Leidenschaft? ist es nicht vielmehr eine seelische Erkrankung? —, daß sie unseren ganzen geistigen Zustand verwandelt, den Standpunkt, den wir sonst zu den Dingen haben, verändert und verschiebt, daß Kleinigkeiten, die sonst unbeachtet geblieben wären, eine unerhörte Bedeutung gewinnen und das, was dagegen spricht, kaum in Betracht gezogen wird, ja, daß gerade das Unwahrscheinlichste am möglichsten erscheint. Und welchen Scharfsinn diese Leidenschaft entwickelt, aus Vermutungen, wahren und halbwaren Zufälligkeiten und Vorgängen ein ganzes Gewebe zu knüpfen, das eine Überzeugungskraft hat, wie sie die einfachste Wahrheit kaum je auszuüben vermag!

So spreche ich jetzt. Und ich weiß doch bis heute noch nicht einmal, ob meine Vermutungen nicht doch ganz oder teilweise die Wahrheit enthielten. Das ist es ja,

was mich immer quält und quälen wird; denn wenn nichts daran richtig war, wenn das, was daraus folgte, auf falschen Gründen, auf nichts, stand — wer und was bin ich dann?

Ich grübelte und grübelte nach Erklärungen. Wie konnte das nur möglich sein! Und doch: Erklärungen gab es genug, wenn man nur den Mut besaß, den Dingen, wie sie waren, mit unbarmherzigem Blick ins Gesicht zu sehen, ohne Rücksicht auf sich selbst, ohne Rücksicht auf sie, die ja doch auch nur ein Weib war. Ich war soviel älter als sie, seit länger als einem halben Jahre war ich von ihr getrennt: wer weiß, ob mein Bild in ihr nicht schon sehr verblaßt war! Sagt man doch, daß die Gegenwart bei den Frauen alles gilt. Und er hatte, als Verwandter, ja immer unauffällig Zutritt zu ihr. Eine günstige Gelegenheit — und das Nachgeben im kleinsten Punkte zog bei der weiblichen Schwachheit alles andere nach sich. Und er, dieser Bursche, war ja der Mann dazu, das auszunützen. Ich hatte ihn nie leiden können; er taugte nicht viel, oder eigentlich gar nichts, außer etwa in seinem Berufe — er hatte den gleichen wie ich —, in dem er sich immerhin anstellig und tüchtig erwies. An Intelligenz fehlte es ihm ja nicht, wenn diese auch mit keinerlei sittlichen Werten oder Grundsätzen verbunden war. Im allgemeinen mochten ihn die Männer überhaupt nicht: ich glaube, er hatte nicht einen Freund. Aber das will ja nichts besagen in bezug auf die Frauen, denn hierin urteilen ja die Geschlechter ganz verschieden voneinander. Und er mußte etwas haben, das auf Frauen, wenigstens auf viele Frauen, stark wirkte. Es gingen ja auch genug Geschichten über ihn in Umlauf, aus denen er gar kein Hehl machte.

Auf ihn warf sich mein ganzer Haß, nicht auf sie. Das war merkwürdig. Liebte ich sie noch, trotz alledem? Nein, wenigstens schien es mir, als sei sie mir ganz gleichgültig geworden; oder sie war wenigstens ganz in den Hintergrund getreten. Manchmal hatte ich sogar Mitleid mit ihr; ich bedauerte sie, sie und alles, was so tief und schön und beseligend zwischen uns gewesen war. Mehr als an ihr lag mir an der Sache selbst: Gewißheit wollte ich haben!

Aber ich konnte ja nicht fort. Und ich wollte das nicht einmal. Der Gedanke war mir unerträglich, sie, mein Heim, mein Kind unter diesen Umständen wiederzusehen. Was aber war da zu tun? Ich zermarterte mir das Hirn mit allen möglichen und unmöglichen Plänen, um sie dann immer wieder zu verwerfen. Dabei die tägliche, angestrengte Arbeit! Es war, als ob ich zwei Leben führte. Kennt jemand diesen Zustand? Niemand ahnte, was in mir vorging, auch meine Verwandten nicht, mit denen ich übrigens selten genug verkehrte. Ich tat meine Arbeit mit einer eisigen Ruhe, mit einer so geschärften Anspannung des Verstandes, daß mir nichts entging, daß sich meine Tätigkeit vollzog mit der gefühls- und leidenschaftslosen Exaktheit einer Präzisionsmaschine. Ich glaube, meine Untergebenen haben es damals nicht leicht gehabt bei mir. Unter dieser Decke aber, völlig getrennt von dieser Verstandestätigkeit, arbeitete und wühlte und brannte es von Plänen und Gefühlen anderer Art.

Endlich kam ich zu einem Entschluß. Ich schrieb an seine und meine Verwandten in Deutschland, ob er, mein Neffe, nicht herüberkommen könne: ich hätte eine geeignete Tätigkeit für ihn in Aussicht. Was mich zu diesem Plane bewog? War es



die brennende Begier, von ihm Gewißheit zu erlangen? Konnte ich es nicht mehr ertragen, ihn dort, in ihrer Nähe zu wissen? Lag schon die dunkle Absicht zugrunde, das zu tun, was — was später geschah? Ich weiß es nicht mehr, und vielleicht wußte ich es auch damals nicht. In solchen Lagen handelt man ja selten aus klaren, einfachen Motiven, selbst wenn man das zu tun glaubt. Das Blut ist es, mehr als der Verstand, das dabei unser Handeln bestimmt. —

Und er kam! Er kam wirklich, obwohl ich im Grunde oft genug daran gezweifelt hatte. Fühlte er sich unschuldig? Wußte er nichts von alldem? Das konnte nicht sein. Und Absichten hatte er, seiner ganzen Natur nach, sicher gehabt. In dieser Hinsicht war mir ja schon früher manches aufgefallen. War es bloße Abenteuerlust, die ihn, unbekümmert um alles und überhaupt um jeden anderen Menschen, hierher trieb? War er ihr schon überdrüssig geworden und suchte er hier neue, noch unbekannte Erfolge? Oder war es einfach bloße Frechheit, die ihn, im Vertrauen, daß ich nichts wisse, sich mir entgegenstellen ließ, vielleicht mit einem geheimen Kitzel, mich, wie er das auffassen mochte, ausgestochen zu haben?

Als er in meine Tür trat, als ich das lächelnde Zucken um die aufgehobenen Winkel seines verlebten Mundes sah, das mir von je so widerlich gewesen, da packte es mich. — — Nur für einen Augenblick! Aber ich beherrschte mich. Wollte ich nicht vor allem Gewißheit haben? Falschheit liegt nicht in meiner Natur, dennoch vermochte ich es damals, ihn gleich darauf ruhig und anscheinend ganz sachlich zu begrüßen. Ich hatte in der Tat eine Stelle für ihn, in die er sogleich eintreten konnte.

Wir sahen uns zuerst öfter. Vielleicht fiel es ihm auf, daß ich jetzt seine Gesellschaft zu suchen schien, wenigstens zog er sich bald etwas zurück. War es, wie ich annahm, das Gefühl der Schuld, das ihn dazu veranlaßte, oder irgendeine dunkle Ahnung? — Doch ich ließ nicht locker, wenn ich auch unser Zusammentreffen unauffälliger zu machen verstand. Unsere Tätigkeit bei der gleichen großen Firma führte uns ja auch nicht selten zusammen. Ich beobachtete und belauerte und deutete jede seiner Mienen, jedes seiner Worte. Ich versuchte auf Umwegen, mit der äußersten Kunst, ihn zu einer Äußerung zu verlocken. Aber es gelang mir nicht, etwas aus ihm herauszubekommen. War er klüger als ich? Durchschaute er meine Absicht? Nie erwähnte er meine Frau; aber gerade das schien mir ein Beweis seiner Schuld. Wäre er hierin unbefangen gewesen, so brauchte er das nicht zu scheuen. Dennoch: war das ein Beweis seiner Schuld in ihrem ganzen Umfange? Scheute er sich nur, weil er sich der bösen Absichten, die er gehegt hatte, bewußt war?

Schließlich zog er sich ganz von mir zurück und suchte jede Begegnung unter vier Augen zu vermeiden. Sollte also mein ganzer Plan scheitern? Ich war ratlos und verzweifelt. Wie, wenn ich ihn stellte und es ihm auf den Kopf zusagte? Aber er würde, bei seiner kaltblütigen Klugheit und Frechheit, es mir ins Gesicht abgeleugnet haben, und dann war alles verloren. Je länger das dauerte, desto mehr aber war ich von seiner Schuld überzeugt. Deutete nicht alles darauf hin? Und dennoch — ach, es war entsetzlich! Meine Kräfte waren fast am Ende; nur der eine Gedanke, nur die rasende Sucht nach Gewißheit hielt mich noch aufrecht.

Dann kam der Tag, wo es sich entschied. Was entschied sich? Werde ich das je wissen, je verstehen?

Es war bei einer kleinen Festlichkeit, die von meiner Firma für einen auswärtigen Geschäftsfreund veranstaltet worden war. Auch er war, wie ich, geladen. Die Stunde war schon vorgerückt. Eine Anzahl Landsleute hatte sich zusammengefunden. Wir saßen an einem Tische, ich ihm beinahe gegenüber. Aus Zufall? Oder hatte ich nicht unwillkürlich den Platz gewählt, um ihn beobachten zu können? Das Gespräch kam natürlich auch auf Deutschland, schließlich, da einige engere Landsleute zugegen waren, auf die Heimat. Einer, den ich schon längere Zeit kannte und der mich zu Hause manchmal besucht hatte, fragte mich, wie es dort stünde. Dabei erwähnte er auch meine Frau, sprach sich, in der Offenheit der Weinlaune, begeistert über sie aus und beglückwünschte mich zu ihrem Besitze. Ich saß da und wußte nicht, was ich sagen sollte. Zufällig — oder war es nicht zufällig? — fiel mein Blick gerade auf ihn — auf ihn, den ich nicht nennen mag. Ich sah, wie sich sein Gesicht höhnisch verzerrte — oder schien es mir nur so? Ich sah jenes widerliche, verdächtige Zucken um seine emporgehobenen Mundwinkel — und mit meiner Fassung war es aus. Es kochte in mir; ich sah und hörte nichts mehr, was um mich vorging, nur dieses Gesicht, das das Innerste in mir aufwühlte, stand vor mir; ich stand auf, beugte mich über den Tisch und schrie: „Schurke! Schurke! Schurke!"

Er wich jäh vor mir zurück. „Was — was — was ist dir?"

„Schurke!" schrie ich wieder. „Du Schurke — der — der du — der meine Frau — —." Nur mit Mühe würgte ich diese Worte heraus.

Er war totenbleich geworden. Vor meinem Blick? Im Bewußtsein seiner Schuld? Jäh erhob er sich und wollte forteilen. Er wollte seinem Rächer entfliehen. Aber schon hatte ich den Revolver herausgerissen, den ich — warum? — schon lange immer bei mir trug, und drückte los, ohne Besinnen, nur mit dem einen Ziel vor mir. Ich sah noch, wie er auf den Stuhl zurücksank, wie sein Kopf mit einem Ruck über die Lehne fiel, wie sich sein Körper noch einmal krampfhaft aufbäumte — dann verschwand alles um mich.

Als ich wieder etwas zu mir kam, sah ich eine Menge entsetzter und empörter Gesichter mich umdrängen. Man hielt mich fest und rief nach der Polizei. Es war, als ging es mich nichts an.

Zwischen zwei Gesichtern vor mir, das eine bleich, das andere hochrot, fiel mein Blick auf den, der auf dem Stuhle lag. Ich fühlte kein Mitleid mit ihm, kaum eine leise Genugtuung.

* * *

Einige Wochen schon saß ich in Untersuchungshaft. Im Vorverhör hatte ich auf alle Fragen geschwiegen. Wie ich bemerkte, nahm man an, daß die Tat aus Eifersucht begangen worden sei. Mir war alles gleichgültig. Was ging das die an? Was ging es mich noch an?

Eines Tages teilte mir der Wärter mit, daß eine Dame da sei und mich sprechen wolle. Ich erhielt ja dann und wann Besuche von Bekannten, sie kamen aber gewöhnlich nicht mehr wieder. Ich wollte niemand sehen und behandelte sie danach. Auch jetzt wollte ich von vornherein ablehnen, ins Sprechzimmer zu kommen. Aber schon trat die Dame ein. Von dem Bettrande her, auf dem ich saß, warf ich dem Wärter einen Blick zu. War es erlaubt, daß sie ohne weiteres eintreten durfte und

hier in diesem Raum? Hatte da nicht Bestechung nachgeholfen? Doch ich kam nicht dazu, mich weiter darüber zu äußern.

Die Dame blieb an der Tür stehen. Sie war verschleiert. Warum das? Ich schaute mißbilligend und ingrimmig auf und wollte eben mit einem scharfen Wort auffahren. Da hob sie den Schleier: — es war meine Frau.

Das Wort blieb mir in der Kehle stecken; ich würgte es wieder hinunter. War ein Blitz vor mir eingeschlagen? Eine kurze Pause entstand, in der nur einmal das verlegene Räuspern des Wärters vernehmbar wurde. Allerlei Gedanken schossen mir durch den Kopf: wie kam sie nach Neuyork? Hatten meine Verwandten sie von allem unterrichtet? Was wollte sie hier?

Sie sah leidend aus. Von der Reise? Von was noch? In ihrem blassen, fast blutleeren Gesicht lagen bläuliche Schatten unter den Backenknochen, dunklere um die Augen. Die Augen, ja — es waren noch ihre goldbraunen Augen mit dem feinen, dunklen Ringe darum. Aber ihr Blick! Es war Leiden darin, tiefes Leiden, Sorge, Angst, auf ihrem Grunde aber, wie mir schien, eine seltsame, verhaltene Glut.

Das sah ich, aber es berührte mich nicht. Eine dumpfe Wut sammelte sich in mir und zog mir das Herz zusammen. Mir wurde, als würde mir etwas Spitzes fest, unaufhaltsam in das Innerste des Herzens gedrückt, ein Stachel, der mich aufspringen ließ, sonst wäre ich erstickt. Dann siedete es über in mir. Meine Fäuste ballten sich krampfhaft, daß ich die Nägel im Fleische fühlte. So trat ich ein paar Schritte auf sie zu.

Ich muß furchtbar ausgesehen haben, denn sie drückte sich entsetzt weg an die Bohlen der Tür; der Wärter, erschrocken, befürchtete wohl für den nächsten Augenblick etwas Schreckliches und tat einen Schritt, um zwischen uns zu treten. Aber es war nicht notwendig. Wie sie so geduckt zu mir aufschaute, sah ich den unsäglich hilflosen Blick der goldbraunen Augen, die ich so sehr geliebt hatte, und es war, als ob alle Wut plötzlich dahinschmelze, jäh, ganz unvermittelt. Meine Fäuste lösten sich, der Kopf sank mir nieder, und mir war, als ob sich etwas Feuchtes, Warmes aus meinen Augen dränge. Dunkel noch bemerkte ich, daß sich ihre Gestalt an der Türe bewegte. Mühsam blickte ich auf: war sie noch das hilflose Weib von vorhin? Sie richtete sich empor; in ihrem bleichen Gesichte lag eine rätselhafte, stumme Entschlossenheit. Was bedeutete das?

Aber schon fühlte ich, daß sich zugleich in mir die Wut wieder regte. Sie mußte das wohl bemerken, aber ihre Miene änderte sich nicht. Leise, scharf, mit einem seltsamen Aufleuchten der Augen stieß sie hervor: „Ich werde dich retten!" Dann sah ich nur noch eine Falte ihres schwarzen Kleides wehend durch die Türspalte huschen. Langsam folgte der Wärter mit verwirrtem, gesenktem Gesicht hinterher.

Alles das spielte sich in ganz kurzer Zeit ab. Im Augenblick erschien es mir nachträglich wie ein flüchtiger Traum, wie ein plötzlich auftauchender und ebenso schnell verschwindender Spuk. Es dauerte lange, ehe ich mich, wieder auf dem Bettrande sitzend, einigermaßen sammeln konnte.

* * *

Ein paar Tage später fand die Verhandlung statt. Ich war wieder ruhig und gleichgültig geworden wie vorher. Auch bemühte ich mich, diese Stimmung festzuhalten, wenn andere Gedanken und Vorstellungen sich vordrängen wollten. Nein, ich hatte mit allem abgeschlossen. Nicht denken, an nichts! — Retten? Sie mich retten? Für wen? Für sich?

Wie lächerlich, eine solche Verhandlung, ein solches Gericht! Wer kann überhaupt richten, besonders in diesen Dingen? Ein Mensch sicherlich nicht. Als ich die gesucht ernsten oder gelangweilt feierlichen Gesichter der Richter sah, mußte ich immer wieder denken: Welche Komödie! Und warum? Deinetwegen? Was geht dich das eigentlich an?

Zufällig fiel mein Blick auf die Zeugenbank. Ich stutzte. War das nicht — ja, sie war es! meine Frau! Zwischen einem dicken, rotnasigen Herrn und einem stutzerhaft gekleideten jüngeren Mann aus jener Gesellschaft. Sie saß da in ihrem schwarzen Kleide, ganz vornübergebeugt, den Ellenbogen auf das Knie, das Kinn in die Hand gestützt, und sah unverwandt vor sich hin auf den Fußboden. Sie rührte sich nicht, blickte nicht ein einziges Mal auf. Was wollte sie hier? Oder mußte das so sein?

Ach — mochte sein, was da wollte, mochte kommen, was da wollte, was ging es mich an?

Die Verhandlung ging vor sich, wie es sich wohl Tag für Tag in diesem Saale wiederholen mochte. Eine gutgeölte Maschine: Reden, Fragen, Antworten, mehr oder minder aufgeregte Erklärungen: — welche Komödie!

Plötzlich zuckte ich zusammen. Ein Name wurde aufgerufen. Meine Frau! Als Zeugin? Was konnte sie über das Geschehene aussagen? Sie war doch nicht hier gewesen, damals!

Sie trat vor. Nach den üblichen einleitenden Worten fragte der glattrasierte Richter sie, was sie zu der Sache zu sagen habe. Sie richtete sich auf. Mein Blick hing an ihrem Gesicht. Es war bleich, kalt, entschlossen. Und ohne Zögern und Stocken erklärte sie, daß er, jener Bursche, ihr Geliebter gewesen sei.

„Können Sie das beschwören?“

„Ja.“

„Gut. So schwören Sie.“

Und sie schwor. Sie beschwor es vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden. Sie beschwor es, daß das die reine Wahrheit sei. Sie beschwor es bei allen zeitlichen und ewigen Strafen, hier und dort.

Ich wurde freigesprochen, wie es in solchen Fällen da drüben üblich ist.

* * *

Es war Abend, als ich in meine Wohnung zurückkehrte. Meine Frau war dort und erwartete mich. Niemand, außer mir selbst, konnte wissen, an welchem Tage und wann ich kam. Vielleicht hatte sie schon lange gewartet.

Sie kam mir entgegen, als ich eintrat. Ihr blasses, leidendes Gesicht glänzte auf wie von dem matten, rötlichen Scheine eines inneren Lichtes durchleuchtet. In ihren Augen lag Freude, nein, ein stiller Jubel, und dennoch zugleich eine bange Frage. Ja, so war es.

Ihre Hände zitterten, als sie wortlos sie auf meine Schultern legte, um sich an mir hochzurecken. Ich beugte mich nicht nieder, ich kam ihr nicht entgegen und half ihr wie sonst, ich legte meinen Arm ihr nicht um Schultern und Nacken, mein Mund begegnete nicht dem ihren. Auch ihren Blick vermied ich.

Da ging ein Beben durch ihren ganzen Leib. Sie löste sich von mir und trat, die Arme ganz gerade ausgestreckt, so weit zurück, daß nur die äußersten Spitzen ihrer Finger meine Schultern berührten. Nie sah ich ein so entsetztes Gesicht — niemals!

Tonlos kam es über ihre zitternden Lippen: „Du glaubst mir nicht?"

Ich schwieg.

„Du glaubst mir nicht?" wiederholte sie stärker.

Noch immer schwieg ich.

„So sprich doch! So sprich doch!" Ihre Stimme brach fast vor Angst und Furcht.

Ich sah in ihre Augen, ich sah, wie sie litt, aber es rührte mich nicht. Das andere in mir war stärker.

Ihre Hände schüttelten meine Schultern. „Sprich doch! So sprich doch! — Du glaubst mir nicht?"

„Wie kann ich es? Du hast geschworen — —"

„Einen Meineid!"

„Einen Meineid — —?!"

„Für dich! Um dich zu retten!"

„Wer kann das wissen?"

Sie hob die rechte Hand von meiner Schulter: „Ich —"

Aber ich hielt den Arm am Handgelenk fest: „Schwöre nicht!"

Ihre Augen wurden noch größer, daß man das Weiße über der Iris sah. „Du meinst, daß — daß ich — noch einmal — noch einen — —" stammelte sie.

Ich antwortete nicht.

Ihre Gestalt wankte. Die Kraft verließ sie. Mit den Fingerspitzen beider Hände an meinem Körper gerade herunterstreichend, sank sie zusammen, zu meinen Füßen. „Oh — und ich dachte — du würdest — du — —" Sie schluchzte.

Dann hörte auch das Schluchzen auf. Nur über ihren gebeugten weißen Nacken zitterte und bebte es ruckweise wie von den Stößen eines inneren Krampfes. Ihr Gesicht lag fast auf meinen Füßen. Die eine Seite ihres Haargeflechtes hatte sich gelöst; das dunkelblonde Haar fiel über die linke Schulter und Wange bis zum Fußboden.

Bei diesem Anblick regte es sich in mir: „Wie, wenn sie jetzt die Wahrheit sprach? Wenn sie dieses Opfer gebracht hatte, vor allen Menschen, vor der Welt, vor Gott — wenn sie Schande und Entehrung auf sich genommen, ihre Seele mit einem schweren Verbrechen belastet hatte — für dich! Für dich! Aus Liebe zu dir! Was in der Welt war groß genug, dieses Opfer aufzuwiegen, welcher Dank so innig, welche Liebe so tief, diese Liebe zu lohnen? Wenn aber — —? Nein, es sollte so sein, es mußte so sein!"

Ich beugte mich zu ihr nieder und bog ihr sanft den Kopf zurück. Sie sah auf zu mir mit den feuchten Augen, in denen sich das Licht spiegelte. „Ich glaube es! Ich glaube es dir!" Dann hob ich sie auf.

Noch zitterte in ihren Blicken Angst, Furcht, Zweifel, aber mehr und mehr rang sich ein Leuchten unsäglichen Glückes hindurch. Keines vermochte ein Wort zu sagen, als wir uns umarmten, lange nicht, lange nicht.

* * *

Bald darauf reisten wir nach Deutschland zurück, denn dort konnten wir bei dem Aufsehen, das die Sache gemacht hatte, nicht bleiben. Sie war froh und glücklich; ihre Wangen füllten sich wieder und nahmen das zarte Rot wie früher an. Aus ihren Augen war die Übersteigerung der Gefühle gewichen, sie gewannen allmählich wieder den Glanz zärtlicher Heiterkeit.

Aber das dauerte nicht lange, denn in meiner Seele saß einmal der Wurm, der alles zernagt, oder auch: es war wie der Schwamm in einem Hause, der, unbemerkt und ungesehen, seine Fäden überall hinsendet, die Baustoffe zersetzt und das Gebäude von Grund aus unterwühlt, bis es zusammenbricht. Nein, es war persönlicher: fast als hätte, wie man früher annahm, ein böser Geist von mir Besitz genommen, als sei ich nicht mehr ich allein, als sei mein Wesen in zwei geteilt, die sich bekämpften. Denn es war ja, als ob ich mit Absicht, wider besseres Wissen, alles in Zweifel ziehen mußte, und wenn ich es mit Augen sah. Die überströmende Zärtlichkeit die manchmal bei meiner Frau hervorbrach, deutete ich als beabsichtigte Täuschung, ihre Heiterkeit als ein Mittel, mich von Gedanken und Zweifeln abzulenken. Wer vermag auch das Widerspruchsvolle und Versteckte im Wesen eines Weibes zu enträtseln?

So quälte ich mich. Und ich weiß ja bis heute noch nicht, ob ich nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade damit recht hatte. Ob sie nicht vielleicht, um zu sühnen, die ganze Schuld auf sich genommen hatte, weil sie sich eines Teiles, wenn auch nur der Neigung dazu, bewußt war? Und doch empöre ich mich immer wieder dagegen. Damals waren diese Kämpfe leidenschaftlicher, wohl auch infolge ihrer unmittelbaren Gegenwart. Und auch, weil — weil es noch nicht zu Ende war. Aber damals hatten diese Leiden Pausen und Unterbrechungen, wo ich mich ganz dem Glauben an das hingab, was ich im Tiefsten zu glauben wünschte.

Woran sollte ich denn eigentlich glauben? Wie war das möglich? Stand nicht immer ihr Eid dazwischen? War ein rückhaltloser Glaube da noch möglich? War es denkbar, daß sie meinetwegen ein solches Verbrechen begehen konnte? Aus Liebe! Ein Wort, das alles decken soll. Kann es das? Und bin ich ihrer Liebe so sicher? Auch das kann niemand von einem anderen sagen. Und darum der Eid? Entweder hatte sie es damit sehr leicht genommen, dann war ihr auch das andere zuzutrauen; oder aber sie war sich der Schwere des Verbrechens bewußt — hätte sie es dann begehen können? Wußte sie nicht, vor was sie mich damit stellte? Ich sollte ihr glauben. Glauben! glauben! Als ob in solchen Dingen der Glaube etwas hülfe! Gewißheit! Das ist es. Aber was nennt man Gewißheit in solchen Fällen? Über die Unschuld hierin — gibt es da eine Gewißheit? Nur über die Schuld. Und diese Gewißheit wollte ich? Eben das, was mich vernichten würde? Was wäre also damit geholfen gewesen? Es ist ja eben das Furchtbare eines solchen Zustandes, daß man an der Gewißheit zugrunde geht, ebenso aber auch an der Ungewißheit.

Meine Frau bemerkte natürlich diese Veränderung in mir, obwohl ich sie zu ver-



Der Tod in Flandern — Wolfgang Willrich

bergen suchte. Frauen haben ja ein so unendlich feines Gefühl in solchen Dingen. Ich sah, wie sie oft in Gedanken versunken dastand und wie sie zusammenschrak, wenn ich ihr dann nahetrat. Nicht selten bemerkte ich die Spuren von Tränen auf ihrem Gesichte, obwohl sie sich bemühte, mich das nicht sehen zu lassen. Sie wollte ruhig erscheinen, wollte ihre Bekümmernis nicht merken lassen und lächelte mich dann manchmal an. Aber gerade dieses Lächeln in seiner bangen Zaghaftigkeit rührte mich unendlich. Und wie beglückt war sie über ein gutes Wort, eine kleine Hilfeleistung dann und wann!

Das machte mich wieder ruhiger. Unser Verhältnis zueinander wurde erträglich. Aber keines vermochte sich dem anderen anzuvertrauen. Sie, wie ich, vermied es sorgfältig, jene Dinge auch nur mit einer Anspielung zu berühren. Jedes fürchtete wohl, es könne dann für immer aus sein.

Die Seereise näherte sich ihrem Ende. Was sollte aus uns, was sollte aus alledem werden? Es gab Zeiten, wo ich über alles hinweg zu sein glaubte, aber auch solche, wo alle Zweifel wieder aufwachten. Manchmal fragte ich mich dann, unbarmherzig mich selbst prüfend, ob vielleicht der Wunsch, mich vor mir selbst wegen jener schweren Tat zu rechtfertigen, mitspräche. Aber ich konnte nichts entdecken; jenes Geschehnis lag so weit hinter mir, daß ich mich kaum zu erinnern vermochte oder doch die Erinnerung daran vermied; mir schien, als hätte ich das nur geträumt oder als sei diese Tat von einem anderen begangen worden.

Es war einen Tag vor unserer Ankunft im Hamburger Hafen. Wir waren beide in der Kajüte, da oben ein scharfer Wind wehte. Ich stand vor dem Spiegel und knöpfte mir den Kragen zu. Ägerlich über den widerspenstigen Knopf, nestelte ich an meinem Halse herum. Als ich dabei etwas zur Seite trat, sah ich im Spiegel meine Frau, die ein paar Schritte hinter mir auf dem Wäschekoffer saß. Sie hatte keine Ahnung davon, daß ich sie sah. Ihre Augen waren auf mich gerichtet mit einem solchen Ausdruck von Sorge und Bekümmernis und Leid, daß es mich im Innersten ergriff. Sie war so versunken, daß sie mein Anhalten und Stutzen gar nicht bemerkte. Da konnte ich nicht anders: stumm wandte ich mich um, sank vor ihr nieder und legte meinen Kopf auf ihren Schoß. So lag ich lange. Sie bewegte sich nicht. Nach einer Weile nur fühlte ich ihre Hände auf meinem Kopfe. Dann strich sie, immer wieder, mir mit der einen Hand leise über das Haar. Keines sprach ein Wort. Jedes empfand, was das andere litt. Und doch konnte keines dem andern helfen.

Aber es war doch wie ein stilles Gelöbnis, nebeneinander auszuharren. Vielleicht, daß die Zeit über all das hinweghelfen würde. Beide waren wir nun von einer zarten Rücksichtnahme gegeneinander, nicht mit Worten, deren nur wenige zwischen uns gewechselt wurden.

Wir kamen zu Hause an. Ob man in der Stadt etwas wußte von dem, was hinter mir lag? Ich fragte nicht danach, denn es war mir gleichgültig. Unseres Bleibens war wohl sowieso nicht mehr in der Stadt.

Es regnete leise, als wir nach unserem kleinen Hause fuhren, das inzwischen in der Obhut der benachbarten Gärtnersfrau geblieben war. Als ich durch den Gang des Vorgartens schritt und auf der Schwelle stand, um die Tür zu öffnen, überkam mich ein rätselhaftes, banges Gefühl, das sich verstärkte, als wir in den dunklen

Hausflur traten. War es die wohl lange eingeschlossene Luft, die das verursachte? Es wurde mir schwer, Atem zu holen. Doch ich ließ meine Frau, die still neben mir hergegangen war, nichts merken. Sie öffnete die Fenster, machte Licht, holte etwas Essen aus der Reisetasche — das Gepäck hatten wir vorläufig auf dem Bahnhof gelassen — und ging dann nach der Küche, um Tee zu bereiten.

Zu Hause! Ich war also wieder zu Hause! Wie kam es doch, daß ich mich so gar nicht heimisch fühlte, daß mir im Gegenteil der Raum mit seinen alten, wohlbekannten Möbeln kalt und fremd erschien? War das wirklich noch mein Heim?

Meine Frau trat mit dem Tee ein und wir aßen zusammen, wir beide allein, wie in der ersten, so glücklichen Zeit unserer Ehe. Daran dachte ich, und plötzlich schien mir, als ob etwas fehle. Das Kind! Hatten wir überhaupt die ganze Reise über je von unserem Kind gesprochen? Ich weiß es nicht mehr. Nun fragte ich danach. Sie sagte, daß sie es vor der Reise zu Verwandten auf das Land gegeben habe. Morgen oder übermorgen wolle sie es holen lassen.

„Laß es, das kommt noch zurecht", sagte ich. Sie sah mich fragend an. Ich erwiderte nichts. Warum hatte ich das gesagt? War es die leise Erinnerung an unser erstes Glück zu zweien? War es das dunkle Gefühl, daß irgend etwas erst klar werden müsse zwischen uns beiden?

Nein, es war doch wohl mehr jene Erinnerung. Erst jetzt kam ein Gefühl des Zuhauseseins über mich; wir kamen ins Gespräch über das und jenes und redeten mehr miteinander als während unserer ganzen Reise. Sie war glücklich, als sie mich so unbefangen sprechen hörte, hielt aber an sich, um ihre Freude nicht zu sehr zu zeigen.

Sie sah nach der Uhr. „Es wird spät. Du bist müde", sagte sie. Wir standen auf, sie zündete ein Licht an, löschte die Lampe aus und ging durch die dunkle Wohnstube voran nach dem Schlafzimmer. Ich folgte ihr. Ich war in der Tat sehr müde.

Sie hatte die Tür geöffnet und stand, sich mir zuwendend, auf der Schwelle. Der Schein des Lichtes, das sie in der Hand hielt, fiel auf die beiden nebeneinanderstehenden Betten. Da überkam es mich mit einer solchen Gewalt, daß ich wie angewurzelt stehen blieb. Sie schaute auf, zuerst verwundert über mein Zögern, dann, als sie mein Gesicht sah, in wachsender, ahnungsvoller Bangigkeit.

„Nicht da hinein! Nicht ich!" sagte ich kurz und rauh.

Die Tränen stürzten ihr hervor, doch es rührte mich nicht. Es war, als hätte sich plötzlich eine Eiskruste um mein Herz gelegt. Noch einmal schaute sie zu mir auf, bittend, flehend. Ihr Blick prallte von dem meinen ab. Mein Gesicht blieb kalt und unbeweglich. Ihre Hand, die den Leuchter hielt, zitterte heftig. Ich sah, wie das Licht auf die Oberfläche der anderen Hand tropfte. Sie fühlte es nicht. Sie griff nach dem Herzen. Der Leuchter entfiel der Hand. Das Licht schwelte fort auf dem Fußboden. Ich rührte mich nicht. Da schloß sie leise die Tür.

Ich stand allein im Dunkeln. Dann zündete ich die Lampe an, kleidete mich aus und legte mich, die Decke über mich ziehend, auf das Ruhebett. Noch immer war es kalt und unbeweglich in mir; jedes Gefühl war wie eingefroren. Trotz meiner Müdigkeit wachte ich in der Nacht öfters auf. Dann schien es mir, als hörte ich von drinnen her ihr leises Weinen.

Am andern Tage war sie anscheinend gefaßt und still, wie sie oft in der letzten Zeit gewesen war. Aber es lag eine tiefe Hoffnungslosigkeit in ihrer Stille. Ich fühlte Reue und Mitleid und vermochte doch nicht zu sprechen. Wie ich bemerkte, beobachtete sie mich nicht einmal mehr heimlich und bangend, wie sie es auf der Reise getan hatte.

Ja, sie war hoffnungslos. Wie ich. Wir würden nie darüber hinwegkommen, nicht sie, nicht ich.

Einige Tage vergingen. Es blieb wie vorher. Wir wechselten nur die notwendigsten Worte miteinander, ruhig, wenn auch voll verhaltenen Leidens. Jedes litt an sich — und am andern.

So konnte es nicht bleiben. Ich dachte an keine Arbeit und rührte mich nicht aus dem Hause. Was sollte ich tun? Das ging immer und immer wieder in mir herum. Einen anderen Gedanken vermochte ich nicht zu fassen. Es mußte ein Ende haben, denn so, schuldig oder schuldlos, gingen wir beide zugrunde.

Aber ich wollte sie schonen, aus tiefstem Mitleid mit ihr, ob es nun so oder so war. Alles in mir sprach dafür, daß sie schuldlos sei, ich glaubte es, wollte es glauben, und doch tauchte zugleich damit immer wieder das Gegenteil auf, wie das Licht den Schatten gebiert. Es war das etwas, gegen das ich nicht ankonnte, denn der Glaube setzt Unbefangenheit voraus, und wo diese einmal dahin ist, kann sie nie wiederkommen, niemals.

Das wußte ich nun. Und so beschloß ich denn, sie zu verlassen. Für immer. Und zwar ganz heimlich und unbemerkt. Als sie einmal für kurze Zeit weg war, packte ich das Notwendigste in einen Handkoffer, den ich in einem Verschlage verbarg. In der Frühe des nächsten Morgens, wenn sie noch schlief, wollte ich davongehen. Ich nahm nichts mit, als was ich für die nächsten Tage brauchte. Sonst ließ ich ihr alles zurück, was ich besaß. Es würde für sie und das Kind zu einem bescheidenen Leben reichen. Auch würden sich ja Mittel und Wege finden, sie, sobald ich es vermochte, zu unterstützen.

Doch den Augen einer Frau bleibt in solchen Dingen nichts verborgen. Ahnte sie es nur? hatte sie in meiner Seele gelesen? Oder hatte sie etwas gesehen? Als sie an diesem Abend allein in das Schlafzimmer ging, sah sie sich in der Tür noch einmal nach mir um, mit einem Blick, der nicht von mir fortkonnte, einem Blick, so traurig und todesbang, daß ich, erschüttert, aufspringen und ihr nacheilen wollte. Aber schon hatte sie die Tür hinter sich geschlossen. Die Überlegung — was täuscht uns mehr als die Vernunft? — kehrte zurück. Es half nichts mehr. Es mußte sein.

In dem Fenstervierecк glimmte das erste frühe Grau, als ich aufstand. Hatte ich geschlafen oder nicht? Doch wohl, obgleich ich hatte wachbleiben wollen. Ich fröstelte in der Morgenkühle und zündete die Lampe an. Ich schaute mich um: in einer Viertelstunde würde ich diesen Raum, dieses Haus verlassen haben und nie mehr dahin zurückkehren. Mir war unsäglich bange ums Herz.

Auf dem Tische etwas suchend, fiel mir ein Zettel in die Augen. Hatte ich denn einen hingelegt? Warum? Ich nahm ihn auf: er war beschrieben, mit einigen Worten nur.

„Lebewohl, Geliebter. Du gehst, so gehe auch ich dahin, wo wir uns nie wieder-

sehen werden. Oder doch? Dann wird es anders sein. Und verzeihe mir. Ich kann nicht anders."

Sie mußte in der Nacht in dem Zimmer gewesen sein und den Zettel, während ich schlief, hingelegt haben. Zuerst stand ich wie gelähmt. Dann stürzte ich in das Schlafzimmer. Die kleine Nachtlampe, flackernd in dem Luftzuge, als ich die Tür aufriß, brannte noch. Ein leeres Wasserglas und ein paar leere Papierchen daneben sagten mir, was geschehen war.

* * *

Seitdem bin ich ganz allein. Nicht lange danach starb das Kind an einer plötzlichen Krankheit. Ich hatte es nicht mehr gesehen. Nach dem Volksglauben zieht die Mutter ihr Kind ins Grab nach. Vielleicht war es auch hier so.

Und ich? Länger als ein Jahr reiste ich von einem Ort zum andern. Es litt mich nirgends. Dann fand ich dieses abgelegene Dorf. Warum ich es gerade wählte, weiß ich nicht, denn an sich war mir ein Ort so gleichgültig wie der andere. In solchen Dingen spricht ja manches mit, was wir nicht wissen oder nicht aufzulösen vermögen.

Hier bin ich und hier will ich bleiben. Bis es zu Ende ist. Damals, in der ersten Zeit, dachte ich wohl oft daran, ihr freiwillig dahin zu folgen, wohin sie gegangen war. Aber dazu habe ich kein Recht. Und dann: eben, daß ich weiterlebte, schien mir die über mich verhängte Sühne und Strafe. Strafe? Wofür? Wo war hier Schuld, wo Unschuld? Alles war Schicksal. Ist das mehr als ein Wort? Ist es der Ausdruck für Gesetze, denen wir unterworfen sind und die wir nicht zu fassen vermögen?

Schicksal! Wer sich damit beruhigen könnte! Zwei Menschenleben sind an mir zugrunde gegangen. Um nichts? Einer bloßen Einbildung wegen? Wo ist da ein Sinn darin? Ein Sinn war nur zu finden, wenn Schuld vorlag. Kann nicht der Tod auch lügen? Waren sie schuldig, sie und er — er? war er es nicht wenigstens in der Absicht? —, so ist das meine Rechtfertigung. Soll ich sie, darf ich sie wünschen, daran glauben? Rechtfertigung? Um welchen Preis! Indem ich mich selbst belüge, sie nach ihrem Tode noch opfere? Denn war sie nicht schuldig, brachte sie bis zuletzt sich umsonst für mich zum Opfer dar: wer bin ich dann? Nein, ich hab' es auf mich genommen, sei es so oder so, denn Gewißheit ist allein am Tage des Gerichts.

— —

Der Himmel draußen ist klar und heiter. Ein Luftzug weht durch das offene Fenster einige Kirschblüten auf das Papier. Wie rührend und unschuldig sie sind in ihrer zarten, duftigen Weise! Unschuldig? Die Natur allein weiß nichts von Schuld und Unschuld, sie läßt blühen und reifen und welken in immerwährendem Kreislauf, und keines ihrer Geschöpfe weiß um sein Schicksal in Kampf und Leiden. Der Mensch nur ist sich seines Schicksals bewußt, er allein trägt noch ein Gesetz in sich, an welches Schuld und Unschuld, Glück und Unglück gebunden sind. Damit aber knüpft er aber auch an die Kette des göttlichen Wissens an, in dem sich alles vollendet. Und alles Geschehen mündet zuletzt in den Strom der ewigen Gnade.

Die Walhalla

Von J. Schultz

Nicht das „Walhall“ unserer germanischen Ahnen meine ich, jene überirdische Walstatt ewiger Herrlichkeit, dahin zu gelangen, Ziel eines jeden Helden war, dem der „Strohtod“ Schmach bedeutete; jenen hehren Aufenthalt Wotans, an den zu denken mir kaum möglich ist, ohne dabei im Geist sofort Wagners wundervolles Walhallmotiv in mächtigen Akkorden erklingen zu hören.

Die Walhalla bei Regensburg ist es, der ich einige Worte widmen möchte. Stille Weihestunden, die ich dort erlebte, stehen leuchtend in meinem Erinnern, und die eindringlichen Worte des Walhalla-Stifters: „... jeder trage bei, soviel er vermag, zu Deutschlands Verherrlichung“ werden wieder lebendig in mir. Doch bevor ich persönlichen Eindrücken Worte verleihe, möchte ich einige Sätze aus dem Werk: „Walhallas Genossen, geschildert von König Ludwig dem Ersten von Bayern, dem Gründer Walhallas“ folgen lassen:

„Es waren die Tage von Teutschlands tiefster Schmach (schon hatten jene von Ulm und Jena stattgefunden, die Rheinische Konföderation war geschlossen, Teutschland zerfleischte sich bereits selbst) da entstand im Beginne des 1807ten Jahres in dem Kronprinzen Ludwig von Bayern der Gedanke, der fünfzig rühmlichst ausgezeichneten Teutschen Bildnisse in Marmor verfertigen zu lassen, und er hieß gleich Hand an die Ausführung legen. Später wurde die Zahl vermehrt, dann auf keine beschränkt und nur rühmlich ausgezeichneter Teutscher, fühlend, daß sagen zu wollen, welche die rühmlichsten, Anmaßung wäre, wie denn auch zu behaupten, daß es keine gäbe, die ebenso verdienten in Walhalla aufgenommen zu seyn, und mehr noch als manche, die es sind. Teutscher Zunge zu seyn, wird erfordert, um Walhallas Genosse werden zu können; wie aber der Hellene ein solcher blieb, gleichviel ob aus Jonien oder aus Sikelien, aus Kyrene oder Marsiglia, so der Teutsche, sey er aus Liefland, dem Elsaß, der Schweiz oder den Niederlanden (ward ja holländischer Adel sogar in den teutschen Orden aufgenommen, und flammändisch und holländisch sind Mundarten des Platt-Teutschen). Auf die Wohnsitze kommt es nicht an, ob es seine Sprache behalten, das bestimmt den Fortbestand eines Volkes.

Mit dem ersten bekannten großen Teutschen: Hermann, dem Römerbesieger, angefangen, sind in Walhalla, durch teutsche Künstler verfertigt, von rühmlich ausgezeichneten Teutschen die Brustbilder oder (wurden keine gleichzeitige Bildnisse gefunden) aus Erz die Namen. Kein Stand, auch das weibliche Geschlecht nicht, ist ausgeschlossen. Gleichheit besteht in Walhalla; hebt doch der Tod jeden irdischen Unterschied auf! Die Stelle in ihr wird durch die Zeit des Eintritts in die Ewigkeit bestimmt.

Rühmlich ausgezeichneten Teutschen steht als Denkmal und darum Walhalla, auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er gekommen. Geweiht sey diese ehrwürdige Stätte allen Stämmen teutscher Sprache; sie ist das große Band, das verbindet, wäre jedes andere gleich zernichtet; in der Sprache währt geistiger Zusammenhang.

Ruhm bey der Mitwelt ist wenig, bey der Nachwelt mehr, nicht alles; das Beste aber innerer Wert, wogegen jeder verschwindet; er ist das einzige, was wir mitnehmen, er währt, wie die Seele, ewig." —

Es erübrigt sich, diesen kernhaften deutschen Worten noch etwas hinzuzufügen. In rückschauenden Gedanken führt mich nun der Weg zum zweiten Male zur Walhalla.

Ein wundervoller Sommersonnentag schmiegt sich um das Donauland bei Regensburg. In aller Frühe wandre ich durch das alte Stadttor hinaus, der freien, umwaldeten Ferne entgegen. Dichter Nebel wogt noch über dem Strom und den leicht ansteigenden Wiesen. Der Blick zur Höhe jedoch ist klar und offen; leuchtendes Blau schimmert sonnendurchwärmt herab. Es ist, als ob man vorerst nur „nach oben" schauen sollte, hinauf zu dieser unendlichen Himmelstiefe.

Weiter geht es, durch anmutiges Gelände, in das die Donau sich — hell durch den Nebel glänzend — als breites, silbernes Band einfügt. Nach längerem besinnlichen Wandern erspähe ich endlich einen dicht bewaldeten Hügel, dem ich langsam näher komme. Erwartungsvoll beschleunige ich die Schritte und stehe dann auch wirklich bald am Fuß dieser Höhe, die der „Walhalla" Grund und Boden wurde. Hell leuchten schlanke Säulen aus dem prächtigen Laubgewoge hervor und ragen stolz in den herrlich-dunkelblauen Himmel. „Griechenland" — denke ich; denn blauer kann ich mir auch die ein Parthenon umspielende Luft jenes Landes kaum vorstellen!

Nach einigen Minuten versunkenen Träumens wende ich mich dem Walde zu, dessen schöne, hohe Eichen — das Sinnbild deutscher Kraft — mir beim Hinansteigen den Blick zum Gipfel verhüllen. Die Sonne funkelt in ihrem Laub und zaubert golden glänzende, tanzende Lichter auf den weichen, jeden Laut schluckenden Waldboden.

Feierliche Stille ringsum ...

Andacht füllt das Herz, und mit vertiefter Sammlung trete ich nach kurzer Zeit oben auf der Höhe aus dem Schatten der Bäume. Geblendet fast von dem Glanz der vom Sonnenschein überfluteten Walhalla bleibe ich wie gebannt stehen und lausche einer inneren Stimme, die mit König Ludwigs Worten zu Ehrfurcht und zu ernstem Aufsichselbstbesinnen mahnt:

„Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten. Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes.

Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können..."

Langsam nähere ich mich nun der Walhalla, deren von jonischen Säulen getragener, in der Form des griechischen Tempels angelegter Marmorbau auf Steinfundament ruht, das sich nach der Südseite zu einer wuchtigen Terrasse mit breiten, den Abhang hinabführenden Treppenreihen erweitert. Hoheitsvoll schaut dieser deutsche Bau ins liebliche Tal und hinaus in die Weite, aus deren nebligem Schimmer der Regensburger Dom herübergrüßt.

Menschenwerk dort wie hier! Jenes altehrwürdige Münster sowohl wie dieser

schöne Tempel. Beide etwas Unvergänglichem geweiht: Gott — und den, durch Taten und Werke unsterblich gewordenen großen Deutschen.

Die Schönheit der Ferne und der Nähe dringt tief in die weit aufgetane Seele; man freut sich an allem, was da so allgewaltig von deutschem Wesen, deutscher Art und deutschem Können redet.

Wundervoll sind die Giebelfelder der Walhalla, die mit Schwanthalers Schöpfungen geschmückt sind. Im Norden ist die herrliche Reckengestalt Armins des Cheruskers im siegreichen Kampf gegen den römischen Feldherrn Varus dargestellt, an der Südseite die sieghaft thronende Germania, der die Staaten des deutschen Bundes huldigend nahen. Auch die Giebelfelder sind ein eigen Lied von deutscher Kraft und Tapferkeit. Wie erhebend müßte es sein, sich daran erfreuen zu können, wenn Deutschland frei und stark neben den anderen großen Weltmächten stünde! Heute jedoch taucht das bittere „Es-war-einmal“ sofort mit unheimlich großen Buchstaben vor dem geistigen Auge auf und verwandelt die Freude am soeben Geschauten in schmerzlich-wehmütige Trauer.

In trüben Gedanken wende ich mich zum Eingang und trete durch die schwereichene, erzbeschlagene Tür in das Innere.

Feierliche Domstimmung herrscht inmitten dieser kostbaren Wände. Wohin man blickt: Marmor, alles Marmor; von rötlich-braunem Ton bis zu hellem Bernsteingelb. Nur die Decke ist aus Bronzeplatten gefügt und weist, gleich dem den ganzen Raum in halber Höhe umziehenden weißen Marmorfries, Bilder aus der germanischen Götter- und Heldengeschichte. Durch Deckenfenster dringt klares, gleichmäßiges Licht.

An der dem Eingang gegenüberliegenden hinteren Seite verengt sich die Halle zu einem kleinen, halbdunklen Querraum, vor dem das Standbild König Ludwigs wirkungsvoll zwischen einem jonischen Säulenpaar hervortritt. Von der oberen Hälfte des Hauptraumes künden schlichte Wandtafeln die Namen jener Walhallagefährten, deren Köpfe nicht nachgebildet werden konnten; von dem unteren Teil der Wände aber schauen die Büsten der großen Deutschen, auf Marmorsockeln und -Konsolen stehend und sich in reinem weißen Marmor schimmernd vom dunkleren Hintergrund abhebend, auf uns herab. Ihre ernste Reihe wird in gleichen Abständen von strahlenden Siegesgöttinnen (sechs Figuren von Christian Rauchs Meisterhand) unterbrochen.

Etwas Weihevolles liegt über allem und läßt die Herzen rascher schlagen. Deutschlands Große umgeben uns: Alle Meister-Sänger und -Dichter von Walther von der Vogelweide bis zu Richard Wagner, alle ruhmvollen Feldherren von Georg von Frundsberg bis zu Moltke, alle großen Könige von Heinrich dem Finkler bis zum alten Kaiser Wilhelm; auch die Bedeutendsten unserer Maler, Gelehrten, Geistlichen und Erfinder.

Andächtig steht man vor einem Jeden, der in „Walhall“ Aufnahme fand, und weiht ihm ehrfürchtiges Denken und Danken.

Da leuchtet Schillers kantiges Antlitz hervor, dort spricht aus Goethes edlen Zügen reinstes Menschentum, da blitzt Bismarcks großes Auge auf uns nieder und dort — o Friedrich der Einzige, wie erschütternd ist deine Totenmaske! Und

doch — wie viel verrät sie uns von deinem festen, zielbewußten, wahrhaft königlichen Wesen! Dein Preußen, König Friedrich, dein Preußen ruft dich! Fühlst du seine Not denn nicht? Deine Augen, die klaren, leuchtend blauen Herrscheraugen bleiben gar so fest, so müd, so teilnahmslos geschlossen! — Wahrlich, du hast das Deinige getan! An uns liegt es, das von dir Erschaffene, mit tausend Opfern Erkaufte, zu erhalten. —

Großer Gott, wie reich sind wir Deutschen, wie viele große Menschen, wie viele Meister hat unser Vaterland! Und wie wenig zeigen wir uns dieses Reichtums wert!

Mahnend blicken die stummen Helden der Walhalla auf uns herab. Tieferniste, kluge Köpfe mit herbgeschlossenen Lippen, sie reden dennoch eine gewaltige Sprache, klingender denn aller Massentumult der jetzigen Tage:

„Zeigt euch unserer wert! Bleibt würdig alles dessen, was wir für euch schufen."

Herrgott! Gib, daß wir es wieder verdienen lernen, solche Menschen „unser" nennen zu dürfen!

— —

Domstimmung umfing mich beim Eintritt in die Walhalla, und Domstimmung schwingt auch beim Verlassen des Raumes noch tief in mir nach.

— —

Draußen aber grüßt die Sonne mit ihrem frohsten, strahlendsten Lachen. Erst ganz allmählich wandelt sich an diesem Sonnenlachen der grübelnde, drückende Ernst der Seele zu tiefer Ruhe und zu einem starken, gläubigen Zukunftsvertrauen.

Herbst

Von E. Rohn

Still träumt der Herbst. Es ist ein Träumen
Erfüllter Schönheit, — heil'ger Tag!
Ein süßes sich im Lichte säumen,
Ein Lächeln, das kein Weh noch brach.

Still träumt der Herbst. Kein jäh Erwecken
Stört dieser Feier Duft und Glanz;
Und selbst den Tod und seine Schrecken
Verbirgt der goldne Siegeskranz.

Still träumt der Herbst. Ich möchte senken
Mich tief in diesen Frieden ein,
Und erdgelöst so leise lenken
Zum ew'gen Port mein tiefstes Sein.

Der Tod des Kaisers

Novelle von J. D. Ungerer

Das weite Land der Romagna schien den Atem anzuhalten. Und durch die Lautlosigkeit schritt eine Frau dem Schlosse zu. Die Unwirklichkeit des schwebenden Ganges, mit der ihre zarte Gestalt sich bewegte wie unter Zwang, war wie ein Teil dieses großen Gesanges der Stille.

Die tiefverschleierte Frau klopfte nur leise an die Pforten Paternos, und flüsternd war die Stimme der Wache, die sie abweisen wollte. Da schlug im selben Augenblick droben in dem Gemach, von dem die große Stille ausging, der kranke Kaiser die Augen auf und sprach: „Man soll sie einlassen!“ So stark war die Verbundenheit dieser Seelen.

In den Tagen des Kampfes in den italischen Landen, da viele Greuel und Grausamkeiten geschahen im Namen des Kaisers, als des obersten Heerführers, und gegen seinen Willen, war diese Frau das Licht in dem großen Dunkel, das die zartempfindende Seele dieses jungen Herrschers umdüsterte und gefangenhielt. Alles Leiden und Böse, was geschah in diesen gefährlichen Zeiten des Aufruhrs der italischen Völker gegen die deutsche Krone, empfand der edle Kaiser tausendfach schmerzlich, und es schien ihm Strafe für die Sünden seiner Jugend. Nächte durchgeißelte er, in brünstige Gebete versunken, und fastete tagelang, seinen sündigen Leib zu bestrafen, bis die Frau in sein Leben trat, die ihm das große Geheimnis des Daseins offenbarte. Da aber hatten die harten Kasteiungen, in denen Körper und Seele sich flammend verzehrt hatten, die Gesundheit des zarten Jünglings schon untergraben; und langsam welkte die edle Menschenblüte dahin, an der die starke Hoffnung eines ganzen großen Volkes gläubig hing. Still war die Weihnacht im Schlosse Paterno; und traurig war das junge Jahr 1002 heraufgezogen über die romagnolische Feste, wo ein blutjunger deutscher Kaiser im Sterben lag. Von ihm selber aber waren die Schatten gewichen im Licht einer großen Seligkeit. Die Nähe des großen Mysteriums, vor dessen geheimnisvoller und entrückender Hoheit keine Äußerlichkeiten menschlicher Satzungen und Einrichtungen bestehen können, ließen sein Herz und seine Seele sich ganz um ihren innersten strahlenden Kernpunkt sammeln. In diesem heiligen Schrein verschlossen lag ohne Anfechtung von außen seine Liebe. So fühlte er das Kommen dieser Frau, auf die er Tag und Nacht wartete, durch Schlaf und Fieberträume. Die Bereitschaft seiner Seele war stärker als die Macht des trennenden Raumes. Und sein Herz eilte der geliebten Frau durch weite Fernen entgegen, sie in Demut zu empfangen.

Man geleitete sie voll schweigender Ehrfurcht zu dem Gemach der traurigen Stille; denn diese Worte des Befehls waren die ersten, die der kranke Kaiser seit Tagen gesprochen.

Durch die hohen Bogenfenster strömte Licht weitgespannt in den großen Raum und der Duft vieler Blumen. Blumen standen in geschwungenen Onyxschalen am Boden in allen Ecken und zu Füßen des Lagers mit der saphirblauen Seidendecke. Der Kaiser liebte diese Farbe der leisen Stille und der Träume der Dämmerungen.

Die goldbraunen Locken hingen sanft und glänzend um das edle junge Antlitz. Wie das schmal war und so durchleuchtet! Gleichsam abseitig. Und so fern von den

Menschen wie der Himmel. So unwirklich wie die Ahnungen von Geheimnissen jenseits des Erkennens. Seine Hand wies alle hinaus. Und nun er allein war mit der Frau seines Herzens, kniete sie nieder und küßte seine Hände, und er fühlte ihre Tränen auf ihnen. „Weine nicht, geliebtes Wesen!" Seine Hände strichen sanft über ihr funkelndes Haar. Seine langen schmalen Hände waren blaß und durchsichtig geworden, wie die einer Frau und zitterten leicht. Einen Augenblick hafteten die Blicke des sterbenden Kaisers schmerzlich auf ihnen: Visionen übermütiger Waffengänge und Turnierspiele zogen vorüber, Hornruf, Rossetrampeln, wehende Schleier schöner Frauen — Vorbei! — Lächeln umblühte die edelgebogenen Lippen: „Du Frau aus Gold und Purpur, du Wunderseele aus Licht und schwarzem Samt, ich will dir das Geheimnis der Erde heute enthüllen, ehe ich dich auf kurze Zeit verlasse. Wir alle suchen Gott. Da ich ein Knabe war, sprach ich das Gebet, das meine Mutter mich lehrte. Da ich ein Jüngling ward, verloderten meine Gebete in heißen Nächten. Zucke nicht, du Wesen, das ich einzig liebe: auch diese Nächte waren nur ein Weg zu dir und in die große Erkenntnis. Glühender waren meine Gesänge an Venus, die Wunderreiche, als sonst bei Menschen; härter die Geißelungen der Reue. Es war wohl eine Ahnung frühen Abschieds in mir. Ich suchte die Erlösung in den Schönheitswundern der Kunst und in der Weisheit der Philosophie und im Rhythmus der großen Dichter. Ich wollte weise werden und ein gerechter Fürst und Gott dienen als ein guter Knecht in seinem Weinberg, in dem ich gesetzt war als ein Herr über viele. Ich suchte und irrte und strauchelte. Denn ich bin ein Mensch. Und ich leugnete mein Menschentum, weil ich in ihm mich schämte vor Gott und vor mir selber. Bis ich in deinen Händen mich heimfand zur Madonna, zur großen Gnadenmutter Liebe. Bis du mir der Weg geworden zur Einheit von Gott und Mensch, die verschmilzt im Licht der Liebe, in der Göttliches und Irdisches zusammenströmt und mündet im großen Urmeer der Ewigkeit. Siehe, du Frau, nun will ich das Geschenk deiner Gnade zurücklegen in deine schönen Hände, wie eine seltene Perle in eine köstliche Schale: Gott, den wir suchen, wir tragen ihn in uns, wir sind ein Teil von ihm! Die Welt, die Erde, die Gestirne, alles Sein ist Teil von ihm, denn Gott ist die Liebe, und alles Geschaffene kommt aus ihr. Da wir uns fanden in großer Liebe, o du Kind, du reine Seele, die mir all dieses Licht der Erkenntnis schenkte, da sind wir eingegangen in das große Rätsel der Ewigkeit, und hinter uns blieb der Jammer der Erde. Es geht nichts verloren, das aus der Liebe kommt, weil es wieder in die Liebe heimkehrt und wiedergeboren wird in jedem Gedanken, jedem Zittern, jedem Kuß, jedem Atem der Liebe. Wir sind Erben aller Liebe der Welt bis heute, Ahnen der zukünftigen. Sie schwingt im Weiten. Unsere Seele hört ihren Gesang in gebenedeiten Nächten. In unsere Hände ward das Heiligtum ihrer beseligenden Wesenheit und die Offenbarungen ihres Geheimnisses gelegt, daß wir sie rein bewahren für die, die nach uns kommen und für die Ewigkeit. Darum sind wir in sie eingegangen und leben fort in allen Strahlungen der Liebe bis ins Unendliche."

Die Stimme des Kaisers war zuletzt nur noch ein Flüstern, wie leiser Wind am Abend. Leuchtender war ein Licht in den Tiefen seiner Augen erglüht, und um die steile Schmalheit seiner weißen Stirn war Glanz gebreitet, wie die Gloriole einer unsichtbaren Krone. Die Augen der Frau versanken in seinem Anblick, wie ihre Seele

in der berauschenden Erhebung der seinen. In einem langen Kuß schlossen sich die Augen, und ihnen erblühte strahlender als Sonne und tausend Sterne vieler Nächte die Gewißheit des Lebens und des Todes, des Seins und der Wiederkehr, des Unendlichen der Liebe.

Länger wurden die Schatten der dunkelblauen Nacht, die herabsank über Paterno. Tiefer hielt Lautlosigkeit den Atem an, da ein Leben eingehen wollte in das Mysterium der großen Stille. Die geflüsterten Gebete der Priester waren leiser noch als sonst und verwischten sich mit dem Wehen des sanften Nachtwinds, der durch blühende Bäume streichelte, wie die Weihrauchwolken eins wurden mit dem Atem der Andacht, und das Licht der ewigen Lampe verschmolz mit dem silbernen Scheinen dieser Nacht.

Der sterbende Kaiser empfing das letzte Abendmahl. Noch einmal öffneten sich die großen schimmernden Augen des Jünglings. Weit entrückt war ihr Blick. Nur als er ein letztes Mal auf die Frau fiel, die an seinem Lager kniete, war kurze Rückkehr und leuchtendes Erkennen in ihnen, und die Ekstase ihrer Hingebung war grenzenlos.

Dann schlossen sie sich langsam und für immer. Lächeln lag um den schönen Mund des Toten, und der wunderbare Glanz der geheimen Krone seiner jungen Stirn schimmerte stärker und ehrfurchtsgebietend.

So groß war die Heiligkeit dieser Stille, daß kein Schluchzen sie zu unterbrechen wagte. Und in schweigender Übereinkunft ließ man erst am nächsten Morgen die Glocken läuten.

Als die lange verheimlichte Kunde vom Tode des Kaisers Otto III ruchbar ward, da begann ein großes Trauern in allen Ländern der deutschen Krone, denn an diesem edlen jungen Fürsten hing die Hoffnung des Volkes. Mühselig und weit war die Heimfahrt des toten Kaisers über die Alpen, bis er endlich in der Mitte der Marienkirche zu Aachen zur letzten Ruhe beigesetzt wurde nach seinem Wunsch.

Im Kloster Unsrer lieben Frau zu Aachen ist eine wunderschöne Italienerin mit rotgoldenen Locken Äbtissin geworden, nach dem Willen des toten Kaisers Otto III Die junge Äbtissin betet morgens und abends am Grabe des toten Kaisers. Oft auch zu andern Stunden des Tages und der Nacht. An ihrem Rosenkranz hängt ein wunderbares Kruzifix aus Smaragden. Viele wollen es in den Händen des sterbenden Kaisers gesehen haben, auch noch in seiner letzten Stunde. Wenn die Äbtissin betet, preßt sie es inbrünstig an ihre Lippen. Werke der Liebe und Güte gehen aus vom Herzen und den Händen dieser stillen Frau mit dem tiefen Lächeln um den schmerzensreichen jungen Mund.

Feierabend

Von Freda Bethcke

Nun brennt der Lampe stilles Licht.
Es ging ein lauter Tag zu Ende.
Darüber sinkt ein Schleier dicht,
Und müde falten sich die Hände.

Wie wohl das tut, so still zu ruhn,
Nur in die lichte Seide blicken,
Und gar nichts denken, gar nichts tun,
Als feine, leise Grüße schicken.

Von drohendem Sterben und notwendigem Aufstieg des anständigen Menschen

Von Prof. Dr. Georg Steinhausen

Wenn es in der Welt so weiter geht wie bisher, wird vielleicht in einigen Jahrzehnten eine „Trauerrede am Grabe des letzten anständigen Menschen" von dem allerletzten Vertreter dieses dann der Vergangenheit angehörenden Menschentypus gehalten werden. Das sittliche Empfinden geht rasend bergab, und die heute herrschenden rein intellektualistisch und egoistisch eingestellten, von einer allgemein um sich greifenden niedrig-geschäftlichen Denkart beseelten Menschen ahnen nicht, daß die Welt auf die Dauer doch nicht ohne dieses sittliche Grundelement bestehen kann. Glücklicherweise geht in der menschlichen Entwickelung neben einer scheinbar allmächtigen unheilvollen Strömung im stillen immer eine das Gute und Gesunde bewahrende Unterströmung einher, aus der sich dann schließlich meist eine siegreiche Gegenströmung herausbildet, wenn ein Volk nicht etwa ganz verkommen ist. Es kommt in bösen Zeiten darauf an, diese Unterströmung zu fördern und an Kraft gewinnen zu lassen.

Zunächst sieht es in dieser Hinsicht freilich wenig verheißungsvoll aus; in der Welt überhaupt und, was uns zumeist angeht, in Deutschland durch äußeren Druck und auch durch innere Schuld insbesondere. Sie sind heute noch nicht tot, die anständigen, sittlich empfindenden Menschen, sie sind ziemlich zahlreich in allen Ländern vorhanden, aber sie sind ohne rechte Wirkung und entbehren der gebührenden Geltung. In Deutschland aber leiden sie als Angehörige eines entrechteten und vergewaltigten Volkes in viel stärkerem Maße; gerade sie sind durch den unerhörten Währungsverfall zudem vielfach ihres wirtschaftlichen Halts beraubt, während sittlich minderwertige Elemente durch die Spekulationsmöglichkeiten der Kriegs- und besonders der Nachkriegszeit, durch die Entfesselung des Egoismus seit der Revolution zu Geld und Gut gekommen sind, weite wirtschaftliche geschäftskluge Kreise aber gerade aus der Inflation Gewinn gezogen haben. Ein großer Teil des deutschen Volkes ist, das muß nachdrücklich ausgesprochen werden, sittlich mehr oder weniger angefressen; die sittlich empfindenden Menschen sind fast ohne Einfluß, leiden und vergehen. Es ist eigentlich die alte traurige Melodie, die aus allen Zeiten herausklingt: „Nicht dem Guten gehöret die Erde." Aber es hat nicht viele Zeiten gegeben, in denen so systematisch und beharrlich die tiefsten Gefühle der anständigen Menschen — der innerlich anständigen, nicht der gutangezogenen Menschen, der rechtlich, redlich, edel denkenden — so mit Füßen getreten wurden, wie in den unseligen Zeiten, in denen wir zu leben verurteilt sind.

Man soll in bösen Zeiten nicht nur jammern und greinen, man soll auch nicht den sentimentalen Moralprediger spielen, auf den doch niemand hört, aber man soll auch nicht still halten und schweigen, sondern aufrütteln, mutig anklagen, wo die Gemeinheit triumphiert, mit dem Schwert der Gerechtigkeit und der Rechtlichkeit dem Unrecht zu Leibe gehen und es aufs Haupt schlagen.

Die moralische Atmosphäre ist — keine neue Wahrheit! — durch den Weltkrieg

in der ganzen Welt vergiftet worden. Daß die große Politik, die Gestaltung der Beziehungen der Völker zueinander, nichts oder sehr wenig mit moralischen Erwägungen zu tun hat, wissen wir allgemach, und manche Äußerung von Staatsmännern alter und neuer Zeit bestätigt es, daß die große Politik in beträchtlichem Maße die Welt der Niedertracht ist. Aber so schreckhaft wie zu unseren Zeiten ist diese Tatsache selten in die Erscheinung getreten. Am widerwärtigsten war dabei das unerhörte Schauspiel, daß die Völker, die immer am schroffsten und zielbewußtesten, ohne es freilich zu sagen, dem nackten Macht- und Eroberungsgedanken gehuldigt haben, Frankreich und England und Rußland, unter dem Banner der Moral zu Felde zogen gegen das angeblich tief unmoralische Deutschland, dessen lebensnotwendige Wirtschaftsentfaltung und sichernde Rüstung man jahrelang als „deutsche Gefahr“ ausposaunt hatte und das sich dann selbst bei Ausbruch des Krieges durch eine kopflose Politik, zumal die überstürzten Kriegserklärungen, und durch den als militärische Notwendigkeit vollzogenen Einmarsch in Belgien formal ins Unrecht setzte; nicht minder widerwärtig, daß sich diesem Bund der Vorkämpfer der Moral gegen das Volk, das im Grunde viel anständiger war als sie alle zusammen — unbeschadet mancher unerfreulichen Erscheinungen —, die nordamerikanische Union anschloß, der Mittelpunkt und das Idealland der Verehrer des goldenen Kalbes, und der idealer gesinnte Teil seiner Bevölkerung zu einer Art Kreuzzugsfieber aufgehetzt wurde. Bei uns haben Theoretiker allzu laut davon geredet und geschrieben, daß Politik nichts mit Moral zu tun habe: die andern haben eine amoralische Politik gemacht und noch dazu unter dem Banner der Moral.

Nach dem Kriege ist die Maske allmählich gefallen, wenn auch die Mehrzahl der Angehörigen der feindlichen Völker noch immer in jenem Irrwahn befangen ist; auch die Mehrzahl der Franzosen, trotzdem gerade ihre Führer am schnellsten ihr wahres Gesicht gezeigt haben. Aber so ist einmal dieses angenehme Volk. Chateaubriand hat es im „Génie du Christianisme“ geschildert, seine Vorzüge und seine Schwächen: „Begeistert für das Gute und für das Schlechte, das erstere übend, ohne auf Anerkennung zu rechnen, das zweite ohne Gewissensbisse zu empfinden ..., liebenswürdig in der Heimat, aber unerträglich in der Fremde, ... unschuldiger als das Lamm, welches man erwürgt, aber unerbittlicher und wilder als der Tiger, der sein Opfer zerreißt.“ Deutschland ist jetzt das Opfer dieses unerbittlichen Tigers.

Echte Stimmen eines Restes von moralischem Empfinden in der Welt mögen die beiden folgenden darstellen, die eine die eines mehr von pazifistischen Gesinnungen getragenen Engländers, die andere die eines strammen amerikanischen Politikers. Jener, Massingham, schrieb 1923 in der „Nation“: „Frankreichs Fall ist typisch für den praktischen Atheismus unserer Zeit. In mancher Weise ist es das zivilisierteste Land der Welt. Aber seine Moral ist wie die eines barbarischen Stammes. Hat es einen Feind: alles, was man mit Feinden, die geschlagen sind, tun kann, ist, daß man sie zu Brei schlägt ... Europa ist unter einem allmählich sich entwickelnden System des ‚Rechts‘ bis zur Entthronung dessen, wofür der große Krieg der Form nach geführt wurde, weitergeschritten ... Seitdem Rom Karthago bis auf den Grund zerstörte, ist noch nie solch ein Instrument der Rache wie der Ver-

trag von Versailles gegen einen geschlagenen Feind geschleudert worden. Der Vertrag war aber noch nicht genug für Frankreich. Im Augenblick, als er unterzeichnet wurde, nahm die französische Penelope die Aufgabe wieder auf, die sie unablässig während der Konferenz verfolgt hatte, in ihr Muster einzuweben, Deutschland durch Hunger, Annexionen und Abgaben unter das Niveau seiner eigenen Bevölkerung und Hilfsquellen zu bringen." England sei mit dafür verantwortlich.

Der andere ist ein früherer arger Deutschenfeind, einst ein Berater Wilsons, Prof. George D. Herron. Er schrieb vor einiger Zeit an den kanadischen Publizisten Stewart E. Bruce: „Der Verrat und das Verbrechen Frankreichs übersteigen alles, was ich erlebt habe. Ich kann mir tatsächlich kein geschichtliches Ereignis ins Gedächtnis rufen, das in seiner teuflischen Schlauheit, in seiner Vorbedachtheit und erbarmungslosen Gemeinheit diesem französischen Verfahren gleicht, die ganze deutsche Nation nach jeder Richtung zu ruinieren ... Poincaré wird einer der verabscheuungswürdigsten Namen in der Geschichte der Menschheit sein."

Solche Stimmen genügen eigentlich. Man glaube aber ja nicht, daß sie und ähnliche Worte Vorboten eines moralischen Wandels in der Welt darstellen. Auch der Sturz Poincarés besagt noch nicht viel. Was Amerika betrifft, so hat neuerdings Frenssen in seinem Reisebuch festgestellt, daß man dort sich allmählich über den Irrtum, in dem man sich befunden habe, klar werde; aber daraus Folgerungen zu ziehen, fiele niemanden ein. Man zuckt in puritanischem Hochmut oder naivem Egoismus die Achseln. Der amerikanische Botschafter in Berlin, Houghton, hat zu einem Landsmann, Dr. Asham, sich so geäußert: „Ich kam nach Deutschland mit der landläufigen amerikanischen Ansicht über die Deutschen. Ich glaubte, sie hätten den Krieg mit Bedacht gewollt. Sie hätten ihn mit rücksichtsloser und barbarischer Wut geführt; sie hätten sich deshalb selbst von den Rücksichten ausgeschlossen, welche man sonst zivilisierten Völkern gegenüber hat. Ich weiß aber jetzt, daß die Ansicht des Durchschnittsamerikaners falsch ist." Wir haben auch gehört, wie neuerdings amerikanische Senatoren Ähnliches gesprochen haben. Hat ein solches Empfinden aber wirklichen moralischen Wert, wenn es vor jeder ernsten Folgerung daraus zurückschreckt oder wegen der „politischen" Lage solche Folgerungen zu ziehen für unmöglich hält? Und, wenn selbst anständige Männer in Amerika ernsthaft dem triumphierenden Unrecht zu Leibe gehen wollten, sie hätten nicht die Macht dazu — die Macht hat in Amerika nur das Großkapital. Wenn dieses einmal es seinem Interesse für dienlich halten sollte, Deutschland zu stützen, erst dann werden nachdrückliche Aktionen (wie jetzt die Dawesaktion) unternommen werden, und dann wird man auch offiziell das moralische Register ziehen.

Nun kommt allerdings ein Umstand in Betracht, der bis zu einem gewissen Grade das anständige, das moralische und rechtliche Empfinden, das sich trotz allem in der Welt zu unseren Gunsten regt, dämpft oder zurückdrängt, das ist der Eindruck, den die moralische Verfassung eines großen Teiles der heutigen Deutschen macht. Es sind die Erscheinungen, von denen schon oben kurz gesprochen wurde, die oft beklagten Erscheinungen, die gerade der Minderheit der anständigen Menschen in Deutschland das Herz schwer machen und sie trübe in die Zukunft blicken lassen. Und gerade auf diese Erscheinungen in unserem Vaterlande mit aller Schärfe und

vollstem Ernst hinzuweisen, ist der Hauptzweck dieser Betrachtung. Wir haben eben gesehen, wie es mit der Moral und dem Rechtsempfinden in der sonstigen Welt unter dem Einfluß politischer und wirtschaftlicher Interessen aussieht; wir wissen ferner, daß jene Erscheinungen, die den Ausländer insbesondere in den Großstädten und Luxusorten bei uns so unangenehm berühren, in feindlichen und neutralen Ländern vielfach ähnlich auftreten: eine widerliche Welle niedriger Genuß- und Vergnügungssucht, zumal in den auf mehr oder weniger unlautere Weise reichgewordenen Kreisen der Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, aller möglichen stillen Spekulanten usw., aber auch in den niederen Schichten und in den auf oberflächliche Lebensfreude eingestellten Teilen der äußerlich anständigen Welt; ferner eine ziemlich die gleichen Schichten beseelende, aber auch sonst immer weiter um sich fressende ekle Geschäftemacherei, eine niedrige Gewinn- und Geldsucht ohne jede Rücksicht auf den Nächsten oder gar auf das Gemeinwohl. Aber bei uns wirken diese beiden Erscheinungen, die auf den gleichen Grund zurückgehen, nämlich auf den schon jahrzehntelang im Gange befindlichen Wandel von einer idealeren und sittlicheren Lebensauffassung zu einer überragend materialistischen Denkungsweise, um so widerwärtiger und bedrückender, als sie mit unserer ganzen Lage und den sich aus ihr ergebenden Anforderungen an uns selbst sowie mit den von uns vor der Welt erhobenen Klagen über unsere Lage, die ja in Wahrheit auch furchtbar ernst ist, in so grellem Widerspruch stehen.

Man braucht nicht zu verallgemeinern und ganze Stände und Wirtschaftsgruppen zu beschuldigen, aber man soll es auch nicht vertuschen, wie namentlich in dem verruchten Jahr 1923 die egoistische Gewinnsucht großer Teile des Handels, insbesondere des Großhandels, der Industrie und der Landwirtschaft üble Blüte getrieben hat. Wenn der Reichsfinanzminister Luther in einer Funkrede zum 18. Januar von „den Hypotheken“ sprach, „von denen mitsamt den übrigen Ersparnissen das deutsche Volk in den letzten Jahren durch das Mittel der Inflation gelebt hat“, so war es in Wahrheit doch so, daß von den Ersparnissen des einen Teiles der andere sich bereichert und vielfach verschwenderisch gelebt hat. Die Inflation, für die Mehrheit des Volkes ein Fluch, wurde von gewissen Kreisen als Segen angesehen.

Der Staat selbst trägt an der Erschütterung von Treu und Glauben ein gerütteltes Maß von Schuld, er, der nie Mittel fand, die Dinge zu meistern, ja sogar noch selbst den sinkenden Kahn durch überflüssige Ausgaben, Vermehrung der Ministerien, Schaffung unwirtschaftlicher Beamtenapparate (wie bei der unseligen „Finanzreform“), Nachgiebigkeit gegenüber der Futterkrippenwirtschaft und allen möglichen, in Organisationen sich umsetzenden sozialen Experimenten und so vieles andere immer mehr belastete. Gewiß, alle Versuche und Ansätze zu einer Sanierung wurden immer wieder durch die wahnwitzige Vernichtungspolitik der Feinde, zumal der Franzosen, zunichte. Aber kein anderes Mittel zu wissen als das Gehenlassen der Dinge, als den bequemen hemmungslosen Notendruck, der die Inflation seinerseits immer steigerte — das war ein böses Zeichen der Schwäche und Unzulänglichkeit, aber auch ein unmoralisches Beginnen, welches das Chaos, das so viele Gewissenlose heimlich und öffentlich zu ihrem Vorteil ausnutzten, nur vermehrte und die seit langem eingetretene Erschütterung von Treu und Glauben fast zum nor-

malen Zustand machte. Nicht mit Unrecht schrieb im August 1923 der „Rotterdamsche Courant“: „So lange keine deutsche Regierung die Energie habe, mit der Verletzung aller kaufmännischen Gesetze von Treu und Glauben Schluß zu machen, werde auch kein Vertrauen zu irgendeiner deutschen Regierung zurückkehren.“

Und während die Menschen mit dem robusten Gewissen bei alledem gediehen, litten die redlichen, anständigen Menschen oder vergingen. Das unverdiente Geschick traf vor allem viele Angehörige der eigentlichen Kulturschicht, des gebildeten Mittelstandes, der nicht nur ein Hauptträger der geistigen Kultur, sondern auch der moralischen Grundanschauungen und Anforderungen war, freilich gerade in dieser Beziehung ebenso wie das ehrbare gewerbliche Bürgertum und Bauerntum schon seit Jahrzehnten unter dem Einfluß des modernen Materialismus verloren hatte. Schon die rein materielle Not hat viele anständige Elemente vernichtet oder abgestumpft; andere Gleichgesinnte blieben wenigstens vom Schlimmsten verschont oder litten überhaupt nicht erheblich — die Abschaffung der Dienstmädchen erträgt die tapfere Hausfrau um so eher, als sie so oft von der zunehmenden Unehrlichkeit des Hauspersonals hört und liest, und über das Kohlentragen kommt der graulöpfige Hausherr schließlich auch hinweg. Aber die innere, die seelische Not! Hoffnungslos sieht man auf die äußere Bedrückung und innere Zerrüttung des Vaterlandes, trostlos auf das sittenlose oder das betrügerische Gebaren so vieler Mitmenschen. Man hat trotz besseren Funktionierens des staatlichen Apparats kaum das Gefühl, in einem Rechtsstaat zu leben. Man nimmt alles wehrlos hin. Sie gehen schweigend, teilnahmlos, verschlossen einher im Gegensatz zu der oberflächlichen Schicht, die auch jetzt das Leben genießen will. Viele gehen mit Mißtrauen aneinander vorüber, oft zwei, die beide guten Herzens sind. Apathie, Verbitterung, Menschenverachtung greifen um sich. Der Beruf gewährt keine Freude und innere Befriedigung mehr. Mancher scheidet freiwillig aus dem Leben. Viele sind auch um die innere Wiedergesundung unseres Volkes bemüht, Menschen aus den verschiedensten Schichten, aber dergleichen bringt meist nicht viel über geschlossene Kreise Gleichgesinnter hinaus. Und auch wenn ein bedeutender Mann von Kopf und Herz seine Stimme erhebt — es geschieht nicht allzu häufig —, strafend zu mahnen, aufzurütteln, die inneren Kräfte zu stärken, so findet dies nicht den rechten Widerhall. Zeitschriften, in denen dergleichen veröffentlicht wird, werden bei der Verarmung weiter, namentlich gebildeter Kreise nur noch von wenigen gehalten und gelesen. Die Tageszeitungen bringen selten dergleichen, aber doch hin und wieder. Aber abgesehen von dieser in den Zeitverhältnissen liegenden Beschränkung der Verbreitung — die Wirkung selbst ist nicht nachhaltig. Die wenigen Leser finden sich zwar fast alle vom rechten Wort ergriffen, sagen, das sei ihnen endlich einmal aus dem Herzen gesprochen: aber die Anregung bleibt ohne jede Folge. Diejenigen, die gern handelnd eingreifen möchten, können es meist nicht; diejenigen, die dazu in der Lage wären, finden nicht den Entschluß, tatkräftig zu wirken, und scheuen die Öffentlichkeit. Die Stillen und Gedrückten nicken nur wehmütig ihre Zustimmung. Vor allem aber: es fehlt das Bewußtsein der Möglichkeit einer Änderung; es lähmt der Gedanke, daß alles ja doch nichts helfe.

Im Gegenteil. Die Praktiker der politischen und geschäftlichen Welt von heute halten die Umsetzung der Forderungen des Gewissens und der anständigen Gesinnung in Tun und Handeln dieser Welt formal natürlich für geboten, tatsächlich aber nicht nur für spießbürgerlich oder andererseits idealistisch, sondern auch für bedenklich und gefährlich. Heute herrscht die Hintenherumpolitik.

Man scheut die geraden Wege. Man tritt nicht offen und tatkräftig für das Gute ein und sucht ihm nicht unerbittlich zum Siege zu verhelfen. Man bekämpft auch nicht offen und gerade das Schlechte und nennt es nicht unerbittlich bei Namen. Man ist behutsam, d. h. feige. Man glaubt durch diese Behutsamkeit allein etwas zu erreichen. Nach außen hin protestiert man zwar eifrig, aber völlig eindruckslos gegen die nicht endende Folge von Rechtsbrüchen und Gewalttaten der Franzosen, und mit Gewalt können wir uns ja nach unserer Entwaffnung gegen Gewalt und Rechtsbruch auch nicht mehr wehren. Aber die Art unserer moralischen Abwehr müßte eine ganz andere sein, nicht nur Frankreich, sondern der ganzen, uns wie Parias behandelnden Welt gegenüber. In der Frage der Kriegsschuld, der „rechtlichen" Grundlage des Versailler „Friedensvertrages", bewahrt man ängstliche Zurückhaltung; man könnte ja durch die Bekämpfung der Weltmeinung die Völker „reizen" und den leise beginnenden Wandel zu unseren Gunsten nur aufhalten und hemmen. Im Innern trat man jener geschäftlichen Demoralisierung nur in äußeren Nebendingen entgegen und griff dem Übel nicht an die Wurzel. Den Machenschaften der Börse war freilich schwer beizukommen, am wenigsten denen der ausländischen Börsen. Die scharfarbeitenden Wuchergerichte trafen nur kleine Sünder. Der ungerechtfertigten Preistreiberei von Großhandel, Industrie und Landwirtschaft hat man fast tatenlos zugesehen: wie kann man so maßgebliche Kreise, auf die wir ja allein angewiesen sind, reizen wollen? Überhaupt hat der Staat vor der Wirtschaft völlig kapituliert, bis endlich die scharfen Steuereingriffe unerläßlich wurden. Aber das ist überhaupt eine beliebte Meinung: Wirtschaft ist heute Trumpf, allein die Wirtschaft kann uns retten! Da darf man nicht so peinlich immer Recht und Moral betonen wollen! Zum Beispiel in der Aufwertungsfrage.

Und Ähnliches soll beim Staate gelten. Dessen Vertreter waren schon vor dem Kriege öfter geneigt, die Staatsomnipotenz (zumal in persönlichen und nicht gesetzgeberisch zu erledigenden Angelegenheiten) nicht allzu sehr dem Recht und der Moral sich beugen zu lassen; im Krieg haben die „Kriegsnotwendigkeiten" öfter wenig begründeten Anlaß gegeben, sich über beides hinwegzusetzen; und nach dem Kriege ist unter dem Zeichen der bitteren Not eine Methode gewaltsamer Politik und parlamentarischer Gesetzgebung eingerissen, die mit Eingriffen à la Dr. Eisenbart operiert und, z. B. in der Wohnungsgesetzgebung, wenig Respekt vor unantastbaren Rechten bewiesen hat. Ganz in diesem Stil war dann auch Ende 1923 die freilich durchkreuzte ursprüngliche Absicht der Regierung, die im Gange befindliche rechtliche Lösung der Aufwertung der Hypotheken usw. zu verbieten und mittelbar sich dadurch auch um die Aufwertung der öffentlichen Schulden, die ja praktisch zunächst schwer möglich ist, aber eine Rechtsforderung für die Zukunft bleibt, zu drücken. Das ganze Unheil hatte ja schon mit einem Rechtsbruch zu Anfang des Krieges, mit einem, wie Senatspräsident Dr. Strutz sagt, „an Ungerechtigkeit nicht zu überbietenden

Rechtsbruch“ begonnen, mit der Aufhebung der Goldklausel. Aber obwohl die Maßnahme nur vorübergehend gedacht, Schädigung der Staatsgläubiger ausdrücklich ausgeschlossen war, hat keine nachfolgende Regierung daran gedacht, der mit der Geldentwertung eintretenden, schließlich bis zur faktischen Enteignung gediehenen Entrechtung der Gläubiger Einhalt zu tun. Und als die Rechtsprechung eingriff, da wollte man ihr, wie gesagt, in den Arm fallen. Die Frage ist nicht leicht zu lösen, aber jener gewaltsame Lösungsversuch hatte doch das Gute, das allgemeine Rechtsempfinden wieder zu wecken. Auch der Verfasser hat durch einen offenen Brief an den Reichskanzler: „Wenn kein Kammergericht wäre!“ dazu beigetragen. Die dann ergangene dritte Steuernotverordnung enttäuschte freilich schwer und muß wieder hinweggefegt werden.

Eine Wiedererstarkung des rechtlichen und des moralischen Empfindens ist das, was uns am meisten not tut. Die Wirtschaft, so wichtig sie für den Wiederaufbau Deutschlands ist, kann uns allein nicht retten, und auch sie selbst kann nicht gedeihen ohne sittliche Grundlagen, Treu und Glauben, innere Wertschätzung der Arbeit, Gemeinsinn. Der Triumph rein selbstsüchtiger geschäftlicher Denkungsweise bedeutet besonders für uns Deutsche Verderben. Auch der Staat, so wenig er ohne die Macht ist, ist doch wieder nichts ohne sittliche Ideen, ohne den Rechtsgedanken.

Auch das Geistige, das heute so sehr in den Hintergrund gedrängt ist, rettet uns als das Nurintellektuelle nicht: das Geistige in höherem Sinne ist mit dem Sittlichen eng verbunden. Die Größe eines Volkes beruht in erster Linie auf seinen moralischen Werten. Ohne die oft übersehene moralische Arbeit der Aufklärungszeit, die sich ja anfänglich in den hausbackenen Bahnen der den Engländern sehr mäßig nachgemachten moralischen Wochenschriften und der weinerlichen Weise Gellerts bewegte, kein Lessingscher Wahrheitsmut, kein Herdersches Humanitätsideal, kein Schillerscher Idealismus, kein Kantscher Pflichtgedanke und letzten Endes auch kein begeisterter Schwung der Befreiungskriege!

Eine äußere Wiedererstarkung ist für uns ohne eine innere Wiedergesundung nicht möglich. Es kommt darauf an, wie eingangs gesagt, daß die auch heute vorhandene gesunde sittliche Unterströmung zu einer maßgebenden Strömung wird. Der anständige Mensch muß über die bloß formale und traditionelle äußerliche Achtung der Moral hinaus wirklich wieder etwas gelten, nicht Objekt oder gar Opfer wie bisher, sondern bestimmendes Subjekt werden, und er muß sich seinerseits regen, um dies zu erreichen. Im Sommer vorigen Jahres habe ich in einer Berliner Zeitung den Ruf ergehen lassen: „Die Anständigen und die Einsichtigen an die Front!“ Der Ruf hat mir viel Zustimmung eingebracht, Vorschläge zu Organisationen, wie man sie heute ja gern macht, und dergleichen. Auf unmittelbare praktische Wirkung konnte es ja aber nicht abgesehen sein. Selbst wenn ein leitender Staatsmann bei uns oder bei den andern Völkern bei geeigneter Gelegenheit einen solchen Ruf ergehen lassen würde, was bei den an Interessen, Rücksichten, diplomatische Redeweise gebundenen Staatsmännern vom gegenwärtigen Kaliber ganz ausgeschlossen ist, so würde ihn zwar ein großer Teil der Menschheit hören, und es würde ein Rauschen im Blätterwald der ganzen Welt geben, aber unmittelbare

praktische Folgen würden sich an eine solche Aufrüttelung, es sei denn, daß sie als rein politisches Mittel zu einem bestimmten Zweck erfolgt, kaum knüpfen.

Und doch, wer weiß es? Es sind namentlich in deutschen Herzen, aber auch in anderen Ländern bei vielen Menschen jahrelang das sittliche Empfinden, das Gerechtigkeitsgefühl, Anstand und Ritterlichkeit in solcher Weise zurückgedrängt, unterdrückt, gekränkt und mißachtet worden, daß es vielleicht nur eines wirklich zündenden Funkens bedarf, um sie in leuchtender Flamme emporlodern zu lassen. Es zeigen sich deutliche Merkmale, daß viele Menschen sich sehnen, aus der Atmosphäre der Rechtsbrüche, der Gemeinheit, der Herzenshärte herauszukommen. Den beginnenden Wandel zu stärken, denen, die guten Willens sind, die Notwendigkeit des Sichgeltendmachens, Ziele zu zeigen, das kann auch ein einzelner, der nicht an ragender Stelle steht, aber sonst zum Wortführen berufen ist. Mögen viele das gleiche tun, um eine große Bewegung zu wecken, die unter der unerfreulichen Oberfläche nur schlummert!

Enterbt

Von Valesca Lusig

Wer im Finsteren wandelt,
in Frost erbebte,
schaut brennenden Auges
das nie erlebte
Reifen der Sehnsucht
bei andern — — bei andern — — —

Er selbst muß wandern
durch Einsamkeiten — —
in Sternenweiten
schaut er schimmernde Göttinnen
vorübergleiten — —
sie halten,
sie wenden
in demantgeschmückten,
in gütigen Händen
duftschwere Dolden,
das Glück der Erfüllung
purpurn und golden ...

Sie locken —
sie winken
dem Pilger, dem müden —
Doch in Weltennot
sieht er irrenden Blickes
die Hoffnungen sinken — —
und die leuchtenden Feen
schwinden — —
entschwinden
über ferne, ferne Wälder,
märchengrüne Felder
und Seen ...

Tod

Ein Psalm

Von Franz Alfons Gayda

Da ich von dir sprechen will — ist alles Leben jäh erloschen, Wünsche, Begierden und Träume jäh vergangen — ist alles Tägliche klein, so winzig klein!

Da ich dich denke, Tod, erhebt sich mein Geist in höchste, letzte Einsamkeiten — weit ins Raumlose, wo du wohnst, Unfaßbarer, ewige Majestät. Da ich dich denke, schwindet der Staub dieser Erde, der Lärm meiner Tage, und es löst sich von den Fittichen meines Geistes die Fessel des Irdischen — es schwinden die Lächerlichkeiten und Bitterkeiten, Not und Lachen und Tränen.

Alles verklingt, alles versiegt.

Umwallt von der sammetnen schweren Kühle deiner Nähe blicke ich in dein unergründliches Auge, Tod, Erhabenster!

Tod — —

Du, der du wahrhaft über allen Dingen bist, über allen Parteien, Rassen, Geschicken, — letztes, größtes Geschick, du, dessen Macht unendlicher ist als alle Macht des Lebens, du, dessen Majestät unbestritten, unangreifbar tief im Unendlichen, in ungeheurem Dunkel leuchtet —

Du, vor dessen Thron wahrhaft alle höchsten Menschengesetze, aller stärkster Menschenwille in nichts zerfließen, vor dessen Thron Glück und Unglück, alle und alles, sich in einem Geschick finden —

Unerforschlicher, Mächtiger, dessen Hand alle Wirren des Weltgeschehens, alle Wirren des einzelnen löset —

Größer denn alles Leben auf Erden bist du —

Tod — nachtdunkel ragendes Tor in lichteste Ewigkeit!

Der Ewigkeitsgläubige und der Ungläubige — sie suchen und sehnen dich einmal doch, tiefste, letzte Ruh' —

Denn mag das Leben jenseits uns nicht sichtbar sein: wir sehen dich, und wir atmen dir entgegen —

Und sind manchmal, einmal doch voll tiefster Sehnsucht, in großer Ermattung, einmal doch in tiefster Dein-Erwartung!

Tod —

Du Tal der Ruhe,

Tal der reinen Kühle,

Tal, da alle Schmerzen nicht mehr brennen und die Wunden kühlen in nimmerendendem Balsam —

Unendlicher —

Stärker und tiefer und gewaltiger als das Geheimnis des Lebens, der Geburt, bist du, Geheimnis des Todes, bleibt doch aus dir das nimmer zu erdenkende Geheimnis der Auferstehung!

Dessen Hand über alle Welt, über diese Erde bis in die geringsten Winkel reicht, auf dessen Willen blühendes Leben jäh zerbricht — in jeder Stunde wird dir tausendfach auf diesem Stern geopfert, doch dein Schattenreich ist ohne Ende, ohne Grenzen —

Schrecknis aller Unfertigen und Kleinmütigen, die nur des Lebens Oberfläche gesehen und gelebt haben, und die von seinen tiefsten Tiefen keine Kunde, kein Wissen in sich tragen, durch das sie sich befreien könnten von der Angst vor dir, nächtliche, ewig schweigende Gewalt. Und so rufen sie in dich hinein, jammernd, brüllend, betteind und flehend — und ihre Herzen und Gesichter verzerrt ein Krampf entsetzlicher Furcht, da kein Echo kommt aus dir!

Tal lautlosen Friedens —

Tiefer, gewaltiger und unendlicher, herrlicher als der schwache, ungeistige arme Frieden der Menschen und der Erde bist du, Frieden des letzten Menschheitstals —

Sehnsucht großer Geister, Freund wahrer Menschen, Erlösung der Mühseligen und Beladenen —

Nie ausgedachter Gedanke —

Ende eines Lebens und Anfang des Lebens —

Tod!

Denn er ist da!

Von Gustav Schüler

**Denn er ist da. Was kann es dich bekümmern,
Ob Wellen wie die Berge stehn,
Und ginge alle Welt zu Trümmern,
Das Schifflein kann nicht untergehn —
Denn er ist da!**

**Er aber schläft. — O Herre Christ, wir sinken!
Die Wasser brechen durchs Gewände ein!
Wach' auf und komm — dann brauchst du nur zu winken,
Das Meer, der Wolf, wird wie ein Lämmlein sein.**

**Ist's noch nicht Zeit? Noch blüht des Schlafes Blume
Auf seinem Mund mit stiller Sicherheit,
Das Meer ist so entbrannt zu seinem Ruhme,
Der Sturm stand auf zu seiner Herrlichkeit.**

**Stoßt fort den Schrei von eurem feigen Munde,
Was lärmt ihr so, wenn seine Nähe nah?
Sein' Glanzgewalt wird wach zu seiner Stunde —
Denn er ist da!**

Stille Gedanken

Von Emma Böhmer

Wie wenig Menschen haben „horchende Seelen“!

*

Ich weiß es, und du wirst es glauben: —

Wenn deine Seele so stark bei mir ist, daß all dein Denken zu mir übergeht, dann weiß ich es in der Ferne. Ich fühle es an dem seltsamen, allmächtig zu dir überflutenden Empfinden, das mich überkommt und mich in eine Sehnsucht hüllt, die nur von dir weiß.

Und auch du mußt es fühlen, wenn ich so an dich denke, weil meine Liebesgedanken für dich an Stärke übermächtig sind!

*

Wenn du einen Menschen von Herzen lieb hast, so lieb, daß seine größten Fehler deine Liebe nicht zu töten vermögen: dann suche immer wieder nach dem göttlichen Funken in seiner Seele! Und der kleine Funke wird zur Flamme werden unter deinem sehnenden Blick!

*

Ich weiß, daß die Liebe Lebenserfüllung ist, wenn sie Seelen vereinigt, die zusammengehören.

Dieses kostbare Glück hat die Erde. Es geht mit aufleuchtenden Augen darüber hin, versteckt, fast beschämt.

Wird es im Garten der Zukunft reicher aufsprießen?

*

Bei meiner Liebe, ihr tapferen Frauen, beschwöre ich euch: Gebt euer Herz keinem Manne, der nicht weiß, was echt und groß in euch ist! Der nicht hoch von euch denkt! Mag er die minderwertige Frauenliebe verachten, — an die hochgeartete soll er glauben! Er muß wissen, welche Liebesschönheit seiner wartet, wenn ihr mit dem Reichtum eurer Seele euch ihm schrankenlos gebt.

*

Musik trägt zu Höhen empor, an denen uns der Alltag vorübergehen läßt. Unsere Seligkeiten kommen durch Klänge und Töne zu uns. Und lassen uns träumen von dem, was unhörbar ist ...

*

Wenn du ein ernster Mensch bist, wirst du mit den Jahren reicher in dir, da dein Selbst nach Entwicklung verlangt. Die Freuden und Leiden deines Lebens aber werden eine Sehnsucht immer gewaltiger in dir anwachsen lassen:

Die Sehnsucht, tiefe Menschen aufzusuchen und Verkehr mit ihnen zu pflegen. Du erträgst ein häufiges Zusammensein mit leichtlebigen Naturen nicht mehr, wenn du das Leben begreifen lerntest. Die Fröhlichkeit tiefer Menschen ist die Schönheit selbst. Ihr Ernst in Liebe und Freundschaft bringt dir Versöhnung mit dem Bittersten, das du durchlebst.

*

Was nennst du Glück?
Siehst du es in Wundern, die es nicht gibt?
In Sonnen ohne Finsternis?
Überall ist das Glück! Unsichtbar umfängt es uns blinde Menschen!
Du kannst es haschen und halten in deiner Liebe, in reiner Kunst, in treuer Arbeit! Wenn du ein Großes aus dem Kleinen machst, dann ist es da!
Du aber tappst in Finsternis — und blendest dich selbst — und der göttliche Lichtfunke schwebt uneingefangen über dir!

*

Wenn du fühlst, daß dir aus einer reinen Seele ein großer Glaube entgegenblüht, so hüte dich, ihr unzart zu begegnen. Der zarte, tiefe Ton, auf den sie gestimmt ist, erträgt keine Kälte, die als Mißtrauen wirken könnte. Weißt du, was glauben bedeutet? Schrankenloses Vertrauen in die Größe eines Menschen, den man lieb hat. Töte sie nicht, diese strahlende Zuversicht, die dir Sonne und Leben bringt! Gib der reinen, auf alles Hohe in dir gerichteten Seele die ganze Kraft deiner Güte und deines Glaubens zurück!

*

Weine im Leide, wenn du es kannst! Tränen befreien.
Aber sprich nicht von deinem Schmerz zu Menschen, von denen du nicht weißt, daß sie dich wahrhaft lieben.
Es gibt eine Grenze des Leidens.
Ist sie gekommen, fühlst du es tief in deiner Seele.
Bist du ein Mensch, der „strebend sich bemüht", so ringt sich eine Kraft langsam aus dir empor, nachdem ein Schicksal dich zu Boden warf. Denn Sinn und Zweck des Leides ist dein' seelischer Sieg.

Letzte Stunde

Von Manfred Kyber

Überm blauen Berge
sank die Sonne weit.
Nun halte, dunkler Ferge,
deinen Kahn bereit!

Nicht weinen und nicht klagen,
Ewigkeit ist still.
Wir brauchen nicht zu fragen,
was die Stunde will.

Die Blume, die verblühte,
wird wieder auferstehn.
Es weiß ein Geist der Güte,
wohin wir alle gehn.

Dämmerung

Von Paul Bülow

Wohl dem, der in feierlicher Ruhe einer sanft verklingenden Dämmerstunde die liebeweichen Hände seines Weibes und seiner Kinder nimmt und dabei einen Strom von wunderbar seligen Kräften in sich erglühen fühlt.

O du liebsame Dämmerstundentraulichkeit! ...

„Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.“ (Claudius)

Sommerliche oder winterliche Dämmerung — es ist immer das gleiche: die müde Natur ruft auch den Menschen zu ruhiger Besinnung aus geschäftigem Hasten und Sorgen. Mag auch das harte Tagwerk in schlimmen Zeiten noch über die Dämmerung hinaus sein Recht verlangen, so muß dann in dieser Arbeit ein ganz besonderer Reichtum innerer Art beschlossen liegen.

Die abendliche Dämmerung ist ein Stück seelischer Beruhigung nach dem anspannenden Werktag. Fühlt ihr nicht ihr tief geheimnisvolles Leben und Weben? Sie ist wie ein Märchen von lieben Gedanken und Gestalten durchwoben; sie raunt ehrwürdige Weisheit und ein seltsam Ahnen ins Herz. Die inneren Quellen werden lebendig: des Lebens Urquellen ...

O öffne der Dämmerung deine Seele! Du spürst dann erst in dankbarer Rückschau den Segen des Tages. Verscheuche sie nicht durch grausam schnell aufflammendes Licht! Nur wenige Augenblicke laß dich umhüllen von der besinnlichen Dämmerung! Es weht ein Hauch aus der Ewigkeit in deine Enge herein ...

„Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen ...“ (Hebbel)

Und wenn sie dem Dunkel weicht, dann entzünde die Lampe und laß dein Tagwerk ausklingen in Dank und Liebe! Laß die guten Geister der Dämmerung im Abendschein des gedämpften Lampenlichtes weiterhin bei dir weilen und weben und den Ausklang deiner Arbeit segnen!

„O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt;
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt!“ (Eichendorff)

Es ist soviel unschön greller Lärm in dieser aufgewühlten Gegenwart. Wir müssen ihn wieder finden lernen: den Segen der Dämmerung.

Rundschau

Sonnenwende im Heldenhain

Unser Heldenhain ist ein kleiner, runder Eichwald von altem Bestand, und das ist grade das Schöne und echt Deutsche an ihm. Jedem der im Weltkriege gefallenen Bürger unserer Stadt und auch jedem Gefallenen aus dem Regiment, dessen Garnison unser Städtchen war, ist eine Eiche geweiht. Darunter liegt ein kleinerer Findlingsblock, mit dem Namen des Gefallenen, dem Datum seines Todestages und dem Namen des Ortes, wo er sein Leben fürs Vaterland hingegeben.

In der Mitte des Haines liegt eine weite, sanft abgerundete Waldwiese, in deren Hintergrund sich ein Hügel erhebt; und auf diesem Hügel ragt ein mächtiger Findlingsblock mit der eingemeißelten Inschrift: Weltkrieg 1914—18. Diese Waldwiese liegt so mitten drin im Hain, sie wird rings so fest eingefaßt vom Eichenwald, daß sie mir scheint wie ein weiter, hoher Dom, in dem es immer ganz still ist, selbst wenn draußen der Sturm tobt. In diese weihevolle Stille kann er nicht eindringen. Die Eichen stehen als Wächter und lassen Unheiliges nicht ein. So kommt es, daß auch unsere Lieder, die wir zur Sonnenwende vom Hügel herab sangen, nicht verhallten und verwehten, sondern rein und voll über die Wiese schwebten ...

Es ist Herbst geworden; man gedenkt um Allerseelen besonders gern der Toten. Vielleicht darf ich einmal ganz schlicht von unsrem Sonnwendfest im Heldenhain erzählen ...

Zur Sommer-Sonnenwende kommen alljählich die Einwohner unseres Städtchens im Heldenhain zusammen und halten eine gemeinsame Feierstunde, im Gedenken an unsere gefallenen Helden. In diesem Jahre war es außerordentlich eindrucksvoll. Abends um ½9 Uhr versammelten wir uns auf dem Schloßplatz. Sämtliche Schulen traten geschlossen an und marschierten klassenweise mit im Zuge, ebenso die verschiedenen Vereine. Unser Großherzog mit seiner Familie stand oben an einem Fenster des Schlosses und beobachtete, was da unten vorging. Nachher kamen sie auch mit hinaus zum Heldenhain und nahmen an der Feier teil, inmitten der Menge. Um ¾9 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung und marschierte durch die ganze Stadt und dann durch die Abendstille der Felder.

Es war so heiß gewesen in den Tagen vorher, so drückend heiß! Aber in der Mittagsstunde dieses Sonnwendtages hatte sich ein Gewitter über unserer Stadt entladen. Es hatte wohl vier Stunden lang in klatschenden Strömen gegossen; dann, gegen 6 Uhr, hatte es aufgehört zu regnen, und nun war die Luft so gewürzig, wie sie es eben nur nach einem Gewitter ist, und die ganze Natur stand neu belebt und erfrischt. Es war ein köstliches Wandern. Dazu blies unsere Stadt-Kapelle die alten preußischen Märsche, die uns in die rechte Stimmung versetzten.

Auf der Waldwiese im Heldenhain angekommen, scharte sich die Menge, die nach Tausenden zählte, in riesengroßem Kreise um den Hügel und den in einiger Entfernung davor aufgerichteten gewaltigen Holzstoß.

Nun erklang das Beethovensche „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, von einem vierstimmigen Männerchor gesungen. Dann sprach ein Schüler einen kurzen, wuchtigen Vorspruch:

„Wachse und lodre, glühender Brand!
Leuchte hinaus ins deutsche Land!
Tücke und Falschheit scheue dein Licht!
Weis' uns die Wege zu Wahrheit und Pflicht!
Singet und jauchzet! Klinget, ihr Lieder!
Sonnwend' ist heut'! Baldur kehrt wieder!

So laßt uns schauen und singen
In Sturm und Nacht hinein:
Deutsch bis zum Todesringen
Und nichts als deutsch zu sein!"

Jetzt klang es vom Hügel herab, als Solo-Terzett, a capella von drei Frauenstimmen gesungen: „Still sank der Abendsonne Gold hinunter an des Himmels Zelt." Die Melodie ist nach dem Largetto der D-dur-Symphonie von Beethoven. Es ist ein echter Beethoven: so schlicht und klar und voll tiefen Gemüts. Das Lied schließt mit den Worten:

„Laß hier mein Leben untergehn,
Sanft, wie der Abendsonne Lauf,
Und dort mich fröhlich auferstehn.
Nimm mich in deinen Himmel auf!"

Wie eine Ergänzung zu diesem Liede sang nun ein Chor junger Mädchen, einstimmig, mit vier Lauten als Begleitung, das schöne Eichendorffsche:

„Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land.
Nun sind ihre Lieder verklungen;
Die Sänger ruhn im Sand.

Aber solange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wenn immer müde Fechter
Sinken im blutigen Strauß:
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus!"

Das war der freudvoll-mutige Trost auf das vorhergehende Lied vom Sterben.

Nun wurde der Holzstoß angezündet. Innerhalb weniger Minuten schlugen die Flammen des heiligen Feuers zum Himmel empor. Und da stimmte die tausendköpfige Menge an:

„Flamme empor!
Steige mit lodernדem Scheine
Von den Gebirgen am Rheine
Glühend empor!

Heilige Glut!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den lodernden Flammen
Wachse der Mut!

Stehet vereint,
Brüder, und laßt uns mit Blitzen
Unsre Gebirge beschützen
Gegen den Feind!

Leuchtender Schein!
Siehe, wir singenden Paare
Schwören am Flammen-Altare,
Deutsche zu sein!

Höre das Wort!
Vater, auf Leben und Sterben
Hilf uns, die Freiheit erwerben!
Sei unser Hort!"

Wie ein Hilfeschrei aus tiefer Volksseele heraus klang das Lied, und zugleich wie ein heiliger Schwur.

Jetzt bestieg unser Forstmeister, in seiner grau-grünen Jagd-Uniform, der auch den Weltkrieg an der Front mitgemacht hat, den Hügel; und während die hoch auflodernden Flammen den Platz erhellten und oft ganze Funkenbüschel zum Himmel auf und in mächtigem Bogen, wie Strahlen-Garben, wieder zur Erde zurücksandten, hielt dieser kerndeutsche Mann die Sonnwendrede. Ganz herrlich sprach er, kurz und knapp. Es rüttelte einen durch und durch und gab einem doch auch wieder frischen Mut. Er schloß mit den weit über den Platz hin schallenden Worten: „Herr, mach' uns frei!" Dann schritt er mit einem mächtigen Eichenkranz zum Feuer

und warf ihn, den gefallenen Helden zu Ehren, in die Flammen. In diesem Augenblick stimmte eine Geige an, ganz leise: „Ich hatt' einen Kameraden." Es klang so wehmütig, und die begleitende Gitarre gab das marschmäßige Tempo an, so daß man wohl im Geiste ein Regiment Soldaten vorüberziehen sehen konnte. Als dies Lied verklungen war, tönte es aus dem Hintergrunde des Waldes, von vier Hörnern geblasen: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod."

Als die Flammen über dem Eichenkranz zusammenschlugen, nahm der Großherzog seinen Hut ab, und alle folgten seinem Beispiel. Es war so still und andächtig in der Runde wie in einer Kirche ...

Nachher sang ein größerer Chor von Männer- und Frauenstimmen zwei alte Landsknechtslieder mit viel Schwung und Begeisterung. Den Anfang sangen sie alle einstimmig mit vier Lauten als Begleitung. Beim Kehrreim gingen dann die Stimmen strahlenförmig sechsfach auseinander. Das klang wirklich mitreißend:

„Wir traben in die Weite,
Die Fähnlein wehn im Wind,
Viel tausend uns zur Seite,
Die ausgezogen sind,
In Feindesland zu reiten,
Hurra! Viktoria!
Fürs Vaterland zu streiten,
Hurra! Viktoria!

Auf grünem Wiesenplane
Freund Hein malt Blumen rot,
Und über uns die Fahne
Singt rauschend Sieg und Tod.
Da geht ein brausend Rufen,
Hurra! Viktoria!
Ein Schlag von tausend Hufen,
Hurra! Viktoria!

Fall' ich auf fremder Erde,
Ade, so soll es sein.
Laßt rasten nicht die Pferde!
In Feindesland hinein!
Dringt eurer Rosse Traben
Ins Grab, Viktoria!
Daß wir gesieget haben,
Weiß ich! Viktoria!"

Zum Schluß sang das ganze versammelte Volk gemeinsam „Deutschland, Deutschland, über alles!" Und dann ging's heim. Unser Chor wartete, bis die Menge den Rückmarsch angetreten hatte. Dann sangen wir vom Hügel herab das einzig schöne Abendlied:

„Kein schöner Land zu dieser Zeit
Als hier das unsre weit und breit,
Wo wir uns finden
Wohl unter Linden
Zur Abendzeit.

Da haben wir so manche Stund'
Gesessen da in froher Rund',
Und taten singen,
Die Lieder klingen
Im Eichengrund.

Daß wir uns hier in diesem Tal
Noch treffen so viel hundertmal,
Gott mag es lenken,
Gott mag es schenken.
Er hat die Gnad'.

Nun, Brüder, eine gute Nacht!
Der Herr im hohen Himmel wacht.
In seiner Güten
Uns zu behüten,
Ist er bedacht."

Dann wanderten auch wir nach Hause.

Vier Schüler mit Fackeln leuchteten voran, wir marschierten hinterher und sangen zu unsern Lauten und Gitarren alle unsere schönen Lieder. Das war ein harmonisch ausklingender Abschluß eines echt deutschen Festes.

F. Westhoff

Die philosophische Bedeutung der neuzeitlichen Atomlehre

Der griechische Weltweise Aristoteles ordnete seine gesammelten Schriften derart, daß er die rein naturwissenschaftlichen Werke voranstellte und alle andern Bücher, in denen die Ursachen und das Wesen der Dinge behandelt wurden, unter dem Namen: „Meta ta physika" — nach oder hinter der Physik — folgen ließ. Die späteren Gelehrten, besonders die Neuplatoniker, deuteten diese ursprünglich rein räumliche, beziehentlich zeitliche Bezeichnung geistig als „über die Natur hinausgehend". Seitdem verstand man unter Metaphysik im wesentlichen die eigentliche Philosophie, also die Wissenschaft, welche alle andern Wissenschaften zusammenfaßt, prüft, vergeistigt und zur Grundlage der Weisheit macht. In diesem Sinne galt die Metaphysik als die Königin aller Wissenschaften.

Alle hohen Kulturen haben das Gemeinsame, daß sie in einer völkischen Metaphysik wurzeln, aus der, wie Nietzsche in herrlicher Tiefe und Anschaulichkeit formulierte, die Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen hervorgeht. Vielleicht gibt es keine bessere und tiefere Charakteristik des Spenglerschen Werkes „Der Untergang des Abendlandes", als wenn man es eine großartige Metaphysik unseres Kultursturzes nennt. Seit dem Ausklang der Hegelschen Philosophie hat sich der Zusammenhang von Philosophie und Naturwissenschaft von Grund aus gelockert, und das Chaos war die Folge. Selbst Denker von dem hohen Range Schopenhauers und Nietzsches vermochten trotz ihrer Universalität diesen gelockerten Zusammenhang nicht wieder herzustellen. Diesen Zusammenhang aber wieder herzustellen und ihn unlöslich zu gestalten, ist die Voraussetzung unserer Rettung und nationalen Kultur.

Der unheilvolle Riß zwischen Philosophie und Naturwissenschaften kam hauptsächlich dadurch zustande, daß sich die meisten Philosophen nicht um die Naturwissenschaften, und wiederum die Naturforscher nicht um die Philosophie kümmerten. Es kann nun glücklicherweise keinem Zweifel unterliegen, daß seit geraumer Zeit eine Wendung zum Bessern eingetreten ist. Überall bemerken wir, daß die ungeheure Zersplitterung der Naturwissenschaften, die ins Uferlose ausartete, von den hervorragendsten Denkern und Forschern beklagt wird. Zahlreiche Gelehrte sehen wir am Werke, Brücken zu schlagen zwischen den Einzelfächern und sie wieder in Anlehnung an die Philosophie zur Vereinigung zu bringen, damit sie aus dem Banne des geistlosen und gottlosen Materialismus herauskommen und zum Urgrund aller Dinge, zu Gott führen.

Die beiden wichtigsten Naturwissenschaften: Chemie und Physik unter strenger Führung der exakten Mathematik gehen nämlich zwangläufig zurück auf das sogenannte Atom, das Letzte, Unteilbare der Materie. Schon die antiken Weltweisen Demokritos und Leukippos lehrten, daß alle Dinge auf Atome zurückzuführen seien. Aber diese Lehre wurde nach und nach vergessen. Später lehrten Dalton und Prout in neuzeitlicher Formulierung, daß alle Stoffe aus Elementen bestünden, diese aus Molekeln und diese aus Atomen. Gewisse Erscheinungen der Spektralanalyse und Elektrizität im Verein mit mathematischen Erwägungen führten zur Erkenntnis, daß das Atom nicht das Letzte, Unteilbare sei, daß es vielmehr einen höchst verwickelten Bau aus sehr viel kleineren Einzelbestandteilen habe, dem gegenüber „ein Steinwegflügel ein simples Gebilde sei". Es würde zu weit führen, wollten wir hier die einzelnen Entwicklungsstadien der neuesten Atomlehre erörtern, um die sich besonders Rutherford, Bohr, Lenard, Sommerfeld und Stark teils synthetisch, teils kritisch verdient gemacht haben.

Werfen wir daher nur einen kurzen, aber zusammenfassenden Blick auf die letzten Ergebnisse der Atomforschung! Die meisten und hervorragendsten Forscher nehmen gegenwärtig an, daß das einzelne Atom im wesentlichen wie unser astronomisches Sonnensystem gebaut ist. Im Innern des Atoms sei der elektrisch positive Kern und um ihn bewegten sich mit ungeheurer

Geschwindigkeit in elliptischen Bahnen sogenannte Elektronen, das sind die kleinsten Bestandteile der Elektrizität. Man nimmt nämlich heut an, auch die Elektrizität habe einen atomistischen Bau und bestehe aus streng geschiedenen letzten Elementarquanten, den sogenannten negativen Elektronen. Der im Brennpunkte der jeweiligen Ellipse stehende atomistische Kern besteht aus einem oder mehreren positiven Elektronen. Das einfachste Atom, das Wasserstoffatom, hat nach dieser Auffassung als Kern ein einziges positives Elektron, auch Proton genannt, und wird von einem einzigen negativen Elektron umflogen, wie die Sonnen von den Planeten. Alle andern Atome der verschiedenen chemischen Elemente haben entsprechend mehr Elektronen, am meisten das Uranatom, nämlich 92 Elektronen. Die meisten Eigenschaften und Erscheinungen der Physik und Chemie — noch nicht alle — lassen sich klar und anschaulich durch dieses Atommodell, welches auf Rutherford und Bohr zurückgeht, erklären. Es ist ein Triumph deutschen Geistes, daß in diesem Atommodell die Keplerschen Gesetze herrschen. Kepler ahnte wohl kaum, daß seine im Makrokosmos geltenden Gesetze auch im Mikrokosmos gelten. Auch hier sehen wir die immer wiederkehrende Tatsache, daß zwar nicht alles Einfache groß, aber stets alles Große einfach ist.

Die strengste neuzeitliche Naturwissenschaft führt an der Hand der Mathematik auf diese elektrische Struktur des letzten materiellen Elementarquantums. Aber es ist zu bemerken, daß jeder Erdenrest des Materialismus hierbei verschwunden ist. Im Gegensatze zu dem Atom der antiken Denker und Forscher Demokritos und Leukippos ist das oben geschilderte Atommodell nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ anders gebaut. Denn jenes antike Atom setzte vor allem absolute Beständigkeit nach Form und Inhalt voraus. Seine Masse war „konstant". Das neue Atom von Rutherford und Bohr ist „veränderlich". Die radioaktiven Elemente, das sind Elemente mit hohem Atomgewicht, zerfallen ununterbrochen und verwandeln sich in Elemente mit niederem Atomgewicht. So das Radium in Blei und, wie der Berliner Chemiker Miethe dieser Tage berichtete, Quecksilber in Gold. Diese Zerfallsvorgänge konnte man bisher nicht aufhalten oder beschleunigen. Aber immerhin ist es doch gelungen, mit Alpha-Teilchen aus den Elementen Bor, Stickstoff, Fluor, Natrium, Aluminium und Phosphor Wasserstoffkerne herauszuschießen, also die Atome zu beeinflussen.

Wichtig ist nun folgendes: Da das Atom aus positiven und negativen Elektronen besteht, das Elektron jedoch nach den Gesetzen der mathematischen Relativitätstheorie mit wachsender Geschwindigkeit wachsende Masse bekommt, mit nachlassender Geschwindigkeit geringere Masse, so ist das Atom auch bezüglich seiner Masse „veränderlich". Damit schwinden alle Bollwerke der Materie, und die Materie ist bekanntlich das Hauptbollwerk des Materialismus. Wenn nun aber die Materie ihre bisher angenommene „materialistische" Grundlage verliert, dann hat auch der „wissenschaftliche" Materialismus, die Ursache allen Kultursturzes, keine Berechtigung mehr. Gewiß: Als der Engländer David Hume die Achillesferse des wissenschaftlichen Materialismus, die Unerklärlichkeit des Überganges der räumlichen Bewegung zum Denken und Vorstellen, mit dem Hinweis darauf zu decken suchte, daß diese Unerklärlichkeit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung überhaupt anhafte, daß wir letzten Endes nur von einem „post hoc, nicht propter hoc" (nachher, nicht weil!) reden dürften, war das Ende des Materialismus eigentlich besiegelt. Mit der Anerkennung dieser Unerklärlichkeit der Naturvorgänge ist der Materialismus kein wissenschaftliches, philosophisches Prinzip mehr, sondern bestenfalls nur noch ein Instrument des Experiments. Aber hier hielt er sich noch einigermaßen, der „wissenschaftliche" Materialismus, in den Hirnen der naturwissenschaftlichen Froschperspektivler, nicht der großen Genien der Naturwissenschaften, wie Newton und Julius Robert Mayer, von denen der eine sagte: „Die Naturwissenschaft führt zunächst von Gott fort, um bei tieferem Schürfen desto inniger zu ihm zurückzuführen", und der andere das berühmte Wort prägte: „Die Naturwissenschaft müsse die Propädeutik des Christentums sein." Nun ist Kaspar Hauser endgültig entsprungen. Die Wahrheit ist frei und aller Bande ledig. Der „wissenschaftliche" Materialismus ist durch die wissenschaftliche Atomtheorie des Bohrschen Atommodells seiner letzten tragbaren Grundlage beraubt. Alle

Erdenreste des Materialismus, dieses Vaters des Verderbens und geistigen Todes, sind verdampft, „elektronisiert“!

Wohl dürfen wir mit dem kühnen Ulrich von Hutten heut sagen: „Es ist eine Lust zu leben!“ Denn wir sehen nun endlich philosophischen Grund und Boden für echte Metaphysik. Oder wollte etwa irgend wer im Ernste behaupten, diese eminent naturwissenschaftlich-mathematische Atomtheorie sei keine echte Metaphysik? Sie enthält alle Kriterien strengster Metaphysik. Wir erleben eine wundervolle Renaissance der Physik, und zwar eine Renaissance von höchsten, von Ewigkeitsgraden. Unmerklich führten die Astronomen, Chemiker, Physiker an der untrüglichen Hand der hohen Mathematik die Physik ans Tor der Metaphysik, deren Mauern grau sind — vom Alter, nicht von der Schwäche!

Es kann nun hinfort nicht mehr in Naturforscherkreisen zum „guten Ton“ gehören, sich materialistisch zu zeigen; denn dies wäre für wirklich wissenschaftliche Atomtheoretiker eine sogenannte Contradictio in adjecto, ein Widerspruch mit sich selbst! Der Weg ist nun frei und geebnet für herrlichste Kulturarbeit, für Einkehr in sich selbst, für Erkennen und Bekennen, daß unser Wissen Stückwerk ist und Bescheidenheit not tut und Ehrfurcht und Staunen, mit dem ja alle Weisheit, also auch alle echte Wissenschaft, Philosophie und Religion anhebt. Was gewisse „exakte“ Naturforscher beweisen wollten, daß nicht die Metaphysik, sondern nur die Physik Geltung habe, ist in das gerade Gegenteil umgeschlagen; und es liegt vor aller Augen, daß wir in einem Meere von unergründlichen metaphysischen Geheimnissen sind. Damit ist aber die Philosophie wieder als Königin aller Wissenschaften an die oberste Stelle gelangt, und die Folgerungen liegen auf der Hand. Karl Jellinek, der Danziger Chemiker und Physiker, sagte einmal treffend, daß die meisten Biologen gewöhnlichen Schlages der Metaphysik deshalb abgeneigt seien, weil sie keine Ahnung von wirklicher Chemie und Physik hätten; denn diese gehe den Dingen auf den Grund. Und weil die letzten Dinge, die Gegenstände der Eschatologie eben auf diesem Grunde liegen, darum hatten die biologischen Materialisten gewöhnlichen Schlages, wie La Mettrie, Moleschott, Büchner, Vogt, Häckel, Virchow, keine blasse Idee von diesen Dingen, daher strotzten sie von Selbstüberhebung, seichter Trivialität und philosophischer Rückständigkeit. Die Atomlehre ist eine echte Schöpfung der Philosophie und wird heut zu einem der stärksten und tiefsten Bollwerke für echte Metaphysik.

Zum Schluß noch einige Hinweise auf die wissenschaftlich-philosophische Auswertungsmöglichkeit der Atomlehre: Neben andern Theorien gewährt sie eine ausgezeichnete Grundlage für die anschauliche Vereinfachung — nicht Erklärung — der Gravitation, der allgemeinen Massenanziehung, die eins der tiefsten Probleme darstellt. Da der positive Atomkern und die ihn umfliegenden negativen Elektronen durch die Anziehung der verschiedenen elektrischen Polaritäten zusammengehalten werden, so erhält jene Ansicht, welche die Schwerkraft auf elektromagnetische Ursachen zurückführt, starke Unterstützung; besonders wenn man annimmt, daß die Anziehung ungleicher Polaritäten beziehentlich Elektronen um einen wenn auch noch so winzigen Grad größer ist als die Abstoßung gleicher Pole oder Elektronen. Das metaphysische Geheimnis wird damit selbstverständlich nicht gelöst, aber auf eine letzte vereinfachte Formel gebracht. Die Atomtheorie stützt weiterhin jene Auffassung, nach welcher Licht und Schwerkraft in einem bestimmten Wechselverhältnis stehen, nach welcher zu jedem Schwerkraftsfelde im Raume ein ihm proportionales Temperaturfeld gehört. Diese Entdeckung von unübersehbarer naturwissenschaftlicher Tragweite machte zuerst Schopenhauer. Heut wird sie besonders vertreten durch die bedeutenden Forscher Fricke und Mewes; sie besagt im Grunde, daß die Gravitationsfelder den gravitierenden Massen dauernd Energie zuführen, indem die großen leuchtenden und strahlenden Weltkörper durch die aus dem All heranbrausenden Ätherwellen, das heißt Schwerkraftstrahlen, genau so viel Energie erhalten, wie sie selber ausgeben. Die grausig und niederdrückend wirkende Lehre vom allgemeinen Wärmetode, die aus dem sogenannten zweiten Hauptsatze der Wärmetheorie folgt und den wesentlichsten Inhalt der Entropielehre ausmacht, wird damit wahrhaft



genial umgangen, ohne irgendwelchen Konflikt zu erregen, und gestattet die philosophisch unendlich mehr befriedigende Hoffnung auf ständiges Wärmen und Leuchten der großen Sonnen, auf den „farbigen Abglanz“ für ewige Zeit.

Sodann aber das ästhetisch Anziehendste: Wenn alle Materie aus Atomen besteht, alle Atome aus Elektronen sich zusammensetzen, wenn das Licht eine elektromagnetische Erscheinung ist, dann sind wir selber letzten Endes trotz aller irdischen Armseligkeit und schrecklichen menschlichen, allzu menschlichen Unzulänglichkeit dem Lichte zugehörig, dann sind wir Kinder des Lichts und kehren einst nach langen Irrwegen und leidvollen Parzivalwanderungen durch die dunklen Tale des Lebens ins Licht zurück. Es schwinden die düsteren Nebelschwaden aller materialistischen Dunkellehren, und hell erglänzt das Morgenrot einer beglückenden Lehre vom Lichte des Göttlichen.

Dr. Alfred Seeliger

Der Daseinskampf der deutschen Wirtschaft

Zehn Jahre eines wahnwitzigen Großangriffs aller Mächte gegen Idee und Gestalt des Deutschen Reichs liegen hinter uns. Zum erstenmal zeigt sich ein Nachlassen des immerwährenden Ansturms. Dumpf geworden von dem Unaufhörlichen, Unsäglichen horchen wir kaum auf und halten Tatsachen für Täuschung. Nun aber gilt es die Pause zu nutzen und unter Aufbietung aller Kräfte einen neuen gesicherten Bau aufzuführen.

In allen späten Kulturen liegt die gesammelte Kraft in rationalisierten Systemen: — Leben und Sterben der späten europäischen Völker liegt im Blühen und Zusammensinken ihrer Wirtschaft. Man könnte die Zeit vor dem Kriege als eine Zeit des Generalangriffs der mit ungeheuren Machtfaktoren ausgerüsteten deutschen Wirtschaft auf die Wirtschaft des übrigen Europas bezeichnen, die auf die Dauer aus ihr selbst heraus keinen Widerstand zu leisten vermochte. Jedes Jahr brachte die Überflügelung irgendeines englischen oder amerikanischen Industriezweigs durch den entsprechenden deutschen; in jedem Jahr erzwang sich der deutsche Handel in zielbewußter planmäßiger Arbeit neue Märkte, neue Rohstoffquellen. Die ins Riesenhafte gehende deutsche wirtschaftliche Ausbreitung war eine Lebensnotwendigkeit und ist es heute noch in gesteigertem Maße: Hängt doch heute wie früher Leben und Sterben eines ganzen Drittels des deutschen Volkes davon ab, also genug, um Äußerstes zu wagen. Das beginnende Erliegen der fremden Wirtschaft mit allen ihren Folgeerscheinungen erzeugte eine politische Hochspannung, der keine wirtschaftlichen Mittel mehr zur Lösung des immer tragischer werdenden Konflikts zu Gebote standen. Der Kampf der wirtschaftlichen Mächte wandelte sich zum Kampfe der nackten Gewalt.

Es kam der Krieg. Die endliche Zusammenballung der Massen und Reserven der ganzen Welt zwang uns zu Boden. Wir haben den Krieg verloren. Und nicht nur den Krieg. Der mähliche Übergang des reinen militärischen Kampfes zum Ausgang, dem wirtschaftlichen, war eine ungeheure nie wiederkehrende Gelegenheit für unsere Gegner, die deutsche Wirtschaft gründlichst zu zerschlagen. Mit dieser zerschlagenen deutschen Wirtschaft muß heute jede mögliche deutsche Politik rechnen. Sie wiederaufzubauen ist das Hauptziel — nachdem die Einheit des Reiches gerettet ist.

Die heutige Lage der deutschen Wirtschaft kann in ihrer vollen Schwere nicht begriffen werden ohne Kenntnis der Hauptstützen ihrer früheren Macht. Das in die Augen springendste Merkmal der deutschen Wirtschaft vor dem Krieg war der zunehmende Reichtum des deutschen Volkes. Eine außerordentlich entwickelte Industrie belieferte das gesamte Ausland mit hochwertigen deutschen Maschinen; bestand doch die Hälfte des gesamten Auslandshandels an Maschinen überhaupt aus deutschen Erzeugnissen. Eine mit unserer damals führenden Wissenschaft Hand

in Hand arbeitende Technik ermöglichte es den verschiedensten Industriezweigen, eine führende und unangreifbare Stellung auf dem Weltmarkt einzunehmen. So war das Ausland vor dem Krieg von den Erzeugnissen der deutschen chemischen und elektrischen Industrie schlechthin abhängig. Aber, trotzdem die deutsche Ausfuhr sich hemmungslos in alle Auslandsmärkte ergießen konnte, trotzdem der ausländische Markt die deutschen Erzeugnisse zum großen Teil gierig aufsaugte und eine zu fürchtende Konkurrenz nicht bestand: Die deutsche Handelsbilanz vor dem Krieg war passiv. Wir haben trotz dieser Ausfuhr vor dem Krieg mehr ein- als ausgeführt. Daß der Gesamthaushalt des Deutschen Reiches dennoch ein aktiver war, hatte seine ganz besonderen Gründe. Zunächst verdiente die damalige deutsche Handelsflotte, die zweitbedeutendste der Welt, durch Beförderung fremder Frachten und Passagiere etwa 1½ Milliarden Mark im Jahr. Dazu kamen die Einkünfte der deutschen Guthaben und Besitzungen in der ganzen Welt von ungefähr derselben Höhe. Endlich sind noch die eben beginnenden Einkünfte aus den gut bewirtschafteten deutschen Kolonien hier hereinzurechnen. Nur diesen Posten des deutschen Haushalts ist es zu verdanken, daß er nicht mit einem jährlichen Verlust an Volksvermögen abschloß, sondern auf aufgestapelte Reichtümer verweisen konnte.

Neben diesen äußerlich in die Erscheinung tretenden Faktoren waren aber andere nicht minder wichtige beteiligt, die das günstige Arbeiten der deutschen Technik erst ermöglichten. In langjähriger mühsamer Arbeit hatte sich die deutsche Wirtschaft ein Räderwerk geschaffen, bei dem die einzelnen Zähne aufs peinlichste genau ineinander griffen. Die Organisation der Wirtschaft war den zu leistenden Aufgaben aufs feinste angepaßt, um mit einem Mindestmaß an Arbeitsaufwand ein Höchstmaß an Leistung zu erzielen. Die ersten vertikal gegliederten Konzerne hatten sich gebildet und ihre Lebenskraft und -notwendigkeit erwiesen. Fehlende Rohstoffquellen wurden in steigendem Maße im Auslande erworben und so der verarbeitenden Industrie billiges Ausgangsmaterial gesichert. Den wissenschaftlichen Instituten der Universitäten und Hochschulen waren dank der reichen Unterstützungen einer blühenden Industrie großzügige systematische Untersuchungen ermöglicht, deren Ergebnisse und Fortschritte der unterstützenden Industrie wieder zur Verfügung standen. Soziale Kämpfe und Reibungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber waren zwar vorhanden — in der damaligen Wirtschaft sogar unvermeidlich und eine Folge der periodisch wechselnden Weltmarktslage —, die Wirtschaft selbst vermochten sie so wenig entscheidend zu beunruhigen wie die Arbeiterschaft, die sich in guten Verhältnissen befand und in Notfällen Unterstützungen aus den Organisationen bezog. So war eine ruhige und gesicherte Entwicklung ermöglicht. Sie führte zu der ungeahnten Kraftentfaltung, die die Blüte der deutschen Wirtschaft kennzeichnet wie die Ursache zu ihrem Untergang.

Heute stehen wir nach einem mit maßloser Erbitterung geführten Krieg vor ihrem Trümmerhaufen. Die Säulen sind mitsamt den Fundamenten geborsten. Nur widerwillig schauen wir auf das, was in Trümmern liegt oder von den Feinden geraubt wurde.

Das Schwerste zunächst: Durch den Vertrag von Versailles wurden uns die Landgebiete Posen, Westpreußen, das Elsaß und Nordschleswig abgetrennt. Dies bedeutet eine ungeheure Zunahme der Industrialisierung des verbleibenden Reichsganzen. Waren wir schon vor dem Kriege gezwungen, etwa $^1/_5$ unseres Getreidebedarfs aus dem Auslande zu beziehen, so werden jetzt $^2/_5$ kaum reichen. Handelspolitisch und abgesehen von allem anderen bedeutet demnach die Abtrennung dieser Landgebiete eine Steigerung der deutschen Einfuhr politisch die Vergrößerung unserer Abhängigkeit vom Ausland. Hinzu kommt der Verlust großer Rohstoffgebiete wie des lothringischen Eisenbeckens, der Elsässer Kalibergwerke und des großen oberschlesischen Grubengebiets. Eine starke Steigerung der deutschen Einfuhr ist die notwendige Folge. Hand in Hand damit geht die Verschiebung des Schwerpunktes der deutschen Industrie von der rohstoffefördernden zur reinen Verarbeitungsindustrie. Diese Geschehnisse veränderten das Bild des wirtschaftlichen Deutschland von Grund auf. Großkonzerne verloren mit den Rohstoffquellen ihre Ausgangs- und Fußpunkte und waren gezwungen, sich aufzulösen oder

anderen Anschluß zu suchen. Eine vollkommene Unterbrechung der seitherigen Beziehungen setzte ein — die Folge war ein unabsehbares Chaos, das durch andere Momente noch beschleunigt herbeigeführt und vergrößert wurde. Wenige nur vermochten die Sachlage ihrem ganzen Umfang nach zu überschauen; aber einige haben sie zum persönlichen Vorteil in glänzender Weise auszunutzen verstanden. Was vorauszusehen war, ist Tatsache geworden, eine unerträgliche Abhängigkeit der deutschen Industrie vom Auslande, dem Besitzer der Rohstoffe.

Bedeutete schon die Abtretung der früheren deutschen Länder eine aufregende Vergrößerung der deutschen Einfuhr, so wird der früher so gesicherte Reichshaushalt durch einige weitere Tatsachen in ein völliges Chaos verwandelt. Man hat uns die Flotte, sämtliche Kolonien und sämtliche Auslandsguthaben geraubt. Damit sind alle Stützpunkte verschwunden, die den früheren Reichshaushalt überhaupt erst aktiv ermöglicht haben. Das Fehlen der Kolonien, der Auslandsguthaben und der deutschen Flotte bedeutet aber noch mehr, nämlich den Verlust der einzig noch übrig gebliebenen neutralen Märkte. Unser erzwungenes Fehlen wurde von England in unerhörtem Maße ausgenützt. Unsere Absatzgebiete haben wir zum großen Teil nicht im Krieg, sondern nach dem Krieg verloren. Daß dies in diesem riesigen Umfang aber möglich war, hatte noch seinen besonderen Grund: — die Inflation des deutschen Geldes. Bevor wir deren katastrophale Wirkungen auf Volk und Wirtschaft besprechen, sei eines festgestellt: Allein auf Grund der besprochenen Tatsachen ist ein Riesendefizit im deutschen Haushalt unvermeidlich.

Nach dem Kriege konnte man von einer organisierten deutschen Wirtschaft zunächst überhaupt nicht reden. Man mußte sich erst zu Aufräumungsarbeiten zwingen und lebte derweil aus den Beständen. Der abnehmende Besitz des Volkes fand seinen Ausdruck in einer dauernd sich verringernden Kaufkraft des Geldes. Eine langsam in Gang kommende, aber mit geradezu selbstmörderischen Methoden arbeitende Industrie unterstützte diese Entwicklung durch Verschleuderung von deutscher Arbeit und Besitz ans Ausland. Durch die gegenseitige Hilfeleistung von allmählich erst verschwindender Lethargie und organisiertem Irrsinn nahm diese Entwicklung ein immer rasenderes Tempo an, das die Massen des Volkes zu Boden schlug, ehe sie den Gedanken an Rettung zu fassen vermochten. Das deutsche Volksvermögen ist verschwunden.

Nicht dies ist das Schlimmste daran, daß wir infolge fehlender Berechnungsbasis Vertrauen und Bestellungen des fremden Kaufmanns verloren haben; diese sind, wenn auch mit zäher Energie, wieder zu gewinnen — aber daß wir fast nichts mehr haben, mit dem wir wieder von vorne anfangen können. Nicht nur der deutsche Bürger ist arm geworden, auch die deutsche Industrie, der deutsche Handel hat Geld und Gut verloren. Die deutsche Industrie hat nicht einmal Geld genug, um ihre Rohstoffe einzukaufen, die zum großen Teil vom Auslande bezogen werden müssen. Die Verarmung ist aber nicht die einzige Folge der Inflation. Ihre zerstörenden Wirkungen sind tiefer gegangen. Die Maschinen wurden nach dem Krieg nicht nach Billigkeit, sondern rein nach dem Standpunkt überlegener Qualität konstruiert. An und für sich ein sehr schöner Grundsatz. Leider hat man es sich zu leicht gemacht, — die Maschinen wurden überall viel zu teuer. Diese Tatsache spielte keine Rolle und konnte sich während der Inflation bei dauernd sinkendem Marktwert auch nicht auswirken. Die Katastrophe setzte erst mit dem Stabilwerden der Währung ein. Die Verkaufspreise der Ausländer lagen und liegen heute noch, von wenig Ausnahmen abgesehen — unter den Gestehungskosten der deutschen Werke. Aber damit nicht genug. Die ausländische Industrie hatte die Atempause gut genützt, die ihr das Verschwinden der deutschen Konkurrenz bot. Sie hatte ihre Herstellungspläne fabrikationstechnisch mit großer Klugheit durchgearbeitet und die Fabrikation äußerst verstärkt. So erreichte sie billige Herstellungskosten. Da sie zudem im Besitze fast sämtlicher Rohstoffquellen ist, stehen ihr weiter sehr billige Ausgangsmaterialien zu Gebote (Der Gegensatz: In Deutschland kann man für den Preis eines Fordautos noch nicht die Rohmaterialien zu einem solchen kaufen!!), die ihr in Verbindung mit den geringen Herstellungskosten sehr geringe Verkaufspreise ermöglichen. Statt die Fabrikation intensiver zu gestalten, ging die deutsche Industrie in extenso mit ihr wie

die vielen, vielzuvielen während der Inflation entstandenen Fabrikneubauten beweisen. Sie sind fast wertlos, denn billig fabrizieren läßt sich dort nicht.

So befindet sich denn die deutsche Industrie, auf deren ungeheuer gesteigerten Export heute mehr wie vor dem Krieg alles ankommt, in folgender Lage: Mittellos der Konkurrenz einer mit fast unerschöpflichen Reserven, hochmodernen Konstruktionen, eingeführten Märkten und neuzeitlichsten Fabrikationsverfahren ausgerüsteten Fremdindustrie gegenüber, genötigt, in äußerstem Tempo neue gut durchgearbeitete Konstruktionen zu schaffen und die Fabrikation auf eine neue Basis zu stellen. Beide Dinge erfordern ein großes Kapital; dies aber fehlt. Die deutsche Industrie befindet sich heute in einer Lage, bei der die eine Schwierigkeit die andere erhöht. Manchmal rächt sich allzu langes Schlafen bitter.

Zur Ohnmacht der deutschen Industrie, die schon heute in weitgehendem Maße Tummelplatz für fremde Interessen geworden ist, gesellt sich in bitterem Wechsel das Verschwinden des deutschen Mittelstandes, der Schicht, die früher das Hauptkontingent der deutschen Intelligenz lieferte. So sehr sie noch als Träger der Kultur besteht, ihre Zukunft und Wirkungsmöglichkeit ist verschwunden. Es gibt keine Muse, kein Geld für künstlerische Angelegenheiten mehr. Was aber weit tragischer ist, die Söhne aus Mittelstandsfamilien vermögen sich das Studium nicht mehr zu leisten. Staatliche Zuschüsse sind nur in geringem Maße möglich; ist doch in den Laboratorien fast jede großzügige Forschungsarbeit aus Geldmangel illusorisch geworden. So wird sich unsere zukünftige „Intelligenz“ zu einem wesentlich höheren Grade als seither aus dem genießerischen Stumpfsinn von Neureichsöhnen rekrutieren. Was einen kalt lassen könnte, wenn deren Stellen nicht mit großer Verantwortung belastet wären.

Während unsere Institute wegen der Anschaffung einer Akkumulatorenbatterie Bittgänge machen und den Landtag alarmieren müssen, werden in England und in Amerika laufend neue Institute, die mit großen Mitteln verschwenderisch ausgestattet sind, errichtet. Großzügig durchgeführte Versuche ermöglichen es der amerikanischen Wissenschaft, den Vorsprung der deutschen aufzuholen. In der Wissenschaft haben wir nichts mehr voraus. Wir sind eingeholt. Die andern aber verfügen über große Reserven an Geld und wissenschaftlich gebildeten Menschen — wir selbst sind zum Abbau gezwungen an Menschen und an Geld. Es läßt sich bei kühler Berechnung voraussehen: bleiben unsere Anstrengungen über die nächsten zehn Jahre auch nur annähernd im seitherigen Rahmen, gelingt es uns nicht, unsere Energie und Leistung auf ein Mehrfaches des Zustandes vor dem Kriege zu steigern, dann haben wir in der Geschichte für immer als führende, politisch-aktive Macht ausgespielt. Ob wir bewußt Weltgeschichte treiben oder uns an eine gemütliche Stelle hinter dem Ofen verkriechen, wir entgehen ihr nicht. Uns bleibt nur die eine Wahl: Werfer oder Spielball zu sein. Und auch mit dieser Wahl ist es bald vorbei.

Fassen wir das bisherige Ergebnis der Untersuchung schärfer! Selbst wenn es gelänge, mittels derselben Arbeitsintensität dieselbe Ausfuhr zu erreichen wie vor dem Krieg, wäre infolge des Wegfalls von Flotte, Auslandsbesitz und Kolonien ein Riesendefizit im Reichshaushalt unvermeidlich. In derselben Richtung wirkt die durch den Wegfall von Posen, Westpreußen und Nordschleswig eingetretene Industrialisierung des Landes. Aber diese Ausfuhr ist bei der völligen Desorganisation der deutschen Industrie und den heute noch zum Teil verriegelten Auslandsmärkten ein Ding der Unmöglichkeit. Auch in Zukunft, bei einer tadellos arbeitenden Industrie, wird sich dies nicht erreichen lassen. Denn der Krieg hat das Gesicht der Welt umgemodelt, nicht nur das Gesicht Deutschlands. In sämtlichen Staaten, den kriegführenden und neutralen, hat über den Krieg eine tiefgreifende Industrialisierung eingesetzt. Kriegsindustrien entstanden, saugten Kapitalien auf und eroberten sich nach dem Krieg die verlassenen Märkte. Große staatliche Unterstützungen halfen den neu errichteten Werken über die Krisenzeit nach dem Krieg. Die Wirtschaften der einzelnen Völker suchten die Lehren des Krieges zu realisieren und sich möglichst unabhängig zu machen. Frühere Einfuhrgebiete wandelten sich in Überschußgebiete,

der früher warenhungrige Markt zur Konkurrenz. Zollschranken, Einfuhrverbote und Friedensvertragsbestimmungen unterstützten diese Entwicklung. Hand in Hand mit dieser vorwiegend europäischen Entwicklung geht eine andere, die auch von deutscher Seite die ernsteste Beachtung verdient, das ist die Industrialisierung der Rohstoffgebiete der Welt. Frühere Rohstoffgebiete wie Südafrika, Australien, Südamerika, China, Indien, willige Abnehmer für sämtliche Arten von Industrieerzeugnissen, haben in steigendem Maße eigene außerordentlich lebensfähige Industrien angesiedelt, die heute schon anfangen, als Exportindustrien den Europäern und Amerikanern auf dritten Märkten Konkurrenz zu machen. Während Europa sich bis zum Weißbluten zerfleischte, hat sich der Schwerpunkt der Welt verschoben. So sehr, daß Europa in einem Ruck zur letzten Provinzbühne wurde.

Diesen Ruhm aber darf Europa für sich in Anspruch nehmen, daß ihr gelang, was keiner Kultur gelang, der gesamten Welt ihren Stempel aufzudrücken. Sie hat die Welt in unerhörtem Maße aufgeweckt, — es gab nur eine Alternative: Annahme oder endgültiger Untergang. Die Welt ist heute Europa, sie ist europäisch.

Aber dies ist noch nicht alles. Wir haben heute noch an mehr zu denken, das unsere Lage zu einer fast verzweifelt schweren macht. Kraft des Versailler Friedensvertrages und seiner Folgeerscheinung, dem nun allseitig angenommenen Dawesbericht, müssen wir jährlich einige Milliarden Goldmark an unsere früheren Gegner abliefern. Vergegenwärtigt man sich das weiter oben ausgeführte, so bleibt unerfindlich, wie dies bewerkstelligt werden sollte. Betrug doch selbst vor dem Kriege das jährliche Plus noch nicht zwei Milliarden! Keine Frage, wir mußten den Bericht annehmen. Denn er läßt uns einige Jahre Luft. Bis dorthin sehen wir wieder. Aber ihn zu erfüllen, — das vermögen wir nicht.

Zehn Jahre lang hämmerte die Angriffskraft der ganzen Welt auf den deutschen Bau; er ist ihr erlegen. Das Trümmerfeld ist trostlos und wenige Steine nur noch zum Umbau zu gebrauchen. Aber vergessen wir eines nicht: Wir ertrugen einen Dreißigjährigen Krieg gegen uns selber und sind nicht verblutet, wir haben vier Jahre lang der zusammengeballten Kraft der ganzen Welt standgehalten. Daß wir stark sind, haben wir bewiesen. Glauben wir an unsere Stärke auch heute, da wir betäubt und ausgelaugt am Boden liegen. Der Umbau drängt. Der Anfang ist da: ohne Selbsttäuschung zu sehen, wo wir stehen. Erwin J. Kurz

Der erste Schritt zum Wiederaufbau

Als nach den Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges die Untertanen Friedrichs II. von Hungersnot bedroht waren, da war die ganze unbeugsame Willenskraft des großen Königs nötig, um die Hemmungen zu beseitigen, welche dem Massenanbau der Kartoffel damals entgegenstanden. Seitdem ist die Kartoffel eines unserer Hauptnahrungsmittel geworden.

Es gibt mancherlei Mittel, um Hunger und Unterernährung den Volksgenossen fernzuhalten. Das älteste bekannte Rezept knüpft an den Traum des Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen an. Doch jener ebenso einfache wie bewährte Rat Josephs kann heute von uns nicht befolgt werden. Ein moderner Joseph würde heute sofort die geschlossene Mehrheit der Volksführer gegen sich haben, auch wenn das Getreide in beliebigen Mengen zu billigen Preisen zu haben wäre. Auf allen Gassen würde er beschimpft werden. Die aufgepeitschte Volksmenge würde nicht müde werden zu rufen: „Der Lump gönnt dem armen Volke nicht das billige Brot, er will das Getreide, das endlich einmal reichlich und billig zu haben ist, aufspeichern, nur damit es knapp und teuer werde, nur damit Agrarier und Händler sich damit bereichern!“ Der kundige Leser weiß, daß ich keine Fabel schreibe. Bismarck hat am 14. Juni 1882 die folgenden prophetischen Worte im Reichstag gesprochen: „Wenn wir wirklich dahin kämen, daß wir das Getreide,

was wir notwendig verzehren müssen, nicht mehr selber bauen können: in welcher Lage sind wir dann, wenn wir in Kriegszeiten keine russische Getreideeinfuhr haben und vielleicht gleichzeitig von der Seeseite blockiert sind?"

Etwa zehn Jahre später setzten die Bestrebungen von Graf Kanitz dem Älteren ein, der als Reichstagsabgeordneter von Ragnit-Pillkallen nicht müde wurde, ganz im Sinne von Joseph und Pharao für eine kluge Aufspeicherung und Vorratswirtschaft des Getreides einzutreten. Aber der „Antrag Kanitz" wurde sowohl im Jahre 1894 als auch im Jahre 1895 mit überwältigender Mehrheit vom Reichstage abgelehnt. Und die leidenschaftlichen Gründe, welche sowohl gegen die Bismarcksche Agrarpolitik, wie noch mehr gegen die Kanitzsche Vorratswirtschaft im Reichstage und im ganzen Lande gepredigt wurden — nun, sie bewegten sich ganz in dem Rahmen, den ich oben angedeutet habe. Schon der Nachfolger Bismarcks in der Reichsleitung hat mit unglückseliger Hand die Wege verschüttet, auf denen sich die biologischen Notwendigkeiten des deutschen Volkes hätten auswirken können. Caprivi hielt unter dem Einfluß böser psychischer Hemmungen das Gegenteil von dem für richtig, was sein großer Vorgänger für nötig erkannt hatte. Caprivi hat außenpolitisch die Bündnismöglichkeit mit Rußland zerstört, er hat innenpolitisch durch seine verhängnisvolle Agrarpolitik die Sicherstellung der deutschen Volksnahrung auf deutscher Erde vereitelt. Biologisch betrachtet hat er dem Unheil, darin wir jetzt so tief verstrickt sind, die Wege geebnet. Die Lebensmittelversorgung unseres Volkes geriet seitdem in eine so schwere Abhängigkeit vom Auslande, daß wir bereits im Jahre 1908 für 2,3 Milliarden Goldmark Lebensmittel aus dem Auslande eingeführt haben, und im Jahre 1912 hat das deutsche Volk fast 3,5 Milliarden Goldmark an das Ausland für Nahrungs- und Genußmittel gezahlt. Nur ein kleiner Bruchteil dieser Summe wurde durch deutsche Ausfuhr von Lebens- und Genußmitteln wieder hereingebracht. Das schlimmste aber war, daß dieser ungeheure Tribut, den unser Volk nunmehr jahraus jahrein an das Ausland für Lebensmittel zu zahlen hatte, auch außenpolitisch verderblich sich auswirkte. Denn hier wirkte diese zutage tretende Abhängigkeit unserer Lebensmittelversorgung vom Auslande äußerst befruchtend auf Englands Einkreisungspolitik gegen uns ein. England konnte zahlenmäßig seinen Freunden beweisen, wie leicht es sei, die deutsche Gurgel zuzuschnüren und uns durch Hunger in die Knie zu zwingen.

Vergangenem Unheil soll man nur nachsinnen, wenn es gilt, Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen. In biologischer Hinsicht hat der große Krieg gelehrt, daß wir von jeder Lebensmittelzufuhr abgeschnitten und völlig bar jeglicher Vorräte, wie wir es 1914 tatsächlich waren, gleichwohl nicht so leicht auszuhungern sind. Gewiß, es fehlte uns an Lebensmitteln. Nicht viel. Aber gerade dies „bißchen", das uns fehlte, war groß genug, um alle Schwierigkeiten der Zwangswirtschaft, um all jene Unruhe und Unsicherheit zu erzeugen, die unser Volksleben vergiftet haben Ein Zuschuß auch nur von 15—20 % hätte uns wesentlich geholfen, ja gerettet. Durch rechtzeitige Aufspeicherung auch nur eines vollen Jahresbedarfs hätten wir gut fünf Jahre ohne alle Lebensmittelnot durchhalten können. Ja, politisch betrachtet, war es durchaus möglich, daß das bloße Vorhandensein einer solchen Nahrungsmittelreserve den Krieg, mindestens aber den Eintritt Englands in den Krieg hintangehalten oder gar vereitelt hätte. Denn das Wagnis wäre dann den Engländern gar zu groß erschienen.

Und heute? Es muß unter allen Umständen der gefährlichen Suggestion ein Ende gemacht werden, daß wir auf Gedeih und Verderb sklavisch abhängig sind und abhängig bleiben müssen von der ausländischen Nahrungsmittelzufuhr. Alle Sachverständigen sind darin einig, daß die deutsche Erde, verstümmelt wie sie jetzt auch ist, die 20—30 % an Mehrerträgen, die nötig sind, um unsere Volksgenossen reichlich aus Eigenem zu ernähren, sehr wohl zu schaffen vermag. Zumal bei den ständigen Fortschritten der deutschen Landwirtschaft eine ganz erhebliche Produktionssteigerung möglich ist. Aber wir alle müssen endlich wollen, daß die Lebensmittelversorgung unserer Volksgenossen unabhängig wird von dem guten oder schlechten Willen des Auslandes, fest gegründet in der deutschen Erde. Das ist die Grundlage und die Voraussetzung

unserer wirtschaftlichen und politischen Freiheit, das ist unsere biologische Notwendigkeit, das ist die Lebensfrage für uns.

Grade hier türmen sich jedoch die psychischen Hemmungen. Es ist psychologisch durchaus bemerkenswert, daß von vielen politischen und wirtschaftlichen Schriftstellern die hier vorhandenen Schwierigkeiten mit ganz besonderem Eifer zusammengeklaubt werden, damit sie mit einer gewissen Befriedigung dann feststellen können: „Es geht nicht, die Selbstversorgung des deutschen Volkes ist nicht möglich, also darf alles hübsch beim alten bleiben.“ Niemand leugnet, daß es da Schwierigkeiten gibt. Aber diese sind dazu da, um überwunden zu werden. Bezweifeln wir immer noch, daß die deutsche Erde das deutsche Volk aus Eigenem zu ernähren vermag? Es gibt ein einfaches Mittel, da klar zu sehen. Unsere Wissenschaft kennt genau den Nahrungsbedarf des deutschen Volkes. Unsere Landwirtschaft kennt genau die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens, weiß genau, wieviel Neuland, wie viele und welche Mittel, wie viele Arbeitskräfte nötig sind, um die Erträgnisse des deutschen Bodens auf die erforderliche Höhe zu bringen. Man rufe die geeigneten Männer zusammen, man höre ihren Rat, man gehe an die Arbeit!

Die Gefahr ist heute größer als je. Das Ausland wirft Getreide in solchen Massen und so billig auf den deutschen Markt, daß der deutsche Landwirt nicht mit kann. Notgedrungen fängt er an, sich von dem Getreideanbau, der die Unkosten nicht mehr recht deckt, abzuwenden. Die zur Erhöhung der Erträge nötige Mehrbearbeitung und Kunstdüngung — Stickstoff, Kali, Phosphor und so weiter — kann er nicht mehr bezahlen. Die Grünlandbewegung, d. h. die Umwandlung von Acker in Weideland, z. T. auch in Forst, zieht immer weitere Kreise. Damit sinkt die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens, unsere Abhängigkeit vom Auslande wächst, der Wiederaufbau wird vereitelt. Helfen kann da nur eine schnelle, entschlossene Zollpolitik im Sinne Bismarcks. Die Gefahr ist bereits so groß, daß selbst unsere Regierung einen gewissen Schutz der Landwirtschaft ins Auge gefaßt hat. Aber bei der Schwerfälligkeit unseres parlamentarischen Apparates wird noch manche Hemmung zu überwinden sein. Offenbar hält es ein großer Teil unserer Volksvertreter und Volksbeglücker für selbstverständlich, daß die ausländischen Großagrarier und Getreidehändler nach Erwürgung des deutschen Getreidebauers ihrer Menschenfreundlichkeit die Zügel schießen lassen werden und dem hungernden deutschen Volke konkurrenzlos spottbillig Brot und Getreide liefern werden. Diese vorbildlichen Aufklärer wollen nicht einsehen, daß die Überschwemmung des deutschen Marktes mit billigem Auslandsgetreide nur der erste Schritt ist. Trotzdem jetzt schon durch die verminderte Leistungsfähigkeit des deutschen Landwirtes die Weltmarktpreise für Getreide wieder erheblich ansteigen, sehen sie nicht, daß nach Erledigung der deutschen Konkurrenz das Ausland wucherische Preise für Getreide fordern wird. Und womit sollen wir dann das teure Auslandsgetreide bezahlen? Die Herren sind mit der Antwort schnell bei der Hand: Durch weitgehendste Industrialisierung Deutschlands nach dem Muster Englands! Aber die Herren vergessen ihren betörten Wählern zu sagen, daß England sich das allenfalls leisten darf, weil es doch schließlich sein Brot, sein Getreide bei sich selbst, in seinen eigenen Kolonien kaufen kann. Aber wir?

Unsern Volksmassen ist die Suggestion eingegeben worden: „Die Reichen müssen alles bezahlen.“ Nichts wird leichter bewilligt als Steuern, welche die — anderen zu zahlen haben. Unsere jetzige gesamte Finanzpolitik nach innen und außen scheint auf jener gefährlichen Suggestion aufgebaut zu sein. Aber jede Steuer, wie sie auch heißen mag, jede Last, welche ein Volk auf sich nimmt, muß letzten Endes mit naturgesetzlicher Gewalt das Volk in seiner Gesamtheit treffen. Die ungeheure Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit unserer Finanzverwaltung hängt mit obiger Suggestion und Hemmung zusammen.

Weit gefährlicher für den Wiederaufbau und den Weltfrieden aber ist die psychische Hemmung entstanden in den Köpfen der Franzosen durch die verführerische Suggestion: „Die Deutschen müssen alles bezahlen.“ Als Tertius gaudens schmunzelt der Engländer ob dieser französischen Massenpsychose. Der kluge Rechner weiß ganz genau, daß Deutschland nie auch nur einen nennens-

werten Bruchteil von dem zahlen kann, was Frankreich verlangt. Wir sind ein armes Volk, das von der Arbeit seiner Hände und Köpfe lebt und leben muß. Wenn wir nur einen Bruchteil der französischen Forderungen erfüllen sollen, dann muß die deutsche Industrie in die Lage versetzt werden, den Weltmarkt mit deutscher Ware zu überschwemmen. Die biologischen Notwendigkeiten Englands machen diesen Weg ungangbar. Aber auch uns würde eine weitere Industrialisierung Deutschlands aus ärztlich-biologischen und wirtschaftlichen Gründen nur zum Verderben gereichen.

Nun möchte ich noch über die jetzt oft erörterte Verständigungsmöglichkeit zwischen Frankreich und Deutschland einiges sagen. Das Schicksal hat den Galliern das schönste und fruchtbarste Land Europas, vielleicht der Welt, übergeben. Die 540000 qkm Frankreichs könnten, entsprechend angebaut, weit über 100 Millionen Menschen reichlich ernähren. Frankreichs Bevölkerung beträgt aber noch nicht 40 Millionen und hat die Neigung abzunehmen. Es besteht auch keine Aussicht, daß trotz aller französischen Bevölkerungspolitik es damit besser werde. Denn in Frankreich ist das Zweikindersystem nicht etwa in den Hauptstädten nur zu Hause, sondern der französische Bauer, die Hauptmasse der französischen Bevölkerung, hat das Zweikindersystem angenommen. Aus klaren wirtschaftlichen Gründen: um eine Zersplitterung der schönen französischen Bauerngüter durch Erbteilung zu verhindern. Frankreichs Boden könnte also noch mindestens weitere 30 Millionen Menschen gebrauchen und reichlich ernähren. Nun hat Clémenceau, der Arzt und Biologe war, ausgerechnet, daß in Deutschland 20 Millionen Menschen zuviel leben. In Wolkenkuckucksheim erblickt man in diesem Mangel Frankreichs und Überschuß Deutschlands eine herrliche Ausgleichsmöglichkeit, offenbar ganz im Sinne Clémenceaus.

Auch das stört die Französlinge nicht: Elsaß-Lothringen war vor 1870/71 die Zielscheibe des gallischen Witzes. Der Elsaß-Lothringer die stehende komische Figur der französischen Witzblätter. Nach 1870/71 ward plötzlich Elsaß-Lothringen für die Franzosen das verlorene Paradies, das in unzähligen rührenden Volksliedern als „Jardin de la France" besungen wurde. Für die Wolkenkuckucksheimer aber ist Elsaß-Lothringen die „Brücke", die zu einem ewigen Bündnis und einer ewigen Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland führt. Die französische Industrie vollends brennt darauf, durch eine enge Verbindung mit Deutschland die Höhe ihrer Vollkommenheit zu erreichen. Rohstoffe, Hände, Köpfe werden sich hüben und drüben in glücklichster Weise ergänzen. Ein festes Bündnis, wirtschaftlich und politisch, zwischen Frankreich und Deutschland ist die beste Bürgschaft für den Frieden Europas: die „Vereinigten Staaten von Europa", die Niederreißung aller Zollschranken, die allgemeine Völkerverbrüderung.

Gewiß gibt es eine wirkliche Verständigungsmöglichkeit zwischen Deutschland und Frankreich. Aber nie und nimmer auf pazifistischer Grundlage. Jedem Versuch einer Verständigung müßte vorangehen eine Einigung des gesamten deutschen Volkes auf nationaler Grundlage. Ein stark national eingestelltes Deutschland könnte allerdings mit dem bereits vorbildlich national eingestellten Frankreich allerlei Verständigungsmöglichkeiten finden. Aber der unsere Außen- und Innenpolitik jetzt stark überwuchernde demokratische Pazifismus tötet jede Verständigungsmöglichkeit, erwürgt jeden wahren Frieden. Vorläufig hilft uns Deutschen nur die Sicherstellung der deutschen Volksnahrung auf deutscher Erde durch zielsicheres Zusammenarbeiten aller, namentlich von Industrie und Landwirtschaft. Das ist der erste Schritt zum Wiederaufbau.

Biologisch betrachtet ist das deutsche Volk, in sich geeint, stark genug, um allen Stürmen zu trotzen, um im Rate der Völker wieder jenen Platz zu erringen, der ihm gebührt infolge seiner Kulturhöhe, seiner Arbeitsfreudigkeit, seiner Arbeitsfähigkeit. Nach einem Bismarckschen Worte muß es nur erst wieder in den Sattel kommen — reiten wird es schon.

Dr. Peter Ziegelroth

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Über die Eggsternsteine

Wachlers dankenswerte Ausführungen kranken an dem Irrtum, hier Naturtempel der Germanen zu sehen. Das wurden sie wohl später, und man sollte dorthin pilgern und in Ehrfurcht seine Andacht verrichten, aber vor etwas Heiligerem: Überresten und stummen unvertilgbaren Zeugen der Urreligion, unendlich älter als die Waldkulte der Germanen. Der auf dem einen Felsen künstlich festgehaltene Block, der aussieht, als ob er herabfallen wolle, klärt die Frage völlig: diese Steine sind die Geschwister der Riesensteine von Stonehenge und Carnac, der „tanzenden Felsen" in Zentralasien usw. Die von Karl dem Großen vorgefundenen und zerstörten Reliefs waren offenbar die uralten Schalen- und Bechersymbole, die man überall von Malakka bis Skandinavien auf diesen rätselhaften Felsen findet. Sie sind auch Verwandte des Orakelsteins von Zyzikus oder des Steins von Mona und der geologisch unstreitig westafrikanischen Felsgruppe in Irland, von denen allen man dämonische Dinge meldet. Auch die berühmten „Schlangenhügel" am Ohio und Mississippi (Schlange und Drachen gelten als Sinnbild der Magie, in Ägypten nannten sich die Initiierten „Schlangensöhne"), architektonisch-skulpturelle Wunder, gehören zum weltumspannenden Kreis dieser Urtempel aus der Zeit, wo Westafrika, England, Bretagne und ein Nordwestteil Germaniens mit den Festländern und Inseln der „sagenhaften" Atlantis zusammenhingen. Auch die sogenannten Zyklopenbauten haben ähnlichen Ursprung. Stätten der Licht- und Sonnenanbetung, allerdings doch nicht so einfach, wie reine Naturvölker sie errichten. Das ballistisch-statische Geheimnis der „tanzenden", drehbaren, sich anscheinend selbst bewegenden Felsen entspricht den mathematischen Maßen der Cheopspyramide, den astronomischen Erkenntnissen der Ägypter, Chaldäer, Inder, die ihrerseits nur auf der Urweisheit fußten, deren verborgene verschüttete Pfade Buddha in einer Rede andeutet. Die Eggsternsteine deuten auf Urgeheimnisse hin, dn die nur der Initiierte sich versenken konnte und deren letztes Echo bei Galliens Druiden und den Priestern der Altgermanen tönte in Lehren ewiger Wiedergeburt. **Karl Bleibtreu**

Nochmals „Zwei Köpfe"

In der Augustnummer des „Türmers" bringen Sie eine Plauderei „Zwei Köpfe" von W. Böninger, worin die Beziehungen der ägyptischen zur hellenischen Kunst verkannt werden. Auch wird der Aufsatz der griechischen Hochklassik in wesentlichen Punkten nicht gerecht.

Der Herr Verfasser (oder rede ich zu einer Dame?) behauptet gegen das Ende seiner Ausführungen: „Die ägyptische Kunst hat einen Abschluß, sie geht nicht weiter, führt nicht in eine andere Kunst hinüber."

Vor meinem Auge steht deutlich eine ganze Reihe von Originalen aus den frühen Anfängen der griechischen Kunst im Britischen Museum in London sowie den Sammlungen Italiens und Griechenlands, und sie alle weisen mit geradezu zwingender Eindeutigkeit nach rückwärts auf keine andere Vorlage als die der ägyptischen Kunst, der sie denn auch tatsächlich entstammen. Ich brauche nur an die Darstellung der Haartracht, z. T. auch der Gewänder, und entschiedene Wesentlichkeiten der ganzen Technik zu verweisen, um auf den ersten Blick neben den ungeahnten Fernen der neu erstehenden Zukunft des griechischen Klassizismus zugleich nach rückwärts das

Land zu schauen, das ihm zum Vorbild diente. Ich erinnere außerdem an die vom Verfasser berührte Verlegenheit in Ausdruck und Haltung, wie wir sie in der Frühzeit der griechischen Kunst auf den Werken des 6. Jahrhunderts, gleichviel, welcher Kunstschule sie entstammen mögen, vor uns haben, Merkmale, die sich bis tief hinein in das Zeitalter hellenischer Hochklassik allüberall aufdrängen bis zum Ende des 5. Jahrhunderts, wo der Abstieg beginnt und die Seele erwacht. (Ich verweise hier in erster Linie auf Kreta, ferner den Zeustempel zu Olympia, den Aphaiatempel zu Ägina usw.)

Was nun aber der Verfasser gerade als die typische Wesenheit der griechischen Kunst gegenüber der ägyptischen empfindet, nämlich die Betonung des allgemein menschlichen Wesenszuges und des Gefühls, so hat er dabei wohl die unserem modernen Empfinden am nächsten stehende Epoche vor Augen (4. Jahrhundert und später), vergißt aber, daß es sich hier längst nicht mehr um das handelt, was wir als Hochklassik ansprechen. Das, was sich nun zu entfalten beginnt, was der Verfasser den griechischen Geist nennt, was uns die Statuen jener Jahrhunderte durch die Beseelung der Züge so naherückt, und was vielleicht seinen Höhepunkt findet in der Laokoongruppe: das atmet so wenig mehr den Geist griechischer Hochklassik als das heutige Deutschland den Geist eines Goethe. Was wir hier vor uns sehen, das sind im besten Falle noch imposante Schaustücke, bei denen z. T. selbst der geringere Körper noch mit unnachahmlicher Meisterschaft zur Darstellung gelangt; allein die Hoheit des Göttlichen, Unberührten, Keuschen (das sich nicht zuletzt auch in jener frühen Verlegenheit auf den Mienen äußert), sie ist unrettbar dahin; die vollendete Schönheit, die noch die Statuen des 5. Jahrhunderts trotz ihrer ungelenken Bewegung über alles Kunstschaffen der ganzen Welt turmhoch hinaushebt, sie ist von nun an verloren auf immerdar. Ward vorher der Mensch unter den Händen des Künstlers zum Gott, nun sind die Götter zu Menschen worden. Die Statue, deren Antlitz den Verfasser auf seinen Gängen durch die großen Sammlungen so geheimnisvoll nichtssagend „starr mit stereotypem Lächeln" ansah, kalt und voller Unnahbarkeit, das war das Hehrste an Körperlichkeit, was Menschenhände je hervorgebracht haben, das waren die Gestalten, an denen er — wie zuerst auch ich — achtlos vorüberschritt, unwissend, daß er unter Göttern wandelte, dieweil es ihm bei den Menschen, den fleisch- und blutgewordenen der späteren Jahrhunderte, besser gefiel.

Zum Schlusse stütze ich mich auf die Bundesgenossenschaft neuer, großer Meister, wenn ich behaupte: Die griechische Kunst war geradezu die Tochter der ägyptischen. Und eben die Werke des vorklassischen und hochklassischen Hellenismus sind es, die die Merkmale der vorausgegangenen ägyptischen Kunst unverkennbar an sich tragen.

Hermann Wilhelm Böttler

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Jakob Böhme

Zum 300jährigen Gedenken seines Todestages am 16. November

Am 21. und 22. September bereitete die Stadt Görlitz eine Gedenkfeier, bei der sie mit Vorträgen und Reden, mit Gedächtnisgottesdiensten in allen evangelischen Kirchen, mit der Enthüllung einer Gedenktafel und literarischen Kundgebungen, mit Ausstellung, Festzug und Schauspiel unter großer Beteiligung der Einwohnerschaft und auswärtiger Gäste ihres größten Bürgers gedachte. Dabei konnten einem wohl einmal als Gegensatz dazu die Worte Böhmes in den Sinn kommen: „Was mein Vaterland wegwirft, das werden fremde Völker mit Freuden aufheben.“ In der Tat, wenn auch sein Vaterland ihn längst mit Ehren aufgenommen hat, so dürfen wir es doch nicht vergessen, daß wir es vielleicht überhaupt Fremden verdanken, daß wir noch Feiern halten und einen großen, geschlossenen Eindruck seiner Bedeutung empfangen können. Holländer waren es, die sich mit unermüdlichem Opferwillen an die Sammlung seiner weitzerstreuten Schriften gemacht haben. In Holland fanden dann Deutsche die Ruhe und Unterstützung, die es möglich machte, am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts die Ausgaben seiner Werke zu veranstalten, die für uns noch heute grundlegend sind. Nur durch diese Vermittlung ist Böhme wieder der unsrige geworden. Und doch war Böhmes Wort schon damals, als er es im Anfang seines letzten Lebensjahres schrieb, ein wenig zu bitter. Von seiner Vaterstadt mochte es gelten, aber rings umher in der Lausitz und Schlesien, ja hier und da im ganzen Reiche hatte sein Name einen guten, ja beinahe heiligen Klang. Was war das für ein Mann, dessen Leben dahinlief zwischen wegwerfender Verachtung und größter Verehrung, dem schon zu Lebzeiten der Ehrenname des „Deutschen Philosophen“ gegeben wurde und den doch Fremde mit opfervoller Mühe lebendig erhalten mußten, damit wir ihn heute feiern können als einen der größten Geister unseres Volkes?

Böhmes Leben steht in seiner Schlichtheit und Enge in einem seltsamen Gegensatz zu seinem gewaltigen inneren Erleben und zu der großen Wirkung, die von ihm ausgegangen ist. Es war ein kleines deutsches Handwerkerleben, das äußerlich betrachtet nur an ein paar Punkten zu dramatischen Verwicklungen führte. Er ist im Jahre 1575 in Alt-Seidenberg unweit von Görlitz, dicht an der böhmischen Grenze, geboren, jenseits deren, wie der Name zeigt, der Ursprung seiner Familie gewesen ist. Seinen Geburtstag kennen wir nicht. Das Kirchenbuch, das ihn uns berichten könnte, ist verbrannt. Auch von seiner Familie wissen wir nicht eben viel. Er war das vierte von acht Kindern eines Bauern, ebenfalls Jakob mit Namen, der auf eigenem, freilich bescheidenem Grunde saß und ein angesehener Mann seines Dorfes, ja sogar Kirchvater der Stadtkirche zu Seidenberg war. Wahrscheinlich hat Jakob Böhme den Unterricht seiner Dorfschule genossen, die ihm die Fertigkeit im Lesen und Schreiben übermittelte. Alles, was er sonst über Bibel- und Katechismuskenntnis hinaus an Bildung erworben hat, entstammt eigenem wissenshungrigen Forschen. Zum Gelehrten ist er freilich nie geworden. Was er an philosophischen und naturwissenschaftlichen Begriffen später übernommen hat, bringt er nicht immer in der treffendsten Verwendung, und vom Latein hat er sich nie mehr angeeignet, als soviel, daß er Kunstausdrücke einigermaßen grammatisch richtig zu gebrauchen vermochte. Man muß sich das vor Augen halten, um die ungeheure Leistung zu begreifen, die er mit einem so ungeschulten Denken vollbrachte. Die Luft daheim mag die eines redlichen, frommen Christenhauses gewesen sein, wie sie Böhme selbst zeitlebens bewahrt hat, so scharf sein Gegensatz zum Kirchenwesen seiner Zeit auch manchmal wurde. Der

kleine Jakob war ein schwächliches Kind. So fürchtete der Vater, daß ihm die harte Bauernarbeit zu schwer werden würde und ließ ihn das Schuhmacherhandwerk lernen. Die dreijährige Lehrzeit wird er in Seidenberg zugebracht haben, dann kamen drei Jahre Wanderschaft, von der wir leider gar nichts wissen. Es müssen entscheidende Jahre seiner Entwicklung gewesen sein, und wir können ihn uns wohl so denken, wie ihn Kolbenheyer in seinem schönen Roman „Meister Joachim Pausewang“ geschildert hat, als stillen, schüchternen, in sich gekehrten jungen Menschen, der schon damals manche der inneren Nöte zu ertragen hatte, aus denen später seine Gedankenwelt geboren wurde. Nach seiner Gesellenzeit gelang es Böhme nicht allzu rasch Meister zu werden. Die Meisterstellen waren beschränkt. Wer nicht verwandtschaftliche Fürsprache hatte, mußte sich über die vorgeschriebene Vorbereitungszeit hinaus gedulden. 1599 wurde er Meister und Bürger in Görlitz und heiratete kurz darauf nach dem Innungsrecht, das jedem neuen Meister bei Verlust seiner Stellung die Verheiratung innerhalb eines halben Jahres gebot. Von seiner Frau, einer Fleischerstochter aus Görlitz, gewinnen wir einen tüchtigen, einfachen Eindruck. Jedenfalls aber war sie der besinnlichen Natur ihres Mannes innerlich nicht gleichartig und hat ihm, zumal als die sturmbewegte Zeit in Böhmes Leben einsetzte, mit ihrer Ängstlichkeit, dem Mangel an Verstehen manchmal eine trübe Stunde bereitet. Vorerst freilich lief sein Leben noch ungetrübt dahin. Er brachte es zu einem bescheidenen Wohlstand und konnte im Jahre 1610 das Haus, das er bis dahin besessen hatte, mit einem günstiger gelegenen, schöneren vertauschen. Auch war er, wie die spärlichen Nachrichten beweisen, ein tätiges und angesehenes Glied seiner Innung.

Innerlich freilich verlief sein Leben schon damals nicht ebenso ruhig. Böhme besaß ein Herz voller Sehnsucht, Gott zu erleben, wo er ihn finden konnte, draußen in der Natur wie im eigenen Innern. Dabei stieß er mit der kirchlichen Lehre seiner Zeit zusammen. Sie predigte ihm Gott als den erdenfernen, majestätischen Herrn, der hoch über den Sternen thront. Wenn Böhme davon in seinem Kirchstuhl in der Görlitzer Peterskirche reden hörte, dann wurde sein heißes Herz kalt bei diesen Gedanken. Dann schien ihm Gott fremd und unnahbar. So begann er Gott auf seine eigene Weise zu suchen. „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst. Da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken.“ So stürzte er sich voll Begierde auf das, was ihm seine Zeit an Naturerkenntnis bot. Noch war es eine wenig entwickelte und in wunderlichen Formen einherschreitende Naturbetrachtung, die weniger von Pflanzen und Tieren und ganz bestimmten Einzelerscheinungen und Bewegungen zu reden wußte, um so mehr von Kräften und Stoffen mit eigentümlichen chemischen Namen, von geheimnisvoll lebendigen Elementen, die geistergleich handeln und sich bewegen. Aber die belebte Machtfülle der Natur können wir noch heute nicht unmittelbarer empfinden, als Böhme es hinter diesem krausen Gewirr unentwickelter Anschauungen tat. Vielleicht dürfen wir ein wirkliches Erlebnis Böhmes annehmen, wenn seine im übrigen unzuverlässige und sagenreiche erste Lebensbeschreibung erzählt, daß ihm einmal bei dem funkelnden Widerschein der Sonne auf einem Zinngefäß die ganze Tiefe und der strömende Reichtum der Natur wie in einem Brennpunkt gesammelt erschienen sei. Aber auch in der Natur fand er Gott nicht so, wie er ihn suchte. Denn er war aufrichtig genug, zu empfinden, daß die Natur mit all ihrem Kampf und Widerstreit noch geschieden ist vom Frieden Gottes. Er sah, wie nur im Kampf alles Leben in der Natur erhalten wird, wie auf der Vernichtung des einen Geschöpfes das Dasein des anderen aufgebaut ist. Er fand, wie er sich ausdrückte, Gutes und Böses in allen Dingen, in den Tieren und Elementen genau wie im Menschen. Mit dieser Zerrissenheit ist die Natur noch nicht bei Gott. „Alles, was in der Natur läuft, das quält sich; was aber der Natur Ende erreicht, das ist in Ruhe ohne Qual. Alles, was in der Natur Angst und Streit macht, das macht in Gott eitel Freude.“ So empfand er den tiefen Gegensatz und ward hin und her gerissen von den Widersprüchen. Von all dem ward er, wie er schreibt, „ganz melancholisch und hochbetrübt“. „Als sich aber in solcher Trübsal mein Geist ernstlich in Gott erhob mit einem großen Sturme ... ohne nachzulassen, mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen und



nicht nachzulassen, er segnete mich denn, das ist, er erleuchtete mich denn mit seinem Heiligen Geiste, damit ich seinen Willen möchte verstehen und meine Traurigkeit loswerden, so brach der Geist durch." Er fand durch dieses mächtige Geisteserlebnis, von dem er später schreibt, daß er in einer Viertelstunde mehr gesehen habe, als wenn er viele Jahre auf hohen Schulen gewesen sei, wieder den Weg durch die Höllenpforten hindurch zum Herzen Gottes.

Zwölf Jahre seines Lebens vergingen über diesem stummen inneren Ringen. Aber dann überfiel es ihn, nach seinen eigenen Worten, wie ein Platzregen. Der Kampf und die Wucht seiner Erkenntnis wurden zu groß. So schrieb er im Jahre 1612 nieder, was ihm als Ergebnis seines Sinnens erwachsen war. „Morgenröte im Aufgang" nannte er sein Buch, das in einem großen Wurf eine neue Welterkenntnis bringen sollte. Es ist Bruchstück geblieben. Aber der Anfang seiner Schriftstellerei war damit gemacht. Sein Inhalt ist seltsam phantastisch, aber hinter dem bunten Rankenwerk können wir doch deutlich ein paar große Grundgedanken wahrnehmen. All das Widrige, Böse und Zerstörende, so meint er, gehört auch in Gott hinein. Denn es gehört ja zum Leben dazu. Ohne Gegenkraft gäbe es gar keine Vorwärtsbewegung. Ohne den Gegensatz zum Schlechten wüßten wir nicht, was gut ist. Im Kampf ums Dasein erhält sich die Natur. In den Kämpfen äußerer und innerer Art, im geistigen Ringen empfängt die Menschheit immer neue Kraft. So kommt er zu einer tiefsinnigen Betrachtung von Natur und Geschichte: Auch das Böse und Dunkle in der Welt ist eine vorwärtstreibende Kraft, nur in Schmerzen kann die Natur und die Menschheit wachsen. Und da nichts, was lebt, von Gottes Allmacht geschieden sein kann, müssen auch die Kräfte der Finsternis aus ihm stammen. Aber — und das müssen wir nun mit aller Entschiedenheit hervorheben — Gott hat zunächst und im Tiefsten ein anderes Gesicht. Er ist erfüllt von einem „feurigen Liebewillen". Das ist der eigentliche Gott, der auch hinter den finstern Naturgewalten steht. Es ist grade ein Trost für uns, daß Gott die Natur nicht sich selbst überlassen hat, sondern daß er dahinter verborgen ist, freilich mit der Wurfschaufel in der Hand, mit der er einmal alles Finstere ins Feuer schleudern und das Licht zum Siege bringen wird. Wir spüren, welch lebendigen inneren Anteil Böhme am Naturgeschehen nimmt. Und zugleich empfinden wir schon hier, was er im Laufe seiner Entwicklung auch immer deutlicher ausgesprochen hat, welches die Haltung der Seele ist, mit der er in das Getriebe um sich her hineinschaut. Es ist die feste Gewißheit des Glaubens, die trotz aller Nöte und allem Zwiespalt Gott kennt und seinen allmächtigen und trotz aller Härte doch liebevollen Willen hinter allem Leben sieht. Das ist auch das, was uns heute noch so unmittelbar berührt, wenn wir auch sonst nicht mehr alle einzelnen Gedanken Böhmes zu den unsrigen werden machen wollen. Freilich das, was ebenso wie diese Grundstimmung die Zeitgenossen an ihm anzog, war der Mut, mit dem Böhme als einer der ersten hineintauchte in die bunte Fülle der naturphilosophischen Anschauungen seiner Zeit und es wagte, das Naturgeschehen unmittelbar mit Gott in Beziehung zu setzen.

Die „Morgenröte im Aufgang" sollte nicht lange in Böhmes Werkstatt verschlossen bleiben. Noch lange, ehe sie vollendet war, überließ er sie einem ihm bekannten Adligen aus der Nähe von Görlitz, Karl Ender von Sercha auf Leopoldshain. Dieser war so erfüllt davon, daß er sich eine Abschrift davon herstellte und eine ganze Reihe von weiteren Abschriften vermittelte. Das war die Wende in Böhmes Leben. Er wurde nach und nach bekannt mit einer Menge von Adligen Ärzten und anderen Leuten in der Oberlausitz und Schlesien, die abseits von der offiziellen Kirchlichkeit ein stilles Leben in der Gedankenwelt der Mystik und Naturphilosophie und anderen Nebenbewegungen der Reformation, wie der Kaspar Schwenckfelds, geführt hatten. Es waren kluge und eigenartige Männer darunter, wie der Arzt Dr. Balthasar Walther, der eine zweijährige Reise nach dem Orient unternommen hatte, aber die Erkenntnis Böhmes, den er über ein Jahrzehnt später kennen lernte, für tiefer erklärt haben soll als alle Weisheit, die er im Osten gefunden habe. Walther war es auch, der ihm den Beinamen „der Deutsche Philosoph" gegeben hat. Durch diese Freundschaften erhielt Böhmes Leben neue Flügel. An seinen Briefen, die uns zum großen Teil erhalten sind, spürt man den Stolz, mit dem ihn der Umgang mit so hochgestell-

ten und feingebildeten Menschen erfüllte, aber auch das ruhige Selbstbewußtsein dessen, der weiß, daß er etwas zu sagen hat, was alle Bildung aufwiegt.

Freilich war die Entdeckung seiner „Morgenröte im Aufgang" für sein Leben zugleich auch eine Wendung zum Schlimmen. Eine der Abschriften geriet im Juli 1613 in die Hände des Görlitzer Pastor primarius Gregor Richter. Dieser, eines Grobschmieds Sohn, war ein Mann von unzweifelhaft bedeutender Begabung, aber er verband mit einer polternden, rohen Art eine heißspornige, fanatische Orthodoxie, so daß seine heftigen Predigten schon mehrmals unliebsamen Eindruck gemacht hatten. Außerdem besaß er durch seine entschlossene, diktatorische Art einen großen Einfluß auf die Gemeinde, den Böhme noch zu spüren bekommen sollte. Als Richter Böhmes Buch in die Hand bekommen hatte, schäumte er vor Zorn über die Ketzerei, die sich in den Mauern seiner Gemeinde eingenistet hatte, und veranlaßte den Rat, dagegen einzuschreiten. Am 26. Juli 1613 wurde Böhme auf das Rathaus gefordert, um sich zu verantworten. Während sein Buch von einem Ratsdiener geholt wurde, kam er auf kurze Zeit in den Stock, wurde aber sofort wieder entlassen und vermahnt, „von solchen Sachen abzustehen", wie der damalige regierende Bürgermeister Scultetus in seinem Tagebuch berichtet. Man sieht, daß der Rat keinen Grund fand, schärfer gegen ihn vorzugehen. Aber Gregor Richter war damit nicht zufrieden. Am folgenden Sonntag, den 28. Juli, benutzte er das Evangelium von den falschen Phropheten, um eine scharfe Schmähpredigt gegen den unter seiner Kanzel sitzenden Böhme zu halten. Und am 30. Juli mußte Böhme in die Wohnung des Primarius kommen, ein Glaubensexamen der versammelten Geistlichkeit über sich ergehen lassen und geloben, nichts mehr zu schreiben, wofür ihm versprochen wurde, seine Sache nicht mehr auf die Kanzel zu bringen, eine Zusage, die aber nicht innegehalten wurde.

Sechs Jahre lang hat Böhme sich dem Gebot unterworfen. Es waren keine leichten Jahre. Auch in seinem äußeren Leben änderte sich manches. Schon im März 1613 hatte er seine Schuhbank (den Marktstand für seine Waren) verkauft, wie er selbst schreibt, in dem starken Bewußtsein seines neuen Berufes, in dem er Gott und den Brüdern dienen müsse. Sein Vermögensstand war damals noch ganz ansehnlich und ließ sich auch dadurch, daß er sich mit seiner Frau auf den damals, in der Blütezeit der Görlitzer Leinenweberei, recht einträglichen Garnhandel legte, zunächst einigermaßen erhalten. Seiner Frau wurde wegen Übertretung der Vorschriften des Rates der Handel bald verboten. Aber er teilte auch das Unglück mit ihr, indem er sich vierzehn Tage darauf ebenfalls eine Geldstrafe wegen unerlaubten Straßenhandels und Hausierens zuzog. Davon ging er zum Handel mit wollenen Handschuhen über, der viele Reisen von ihm erforderte, darunter, wie berichtet wird, jährlich eine nach Prag. Dort erlebte er 1619 den Einzug des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz mit und bekam einen Eindruck von den herannahenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Es war nicht das einzige, was er davon zu spüren bekommen sollte. Teuerungen, Hungersnot, das Stocken von Handel und Wandel machten sich auch bald in seinem Hause fühlbar. Die Zeit war bald vorbei, daß er von geschäftlichen Dingen so überladen war, daß er an einen Freund schrieb: „Wie es ist, daß manch Gräselein verdirbet, so der Himmel nicht Regen gibt, also verhindern auch die weltlichen Geschäfte das Reich Gottes." In den nun einsetzenden Jahren des Mangels gewährten ihm die wohlhabenden Freunde treue Hilfe und schickten ihm Lebensmittel von ihren Gütern, gelegentlich auch Geld.

Inzwischen aber war längst eine neue Entscheidung in seinem Leben gefallen. Die Zeit des Schweigens war für ihn eine schwere Prüfung. Die Freunde baten und drängten ihn zu schreiben. Aber er fühlte sich an sein Wort gebunden, auch war er ängstlich vor neuen Zusammenstößen mit dem Primarius. Aber zugleich brannte das Feuer in seinem Innern, und wenn er auch hundertmal zu Gott flehte, es von ihm zu nehmen, so entzündete es sich darum nur um so heftiger. So mußte er wieder schreiben. „Es ging mit mir, gleich als wenn ein Korn in die Tiefe gesät wird, so wächst es hervor in allem Sturm und Ungewitter wider alle Vernunft, da im Winter alles wie tot ist und die Vernunft spricht: Es ist nun alles hin. Also grünte das edle Senfkorn wieder hervor

in allem Sturm, unter Schmach und Spott, wie eine Lilie, und kam wieder mit hundertfältiger Frucht, dazu mit tiefer Erkenntnis und feurigem Trieb." So begann er im Anfang des Jahres 1618 unter der zwingenden Gewalt des Geistes wieder zu schreiben. Er war auch neu dazu gerüstet. Denn er hatte, wie wir an den nun folgenden Schriften feststellen können, die unfreiwillige Pause dazu benutzt, sich immer tiefer in die reiche Welt der Naturphilosophie hineinzuleben. Namentlich ist ihm Dr. Balthasar Walther, der oft bei ihm weilte, ein bedeutsamer Führer dazu gewesen. Aber auch seine eigene Gedankenwelt war weitergereift, hatte manches Phantastische abgestoßen und ihr eigenes Wesen immer klarer herausgebildet. Er hat in den kaum sechs Jahren, die ihm noch an Leben geschenkt waren, eine erstaunliche Zahl von Werken, kleinen religiösen Schriftchen wie großen philosophischen Abhandlungen, Bibelauslegungen und Briefen geschrieben. Auch der Kreis seiner Betrachtung weitete sich. Er umspannte nicht nur das Leben der Natur, sondern auch Grundfragen des Christentums und des sittlichen Lebens. Ganz besonders schön tritt seine fromme, lebendig glühende Art in einer Reihe prachtvoll anschauungsreich geschriebener kleiner Schriften hervor, die sich durch den Zeitraum dieser Jahre hindurchziehen und unter dem Titel: „Der Weg zu Christo" gesammelt sind.

In seiner Naturphilosophie bemühte er sich vor allem, Gott immer stärker von allem naturhaften Beiwerk zu befreien, ohne doch die Verbindung zwischen ihm und der Natur ganz zu lösen. Um das zu erreichen, griff er zu Gedanken, die schon mehr denn ein Jahrtausend vor ihm von dem großen System des Neuplatonismus ausgesprochen worden waren. Gott ist die unerschöpfliche Quelle des Lebens, die selbst aber von aller Zwiespältigkeit und Unruhe frei ist. Er ist der „Ungrund", der keinen Grund und kein Ziel in sich hat. Aber aus seinem erhabenen, unberührten und doch nach Entfaltung drängenden Willen ist alles in großen Stufen ausgegangen, deren letzte wir in der uns umgebenden Natur vor uns sehen. Dabei hat sich Gott gewissermaßen in zwei Seiten geteilt, in einen dunklen Gott und einen lichten, liebevollen, der der eigentliche und den ewigen Sieg tragende Gott ist. Wir sehen, es ist dasselbe tiefe Gefühl für die gewaltige Gegensätzlichkeit des Lebens, das ihn hier, wie schon in der „Morgenröte", beseelt und auf Grund protestantischer Motive auch über die neuplatonischen Gedanken hinausführt. Böhme war viel zu ernst und aufrichtig, dieser Erkenntnis zu entfliehen. Nur bemüht er sich hier, in eigenartiger Weise zu zeigen, daß Gott noch größer ist als alle Gegensätze der Welt, daß er frei ist von allem Streit. Und wiederum sehen wir im Grunde seiner Gedanken das Wissen um den eigentlichen Gott, der wirklich „Gott heißt", der die Welt des Lichtes vertritt. Böhme hat seine eigene Erkenntnis auch nie anders aufgefaßt. Am schönsten hatte er das schon in der „Morgenröte" gesagt: „Ich habe diese Wissenschaft nicht gesucht, auch nichts davon gewußt; ich habe allein das Herz Gottes gesucht, mich vor dem Ungewitter des Teufels darein zu verbergen."

Das war auch die Grundstimmung seiner Frömmigkeit. Sie war nicht weich und empfindsam, sondern beherrscht von dem männlichen Ernst, der den Leiden der Welt in das Angesicht zu schauen und die Unruhe und Verkehrtheit des eigenen Herzens in ihrer vollen Schwere zu empfinden vermag. Aber wenn ihm daran die tiefe Spannung, in der wir zu Gott stehen, aufging und ihm der Teufel mit Anfechtungen und Zweifeln seine Gottesgewißheit aus dem Herzen zu reißen suchte, dann warf er sich mit lutherischem Glaubensmut Gott in die Arme. „Das heißt über alle Vernunft glauben, wenn das Herz keinen Trost empfängt und doch an Gott hanget und im Willen saget: Herr, ich lasse nicht von dir, wirf mich in den Himmel oder in die Hölle, so lasse ich dich doch nicht, denn du bist mein, ich will in dir nichts sein, mache aus mir, was du willst." Aus dem Innersten seiner Gottesgemeinschaft quoll der freie Strom seiner Bruderliebe. „Ein Bruder soll des andern Arzt und Erquickung sein." Wie alle echte Brüderlichkeit war sie aufgebaut auf Ehrfurcht vor dem Wesen des andern, die Freude hat an fremder Eigenart und nicht sofort richtet und verurteilt. „So wir im Geiste Christi als demütige Kinder nebeneinander wohnten und erfreute sich einer des andern Gaben, wer wollte uns richten? Wer richtet die Vögel im Walde, die den Herrn aller Wesen mit mancherlei Stimmen loben, ein jeder aus seiner Natur? Straft sie

auch der Geist Gottes, daß sie nicht ihre Stimmen in eine Harmonie führen? Sehet doch ihrer aller Hall aus seiner Kraft, und vor ihm spielen sie." — Es ist eigentümlich, welch helle, fröhliche Züge das Wesen dieses Mannes zeigt, der gequält gewesen war von den Gegensätzen und Widersprüchen des Lebens und des eigenen Innern. Es war die Freude eines Menschen, der überwunden hat, der aus der Spannung heraus in die Ruhe gekommen ist und Gott gefunden hat. Böhme selbst wußte es, daß diese Freude die tiefste ist: „In der Überwindung ist Freude."

So kam Böhme zur Reife, zunächst in Jahren, die ruhig und ohne Zwischenfall dahingingen. Er stand in lebhafter brieflicher Verbindung mit seinen zahlreichen Freunden und war häufig auf Reisen, mit ihnen zusammenzutreffen. Als er im März 1624 auf einer solchen Reise in Schlesien weilte, erschienen in Görlitz ohne sein Wissen, von einem seiner Gönner veranlaßt, zwei seiner kleinen Schriften: „Von der wahren Buße" und „Vom übersinnlichen Leben". Der Primarius Richter raste vor Wut, reichte ein Klageschreiben beim Rat ein und lief zu den einzelnen Ratsherren und verlangte die Ausweisung Böhmes aus der Stadt. Damit nicht genug, ließ er auch eine giftstrotzende lügnerische Schmähschrift drucken, in der er Böhme Ehrgeiz, Habsucht, Trunkenheit vorwarf und mit den unflätigsten Schimpfworten nicht sparte. Nun war es aber dem Rate auch einigermaßen klar, welcher der beiden Gegner der wirkliche Christ war. Böhme antwortete zwar in einer Schutzschrift, die dem Pamphlet Gregor Richters kräftig Widerpart hielt, aber er war der mit maßlosen Schmähungen Angegriffene, und seine zwei kleinen Schriften zeigten ihn als tief frommen Menschen. Immerhin war die Autorität des Primarius groß genug, um es beinahe so weit kommen zu lassen, daß er der Stadt verwiesen wurde und um noch in der Ratssitzung vom 26. März 1624, in der Böhme unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Schlesien vorgefordert wurde, die Zurückweisung seiner Rechtfertigungsschrift zu erreichen. Aber das Urteil fiel aufs mildeste aus. Man riet ihm, sich „beiseite zu machen", d. h. eine Weile Görlitz zu verlassen und seine Freunde, die ihn doch immer gern bei sich haben wollten, zu besuchen. Trotzdem blieb Böhme noch bis zum Anfang Mai in der Stadt. Seltsam war bei alledem immer die Haltung der Bürgerschaft. Sie war zum größten Teil völlig in den Händen des Primarius. Als Böhme das Rathaus verließ, verspottete ihn der Pöbel. Einer rief ihm zu, demnächst werde der Heilige Geist so gemein werden, wie die Pelzflecke bei den Kürschnern. Seine Familie war wie geächtet. Böhme mußte fürchten, daß der Lehrmeister seines jüngsten Sohnes sich scheuen würde, ihn weiter in der Lehre zu behalten. Und seiner Frau schrieb er später, sie solle keine Fensterladen anbringen lassen, würden die Fenster eingeworfen, so sehe man wenigstens „des Hohenpriesters Früchte".

Im Mai folgte Böhme auf reichlich einen Monat der Einladung seines Freundes, des „Chymikers und Praktikus" Benedikt Hinckelmann, dem Verwalter des Schloßlaboratoriums in Dresden. Es war für ihn vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens. Mit naivem Stolz berichtet er in seinen Briefen von all den hohen Herren, die sein gedrucktes Büchlein läsen und sich am Pfingsttage bei seinem Gastgeber versammelt hätten, um sich mit ihm zu unterreden. Kurz darauf ließ ihn der gewaltige sächsische Minister Joachim von Loß auf sein Schloß Pillnitz bei Dresden holen und versprach seine Sachen zu fördern und vor den Kurfürsten zu bringen. Wir dürfen annehmen, daß am Dresdner Hofe mehr Interesse an diesem merkwürdigen einfachen Handwerker vorhanden war als wirkliches Verständnis. Eine bedeutende Förderung erhielt er jedenfalls nicht, auch die Audienz beim Kurfürsten kam nicht zustande. Mit besonderer Freude erfüllte es ihn, daß auch die Theologen sich günstig zu ihm stellten. Der Dresdner Superintendent Strauch las sein Büchlein und hielt ein Gespräch mit ihm ab, aus dem spätere Berichte ein ganzes Glaubensexamen vor einer Reihe von Theologieprofessoren machen. Aber auch hier war Böhme wohl etwas zu zuversichtlich. So schreibt er, auch der Oberhofprediger Hoe von Hoeneg lehre jetzt die neue Geburt, eine der unerfreulichsten Erscheinungen der Orthodoxie, ein fanatischer Calvinistenhasser und ein höchst gewalttätiger und ehrgeiziger Mann, der die Hauptschuld an dem Verrat Sachsens an der protestantischen Sache im Dreißigjährigen Krieg trägt. Jedenfalls aber war das Interesse

und Wohlwollen für Böhme so allgemein, daß er eine neue Reformation kommen sah; schon lehre man recht davon in Meißen, Sachsen, Thüringen und den Seestädten, soviel es auch der Görlitzer Primarius verbieten möge.

In dem glücklichen Bewußtsein einer wachsenden Sache und nicht wenig erhoben durch das Wohlwollen und den liebenswürdigen Umgang am Dresdner Hofe kehrte er nach Görlitz zurück. Mitte Oktober reiste er noch einmal nach Schlesien, obwohl er schon seit Wochen nicht mehr gesund war. Von einer schweren Krankheit gepackt kehrte er am 7. November heim. Nach wenigen Tagen stand er dem Tode gegenüber. Wir haben über seine letzten Stunden einen schönen Bericht seines Arztes und nahen Freundes Dr. Tobias Kober aus Görlitz. Am 15. November empfing Böhme noch das Abendmahl, nachdem er zuvor dem Archidiakonus eine Reihe von Fragen hatte beantworten müssen. Eine Anzahl seiner Freunde war um sein Lager versammelt. „Als wir ihn gefraget, ob er gern sterben wolle, hat er geantwortet: Ja, nach Gottes Willen." Darauf befahlen ihn die Freunde Gott und verließen ihn, sie sahen ihn nicht lebend wieder. „Als es nun nach Mitternacht kommt, berufet er seinen Sohn Tobias und fragete, ob er die schöne Musik hörte. Als der nein sagte, spricht er, man solle die Türe öffnen, daß man den Gesang besser hören könne. Darnach fraget er, wieviel es geschlagen, als man ihm aber benannte, es habe zwei geschlagen, sagte er, das sei noch nicht seine Zeit, nach drei Stunden sei seine Zeit. Unterdessen redete er diese Worte einmal: O du starker Gott Zebaoth, rette mich nach deinem Willen; darauf: O du gekreuzigter Herr Jesu Christe, erbarme dich meiner und nimm mich in dein Reich. Als aber kommt um sechs Uhr, nimmt er Abschied von seinem Weib und Söhnen, gesegnet sie und spricht darauf: Nun fahre ich hin ins Paradeis. Heißt seinen Sohn ihn umwenden und erseufzte tief und verschied also gar sanft und still von dieser Welt."

Am Sonnabend, den 16. November, war er heimgegangen, am Dienstag, den 19., wurde er begraben. Der Rat hatte eingreifen müssen, um ihm ein ehrenvolles kirchliches Begräbnis zu sichern. Aber bis zuletzt hörten die Taktlosigkeiten der Geistlichkeit nicht auf. Der neue Primarius — Gregor Richter war wenige Monate vor Böhme gestorben — redete sich mit Krankheit heraus, die übrige Geistlichkeit ging zwar im Zuge, aber zwei von ihnen machten sich am Friedhofstor beiseite, und der Archidiakonus begann seine Rede mit der Versicherung, daß er nur unter dem Zwange des Rates hier stehe und sich zwanzig Meilen fort wünsche. Den von der Familie erbetenen Text überging er und sprach über die Worte: „Allen Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, danach das Gericht." Aber doch war es eine Bestattung mit vollen kirchlichen Ehren, mit Glockengeläute und Gesang. Junge Schuhmacher trugen die Leiche, zahlreiche Mitglieder seiner Innung und viele Freunde gaben ihm das Geleit. Seine Grabstätte war noch lange ein verfemter Platz. Das erste, von seinen Freunden gestiftete Grabkreuz wurde vom Pöbel zerstört. Lange Zeit bezeichnete sich der Totengräber das Grab nur mit Steinen oder einem Stock, um es Fremden zeigen zu können. Erst im 19. Jahrhundert wurde durch die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften und vor wenigen Jahren durch amerikanische Verehrer für einen würdigen Schmuck seiner Ruhestätte gesorgt.

Es weht ein Hauch des Friedens durch dies streitvolle Leben. Aber es war kein Friede des trägen Gleichmuts, sondern einer gesammelten Kraft, die ernst und wahrhaftig gekämpft hatte. Es war der Frieden eines Mannes, der bei Gott steht. So schaute Böhme Spannung und Ruhe, Gegensätze und Einheit, Zeit und Ewigkeit ineinander:

Wem Zeit wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Lic. Heinrich Bornkamm

Kerschensteiner

Zu den Geheimnissen, deren Sinn uns vielleicht die Gestaltlehre enträtseln wird, gehört die Tatsache, daß sich von Zeit zu Zeit aus dem empirischen Handeln eine Theorie verdichtet, deren Sondergesetz sich erst allmählich dem forschenden Geist offenbart. Eine höhere Kraft strömt dann aus der Theorie in die Lebenswirklichkeit zurück, wirkt hier, treibt und gestaltet, löst sich von neuem vom Stoff, kehrt in die Sphäre des rein Geistigen zurück und fordert immer gebieterischer für sich und ihre Anwendung die Weihe. Die Geschichte dieser Erscheinung wäre die Geschichte aller Künste und aller Wissenschaften.

Spät erst, sehr spät ist die Erziehungslehre zur eigengesetzlichen Wissenschaft geworden, weil jener geheimnisvolle Vorgang des Gestaltwerdens nur durch die schöpferische Kraft eines Großen beschleunigt werden kann, und weil nach Rousseau, Goethe, Fichte, Schleiermacher, Pestalozzi die berufenen Statthalter der pädagogischen Provinz selten waren.

Das Reich der Erziehung wird jetzt wesentlich von Georg Kerschensteiner verwaltet, dem siebzigjährigen ewig jungen Bayern. Mit Fug und Recht, denn ihm gebührt das europäische Verdienst, in den Verselbständigungsprozeß der Erziehungswissenschaft als Katalysator (Beschleuniger) eingegriffen zu haben. Die seltene Legierung seiner Persönlichkeit: den pädagogischen Eros Pestalozzis, die Wesensschau Rousseaus und Goethes, den staatsbürgerlichen Sinn Fichtes und die tiefe Religiosität Schleiermachers — warf er in die Elemente des Erziehungswerkes, erreichte eine Veränderung der Anschauungen, eine ungestüme Reform der angewandten Pädagogik und die endgültige Anerkennung der reinen Erziehungslehre als sondergesetzliche Wissenschaft.

Seit dem Worte Friedrich Nietzsches, daß wahre Kultur nur in der Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen bestehen könne — hat der Bildungsgedanke keine bedeutendere Prägung gefunden als durch das Grund-Axiom Georg Kerschensteiners: „Die Bildung des Individuums wird nur durch jene Kulturgüter ermöglicht, deren geistige Kultur ganz oder teilweise der Struktur der individuellen Psyche adäquat ist.“ Mit diesem Grundsatz der Gemäßheit versetzt Kerschensteiner der Irrlehre von der Gleichheit der Menschen den Todesstoß, und er gibt uns damit eine Waffe für den Kampf gegen die Überfremdung der Nation mit Kulturgütern, die ganz und gar nicht der deutschen Seele „adäquat“, d. h. gemäß sind. Auf Diltheys Pfaden wandelnd, kommt Kerschensteiner zu einer weitgehenden Differenzierung der Einzelwesen und unterscheidet zwölf Typen, die sich zum Teil in das Schema einfügen, das uns Kretschmer in seinem epochemachenden Werke: Körperbau und Charakter gegeben hat. Der selbstsüchtige abstrakte Mensch Kerschensteiners deckt sich z. B. mit dem „autistischen Schizothymiker“ Kretschmers. Unter „Schizothymiker“ versteht Kretschmer den körperlich hageren, schwächlichen Menschen, dessen Persönlichkeit gespalten ist, der unvermittelt aus einem Zustand der Überempfindlichkeit in die Eiseskälte — und umgekehrt — übergeht, stets aber von stärkster Selbstsucht geleitet wird. Im übrigen ließ sich die Zahl der Typen und Spielarten Kerschensteiners nach Kretschmers Methode stark verringern, und auch die Charakterdefinition Kerschensteiners wird auf Grund der seelenkundlichen und erbbiologischen Forschung angefochten werden. Was nicht hindern soll, zu gestehen, daß gerade diese Begriffsbestimmung eine der bestechendsten Leistungen des Psychologen Kerschensteiner ist. Er versteht unter Charakter jene beharrliche Verfassung der Seele, „wonach jeder Willensakt durch dauernd in ihr aufgerichtete Grundsätze oder Maximen eindeutig bestimmt ist“. Der „intelligible“ Charakter aber wird bestimmt durch vier Kräfte: Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit und Aufwühlbarkeit. Auf diese Grundkräfte soll der Jugendbildner Einfluß gewinnen, und zwar so, daß bei aller Wahrung der Individualität doch eine Persönlichkeit entsteht, die sich dem Volksganzen gegenüber verpflichtet fühlt. Mit dieser Forderung wird Kerschensteiner der große Erzieher zur staatsbürgerlichen Gesinnung, die aber nicht darin bestehen soll, daß der einzelne sich der Masse unterordnet, sondern darin, daß er mit seinen besten

Kräften und in heißem vaterländischen Gefühl an der Versittlichung des Gemeinwesens mitarbeitet. Wahre Sittlichkeit kann nur gedeihen in einem organisch gewachsenen und organisch gegliederten Gemeinwesen, in dem Homogenität der Mitglieder in bezug auf Rasse, seelische und körperliche Qualität besteht, also in einer biologisch einwandfreien Volksgemeinschaft. Erst wenn diese Forderung erfüllt ist, dürfen wir mit Kerschensteiner über den „Kultur- und Rechtsstaat" hinaus die Kulturmenschheit erstreben.

Die Charakterbildung im Dienste der Versittlichung des Gemeinwesens will Kerschensteiner nun erreichen durch Abschaffung der Buchschule und Einführung der Arbeitsschule, in der durch Arbeitsgemeinschaft, Selbstregierung und Arbeitsunterricht persönliche Opferbereitschaft im Dienste der geistigen und sittlichen Förderung der Mitmenschen, die Produktivität und die Entmaterialisierung der Arbeit erreicht werden soll.

Zu den großen Gedanken Kerschensteiners gehört auch die Versittlichung der Berufsauffassung, und zu seinen größten praktischen Verdiensten die Organisation der Fortbildungsschulen in diesem Geiste. „Sie streben danach, inmitten regster praktischer Tätigkeit, doch stets wieder zu theoretisch-philosophischer Besinnung sich zu sammeln, um die Ziele und Wege Ihres Tuns vor sich selbst und vor dem Geiste der Zeit immer klarer zu erfassen, immer tiefer zu rechtfertigen", sagt August Messer in seiner Philosophie der Gegenwart zu Kerschensteiner, dem er das Buch widmet. In der regsten praktischen Tätigkeit hat Kerschensteiner allerdings Zeit seines Lebens seine Theorien auf ihre Lebensbrauchbarkeit prüfen können. Er war Lehrer, akademischer Lehrer, Stadtschulrat und ist jetzt Universitätsprofessor in München. Es gibt keinen pädagogisch-wissenschaftlichen Kongreß, auf dem man nicht dieser markanten Persönlichkeit begegnet, und noch jüngst hat Kerschensteiner den Münchener pädagogischen Kongreß geleitet. Ohne seine Anregungen und Reformen wäre die vom Kultusministerium Preußens begonnene Neugestaltung des Bildungswesens gar nicht denkbar.

Wie ungemein fruchtbar Kerschensteiners Ideen für die pädagogische Wissenschaft gewesen sind, das wird vollends bewiesen durch die im Verlag Teubner in Leipzig erschienene Festschrift, die dem Jubilar von hervorragenden Vertretern der Erziehungslehre, unter denen nur Namen wie Spranger, Litt, Pallat und Alois Fischer genannt seien, übergeben wurde. Während sonst in Festschriften die Schüler eines Meisters Arbeiten aus ihrem Sondergebiet ohne inneren Zusammenhang darbieten, ist diese wissenschaftliche Gabe von einer geradezu bewundernswerten Einheitlichkeit. Schon in ihrer „Gestalt" ist sie ein Triumph der Kerschensteinerschen Forderung: Individualität im Dienst der Idee der Gesamtheit.

Die Verfasser wollen „die Jugend im zwanzigsten Jahrhundert, die schwebenden Bildungsfragen der unmittelbaren Gegenwart und die Bedürfnisse der nächsten Zukunft im Anschluß an Kerschensteiners Arbeiten und Überlegungen beleuchten". Es ist erfreulich, daß sie dies in durchaus optimistischem Sinne tun und ihren unerschütterlichen Glauben an einen neuen Tag der Deutschen in der Zukunft bekunden.

Den Grundstein zu dem geistigen Bau legt Karl Muthesius mit der Abhandlung: „Goethe und die Jugend", in der eine Fülle von Beweisen für Goethes pädagogische Meisterschaft unter neuen Gesichtspunkten und eigenem Gedankenlicht ausgebreitet werden. Jener Trieb reiner Bildungslust, von dem Goethe in einem Briefe an Nees von Esenbeck spricht, „die auf eine friedliche Ausgleichung sittlicher Verhältnisse hinstrebt und sich gesellig am freudigsten offenbart", er ist Goethe von früh an Bedürfnis gewesen. Der Drang, sich belehrend mitzuteilen, kam besonders auch zum Ausdruck in den Vorträgen, die Goethe in der Mittwochs-Gesellschaft bei der Herzogin Anna Amalia und in der wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft hielt, von der uns der junge Voß berichtet. Und wie klar erkannte Goethe die Tatsache, daß uns das Lehren erst eigentlich bilde! Und deshalb ist für ihn die beste Art des Lernens, so zu lernen, als ob man lehren müsse. Kerschensteiners Arbeitsschulgedanke ist in diesem Worte enthalten. Und hat Goethe nicht die kulturelle Grundlage für die staatsbürgerliche Erziehung gelegt: „Ohne ihn und den tiefdringenden Ein-

fluß seines Geistes und Segens wäre ein großer Teil unserer Jugend nicht so für die Waffen entflammt, stünde unser Sinn nicht so erhöht für Besseres!" (V. v. Ense.)

Eine gute Komposition muß in der Ausgangstonart schließen. So schlägt Eduard Spranger im letzten Kapitel „Über die Bedeutung des Klassischen in der Erziehung" die Brücke zu Muthesius. Spranger sucht über den Relativismus gegenüber den Bildungswerten zu Gehalten der Erziehung zu kommen, die nicht von gestern sind und morgen veralten, die bewiesene Mächte sind, geeignet, als dauernde Vorbilder zu wirken. So kommt er zu dem Begriff des Klassischen, der keineswegs nur eine Kategorie der Literaturgeschichte ist, sondern eine durchaus einheimische Kategorie der Bildungslehre. Der Inhalt dieses Begriffs wird nun nach Spranger durch folgende Bestimmungen klar: 1. Durch das Allgemein-Menschliche (edle Einfalt und stille Größe! Simplizität); 2. Idealität; 3. Totalität („klassisch kann nur eine Geistesform heißen, in der keine Grundkraft verkümmert oder vernachlässigt ist"); 4. Ausformung und Durchformung des Menschentums unter individuellen Bedingungen, aber an Hand ewiger Lebensgesetze; 5. Christliche Reinheit der Seele, preußische Einheit von Pflicht und Freiheit, goethesche Fülle und Form! 6. Berührung mit dem Geist der Griechen, bei denen das Klassische als lebendige Wirklichkeit geboren worden ist. Von diesen sechs Prägungen scheint mir die Dreieinigkeit des Deutsch-Klassischen: Die Divinität, die Humanität und das Politisch-Klassische der seelischen Eigenart des deutschen Menschen am gemäßesten zu sein. „Unser eigener Klassizismus, er soll für uns im Mittelpunkt stehen!"

Unter den Schülern Kerschensteiners ist Spranger ebenbürtig Theodor Litt, der in der Festschrift die Jugend vor allzu einseitiger Selbstanschauung und Selbstdarstellung im Sinne Schleiermachers warnt und sie weise und taktvoll hinführt zu Hegel, dem Bekämpfer der Selbstvergötterung der Romantik, der vom Subjekt verlangt, daß es sich dienend in das Objekt der Gestaltungen der Kultur hineinbegiebt und dadurch am sichersten echte Bildung erwirbt.

„Bildung der Persönlichkeit darf nicht die feindselige Entgegenstellung des Subjekts gegen die Wirklichkeit des allgemeinen Geistes, sondern nur der entschlossene Eintritt in diesen Zug des Werdens, des Einswerdens mit der auch uns in der objektiven Kultur eingelagerten Vernunft heißen."

Überraschend ist der Versuch Eduard Mertinaks, Kerschensteiners Charakterlehre einmal auf die hohe Persönlichkeit „Deutsche Nation" anzuwenden und zu untersuchen, wie denn die Grundkräfte des Nationalcharakters: die Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit und Aufwühlbarkeit beschaffen und zu beeinflussen seien. Hier stoßen wir auch auf erbbiologische Begriffe, wie Genotypus und Phänotypus, dem Mertinak eine viel zu große Modifikationsbreite zumißt, während er den Wert des Erbbildes stark unterschätzt, wie es wohl auch Kerschensteiner selbst tut. Mertinak glaubt, daß im deutschen Volk die dritte Charakterkomponente „Feinfühligkeit" am stärksten bedroht sei, und zwar deswegen, weil die Frau nach völliger Gleichheit mit dem Manne strebe, während sie von Natur auf das stärkste differenziert und vorzugsweise Trägerin des Takts und des Gefühls sein sollte.

Der Raum gestattet nicht, alle Abschnitte des geistig unerschöpflichen Buches zu besprechen. Gerne trüge ich Pallats kunsterziehliche Gedanken vor, ginge genauer ein auf das von Alfred Kühne gefundene Zahlenverhältnis von Grundbildung und Berufsbildung (2:1), auf Rehms starke Befürwortung der individuellen Bildung und Ablehnung der Einheitsschule, auf Goldbecks Philosophie im mathematischen Unterricht, die den Psychoanalytiker verrät, auf August Messers „Problematik der Jugendbewegung" und Alois Fischers umfang- und ideenreiches Kapitel „Jugend und soziale Bewegungen". Unterlassen darf man es aber nicht, ein Kapitel hervorzuheben, dessen Inhalt am meisten zu positiven Werten führen kann: Nico Wallner, „Die junge Erziehergeneration und das staatliche Bildungswesen". Kerschensteiner hat in seiner kleinen Schrift „Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung" dargelegt, worin das Wesen des berufenen Menschenbildners zu suchen ist. Wallner fragt, ob der Staat alles getan habe, um Lehr-

persönlichkeiten zu gewinnen, die tatsächlich innerlich berufen sind. Denn diese Erkenntnis hat sich jetzt im allgemeinen durchgesetzt, daß der Erfolg jeder Bildungsarbeit lediglich eine Frage der Persönlichkeit ist. „In der Schule mehr als überall kommt es auf die Menschen an, nicht auf Pläne und Formen", sagt Spranger (und warnt den Staat davor, seine besten Kräfte von sich zu stoßen!). Wallner fragt kritisch, ob denn die wissenschaftliche Ausbildung des höheren Lehrers irgendwie rationell und pädagogisch eingestellt sei, und kommt zu verneinenden Ergebnissen. Das jetzt allgemein übliche Streben der Kandidaten nach möglichst vielen Hauptfächern sei zu verwerfen. Das beliebte in omnibus aliquid führe zur Hast und Oberflächlichkeit des Denkens. „Zu einem Ausschwingen in geistiger Hingabe an einem fruchtbaren Punkte läßt es die Überfülle des geforderten Willensstoffes mit ihrer nivellierten Gleichsetzung von Höhe und Tiefen nicht mehr kommen." Ein wirkliches Hauptfach wäre besser als zwei, die beide zu kurz kommen. Die Hauptsache sei nicht Erziehung zur Gelehrsamkeit, sondern zum aktiven Leben. „Die Wiedergewinnung des Kontaktes mit den echten Erfordernissen der deutschen Kulturlage, vor allem aber der wirtschaftlichen und politischen, ist das Streben der deutschen Erzieherjugend und ihre Aufgabe." Stark unterstrichen werden müssen die Klagen Wallners über die Unterdrückung der Erzieher-Individualität durch despotische Schuldirektoren (!), die den Junglehrer nicht selten als „Schuljunge" behandeln. Gleichzeitig behandelt der Staat den Lehrer als Ausbeutungsobjekt und senkt sein wirtschaftliches Niveau auf ein kaum noch erträgliches Maß. „Stille Dulder, armselige Hungerleider und Almosenempfänger sind aber kein Vorbild für die heranwachsende Jugend. Es muß etwas da sein, eine vorbildliche Erscheinung, ein Stück bedeutender und überlegener Wirklichkeit, das die Schule packt und mit sich zieht", sagt Oswald Spengler im „Neubau des Reiches", S. 42. Welch ein Gegensatz besteht zwischen diesen Forderungen und den tatsächlichen Zuständen!

Überdies schicken sich die wenigen starken Persönlichkeiten an, diese Berufsbahn mit ihren Demütigungen und Verkehrtheiten zu verlassen. „Das periculum in mora Eduard Sprangers", sagt N. Wallner, „gilt leider nur zu sehr." Um eine Besserung des Zustandes zu erreichen, empfiehlt er Aufklärung der Öffentlichkeit darüber, daß nur wirklich innerlich Berufene die Lehrerlaufbahn beschreiten dürfen. Er fordert die richtige Auswahl der beurteilenden Dezernenten, Hebung der sozialen Stellung und der Erwerbshöhe der Erzieher und Bildnerhochschulen, eine Forderung, die wir auf das nachdrücklichste unterstützen.

Der Plan einer Bildnerhochschule und ihr Lehr- und Lernziel wird aus der Festschrift ersichtlich. Ihr rector magnificentissimus kann nur Kerschensteiner sein. **Dr. Konrad Dürre**

Philosophisch-naturwissenschaftliche Bücherschau

Jakob Böhme, der tiefsinnige Philosophus Teutonicus, regiert die Stunde. Am 17. November dieses Jahres sind es dreihundert Jahre, daß der stille, fromme, friedliebende Mann aus einem reichbewegten Kämpferleben in den ewigen Frieden einging. Welch eine Wandlung der Ansichten seitdem! Noch im „Allgemeinen Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften" sagt der damals außerordentlich einflußreiche Professor Wilhelm Traugott Krug (1827) von ihm: „Ein schwärmerischer Schuster, dem man die Ehre erwiesen, ihn unter die Philosophen zu zählen, weil er zuweilen auch ein vernünftiges Wort gesprochen!" Und nun beugt sich die philosophische Welt in tiefster Ehrfurcht vor dem Namen, Wirken und Werk des Großen, Tiefen, Gottseligen, der unabhängig von Giordano Bruno, lange vor Spinoza, Kant und Schopenhauer, seherisch wie außer Ekkehard kein anderer unter den deutschen Philosophen die unabweisbaren Tiefen des Pantheismus und Dualismus organisch verschmolz und den Schwerpunkt aus Gott in die Seele verlegte.



Gegen eine Welt von mächtigen Widerständen kämpfte Jakob Böhme, gegen seinen Mangel an jeglicher Vorbildung, besonders an philosophischer, gegen die Orthodoxie und den Fanatismus der damaligen Geistlichkeit: er, der wie kein anderer berufen war, die lutherische Reformation zu vollenden und die uns bis auf die Gegenwart fehlende, aber so unendlich notwendige Versöhnung von Wissenschaft und Glauben zu bewirken. Zu dem Erstaunlichsten gehört, daß dieser einfache, „ungebildete" und „unwissende" Denker tiefste metaphysische und physische Probleme — vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus— vollendet genial erkannte und formulierte, wenn er zum Beispiel, dem Sinne nach, sagte — in der berühmten Stelle vom „Zinngefäß" —, daß man die Sonne nur an dem dunklen Zinngefäß erkennen könne, das heißt Gott, den Schöpfer, durch das Geschöpf, Gott selber nur durch die in ihm liegenden Gegensätze vom Guten und Bösen, die es an sich nicht sind, sondern nur durch unsern Willen werden. Der ausgezeichnete Philosoph Paul Deußen sieht Böhmes Hauptlehre in dessen eigenen Worten: „Der innere Grund der Seele ist die göttliche Natur ... und ist weder böse noch gut; im angezündeten Leben der Seele, da scheidet sich derselbe Wille; ... sie ist selber ihr Grund zum Bösen oder Guten, denn sie ist das Zentrum Gottes, da Gottes Liebe und Zorn in einem Grunde unausgewickelt lieget." Im tiefsten Sinne hat Böhme — auf platonischen und plotinischen Pfaden wandelnd — vor Kant und Schopenhauer die Erkenntnis vorweggenommen, daß metaphysische Freiheit und empirische Notwendigkeit einander nicht widersprechen. Nun rüsten sich philosophische Pilger aus allen Weltteilen, um dem Philosophus Teutonicus den Kranz zu reichen, den ihm die Mitwelt versagte. Im Hanseatischen Verlag, Hamburg, erscheint soeben Böhmes köstliches Buch „Vom dreifachen Leben des Menschen" in neuer, schöner Ausgabe. Die Tiefe der Gedanken und die farbenbunte Sprache des großen Denkers kommen in diesem wundervollen Werke treu und anschaulich zum Ausdruck.

Unter den neueren Schriften über Böhme steht an erster Stelle Deußens Buch: „Jakob Böhme." Sodann Rich. Jecht, „Jakob Böhme, Gedenkgabe der Stadt Görlitz" (1924). Genannt sei auch das soeben erschienene Büchlein „Jakob Böhme" von E. Ebertin (Görlitz, Regulus-Verlag), während wir Hankamers Buch (Bonn) leider nicht prüfen konnten. Ein schönes Denkmal hat ihm Bruno Tanzmann, der Vorkämpfer der deutschen Bauernhochschulbewegung gesetzt, indem er seinem prachtvollen, soeben erschienenen „Hakenkreuzjahrweiser" (Hellerau-Dresden, Hakenkreuzverlag), der einen durchgeistigten Arbeitsplan für den großdeutschen und deutschvölkischen Gedanken darstellt, und auf jeder Seite ein gedankenreiches Bild durch einen gedankenschweren Spruch aus der „Edda" begleiten läßt, ein farbenbuntes Bild Jakob Böhmes voranstellt und ihn so als geistigen Streiter für das heute waffenlose Deutschland hinaussendet.

Bedenkt man, daß zu den bedeutendsten Lehrern Böhmes Paracelsus von Hohenheim gehörte, der geniale, tragische Arzt, Chemiker und Philosoph, der seiner Zeit unermeßlich vorauseilte und nicht nur die Medizin, sondern die gesamte Kultur durch den Gedanken bereicherte, daß Organisches nur durch Eigenes, ihm nah Verwandtes — nicht durch fremde Stoffe und nicht durch fremde Lehren — geheilt werden kann, so muß man in die Nähe der „Böhme-Literatur" auch Annie Francé-Harrars „Paracelsus" rechnen. Die hochgeistige Gattin des berühmten Naturforschers und Philosophen Raoul Francé hat in ihrem fesselnden Buche: „Die Tragödie des Paracelsus, ein Jahrtausend deutschen Leides" geradezu ein „Standard-Werk" des völkischen Gedankens geschaffen. Mit kritischem Seherblick durchforscht die seltene Frau die deutsche Geschichte und erkennt — vom medizinischen Standpunkte aus absolut einwandfrei und unwiderleglich —, daß Deutschland in sein furchtbares Unglück, an den Rand des entsetzlichsten Abgrundes durch „Fremdideen", vor allem Römertum und Renaissance, gebracht und verführt worden ist. Es gehört für mich zu den trostreichsten Erwägungen, daß, wenn selbst Frauen so tief „zu den Müttern" steigen, so klar die Ursachen unseres Unglücks erkennen, freilich nur genialische, außerordentlich begabte, daß dann kein Grund mehr zur Mutlosigkeit vorliegt. Denn diese „zu den Müttern" hinab- und zu den platonischen Ideen hinaufsteigenden Frauen können folge-



richtig und zwangsläufig gar nicht anders als eigene Mütter handeln, wenn sie ihre Söhne zu Rettern und Befreiern, ihre Töchter zu frommen, treuen, selbstlosen deutschen Müttern erziehen.

Zu diesen anregenden und belebenden Büchern gehört auch ihres geistvollen Gatten Raoul Francés Buch vom „Ewigen Wald", sein Buch vom „Richtigen Leben", sein Buch von der „Kultur von morgen". In allen diesen flüssig geschriebenen, hier und da freilich zum Widerspruch reizenden, lebenssprühenden Werken vertritt der bedeutende Geistesführer und Forscher Francé den naturwissenschaftlich einwandfreien Gedanken, daß nur das Arteigene, nicht das Artfremde retten und heilen kann. Freilich wird die gegenwärtige Heilkunde zurzeit von der sogenannten „Reizkörpertherapie" beherrscht. Hier liegt der Gedanke zugrunde, den siechen, kranken Leib durch fremde, ihn „reizende" Stoffe zum Widerstand gegen die Krankheit anzuregen. Wie weit die „Dosierung" gehen wird, das muß die Zeit und vor allem der — Erfolg lehren.

Unter den Werken, die uns in die Gedankenwelt Francés einführen, nimmt „Die Lebenslehre der Gegenwart" von H. von Bronsart, die vor kurzem im Verlag von Walter Seifert in Stuttgart-Heilbronn erschienen ist, einen würdigen Rang ein. Das gedankenreiche Buch hebt an mit einem prachtvollen Hinweise auf das, was heute so selten ist und uns doch zu einer harmonischen Gestaltung unseres Lebens so sehr nottut, auf das Vollmenschentum. „Woran liegt es nur, daß heute kaum einer unserer Großen im Geiste — Künstler oder Gelehrter — jene innere Haltung erreicht, die uns von den griechischen Philosophen über die Jahrhunderte hinweg aus ihren Werken grüßt, die noch die Kultur des Mittelalters ausmachte, die im vorigen Jahrhundert noch Gestalten wie Wilhelm von Humboldt oder Goethe zu Leuchten edelster Menschlichkeit werden ließ? Und was war es, das uns an ihnen so verehrungswürdig erscheint, daß ihre Persönlichkeit noch immer von dem Strahlenglanz des Mythos umwoben, auch nach zahllosen Generationen noch dastehen wird, wenn ihr Werk auch längst eingesogen, verblichen, namenlos geworden ist?

Es ist ihr Vollmenschentum.

Wir alle, die wir in die Fin-de-siècle-Stimmung der letzten dreißig Jahre hineingeboren sind, haben es unbeschreiblich schwer, Vollmenschen in diesem höchsten Sinne zu sein. Denn es geht ein Riß durch unser Wesen, ein schier unheilbarer Bruch, der es ausmacht, daß uns die Synthese von Geist und Leben — die wir ja meist in Gegensatz zueinander zu stellen belieben — fast unmöglich ist..." Dieses Vollmenschentum will uns Francé in seiner Lebenslehre vor Augen führen. Bronsarts Buch gibt uns einen vortrefflichen Überblick über die Vorläufer, den Inhalt und die Ausstrahlung dieser Lebenslehre, in der Francé das Wesen seiner „Objektiven Philosophie" sieht.

Hierher gehört auch das Buch Hanns Fischers: „R. H. Francé" (Voigtländers Verlag), in dem der begeisterte Jünger den verehrten und geliebten Meister liebevoll — manchmal etwas zu weit ausholend — durch sein kampf- und abwechslungsreiches Leben begleitet und uns einen prächtigen Überblick über Leben und Lehre des Forschers und Philosophen gibt. Francé gehört zu den Glücklichen, die schon früh in der Vollkraft des Geistes und Leibes zur starken Auswirkung kommen, wenn es auch nicht fehlt an „Interferenzerscheinungen", an Zusammenstößen mit den Lehren anderer Denker von Rang.

Auf einem weiter benachbarten Gebiete liegen die folgenden drei Bücher: Hanns Fischer: „Weltwenden", Hanns Fischer: „Rätsel der Tiefe" und endlich Max Valier: „Der Sterne Bahn und Wesen", sämtlich bei Voigtländer erschienen und im Bannkreise der Hörbigerschen Welteislehre stehend. Es ist hier zu wenig Raum für die eingehende Würdigung und Kritik der ungemein revolutionären Welteislehre des einsamen, scharf befehdeten „Outsiders" unter den Astronomen, des Ingenieurs Hörbiger. Ich möchte vorweg bemerken, daß ich mich keineswegs ohne weiteres Hörbiger anschließen kann; denn es stehen zu viele schwerwiegende Gründe wenigstens dem Anspruch Hörbigers auf absolute Geltung seiner Lehre gegenüber. Aber nur böser Wille oder beschränkte Denkschärfe kann die fruchtbare, anregende, geistvolle Hör-

bigersche Lehre in Summa ablehnen. Der nachdenkliche, praktische Ingenieur Hörbiger kennt und beherrscht Differenzialgleichungen selbstverständlich sehr gut; aber — und das ist das Prächtige an dem eigenwüchsigen, unbeugsamen Manne — er läßt sich von diesen Gleichungen nicht beherrschen. Er fühlt intuitiv, daß man aus diesen Gleichungen letzten Endes immer nur das herausholen kann, was man vorher hineingelegt hat. Soviel ist sicher: Hörbiger und seine Apostel Hanns Fischer und Valier bringen zuviel Köstliches, Eigenes herbei, als daß man sie ihrer zutage liegenden Einseitigkeiten und Übertreibungen wegen verächtlich „abtun" dürfte, wie es sich viele „Zünftige vom Bau" gar zu oft erlauben. Man darf doch nicht übersehen, daß zum Beispiel Hanns Fischer, der, auf Hörbigers Bahnen wandelnd, einander folgende Katastrophen lehrt, die dadurch zustandekommen, daß nacheinander Monde der Erde näherkommen und auf sie stürzen, zunächst zerstörend, dann aufbauend, daß Hanns Fischer vielleicht teilweise schwer gegen das Dreikörperproblem der Astronomie verstößt, doch keinen Geringeren als Cuvier auf seiner Seite hat, der mit ihm die „Katastrophentheorie" vertritt. Die Wissenschaft hat gar oft geirrt, furchtbar schwer geirrt; ich erinnere hier nur an die anderthalb Jahrtausende alles beherrschende geozentrische Weltlehre des Hellenen Ptolemaios, an die Lehre der Chemie von der Beständigkeit und Unzerstörbarkeit der Elemente, an die absolute Herrschaft der euklidischen Geometrie in der Mathematik, an die heute offen zutage liegenden Fehler der darwinistischen Lehre. Die Wissenschaft muß kritischer gegen sich selbst werden, wenn sie Anspruch auf absolute Herrschaft und gehorsame Gefolgschaft erhebt. Zu diesen Erwägungen wird der Freund der Naturwissenschaft gerade gegenwärtig recht eindringlich geführt, wenn er sieht, wie kritiklos die ungeheure Mehrheit der Chemiker, Physiker und selbst Mathematiker der Einstein-Minkowskischen Relativitätstheorie, beziehentlich den propagandistischen Generalstäblern eines gewissen „Konzerns" Heeresfolge leistet und dem unverbildeten Laien das staunenswerte Schauspiel gewährt, daß überaus hochverdiente Forscher und Denker von Weltruf, die ausgezeichneten Nobelpreisträger Lenard in Heidelberg und Starck in Würzburg, von dem „Einsteinkonzern" totgeschwiegen oder niedergeschrien und so unwissenschaftlich wie unmenschlich behandelt und verleumdet werden, obwohl diese strengen, vornehmen, selbstlosen, echt deutschen Forscher nur kühlste, wissenschaftliche Zurückhaltung wahren und immer von neuem auf den gesunden Menschenverstand hinweisen. Sie haben schwerwiegende Zeugen für sich: Der große deutschamerikanische Astronom, Physiker und Mathematiker Michelsohn hat in dem nach ihm benannten weltberühmten physikalischen Versuch das Dasein des Lichtäthers sowie „ausgezeichnete" Raumaxen nachweisen wollen. Dieser Versuch fiel negativ aus. Auf diesen negativen Ausfall gründete Einstein hauptsächlich seine Relativitätstheorie. Aber Michelsohn selbst lehnt Einsteins Folgerungen scharf und schneidend ab. Die „Konsuln" der Universitäten mögen achtgeben, daß die wissenschaftlichen „Republiken" nicht Schaden erleiden!

Dr. Alfred Seeliger

Etwas von der Händelschen Barockoper

Neben der unbezweifelbaren Klopstockrenaissance der letzten Jahre läuft eine musikalische Wiederbelebungsbewegung sichtbar einher, die ganz verwandten Stilbeziehungen des Gegenwartsempfindens entspricht: die Neuentdeckung der Händelschen Opern. Ein Vorgang von großer kunst- und kulturgeschichtlicher Tragweite; zweifellos keine snobistisch-antiquarische Modeerscheinung von rascher Vergänglichkeit, sondern eine von tiefer Notwendigkeit, überzeugender Zwangsläufigkeit beherrschte Rückwendung, die noch erst in ihren vielversprechenden Anfängen steht. Sind doch von Händels rund vierzig abendfüllenden Opernpartituren gewiß an die zwanzig aufs neue lebensfähig, aber erst deren fünf wieder über die Opernbühne der Gegenwart geschritten. Damit erfährt die Beurteilung und künstlerische Einstellung Georg Friedrich Hän-



dels einen umstürzenden Wandel; was die engere Musikwissenschaft längst wußte, daß nämlich auch das Oratorium Händels einzig von der Oper her voll verstanden werden könne und das Schwergewicht seines großmeisterlichen Schaffens nicht auf dem kirchlichen, sondern dem dramatischen Feld liege, das ist nun weitester deutscher Öffentlichkeit zur beglückenden Erkenntnis geworden.

Diese Entdeckung ist aber nicht so sehr erfolgt und zu verstehen nur als eine neue Erfassung Händels selbst; der gewaltige Erfolg dieser herrlichen Musikwerke erklärt sich nicht einzig (wiewohl gewiß und mit Recht großenteils) aus dem Zauber seiner genialen Melodien. Sondern es ist die andersartige Gesamteinstellung dieses Meisters zum Problem der Oper und das eigentümliche Wesen der barocken Musikdramatik ganz allgemein, was Laien wie Fachleute heute wieder zu zweihundert Jahre alter Bühnenkunst führt. Von Wagner herkommende Opernmeister der Gegenwart, wie selbst der große Hans Pfitzner, grollen, es sei der perverse Hang zu künstlich primitiver Einstellung. Aber das ist falsch, ist nur wieder Auswirkung der darwinistischen Kunsttheorie des neunzehnten Jahrhunderts vom ewigen „Fortschritt". Nein, Händels Opernkunst, die Musikdramatik des Barock von den Venezianern Cesti und Cavalli um 1650 bis zu Hasse und Porpora (Haydns Lehrer) um 1750, ist gegen Wagners Kunst kein Geringer-, sondern nur ein Anderssein, das eben nach einer fast fünfzigjährigen Alleinherrschaft des Wagnertums als erfrischend und segensreich empfunden wird, genau wie Mozartverehrung ja auch keine Geringachtung des Bayreuther Gedankens in sich schließt. Hat nicht gerade Wagner an ragendster Stelle gepredigt, man solle die deutschen Meister der Vergangenheit ehren?

Die Entwicklungsgeschichte der Oper pendelt immer zwischen zwei Möglichkeiten: entweder ist die Musik dem Drama untertan oder umgekehrt das Drama der Musik — zu völligem Gleichgewicht kommen naturgemäß beide Hauptbestandteile fast nie. Bei Monteverdi, Gluck, Wagner tritt die erstere Tendenz stark hervor: herrschend ist die dichterische Idee, und die Tonkunst hat sie malend, ausdeutend, verschönernd zu unterstützen; daher auch in allen drei Fällen die oft bis zur Wörtlichkeit verblüffende Gleichheit der Theorie. Zu andern Zeiten aber wird stets wieder der entgegengesetzte ästhetische Grundsatz aufgestellt: die Poesie habe (wie Mozart es ausdrücklich formuliert) „die gehorsame Tochter der Musik" zu sein. Das kann zur selbstherrlichen Konzertier- und Klingklangoper unter Verachtung aller psychologischen Wahrscheinlichkeiten führen, muß es jedoch keineswegs. Und gerade die Barockoper Alessandro Scarlattis, Agostino Stephanis, Händels usw. beweist, daß auch hier die höchsten Forderungen an dramatische Seelenwahrheit erfüllt werden können, nur eben mit echt musikhaften Mitteln, nicht unter Knechtung oft der besten Fähigkeiten der Tonkunst. Die romantische Oper (in weitestem Sinne, mit ihrer Gipfelung in Wagner) gibt Charakterschilderung, indem sie den Menschen handelnd bewegt zeigt, bietet also Seelenanalyse sozusagen auf Umwegen; dementsprechend steht das Geschehnisinteresse und der das Begriffliche übermittelnde Sprechgesang mit starker Betonung im Vordergrund. Die Barockoper dagegen schildert Charaktere direkt, einen jeden als Abfolge der ihm möglichen Einzelaffekte; dazu braucht sie eine Kette von Arien für jede Partie, und die Handlungsscharniere werden rasch, eher nebensächlich, in den trennenden Seccorezitativen erledigt. Jede Arie, meist in dem edlen Gleichmaß eines Triptychon (Dakapo-Arie) gebaut, bietet psychische Zustandsschilderung mit denkbar höchster Verfeinerung der musikalischen Darstellungsmittel — wo die Romantik mischt und zu Übergängen verfärbt, legt sie das Innenbild des Menschen architektonisch klar auseinander. „Architektur" ist überhaupt der Kunstwille dieses zu hoher Konvention gereiften Kunstwerktypus. Nicht nur die Menschen der Barockoper stehen winzig zwischen den überreichen, zu gewaltigen Blicktiefen und -höhen gezauberten Bühnenbildern Burnacinis und Bibbienas, sondern auch die Abfolge solches Opernakts und der Einzelaufträge als Ganzes ist höchst gepflegte Bauordnung. In architektonischem Verhältnis stehen prima und seconda Donna, primo und secondo Uomo, stehen Helden und Diener, Prinzessinnen und Kammerkätzchen zueinander, in Stimmgattungen, Ausdrucksweiten, ja selbst Taktarten gegeneinander kunstvoll abgestuft. Auch die Abfolge ihrer



Arien, scheinbar bunt nach Handlungszufall und nur auf Abwechslungsbedürfnis hin aufgereiht, ergibt bei genauerem Zusehen einen wunderbar planvollen Bau: die Gegensätze der Orchesterbesetzungen von der fast magern Untermalung nur mit beziffertem Cembalo bis zu reichstem Konzert des Solisten gegen volles Fagott-, Oboen- und Streichorchester, die Kontraste der Einzelaffekte, ja gelegentlich sogar die Tonartenzusammenhänge oder schroffen Tonalitätswechsel über lange Akte hinweg zeigen ein erstaunlich feinfühliges Kunstwollen und -können, der steigernde Aufbau innerhalb eines Einzelaufbaus über „trockenes", dann oft malend „begleitetes" Rezitativ zur Arie ist gleichfalls hohem Formwillen untertan. Man könnte danach glauben, einem kalten, schematischen Formalismus gegenüberzustehen — aber ganz abgesehen von dem oft packenden Stoff und der bunten, unterhaltenden Handlung sind Händels Opern von reichstem Lebensgefühl beherrschte Kunstwerke. Er ist einer der größten Menschenschilderer der gesamten Musikgeschichte, das großartige, Beethoven verwandte Sittlichkeitsideal, das seine Gestalten umstrahlt, und der starke Strom eignen Gefühls und Empfindens, den er ihnen mitgab, erhebt sie zu überzeitlicher Geltung. Vor allem wirkt Händel oft so erstaunlich, ja erschreckend modern dadurch, daß er nicht gleich seinen damaligen Mitbewerbern sich auf die Darstellung einfacher Affekte beschränkt, sondern gerade in der Mischung mehrerer Leidenschaften sein künstlerisches Ziel sucht. Das kann auf verhältnismäßig primitive Weise geschehen: eine Königin schleudert in einer Arie dem Tyrannen Haß und Verachtung ins Gesicht, raunt aber zwischendurch dem gefangenen Gatten ihre Liebe und ihre Befreiungshoffnung zu; oder Esther will dem König das Leid ihres Volkes offenbaren, und es wechseln in ihrem Gesang immer Ausdrücke des Zutrauens und der Furcht. In Duetten bindet er etwa eine flehende und eine zornige Stimme zueinander, im Quartett des „Jephtha" vereinigen sich sogar viererlei Spielarten des gleichen Grundgefühls. Am größten und echtesten jedoch ist er, wenn er Übergänge, innere Widerstreite zwischen Haß und Liebe, Furcht und Freude, Hoffen und Verzweiflung, Kampflust und Zagen, Kraft und Schwäche, Bewundern und Verachtung, Abscheu und Hingebung überzeugend darzustellen weiß. So wird er zu einem fast schon romantischen Charakterschilderer, den gerade Sonderfälle des Gefühls fesseln; besonders aufschlußreich ist da seine der „Zauberflöte" verwandte Ariost-Oper „Orlandos Liebeswahn", die in meiner Bearbeitung 1922 seit dem hallischen Händelfest mehrfach szenisch aufgeführt worden ist: Händel schildert hier den Wahnsinn des Helden, indem er die sonst üblichen Zuordnungen von Affekt des Textes und Affekt der Musik bewußt umkehrt — Tragisches erklingt auf Gavottenrhythmen, Lustiges in hamletscher Melancholie, und die Geistesverwirrung sprengt die Formen — die Arie verliert sich im Sprechgesang, die Gedanken irren ziellos ab, mischen gestückelte Melodien zum ersten großen Finale der Operngeschichte (Ansätze zeigten „Alessandro" und „Tamerlan"), und wie im Wagnerschen „Tristan" die letzte Ekstase des Todkranken zu Fünfachtel- und Siebenachteltakten greift, sieht Orlando die Flut um Charons Nachen in Fünfachteltakt-Ketten aufbrausen — Händel ist ein genialer Psychiater in Tönen.

Die Göttinger Opernfestspiele, seit 1920 durch den rastlosen Eifer und hohes Stilgefühl des dortigen Kunsthistorikers Dr. Oskar Hagen zum Mittelpunkt der Barockopernpflege erhoben, haben teils aus dem Zwang beschränkter Bühnenverhältnisse, teils wohl auch unter dem Nachhall der Wagnerschen Forderung des „allgemein menschlichen Interesses" eine stofflich etwas einseitige Auswahl getroffen, indem „Rodelinde", „Otto und Theophano", „Cäsar und Cleopatra" wesentlich privatmenschliche Beziehungen mit Händelschem Pathos erschütternd darstellen, und erst heuer ist hier mit einem als komische Oper alleinstehenden Spätwerk, „Xerxes oder Der verliebte König", auch der leichtere Händel zum Wort gekommen. Daneben ragen aber auch andere Gattungstypen hoch empor, vor allem die durch Ausstattungswunder und dämonische Schreckenswirkungen wie gelegentlich soubrettenhafte Pikanterie die breitere Öffentlichkeit von einst fesselnden Zauberopern, so „Rinaldo", „Amadis", „Orlando", in denen die Eigentümlichkeiten des Barock sich vielleicht noch bezeichnender ausprägen. Denn neben dem geschilderten Architekturwillen sind Hauptmerkmale dieses reichen Stils: Gegenwartswille, der mit selbstherr-



licher Maskenfreiheit die Helden der Antike und des Mittelalters zugleich als Menschen der eigenen Zeit zeichnet; dekorativer und repräsentativer Wirkungsdrang auf das Volk (der ebenso aus dem theatralisch-mystischen Jesuitenstil der Kirchen wie aus dem imponierenden Prunkstil der Schlösser und raumverschwendender Gartenfreiheiten spricht), bis ins Bombastische gesteigerter Ausdruckswille, der in Händels Gesangsstil gewaltige Koloraturen mit Gefühlsschilderungen füllt und in seinen Ouvertüren oder Accompagnato-Monologen noch heute durch Intensität fast die Dämme des Stils zu überfluten, die Formen zu sprengen scheint.

Hier findet unsere Gegenwart sich wieder: was zum billigen Schlagwort vergröbert sich „Expressionismus" nennt, höchste Steigerung des Affekts, aber von individuellem Realismus hinweg zum Allgemeingültigen emporstilisiert, statt romantischem Pessimismus zu starkem Optimismus gekräftigt, das ist das barocke Opernkunstwerk. So kann uns Händel, ein Kämpfer, Held und Sieger auch als Privatmensch, zum Wegweiser, Retter und Arzt werden in den quälenden Geburtswehen einer neuen künstlerischen Entwicklungsepoche.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Zu unsern Schwarz-Weiß-Blättern

Mit der Steinzeichnung „Walhalla bei Regensburg" bieten wir den Türmerlesern eine Original-Lithographie des bekannten Malers Hartmann-Drewitz. Nach den Landschaften dieser selbständigen und eigenartigen Künstlerpersönlichkeit werden wir in einem der späteren Hefte farbige Bildtafeln veröffentlichen.

Das Blatt „Der Tod in Flandern" stellt das Mittelstück eines Triptychons dar, ein Heldenmal, von dem jungen Göttinger Wolfgang Willrich für das Staatliche Gymnasium in Göttingen geschaffen. Die Blüte der Göttinger Jugend fiel in Flandern vor dem Yserkanal an jenem trüben Novembermorgen des Jahres 1914. Größe des Bildes 2½:7 Meter. Wuchtiger schwarzer Eichenrahmen. Die kalte graublaue Stimmung des Mittelbildes wird verstärkt durch den Gegensatz zu den roten Gewändern der die Seitenflügel füllenden Gruppen. Der Stimmungsgehalt des dreigegliederten Gemäldes ist bedeutend.



Türmers Tagebuch

Die Kriegslüge · Wie sie entstand und wie sie vergeht · Der Kampf und die Kämpfer gegen sie · Die Wahrheit auf dem Marsche · Kein Völkerbund ohne Deutschland · Aber auch kein Deutschland im Völkerbund der Kriegslüge · Daher nicht: „Ja, aber —" sondern: „Nein, bevor nicht —"

Ohne Deutschland ist der Völkerbund überhaupt noch kein Völkerbund." Fridjof Nansen wurde zum Reiseapostel und predigt unentwegt über diesen gleichen Text. Der große Tag der Erfüllung scheint ihm offenbar nahe herbeigekommen.

Das redliche Wollen des tatkräftigen Idealisten in allen Ehren. Aber fehlt wirklich nur Deutschland, um den Völkerbund zu dem zu machen, was er sein sollte? Man gibt einer gefallenen Braut ihre Reinheit nicht dadurch zurück, daß man ihr einen Myrtenkranz aufsetzt. Wenn Nansen den echten Völkerbund schaffen will an Stelle des trügerischen, dann muß er nicht in Berlin predigen, sondern in Genf. Und zwar gewaltig wie der Täufer am Jordan: „μετανοεῖτε!" Werdet andre von Grund aus! Wandelt den Sinn! Krempelt euch um!

Einen äußeren Erfolg hat sein Symptomekurieren allerdings gehabt. Deutschland hat sich grundsätzlich zum Beitritt bekehrt. „In Erwägung, daß —", nämlich daß allerlei kleine und große Schwierigkeiten nur mit Deutschlands Hilfe zu beheben seien.

Allerdings haben wir Vorbedingungen gestellt. Oder vielmehr nur Vorfragen. Wir haben „Ja, aber —" gesagt, wo der Aufrechte lieber gehört hätte „Nein, bevor nicht —".

Eine neue Staatensatzung soll in Genf erstehen. Wer stimmte dem nicht zu? Aber sie muß doch besser sein als die bisherige war, die der Weltkrieg wie einen Haderlumpen in den Kot trat. Sie muß in den Himmel langen, um von dort die Ewigkeitswerte des Sittengesetzes herunterzuholen; ganz ohne Ansehen der stärkeren Bataillone und ganz ohne Ohr für den Zungenschlag der maulfertigen Habgier. Sie darf nicht sagen: „Heute ist Stichtag. Die Sonne der Geschichte hat daher stille zu stehen. Augenblickliche Ohnmacht ist zu ewiger Ohnmacht verdammt, und statt der Gerechtigkeit sprechen wir den Status quo heilig." Denn damit wird sie zur Handlangerin des siegreichen Räubers und erklärt den Ausgeplünderten, der auf sein Recht pocht, als lästigen Friedensstörer in die Acht und Aberacht eines ehrvergessenen Machthaberklüngels.

* * *

Dieser Betrogene, Beraubte, Mißhandelte und Geschändete aber sind wir.

Am 5. November 1918 erklärte Lansing im Namen aller verbündeten Regierungen, daß diese bereit seien, Frieden zu schließen auf Grundlage der vierzehn Punkte Wilsons mit nur zwei genau umrissenen Verschärfungen. Wenn es danach ging, dann verlor Deutschland allerdings Elsaß-Lothringen und was etwa an ein reinpolnisches

Reich Anschluß verlangte. Es mußte außerdem den Schaden ersetzen, den es der feindlichen Zivilbevölkerung zugefügt. Das war schon schwer genug, aber Krieg ist Krieg und es war auch alles.

Was hingegen wurde in Versailles daraus gemacht! Wo auch nur eine polnische Minderheit wohnte, da hat man das Gebiet eilfertig zu Polen geschlagen. Man hat uns den Korridor, Danzig und Memel entrissen, Oberschlesien, Nordschleswig, Eupen-Malmedy, die Kolonien. Man hat uns die gesamten feindlichen Kriegskosten aufgebürdet, auf das linke Rheinufer cum spe possidendi auf Jahrzehnte die schwere Hand gelegt. Ungeheure wirtschaftliche Vorteile wurden erpreßt; dazu kamen Abrüstung und entwürdigende Wehraufsicht.

Nichts von alledem war in den vierzehn Punkten auch nur angedeutet gewesen. Mit eiserner Stirne ist das feierlich verpfändete Wort gebrochen worden.

Der „Hannoversche Kurier" veröffentlicht jetzt die lehrreichen Geheimprotokolle über die Aussprachen, die den Text des Versailler Diktates festlegten.

Da erweist sich, daß alle diese Wortbrüche von Frankreich ausgingen. Eifrig wurden sie von Polen und der Tschechoslowakei unterstützt. Wie kamen diese überhaupt in den hohen Rat der „Siegerstaaten?" Weil ihr Haß und ihre Raubgier dem Vernichtungswillen Clemenceaus unbedingt zuverlässige Parteigänger waren. Einem Benesch genügte noch nicht einmal die Besetzung des linken Rheinufers. Seine Überheblichkeit verlangte, daß Verbandstruppen auch nach Bremen, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stettin, Berlin, Leipzig, Essen, Magdeburg, München, Wien und Budapest gelegt würden!

Es sei anerkannt, daß die Amerikaner sich gegen solche Schindluderei mit der Lansing-Zusage hartnäckig sträubten. Wiederholt forderten sie ehrliches Worthalten und sprachen gegen deutsche Entwürdigung.

Ihnen antwortete der Franzose, es gebe nur ein einziges Abkommen mit uns und das sei der Waffenstillstand. Dieses Meisterstück des weitsichtigen Erzberger enthält aber in der Tat kein Wort von den vierzehn Punkten. Also —

Solchem Einwand gab sich der Yankee schließlich gefangen. Und damit wurde er zum Weltverhängnis. Hatte er Rückgrat, dann mußte er vielmehr sagen: „Des Sternenbanners Ehre ist verpfändet. Wollt ihr sie beschmutzen, dann drehen wir unser Geschütz und kämpfen mit den Deutschen gegen euch für die vierzehn Punkte."

Er wäre durchgedrungen. Und es stände heute besser; nicht nur um uns, sondern auch um die Welt. Der Völkerbund, wie er gedacht war, ist Wilsons vielleicht verzeihliche Selbsttäuschung; der Völkerbund, wie er wurde, Wilsons unverzeihliche Schuld.

* * *

Die böse Tat traf der alte Fluch des Schicksals. Fortzeugend gebar sie Böses nach Bösem. Artikel 231 des Versailler Diktats erklärte Deutschland für den Urheber des Weltkrieges und erneute Kriegsdrohung zwang unser in vertrauensseliger Torheit bereits entwaffnetes Reich zum Eingeständnis.

Damit haben die „alliierten und assoziierten" Staaten sich einer bewußten Lüge schuldig gemacht. Denn Deutschland war friedliebend bis zur Dummheit. Es sah, wie es eingekreist wurde und riß die Netze dennoch nicht entzwei. Die günstigsten

Lagen ließ es schwinden, so während des russisch-japanischen Krieges. Am 30. Januar 1913 berichtete noch der russische Botschafter Schjerbejeff, „daß man hier in Berlin jeden Krieg vermeiden will".

Nach dem Zeugnis Suchomlinows war aber damals längst „die Niederwerfung Deutschlands das Ziel, das jedwede Tätigkeit des gesamten russischen Heeres beherrschte". Truppen und Schienenwege wurden auf den baldigen Angriff umsichtig eingestellt: unter tatkräftiger Mithilfe Frankreichs, das jeden Rentnerspargroschen nach Rußland auslieh. Es gibt einen eigenhändigen Brief Poincarés an seinen „lieben und treuen Freund", den Zaren, worin der Bau strategischer Aufmarschbahnen gegen Deutschland verlangt wird. „Die Generalstäbe beider Länder hätten sich für deren dringliche Inangriffnahme ausgesprochen."

Schon längst war auch England im tückischen Anschlag. Bereits 1911 lag ein Geheimplan vor, wonach ein britisches Heer in Belgien landen sollte. Dieses wußte und war willfährig. Um das Gesicht zu wahren, sollte es allerdings einen geharnischten Widerspruch loslassen; allein alles weitere dann ruhig hinnehmen. Ein zweites Aktenstück vom 4. Februar 1914 regelte das Zusammenwirken dieses Küstenheeres mit dem französischen bis auf die Brotzufuhr und den Wechselkurs des Sovereigns.

Am 5. September 1912 war der russische Außenminister Sassonow in Balmoral. Er verhandelte mit König Georg und Sir Edward Grey. Letzterer versicherte sofort, daß im Kriegsfalle England gegen unsre Seestreitkräfte „den allerentscheidendsten Schlag" führen werde. Der König fügte hinzu, die Engländer würden jedes deutsche Handelsschiff versenken, das ihnen aufkomme. Drei Vierteljahre später war dieses zuckersüße Vetterchen zur Hochzeit der Kaisertochter als geschätzter Gast in Berlin. Nicht minder der Zar, dem Sassonow diese erfreulichen Zusagen auf vierzehn Kanzleibogen berichtet hatte.

Seit Poincaré Präsident geworden, spitzte sich alles auf den Krieg zu. Frankreich nahm eine Anleihe von 1300 Millionen auf; gleichzeitig gingen neue 500 an Rußland, 200 an Serbien und 40 zinslos an Montenegro. Die dreijährige Dienstzeit wurde eingeführt, was nichts anderes bedeutete als bereits eine verschleierte Einberufung des jüngsten Reservejahrganges.

Der französische Botschafter Louis in Petersburg war ein ehrenwerter Mensch und wirkte zum Frieden. Poincaré ersetzte ihn daher sofort durch den hetzerischen Delcassé. Sicher stand dieser dahinter, als am 12. März 1914 die „Birsohewija Wjedomosti" den Trompetenstoß gellen ließ: „Rußland ist bereit!" Vierzehn Tage vor dem Mord von Serajewo schmetterte der zweite: „Rußland ist fertig, Frankreich muß es auch sein!"

Nun, dieses war es ja soweit auch schon. Wenigstens in Kabinett und Heer. Nur die öffentliche Meinung machte noch Sorge. Sie segnete Fried' und Friedenszeiten. So galt es dicke Luft zu schaffen, zu putschen und die Volksseele aufzusieden. Leicht war dies nicht. Aber hatte man nicht — Dank Samiel! — eine Presse, die sich kaufen ließ?

Seit Jahren mußte Rußland schmieren, damit sie dem kleinen Rentner die russischen Werte aufschwatzte. Die Berichte des Finanzagenten Raffalowitsch stellen uns

vor einen Sumpf, der gen Himmel stinkt. Die Leiter sämtlicher Pariser Blätter ließen sich Monat für Monat den Schreibefinger salben. Auch Clemenceaus „Aurore" und Millerands „Lanterne" stehen auf der Leporelloliste der Ausgehaltenen. Calmette vom „Figaro" steckte an jedem Kalenderersten seine dreitausend Franken in die Brieftasche. Aber alle schrien zeternd nach noch mehr. Der Präsident der Pariser Börsenmakler, de Verneuil, versteigt sich im Namen seiner ganzen Kumpanei zu schuftiger Erpressung: „Entweder monatlich eine Viertelmillion oder die russische Kursnotiz fällt unter unseren Tisch." Mit Ekel spricht Raffalowitsch von dem „Raubtierhunger dieses Gelichters". Allein er muß immer wieder in den Säckel greifen und immer tiefer. Der den Fürsprech macht und überreizt drängt, das ist kein anderer als der Präsident der französischen Republik, Herr Raymond Poincaré, der Napoleon von Bar-le-Duc höchstselber.

Insbesondere legt er dem Rubelspender gerade seine intimsten Feinde ans Herz: die Radikalsozialisten. Sie wollen nämlich vom Kriege nichts wissen. Da sie aber in der öffentlichen Meinung eine Macht sind, müssen sie „neutralisiert" werden. Geld kostet das freilich. Und nicht zu knapp. Mindestens drei Millionen!

Raffalowitsch machte gleichwohl in Petersburg auch sie noch locker. Für drei Millionen, sofort zahlbar, fing denn auch den Gefolgsmannen Herriots das Männerherz unverzüglich an, deutschfeindlich und kampflüstern wider die Rippen zu pochen. Ein britischer Menschenverächter sagte einmal: „Zu haben ist jeder. Daher frage ich nie: ob, sondern bloß kurz und bündig: wieviel?"

Im April 1914 waren König Georg und sein Sir Edward in Paris. Damals wurde in die französisch-russischen und französisch-englischen Bündnisse endlich auch noch ein englisch-russisches hineingeschmolzen. Das war das Schlußstück des Einkreisungsringes.

Jahrelang hatten die Hetzer versucht, jedes europäische Zwistfünkchen zur hellen Kriegsflamme anzublasen. Deutschlands unbeirrte Friedensliebe aber vereitelte regelmäßig die niederträchtigen Anschläge. „Zu äußerster Bestürzung Poincarés", wie Iswolski in einem solchen Falle an Sassonow berichtete. Nichts konnte daher gelegener kommen, als der Mord von Serajewo.

Er fuhr nach Petersburg. Dort wurden die letzten Maßnahmen vereinbart. Bei dem Festessen war es, daß die Gemahlin des Großfürsten Nikolai dem französischen Botschafter frohlockend zuflüsterte, der Krieg sei jetzt sicher. Er werde Frankreich Elsaß-Lothringen zurückbringen; nach siegreichem Einmarsch der französischen und russischen Truppen in Berlin. Das ist alles längst bekannt. Aber tut nichts, Deutschland hat den Krieg erklärt, also ist es der Urheber!

Am 23. Februar 1911 hatte der Londoner Botschafter Rußlands berichtet, Sir Edward Grey wisse, daß unser Heer durch Belgien rücken werde. Er wünsche dies sogar. Denn daraus könne ein Neutralitätsbruch zurechtgeschoben werden, und dies sei ein sicheres Mittel, das englische Volk zu entflammen, was sonst seine Schwierigkeit habe. Als aber die Sache wirklich nach seinem Wunsche lief, da vergoß dieser freche Komödiant völkerrechtliche Krokodilstränen über das „arme" Belgien und das entsetzliche Verbrechen Deutschlands!

Es war am 29. Juli 1914, als Iswolski seinem Spießgesellen Poincaré meldete,

daß Rußland marschiere. „Ich erwarte den Krieg mit Ungeduld“, war dessen Antwort. Als er aber fünf Jahre später die Versailler Konferenz eröffnete, da sprach er von einem Kreuzzug für Humanität und Recht, den man geführt habe. Die Freiheit sei verteidigt worden gegen die schamlosen Eroberungssüchte germanischen Größenwahns!

Vor drei Jahren erklärte Lloyd George, es gebe keine Einzelschuld am Kriege, vielmehr seien alle Völker gleicherweise hineingetorkelt. Das war immerhin schon ein Erkenntnisfortschritt gegen den unerhörten Artikel 231. Allein heran an die Wahrheit kam er bei weitem noch nicht. Heute jedoch sieht man vollkommen klar, denn die Beweise zwingen wie eine mathematische Patentlösung. Der Krieg ist gemacht durch Iswolski und Poincaré, unter duckmäuserischer Beihilfe Sir Edward Greys und heimlicher Mitwisserschaft des „armen“ Belgiens. Wie nichtswürdig ist doch die Welt beschwindelt worden, um an Deutschland das verworfenste Bubenstück der Geschichte zu verüben!

In Versailles haben Lansing, mehrfach sogar auch Wilson und Lloyd George vor dem Taumel der Rachsucht und Habgier gewarnt. Der Krieg sei völkerrechtlich erlaubt, also dürfe man Deutschland nicht dafür „bestrafen“; am wenigsten jedoch seinen Rechtssinn und sein Ehrgefühl kränken. Aber was half dies alles gegen die Tigertriebe Clemenceaus? Wie Brennus warf er wieder einmal das gallische Schwert in die Wagschale und kreischte: „Was ein gerechter Friede ist, entscheidet allein der Sieger.“

Kein Völkerbund könne dies billigen, erwiderten die Amerikaner. Sie täuschten sich. Dem Völkerbund ist das Versailler Diktat die Bibel, von der er sich kein Aleph und kein Jota rauben läßt. Es kann zwar zu unsrem Schaden gebrochen, nie aber zu unsren Gunsten gemildert werden. Und da sollen wir schweigend beitreten, weil man uns braucht? Sollen, wie der deutsche General v. Schönaich zu fordern sich erkühnte, „Schluß machen mit der ekeln Geschichte von der sogenannten Schuldlüge?“ Nein, Freund, jetzt ist's wirklich Zeit zu lärmen! Ein charaktervolles Volk hat gar keine andere Antwort als ein lutherfestes: „Nein, bevor nicht —!“

* * *

Vor fünf Jahren hieß es, Deutschland wäre ein Schmutzfleck auf dem blanken Schilde des Völkerbundes. Es war ein weiter Weg von da bis zu dem Worte Nansens und Macdonalds Ausspruch von dem leeren, drohenden Sitz im Genfer Reformationssaale. Aber ein noch viel weiterer ist's von heute bis zu jenem Tage, da dort der Artikel 231 zu folgender Fassung umgekrempelt wird: „Der Völkerbund erklärt, die alliierten und assoziierten Regierungen erkennen an, daß Deutschland weder Urheber des Krieges noch für die Kriegsschäden haftbar ist.“ Und erst von da ab wird der Völkerbund wirklich Völkerbund sein.

Mag es dauern; gut Ding will ja stets Weile haben. Wir können warten. Die Zeit arbeitet für uns und die Wahrheit ist auf dem Marsche. Langsam, aber mit dem schweren unerbittlichen Schritt des steinernen Gastes.

„Deutschland ist schuldig.“ Versailles hatte gesprochen; Hermann Müller-Franken unterschrieben: die Sache war erledigt. Selbst die deutschen Weltfriedler konnten

sich nicht genug tun in Lästerungen unseres „blutbefleckten kaiserlichen Regimentes“. Kurt Eisner nannte es „eine verbrecherische Horde von Menschen, die den Krieg inszeniert habe wie ein Theaterstück“.

Wie klein ist dieses Grüppchen jetzt geworden! Karl Kautsky studierte die Akten des Auswärtigen Amtes und nahm daraufhin seine Anklage zurück. Der fanatische „j'accuse“-Schreier Grelling will jetzt nichts mehr gesagt haben. Unentwegt bleiben nur die Förster- und Gerlachleute. Blind und taub, leider nicht stumm, sind sie jedoch kein politisches, höchstens ein seelisches Problem.

Im Ausland waren der Italiener Nitti und der Engländer Morel die ersten Bekenner gegen die Kriegslüge. Ihnen gesellten sich nach und nach die tapferen englischen Zeitungsmänner Keynes, Wells, Galworthy, Gardiner und Garven. Im neutralen Europa wirkten der Schwede Sven Hedin und der Däne Georg Brandes durch die Wucht ihrer Namen; in den Vereinigten Staaten Silvester Viereck und der Senator Owen; seit einigen Monaten hat dort eine flammende Zornschrift des Konsuls Charles L. Hartmann reißenden Absatz.

Tatsächlichen Beweisstoff für die feindliche Schuld am Kriege begann zuerst der serbische Geschäftsträger Dr. Boghitschewitsch beizubringen. Die Hauptmasse aber, die für Poincaré vernichtenden Berichte Iswolskis veröffentlichte der Russe Pokrowski aus den Petersburger Archiven. Unser Auswärtiges Amt giebt sie soeben in deutscher Sprache heraus. Sie füllen fünf Bände.

Ganz neuerdings ist auch der englische Generalstabsmajor Cyprian Bridge aufgetreten. Er enthüllte besonders die oben erzählten englischen Vorbereitungen vom Sommer 1911 und Februar 1914 zum Einmarsch in Belgien unter vollem Einverständnis dieses völkerrechtlich „neutralen“ Staates. Der schreiende Gegensatz dessen, was er dienstlich erfuhr, mit dem, was den Leuten weisgemacht wurde, quälte den rechtschaffenen Mann derart, daß er im November 1915 den Abschied nahm, um nicht länger „im Dienst einer der scheußlichsten Lügen stehen zu müssen, die je die Welt betört“.

Selbst in Frankreich hat sich eine überraschende Zahl von Zeugen der Wahrheit gefunden. (Man vergleiche hierzu Türmers Tagebuch im Märzheft.) Gleich nach dem Kriege warf Fernand Goutenoire de Toury die Frage auf: Poincaré a-t-il voulu la guerre? Er bejahte sie glatt, auf Grund eines scharfsinnigen Gefüges von Verdachten. Es folgte der Royalist Ernst Renault, der den Präsidenten der Republik beschuldigte, die ganze Ostgrenze zu einem Massengrab für anderthalb Millionen Franzosen gemacht zu haben. Alfred Pevet deutete mit dem Finger auf die wahren Kriegsschuldigen: Poincaré, Millerand, Delcassé. Ihnen schlossen sich George de Martial an und Victor Margueritte, der Verfasser des berühmten Romans „la commune“ und Sohn des bei Sedan gefallenen Reiterführers.

Ganz besonders wertvoll aber sind zwei Bücher, die in den letzten Monaten ausgingen. In „Les preuves“ von Matthieu Morhardt schreit ein wundes Herz leidenschaftlich wider die Massenmörder im eigenen Volke. Alfred Fabre-Luce hingegen rechnet verstandesmäßig mit dem Schwindel ab und weist nach, wie sehr es gegen Frankreichs eigenste Wohlfahrt sei, sie noch länger aufrecht zu erhalten. Alle münden in das gleiche Ergebnis ein: Nicht Deutschland hat den Krieg gemacht, sondern die

Zarenregierung. Allein auch sie hätte sich noch zehnmal besonnen, wenn nicht Poincaré gebohrt, gestachelt und gehetzt hätte.

Der amerikanische Präsident Coolidge trägt sich bereits mit dem Gedanken einer Konferenz über die Kriegslüge. Wie dabei den Schuldigen bange wird! Selbst Macdonald sucht abzulenken; er, der früher ganz anders sprach. Erst in fünfzig Jahren könne die Wahrheit festgestellt werden! Ein erlösendes Wort. Eifrig fallen daher die Franzosen bei. Selbstredend müßten wir bis dahin zahlen. Also gebt euch drein, ihr Deutschen! Verzichtet auf „das aussichtslose Unterfangen der Schuldnote", das nur „den Geist der Versöhnlichkeit schädigt". Tretet lieber in den Völkerbund. Wir erkennen euch auch als Großmacht an, geben euch einen Sitz im Rat und versprechen ein Kolonialmandat. Was wollt ihr mehr?

Wer riecht da nicht den Speck in der Mausefalle? Wenn wir ohne Vorbehalt nach Genf kommen, dann ist es mit der Schuldfrage ein für allemal aus. Denn werfen wir sie später auf, dann überschüttet uns eine Flut von Vorwürfen wegen gröblichen Verstoßes wider die Bundespflichten. Für alles Übrige aber heißt es mit Franz Moor, dessen gelehriger Schüler man ist: „Dir eine Kuhmagd, aber keine Amalia." Das heißt ins Genfische übersetzt: statt der lockenden Zusagen Sanktionsdrohungen und „Investigationen".

Noch hängt in der Sorbonne-Kirche von Paris das Riesengemälde von Weerts; „Die Züchtigung" betitelt. Oben Gott Vater als Weltenrichter, unten in prahlerischer Siegergebärde die Jungfrau von Orleans. Hinter ihr dringen die verbündeten Heere unaufhaltsam vor. Vorne kauern Kaiser Wilhelm, der deutsche Kronprinz und Zar Ferdinand von Bulgarien. Todesängste in den Verbrechergesichtern, denn eine Erdspalte öffnet sich und wird sie verschlingen. In ihrer Nähe liegt die Leiche einer Frau mit abgehacktem Vorderarm und einem toten Säugling an der Brust. Wie wäre es, wenn der Völkerbund Frankreich auferlegte, diesen Unflat zu verbrennen? Das ist doch eine ganz kleine Sache und wäre das erste Zeichen, daß der Völkerbund, was seines Amtes ist, gewillt sei, endlich von dem Völkerhaß zum Völkerfrieden zu schreiten.

Den guten Willen, den man immer bei uns anzweifelt, fordern wir zunächst von der Gegenseite. Sorgt für Wahrheit, sorgt für Recht, sorgt für Versöhnlichkeit, dann werdet ihr auch uns auf dem Banquosiß im Reformationssaale finden. Eher nicht.

Wird es je dahin kommen? Ich fürchte nein. Denn wenn es soweit ist, dann gibt es keinen Völkerbund mehr. Er ist ja ein Stück des Versailler Diktates; jenes Leichnams, der, wie der „Daily Herald" treffend meinte, das ganze Wasser stinkend macht. Wenn der Lug zerbricht, dann werden am allerlautesten die nach dem Kriege schreien, die jetzt die Götzenanbeter des Buschklepperfriedens sind.

Auf unsere marxische Vorfrage sind die Antworten da. Sie halten sich ans Ja und wollen vom Aber nichts wissen. Da müssen wir eben deutlicher werden: „Nein, bevor nicht —" Und heraus mit der Schuldnote! F. H.



Auf der Warte

Reichstagsauflösung

Wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß mit der parlamentarischen Staatsform nicht zu regieren sei, dann hat ihn die Regierungskrise der letzten Wochen erbracht.

Im August versprach man den Deutschnationalen den Eintritt in die Regierung, auf den sie allen Regeln dieser Lehre gemäß nach ihrer Fraktionsstärke Anspruch hatten. Im September bereits ergab sich indes, daß gerade die Parteien nichts davon wissen wollten, die sonst im Parlamentarismus das unfehlbare Heil der deutschen Zukunft erblicken.

Reichskanzler Marx warf den Gedanken der Volksgemeinschaft auf. Eine Erweiterung des Kabinetts nicht nur nach rechts, sondern zugleich nach links sollte sie herbeiführen. Ein Gedanke, für den die Zeit längst noch nicht reif ist. Denn man kann keine Volksgemeinschaft machen, sie muß werden.

Das zeigte sich rasch. Weder Deutschnationale noch Sozialdemokraten haben den Vorschlag für ausführbar gehalten. Aber beide taten dennoch, als ob —, denn jeder hoffte auf das „Nein" des anderen, um die Verantwortung des Scheiterns auf diese Weise ihm zuzuschieben. Bei diesem Pokerspiel unterlag die Sozialdemokratie.

Nun blieb nur noch eine Rechtsverbreiterung des Kabinetts möglich. Von den Regierungsfraktionen waren die Volksparteiler dafür, die Demokraten dagegen, das Zentrum behielt nach seiner Weise beide Eisen im Feuer.

Schließlich schien sich alles dadurch einzurenken, daß die Demokraten aus dem Kabinett schieden, in das dafür die Deutschnationalen eintreten sollten. Da entstand neue Schwierigkeit durch die Person des Reichswehrministers Geßler. Er hatte sich Verdienste erworben, und das Heer wünschte ihn zu halten. Seinem Gewissen nach wäre er geblieben, allein der parlamentarische Gedanke verlangte seinen Rücktritt, denn die demokratische Fraktion blieb in der Theorie befangen, daß nicht Männer, sondern die Parteien regierten. Sie weigerte ihm daher die Erlaubnis zum Bleiben. Darauf empfahl das Kabinett, mit seinem Latein am Ende, dem Reichspräsidenten die Auflösung, und dieser ging mit vielsagender Hast sofort darauf ein.

Eine grundeinfache Sache ist also mit unleugbarem Geschick derart verfahren worden, daß eine wochenlange Krise entstand und jetzt in neuen Wirren gipfelt. Die Art, wie das geschoben worden ist; die Art, wie hinter den Kulissen gekämpft und vor den Kulissen das Wort gebraucht wurde, um die Gedanken zu verbergen, kann die Abneigung gegen dies ganze parlamentarische Getue, die sich immer tiefer ins Volk einfrißt, nur noch vergrößern. Weil eine Fraktion von 27 Köpfen nicht mitmachen wollte, wurde einer Fraktion von 106 Köpfen ihre Zusage nicht gehalten. Und kommen wir der Volksgemeinschaft durch Wahlkämpfe rechts gegen links und links gegen rechts näher? F. H.

Zur Frage der Oberschicht

Unter diesem Titel haben Walther Schotte (Herausgeber der Preußischen Jahrbücher) und Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm ihre Aufsätze „Zum Problem der Oberschicht" (Schotte) und „Adel, eine politische Forderung" (Gleichen) zu einer Flugschrift des „Ringes" vereinigt, die im Ring-Verlag, Berlin, für 1 Mark erhältlich ist.

Der Oberschicht-Gedanke, dessen Vater wohl der für politische Dinge hochbegabte Freiherr von Gleichen ist, gehört zu den fruchtbarsten Anregungen auf nationalem Gebiet. Er ist keineswegs eine politische Arbeitshypothese, sondern eine schöpferische Idee, deren Erfüllung den Bruch mit der herrschenden Staatsführung und damit die Rettung des Vaterlandes bedeutet.

Es ist hohe Zeit, daß der Begriff „Politische Oberschicht" im deutschen Volke durchdacht wird. Wir müssen es eine Anmaßung nennen, was sich der japanisch-alpine Mischling Graf Coudenhove-Kalergi in seiner Schrift

über den Adel zuschulden kommen ließ. Kalergi behauptet, daß die Oberschicht Europas durch die internationale soziale Aristokratie des Geistes verkörpert werde, als deren ersten typischen Repräsentanten er den „Edeljuden Lassalle" verherrlicht! Heinrich von Gleichen, nordischer Aristokrat im besten biologischen Sinne, muß dieser Herausforderung gegenüber grimmig gestehen, daß die deutsche Herrenschicht sich allerdings ihrer Führeraufgabe nicht mehr gewachsen gezeigt habe; daß die jüdische Intelligenz in der Tat die führerlose Masse durch Einflußnahme besonders bei den wirtschaftlichen Entscheidungen am Gängelbande führe, um die Rückkehr zum nationalen Staat zu unterbinden. Für Gleichen ist aber die Frage der Oberschicht eine Frage der nordischen Rasse, die in der Gegenwart kampflos vor fremden Einflüssen zurückweiche.

Doch vielleicht ist jetzt die Zeit erfüllt, wo der durch jene Gifte getroffene Volkskörper kraftvoll reagiert. „Vielleicht ist der Jude die einzige Hoffnung, daß der Deutsche sich noch einmal auf seine eigene Sendung besinnt und im Kampf um seinen eigenen Wert, der entscheidend bedroht ist, auch durch die Sicherung der politischen Stellung sich behauptet."

Es geht eine Sehnsucht nach aristokratischer Führung durch das erwachende Volk, das den Parlamentarismus und die Parteibureaukraten ablehnt. Jede Bürokratie ist innerlich schwach und widerstandsunfähig. Gleichen will eine lebendige politische Führerschicht nordischer Prägung, die aber nicht wieder zum preußischen pflichttreuen, doch gedankenarmen Beamtenstaat erstarren dürfe. „Wir brauchen die politische Oberschicht, die unser Volk so lange entbehren mußte, bestehend aus unabhängigen Persönlichkeiten, freien deutschen Herrenmenschen, einen Adel nordischer und auch christlicher Gesinnung, der den Willen hat, sich gegen die bestehende organisierte Massenherrschaft, gegen Parlamentarismus und Demokratie auf alle Fälle durchzusetzen." Diese Führerschaft will Gleichen, und das ist das Biologisch-Organische seines Planes, landschaftlich gliedern. Statt Mechanisierung will er lebendige Gemeinschaft, die auch am besten gegen Überfremdung schütze. Hier entscheide allein die Persönlichkeit, die sich durch verantwortungsvolle Taten bewähre und ihre Form unter einem höheren Symbol präge.

Dr. D.

Der Erlöser-Kaiser

Uns fesselt ein Buch von Adolf Reinecke: „Der Erlöser-Kaiser" (Zwei Welten-Verlag W. Heimburg, Stade in Hannover), auf das wir gern mit einigen empfehlenden Worten hinweisen.

In dieser furchtbaren Zeit, in der alle Grundlagen der deutschen Macht und Ehre wanken, ist es trostvoll, zu sehen, daß noch immer tapfere, treue und hochbegabte Männer auf dem Posten stehen und am Wiederaufbau mit Kraft und Treue und Geist tätig sind. Unter diesen Männern nimmt Adolf Reinecke einen würdigen Rang ein. Seit Jahrzehnten leitet er den von ihm begründeten ausgezeichneten „Heimdall", indem er die völkischen, alldeutschen, großdeutschen Belange mit verhaltener Glut und Leidenschaft unermüdlich vertritt. Besonders im Ausland, in der „Irredenta", überall wo Deutsche wohnen, genießt dieses tapfere Kampfblatt Ansehen und erfreut sich der Wertschätzung führender Männer. Nun hat Reinecke sein Lebenswerk mit einem Staatsroman gekrönt, in dem er die Fülle seiner reichen Erfahrungen und Gedanken gesammelt, gesichtet und verdichtet zum Ausdruck bringt. Staatsmännische Besonnenheit und kriegerischer Geist sind hier harmonisch verbunden; und künstlerische Gestaltungskraft läßt den Helden und Retter in der Person des „Erlöser-Kaisers" lebendig und glaubhaft erscheinen. Feinfühlig bringt Reinecke hier zum Ausdruck, was Millionen Deutscher im tiefsten und stillsten Innern oder unbewußt empfinden: den Gedanken, daß nur ein gottbegnadeter, volksaristokratischer Führer uns retten, erlösen kann, der genial alle wertvollen Elemente unseres Volkscharakters erkennt; sammelt, reinigt und rücksichtslos zum erlösenden Kampf zusammenschweißt. Das erhebende, ermutigende Werk trägt unverkennbar heroische und schöpferische Züge. Es erinnert in manchen Hinsichten an Macchiavellis „Fürsten", nur daß

ihm die Züge der Grausamkeit und Zweideutigkeit durchaus fehlen. Der „Erlöser-Kaiser“ ist dem ehrwürdigen, kerndeutschen, hochverdienten General Keim gewidmet, dessen männliche und staatsmännische Persönlichkeit dem Dichter unverkennbar hier und da als Vorbild oder Anregung vorgeschwebt hat. Das Buch wirkt wie ein Morgenrot, das uns aus der Nacht und Schande hinausleuchtet in eine bessere Zukunft. Dr. S.

Wiege und Grab

Kam man in der Hitzwelle des vorigen Sommers in das Gewirr der Hamburger Höfe, stand eine Dunstschicht steil über den Häusern. Angeklebt an die Wand Gestalten in Lumpen oder grellen Kleidern: Trümmer von Menschen und gemalte Leichen — als sei die Seele der verfallenen Häuser aus ihnen herausgetreten. Das ist der Tod. Der Leierkastenmann tritt auf. Gleich wird das Leben kommen! Gleich werden die Jungen, die Kinder aus den Häusern herausstürmen. Für jedes verfallende Leben wird ein Kind geboren? Steige die Stiegen hinauf in das Innere der Häuser: Eine Mutter sitzt auf einem Stuhl. Um sie hockt ihre Brut, starrt ins Raumlose — es preßt dir die Brust zusammen: Sind das Kinder? Zwerge sind es, die mit zeitlosen Gesichtern hocken auf ihrem Seelchenbaum. Die weckt kein Leierkastenmann. In diesen mehlfarbenen Körpern herrschen die Tuberkelbazillen und fressen die letzten Blutkörperchen auf, die sie dem ausgemergelten Leibe ihrer Mutter abzapften. Hier ist nicht das Leben.

Die Geburtenziffer des Landes war für das Jahr 1923 mit 29,3 nur um 4,7 größer als die der Städte mit 24,6; im Jahre 1921 jedoch mit 27,8 um 6,1 größer als die der Städte mit 21,7 — heißt es in „Wirtschaft und Statistik“. Der Geburtenüberschuß hat 1921 auf dem Lande mit 13,6 auf 1000 Einwohner die gleiche Höhe wie im letzten Jahre vor dem Kriege wieder erreicht, doch bleibt der Geburtenüberschuß in den Städten mit 8,1 weit hinter der Vorkriegsziffer von 10,6 zurück. Auf eine Rundfrage bei den Oberbürgermeistern der großen deutschen Städte kam für Chemnitz folgende Antwort: Von 1268 Schulkindern haben 706 kein eigenes Bett. In 63 Schlafzimmern schlafen je 6 Personen, in 30 je 7, in 10 je 8, in 5 je 9 und in einem 10 Personen. Der Direktor der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Berlin stellt in den Wohnungsuntersuchungen für die Jahre 1919/20 fest: Ein Viertel der kranken Männer und 18% der Frauen wohnen in Löchern von weniger als 20 cbm Luftraum, mehr als 5% haben noch nicht 10 cbm, während die preußischen Gefängnisse wenigstens 28 cbm vorschreiben. Ein Fünftel der Kranken sind lungenleidend. Sie schlafen mit anderen bis zu 5 Personen in einem Bett.

Was sagt dieses Knochengerüst der Statistik? Die Großstadt stirbt ab. Laßt uns den Block der sozialen Fürsorge davorwerfen! Deutschland hatte vor dem Kriege, auf den heutigen Bevölkerungsstand umgerechnet, 240 000 Geisteskranke, 90 000 Epileptiker, 300 000 Alkoholkranke, 50 000 Taubstumme, 30 000 Blinde, 370 000 Verkrüppelte, 1 000 000 Tuberkulöse, 12 000 Selbstmorde, 71 500 minderjährige Kinder in Zwangsfürsorge, 56 000 zu Gefängnisstrafen verurteilte Kinder. Nach dem Kriege hat Deutschland 900 000 Unfallrentner, 1 000 000 Invaliden, 300 000 Altersrentner, 1 000 000 Kleinrentner mit Angehörigen, 100 000 invalide Witwen, 600 000 aus der Invalidenversicherung, 1 300 000 Kriegsbeschädigte, 500 000 Kriegerwitwen, 1 500 000 Kriegswaisen, 10 000 alte Eltern von im Kriege Gefallenen und durchschnittlich ein paar Hunderttausend Arbeitslose. Was ist gegen dieses graue Heer unser soziales Flickwerk?

Es geht nicht mehr um Heilung eines kranken Volkskörpers, es geht darum, das Loch zuzustopfen, wo der Tod sitzt. Kein Gesetz kann den Geburtenrückgang aufhalten, den müden Körper aufpeitschen, daß er tragen muß, was er nicht tragen kann. Kein System kann heilen, keine Versicherung, keine Mutterrente. Es sitzt viel tiefer. Das große Zur-Ruhe-Kommen fehlt, daß das Wasser der menschlichen Seele sich wieder sammeln kann. Es geht ein Riß durch die Menschen, und die Jungen und die Künstler wissen das: Absterben — oder Wohnen, wo die Quellen sind.

Wo wohnt das deutsche Volk? 1871 wohnten noch 60% auf dem Lande und 40% in den Städten. Anfang 1900 war es schon umgekehrt. Seit 1871 sind jährlich 400 000 vom Land in die Städte gezogen. Die Nachkriegszeit sog die Menschen in immer rasenderem Tempo in die Städte, die sie wieder abstoßen mußten, weil keine Arbeit da war. 1921 wanderten 9000 Landwirte aus, 1922: 18 000. In unserem Mecklenburg aber wohnen nur 48 Menschen auf 1 qkm, in Ostpreußen 55, in Pommern 57. Die Ernten gehen zurück. Die Stadt frißt auf, und das Land nährt nicht. Es ist nicht mehr Blutbahn für das Gehirn der großen Städte. Keine großzügige Pflege des Bodens und der Bodenständigkeit hält der Industrialisierung und dem Kriege die Wage. Deutschland liegt zwischen dem Bauernvolk Rußland und dem Kolonialstaat Frankreich. Im kargen Europa, das sich zwischen dem robusten Handelsaillen Amerikas und den wurzelhaften Kulturen des Ostens zu behaupten hat. Wird unser Volk zu den Müttern, zum Boden sich wenden? Wird es zwischen dem Aufwachen und Absterben der Völker Wiege oder Grab sein? Erna Behne

Bei Zarathustra in der Unterwelt

(Zu Nietzsches 80. Geburtstag am 15. Oktober)

Um von Zarathustra eine Botschaft an die Menschheit für seinen 80. Geburtstag zu erhalten, wandte ich mich an den Fürsten der Unterwelt mit der Bitte, mir eine Hadesfahrt zu dem Dichterphilosophen zu ermöglichen. Meine Bitte wurde gewährt. Ähnlich wie einst Faust zu den Müttern in die Tiefe fuhr, stieg ich mit Hilfe eines Schlüssels, den mir der Sohn der Finsternis hämisch lächelnd überreichte, hinab. In einer großen, leeren, feierlich-düsteren Halle aus braunem Gestein saß Zarathustra im Thronsessel, vornübergeneigt, die Arme auf goldene Löwenköpfe gestützt, das gewaltige Haupt emporgerichtet nach der einzigen Seite der Halle, aus der das Licht hereinströmte, den Blick in der nur ihm eigenen Weise wie nach innen richtend und doch zugleich hinaussendend in weite Fernen.

„Menschensohn," sprach Zarathustra, als ich ihm mein Anliegen vorgetragen, „was forderst du neue Botschaft von mir für deine Brüder auf der Erde! War es nicht genug, daß einst ich euch den goldenen Ball zuwarf? Ihr fingt ihn auf, des bin ich gewiß, ihr spieltet ihn hinauf in blaue Fernen und selige Zukünfte.

Ein Viertelhundert von Jahren fast ist verflossen, seitdem ich eure Erde verließ. Ihr habt nun, ich weiß es, euer Kinderland entdeckt, nun glüht ihr vom überreifen Glück der höheren Menschen!"

„Aber," wandte ich ein, „o Zarathustra, du irrst, denn ..."

„Schweig, Menschensohn!" unterbrach mich Zarathustra, „deiner lahmen Worte bedarf ich nicht. Eurer Jugend rief einst ich zu: werft den Helden in eurer Seele nicht weg, haltet heilig eure höchste Hoffnung! Ich sehe sie vor mir, die jungen stürmenden Brausewinde droben! Mein Wort schrieben sie auf ihre Fahnen und tragen es nun ihren Scharen voran, hin nach hohen, großen, reinen, schönen, edlen Zielen, nach stolzen Menschenzielen der Zukunft! Preis dir, herrliche Jugend, tapferes Geschlecht junger Drachentöter, die Erfüllung naht, golden leuchtet dein Himmel der Morgenröte!"

Beschämt schlug ich die Augen zu Boden, denn ich dachte an die Massenumzüge hohläugiger Großstadtjugend und begann entschuldigend zu stammeln ...

„Schweig, Menschensohn," herrschte Zarathustra erneut mich an, „nutzlos und kümmerlich sind mir deine Erläuterungen. Alles kündet von selbst mir mein Seherblick. Zu euren Männern sprach ich einst: in jedem echten Manne ist ein Kind versteckt; das liebt Gefahr und Spiel; der Mann soll zum Kriege erzogen werden, daß sein Herz fest und hart und stark werde zur Herrschaft über die Erde. Die Herren der Erde habt ihr geschaffen, ich weiß es, die einen starken Willen über sie ausspannen, einen Willen zu Menschenüberkraft und Menschenschönheit, wo alles Kleine, Gemeine, Erbärmliche, Unreine tief unten am Boden kleben bleibt und das Gesindel den Born der Lust des Lebens nicht mehr vergiften kann."

Wie es kam, ich weiß es nicht, mir fiel bei diesen Worten nur das Feilschen der „Herren

der Erde“ um wirtschaftliche Vorteile auf ihren Weltkonferenzen ein, nichts sah ich vor mir von Menschenschönheit, nur Großstadtdunst und lärmendes Treiben in Wirtshäusern. Aber als ich meinen Blick zu Zarathustra erhob, fuhr er schon fort:

„Und zu euren Frauen sprach ich: Die Welt wird vollkommen, wenn das Weib aus ganzer Liebe gehorcht; der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe, in eurer Liebe sei eure Ehre, und dies sei eure Ehre, immer mehr zu lieben, als ihr geliebt werdet. Auch hier seid ihr schon der Erfüllung nahe, deutlich sehe ich sie vor mir, eure Frauen droben, die Hüterinnen der Menschenzukunft, wie sie rein und fein sind, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, die noch nicht da ist.“

Welcher Satan in aller Welt brachte mir auch jetzt wieder nur die Verdorbenheit der Instinkte und Sitten, die Verwilderung des Liebeslebens bei uns da droben in den Sinn! Es war zum Verzweifeln! Aber bereits hörte ich Zarathustra fortfahren:

„Dies auch lehrte ich die Menschen: Dort, wo der Staat aufhört, da erst beginnt das Volk, da beginnt das Lied des Notwendigen. Ihr habt es nun erreicht, des bin ich gewiß, Volk neben Volk in guter Nachbarschaft das eine Ziel der Menschheit anstrebend, die große Menschenzukunft. Die natürliche Rangordnung des Lebens, ihr habt sie geschaffen, nur das Beste herrscht bei euch, weil es herrschen will, herrschen muß, auf Jahrtausende drückt ihr eure Hand wie auf Wachs, stürmischer als das Meer stürmt eure große Sehnsucht hinaus in euer Kinderland, ihr führt ihn herauf, nahe ist er, der große Mittag!“

Nein, das war zuviel! Nun hielt ich es nicht mehr aus! O Zarathustra, wenn du wüßtest! Gebückt schlich ich dem Ausgang zu. Einen letzten scheuen Blick warf ich über die Schulter zurück nach Zarathustra hin. Jetzt erst hatte er meine Flucht bemerkt. Erstaunt fragend folgte mir sein Rätselauge. Mit meinen Mienen suchte ich noch auszudrücken: Sei froh, o Zarathustra, daß du nicht mehr von mir gehört hast! Damit verschwand ich schnell nach der Oberwelt.

Dr. Richard Oehler

Der „moralische Pakt“

Eine sprachliche Betrachtung, anknüpfend an einen bedeutsamen geschichtlichen Vorfall aus neuester Zeit, dürfte für unsre lieben Deutschen nicht ganz überflüssig sein.

Vor einigen Monaten schlossen bekanntlich die beiden führenden Männer Englands und Frankreichs, Herriot und Macdonald, in Chequers eine Vereinbarung, einen Vertrag, oder in der bei uns üblichen Sprache einen „Pakt“ ab, dem sie in ihrer Sprache gemeinsam die Bezeichnung „moral“ beilegten. Da „moral“ im Deutschen gewöhnlich mit „moralisch“ wiedergegeben wird und für dieses Fremdwort wieder „sittlich“ die meistgebrauchte deutsche Entsprechung ist, wurde auch dieser „Pakt“ von unseren meisten Zeitungen für „moralisch“, von manchen auch für „sittlich“ erklärt, und einige taten auch noch ein Übriges und knüpften an dieses Wort weise Betrachtungen, daß zur Freude aller Edlen mit diesem Vertrag eine neue Zeit herangebrochen sei, wo nicht mehr die rohe Macht und Gewalt, sondern die so lange im Winkel gestandene Sittlichkeit im Leben der Völker wieder herrschen und ihre Beziehungen bestimmen werde.

Die Leute, die sich diesem schönen Glauben hingaben, haben bekanntlich inzwischen eine schmerzliche Enttäuschung erlebt. Das kommt in der Politik öfter vor, wenn man den Sinn eines fremden Worts einfach dem des entsprechenden, bei uns üblichen Fremdworts gleichsetzt, wie dies z. B. Herr Erzberger erfahren mußte, als er den Engländern frischfröhlich die „Kontrolle“ der gesamten deutschen Handelsflotte zugestand; denn er hatte ihnen damit nach deren Gebrauch von „control“ nicht nur die Kontrolle über die deutsche Handelsflotte, sondern diese selbst zu ihrer beliebigen Verfügung ausgeliefert. Ein ähnliches Beispiel liegt vor, wenn man, wie im obigen Fall, „moral“ kurzweg mit „moralisch“ übersetzt und die Bedeutung des Wortes als „sittlich“ auffaßt, während tatsächlich ein ganz anderer Sinn des Wortes gemeint ist. Hier ist ein wahres Schulbeispiel dafür, wie sehr das Fremdwort nicht nur der Reinheit unserer Sprache, sondern auch der Klar-

heit unseres Denkens Schaden bringen kann.

Beispiele für diesen übertragenen Gebrauch des Wortes „moralisch“ liefert das tägliche Leben in Hülle und Fülle. Man kann bekanntlich „moralische“ Eroberungen machen, die nicht im Wegnehmen von Land, sondern im Gewinnen von Herzen bestehen, man kann „moralisch“ gesiegt haben, während man in Wahrheit fürchterlich geschlagen worden ist, man kann einen Prozeß gewinnen und dennoch als „moralisch Verurteilter“ den Gerichtssaal verlassen, man kann „moralische“ Ohrfeigen bekommen oder austeilen, und selbst vor einer „moralischen“ Hinrichtung schreckt dieser Sprachgebrauch nicht zurück, wobei den von diesem Schicksal Betroffenen in der Regel nicht der geringste Schaden an Leib und Leben zugefügt wird. In allen diesen Fällen will das Wort „moralisch“ offenbar das betreffende Tun oder Erleiden nicht als „sittlich“ in dem bei uns üblichen Sinn des Wortes bezeichnen, sondern es will sagen, daß die so bezeichneten Handlungen oder Leidenserlebnisse nicht im buchstäblichen und tatsächlichen, sondern in einem uneigentlichen, bildlichen, übertragenen und geistigen oder seelischen Sinn zu verstehen seien. „Moralische“ Eroberungen sind offenbar am ehesten als seelische Eroberungen, „moralische“ Ohrfeigen als nur im Geist, also „geistig“ erteilte Ohrfeigen zu verstehen. Und so will auch das Wort vom „moralischen“ Pakt nicht sagen, daß dieser „Pakt“ sittlichen Erwägungen entsprungen sei oder sittliche Ziele verfolge — sondern daß er ein ungeschriebener und nur im Geist die beiden Parteien bindender Vertrag sei —, was natürlich nicht besagen soll, daß er darum weniger ernst gemeint sei als eine in aller Form getroffene Abmachung.

Für die Begriffe „geistig“ oder „seelisch“, die zweifellos dem hier gemeinten Sinn von „moralisch“ am nächsten kommen, hat der Franzose kein oder doch kein volkstümliches und gangbares Wort. So hilft er sich, indem er ein Wort wählt, das einen nah verwandten, eigentlich einen engeren Begriff ausdrückt — nämlich eben das Wort „moral“, dessen eigentliche Bedeutung „sittlich“ ist; denn das Sittliche ist ja zweifellos ein Teilgebiet des Geistigen oder Seelischen. Daher wird das Wort „moral“ und seine Ableitungen im Französischen in weitem Umfang in dieser erweiterten Bedeutung gebraucht; beispielsweise nennt der Franzose das, was wir die „Geisteswissenschaften“ nennen, „les sciences morales“. Der Mangel eines Ausdrucksmittels, eines gangbaren Wortes für den Begriff „geistig“ oder „seelisch“ ist es also, was den Franzosen veranlaßt hat, zur Bezeichnung dieser Begrifflichkeit zum Wort „moral“ zu greifen; er hat hier, wie so oft, aus der Not eine Tugend gemacht — keineswegs liegt aber hier, wie vielfach angenommen wird, eine überlegene Ausdrucksfähigkeit der französischen Sprache vor, die wir durch Übernahme des Wortes „moralisch“ oder gar „sittlich“ für den gemeinten Bedeutungsinhalt anerkennen müßten, weil eben unsere Sprache für diesen Sinn keine passende Bezeichnung aufweise. Diese Mißdeutung ist freilich mitunter selbst unsern Großen vorgekommen, beispielsweise auch Goethe, als er einem der herrlichsten Abschnitte seiner Farbenlehre die Überschrift gab: „Von der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe“; denn er meinte, wie der Abschnitt deutlich erkennen läßt, ausschließlich die seelischen oder geistigen Wirkungen der Farben, insbesondere ihre ernste, feierliche, heitere oder auch lächerliche und narrenhafte Wirkung, die er z. B. der Verbindung von Grün mit blau zuschreibt. Daß er aber zur Bezeichnung dieser geistig-seelischen Farbenwirkung das Wort „sittlich“ gewählt hat, ist offenbar in Erinnerung und in allzu wörtlicher Übersetzung des ihm bekannten französischen Sprachgebrauchs geschehen, der in solchem Falle in der Tat von einem effet moral spricht, wie ja in seinem Sprachgebrauch nicht gar selten ein gewisser Einfluß des Französischen festzustellen ist. Mit dem Obigen soll andererseits natürlich nicht gesagt sein, daß „seelisch“ oder „geistig“ die einzigen Möglichkeiten böte, den hier gemeinten Sinn von „moralisch“ zum Ausdruck zu bringen — es stehen uns dafür vielmehr noch eine ganze Anzahl anderer Wörter zu Gebote, wie bildlich, uneigentlich, auch „innerlich“ —, der äußeren Niederlage kann ein innerlicher oder auch ein innerer, im üblichen Sprach-

gebrauch also ein „moralischer“ Sieg entgegenstehen; nur ein Wort sollten wir zur Bezeichnung dieses Sinnes niemals gebrauchen: nämlich eben das bestenfalls nichtssagende, meistens aber irreführende Wort „moralisch“. Dr. Karl Schneider

Die Selbstbemeisterung

Bei der militärischen Erziehung galt es vor allem als Ideal, sich die innere Zucht zu erwerben, sich selbst zu meistern, damit man allen Lagen des Lebens gegenüber Herr der Dinge bleiben kann. So ist z. B. bei den meisten Menschen Feigheit etwas Angeborenes, das durch bewußte Schulung überwunden werden muß. Wie war es nun möglich, dieses angeborene Gefühl der Feigheit zu überwinden und durch heroische Gedanken des Mutes und der Tapferkeit zu ersetzen? „Töte in dir den Schweinehund“, das wurde den jungen Kadetten immer wieder eingeprägt. Aber noch besser vom pädagogischen Gesichtspunkte war folgender Rat: „Wirf zuerst dein Herz hinüber, wenn du irgendein Hindernis überwinden mußt, dann wird der Körper ganz von selbst dir folgen und das Hindernis überwinden.“

Wirf dein Herz zuerst hinüber! Das ist ein Rat, den man auch jedem Kranken zuerst erteilen sollte. Der Kranke soll sich geistig in den Zustand der Gesundheit sehnen, dann folgt früher oder später der Körper nach. Immer wieder soll der Kranke sich sagen: „Ich werde wieder ganz gesund sein, ich werde über diese und jene Fähigkeit wieder Herr werden, die ich verloren habe. Ich werde all das wieder ausführen können, was mir zur Stunde noch nicht möglich ist.“ Und eines Tages wird diese geistige Vorstellung Wirklichkeit werden. Gedanken sind Kräfte, die heute noch viel zu sehr unterschätzt werden.

Nach meinen Erfahrungen ist bei der Heilung eines Kranken in erster Linie nicht die angewandte Heilmethode ausschlaggebend gewesen, sondern der Arzt, der das volle Vertrauen des Kranken gewann und dessen Gedanken auf die Heilung einzustellen vermochte. Sobald ein Arzt in einem Kranken den Gedanken zu wecken verstand: „Ich werde wieder gesund werden!“ ist bereits die Heilung eingeleitet. Dieser Glaube, daß die Krankheit heilbar ist, ist das wichtigste bei der Heilung.

Die Methode, die zur Anwendung kam, ist ja allerdings nicht zu unterschätzen, aber sie kommt als Heilfaktor erst in zweiter Linie in Betracht. Das Wichtigste ist der Arzt oder, besser gesagt, das Vertrauen, das der Kranke zu einem Arzt oder zu einem Heilpraktiker gewonnen hat. Ich wiederhole: ich will durchaus nicht sagen, daß die Heilmethode nebensächlich sei, aber Arzt, Vertrauen des Kranken zum Arzt und die angewandte Heilmethode stellen einen Dreiklang dar. Da nun der Arzt außerdem die Fähigkeit hat, im vorliegenden Krankheitsfall die richtige Methode anzuwenden, dann wird die Heilung, die bereits durch den Glauben des Kranken zum Heilen eingeleitet war, sich spielend vollziehen.

„Hegt den festen Glauben, daß alles gut gehen wird!“ Das ist der Rat, den der berühmte Arzt Coué aus Nancy seinen Patienten immer wieder auf den Weg gibt. Und so lange sucht dieser vorbildliche Arzt im Kranken das Vertrauen zu der eigenen Naturheilkraft zu wecken, bis er die Patienten durch ständige Übungen zum unerschütterlichen Glauben an sich selbst erzogen hat. Auch Jesus betonte immer wieder: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Der Glaube ist es, der in der Tat Berge versetzt! So ist es kein Wunder, daß Coué die verschiedensten Krankheiten durch seine Methode geheilt hat: Darmentzündungen, Ausschlag, Stottern, Stirnhöhleneiterung, Gebärmutterentzündungen und Entzündungen der Eileiter, Krampfadern, Tuberkulose, selbst schwere Formen von Lungenschwindsucht. Ein Patiert erzählt von sich selbst, wie er durch die Methode Coués gelernt habe, eine Entzündung des Gesichtsnervs, die von den Ärzten für unheilbar erklärt worden war, sowie eine Geschwulst am linken Fußgelenk durch bewußte Autosuggestion zu heilen.

Wer sich mit Coués Methode näher vertraut machen will, dem rate ich, sich das kleine Büchlein zu verschaffen: Coué, Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion (Verlag Benno Schwabe & Co., Basel; Preis 2 Mark). Immer wieder prägte es Coué seinen

Patienten ein, sich zu jeder Tageszeit, beim Ankleiden, beim Ausziehen, beim Gehen usw. zu sagen: „Ich werde geheilt sein, ich werde keine Schmerzen, keine Entzündungen mehr haben. Schmerzen und Entzündungen gehen vorüber und kommen nicht wieder!“ So appelliert Coué an den Geist, der stärker ist als der Körper. Immer wieder zeigt Coué seinen Kranken, die zu ihm in die Sprechstunde kommen, wie sie den Weg zur Selbstbemeisterung in sich selbst finden können: „Lernt nur glauben an den Geist in euch! Er wird Herr werden über alle Gebrechen des Körpers.“

Ja, der Geist ist stärker als der Körper, der Geist wirkt umgestaltend auf alles Körperliche ein, sobald wir gelernt haben, den Körper in den Dienst des Geistes zu stellen. Haben wir einmal den Geist wachgerufen und ihn aufgefordert, das Heilgeschäft im Körper zu übernehmen, dann wird er jede Störung im Organismus überwinden und ausgleichen.

Allerdings zu solcher Selbstbemeisterung die Patienten zu erziehen, ist nicht leicht. Das setzt Geduld, Glauben, innere Zufriedenheit und Harmonie beim Arzt voraus. Überdies muß der Arzt von reinem Idealismus beseelt sein. Bewußt muß er nur das Wohl des Menschen ins Auge fassen. Tut er das nicht, ist er kein reiner Idealist, so wird er niemals in den Patienten die vollständige Autosuggestion zu wecken verstehen, die dann in der Selbstbemeisterung ihren Höhepunkt findet. Gerade die geistige Heilweise setzt mit Recht die Erfüllung des Sprichwortes voraus: „Wer Gutes will, der sei erst selber gut!“

Dr. Karl Strünckmann

Die Goethe-Bühne in Berlin

Es ist kein Zufall, daß die neue Bühne, die in dem amerikanisierten Berlin von heute den Namen Goethes tragen soll, ihr Heim in einem prachtvollen alten Ovalbau gefunden hat, den einst die französische Gemeinde als ihr Gotteshaus benützte. Der Große Kurfürst schenkte den Emigranten dieses mächtige Bauwerk, das neben seinem alten Jagdschlößchen an den Grenzen des damaligen Berlin, nahe der heutigen Klosterstraße, liegt. Es ist dies kein Zufall — weil der Begründer dieses Theaters, Otto Peterson, als Aufgabe der Bühne die Rückführung des Dramas zum Kult, zur „Kirche“, zum Geistes- und Gottesdienst letzthin betrachtet. So hat er hier nach jahrelangem Ringen seinen Gedanken verwirklicht: er hat in den vielfenstrigen, hochgewölbten Bau eine eigenartige echte Mysterienbühne eingebaut und damit jene Möglichkeit des „Durchspielens“ neu geschaffen, die uns die Form und den szenischen Reichtum der Dramen Shakespeares verständlich macht. Er hat darin von Josza Savits, dem Münchener Reformator der Shakespeare-Bühne, gelernt. (Zu dessen Schülern sich in dieser Hinsicht auch Ernst Wachler rechnet.) Die szenische Reform geht also der geistigen voraus. Peterson war ein Jahrzehnt lang dramaturgischer Berater am Kaiserlichen Theater zu Petersburg und hat somit reiche Erfahrung in der Ensemble-Leitung. Er hat ein Buch über den Mimus in der russischen Volksdichtung geschrieben und ist darin Schüler und Anhänger des Berliner Mimusforschers und Philosophen Hermann Reich. Hier, auf dem Wege zurück zum Mimus (auf den Nietzsche als die Voraussetzung für die Erneuerung des Dramas verweist) und hinauf zum Mysterium fand Peterson die Linie, die es zu verfolgen galt. Es ist der Weg zu Dionysos. Hermann Reichs Mimus-Werk hat ihn mit wissenschaftlicher Exaktheit aufgezeigt, und das Winterfeld-Buch sowie das prächtige Buch „Michael“ des Philosophen hat ihn mit dichterischer Einfühlung bedeutend weiter verfolgt. Aber Hermann Reich ist nicht nur Philosoph. Er hat den Gehalt seines Buches „Michael“ in der Tragödie „Die Flotte“ in die dichterische Tat umgesetzt und den dionysischen Staatsmann gestaltet (Themistokles). Mitten ins Herz des Problems aber führt uns Reichs zweite Tragödie „Ardalio“, das Dionysos-Christus-Drama vom „Mimen Gottes“. Hier erleben wir den dionysischen Aufstieg vom Mimus zum Mysterium, die Hinaufläuterung zur unio mystica. — Direktor Peterson hat diese Tragödie für die „Goethe-Bühne“ einstudiert. Damit ist das „Programm“ dieser Bühne scharf umrissen. Als Eröffnungsstück erwählte man Goethes seit 1803 in Berlin nicht mehr aufgeführte „Natür-

liche Tochter". Man darf auf die Goethe-Bühne Hoffnungen setzen: über ihr leuchtet der Stern Goethes und des Mysteriums. Die Reinheit seines Lichtes wird hoffentlich das Dunkel des Berliner Bühnenchaos sieghaft durchstrahlen. Curt Hotzel

Wir, die völkische Jugend!

Die völkische Bewegung unserer Jugend hat, da sie Heiligung anstrebt, einen dem Christentum und überhaupt der Religion entspringenden Grund. Die Kirche, ob protestantisch oder katholisch, müßte sich eigentlich freuen, daß ihr durch die völkische Jugend eine ungeahnte Kraft künftighin zuströmen und zu ihrem Nutzen ausreifen könnte.

Die völkische Jugend ist aber auch deutsch, denn Deutschtum und Christentum sind in dieser Hinsicht identische Begriffe, vielmehr gleiche Wirklichkeitsformen. Deshalb ist die völkische Jugend zuerst deutsch und christlich — und erst dann konfessionell gebunden: protestantisch oder katholisch.

Die völkische Jugend gibt der völkischen Bewegung, die an und für sich eine Kraftquelle mit unerschöpflichem Borne ist, die ungeheure Stoßkraft, mit der sie vorwärts treibt. Was ist denn Jugend überhaupt? — „Jugend ist Willen zum Leben, Jugend ist Frohheit und Starkheit, Jugend ist Zukunft."

Schwarz und grau breitet sich die Zukunft vor uns aus; die Frohheit ist entschwunden, die Starkheit ist zerschlagen, der Wille zum Leben geraubt! Aber in aller Not und Wirrsal, in der Nacht und Finsternis steht einem leuchtenden Siegfried gleich „die völkische Jugend!" Vieles ist noch unklar an ihr. Ungestüm stürmt sie vorwärts, reißt ein und läßt nur Trümmer hinter sich. Und doch ist sie der Baumeister der Zukunft. Man muß sie nur verstehen, und das Wort von der politisierenden Jugend ist falsch. Ich selbst stehe mitten in dieser Jugend drin und stürme selbst oft mit vor, ich selbst bin noch einer dieser Jugend und bin froh darob. Weil ich selbst mit zur völkischen Jugend gehöre, darf ich auch von „uns, der völkischen Jugend", sprechen.

Über all unserm Tun steht groß das Wort „Vaterland". Wir aber haben kein Vaterland. Wir haben nur noch einen Staat. Den aber bekämpfen wir, nicht weil er eben eine Republik ist und gestern eine Monarchie war. Wir wollen ein „Vaterland". Weil sich der Staat schon zur Zeit vor der Revolution mit seinem römischen Recht und Gesetz an die Stelle des Vaterlandes der germanischen Freiheit und Pflicht gesetzt hat, weil er dem Ungeziefer jeder asiatischen Rasse eine Heimstätte bereitet, während der Deutsche zur Auswanderung gezwungen ist: deshalb bekämpfen wir den Staat. Der Staat gibt uns vielleicht mehr Rechte und verlangt von uns weniger Pflichten, als das Vaterland. Er gibt uns das Recht der Feigen und Memmen, das Recht der Wehrlosen und Sklaven, das papierne Recht des Protestes und des frühen Wahlalters. Das aber wollen wir nicht. Wir wollen ein stählernes Recht, das wenigstens die weiten Jahre, die noch vor uns liegen, aushält, wir wollen das „Wehrrecht". Um alle Politik kümmert sich im Grunde genommen die völkische Jugend nicht. Jede Partei ist uns recht, wenn sie uns mit dem Wehrrecht das „Vaterland" wieder bringt. Im Vaterlande aber muß das Wehrrecht zum edelsten Recht und auch zur „Wehrpflicht" werden.

Der Staat ist mit seiner parteipolitischen Kulissenschieberei für uns völkische Jugend, die wir weder Hinterhalt kennen noch Verrat, sondern nur Treue und Glauben, ein seelenloser Mechanismus. Das „Vaterland" aber, dem wir gefühlswarm gegenüberstehen, ist der Ausfluß und Ausdruck unserer Begeisterung. Und wie könnte das anders sein, sind wir doch die jüngeren Brüder jener Jugend, die bei Langemark „Deutschland, Deutschland über alles" singend stürmte! Sie stürmten dort in den Tod, hielten aber den Sieg in ihrer Faust. Auch wir werden siegen, weil wir nicht hassen, sondern lieben — unser Land und Volk lieben.

Ihr, die ihr uns nicht verstehen könnt, behauptet, wir hätten ein Übermaß von Haß. Nein, wir haben ein Übermaß von Liebe. Aus Liebe zum Vaterlande bekämpfen wir

seine Widersacher, ob es nun die parlamentarische Redekunst und Bauernfängerei des neudeutschen Staates, ob es die weißen und schwarzen Negerhorden am Rhein oder die schamlosen Polen im Osten sind. Wir bekämpfen alles, was wir nicht als Freund des Vaterlandes erkennen: die Lauen und Feigen, die Schmarotzer und Kriecher, den äußeren Feind und den inneren Volksverderber. Wir bekämpfen sie nur deshalb, weil wir das Vaterland immer und immer über das eigene persönliche Ich und, wenn es sein muß, über unsere eigene Bewegung stellen. Wer aber „Kampf aus edlen Beweggründen“ als Haß deutet, ist selbst von der ekeln Gemeinheit des Hasses angefressen. Wir kämpfen mit einem Übermaß von Liebe, die jugendliche Leidenschaft und Glut ist.

Der Staat vernachlässigt die heiligsten Pflichten, die einem Volke aufliegen, die Erhaltung der völkischen Kulturgüter. Wir hatten auch vor dem Meineidsnovember einen Staat, doch hat dieser teilweise völkisches Kulturgut mit seiner Macht geschützt, wenn dies auch hätte in viel größerem Maße geschehen müssen. Doch der Novemberstaat duldet, daß jeder Östling seinen Schmutz der Niedrigkeit bei uns abbürdet und gewährt ihm nicht nur Gastrecht dafür, sondern nimmt ihn als vollwertiges Mitglied in die deutsche Volksgemeinschaft auf. Dafür bezahlt der stammesfremde Einwanderer ein paar Silberlinge, wie wenn man deutschen Geist und deutsches Gemüt kaufen könnte. Auch sonst begeht der neue Staat die Sünden des alten in weit größerem Ausmaße. Er baut noch mehr Mietskasernen, in deren lichtlosen Räumen er uns wohnen läßt, wenn er überhaupt baut; er läßt die Fabriken weiterhin groß werden, damit deutsche Menschen zu Maschinen werden, er schreibt weiterhin Paragraphen, um einer wildflutenden Bewegung, die den unserm Volkstum entspringenden völkisch-sozialen Grundgesetzen gerecht wird, Dämme zu setzen; er läßt weiter die Polizei herrschen, damit das Vaterlond nicht erstehen kann. So ist uns völkischer Jugend der Staat nicht zum Freund geworden. Wir sind das Vaterland. Aber nicht in lichtlosen Kasernenbauten der Großstadt und dumpf-schwülen Fabrikräumen unter dem Knüppelgesetz der Lohnsklaverei, sondern auf eigener Scholle, und wenn sie auch klein ist. Hier sind wir mit dem lebendigen Willen und Bejahung des Christentumes das Vaterland. Ich denke dabei an das immer noch nicht gelöste Siedlungsproblem in Deutschland und an eine gesunde Lösung der sozialen Frage.

Erst im Vaterlande kann sich die Reinheit der völkischen Jugend auswirken. Dann erst kann die große Läuterung kommen, in der die Schlacken und alles emporgewirbelte Unreine wieder untersinkt und verschlammt. Nach den Schlacken, nach dem Maulheldentum, nach dem Unrat, der sich jetzt zwischen uns hineingedrängt hat, darf uns niemand werten. Nur das eine haben diese Lauten unter uns Gutes an sich: sie weisen um so bestimmter zuerst den Weg nach Innen: den Weg nach einem vertieft erfaßten Weimar und der Wartburg. Von dort aus ist es dann nicht mehr weit nach dem Schlachtfeld von Leipzig.

Von diesem Wege kann uns niemand mehr abbringen. Das reine Wollen unserer Sehnsucht hat ihn eingeschlagen. Und am Anfang und Ende dieses reinen, heißen Wollens und dieser reinen, verzehrenden Sehnsucht steht wie ein Feuerfanal das heilig-große Wort „Vaterland“.

Max Ferdinand Schmieder.

„Jung Harald“

Wandervögel vom Trupp „Jung Harald“. Zehn Jahre ist es her, als sie zum letztenmal auf Fahrt gingen, auf „große Fahrt“: von der sie nicht wiederkehren sollten.

Zehn lustige, sorglose Jungen, sorglos und froh, so wie wir es vor Beginn der schweren Zeit sein durften.

Gemeinsam zogen sie aus, heiliges Feuer der Begeisterung im Herzen. Gemeinsam kämpften sie Schulter an Schulter im gleichen Regiment, in gleicher Kompagnie. Gemeinsam sterben durften sie nicht. Neun fielen für ihr Volk, für ihr Lied. Der Zehnte, ihr Führer, kehrte zurück aus dem Grauen der langen

Kriegsjahre. Seine neun Jungen, denen er in allem voranging, mußte er lassen: — lassen in den Argonnenwäldern, an der Somme, vor Verdun. Überall wo es heiß herging, haben sie gefochten; überall wo die Schlacht stand, haben sie ihre Treue mit dem Tode besiegelt. Auf all den Kampfstätten stehen ihre Kreuze. Neun einfache Holzkreuze unter Tausenden.

Einsam und verlassen kehrte der Letzte, der Führer, in unsere Reihen zurück, suchend den Geist und die Art seiner dahingegangenen Kameraden.

Hat er ihn wiedergefunden?

Wir jungen Wandervögel, die wir 1914 kaum das große Geschehen in der Weltgeschichte ahnten, sind frühzeitig ernst geworden. Ernst und fest.

Ernst im Gedenken an unsere gefallenen Kameraden, fest im Erinnern an ihre Taten. Nie werden wir sie vergessen.

Wir singen die gleichen Lieder, die sie gesungen.

Wir haben uns, gleich ihnen, die Liebe zur Heimat erwandert.

Ihr Toten von „Jung Harald" könnt ruhig schlafen: wahrlich, nicht umsonst habt ihr gelitten! Euer Gedenken hat uns gefestigt. Eure Taten sind uns Beispiel. Euer Geist, der Geist von 1914, lebt in uns weiter. Ihr „Toten"? Nein, nein, wir grüßen euch, ihr Immer-Lebendigen! Hans Heinz Albrecht

Das hundertjährige Streichholz

Auch ein Jubiläum!

Das Problem der Feuerbeschaffung ist so alt wie die Menschheit. Zwar wird der erste Funke — wie schon die Sage zu berichten weiß — vom Himmel stammen; mit unendlicher Freude und Verwunderung begrüßten ihn die Urvölker, wenn er in der Nähe ihrer Siedlung zündete, aber der allezeit schaffende Menschengeist hat sicher frühzeitig nach eigenen Wegen gesucht, um selber Herr des Feuers zu werden.

Vom Reiben zweier verschieden harter Hölzer über Feuerstein zur elektrischen Zündung von heute — ein wie gewaltiger Schritt! Wie umständlich war das immerwährende neue Feuer„machen"! Wie abhängig das ständige Unterhalten des Feuers auf dem Herde — Tag und Nacht! Wie sehnte sich der menschliche Geist nach Einfachheit, Bequemlichkeit, Schnelligkeit! Er arbeitete und suchte — und erfand genau vor einhundert Jahren — 1824 — das Streichholz! Dem Engländer Congrew war es vorbehalten gewesen, diese überaus wichtige Erfindung zu machen. Allerdings hatten diese ersten Streichhölzer eine große Schwäche. Ihr Zündköpfchen bestand nämlich aus Schwefel, der mit einer Verbindung aus Kaliumchlorat und Schwefelantimon überzogen war. Die geringste Wärme genügte daher, diese ungemein leicht entzündliche Masse zum Entflammen zu bringen. Da Streichholzbüchschen erst die Erfindung einer späteren Zeit sind, so trug man die ersten Zündhölzer lose in der Tasche. Auf diese Weise entstanden natürlich manche schmerzhaften Verbrennungen, so daß die Polizei schließlich die Herstellung dieser Schwefelhölzer verbot.

Nachdem somit dem englischen Streichholze eine ziemlich kurze Lebensdauer zugemessen war, gelang es acht Jahre später einem deutschen Landsmann, dessen Name wie der so vieler anderer Erfinder leider verschollen ist, ein praktischeres Zündholz herzustellen. Dieses Holz war an dem einen Ende mit Schwefel versehen. Wollte man es zur Entzündung bringen, so mußte man es in ein Gläschen tauchen, das weißen Phosphor enthielt. Trotzdem auch dieses Verfahren von allerlei Unbequemlichkeiten zeugte, so bürgerte es sich überraschend schnell nicht nur bei uns, sondern auch in Österreich ein.

Viele Jahre lang tauchten unsere Urgroßväter die Schwefelspitze pflichtgemäß und ein klein wenig philiströs in das unvermeidliche Gläschen. Bis das große Umsturzjahr 1848 auch hierin eine Revolution erweckte. In diesem Jahre erfand nämlich der Professor Böttger in Frankfurt am Main das berühmte Phosphorholz, das an einer präparierten Reibfläche zündet. Er stellte seine Erfindung, die er „Sicherheitsstreichholz" nannte, sofort fabrikationsmäßig her. Damit hatte er jedoch so geringen Absatz, daß er seine Tätigkeit bald wieder einstellen mußte. Das Phosphorgläschen

hatte sich derartig eingebürgert und festgesetzt, daß selbst der Fortschritt es nicht zu vertreiben in der Lage war.

Das Ausland erst machte den lieben Deutschen die eigene Erfindung vertraut. Es ist die alte Geschichte: Was von jenseits der Grenze kommt, findet ehrfurchtsvolle Beachtung! Diesmal war es der Schwede Lundström, der die Erfindung Böttgers aufgriff, sie verarbeitete und — die ganze Welt damit beglückte. So wurde aus dem „deutschen" das „schwedische Streichholz"! Wie großartig sich die schwedische Zündholzfabrikation entwickelte, zeigt ein kurzer Gedankenflug in unsere Jugendzeit. Alle Streichholzpakete, die wir damals der Mutter holen mußten, stammten aus Schweden. Und wenn auch heute andere Länder mit ihm in Wettbewerb getreten sind, so hat Schweden immer noch den Löwenanteil an der Belieferung des Erdballs. Gibt es doch Betriebe in jenem Lande, die täglich siebzig und mehr Millionen Streichhölzer in einem Tage jahraus, jahrein fabrizieren!

Erst in neuerer Zeit hat unser Vaterland die eigene Erfindung ausgebeutet. Durch treue deutsche Arbeit ist es endlich gelungen, das schwedische Streichholz in Deutschland zu verdrängen. So ist es dem großen Konzern Stahl & Nölke in Kassel gelungen, mit den leistungsfähigsten schwedischen Fabriken in jeder Weise in Wettbewerb zu treten, ja selbst die tägliche Herstellungszahl von sechzig Millionen zeitweise zu erreichen.

Eine Zeitlang schien es, als sei das Feuerzeug der Feind des Streichholzes, das es vollständig verdrängen würde. Aber das schien nur so. Das Feuerzeug wird freilich immer eine unvollkommene Einrichtung bleiben. Der wahre Feind des Streichholzes aber ist die Elektrizität. Sie wird es einstens in die Ecke zum Kulturgerümpel werfen. Wir aber, die wir es kannten und liebten, werden mit Wehmut an die beschaulichen Zeiten zurückdenken, da neben dem Ofen der zierliche Behälter für die Streichhölzer hing, auf den eine liebende Hand die Verse gestickt hatte:

Das Streichholz spricht:
Es werde Licht!

Oswald Richter

Land! Land!

Meuternde Mannschaft. Endlos Wasser — niemand weiß das Ufer! Ewig die Tage. Endlich ein Schatten am Horizont: Land!

Froh klang die Stimme des Spähers im Mast, als er sein „Land" hinabrief zu dem wartend ausschauenden Amerikafahrer Christoph Columbus.

Und wieder eine kühne Fahrt! Nicht durch gefahrbringendes unbekanntes Meer, nein, auf dem geradesten Wege, durch die Luft. Auf dem Wege ohne sichtbare Hindernisse, der doch so viele Gefahren birgt.

Keine Forscher waren es, die da fuhren; ihr Weg ging nicht ins Ungewisse. Vielmehr war diese Luftfahrt vorbereitet bis zum letzten, durchdacht, durchsonnen in monatelanger steter Arbeit. Nicht abgeschnitten im unbekannten Element: immer mit Heimat und Ziel blieben sie verbunden. Und doch! ...

Sind es nicht Glückssoldaten wie jene? Männer mit Willen zum Ziel! Trotzend höheren Gewalten; Sieger, die fuhren, ihrem Lande zu dienen. Noch den ängstlich fragenden Abschiedsblick der zurückbleibenden Frauen vor Augen, stiegen sie hoch in die Lüfte, trauend ihrem Schaffen, ihrem Werk.

Sie haben es erreicht; haben der Welt gezeigt, was deutsche Technik Geniales zu leisten vermag.

Was mag im Innern jener Männer vorgegangen sein? Über sich unbegrenzte Weite, unter sich endloser Atlant! Als einzige Verbindung mit dem festen Land elektrische Funken. Doch diese Funken waren Stimmen der Heimat, Künder des Zieles.

Brausend und summend singt der Gleichtakt der Motore das hohe Lied deutscher Technik.

Als zum ersten Male kühne Männer mit langer, langer Wasserfahrt dem fremden Erdteil entgegenfuhren, herrschte Hunger und Zweifel auf ihren Schiffen. Heute — ein Funkspruch: An Bord alles wohl, nur — das Waschwasser ist ausgegangen! Nachdenklich macht jener gewaltige Unterschied der Zeiten.

Vor allem der eine Unterschied, der uns zu Ingrimm und Wehmut stimmt: Jene Kolum-

busfahrt eroberte Land — doch diese Zeppelinfahrt bedeutet Abschied. Wir sind unfrei! ...

Doch trotz Technik und Fortschritt: — gleiche Menschen sind sie geblieben wie jene Ersten: Menschen, die das Element und sich selbst beherrschen. Wie der Posten im Mast der „Santa Maria“ sein: Land! Land! rief, haben sie es heute wohl auch gerufen, als der schwache Streifen der amerikanischen Küste am Horizont auftauchte. Mit verwachten, aber leuchtenden Augen werden sie sich die von der Motorenarbeit öligen und fettigen Hände gedrückt haben. „Land! Land!“ A.

Über Stefan George

äußert sich Richard Benz in den von ihm herausgegebenen Blättern „Die Pforte“ (Heidelberg), in Zusammenhang mit seiner eigenen Einstellung zur Musik, in besonderer Weise:

„Hier ist in Wahrheit der humanistische Poeta wieder auferstanden, der skandierende, metrisch taktierende; der bewußte Stilkünstler; der Übersetzer; der von der Dichtung nur den einen sinnlichen Teil, das klingende Wort, in seine kultivierende Arbeit genommen hat, ihres anderen Teils aber, der Phantasie und des schöpferischen Gedankens, nicht teilhaftig ist. Er ist der Gesinnungs- und Ranggenosse des Martin Opitz; seine ethisch höchst anerkennenswerte Kulturarbeit hatte, wie die des genannten humanistischen Schulmeisters, ihren Sinn in einer verwilderten Zeit; neben wahrer deutscher Dichtung wird sie belanglos. Goethe und Hölderlin statt Opitzen zu Ahnen, ja unzulänglichen Vorläufern ihm zu setzen, wird einst so merkwürdig erscheinen wie die Konstruktion, mit der Richard Wagner Gluck und Beethoven zu seinen Wegbereitern herabdemonstrierte. Gewiß, es ist ihm manches Schöne gelungen, und die stilistisch reine und hohe Haltung seiner Dichtung muß man anerkennen, sie hat vielen das Sprachgefühl geweckt, das Sprachgewissen geschärft — aber das geistige Gesamtwerk, von dem seine Jünger reden, ist ihm nicht beschieden gewesen. Überhaupt wird man Geist, Phantasie und Vision in dieser Dichtung vergebens suchen; sie besteht, wo sie über eigentliche Lyrik hinausstrebt, aus Sprüchen und ethischen Zurufen an Jünglinge, und ist im eigentlichen Sinne geistig arm — man staunt, daß so kluge, ja geistreiche Leute, wie die meisten Schüler Georges es sind, von einer solchen Dichtung befriedigt und angezogen werden konnten: es sind wohl ausgesprochen intellektuelle Naturen, die das klingende Wort und den reinen Dichter sich nur mit einem Verzicht auf Intelligenz verbunden denken können. Die geheimnisvolle Art, mit welcher simple Wahrheiten des Lebens in große tönende Worte gebracht werden, gilt ihnen für dichterischen Tiefsinn: der Intellektuelle genießt auch die Kunst nur mit dem Intellekt und verlangt von ihr Verständlichkeit für den Verstand, allerdings unter der Hülle einer bezaubernden Sinnlichkeit. Dies leistet ihm George: er gewährt ihm die Lust, aus dem Nebel und Weihrauch und Klingklang, den er oft über geistige Banalitäten breitet, das „eigentlich Gemeinte“ als den verblümten Orakelspruch des Gottes herauszufinden — dieses und nichts anderes ist die „Leibwerdung des Wortes“; eben das, was der Intellektuelle sich unter Dichtung allein vorzustellen vermag. Diesem Streben nach Verhüllung des Einfachen, ja Einfältigen, diesem Willen zum Tiefsinn der Banalität dient auch die unmögliche Schrift, in der das Gedicht fixiert wird, die Schreibung der Hauptwörter mit kleinen Buchstaben und der Mangel an deutlicher Interpunktion: der Orakelspruch darf nicht sofort verständlich sein; und da nicht dichterische Phantasie und Bildkraft ein Unerhörtes gestaltet, so muß zu äußeren Mitteln gegriffen werden, es wenigstens vorzutäuschen. Macht man die Probe und schreibt einen Georgeschen Vers in deutscher Fraktur und soweit dies möglich ist, in sinngemäßer Interpunktion: so staunt man über die Nichtigkeit und Geschraubtheit, die dann so oft übrigbleibt.

Freilich, damit kluge Leute diese Art Dichtung ernst nehmen und gleich einer göttlichen Offenbarung verehren, dazu ist zweifellos eine starke Suggestion erforderlich; und diese geht allem Anschein nach von der Persönlichkeit Stephan Georges aus. Im Leben dieses Mannes waltet ohne Zweifel ein reiner und auf das Höchste gerichteter Wille: die Strenge, mit der

er sich ein Leben lang von allem Getriebe freigehalten hat, die Zucht, mit der er sich, nach seinem Vermögen, stilisierte, der Stolz, mit dem er jede Konzession verschmähte, das sind alles Eigenschaften, die zu selten sind, als daß man sie übersehen dürfte, auch wenn sie im Dienst einer feindlichen Sache stehen. Die Haltung Georges als Mensch muß etwas Königliches haben; und daraus begreift sich die Wirkung, die er auf den Kreis derer ausübt, die ihm nahestehen. Er scheint der geborene Führer zu sein, mit einem alles zwingenden Willen begabt — aber er ist ein König ohne Land und Volk: zum physischen Herrschertum fehlt ihm die äußere Macht; zum geistigen Führer der Nation mangelt ihm die geistige Fülle und Ursprünglichkeit, die Fruchtbarkeit der Ideen und Ziele. Als geistiger Führer müßte er zu etwas hinführen, einem Höheren den Dienst bereiten — aber er führt nur zu seinem beschränkten Ich; und als Dichter ist er nicht hoch genug, um, unwillkürlich singend und sagend, das Höchste selber zu sein.

So ist er das Haupt einer Sekte geworden, die seinen Willen zum Dichten für die Erfüllung des Dichters nimmt — man könnte sich damit abfinden und durch das schöne Menschliche daran den Irrtum verstehen und bestehen lassen, wenn nicht aus der Existenz des Werkes und auf den Anspruch der Jünger auf eine absolute von der Persönlichkeit unabhängige Geltung des Werkes die größte ästhetische Wirrnis entspränge“ ...

Der Zug ins Gigantische

Alles, was heute geschieht und unternommen wird, technischer oder wirtschaftlicher Art, hat einen Maßstab des Riesenhaften. Ins Märchen gereckte Unternehmungen heben Altgewohntes aus den Angeln, und Unerhörtes wird gewagt, als ob es alltäglich sei. Nur die alten Werke der Kunst sind noch immer den neuen überlegen, und das Gebaren neuer und neuester Gruppen, ja etwas Neues zu finden, das überwältigend wäre und die alte Kunst schlüge, endete noch immer in Lächerlichkeit und Ausder-Mode-Kommen, da es sich nur der Mode bemächtigen konnte, und diese wetterwendische Geliebte ihre Verehrer stets bald im Stich läßt.

Doch manchmal wagt sich die Kunst auch jetzt an gewaltige Aufgaben, die an die Zeit kolossalischer Arbeiten während Hellenismus und Renaissance erinnern. So entsteht in Liverpool eine Kathedrale, die an Größe der Peterskirche in Rom nur wenig nachgibt, und man behauptet, das Innere derselben solle durch Verteilung der Lichtquellen noch viel imposanter wirken. Der Eindruck ist schon jetzt weihevoll ruhig, ähnlich wie in altertümlichem Münster, obgleich der Bau in vieler Beziehung neuartig eingestellt ist und keine Kopie gotischer Motive bringt. Wohl wird die Gotik als Anregung benutzt und fortgebildet, doch mit selbständigem Baugedanken. Die Wölbungen und geschwungenen Bogen übersteigen das Ausmaß aller gotischer Dome, insbesondere wird die Überwölbung des Mittelbaus als gewaltige architektonische Kühnheit gerühmt. Das nunmehr zum Drittel vollendete Werk wurde vor 20 Jahren begonnen durch den damals 24jährigen Architekten G. Scott. Er überspannte mit nur drei Bogen einen Raum, zu dessen Bewältigung frühere Kathedralen zehn und noch mehr Pfeiler brauchten. Da die Kathedrale die Stadt überhöht und ihre Mauern auf einer Seite schroff zum vielbelebten Strom abfallen, soll ihr gewaltiger Turm zugleich als Warte für das bunte Gewimmel der Schiffe dienen, die in Liverpool einlaufen. So ist dem mystischen Bau im modernen Sinn ein praktischer Zweck gegeben.

Ein anderes neugeplantes kolossalisches Kunstwerk steht noch näher mit dem Leben der See in Verbindung. Es soll ein Leuchtturm werden, desgleichen die Welt seit dem Koloß von Rhodos nicht gesehen. Frei wird es sich erheben aus einer einsamen, wilden Natur, aus den zerklüfteten Marmorbergen von Carrara, dort wo Michelangelo seine Blöcke holte. Seltsame Felsgrate stehen im Hintergrund, und es soll den Schiffern des stürmischen tyrrhenischen Meers sicher den Weg weisen. Dem Andenken Shelleys ge-

weiht, der vor 100 Jahren in der Bucht von Spezia bei plötzlichem Unwetter den Tod in den Wellen fand, wird sich eine gewaltige Statue des Prometheus erheben. Die Hand des schiffbrüchigen Dichters umklammerte noch im Sterben einen Band des Äschylos, aus dem er die Anregung zu seinem bedeutendsten Werk geschöpft „Der entfesselte Prometheus." Prometheus soll nun fackelschwingend den Schiffern weit hinausleuchten — viel größer, machtvoller gedacht als die Freiheitsstatue im Hafen von Neuyork. Für diesen Plan herrscht große Begeisterung, und man sammelt in Italien wie in England dafür. Prometheus wird im Augenblick des Feuerraubes dargestellt. Kühn hebt er die Leuchte, nachdem er olympischer Seligkeit entsagt hat, um den Menschen die große Gabe zu bringen, den Anfang allen Könnens und aller Kunst.

A. v. G.-R.

Wilhelm Schmidt

Einer Persönlichkeit eigner Natur, die in ihrer Bedeutung in erster Linie der Technik zugehört, soll dieser Nachruf gewidmet sein. Man sieht im allgemeinen im Techniker einen von mathematischen Grundsätzen durchsetzten Verstandesmenschen; untersucht man aber das Geist- und Gemütsleben unserer großen Erfinder, so tun sich Tiefen religiösen Empfindens auf, die wie Offenbarungen göttlichen Waltens berühren. Deshalb wird auch gerade dem Türmerleser die Lebensgeschichte eines solchen Mannes zum Herzen sprechen.

Baurat Dr. h. c. Wilhelm Schmidt, der Erfinder so vieler Maschinen, der durch sein Heißdampfpatent in Amerika bekannter als in seiner Heimat geworden sein soll, dessen letzte Arbeit der Lösung des Hochdruckproblems galt, die nunmehr als gelungen gelten darf, wird in der Geschichte der Technik als einer der bahnbrechenden Erfinder und Führer stets einen ehrenvollen Platz einnehmen. Gewiß ebenso wertvoll wird aber auch sein im verborgenen geübtes Mühen und Streben, die tiefste Ursache des gräßlichen Weltgeschehens, des Weltkrieges zu ergründen und aufzuklären und das der christlichen Welt drohende noch schrecklichere Verhängnis abzuwenden, gelten müssen. Pastor G. von Bodelschwingh aus Bethel, ein langjähriger Freund des Entschlafenen, feierte in der Trauerrede Wilhelm Schmidt als einen Kämpfer für die Wahrheit in jeder Beziehung, sowohl wissenschaftliche als auch göttliche Wahrheit; und wer den Lebenslauf dieses eigenartigen Mannes kennt, weiß, wie ernst es ihm mit seinem Eintreten um die göttliche Wahrheit war, wie treu und aufrecht er sein Tatchristentum auffaßte. Mit all seinen Arbeiten suchte er ethische, soziale und später auch vaterländische Zwecke zu verbinden. Mehrere seiner ersten Erfinderarbeiten zielten darauf hin, dem mit den Fabrikbetrieben schwer ringenden Handwerk eine billige Betriebskraft zu schaffen.

Wilhelm Schmidt entstammte kleinbürgerlich-ländlichen Verhältnissen. Aus einer Veröffentlichung seines langjährigen Mitarbeiters, Direktor Henkel, die 1915 in dem Buche: „Unter deutschen Eichen" (Furcheverlag) erschien und die von dem Verstorbenen selbst als ein wahrheitsgetreues Bild bezeichnet wurde, erfährt man, daß seine Wiege in dem Harzlandstädtchen Wegeleben stand. Vom Mütterchen hat er auch die Frohnatur geerbt, aber statt zum Fabulieren einen unbändigen Schaffenstrieb und eine wunderbare Intuitionsgabe, die den gereiften Mann oft schwierig und versteckt liegende Dinge, ohne logische Reflexion, ja oft in scheinbarem Gegensatz zu jeder Logik, richtig erkennen ließ. Neben seinem Streben zur Vervollkommnung des technischen Wissens war es die Ergründung der tiefsten Probleme menschlichen Wissens, die ihn beschäftigten. Nach Gott, den seine Seele in dem großen Geheimnis der Schöpfung ahnte, suchte er. Nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, griff er nach Goethe, ja nach Kants Kritik der reinen Vernunft, die ihm freilich ein Buch mit sieben Siegeln blieb.

Da, es war in Dresden auf der Herberge zur Heimat, wo er von einem Handwerksburschen, der Geld brauchte, ein Neues Testament für 30 Pfennig erstand. Er fing an, in ihm zu lesen, es zu durchforschen, wie alles, was ihm unter die Hände kam. Das Herz ging ihm hierbei auf, und jubelnd erkannte er hier die so oft und heiß gesuchte Wahrheit. Sein Leben und Schaffen war von nun an bestimmt durch einen uner-

schütterlichen Glauben, und so sind danach all seine Erfindungen Glaubenstaten geworden. Niemals hat ihn dieser Glaube betrogen. Wie sein treuer Sozius und Mitarbeiter, Direktor Henkel, in der Gedächtnisfeier zu Kassel mitteilte, war er eine tiefphilosophische Natur von heißestem Wahrheitsdrang, ein Mensch, der allen Dingen auf den Grund zu gehen suchte und bemüht war, die letzten Zusammenhänge alles Geschehens zu erforschen. Das Schillerwort: In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Leben zeigen, war ihm Richtschnur. Aussprüche tiefer Lebensweisheit und Wahrheiten aus dem eigenen Geistesschatz und dem großer Männer, wie Luther, Bismarck, unter den Dichtern mit Vorliebe Schiller, schüttete er wie aus einem Füllhorn aus; und ein seltener Seherblick war ihm eigen. Immer mußte man beim Umgang mit Schmidt an das Dichterwort sich erinnern: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. So befand sich der Verstorbene in den kritischen Tagen, die dem Ausbruch des Krieges nach dem Attentat von Serajewo vorausgingen, in einer furchtbaren Geistesverfassung. Er sah schweres Unheil über das deutsche Volk hereinbrechen. Die Nibelungentreue zu Österreich hielt er für verfehlt. Wir dürfen uns von dem innerlich faulen Österreich nicht mit ins Verderben reißen lassen, war in diesen Tagen sein einziger Gedanke. Seine Freunde waren entsetzt, konnten ihn kaum verstehen und nur schwer davon abhalten, den Kaiser, weil zwecklos, zu warnen.

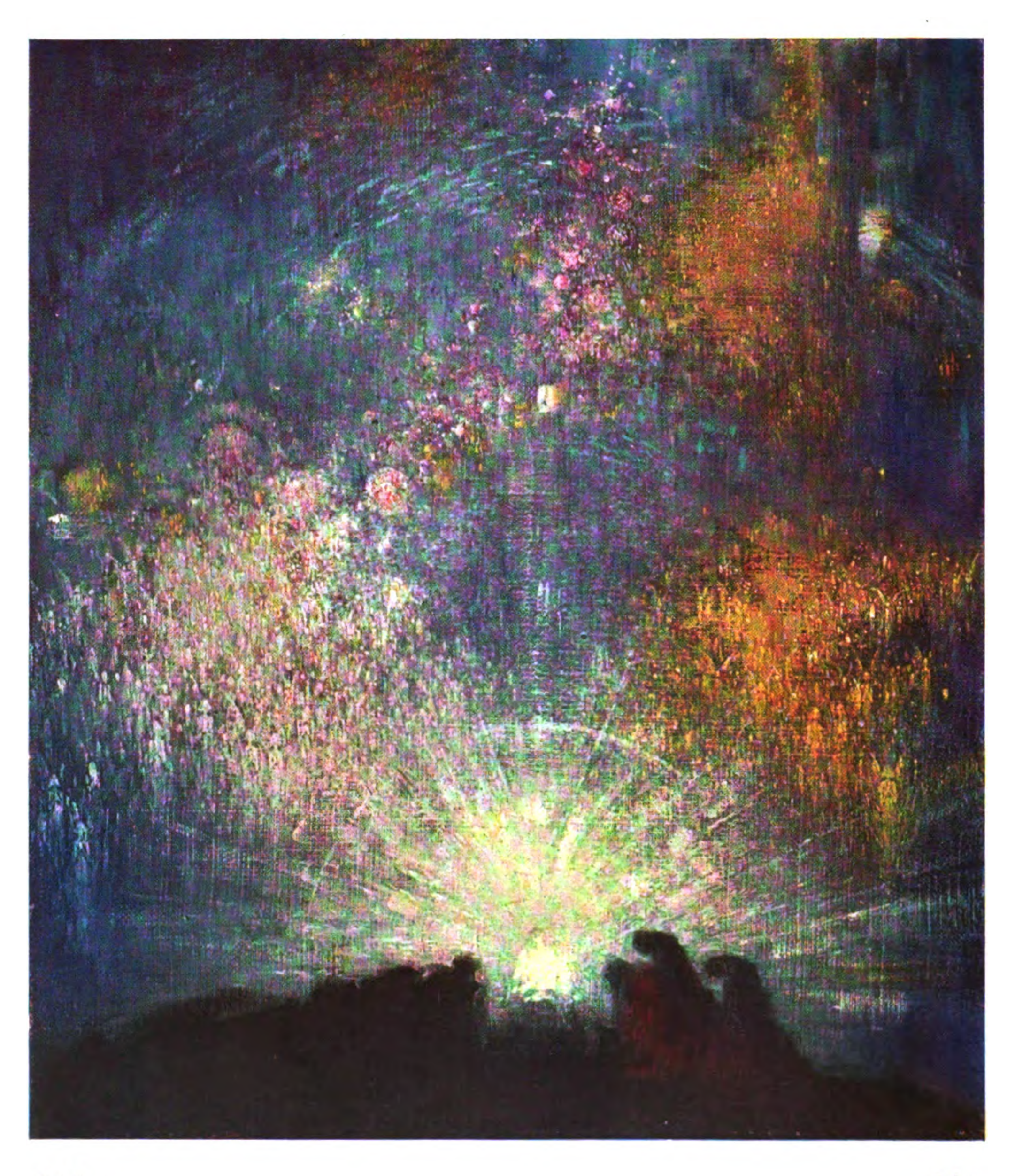
Ein anderes Wunder seines Seherblickes! Es war im Spätsommer 1917, unsere Fronten standen unerschüttert, während sich Merkmale von Erschlaffung auf feindlicher Seite zeigten. Da erklärte der Verstorbene eines Morgens ganz verstört seinen entsetzten Mitarbeitern unsere Niederlage und die gewaltsame Entthronung des Kaisers. Deshalb wurde zum Beispiel auch immer bei augenscheinlich zu schneller Änderung seiner Entschlüsse, die den Geschäftsgang der von ihm geleiteten Gesellschaft betrafen, von seinen Mitarbeitern oft gegen ihre Überzeugung ihm allein die Entscheidung gelassen in der Hoffnung, daß sein an das Wunderbare grenzender Seherblick das Richtige treffen würde.

Die Seelenkämpfe für Deutschlands und der übrigen christlichen Welt Rettung haben in den letzten Jahren seines Lebens seinen körperlichen Zusammenbruch veranlaßt, den er ein Jahrzehnt vorausgesehen und wonach er seine Entscheidungen getroffen hatte. Da ihm selbst die Redner- und Schriftstellergabe fehlte, um für sein Ziel voll einzutreten, hat er mit einem seltenen Eifer zuletzt ganz Deutschland noch nach verwandten Seelen unentwegt abgesucht, um Mitarbeiter für diese Aufgabe zu gewinnen. Und wenn heut über seinem Grab die Worte stehen: „Der Eifer um Dein Haus hat mich gefressen", so treffen sie gewiß für den Entschlafenen zu. G. Schäfer

---

Lienhard-Festspiele. Der Aufruf über die Lienhard-Festspiele, die im nächsten Sommer im Harzer Bergtheater stattfinden sollen, wozu aber die Vorbereitungen schon jetzt getroffen werden müssen, liegt auch dem heutigen Hefte bei. Wir bitten Leser und Freunde des Dichters, diesen Aufruf zu beachten. Die Scheine können auch als Geschenke auf den Weihnachtstisch gelegt werden, wenn der Spender selbst sich zur Reise nicht entschließen kann. Besonders auch die deutsche Jugend hoffen wir dort reichlich vertreten zu sehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Bethlehem | F. Hab



Monatsschrift für Gemüt und Geist
ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT
Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
27. Jahrg. Dezember 1924 Heft 3

Evangelium

ist ein griechisches Wort und heißt auf deutsch gute Botschaft, gute Märe, gute neue Zeitung, gut Geschrei, davon man singt, sagt und fröhlich ist ...

Glaube

ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und macht uns zu ganz andren Menschen, von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringt den heiligen Geist mit sich. Oh, es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohn' Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan und ist immer im Tun.

Luther

Frohbotschaft

Von Friedrich Lienhard

Ein Teil unserer Jugend folgt der Auffassung, das Christentum sei eine abzulehnende „Sklavenreligion“, eine „semitische Pest“. Nun, das vieldeutige Wort Christentum — wie jede Religion — kann alle möglichen Menschlein umspannen, auch Knechtsseelen, die es demütiglich nur im Munde führen, auch Fanatiker und Dogmatiker; es ist eben das, was seine Bekenner daraus machen. Die völkische Bewegung steht vor einer ernsten Frage: wird sie nach diesen Jahren politischer Aufpeitschung auch der erneuernden Kulturkraft fähig sein? Wird unsere Jugend besonnen und geduldig genug werden, ihre Kraft zu sammeln und langsam, doch stetig zu wachsen? Wird sich der vaterländische Gedanke mit religiöser Weihe verbinden?

Edle Seelen werden ihr Bekenntnis edel formen und vornehm auswirken. Das Christentum des „Heliand“ ist eine Herzensreligion mit Mannentreue, eingedeutscht in die adeligsten Züge deutschen Wesens.

Wer mit großem Blick die Mittelmeerkultur umfaßt, schaut in dieser Ellipse zwei Brennpunkte: im Westen den Cäsar in Rom, im Osten den Christus in Galiläa. Dort das Römerreich, hier das Reich Gottes; dort der civis romanus (römischer Bürger), hier der civis christianus: beide in ihren besten Vertretern voll Würde. Der Christusjünger vertritt in seinem Geistesreich („Mein Reich ist nicht von dieser Welt“) unter seinem König Christus, über dem die Taube schwebt, die Macht der Liebe. Der Römer mit seinen Legionen, dem Wolf als Stammesmutter und dem Adler auf der Bannerstange, huldigt dem äußeren Machtgedanken, dem Staatsgedanken, dem Imperialismus. Solange es eine Welt- und Kulturgeschichte gibt, wird das Reich des Staates ergänzt und durchdrungen — beseelt — werden müssen vom „Reiche Gottes“ der Weisheit und der Liebe. Auch dort am Mittelmeer rangen beide um diesen Einklang. Die Christianer stiegen aus den Katakomben empor und eroberten die Römer. Unter Konstantin hatten sie gesiegt. Dann freilich hat sich der Machtgedanke des ehedem heidnischen Roms Jahrhunderte hindurch sehr oft in das Christusreich verlaufen und auch als Kirche Feuer und Schwert zu Hilfe genommen, wo die Herzenskraft allein hätte überzeugen sollen.

Weltreich und Gottesreich: ihr Zusammenklang ist ein Problem ersten Ranges! Frömmigkeit und Deutschheit — beide verlangen ihre Rechte. Oft führen sie in heftigen oder grüblerischen Naturen zu Gewissenskonflikten, und die Wage wird sich häufig nach der asketischen oder nach der imperialistischen Seite neigen, ohne den Gleichgewichtszustand zu finden. Doch in harmonischen Persönlichkeiten einigen sie sich zur Weltverklärung. Dann ist nicht mehr die Lehrmeinung das Beherrschende, sondern die Lebensgestaltung. Unsere Losung ist nicht Weimar gegen Potsdam, sondern Weimar und Potsdam. Der Geist will einen Leib, und der Leib will durchgeistet und beseelt sein.

* * *

Die Botschaft vom Gottesreich, das sich beseelend in das Weltreich einbauen soll, heißt Evangelium. Das Wort Euangelion ist griechisch und bedeutet Gutbotschaft oder Frohbotschaft. Wer dieses Wort unbefangen auf sich wirken läßt, der ist von ver-

nünftelnder Einstellung zur Religion von vornherein bewahrt. Denn solche Botschaft ist Offenbarung. Die höchsten Erscheinungen in der geistigen und seelischen Welt — religiöse Genialität und alles, was mit Intuition, höchster Kunst und Dichtung zusammenhängt — werden nicht vernünftelnd erarbeitet, sondern von unerforschlichen Mächten geschenkt. Es ist die „Liebe von oben", von der Goethe am Schlusse des „Faust" spricht. Das römische Reich: Wille von unten; Christus: Liebe von oben. So empfindet die Christenheit die Erscheinung eines Jesus Christus als Frohbotschaft, als Offenbarung, als Geschenk.

Demnach ist Christi Geburtsfest eine Freudenfeier mitten in der Welt des Hasses und der Machtsucht, ein Fest gegenseitiger Liebe. Wie wir von oben beschenkt worden sind, so pflegen wir uns auch untereinander gerade an diesem Tage zu beschenken. Gott hat uns Freude gemacht; wir machen aus Glück und Dank des Beschenkten heraus auch anderen Freude. Das Herz ist dabei die treibende Kraft.

Wenn mich jemand nach einer Formel für meine Religion fragen würde, so würde ich etwa antworten: „Lesen Sie im Johannes-Evangelium die Kapitel 14 bis 17! Etwas Hoheitvolleres ist mir nicht bekannt." Die großartige organische Einheit: „Vater", sein Sohn „Christus" und dessen Jünger; die Demut vor dem Vater, der ihn gesandt hat, und zugleich die erhabene Betonung der Tatsache, daß er, der Heiland, schon „vor Gründung der Welt" beim Vater war: das ist überwältigend groß. Hier ist Ewigkeitsluft; hier ist Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit; und so ist die Seelenstimmung des Erlösers unmittelbar vor dem Gang nach Gethsemane ein unvergleichlich hoheitvoller Friede.

Die äußere Welt kann diesen Frieden nicht geben. Dieser Harmoniezustand mit dem Ewigen ist überweltlicher Art, gleichsam kosmisch. Das Wort „Welt" steht in der Johannes-Urkunde in fortwährendem Gegensatz zum „Reich Gottes" oder zum „Vaterhaus". Himmel, Gottesreich, Vaterhaus: das ist des Heilands Seelenverfassung oder eigentliche Heimat. Er kommt aus ganz anderen Zuständen in die Erscheinungsformen unseres Planeten. Statt „Welt" (Kosmos, das Geschaffene, die sichtbare Weltordnung) könnte man auch modern — etwas beschränkend — übersetzen: „Masse" oder „Materie" oder „Triebleben". Wir haben es oft ausgesprochen, daß Masse oder Vermassung Feinde der lebendig-unsterblichen Seele sind. Und hier ist eben der Punkt, der viel zu wenig beachtet wird: Christus wendet sich mit der Frohbotschaft an die suchende Einzelseele. Er ist Menschenfischer; er will die herausstrebende Seele retten, lösen, er-lösen aus der Vermassung, aus dem Herdendasein, aus dem Getriebe und Triebleben und einordnen in eine Lebensordnung höheren Grades. Er will weder soziale noch politische Fragen der Welt lösen; er sucht Menschen, die er an ihre innere Heimat erinnern und von diesem Kern aus umgestalten will.

Es ist demnach Torheit, die Frage aufzuwerfen, warum Jesus, der mächtige Gottessohn, nicht das Israelitentum vom politischen und sozialen Untergang gerettet habe! Sollte er das Römerreich an der Spitze von Legionen erobern? Dies war weder seine Aufgabe noch seine Möglichkeit. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; es liegt auf einer anderen Ebene. Der Verkünder des Gottesreiches gehorcht anderen Gesetzen und gehört in eine andere Geographie; er ist nicht Führer poli-

tischer Reiche, sondern König im Reich der reinen Seelen. Wie dann diese Seele die Dinge der äußeren Welt gestalte, soweit sie es vermag, das ist dann ihre Sache.

Es zog neulich ein ungewöhnlicher indischer Christ, der Sâdhu Sundar Singh, durch die europäischen Lande: ein Christusjünger von stärkster Ausprägung, den mittelalterlichen Mystikern vergleichbar. Er hat mit Enttäuschung die Entchristlichung Europas wahrgenommen und wird unseren Erdteil nicht wieder betreten; aber an den Verhältnissen, wie sie sich bei uns in langsamer biologischer Entwicklung gestaltet haben, kann auch er nicht ein Jota ändern. „Der Fürst dieser Welt", der Dämonismus und Mammonismus, ist in seinen Bezirken mächtig wie vor Jahrtausenden.

Das Reich Gottes aber reift sehr langsam. Es ist seelischer Bezirk; es herrschen darin Weisheit, Kraft und Liebe. Es steht in Polarität dem Reich der Welt gegenüber und wirkt in guten und großen Menschen verklärend und beseelend in das Weltreich ein. Die Frohbotschaft oder das Evangelium ist Kunde vom wahren Leben im Sinne von Weisheit, Kraft und Liebe. Man erlebt Liebe oder Freundschaft; man erlauscht Weisheit, wie der Geselle vom Meister; und so empfängt man auch Flammen und Kräfte des Gottesreiches. Das Ziel ist Lebensmeisterschaft. Je nach unserer Leuchtkraft strahlen wir dann selber schöpferisch diese geläuterte Wesenheit von innen her auf die uns erreichbare Umwelt aus. Doch es nimmt das frohe Wort nur der auf, der dafür reif ist. Es folgt dem Ruf nur eine Auslese. Sie sammeln sich in der Stille, bilden besondere Kräfte aus und wirken dann in das Ganze: das „Salz der Erde", um sie vor Fäulnis zu bewahren.

Dies sind neuartige Lebensvorgänge, unabhängig vom Zeitgeist, ja, im Gegensatz zum Zeitgeist, Kräfte, die sich im Herzen jedes einzelnen entfalten, in welcher äußeren Daseinsform auch der Mensch wirken mag. Also veraltet diese Botschaft nie.

Wahre Christen huldigen einer Herzensreligion. Sie versuchen, vom Herzen aus ihre Umwelt zu beseelen, zu veredlen, zu verklären. In eines Christen edlen Bereich sollte Harmonie herrschen, selbst im Angesicht des Todes, und Unedles von selber entgiftet, entkräftet oder abgestoßen werden. Seelenfrieden! Wenn ich manchmal von „Sonnenreligion" oder von „Abstammung aus dem Licht" sprach, so meinte ich — wie dort ja deutlich ausgeführt ist — mit diesen veranschaulichenden Worten weder Naturphilosophie noch Sonnenanbetung, so sehr wir auch das herrliche Gestirn schätzen und ohne seine Einwirkung überhaupt nicht leben könnten. Ich betonte immer, daß die innere und ewige Sonne gemeint ist, daß wir das Licht nur als den höchstmöglichen Vergleich aus der Erscheinungswelt heranziehen. Das ist keine ästhetisierende Religion, das ist Umschreibung für eine geheimnisvoll in uns wirkende Kraft.

Man sollte das Christentum der altgewordenen biblischen Phrasen entkleiden; man sollte die Christusbotschaft wieder ganz einfach und natürlich verkünden als reine Lebenslehre von innerkosmischer Größe. Indem Christus Gott als „Vater" offenbart, stellt er zwischen der Menschheit und dem unerforschlichen Allwaltenden ein herzliches, vereinfachtes, vertrauliches Verhältnis her, das durch das Band der Liebe oder des Glaubens zusammengehalten wird. Das Wort „Glaube" (pistis) heißt in genauer Übersetzung Vertrauen. Das ist seine geniale Offenbarung. Es ist zugleich Heiligung der Familie: um die leuchtende Krippe her

ist eine Familie großen Stils einheitlich versammelt: neben Eltern und Kind auch Hirten, Könige, Tiere — also Kultur und Volkstum im Zusammenklang.

Ein Kreis frommer Menschen im Mittelalter nannte sich „Gottesfreunde": auch dies schöne, schlichte Wort eine Prägung, die vom Herzen ausgeht. Wie das gute Kind mit Vater und Mutter, wie der tüchtige Mann mit dem tüchtigen Herzog: genau so sind die Kinder Gottes mit dem allwaltenden Vater in Treue und Herzlichkeit verbunden. Dies hat einen ruhig vertrauenden, liebenden Lebenszustand zur Folge. Aus ihm fließt ganz von selber eine entsprechende Lebensgestaltung und edle seelische Haltung.

Ein Verehrer oder Jünger des „Meisters der Menschheit" — denn das ist für den Christen der „Kyrios" (Herr) — weiß auch, daß es viele Pforten zur einen „Stadt Gottes" gibt, und daß Gott in vielen Formen zu den Seelen spricht, die ihn suchen und die er sucht. Esoterische oder innerliche Frömmigkeit ist nicht engherzig und verbraucht sich nicht in Meinungshaber. Andererseits ist sie aber auch nicht verschwommen, lehnt vielmehr eine verstandesmäßige oder ästhetisierende Vermischung der Weltreligionen ab. Es kommt ihr wenig auf die Dogmen und Meinungen des Verstandes an, viel aber, ja alles, auf den Reifezustand. Sollte es denn so schwer sein, bei eigener ewigkeitsbewußter Lebensgestaltung auch andere in ihrer Art Gott suchen zu lassen?

Ein glückliches Ehepaar oder ein schöngestimmter Freundeskreis ist von einer Atmosphäre der seelischen Wärme belebt; dem gegenseitigen Vertrauen entspricht die gegenseitige Achtung vor der Persönlichkeit des anderen. Sie leben in der Luft der Liebe; sie nähren sich von diesem Sauerstoff. So ist das Verhältnis zwischen Christus und seinen Freunden oder Jüngern. Vor seiner Erscheinung war die Frömmigkeit Furcht; die Frommen fühlten sich als Knechte der Gottheit, die als Schicksalsmacht allgewaltig und unnahbar über ihnen thronte. (Vgl. die Schauer der griechischen Tragödie!) Aber die Jünger des Meisters von Nazareth sind nicht geduckte Knechte, sondern freie Freunde, unbefangene Kinder. Dieses neue und fröhlichere Lebensverhältnis ist eine Erhöhung der Menschenwürde.

Die Offenbarung dieses neuen Verhältnisses zu Gott ist daher ein Geschenk, das man wahrhaft Frohbotschaft nennen darf.

Der Führer

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

„Gib mir einen Führer, der nicht weicht,
der mich leitet in des Lebens Wirren!
meine schmalen Füße können leicht
von dem rechten Wege tanzend irren ..."

Es vernahm der Herr der Ewigkeit,
was mein kindlich Herz erbat mit Beben;
sandte mir den Führer ... denn das Leid
schreitet ernst mit mir durchs bunte Leben.

Des Toten Weihnachtsgabe

Novelle von Sophie Charlotte von Sell

Einige Tage vor Weihnachten las man in den Zeitungen, daß der bekannte Pianist Robert Hilarius verstorben sei. Er hatte ein Konzert in München gegeben und gespielt — wie eben nur Hilarius spielen konnte. Freunde und Bewunderer hatten nach dem Konzert ein Abendessen für Professor Hilarius veranstalten wollen. Er dankte: „Ich bin müde, wenn ich gespielt habe, und muß am nächsten Morgen früh weiterreisen." Als man ihn wecken wollte, lag er tot im Bett. Herzschlag. Der Arzt stellte fest, daß Hilarius einen Herzfehler gehabt hatte. Niemand hatte etwas davon gewußt, vielleicht er selber nicht. Er schien immer frisch und gesund.

Am dreiundzwanzigsten Dezember war die Beisetzung. Die kleine Residenz, wo er wohnte, hatte seit dem Tode des alten Herzogs kein solches Begräbnis gesehen. Zahllose Kränze wurden an seinem Sarg niedergelegt oder von außerhalb gesandt; Drahtungen und Briefe langten selbst aus dem Ausland an. Denn Hilarius war weithin ebenso berühmt und beliebt wie in deutschen Landen.

Der Trauergottesdienst war zu Ende. Der Sarg wurde aus der Kapelle getragen, der Zug begann sich zu ordnen. Zunächst herrschte noch ein großes Gedränge aller derer, die aus der Kapelle strömten, und der ebenso vielen, die wegen der Menschenfülle hatten draußen stehen müssen.

Ein Kapellmeister aus München stand zusammen mit einem ihm bekannten Lehrer des Konservatoriums und wartete, bis sie sich dem Zuge anschließen konnten. Da ging eine Dame an ihnen vorbei: eine hochgewachsene Frauengestalt, deren edle Züge und ernste dunkle Augen noch von ungewöhnlicher Schönheit zeugten, obwohl sie etwa fünfzig Jahre sein mochte. Der Kapellmeister verbeugte sich.

„Wer ist das?" fragte der andere.

„Eine bekannte Münchener Malerin, Anna Hassel."

„Ah, das interessiert mich! Ich habe manches ausgezeichnete Kinder- und Frauenbildnis von ihr gesehen. Wie schön sie gewesen sein muß! Ist sie mit Hilarius verwandt?"

„Eine Jugendfreundschaft. Ich glaube, daß er den letzten Abend bei ihr verbrachte. Nachdem man ihn tot gefunden hatte, rief mich der Hoteldirektor an. Ich eilte hin. Da erzählte man mir, daß Hilarius erst gegen zwölf Uhr nachts ins Hotel zurückgekommen! Und der Saaldiener, der ihm nach Schluß des Konzerts einen Wagen holte, hat gehört, daß er dem Kutscher eine Straße in Schwabing angab. Dort wohnt Fräulein Hassel."

Die Neugier des Musiklehrers war erregt. Doch der Kapellmeister behauptete, nichts Näheres zu wissen. Später entdeckte der Lehrer Anna Hassel, wie sie eine Handvoll Erde auf den Sarg warf. „Eine tragische Gestalt", dachte er. Darauf wandte sie sich zur Witwe, die mit tränenvollen Augen die Beileidsbezeugungen entgegennahm. Ein flüchtiger Händedruck, einige abgemessene Worte von beiden Seiten, Fräulein Hassel machte anderen Platz. Sie schien weder Hilarius' beide Töchter und deren Männer, noch seinen Sohn, einen jungen Kavallerieoffizier mit

hübschen, weichen Zügen, zu kennen. Sie ging an ihnen vorüber. Ihre Augen blickten suchend umher.

Da gewahrte sie einen jungen Mann mit Trauerflor um Hut und Arm, der unter den nächsten Leidtragenden gewesen war, sich aber stets und auch jetzt von den anderen fernhielt. Niemand schien ihn zu kennen und sich um ihn zu kümmern. Anna Hassel trat zu ihm und sagte leise: „Max!"

Er schrak zusammen, lüftete den Hut und blickte sie fragend, unsicher an.

„Kennst du mich nicht mehr? Es ist freilich lange her, daß wir uns zuletzt —"

„Tante Anna! Verzeihung, Fräulein oder Frau —?"

„Ich bin immer noch Tante Anna für dich, wenn du willst. Anna Hassel, wie in guter, alter Zeit. Laß uns etwas abseits gehen, wo nicht so viele Menschen sind."

Er folgte ihr mit denselben ungeschickten Bewegungen und der betrübten schüchternen Miene, die er die ganze Zeit gezeigt hatte.

„Wann kamst du?" fragte sie, als sie auf einem einsamen Weg dahinschritten, zwischen Birken, die der kalte Wind schüttelte.

„Gestern morgen kam der Dampfer in Hamburg an. Während ich im Restaurant auf mein Mittagessen wartete, nahm ich eine Zeitung zur Hand und las die Todesnachricht. Ich telegraphierte an das Konservatorium, wann das Begräbnis sei, — ich weiß ja nicht, ob sie mir geantwortet hätte, — und konnte gerade rechtzeitig herkommen."

„Dein Vater erwartete dich nicht vor Januar. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß du schon jetzt kämest, so hätte ich versucht, dir Nachricht zu geben."

„Danke. Es war ja ein dummer Jungensgedanke von mir ..." Er errötete und schwieg.

„Was für ein Gedanke, Max? Du warst doch schon ein halbes Jahr zu lange in den Kolonien."

„Tante Anna weiß das?"

„Dein Vater erzählte mir's, als er bei mir war — am Abend vor seinem Tode."

„Da war er — — nach seinem letzten Konzert? Oh, Tante Anna —!"

„Jedesmal, wenn er nach München kam, aß er einen Mittag oder Abend bei mir. Wir waren ja Jugendfreunde. Du möchtest natürlich von dem letzten Abend hören. Aber nun sind wir am Tor angelangt, und du mußt dich wohl für die Rückfahrt der Familie anschließen."

„Der Familie?" Seine grauen Augen flammten. „Die sind doch nicht meine Familie! Sie hassen mich ebensosehr wie ich sie. Auf dem Weg zum Grab war's das letztemal, daß man mich an ihrer Seite gesehen hat. Heute morgen, gleich nach meiner Ankunft, ging ich zu Frau Hilarius. Ihr Sohn empfing mich. Sie fühlte sich zu angegriffen, um jemand außer ihren Nächsten zu sehen, und er ließ durchblicken, daß ich doch ganz und gar nicht ins Haus gehöre. Ich konnte ja nichts anderes erwarten. Aber ich bin und bleibe der sentimentale deutsche Träumer. Und dachte wirklich, daß wenigstens bei Vaters Begräbnis seine beiden Söhne ... Gleichviel! Ich bin doch dankbar, daß ich meiner verrückten Sehnsucht gefolgt bin — noch einmal im Leben mit Vater Weihnachten zu feiern. Während der langen Wochen der Reise hab' ich

mich oft selber deshalb verhöhnt. Sie hätten's mir schwer genug gemacht, selbst wenn Vater —"

„Vater hätte sich gefreut."

„Glaubst du —?"

„Ich weiß es. Und nun bist du trotz allem dankbar, daß du auf diese Weise heute hier sein konntest. Ich habe einen Wagen. Laß uns zusammen zur Stadt fahren. Heut abend reise ich nach München zurück. Du fährst mit, Max, und wir feiern morgen miteinander Weihnachten."

„Feiern?" wiederholte er bitter. „Ich kann nicht."

„Auch ich könnte morgen nicht mit fröhlichen Menschen zusammen sein, aber wir zwei können doch wohl deines lieben Vaters Gedächtnis feiern."

Max Hilarius küßte schweigend Anna Hassels Hand.

„Also abgemacht! Kutscher, nach dem Nordischen Hof!"

* * *

Anna Hassel liebte ihr kleines Heim mit seinen alten Möbeln, schönen Kunstsachen und Blumen. Wie oft hatte Robert Hilarius dessen Feinheit und Behaglichkeit gerühmt. Als Anna an diesem heiligen Abend alles für den Sohn ihres verstorbenen Freundes zurechtmachte, erschien ihr all dies, was sie sich selber geschaffen hatte, traulicher und lieber denn je. Max sollte in ihrem kleinen Gastzimmer wohnen. Schon am Vormittag schickte sie ihre alte treue Dienerin aus, um den schönsten Tannenbaum zu kaufen, der zu haben war. Den hatte sie dann mit weißen Wachslichtern und Lilien geschmückt, wie es in ihrem Elternhaus Sitte gewesen war. Endlich ging sie selber aus, um einige Geschenke für Max zu beschaffen, darunter einen Rahmen für eine Jugendphotographie seines Vaters.

Es ward ihr nicht leicht, sich von diesem Bilde zu trennen, das gemacht wurde, bevor man weder von Roberts erster noch zweiter Gattin etwas wußte. Damals als Anna und Robert noch ebenso gute Freunde waren, wie da sie als Kinder im Garten spielten. Mit der innigsten Teilnahme folgte Anna der Entwicklung des jungen Künstlers. Sie selber war beinah in gleicher Weise für Musik wie für Malerei begabt. In den ersten Jahren nach ihrer Einsegnung widmete sie sich ganz der Musik. Nicht um selbst Künstlerin zu werden; sie wollte nur imstande sein, Robert zu verstehen und ihm — wenn möglich — auf eine oder die andere Art behilflich zu sein. Darum übte sie sich fleißig im Klavierspiel und nahm außerdem Unterricht in der Harmonielehre. Wie stolz war sie, wenn Robert mit ihr vierhändig spielte oder über die Auffassung eines Musikstückes sprach, das er gerade studierte, und mit Staunen bemerkte, daß sie es fast ebensogut kannte wie er. Er zeigte ihr auch seine ersten Kompositionsversuche. Es betrübte Anna, daß er in späteren Jahren mehr und mehr Pianist und Lehrer wurde und fast nichts komponierte. Sie und andere hatten ihm eine Zukunft als Tondichter prophezeit. Am traurigsten machte es sie, als er einmal äußerte: „Ein Virtuose verdient mehr, und ich habe meine Familie zu versorgen." So war wohl richtig, was man erzählte, daß Frau Hilarius sehr verschwenderisch mit Geld umging und ihre Kinder so verwöhnte, daß auch sie, herangewachsen, lebten, als wären die Einkünfte des Künstlers unerschöpflich.

All dies und manches andere ging Anna durch den Sinn, während sie Roberts Bild und die anderen Geschenke unter dem Tannenbaum aufbaute. Ja, sein Sohn sollte es haben. Sie hatte volles Verständnis für Maxens tiefe und schüchterne Liebe für seinen berühmten Vater. Um dieser Liebe willen liebte sie ihn.

Als sie später die Lichter angezündet und Max hereingerufen hatte und seine Freude über die Photographie sah, empfand sie eine innige Zufriedenheit. Und während die Kerzen am Christbaum herunterbrannten, erzählte Anna Hassel ihrem jungen Gast von den letzten Stunden seines Vaters.

Ziemlich abgespannt war Robert Hilarius, als er nach dem anstrengenden Konzert zu ihr kam. Aber nachdem er gegessen und ein Glas Wein getrunken hatte, schien er ganz frisch und wurde immer gesprächiger. Unter anderem sagte er, wie er sich freue, daß sein ältester Sohn bald nach Deutschland zurückkehren würde.

Max errötete. „Das sagte er?“ fragte er mit leiser, unsicherer Stimme.

„Er sagte noch mehr“, fuhr Fräulein Hassel fort. „Daß er während der nächsten Monate fleißig arbeiten wolle — er meinte natürlich Konzertreisen machen und viel verdienen — und dann im Frühjahr mit Max nach Meran reisen und dort einige Wochen mit ihm zubringen. ‚Seit die Töchter verheiratet sind, haben wir ja Platz im Hause, und Max könnte natürlich längere Zeit bei uns wohnen‘, sagte er. ‚Aber meine Frau und er stimmen einmal nicht zusammen. Klara erwartet im Frühling ein Kindchen, und meine Frau reist zur Pflege hin; dann bin ich frei. Ich denke, es wird eine schöne Zeit für meinen Jungen und mich werden. Max gegenüber habe ich immer ein schlechtes Gewissen. Meine zweite Heirat hat ihn der Heimat beraubt. Ich hatte gehofft, es sollte umgekehrt sein. Ella versprach mir alles mögliche, als wir verlobt waren. Und dann ging es nicht. Ich mußte Max in Pension geben. Ich dachte, es würde anders werden, nachdem Ella selbst Mutter geworden war. Aber es wurde schlimmer und schlimmer. Und man will Frieden im Hause haben. Man braucht es, wenn man so arbeiten muß. Ella liebt mich auf ihre Weise, aber sie lernte nie, meinen armen Jungen gern zu haben.‘“

Anna schwieg. Sie konnte und wollte Roberts Sohn nicht erzählen, was auf diese Worte gefolgt war. Wie es — fast gegen ihren Willen — über ihre Lippen kam: „Ich verstehe nicht, daß eine Frau, die liebt, nicht alles, was zu dem geliebten Mann gehört, mit ihrer Liebe umfaßt. Besonders seine Kinder.“

Hilarius beugte sich vor und schaute ihr tief in die Augen. „Du hättest so lieben können“, sprach er leise.

Und von derselben unwiderstehlichen Macht getrieben, antwortete sie: „So hab' ich geliebt — seit meinen Kinderjahren.“

Da verstand er, daß Wahrheit war, was er seit lange ahnte: daß diese Frau ihn ihr Leben lang geliebt hatte. Daß für sie das Bibelwort galt: Die Liebe höret nimmer auf. In heißem Schmerz stieß er hervor: „Und der Mann, den du liebtest, war ein Tor und ging an dem reichen Schatz vorüber, der für ihn bereitlag!“ Und nach einer langen Pause fügte er hinzu: „Kannst du mir vergeben?“

„Ich habe nichts zu vergeben. Wir sind wie Geschwister aufgewachsen. Es war wohl ich, die eine Törin war. Doch nein! Den tiefsten Schmerz meines Lebens, aber auch das Reichste und Schönste, was es mir gab, verdanke ich meiner Liebe. Dich



zu kennen und zu verstehen und alle diese Jahre hindurch deine Freundin sein zu dürfen — die Freundin, der du Freud' und Leid anvertrautest, — das war ein großes Glück. Trotz allem. Ich möchte mit niemand tauschen."

Ihre Augen strahlten. Stolz wie eine Königin stand sie vor ihm. Robert konnte nur stumm ihre Hände küssen ...

Nach einer langen Weile nahm Anna ihre Erzählung wieder auf. „Ehe dein Vater mich verließ, äußerte er, daß er sich auf dem Wege nach dem Süden einen oder zwei Tage hier aufhalten wolle. Er wünschte, daß wir beide uns wiedersähen. ‚Ich habe das Gefühl, daß du und Max gute Freunde werden', sagte er. Um dieser Worte willen wünschte ich besonders, daß wir diesen heiligen Abend miteinander verlebten. Wir beide, die arm geworden sind und das gleiche Leid tragen. Und ich bitte dich, daß du so lange bei mir bleibst, wie es dir gefällt, und versuchst, zu der alten Freundin deines Vaters Vertrauen zu fassen. Und wenn du dann wieder hinausgehst, Max, sollst du wissen, daß bei Tante Anna stets ein Heim für dich bereitsteht."

„Danke, danke", stammelte Max; „ich kann's nicht so sagen, wie ich möchte und sollte, aber ich fühle es. Und noch besonderen Dank, daß du mir wiederholtest, was Vater über mich sagte. Da hat er mich doch gern gehabt."

„Er liebte dich."

„Ich glaubte, daß er nur seine jüngeren Kinder liebte. Und das machte mich bitter; das war der Hauptgrund, warum ich meinen Onkel in Hamburg bat, mir einen Platz in den Kolonien zu verschaffen. Kurz nachher starb Onkel. Meine Mutter habe ich ja nicht gekannt, und ihr Bruder war der einzige Verwandte von ihrer Seite. Der einzige, der sich seit Großmutters Tod um mich kümmerte. Vater schien ja weder Zeit noch Interesse für mich zu haben, schien ganz in seiner Kunst und der neuen Familie aufzugehen. Nun verstehe ich ihn etwas besser. Es ist wie ein letzter Gruß von ihm."

„Es ist sein Segen für seinen Ältesten — das Kind der Frau, die ihn ein einziges allzu kurzes Jahr glücklich machen durfte."

„Hatte er denn meine Mutter nicht vergessen?"

„Gewiß nicht. Er war in tiefster Seele zu treu, um zu vergessen. Du hast ja viel zu wenig von ihm gesehen, um ihn richtig kennenzulernen. Soll ich dir etwas mehr von ihm erzählen?"

„Wenn du so gut sein willst" ...

Sie wurde nicht müde zu berichten und er zuzuhören. Die Lichter des Christbaums brannten eins nach dem anderen aus. Mit träumerischem Blick sah es Anna, während sie von dem sprach, der ihres Lebens Sonne gewesen, wenn auch nur ein oder der andere Strahl auf ihren Weg gefallen war. Ein Weg, reich an Mühe und Arbeit. Aber mit Stolz empfand sie, daß sie der Freundschaft des großen Künstlers nicht unwürdig gewesen sei. Der junge Mann schaute wie gebannt auf die feinen Züge und leuchtenden Augen der Frau und hörte auf ihre weiche Stimme. Wie jung erschien sie in dem Licht der kleinen elektrischen Lampe, und war doch ziemlich gleich alt mit seinem Vater.

Als die alte Uhr auf dem Kamin elf schlug, stand Anna auf.

„Nun ist's genug für heut und für einen jungen Mann, der die zwei letzten Nächte durchgereist ist und gestern einen schweren Tag hatte."

„Ich hätte die ganze Nacht zuhören mögen."

„Aber morgen ist auch noch ein Tag. Gute Nacht, Max."

„Gute Nacht und Dank für alles! Einen solchen Christabend hab' ich nicht erlebt, seit ich ein kleiner Junge war und Vater Weihnachten bei seiner Mutter und mir zu verbringen pflegte."

„Es ist mir eine große Freude, daß Roberts Sohn sich bei mir wohl fühlt."

„Tante Anna," fuhr es Max heraus, „warum bist du nicht meine zweite Mutter geworden?"

„Still, still, Max! In unserer Kindheit war ich wie eine Schwester für deinen Vater, und das bin ich ihm geblieben. Gottes Wille kennt kein Warum, sagt das alte Sprichwort. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Mutter Anna!"

Da schloß sie ihn in die Arme und küßte seine Stirn. „Dank für das Wort! Mutter Anna will ich für dich sein und bleiben, solange ich lebe."

Sie enteilte, um ihn die aufsteigenden Tränen nicht sehen zu lassen. Freudentränen! Denn nun, da ihr Lebensweg sich neigte, erschloß sich ihr endlich in der Betätigung des so lange zurückgedrängten Liebesvermögens und mütterlichen Empfindens die schönste Aufgabe der Frau.

Das war ihres toten Freundes Christgeschenk.

Lisette

Von Janka von Baerensprung

Aus fremdem Land, du wunderbare Blume,
So seltsam, wie ich keine noch erschaut,
Verpflanzt auf unsre deutsche Ackerkrume,
Auf der man sonst nur Korn und Hafer baut,

Sag', wirst du Wurzel schlagen und entfalten
Den ganzen Liebreiz, den man heut schon fühlt?
Wirst du als Hausfrau und als Mutter walten,
Auch wenn sich Leidenschaft zur Liebe kühlt? — —

Ich hab' den Glauben: denn ich sah sich biegen
Dein schwarzes Haupt zu jenem blonden Kind
Der fremden Frau — und Blicke auf ihm liegen,
Die wie das Lächeln der Madonna sind.

Liebe

Von Dr. Emanuele L. M. Meyer-Schweizer

Über die weißen Winterfluren schwebt und webt wieder geheimnisvoll jener unendliche Zauber, dem sich keiner verschließen kann. Die heiligen Nächte rücken an; die alte, dreimal gesegnete Frohbotschaft geht wieder durch Lande und Herzen: Gott ist Mensch geworden, Bruder aller, geboren als Friedensfürst, Heiland und Seligmacher! „Dess' wird die Schöpfung froh" in lebendem Feiern, daß alles geheimtief schwingt und ahnungsvoll des Festes Wiederkehr entgegenlenkt. Und die Menschen faßt jenes tiefe Heimweh, dem keiner entrinnt: die Friedenssehnsucht und der Hunger nach Erlösung von allem Jammer, aller Zwietracht und aller Not! Es geht ein ahnungsschweres Harren mit den Menschen auf all ihren Wegen: Christ der Erlöser kommt!

Warum kommt mit ihm der große Friede nicht, den er gekündet? Weil seinem Einzug die Bedingung vorangestellt ist: „Die eines guten Willens sind!" Lang, lange fehlt dieser Wille den Völkern, und aus seinem Fehlen heraus ist die große Menschheitsnot gewachsen und ist der grause Weltbrand geboren worden, alles Leid innen und außen, das Millionen Herzen zerreißt und die Erde zu einem Boden unnennbarer Not gewandelt hat. Die Liebe ist Mensch geworden und hat den Frieden und das Heil allen angeboten, die Friedens- und Heilswillen haben.

Der menschliche Wille ohne Blick auf Gott und die Liebe ist ein trauriges Geheimnis. Sein gottfernes Wirken liegt vor uns: es sind die Ruinen einer gestürzten Menschheit und ihrer Werke, der große Bankerott, das todwunde Menschentum, für das es keine Selbstrettung mehr gibt und keine Heilung, es sei denn durch eine Rückkehr zur Liebe als der belebenden, segnenden Flut.

Laßt alle Weisheit der Staatsmänner beraten, und alle Klugheit der Witzigen sich einen, und alle Reformgedanken zum großen System zusammenwachsen —: die Welt bleibt unerlöst und ungeheilt und friedlos ohne die Liebe, jene Liebe, die Gott geboren, die den Menschen dem Bruder verbindet in heiligem Müssen, in selbstlosem Interesse, in strenger Rechtlichkeit und brudertreuem Tun. Aber diese Liebe ist in den meisten erstorben oder nie herrschend geworden; und auf ihren Thron hat sich ihr Todfeind gesetzt: die Selbstliebe und der offene und geheime Bruderhaß. Einsam zieht die reine Liebe durch die Gassen, ein Pilgrim, wo sie herrschen sollte, ein Fremdling im Lande, das ihr geweiht. Sie ist zur Törin geworden, wo sie in Einfalt noch schreitet, und zum Spott der Menge, die das Ich und seinen Kult auf den Altar gehoben. Egozentrisch ist das Denken und Streben der modernen Menschheit, tief zerfressen von der Ichsucht und überrostet bis ins Mark.

All unsere Kultur war Liebeverneinung und darum in sich ohne Halt und Bewähr, Macht und Selbstbehauptung das große Ziel der Großen und Kleinen — und darum die Irrfahrt und das Landen beim großen Unglück. Ob die Menschheit lernen wird von diesem Unglück? Des Menschen Wille — ein groß Geheimnis! Wo aber dem Jammer kein Erkennen folgt, dem Elend keine Einkehr und in der Einkehr keine große, tiefe, bis ins Mark furchende Umkehr zur großen Liebe, da ist das Hoffen auf Auferstehung eitel.

Noch ist die Völkerpassion nicht zu Ende. Denn nicht die Liebe hat man zum Bauherrn des Neulandes gehabt. Es brodelt der alte Haß in neuen Töpfen, und wo Liebe heilen sollte, sammelt die Bitterkeit Gift dem gegenwärtigen und kommenden Leben der Nation. Noch halten die Mächte der Finsternis die Menschheit im Bann und hindern ihr Heilen. Muß das Menschengeschlecht noch tiefer hinabtauchen in die Flut der Trübsal, eh' es begreift?

Bitterkeit und Haß kochen weiter in unzähligen Seelen. Dazu gesellt sich der Völkerfluch der brutalen Machtbetätigung durch jene, die der Welt den Ausgleich und die Brüderlichkeit verheißen —: Sie sind der Schrecken aller Ordnungs- und Friedensliebenden, und die ganze furchtbare Tiefe des Kriegsfolgeelendes wird erst jetzt begriffen und bitter an Leib und Seele durchlitten. Es ist, als ob die armen Völker nicht mehr aufkommen könnten vom Boden. Zu fürchterlich war der Zusammenbruch, zu radikal die Ausbeutung und Verelendung der Völker und Länder durch den Kriegsfluch. Das Gespenst des Hungers und der Not in jeder Gestalt zieht durch die gepeinigte Menschheit, an manchen Plätzen sich verdichtend zum Bilde des Grauens und der Verzweiflung, zu Bildern, die dem Fernen unmöglich erscheinen und die zum Entsetzlichsten gehören, das je in die Annalen der Menschheit geschrieben ward. Man denke an Rußland und denke heute erneut daran!

Und diese Menschheitsnot wächst ins Unheimliche weiter — hier den Schmerz auf die Spitze treibend, dort die Seelen unter dem Übermaß verstumpfend oder der Vergessenheit des Irrsinns zuführend. Die Welt ist getränkt und gesättigt von Leid und Qual, von Elend ohne Grenzen schier und ohne Maß. Die Pein verdichtet sich und steigt auf in grauenvollen Chören, Gott und Himmel bestürmend, laut und — in stummer Not!

Das große Schweigen Gottes des Ewigen erschüttert Millionen Herzen noch schwerer als ihr Leid. Wollen auch die letzten Dämme reißen, die der Verzweiflungsflut gewehrt? Warum? Tausendfältig geht der grause Schrei aus todwunden Herzen auf und pocht an die Tore des schweigenden Gottes. Eine wehevolle Vision: Auf Ölbergshöhen im Abendschein der Welterlöser, der — weint: Oh, daß du es erkannt hättest an diesem deinem Tage! Du aber hast nicht gewollt!

Ferne dem Gott der Menschen wandelt der Haufen. Wohin? Wird es noch lange dauern, bis die Irregegangenen zur großen Erkenntnis kommen und — Umkehr machen? Es gibt nur eine Heilung für die todwunde Welt: Die Heimkehr zur Liebe, die Rückkehr ins Vaterhaus! Keine Politik und kein Lehrstuhl, keine Gewalt und keine Intelligenz ändert an dieser Wahrheit auch nur ein Jota.

Wie die Not steigt und schwillt und alle Wände ihrer Gefäße zerbricht und überflutet in unnennbare Weiten und alles hineinreißt in ihren Wirbel, so muß wachsen auch die Liebe derer, die auf diesen Feldern des Grauens die lichte Armee der erbarmenden Engel bilden! Kein Verzagen, kein Ermüden, kein Zweifeln noch Verzweifeln, kein Bitterwerden noch Nachlassen —: Die Liebe darf nicht aufhören! Die Liebe ist der harrende Engel über den Ebenen des Völkergerichtes. Die Liebe allein wird siegen, wird heilen, wird neu gestalten, wird Grund und First sein des Neubaues.



Die Liebe! Laßt sie uns erlösen aus dem Schutt vieler Herzen, entkleiden, wo sie im Narrenkittel wandeln muß, zu altem Glanz erheben, wo sie rostumfressen ist — zur großen Macht sie wieder machen in den Herzen, daß sie regiere und siege und daß sie siegend heile.

Die Liebe aber ist gottgeboren. Was soll uns bloße „Humanität" oder eine verschwommene Ethik? Der verwaschene Humanitätsdusel hat nichts mit der ernsten Gestalt der Liebe zu tun.

... deinen Nächsten, wie dich selbst! Lapidar steht dies erzene Gebot zwischen Himmel und Erde, und es ist an ihm kein Zoll zu streichen und keine Silbe zu deuteln. Die Liebe ist keine Willkürsache für das Menschengewissen, kein Sport und keine Laune, sie ist die Grundbedingung. Liebe ist der Probierstein der religiös-sittlichen und menschlichen Echtheit; sie ist das Richterschwert in der Stunde der letzten großen Abrechnung.

Deinen Nächsten wie dich selbst! Es leuchtet aus diesem Gesetze die ganze erschütternde Majestät der gottgewollten Liebe.

Dein Nächster geht dich etwas an, deines Nächsten Wohl und Weh muß dir nahegehen, du bist vor Gott verantwortlich für dies Wohl und Weh nach Maßgabe deiner Verpflichtung! Ein Gott und Vater aller, ein Menschenlos, unlösbar zur Brüderschaft verbunden, ein Richterstuhl, ein Heimatziel, angewiesen aufeinander, unglücklich im Haß, glücklich in der Liebe! Die ersten Christen hatten diese Liebe. Heut irrt sie weite Strecken schwellenlos, vertrieben von Selbstsucht und roher Materialisierung. Aber sie muß wieder auferstehen, wenn die Menschheit weiterleben soll!

Nicht das Richten ist uns geboten — das tun wir schon von selber genug! —, sondern das Lieben. Wieviel Mißgunst, Neid, verletztes Erstreben und Empfindlichkeit schiebt sich zwischen die Liebe — bei den frömmsten Leuten, den fleißigsten Kirchengängern, auf der Welt und in geistlichen Kreisen, beim Diener des Altares wie beim einfachen Manne! Wieviel Lieblosigkeit und Härte bedeckt man mit dem Mäntelchen „Liebe", wieviel Erbarmungslosigkeit begeht man im Namen der Liebe!

Man tanzt die Nächte, man trinkt und schwelgt, man flirtet und amüsiert sich auf dem „Wohltätigkeitsball" (!) aus „Liebe zum Nächsten"! Dieser „Liebe" Frucht sind die Brosamen, die von satter Herren Tische fallen, und trauernd schwebt der Geist entweihter Liebe über diesen Stätten, da man dem Ich geopfert und die Liebe nannte. Es ist eine Schmach auf die gottgeborene Liebe, daß man sie nennt, wo es um die Zölle unserer Vergnügungen (Tanz, Zechabende, Spieltisch) geht. Der Arme hockt müde und schwer auf den Schwellen; aber er muß warten, bis die Gabe der Liebe ertanzt, erspielt, erjubelt, ertrunken ist! Seltsame Altäre der Liebe! Wie weit, wie todtraurig weit ist das alles von der Liebe, die Christus meint und gebietet!

Großzügige Liebe und rasche Hilfe zur Stunde, in der die Not weint und das Elend ruft! Tötet oder kürzt erbarmend den Bandwurm des Instanzweges, jenes Pfades voll Grauen für alle, die ihm verfallen! O Gott, Instanzenweg! Deine Meilenzeiger weisen ins Land der Nimmerwiederkehr; bis deine Boten rückwärtskommen, ziehen Geburt und Tod ins Haus des wartenden Elendes!

Ich kenne Penelopen, die nähten und trennten Teppiche mit endlosem Faden. Instanzenweg, du Schrecken aller Bedrängten, du Folterknecht der Notbeladenen, du Fluch alles Hoffens! Wird der Instanzenweg, der Kreuzweg aller ihm Verschriebener, je Reformen erleben? Wird ihn die Liebe, die da drängt, Eilschritt lehren, wird sie seinen Boten Flügel geben? Oder sind wir heute noch mehr bürokratisiert und überorganisiert als zuvor?! O Gott der Liebe und Liebe Gottes, erlöse die Welt vom Instanzenfluch!

Ein Block auf den Wegen der Liebe ist auch die Umständlichkeit. Visionen erlebter Hiobstunden steigen auf in meiner Seele. Segnen wir Ausnahmen, schon weil es so wunderseltene Vögel sind — aber wer im allgemeinen mit Komitees, Vereinen, Frauenligen usw. auf sozialen und anderen Lebenswegen wandeln muß, der schreibe verzagend über die Tore der Konferenzen, was Dante über den Inferno schrieb: „Laßt alle Hoffnung fahren!“ ... Über vielen Ratsstuben und Völkerverhandlungen schwebt kein Engel der Weisheit und der Liebe.

Mein Freund, sei auch in der helfenden Liebe Edelmann, nicht elender Händler und Krämer! Meine Freundin, sei großherzig — und wenn du zwei Röcke hast, gib einen dem Unglücklichen, der keinen hat! Das hat Christus unzweideutig gefordert. Du mußt teilen! Wie ein tiefschwerer Glockenton dröhnt dieses gewaltige Gottesgebot heute, wie neu und verschärft über den Völkerhimmel hin. Hört es, ihr Völker!

Gegrüßt seist du, Holdselige ...

Von Ernst Ludwig Schellenberg

... So sang der Engel, über sie geneigt,
ins frühe Sonnengold des Sommertages,
und in der Ruhe seiner Augen lag es
wie Tröstung für ein Glück, das schmerzhaft schweigt.

Das Mägdlein unter Blumen staunt empor
— ein sorglos Kind, von Traum und Spiel umfangen —,
erwachend streicht sie von den schmalen Wangen
das lichte Haar und neigt verwirrt ihr Ohr

und lauscht dem Lied. Noch kann sie nicht begreifen,
was sich an ihr, der Magdlichen, erfüllt.
Sie läßt die Blicke fremd und hilflos schweifen

und schreitet heim durch blühendes Gefild,
in ihres Muttersegens Glanz und Reifen
wie in ein seidenes Gewand gehüllt.

Galiläa

Von Prof. Dr. Friedrich Sigismund

In öffentlichen Vorträgen ist von Juden und philosemitischen Christen neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, Jesus sei Vollblutjude gewesen. Diese Annahme wird von anderer Seite bestritten. Wer hat nun recht?

Eine einwandfreie Antwort hierauf ist nur möglich, wenn wir über Galiläa, die Heimat Christi, und die Galiläer ins reine kommen. Ich will versuchen, diese bedeutungsvolle Frage auf dem Wege historischer Forschung zu lösen.

Klären wir zunächst den Namen „Galiläa“ auf. Deutschvölkische Schriftsteller, die unter dem Bann eines Guido von List stehen, dessen unwissenschaftliches Verfahren bereits großen Schaden gestiftet hat, haben behauptet, Galiläa hinge mit den Galliern zusammen, die in der Zeit zwischen 800—600 v. Chr. in Asien eingebrochen sein und sich im Ostjordanlande niedergelassen haben sollen. Davon weiß jedoch die Geschichte nichts. Offenbar liegt eine Verwechslung mit den Skythen vor, die gegen Ende des 7. Jahrhunderts Vorderasien überfluteten, Medien knechteten, Babylonien, Syrien und Palästina verwüsteten und in deren Erscheinung der Prophet Jeremias eine Zuchtrute und Gottesgeißel für Judas Freveltaten und Abfall zum Götzendienst erblickte; sie wurden endlich nach 28jähriger Gewaltherrschaft von dem Mederkönige Kyaxares überwältigt. Gallier — oder besser gesagt: Kelten — sind erst im Jahre 277 nach Kleinasien gelangt, wo sie unter Führung der Häuptlinge Leonnorios und Lutarios im Dienste des Königs Nikomedes von Bithynien fochten und sich schließlich zu beiden Seiten des Halys ein selbständiges Reich: Galatien gründeten. Nach Palästina sind sie niemals gekommen und können also auch nichts mit den Galiläern zu schaffen haben.

In Wirklichkeit ist der Name „Galiläa“ hebräischen Ursprungs. Galîl heißt „Kreis, Bezirk“, nämlich: der Heiden, spricht doch Jesajas (9, 1) geradezu von „der Heiden Galiläa“. Schon das zwingt uns zu der Annahme, daß dieses Gebiet nicht recht unterworfen wurde und im günstigsten Falle nur oberflächlich judaisiert gewesen ist. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die Eroberung Kanaans durch die Israeliten vor sich gegangen ist. Von der Steppe im Süden Palästinas fielen um das Jahr 1300 v. Chr. die Israeliten in das Land ein, wo Milch und Honig floß und wo sie eine Menge Völkerschaften antrafen, die zum Teil blutsverwandt waren (Moabiter, Edomiter, Ammoniter), zum Teil rassenfremd (Amoriter). Die völlige Niederzwingung der Kanaanäer gelang ihnen nicht — selbst im Süden, wo sie mit ganzer Macht auftraten und ihre Lücken leicht ergänzen konnten, waren sie nicht imstande, die Ureinwohner auszurotten; z. B. wurde die Burg Zion erst durch David den Jebusitern entrissen. Sie schoben sich darum zwischen die Kanaanäer ein und saugten sie allmählich auf. Die Vermischung der Israeliten mit den Eingeborenen beeinflußte Rasse und Volkscharakter. Je weiter die Eroberer nun nach Norden vordrangen, desto mehr mußten sie ihre Streitkräfte durch die Besetzung feindlichen Gebietes zersplittern, und die letzte Etappe — Galiläa — war naturgemäß die schwächste. Deshalb konnten hier die Alteingesessenen sich in stärkeren Massen halten und es kam zu keiner rechten Verschmelzung. Eingekeilt zwischen Phö-

nikern, Hethitern und Aramäern hatten die Galiläa bewohnenden Stämme Naphtali und Sebulon einen schwereren Stand als die südlich von der Ebene von Jesreel und dem Gebirge Gilboa hausenden Israeliten, die im Osten — jenseits des Jordans — und im Süden durch die Wüste gedeckt waren. Wirtschaftliche Rücksichten wiesen die Galiläer nach Osten und Westen, nicht nach Süden. Vom See Genezareth führte eine Straße nach Damaskus, und Tyrus und Sidon waren schneller von dort zu erreichen als Jerusalem. Das mußte dem Heidentum Vorschub leisten. Wie wenig Galiläa als jüdisches Land gerechnet wurde, erhellt aus der Tatsache, daß Salomo es wagen durfte, zwanzig Städte Galiläas gegen Lieferung von Zedern- und Zypressenbalken und Gold an seinen Freund, den heidnischen König Hiram von Tyrus, abzutreten (1. Kön. 9, 11). Hiram siedelte dort verschiedene fremde Völkerschaften an, was begreiflicherweise der jüdischen Artung Galiläas noch mehr Abbruch tun mußte. Als Salomos Reich nach seinem Tode auseinanderbrach und Israel unter Jerobeam sich von Judäa unter Davids Enkel Rehabeam trennte, wurde Galiläa natürlich an Israel angegliedert. Politisch teilte es das Schicksal Israels — religiös konnte es von ihm nicht im Sinne des Jahwismus beeinflußt werden, da die israelitischen Könige, bis auf den glaubenseifrigen Jehu, eineinhalb Jahrhunderte lang entweder dem kanaanäischen Höhendienste oder der Verehrung des Baal huldigten. Doch blieb Galiläa ein unsicherer, viel umstrittener Besitz. Zweimal wurde es von den Aramäerfürsten Benhadad und Hasael von Damaskus ganz oder teilweise besetzt — ebensooft von Ahab und Jerobeam II. zurückgewonnen. Den Verfall, der bereits mit Jehu begonnen hatte, konnte freilich auch der tapfere Jerobeam II. nicht auf die Dauer bannen. Die im Norden drohende Wolke, die schon der Prophet Amos sich hatte zusammenballen sehen, zerbirst, und das assyrische Gewitter entlädt sich über Israel. Um 733 reißt der Assyrierkönig Tiglatpileser eine Reihe israelitischer Städte und ganz Naphtali, d. h. Galiläa, an sich, so daß Israel auf Samarien zusammenschrumpft. Als Israels letzter Herrscher, Hosea, sich mit den Ägyptern verbünden will, wird er von Salmanassar gefangen; seine Hauptstadt Samaria wird eingeschlossen und 722 nach dreijähriger Belagerung von Sargon eingenommen. Das Reich Gottes ist auf die zwei Stämme Juda und Benjamin zusammengeschmolzen, und das Land der Verheißung beschränkt sich fortan auf Südpalästina. Die Assyrier wenden nun den besiegten Israeliten gegenüber ein eigentümliches Verfahren an, das uns modernen Menschen auf den ersten Blick so unglaubhaft erscheint, daß ängstliche Gemüter die Überlieferung nur mit Abstrichen haben gelten lassen wollen: sie entfernten sie nämlich aus ihrer Heimat und wiesen ihnen Wohnsitze in Assyrien an. Wer das bezweifelt, muß auch die Möglichkeit des Baus der Pyramiden bestreiten, und doch stehen sie noch heute als Wahrzeichen, daß es für den Willen eines orientalischen Gewaltherrschers keine Schranken gab. Es sind denn auch die bedeutendsten christlichen und jüdischen Forscher in der Anerkennung der Geschichtlichkeit dieses Berichts einig. Die zehn Stämme sind seitdem unter den Völkern untergegangen und verschollen.

Was geschah nun mit den freigewordenen Gebieten? Auf diese Frage antwortet die Bibel im 17. Kapitel des zweiten Buchs der Könige. Sargon verpflanzte nach Samaria Leute aus den babylonischen Städten Babylon, Kutha und Sapharwaim

und den syrischen Ortschaften Awwa und Hawath. Besonders stark müssen die Kuthäer beteiligt gewesen sein, denn im Talmud heißen die Samaritaner geradezu „Kuthäer". Nach einer Keilinschrift des Königs Sargon wurden freilich nur 27290 Menschen fortgeschleppt. Doch waren dies gewiß bloß die eigentlichen Stadtsamaritaner, denn wäre die ganze Gegend nicht gründlich ausgelert worden, so hätten die Assyrier nicht nötig gehabt, drei- bis viermal noch weitere Siedlerzüge nachzuschieben. Im Buche Esra (4, 9) werden mehrere heidnische Völkerschaften namhaft gemacht, die unter der Regierung Assurbanipals, „des Großen und Erlauchten" (668—626), hierzu beisteuern mußten: unter ihnen Eingeborene der Landschaften Babylonien, Persien, Elam, also überwiegend Iranier, d. h. Arier. Diese Verschiebungen wurden nicht auf einmal, sondern nach und nach bewerkstelligt. Babylonier z. B. konnten nicht früher verpflanzt werden, als bis Mardukpaliddin von Babylon durch Sargon gestürzt war (d. h. 709), und Nordsyrien, wo wir Awwa und Hamath zu suchen haben, wurde erst 711 dem assyrischen Reiche einverleibt. Wir begreifen jetzt auch, warum die Kolonisten für Samarien gerade aus babylonischen und nordsyrischen Orten geholt wurden — man schwächte diese, um sie zahm und gefügig zu machen. Mit Galiläa, das etwa zwölf Jahre vorher ausgeräumt worden war, hat es Tiglatpileser ebenso gemacht (Graetz, Geschichte der Juden 1, 129 f.), doch wird er mit der Neubesetzung des herrenlos gewordenen Landes keine große Mühe gehabt haben, da die Israeliten in dem „Heidengau" nur spärlich — wohl bloß in den als Sicherungsplätzen dienenden Städten — vertreten gewesen sein können. Ich möchte vermuten, daß man Meder nach Galiläa versetzt hat, wie später nach Samaria, denn diese aufstrebenden Iranier begannen damals mächtig und gefährlich zu werden, und Sargon sah sich genötigt, ihren Häuptling Dajukku (den Dejokes der Geschichte) nach Hamath zu verbannen. So war das ganze israelitische Reich für die Sache des Jahwismus verloren.

Dieser Stand der Dinge muß stark auf Galiläa zurückgewirkt haben. Die Vorposten, die Israel in diesem Grenzlande zurückgelassen hatte, waren durch die Assyrierstürme hinweggefegt worden — Galiläa konnte von Jerusalem aus nicht mehr beeinflußt oder geleitet werden, weil das judenfeindlich gewordene Samarien — dessen Geschichte wir übergehen können — sich wie ein Keil dazwischenschob. In der Tat verschwindet es vollkommen aus der jüdischen Geschichte — es wurde ein „Heidengau" in des Wortes verwegenster Bedeutung. Es wurde nacheinander assyrisches, babylonisches, persisches, makedonisches Eigentum, um schließlich an die Seleukiden zu fallen. Jahrhundertelang war es den Juden so fremd, ihrem Bereiche so entrückt, wie etwa Persien und Medien. Erst unter den Makkabäern tauchen wieder Juden in Galiläa auf. Das ist nicht eben verwunderlich. Durch Esras und Nehemias Reformen hatte das Judentum an innerer Kraft gewonnen und fühlte darum das Bedürfnis, sich nach außen hin auszubreiten. Wir hören von jüdischen Gemeinden in Assur, Oberägypten, Elam, Babylonien, Hamath und auf den Inseln des Meeres. So werden schließlich auch unternehmende Juden auf den Gedanken gekommen sein, nach den fruchtbaren Gefilden Galiläas zu ziehen, die ihre Vorfahren einst beherrscht hatten. Wie schwach aber diese jüdischen Siedelungen waren, wie wenig tief sie im Boden Galiläas wurzelten, zeigt eben der Makkabäerkrieg. Von den umwohnenden

Heiden, die natürlich auf die Seite der heidnischen Makedonier traten, mit dem Tode bedroht, erflehten sie im Jahre 164 Hilfe von Judas Makkabäus. Dieser schickte ihnen seinen Bruder Simon, der sich durch die Feinde durchschlug, die Juden aller galiläischen Ortschaften sammelte und sie bestimmte, auszuwandern und sich samt und sonders in Judäa niederzulassen (Graetz 1, 341). Der große Bibelforscher Wellhausen schätzt die so geretteten Juden auf nicht mehr als tausend Mann. Seitdem war Galiläa judenrein bis auf den Hasmonäer Aristobulos. Dieser unterjochte, wie wir lesen, 103 die Ituräer und zwang ihnen die jüdische Religion auf. Die Nachricht ist in dieser Fassung sicher unzutreffend. Die Ituräer, ein Nomadenstamm der syrisch-arabischen Wüste, der sich später ansässig gemacht hatte, hausten damals am Libanon in Gegenden, die nie unter jüdischer Oberhoheit gestanden haben; auch breiteten sie sich später noch weiter aus, was mit einer Unterwerfung nicht in Einklang zu bringen ist. Wellhausen glaubt darum, daß diese Ituräer in Nordgaliläa zu suchen seien, und ein deutschamerikanischer Forscher, Haupt, sieht in ihnen die Nachkommen der alten assyrischen Kolonisten. Bei dieser sehr einleuchtenden Annahme würde sich erklären, daß die galiläischen Juden so verschieden von den Juden des Südens waren und von diesen, die seit Esra und Nehemia streng auf Rassenreinheit hielten, gering geschätzt, ja mißachtet wurden. Bei Johannes spottet Nathanael über Nazareth, und die Pharisäer höhnen: „Aus Galiläa steht kein Prophet auf.“ Der Talmud nennt die Galiläer „Klötze“, und Graetz (1, 489) schreibt von ihnen: „Sie waren als jähzornig und rechthaberisch verrufen. Von der heidnischen Nachbarschaft der Syrer lernten die Galiläer allerhand Aberglauben, weil die galiläische Beschränktheit Krankheitsformen dem Einfluß der Dämonen zuschrieb.“ Das Vorurteil gegen die Galiläer war so groß unter den Juden, daß Herodes Antipas keinen wahren Juden dazu bewegen konnte, sich in der von ihm um 24—26 n. Chr. gegründeten Stadt Tiberias niederzulassen (Graetz 1, 483). Wie unjüdisch im Grunde genommen Galiläa war, geht aus einem weiteren Umstande hervor, den man bisher, wie es scheint, nicht genügend gewürdigt hat: es wurde dort eine ansehnliche Schweinezucht getrieben. In der Geschichte von dem Besessenen zwingt Jesus den unsauberen Geist, in eine Herde Säue zu fahren, die in der Nähe weidet (Matth. 8, 30—32; Mark. 5, 11—13; Luk. 8, 32—33). Nach Markus handelt es sich dabei um eine große Herde von zweitausend Stück. Erwägt man den Abscheu, mit dem die Juden auf das durch das Gesetz Mosis geächtete Borstentier blickten, so wird man zugeben müssen, daß ein Land, in dem solche Mengen Schweine gehalten wurden, mehr heidnisch als jüdisch gewesen sein muß.

Und doch zeichneten sich die Galiläer durch eine Reihe achtbarer Eigenschaften aus. Sie waren fleißig und betriebsam, besonders die Bauern, mutig (Feigheit war nie die Sache des Galiläers, sagt Josephus), feuerköpfig, idealistisch, tatkräftig, freiheitsliebend und darum zu Veränderungen und Aufruhr geneigt. An fast allen Empörungen gegen die Römer waren Galiläer in hervorragender Weise beteiligt, z. B. Ezekia (zu Lebzeiten Cäsars), Judas (unter Tiberius), Menahem, der Führer der Sicarier (unter Nero), Johannes von Gischala (unter Vespasian) und noch nach der Zerstörung Jerusalems Eleasar. Sitte und Rechtspflege Galiläas waren vielfach anders beschaffen als in Judäa. Auch in religiöser Beziehung bewahrten sich die Galiläer eine gewisse Selbständigkeit — der Pharisäismus konnte bei ihnen nicht



Fuß fassen. Obgleich sie von manchen religiösen Handlungen ausgeschlossen wurden, waren sie strenggläubige Juden, die sich „nicht ein Tüttelchen wegklügeln ließen“ (Graetz 1, 489). Darin aber einen Beweis ihrer jüdischen Abstammung sehen zu wollen, ist, wie Chamberlain mit Recht betont, einfach unsinnig. Sind doch die unverfälschten Slawen Bosniens und die reinen Indoarier Afghanistans fanatische Mohammedaner! Die Frauen Galiläas besaßen eigentümliche Schönheit und waren Nichtjuden gegenüber gütig und zuvorkommend, im Gegensatz zu den hochmütigen Jüdinnen. Ganz besonders merkwürdig ist aber, was uns über die Sprache der Galiläer berichtet wird. Diese war ein so fremdartiges Aramäisch, daß ein Galiläer gleich beim ersten Worte erkannt wurde, wofür die Evangelien verschiedene Belege liefern (vgl. z. B. Matth. 26, 73). Das Hebräische vermochten sie überhaupt nicht zu lernen, namentlich verwechselten sie die Kehllaute so sehr, daß man sie nicht gern zum Vorbeten zuließ, weil ihre verwahrloste Aussprache Lachen erregte (Graetz 1, 489). Gerade dieser letztere Umstand ist äußerst wichtig, wie Chamberlain erkannt hat. Er beweist eine physische Abweichung im Bau ihres Kehlkopfs und läßt vermuten, daß eine starke Beimischung nichtsemitischen Blutes stattgefunden hat, denn der Reichtum an Kehllauten und die Fertigkeit in ihrer Behandlung ist ein allen Semiten gemeinsamer Zug. Während die indogermanischen Sprachen nur einen einzigen Laut für h kannten, hatten die semitischen hierfür fünf. Ich möchte dazu erwähnen, daß auch die Samaritaner die Kehllaute des Hebräischen fast ganz unterdrücken, und wenn diese, wie feststeht, von judaisierten Heiden abstammen, können wir die Galiläer, die jahrhundertelang dem Judentum völlig entfremdet und nur heidnischen Einflüssen ausgesetzt gewesen sind, unmöglich für Rassejuden halten. War demnach Jesus der Sohn des galiläischen Zimmermanns Joseph, so war er wohl in religiöser, aber nicht in rassischer Beziehung Jude.

Begreiflicherweise möchten wir nun auch wissen, welches Volk das meiste zu der galiläischen Rassenmischung beigetragen hat. Dies zu ergründen, will uns bei der Unsicherheit und Dürftigkeit der Überlieferung zunächst unmöglich dünken. Immerhin hat die Geburtsgeschichte Christi bei Matthäus (Kap. 2) einen beachtenswerten Zug, der nachdenklich stimmen muß: das Auftreten der „Weisen vom Morgenlande“, die das Jesuskind anbeten und mit Gold, Weihrauch und Myrrhen beschenken. Im griechischen Urtext steht nämlich nicht „die Weisen“, sondern die „Magier vom Sonnenaufgang“. Der Nebensinn des Wortes „Magier“ = Zauberer, Gaukler, Betrüger ... ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen, der diese „Magier“ als Männer von Rang und Reichtum erkennen läßt, die ohne weiteres zum König Herodes Zutritt erhalten, und sonst bedeutet es nur die Mitglieder der persisch-medischen Priesterkaste. Das weist nach dem iranischen Osten. Sodann fällt uns auf die verblüffende Ähnlichkeit der Christusgeschichte mit der Mithras-Sage. Der persische Gott Mithras, der den Römern zur Zeit des Pompejus bekannt wurde, die heidnische Welt als Sieger durcheilte und Tausende und aber Tausende von Bekennern gewann, wurde, wie Christus, am 25. Dezember und — wiederum wie Christus nach dem ältesten Bericht — in einer Höhle geboren; auch seine ersten Anbeter waren Hirten. Außerdem hat seine Lehre eine Menge Berührungspunkte mit dem Christentum, z. B. die Gliederung der Gläubigen, die der Taufe entsprechenden Waschungen,

die heiligen Mahlzeiten. Diese Übereinstimmungen können nicht zufällig und wertlos sein — sie müssen auf seelischer Verwandtschaft beruhen. In Erwägung dieser Umstände möchte ich die Vermutung äußern, daß im galiläischen Volkskörper ein besonders starker Strom persischen, d. h. arischen Blutes floß, der den anderen Quellen gewissermaßen Weg und Richtung gab. Hierzu steht die leidenschaftliche Anhänglichkeit an den Jahwismus, die die Galiläer zur Römerzeit, besonders während des jüdischen Aufstandes und der Belagerung Jerusalems, an den Tag gelegt haben, nicht im Widerspruch, denn die Erfahrung lehrt, daß gerade Neubekehrte an der Religion ihrer Wahl mit viel größerem Fanatismus hangen als Altgläubige, die ihre religiösen Überzeugungen von ihren Ahnen überkommen haben. So zeichneten sich die Idumäer, die erst Johannes Hyrkan 123 v. Chr. gewaltsam zu Juden gemacht hatte, bei den Kämpfen in und um Jerusalem durch ihre Wildheit und Unduldsamkeit aus, und ähnliche Beispiele lassen sich aus der Geschichte anderer Völker mit Leichtigkeit beibringen. Auf die Rassenzugehörigkeit der Galiläer kann man hieraus keine Schlüsse ziehen.

Aus alledem ergibt sich die Unhaltbarkeit der Behauptung, Christus sei Vollblutjude gewesen, und Haupt hat recht, wenn er meint, ebensogut wie von David könne Jesus auch von dem iranischen Religionsstifter Zarathustra abstammen.

Nachwort des Türmers. Um diese Fragen wird jetzt, besonders im völkischen Deutschland, mit Leidenschaft gefochten. Wir hielten es darum für notwendig, hier einen Fachmann sachlich sprechen zu lassen. Im übrigen sei bemerkt, daß ich persönlich diese Frage nicht für so entscheidend halte wie die Verfechter der Rassenlehre. Sobald man den Schwerpunkt auf den „Christus in uns" legt, wie die germanische Mystik und alle esoterische Frömmigkeit, so sind wir im Reiche des zeitlosen, immer wieder sich erneuernden schöpferischen Vorganges, und das geschichtliche Einzelereignis tritt in zweite Reihe zurück, wie Angelus Silesius sagt:

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren."

L.

Du lächelst fein

Von Vero Walcker-Paul

All', was er dir gegeben,
du trugst es still und stumm,
es wurde dir Erleben
und wurde Heiligtum.
Still ziehst du deine Straße,
die ohne Ruhm und Glanz,
um deine Stirn, die blasse,
flocht Leiden einen Kranz.
Und wenn die Leute sagen:
der Kranz muß schwer dir sein,
du könntest ihn nicht tragen —
dann lächelst du nur fein ...

Verkündigung

Von Elisabeth Donath

Ein stiller, feierlicher Raum ist der Chor. Wenn man die mächtigen Bogen der wundervoll reinen frühgotischen Kirche durchschritten hat, tritt man durch eine Pforte im Lettner ein in den Chorraum, als träte man in eine besondere Kapelle. Hier im geschnitzten Gestühl saßen einst, abgetrennt vom Volk, die Dominikaner-Mönche und lauschten manch gutem Wort der Predigt. Auch heute sind besonders aufmerksame stille Zuhörer versammelt, die schon lange vor Beginn der Abendmotette den Chor aufsuchten, um sich ungestört zu erbauen an edler geistlicher Musik.

In der frühen Dämmerung des Winternachmittags läßt sich neben ihrem Gatten eine junge Frau im Gestühl nieder. Schlichtes, weißblondes Haar leuchtet über einem fast mädchenhaft weichen Gesicht, in dem unter mancherlei wechselndem Ausdruck jetzt der eines müden Nachdenkens vorherrscht. „Wie still, wie schön ist's hier! Wie not tat mir solche Ruhe! Mehr als Ruhe: eine stille Feier tut mir not. Ich war zu sehr von den Forderungen des Alltags beherrscht, die so leicht müde und herbe machen. Hier aber wohnt Frieden; hier muß man die Hände zusammenlegen — feiern — lauschen auf die Stimmen aus der Höhe . . ."

Droben auf der Orgel hat man ein Licht entzündet. Staunend schweift der Blick zum hohen Gewölbe hinauf, wo die mächtigen, steinernen Bogen jetzt in rotgoldenem Schein aufglühen. Drunten aber im dunklen Raum steigt aus des Weibes beladener Seele ein Seufzen auf gleich Brahms Gesang: „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen? Und das Leben den betrübten Herzen?" So sang man hier. Und die Frau bebte und rang die Hände: „Wie soll ich in so notvoller Zeit das Kind nähren, das ich unter dem Herzen trage? Wird es nicht in eine furchtbare Zeit hineingeboren? Wird das nächste Geschlecht nicht noch größeren Sorgen ausgesetzt sein?" So seufzte die werdende Mutter . . .

Da Orgel und Gesang schweigen, betritt nun leise der Küster den Chor, um die starken Kerzen eines Adventkranzes anzuzünden, der an silberner Christbaumkette unter dem Kronleuchter hängt. Sanftes, freundliches Licht strahlen die Kerzen hinauf zu einer dunklen Borde, die über dem geschnitzten Gestühl an der Wand entlangläuft. Namen trägt sie, unendlich viele Namen der Gefallenen des großen Krieges! Ihnen hat man diesen Raum geweiht. Von ihnen reden zwei durchschossene Fahnen, die sich zu beiden Seiten der kleinen, gotischen Pforte hinabsenken, trauernd, unbeweglich. Von ihrem Sterben spricht eine Figur dort unter den Kerzen, fast in der Mitte des Raumes.

Lange ruhen die Augen der werdenden Mutter auf diesem Kunstwerk. Sie hat es oft bewundernd angesehen; in dieser Stunde aber, im Schein der Adventskerzen, ahnt und erfaßt sie des Werkes Seele, die zu ihrer eigenen bangen Seele spricht. Mehr als lebensgroß, das Gesicht dem Altar zugewendet, kniet dort St. Georg — oder ist es irgendein andrer deutscher Mann? — ist es der Deutsche? . . . Hochaufgereckt den schlanken, kräftigen Körper, kniet er erhobenen Hauptes. Den Schwertgriff umfassen die Hände. Er betet. Wortlos mag das Gebet sein. Ein junges Gesicht,

das der Krieg stark, verschlossen und tiefernst machte, schaut zum Herrgott auf. Nicht Worte. Taten werden sein Gebet sein für sein Land, das ihm der Herrgott gab, für die Heimat.

„Schon meine Ahnen kämpften um ihr Land einst droben im Norden, rangen in Jahrhunderte währendem Kampf der gierigen Nordsee Land ab. Und ob reiche Dörfer mit ihren Kirchturmspitzen, mit Menschen, Vieh und fruchtbaren Feldern von den Wellen verschlungen wurden, immer wieder nahmen die Männer den zähen Kampf auf, schützten das sich hebende, gefährdete Land durch Deiche, arbeiteten tief im Schlick und rangen mit Meer und Heide, auf daß die Marsch wuchs, das gesegnete, blühende Land ... Was lag da am einzelnen Menschenleben?!“

Und die junge Frau atmet hoch auf. Wie eine Verkündigung strahlt es herab! „Auch wir verteidigen unser Land und opfern Menschenleben für kommende Geschlechter, daß noch etwas bleibe auf diesem Stück Erde von dem, was Heimat ist, was innig ist und lieb, rein, stark und schön — wie diese Kirche. Weit und opferbereit macht das Anschauen dieses Kriegers. Worin liegt die hinreißende Schönheit der Figur? So sieht der deutsche Altar aus in der Zeit der Not: ein Kniender, der sich im stummen Gebet sieghaft aufreckt zu Gott. Ist das ein Opfer? Nein, o nein, es ist mehr: es ist Sieg und Vollendung des Menschenlebens! Denn alles Große ist Opfer — doch alles Opfer ist Sieg!“

Erlösend, befreiend überflutet diese Erkenntnis die weibliche Seele. „Wir alle siegen, opfern, unser ganzes Volk! Wir Mütter, die wir unseres Volkes Not und schwere Zukunft kennen, tragen dennoch heißgeliebtes, zartes Leben in unserm Schoß dieser Zukunft entgegen, junge Kämpfer für edles, deutsches Land!“

Liebevoll, in neuem Verstehen sucht der Blick des Weibes im Halbdunkel auf goldenem Hintergrund die Stelle, da Maria knien mag an ihres Kindes Lager von Stroh; verstehend, anbetend haftet das Auge am Kreuz. „Keiner hat größere Liebe, denn der sein Leben ließ für seine Brüder!“ — Ja, und keiner hat größeren Sieg!

Droben aber bei der Orgel — denn es will Weihnachten werden —, droben setzt nun holde Weise, süße Anbetung, heilige Verkündigung ein. Des gottseligen Meisters Bruckner Motetten tönen herab. Angezogen von der überirdischen Schönheit des Gesangs, gottbegeistert in Erinnerung der heiligen Stunde, die sie einst verkündigten, schweben Engel durch den Raum und tragen auf weitschwingenden Flügeln die reinen Töne hinab zur lauschenden Gemeinde — und zur jungen Frau. „Tota pulchra es, Maria.“ „Schön bist du, Maria. Du, der Ruhm Jerusalems. Du, die Zuflucht der Sünder. Gnadenreiche Mutter“, und „Gegrüßet seist du, Maria! Du bist voll der Gnaden. Der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus ...“

Fromme Meister aller Zeiten verehrten die Schönheit dieser Verkündigung, suchten lebendig zu machen auf goldenem Grunde, in Tempelhallen, im ärmlichen Stall oder auf blühender Wiese die heilige, selige Frau in seligster, heiligster Stunde. Singt Meister Bruckner die süßeste Sprache von allen, deren Kunst gleich einer Blume erwuchs aus der Religion?

Das Amen verklingt in den weitgeöffneten Menschenherzen. Tiefes Schweigen.

Würde jemand aufsehn, er sähe im Halbdunkel verklärte Gesichter, verklärt von der Schönheit einer höheren Welt . . .

Draußen ist Schnee gefallen. Über wirren Giebeln steht der Mond. An der Hand ihres Gatten wandert die junge Frau heimwärts. „Das war eine selige Weihnachtsfeier, soviel Schönheit des Gesanges!“ sagt der Mann leise. Auch die Frau träumt der Verkündigung nach. Kein grübelnder Zug ist zurückgeblieben im hellen, strahlenden Gesicht: „Selig werde ich sein mit meinem neuen Reichtum, meinem Kind! Es liegt ein so großes Bejahen in unserer Frauennatur, an dem kein müdes Grübeln und Sorgen uns lange irre machen können. Wie ein Kind werde ich fromm und fröhlich sein über das zarte, hilflose Leben an meiner Brust, über die Seele, die aus Fernen zu uns kam.“

Lächelnd sieht sie auf zum Gatten: „Wie schön ist der Schnee! Nun müssen alle Menschen leiser schreiten, auch in der lauten Stadt, weil bald das Christkind kommt.“

An die Freude

Von Walter Colsman

Du tiefer Seelen köstliches Geschmeide . . .
Du reiner Herzen freudig-großes Schlagen . . .
Du Helferin im Schaffen wie im Tragen . . .
Du Diadem auf lichtem Seelenkleide . . .

Du bist uns Trösterin im dunklen Leide . . .
Uns Siegerin ob Not und Gram und Klagen . . .
Bist Rätsellöserin in tausend Fragen:
Du reiner süßer Lichtquell, Freude, Freude!

Wie holde Flammen lohst du, lieblich schwebend,
Ein Banner frohen Werdens, lautren Ahnens,
Ein Band des Einklangs um die Menschen webend . . .

Du lockest bald zum Rasten, bald zum Reigen,
Bist sel'ge Stimme süßen Fragens, Mahnens,
Zum Licht uns weisend und ergriffnem Schweigen.



Geburt Christi

Hans Baldung Grien

An der Krippe

Von Hans Heinrich Ehrler

Ich lese daheim im Schein der Lampe die Erzählung des Lukas von der Geburt Jesu Christi; da ich sie gelesen habe vom ersten Vers bis zum zwanzigsten, liegt das heilige Buch vor meinen stillgestellten Augen. Und da spüre ich: noch nie ist von einem Buch, von einem Blatt, von einer Säule gedruckter Zeilen solche Macht auf mich ausgegangen. Noch nie auch von dieser Erzählung, als ich sie vordem las.

Es war eine ungemeine Stille und ein ungemeines Licht, darinnen ich saß, wunderbar losgelöst, wunderbar vereinsamt. Die Zeilen der Schrift wurden weit, durchgittert von dem Licht und von der Stille. Ehrfürchtig, demütig, gläubig sahen meine Augen, was dort in der Nacht zu Bethlehem geschehen ist. Meine Seele sah es und hörte es, es bewegte sich in meinem Herzen.

Meine Gedanken dachten: wenn alle Erzählungen und Dichtungen der Zeiten und Völker untergingen oder verlöschten und diese eine bliebe liegen, der Inbegriff, das Kleinod aller Dichtungen und Erzählungen, das *Ευαγγέλιον*.

Und wieder dachten sie: es ist so unausmeßbar schön und darum so unausmeßbar wahr. Wenn alle Gelehrten der Welt zusammen bewiesen, es sei nur eine freundliche Legende, ich wüßte, daß sie erbarmungswürdige Blinde sind, denn was ich da las, muß einmal geschehen sein! O welche Einbildung, welche Menschensage vermöchte solches zu erfinden und zu fügen zu diesem Gebilde heilig strahlender Einfalt?

Ich sah auf von dem Buch, und da, ohne daß ich sie auswendig lernte, sagte mein Mund Wort für Wort die Erzählung vor mich hin; diese war in mich eingegangen und leuchtete gnädig in mir.

*

Und Kunde wurde mir, daß einmal auch unter den Menschen des Vaterlandes, Europas und der Erde der Engel stehen wird, daß sie ihn sehen und hören werden gleich den Hirten. Denn wer weiß, ist das Geschehnis nicht darum so ohne Vergleich schön, weil es Verkündigung ist? Geschehen auf dem Felde zu Bethlehem, um wieder zu geschehen auf dem Felde der Erfüllung? Was sind für den Stern ob dem Stall tausend, zweitausend Jahre? Die Kundigen des Himmels sagen uns, wie lange Wege die Lichter aus jener Welt zu uns machen müssen.

Einmal, ganz gewiß, so wahr Sonne, Mond und Gestirne droben stehen, werden die Menschen an einem heiligen Abend in einer Stunde des Schweigens sitzen, alle zu Kindern geworden und alle zu Erkennenden; und das W o r t wird ihnen geboren sein, das weise und heilige. Alle Zungen sprechen es nach, alle Ohren werden ihm Muschel und alle Herzen Grund.

*

Der Sohn des Reiches legte sich in die Krippe und machte die Armut, welche in der Herberge keinen Platz fand, zur Pforte seiner Herrlichkeit. Wieviel tausend Jahre werden wir brauchen, um würdig zu sein, daß wir in dem Stall die Knie beugen? Wir, unter die erst Moses noch einmal treten muß, das goldene Kalb zu zerschlagen!

Aber das Kalb wird fallen und wir werden knien.



Und von der Krippe werden wir auf den Berg der Predigt steigen: Selig sind, die da geistig arm sind!

Wir werden die Perlen verkaufen um der einzigen Perle willen.

Jünglinge werden das Wort hören: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz haben im Himmel, und komm und folge mir nach!

*

Freunde, ist es schwer?

Ich sehe das Landhaus eines reich gewordenen Mannes von außen an. Gehört es ihm? Mir? Habe ich nicht die Kraft der Phantasie, es mir reicher, edler gewählt ausgestattet zu denken, als der Mann es mit seinem roh erworbenen Geld und rohem Geist auszustatten vermochte?

Ich gehe in einen Park, gehört er nicht mir? Diese Blume, die ich jetzt so unsäglich schön sehe, ist eine Schwester von vielen; ich aber sehe sie in diesem Augenblick gnadenreich von der Hand Gottes mir zum Blühen gebracht. Ein anderer wird sie vielleicht pflücken, sie wird welken. Doch ich werde sie wieder und wieder in den Händen der Betrachtung haben, unverblüht.

Ich wandle abends, mir das Gedicht Goethes sagend:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz ...
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz!

Wunderbare Stunde! Wer hat das Kostbarste, Besonderste eines lange toten Dichters hierhergebracht?

Seltsames Rätsel: Das reine Gut des reinen Geistes gehört den Menschen allen, und jedem, dem letzten wie dem ersten an jeglichem Ort. O es mehrt sich, indessen es sich teilt.

Das mindere Gut des Stoffes wirft die Welt in Schuld und Blut. Und es schwindet, wo du es aus einer Hand in zwei und aus zwei in vier Hände gibst.

Ich sitze in weißgetünchter Stube; nur ein Bild hängt an der Wand: Hieronymus in der Klause. Anno Domini 1514 hat zu Nürnberg Albrecht Dürer das holde Blatt gestochen. Welch ein Herr der Augenweide bin ich, da ich es an meiner Wand anschaue, wie bin ich voll inwendiger Figur und frommer Gestalt! Trete ich nicht hinein in des heiligen Lesers sonnenvolle Stube? Wie sehe, wie spüre ich den Meister des Bildes! Sogar den Tonfall seiner Stimme höre ich, den seit vierhundert Jahren niemand mehr gehört hat.

*

Mensch, werde wesentlich!

Was hat noch Platz, wenn wir Wesen sind?

Eine Aristokratie des Geistes und der Seele wird die Botschaft von der heiligen freien Armut zu ihrem Gesetz machen. Ihre Ritter werden auf einmal wissen, daß, was sie Besitz nannten, sie besaß, daß, was sie als Reichtum anschien, das Reich trübte. Paulinisches Licht wird sie befallen mit der Erkenntnis, welche Bettler, dumm, ge-

ring, unwürdig und übelriechend sie waren, als sie an der Schleppe des falschen Königs liefen. Die sternäugig Gewordenen wird kein Metall mehr blenden.

Die Weisen haben es gezeigt und sind die zeitenhaft Reichsten gewesen. Sokrates ging im schlechten Mantel zum Gastmahl des Agathon.

Die Heiligen sind den Weg gegangen zum ewigen Gut.

Denn nichts ist weise, was nicht heilig wäre.

*

Sag', wer führt unsere Jugend aus dem Markt in den Tempel? Kein Kommunismus, sondern die Communio, der große Orden der Reinhändigen und Reinherzigen, der heranwächst, das Vaterland zu läutern und zur Gemeinde zu machen.

Und hört! Es ist nicht das Wichtige, ob wir unser Leibliches dem Joch der goldenen Täuschung entwinden, ob wir uns gesellschaftlich untereinander entlasten, leichter und geräumiger werden. Vielmehr darum geht es, daß unser geistiges Teil den Trug abwerfe und Flügel gewinne, in eine erhöhte Ordnung des Lebens zu steigen, in die Grenzen der Idee und der Formen.

Nur einen kleinen Zauber braucht es. Nur einmal einen Lidschlag lang sollten wir unter uns, einer dem andern ganz ins Angesicht schauen: das Häutlein von der Pupille gelöst und den letzten Raum des Wesens wechselnd aufgetan. Da stünde wohl plötzlich die Erkenntnis in den Augensternen, daß wir in einer tieferen Einheit geboren sind, als wir bisher sahen, daß wir von einem heiligeren Gesetz und von ewigerem Gleichnis in den Adern unseres Lebens durcheinandergeflochten sind; Menschengesicht schaute sich in Menschengesicht, Menschengeschick würde sich dem Menschengeschick verschwistern.

Sagen würden die Zusammengeführten untereinander: „Sehet, wir atmen eine Luft, wir trinken gleichen Brunnen, essen gleiches Korn, wärmen uns in gleicher Sonne, schauern in gleichem Regen, erleiden gleiches Siechtum und lösen uns in gleichem Tod. Gleiches Offenbare und gleiches Geheimnis walten in uns und um uns. Sie haben es entdeckt, daß wir, ich diesseits, Du jenseits des Meeres eine, dieselbe sprechende Stimme hören. So sind wir verbunden! Und was sie noch nicht entdeckt haben und nie entdecken werden: nur Gnade schenkt uns die Ahnung, wie ganz und tief wir in uns von heiligem Gemeinwesen durchwoben sind, welches Netz von dem Unbegreiflichen über uns geworfen ist."

Epheta! und wir sehen die Liebe.

*

Dort an der Schwelle, wo wir uns festlich wissend die Hände vom Staub waschen, klären wir uns dem großen, strengen, heroischen Gebot, für den Bruder sich im Namen des Geistes zu geben und zu opfern, und die Menschenseele zu vereinen in dem Reich, wo der Strahlenquell der Gottesliebe springt.

Dort ist die Speisung der Fünftausend, das Abendmahl der Jünger. O fänden wir den Tisch, so würden von der Speisung immerdar noch Körbe übrigbleiben und das Mahl währte ewig!

Und auf Erden: Wie würden wir alle des Wesens wohlverglichen und schön werden! Das Harte fiele aus unseren Augen. Unsere Gesichter wandelten sich zum Ant-

litz und unsere Hände vermöchten am Ende, aufgelegt, Krankheit zu heilen und zu verklären den Tod. Der Wohlgeruch einer leichteren Lebenswonne ginge von uns aus, wir wären uns vertraut und erkännten uns am Brotbrechen.

Wir knieten an der Krippe zu Bethlehem.

Gott

Von Sophia Steinwarz

1.

Ich nenne dich Gott und du bist namenlos,
O All-durchreisender, o Leben-speisender.
Du bist wie die Welt so groß,
Du bist wie ein Korn so klein!
O Liebender, wer kann dir entfliehn?
Ich bin in dir, du schließest mich ein.

2.

Durch das Dunkel der Nacht,
Am lauten Tage,
Hör' ich die Stimme des Liebenden,
Der nach mir ruft.
Tausend Stimmen treffen mein Ohr
Und rauschen zur Tiefe,
Dumpfmurmelnde Brandung —
Mein Herz hört Ihn allein.

3.

Ich bin nicht ich.
Ein Fremdes spricht durch mich.
Eine Gewalt kam gegangen
Und hat mein Herz in sich gefangen.
Eine Stimme kam geflogen,
Die hat mich ganz in sich gezogen.
Nun ist mein Leben nicht mehr mein.
Es ist versunken
In dein tiefes Sein.

4.

Braust die Zeit wie ein reißender Strom,
Dröhnt das Leben, ein wütender Sturm —
Sie sind nur Träume, du bist wahr.
Es sind nur dunkle Traumgewalten,
Die rauschend deine Gewänder falten —
Du selbst bleibst still und klar.

5.

Im Labyrinthe, steinern überwölbt,
Hört' ich die Stimme: Sprich, wo gehst du hin?
Ich sprach: Mein Ziel ist fern und unbekannt,
Tief ist die Nacht, das Grauen lastet schwer.
Da hört' ich wiederum den Liebeston
Auf zartem Fittich rauschen durch die Nacht:
Ich führe dich ins Licht — nimm meine Hand!

Ältere Erzählungskunst

Der Pelzrock

Ein elsässische Wintergeschichte von Margarethe Spörlin

Vorbemerkung des Türmers. Diese oberelsässische Erzählerin († 1882) wird den Türmerlesern nicht einmal dem Namen nach bekannt sein. Und doch hat sie unter ihren einst gern gelesenen „Elsässischen Lebensbildern“ neben einfachen Plaudereien und Skizzen mit etwas erbaulichem Einschlag auch einige gut und volkstümlich erzählte Geschichten, von denen wir hier eine veröffentlichen. Dieser „Pelzrock“ beruht auf Tatsachen und gibt ein getreues Bild von den Verhältnissen in den Tagen der elsässischen Reformation. Die „Elsässischen Lebensbilder“ erschienen im Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart.

* * *

So geschrieben, in Brumath, am Sonntag nach Sankt Nikolai, den 9ten Decembris anno Domini 1525, von mir Georgius Wickenhauer, Diener des Wortes und ehemaliger Pfarrer im Dorfe Honau. — —

Es war am heiligen Andreastage, als ich ganz schweren Herzens aus dem Amthause kam, wo mir der Herr Amtmann mit strengen Worten bedeutete, wie unser gnädiger Herr, der Bischof, in letzter Instanz entschieden, „daß ich binnen drei Tagen die Kirche und das Pfarrhaus einem katholischen Priester einräumen und Honau und meine liebe Gemeinde verlassen müsse.“ Ja — das war ein harter Spruch! Draußen stunden meine armen Pfarrkinder, meiner harrend; sie umringten mich und fragten ängstlich: „Herr Pfarrer, ist es wahr? Ihr müßt uns verlassen und von Honau fort?!“ Ich nickte bejahend, drückte ihnen schweigend die Hände — denn reden konnte ich nicht, weil die Tränen mich zu ersticken drohten — und eilte nach Hause. Christine, unser kleines Söhnlein auf dem Arme, kam mir bleich und zitternd entgegen; ich drückte die treue Seele fest an mein Herz, und sie verstand mich ohne Worte.

„Wir müssen fort, Jerg?“

„Ja, in drei Tagen.“

„Und wohin?“

„Das weiß ich nicht; aber sei getrost, der Herr wird's versehen.“

„Oh,“ seufzte sie, „arm und heimatlos in die weite Welt hinaus, mit dem zarten Kindlein, in dieser rauhen Winterszeit ... Jerg, das ist hart!“ Und sie entwand sich meinen Armen und weinte bitterlich. Ich betete stille und habe dann herzlich mit ihr geweint.

Ja, wahrlich, die Kraft aus der Höhe hat mir an jenem verhängnisvollen Tage not getan; denn nicht nur meine arme Christine sollte ich stärken und trösten, sondern die jammernden Menschen alle, die bald darauf das Pfarrhaus überfüllten. Die lieben Leute konnten es weder fassen noch begreifen, daß ihnen das teure Gotteswort entzogen werden und ich sie verlassen solle ... denn wir hatten uns gegenseitig gar lieb gewonnen. Aber da half kein Jammern noch Klagen, und als ich, fast verzweifelnd, Pauli Worte ausgerufen: „Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet mir mein Herz!“ — sind wir alle miteinander auf die Knie gesunken, und nachdem wir vereint gebetet und uns die Hände gereicht hatten, konnten wir in Demut sprechen: „Der Wille des Herrn geschehe!“

Der Schulze und die Kirchenältesten sind bei uns geblieben, die große Frage zu lösen, wohin wir gehen, und wie wir bei dieser eisigen Witterung fortkommen könnten. Denn wir waren blutarm und hatten keine Zufluchtsstätte auf der ganzen weiten Welt. Gerne hätte uns der Schulze den Winter über in seinem Hause beherbergt, aber das hatten der Bischof und der Amtmann strenge verboten. „In drei

Tagen müsse ich mit Weib und Kind von Honau fort", so lautete der Befehl ausdrücklich.

Während wir nun hin und her ratschlagten, ohne einen Ausweg zu finden, kam ein Bote von Lampertheim. Mein lieber Amtsbruder Hans Seitz, der zu gleicher Zeit wie ich in Honau vom Domdechanten als evangelischer Prediger in Lampertheim eingesetzt worden, schrieb mir: „Auch er sei auf des Bischofs Befehl seines Amtes entsetzt und aus Lampertheim verwiesen; er stehe eben im Begriff, seine Frau mit ihrem Kinde nach Brumath zu ihrem Vater zu führen, der wohlhabend und gut evangelisch gesinnt sei. Da aber meine Christine Waise und ihres Glaubens wegen von ihren Verwandten verstoßen worden, so möchte ich mit ihr und dem Kinde nach Brumath kommen, wo Christine bei seinem Schwiegervater ein Obdach für den Winter finden werde. Wenn wir dann die Frauen mit den Kleinen versorgt, so wollten wir beiden Männer nach Straßburg gehen, um die Bittschriften unserer Gemeinden, welche dringend wieder um evangelische Prediger anhielten, E. E. Rat zu übergeben und untertänigst zu bitten, uns selber anderswo im Weinberge des Herrn anzustellen."

Das war ein Lichtstrahl in der Finsternis, und des Herrn Wort: „Wenn die Not am größten ist, so ist die Hilfe am nächsten", hatte sich abermals an uns, den ärmsten seiner Kinder, treu bewährt.

Die Not sollte aber für mich von neuem angehen, und zwar von der Seite, wo ich es am wenigsten vermutet, nämlich von Christine. Um das zu erklären, muß ich etwas weit ausholen. Christinens Vater, der ein tüchtiger Weidmann gewesen, hatte auf einer Treibjagd einen grimmigen Bären getötet; zur Belohnung ließ ihm der Amtmann von Wasselnheim, Junker Fabian von Eschenau, aus dem Fell des Bären einen stattlichen Pelzrock machen, der in der Familie gar wert gehalten und gleichsam als ein Adelsdiplom angesehen war. Ist auch das einzige Erbstück gewesen, welches nach der Eltern Tode meiner Christine geblieben und das sie mir als Heiratsgut zugebracht; sie war aber auch so stolz darauf, wie weiland König Nebukadnezar auf seine große Babel. Nun, das muß ich sagen, der Pelzrock sah ganz prächtig aus, wäre auch würdig gewesen, von einem Prälaten, Bischof oder sonstigen gnädigen Herrn getragen zu werden; für mich aber, den geringsten der Diener des guten Herrn, der um unsertwillen arm auf die Welt gekommen, war er viel zu vornehm; hätte auch leicht Ärgernis unter meinen Pfarrkindern geben können, wenn ich darinnen einherstolziert; so sehr auch Christine den ganzen Winter über in mich gedrungen, wenigstens an Sonn- und Festtagen mich damit zu schmücken.

Im ersten Sommer unserer Ehe hatte Christine viel zu schaffen, um den Pelzrock gehörig vor den Motten zu bewahren, hat ihn aber im Winter darauf über unserem kleinen, neugeborenen Siegmund fast vergessen; sie plagte mich wenigstens nicht mehr mit dem Anziehen desselben. In diesem Winter kam nun, bei schneidender Kälte, mein alter Freund, der ehrwürdige Pfarrer von Sankt Pilt, Wolfgang Schuch, zu uns. Er hatte in Sankt Pilt das Wort Gottes gepredigt und den Gottesdienst wieder wie in der apostolischen Zeit eingerichtet. Darüber ergrimmte Herzog Anton und drohte die ketzerische Stadt mit Feuer und Schwert zu vernichten. Dieses Unglück zu verhüten und seine Lehre zu rechtfertigen, reiste Schuch nach Nanzig; da er aber wohl voraussah, daß dort Bande und Trübsal seiner warteten, ist er von Straßburg gekommen, mich noch einmal zu sehen und im Glauben zu stärken. Der teure Gottesmann sah so krank und angegriffen aus, er war so schlecht gekleidet und der Winter so streng! Christine lag in den Wochen — und so habe ich dem lieben Freunde, als er von mir geschieden, den Pelzrock gegeben, der ihn vor Frost und Schnee schützen konnte und den er mir von Nanzig aus wieder zurückschicken wollte. Allein kaum angelangt, wurde er dort in den Kerker geworfen, mehrere Male gefoltert, und am 20. Juni darauf (1525) bestieg er freudigen Mutes den Holzstoß, betete laut den 51. Psalm: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünde nach deiner Barmherzigkeit", bis Rauch und Flammen seine Stimme erstickten und die Engel seine Seele in den Himmel trugen. Der Pelzrock aber war spurlos verschwunden, und ich habe nichts mehr von ihm erfahren können.

Für mich selber war es kein Verlust, sondern eitel Gewinn; denn wenn Kunde kam, wie sie in Nanzig den teuren Schuch gefoltert, um ihn zum Verleugnen seines Glaubens zu zwingen, und wie er, durch Gottes Gnade, so fest beim Evangelium geblieben und den Herrn Jesum so treu bekannt, da war es mir ein wohltätiges Gefühl, zu denken, wie er den wund gemarterten Leib in den warmen, weichen Pelzrock hüllen könne — und wie er dann vielleicht im kalten, feuchten Kerker auch meiner in Liebe gedenke. Mit Christinen war es freilich ein anderes; die vermeinte treuherzig, ihr Abgott liege noch unangetastet im hölzernen Schrein, den sie oft mit so zufriedenen Blicken betrachtete, wie der reiche Mann im Evangelio seine angefüllten Scheunen. Ach, der unselige Pelzrock hat tiefes Weh über mich gebracht! Daß ich ihn dem Gottesmann Schuch gegeben, daran habe ich recht getan; daß ich aber nicht den Mut hatte, es Christinen zu sagen, weil ich ihre Vorwürfe und Tränen fürchtete, das war unverzeihlich schwach von mir, und ich muß es jetzt büßen — Gott weiß, wie schwer.

Denn als es nun ans Einpacken ging, wir unsere Habseligkeiten zusammensuchten — ach, wir hatten gar wenig und mußten die Betten und die meisten Gerätschaften, als der Kirche angehörig, im Pfarrhause zurücklassen — und als nun Christine den Pelzrock nicht mehr fand und erfuhr, was aus ihm geworden ... ja, da brach sie in ein Lamento aus, von dem mir noch jetzt ganz wirr im Kopfe ist — und gebärdete sich dabei so unvernünftig, daß kein Wort der Liebe in ihrem erbitterten Gemüte Eingang fand. Sie schalt mich einen leichtsinnigen Verschwender, einen Rabenvater, der kein Herz für sein einziges Kind im Busen trage und das arme Würmlein des köstlichsten Pelzrocks beraubt, der uns alle drei auf der bevorstehenden Reise vor Kälte und Unwetter so trefflich bewahrt hätte. Da half kein Ein- noch Zureden, denn nach echter Weiberart kam sie immer wieder auf ihr erstes Wort zurück, und blieb steif und fest dabei, daß der Pelzrock uns aus aller Not gerettet und wir nun ohne ihn notwendig erfrieren und verderben müßten. Und so hat meine arme Christine durch ihr Jammern und Schmollen mir die drei letzten Tage in meinem lieben Honau gleichsam zur Hölle gemacht. Oh, wie hätte ein freundliches Wort, ein liebevoller Blick meinem wunden Herzen so wohl getan! Aber das Weib, das doch Gott mir zur Gehilfin gesetzt, hatte in unserm schweren Kreuz nur Vorwürfe und Tränen für mich. Und ich habe da oft denken müssen, daß, wenn Mutter Eva das Maul also gehängt und so beweglich zu weinen und zu klagen verstanden, ich wohl begreifen könne, daß Adam in den verbotenen Apfel gebissen ... denn verzeih' mir's Gott! aber ich bedauerte fast, daß ich dem teuern seligen Schuch den Pelzrock gegeben, und hätte alles darangesetzt, ihn wieder herzuschaffen, um den lieben zerstörten Hausfrieden dadurch zu gewinnen — und item — daran habe ich abermals sehr unrecht getan.

Montag nach Sankt Andreä, den 3ten Dezembris, war der trübe Tag unserer Abreise. Vor Tagesanbruch stund schon des Schulzen Wagen, mit zwei tüchtigen Ochsen bespannt, vor dem Pfarrhause. Es schneite tüchtig; um uns davor so viel wie möglich zu bewahren, hatte unser Fuhrmann, der brave Martin, ein altes Segeltuch wie ein Zelt über den Wagen gespannt, auf dem er auch ein Strohlager für Christine und den kleinen Siegmund bereitet.

Und nun mußte ich scheiden von der Kirche, in der ich zwei Jahre durch Gottes Gnade das Evangelium treu in meiner Schwachheit gepredigt; mußte scheiden von meinen lieben Pfarrkindern, die laut weinend den Wagen umringten. Jedes brachte uns noch eine Gabe auf den Weg: warme Kleidungsstücke, Eßwaren, einen Krug Bier oder eine Flasche Milch für den Kleinen. Ja, wahrlich, Scheiden tut weh, und mein Schmerz wäre groß genug gewesen ohne den Stachel, den Christine wegen des verlorenen Pelzrocks mir ins blutende Herz gedrückt! Sie ließ sich, stumm wie ein Fisch und bleich wie ein Marmorbild, vom Schulzen auf den Wagen heben; und als ich sie aufs Stroh gesetzt, eine wollene Decke, die mir die gute Frau Amtmännin geschenkt, um ihre Füße gewickelt und ihr den kleinen Siegmund auf den Schoß gelegt, stieß sie die Decke unwillig zurück, nahm das Kind auf den Arm und fing krampfhaft zu weinen und zu schluchzen an. Jetzt trieb Martin die Ochsen an. „Geleit'

Euch Gott, Meister Jerg!" tönte es noch von allen Lippen. „Er segne euch!" erwiderte ich tiefbewegt, und wir fuhren fort unter einem dichten Schneegestöber, der ungewissen, dunkeln Zukunft entgegen. Aber „der uns behütet, schläft und schlummert ja nicht".

An der Fähre am Rhein mußten wir lange warten, bis wir zuerst auf dem Wagen und dann die Ochsen ans jenseitige Ufer gebracht wurden. Der Wind blies eisig kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken, der Kleine schrie und wollte sich nicht beschwichtigen lassen; auch ich schlotterte in meinem dünnen, abgetragenen Kleide, und Christine fing das Liedlein vom Pelzrock wieder an. Da nahm ich sie in die Arme, schlug die wollene Decke, welche sie so unwillig von sich geworfen, um uns alle drei und sprach aus vollem Herzen: „Christine, der Haß tötet und die Liebe erwärmt und belebt. Schau, diese warme Decke hat uns der Herr statt dem Pelzrocke gesandt. Daß ich aber diesen dem Gottesmann Schuch gegeben, das mußt du mir verzeihen, sintemalen ich es dem Herrn getan habe. So sei nun wieder gut, hilf mir unser Unglück in Geduld und Liebe tragen und vergrößere es nicht mehr durch dein sündiges Zürnen und Schmollen." Aber Zorn und Hochmutsteufei hatten eine gar harte Rinde um dieses sonst so weiche Herz geschlagen; trotzig entwand sie sich meinen Armen und fing von neuem mit dem Kleinen um die Wette zu weinen und zu schluchzen an. Da ist aber auch mir die Geduld ausgegangen, unwillig bin ich vom Wagen gesprungen und wollte lieber mit Martin neben den Ochsen im tiefen Schnee waten, als bei der eigensinnig grollenden Frau auf dem Wagen bleiben.

„Meister Jerg, ich glaube, Eure Ehehälfte hängt das Maul?" fragte Martin als Antwort auf den tiefen Stoßseufzer, mit dem ich neben ihn getreten. „Müßt mir meine Grobheit zu gute halten, Herr Pfarrer," fuhr er fort, „das Wort Gottes habt Ihr uns trefflich gelehrt, aber mit den Weibern versteht Ihr nicht umzugehen."

„Wieso, Martin?"

„Bah," meinte er, „wenn die Weibsbilder maulen und störrisch sind, dann muß man ihnen nicht schön tun, sondern tüchtig dreinfahren, wie's Donnerwetter, wenn unser Herrgott die Luft reinigt. Hab's mit meiner Bärbel immer so gehalten; wenn die das Maul hängt und heult, so schelte ich sie tüchtig aus, und dann kriecht sie zu Kreuze."

Martin hatte gut reden; in Honau hatte ich auch gescholten, eindringlich gepredigt, Ernst und Strenge versucht — aber leider unterlassen, die Luft zu reinigen, und oft „Frieden, Frieden" gesagt, wo doch kein Friede gewesen. Im Brumather Wald hielten wir an, um die Ochsen zu füttern und um eine Suppe zu kochen. Martin zündete ein großes Feuer an; der Schnee fiel nicht mehr, der dichte Wald schützte uns vor dem kalten Windzuge, und als wir uns am Feuer gewärmt, die nassen Kleider getrocknet und mit Danksagung die warme Speise genossen, fühlte ich mich ganz behaglich; auch der Kleine schlief friedlich ein, von einem Becher Milch und der wohltätigen Wärme sichtlich erquickt; nur Christinens Stirne blieb finster und umwölkt, wie der Himmel über uns. „Ach," seufzte ich stille vor mich hin, „warum verbittern wir uns doch gegenseitig das Leben so sehr?" Und die Stimme von oben antwortete: „Weil wir allzumal Sünder sind und lernen müssen, einer des andern Last tragen, wie der Herr unsere Sündenlast alle am Kreuze getragen hat!"

Wir kamen nur langsam vorwärts, denn im frischgefallenen Schnee mußten die Ochsen den Weg erst bahnen, und das ging sehr mühsam von statten. Als die Dämmerung einbrach wurde es immer unheimlicher im Walde, und von Zeit zu Zeit hörten wir aus der Ferne das schauerliche Geheul des Wolfes. Christine lag mit dem Kleinen auf dem Strohlager, ob wachend oder schlafend, wußte ich nicht, denn seit ich sie um Frieden gebeten, hatte sie kein Sterbenswörtlein mehr gesprochen. Bald wurde es aber so finster, daß Martin anhalten mußte, weil er den Weg nicht mehr finden konnte; er spannte die Ochsen aus und zündete mit dem Holze, das er mittags im Walde gelesen, wieder ein Feuer an.

„Herr Pfarrer," sagte er, „wir können nicht mehr weiter und müssen warten, bis der Tag wieder anbricht. Bleibt beim Wagen, ich will so viel wie möglich Holz zusammenlesen, damit

wir das Feuer die Nacht durch unterhalten können, um die Wölfe zu verscheuchen und uns vor dem Erfrieren zu bewahren."

Als ich so allein beim hell lodernden Feuer saß, kein Laut der Liebe vom Wagen, wohl aber das Gebrüll der wilden Tiere um mich her ertönte — ja, da ist mir gar bange geworden, und ich habe gebetet und zum Herrn geschrien, wie zuvor noch nie in meinem Leben. Aber es heißt im heiligen Gotteswort: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten" (Psalm 50, 15). Im finstern Walde sah ich plötzlich ein Licht schimmern, und eine liebe, befreundete Menschenstimme rief:

„Heh, holla, Jerg, seid Ihr da?" Freudig sprang ich auf und lag bald in Hans Seitzens Armen, der uns von Brumath mit zwei Pferden, einigen Leuten und einer Fackel entgegen gekommen und durch Gottes gnädige Führung auch glücklich gefunden hatte.

Das war aber eine Freude und ein Wiedersehen! Und darüber, für den Augenblick wenigstens, fast aller Jammer vergessen; denn auch Christine sprang wie neubelebt vom Wagen, fiel mir um den Hals und rief laut weinend: „O Jerg! Das war fürchterlich — ich vermeinte sterben zu müssen und mit dir und dem Kinde von den Wölfen zerrissen zu werden!" Ich drückte das arme, zitternde Weiblein fest an mein hochklopfendes Herz und sprach tiefgerührt: „Herr, ich danke dir!"

Die Pferde wurden nun an den Wagen gespannt, den ich mit Christine und Seitz bestieg; die Brumather Leute gingen mit der Fackel voran; Martin, der auf unser Rufen bald wieder zu uns gekommen, trieb die müden Ochsen dem Wagen nach, und nun ging's rasch vorwärts, und bald langten wir, erschöpft und starr vor Kälte, aber mit warmem, dankerfülltem Herzen in Brumath an.

Allein meine Freude sollte abermals nur von kurzer Dauer sein. Frau Seitz und ihr Vater empfingen uns zwar mit herzlicher Teilnahme, aber doch sichtbar verlegen; und als ich in das saure Gesicht der Hausfrau geblickt, und mich in der kalten Rumpelkammer mit dem ärmlichen Strohlager umgesehen, die man uns zur Wohnung anwies — ja, da wußte ich schon, von welcher Seite her der Wind blies; konnte es auch der armen Christine nicht verargen, daß sie wieder über den kostbaren verlorenen Pelzrock und über unser Mißgeschick zu klagen und zu jammern anfing und mir eine böse Nacht machte, die durch die ungebetenen Gäste, die Mäuse und Ratten, natürlich noch unruhiger wurde.

Nun lebt aber in Brumath Christinens Tante, Frau Cordula Heckerin, eine reiche, kinderlose Witwe. Die kam schon am andern Morgen zu uns, begrüßte mich sehr kalt, aber überhäufte Christine mit Liebes- und Mitleidsbezeugungen und lud sie dringend mit dem Kinde zu sich in ihr Haus ein. Ich konnte nicht nein sagen, denn ich sah wohl ein, daß sie mit dem armen Kleinen nicht in der Kammer bleiben konnte, „wo man ja kaum einen Hund hinein getan", wie Frau Cordula bemerkte. Christine hat aber auch nicht um Erlaubnis gefragt, sondern mir bloß mit trockenen Worten erklärt, sie werde bei der Tante bleiben, bis ich ein anständiges Unterkommen für uns gefunden.

Als sie mit dem Kinde fortgegangen, sagte Seitz: „Hättest es doch nicht zugeben sollen, denn die alte Cordula ist eine verschmitzte Päpstlerin; sie steckt mit meiner Schwiegermutter unter einem Hütlein, auch haben die beiden schon alles versucht, meine Margret zum Abfall zu bringen; aber gottlob, die bleibt felsenfest beim Evangelium. Werden's nun mit deiner Christine versuchen wollen." „O weh!" erwiderte ich und erzählte ihm den unglücklichen Zwist wegen des Pelzrocks, und wie Christine, von der Angst überwältigt, mir zwar im Walde um den Hals gefallen, mich aber seitdem wieder mit schneidender Kälte behandle.

„Lasset euch nicht erbittern!" warnt das liebe Gotteswort; und so will ich denn schnell über diese trübe Woche in Brumath hinwegeilen; die Liebe, die ja alles dulden und alles glauben muß, möchte sonst leicht Schiffbruch leiden in meinem zerrissenen Herzen. Also Tante Cordula, wie Seitz richtig vorausgesehen, hat das Eisen geschmiedet, weil es warm war, Christinens Erbitterung gegen mich benützt und mit ihrem Beichtvater, dem Pater Bonifatius, der armen Seele die Hölle so heiß

gemacht wegen ihrer verbotenen Ehe mit einem meineidigen, abgefallenen Priester, daß sie mir durch besagten Pater vorgestern hat sagen lassen: Sie sei entschlossen, wieder in den Schoß der allein seligmachenden Mutterkirche zurückzukehren und könne daher nicht mehr mit mir in unserer sündigen, mit dem Fluche des Himmels belasteten Ehe fortleben; ich möge mich nicht weiter um sie bekümmern, denn Tante Cordula wolle sie und den kleinen Siegmund (der Pater sagte: Bastard) an Kindesstatt annehmen.

Wohl hatte ich es gefürchtet, stand aber dennoch wie vernichtet da. Mit dem Pater wollte ich aber keinen unnützen Wortwechsel führen, sondern mit Christine selber sprechen, und eilte in der Tante Haus. Tante Cordula empfing mich höflich, bedeutete mir aber, daß sie mich nicht zu Christine führen könne, indem mich diese nicht mehr sehen wolle, was auch besser für uns beide sei. Christine habe Fieber und sei sehr angegriffen; auch der Kleine, auf der Reise erkältet, sei krank gewesen, doch gehe es jetzt wieder besser mit ihm, seit Christine den Entschluß gefaßt, unserem sündhaften Zusammenleben zu entsagen und ihre und des Kindes Seele vom ewigen Verderben zu erretten. Mit Tante Cordula zu disputieren, wäre ganz überflüssig gewesen; ich antwortete nicht viel und bestand bloß darauf, meine Frau zu sprechen und mein Kind zu sehen, allein vergebens; Cordula blieb bei ihrem Nein, und ich mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Nach mir ist Seitz hingegangen. Es gelang ihm, in Christinens Kammer einzudringen; sie lag im Bette, hatte den Kleinen in ihren Armen, wiederholte ihm unter einem Strom von Tränen, was mir Pater Bonifazius gesagt, und fügte noch hinzu, ich möchte sie ruhig lassen, denn sie könne und wolle mich nicht mehr sehen. Seitz konnte sie aber nicht allein sprechen, weil Frau Cordula die ganze Zeit neben dem Bette gesessen.

„Und nun sei ein Mann, Jerg!“ sagte Seitz und faßte tröstend meine kalte Hand. „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Bete für deine arme verblendete Christine; der Herr kann ihr Herz ja auch wieder zum Guten wenden. Ich weiß nicht, ob ich irre — aber mir ist, wir wären beide freier und geeigneter zum Dienste des Herrn ohne Weib und Kind, und ich möchte fast mit Sankt Paulus sprechen: Wer heiratet, der tut wohl; wer aber nicht heiratet, der tut besser.“

Ach, ich weiß nicht, ob ich besser getan — ich weiß nur, daß mein Herz blutet und mein Lebensglück zerstört ist. Ich lese und lese immer wieder die sieben Bußpsalmen, die Vater Luther so schön in unsere deutsche Sprache übertragen; sie gewähren mir den besten Trost — und ich schäme mich, ein Diener des Worts zu heißen und der heiligen Sprache des Urtextes so unkundig zu sein; wenn ich nach Straßburg komme, will ich suchen, das Versäumte so viel wie möglich nachzuholen, und Zell und Butzer bitten, mir zum Studium des Griechischen und Hebräischen behilflich zu sein. Gebet und Arbeit sind das beste Gegengift für meinen Schmerz.

Gestern kam Martin von Honau und brachte mir die Bittschrift der Gemeinde um einen evangelischen Prediger, die ich in Straßburg E. E. Rat übergeben soll. [Diese rührend herzliche Bittschrift befindet sich unter Butzers Briefen aufbewahrt und ist in Röhrichs Evangelischen Mitteilungen zu lesen, Band 2, Seite 18—19.] Martin hatte erfahren, was vorgegangen, und seine herzliche Teilnahme tat mir so wohl. Guter Gott, wie war ich so reich an Liebe in meinem teuren Honau, so glücklich im stillen Pfarrhause am heimatlichen Herd! Und jetzt — wie arm, wie einsam und verlassen! So bleibe denn bei mir, lieber Herr, gib mir Ergebung und deinen Frieden in meiner großen Trübsal! Wenn ich gesündigt, in den heiligen Ehestand zu treten, so mußt du mir verzeihen, denn ich glaubte nach deinem Wort und deinen Geboten zu handeln. Ich kann Christine und das Kind nicht aus meinem Herzen reißen, denn ich habe sie lieb; aber du hast sie ja auch lieb, und so lege ich beide an dein treues Heilandsherz und befehle sie in deine allmächtigen, für uns durchbohrten Hände! Amen.

Heute Sonntag war ein Ruhetag für Leib und Seele; ich habe ihn benützt, diese Blätter

zu schreiben und will sie in Seitzens Verwahrung geben für meinen Sohn Siegmund, wenn er einst groß ist, damit er wisse, warum er seinen Vater verloren. Sie sind auch für dich geschrieben, Christine, wenn ich dich auf Erden nicht mehr sehen soll. Ich scheide ohne Groll, Gott segne euch beide! Morgen ergreifen Seitz und ich den Wanderstab und gehen, wo der Herr uns hinführen wird. Er schenke mir die Gnade, nicht mehr rückwärts zu schauen, sondern vorwärts. Aufwärts, wo die Krone glänzt, wo wir ausruhen werden vom heißen Kampf und Streit, und wo Gott selbst unsere Tränen abwischen will. Gott gebe es!

* * *

So geschrieben zu Straßburg im Kloster St. Markus, am ersten Sonntag nach Epiphaniä, im Jahr der Gnade 1526. — —

Wie wunderbar sind doch des Herrn Wege und wieviel hat sich in den vier Wochen zugetragen, seit ich die Geschichte des Pelzrocks und meine ausgestandenen Drangsale niedergeschrieben! Nun will ich aber diese Geschichte auch vollenden, zur Ehre Gottes und zur Belehrung und Erbauung meines Sohnes Siegmund, damit er erkenne, wie der Herr auch in der Trübsal segnen und trösten kann und wie er der Gott ist, der sich von altersher den schönen Namen gegeben: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue“ (2. Mose 34, 6).

Es war ein schöner Wintermorgen, die Luft rein, der Himmel klar, als ich mit Seitz Brumath verließ und leichten Schrittes, aber schweren Herzens, schnell über den festgefrorenen Schnee dahineilte. Wir hatten beide wie Jakob, als er über den Jordan gegangen, nur einen Stab in der Hand — und während Seitz sich mit unserer Zukunft beschäftigte und fragte, wie und wo wir wieder eine Anstellung in des Herrn Weinberg finden könnten, stund nur die Vergangenheit vor meiner zagenden Seele; ach, ich mußte ja meinem ganzen Lebensglück Valet sagen, und mir war, als sei mit Christine und dem Kinde die bessere Hälfte meines Wesens gewaltsam von mir gerissen. Ich fühlte mich so müde, so abgespannt, und wäre am liebsten gestorben und heimgegangen zum Herrn. Seitz, dem ich diese Stimmung mitteilte, meinte, das sei das rechte Heimweh nicht; er schalt mich aus und sagte, ich möchte gratis gen Himmel fahren und scheue den Kampf, der mir verordnet sei. Und er hatte recht, der treue Freund. Ich hatte mir so fest vorgenommen, den Blick aufwärts zu richten, und blickte nun doch, wie Lots Weib, wieder zurück. Oh! wie sind wir auch mit unsern besten Vorsätzen nur ein wankendes Rohr, von jedem Windhauche bewegt!

Als wir im Walde bei der Stelle anlangten, wo Seitz uns gefunden, wo ich das Licht erblickt und Christine zum letztenmal ans Herz gedrückt, bat ich den Freund, mich hier ein wenig ausruhen zu lassen, sank auf den bemoosten Stein nieder, auf dem ich acht Tage früher gesessen, so innig gebetet und so gnädig Erhörung gefunden; wollte wieder beten, aber, von meinem Schmerz überwältigt, verbarg ich das Gesicht in beiden Händen und brach in Tränen aus. Seitz ließ mich ausweinen, und mit dem Holze, welches Martin zusammengelesen, und das noch um den Aschenhaufen herumlag, zündete er wieder ein Feuer an, das bald lustig in der reinen Luft emporflackerte. So mochte ich ungefähr eine halbe Stunde gesessen haben; die Tränen hatten mein gepreßtes Herz erleichtert, das Feuer war verkohlt und Freund Seitz mahnte zum Aufbruch. Da war mir, als hörte ich das schwache Weinen eines Kindes, und eilige Schritte auf dem Schnee knistern; bald darauf erblickte ich eine Frauengestalt, die schnell wie ein Pfeil auf mich zulief und ehe ich mich besinnen konnte, mit dem schmerzlichen Ausruf: „Jerg, o Jerg, verzeih mir doch!“ atemlos zu meinen Füßen niedersank. Guter Gott! nein, es war kein Traum, es war wirklich Christine, meine wiedergefundene Christine, die ich mit dem kleinen Siegmund vor mir liegen sah, aufhob und in meine Arme schloß, um sie, so der Herr will, in diesem Leben nicht mehr von mir zu lassen!

Es war ein seliger, tief ergreifender Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt, den ich aber nie vergessen werde. Christine schmiegte sich fest, wie eine Efeuranke, an mich an und rief immer wieder: „O gelt, du nimmst mich mit und verzeihst mir doch!“ Als wir wieder ruhiger

geworden, erzählte Christine, wie gestern, während Frau Cordula in der Kirche gewesen, Frau Seitz zu ihr gekommen, ihr ins Herz geredet, meinen Schmerz geschildert und gesagt, daß ich den andern Tag Brumath verlassen und nimmer wieder zurückkehren werde — „und", fuhr Christine fort, „als Margret mich verlassen, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und inwendig im Herzen brannte es mich wie feurige Kohlen. Das Gewissen, das ich bis jetzt immer zu ersticken gesucht, sprach nun laut und ernst und hielt mir alle meine Sünden vor, wie ich dich geplagt wegen dem Pelzrock und in unserem Unglück noch unglücklicher gemacht, und wie ich nun durch meinen Abfall vom Worte Gottes im Begriff stehe, die Sünde gegen den heiligen Geist zu begehen, welche nicht vergeben wird, in diesem und in jenem Leben nicht; denn ich tat es ja nicht aus Überzeugung, sondern aus Zorn wegen dem Pelzrock, aus Furcht vor Tante Cordula und dem Pater Bonifatius. Und nun ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte fort zu dir, mein armer Jerg, den ich so unverzeihlich gequält — und doch hatte ich vor Gottes Altar versprochen, dir zum Segen und zum Troste zu leben! Aber die Tante muß mir was angesehen haben, denn sie ließ mich den ganzen Nachmittag nicht aus den Augen, und ich hatte nicht den Mut, ihr zu sagen, daß ich mein Unrecht erkannt und zu meiner Pflicht zurückkehren wolle. Gestern abend, als Cordula schlafen gegangen, wollte ich mich aus dem Hause schleichen, fand aber die Haustür verschlossen; auch fiel mir ein, daß Margrets Mutter, wenn sie mich sähe, leicht unsere Wiedervereinigung hintertreiben könne. Und so bin ich denn die ganze Nacht wach geblieben, habe dem Herrn meine Sünden bekannt, wie du mich ja immer tun hießest, und ihn um seinen gnädigen Beistand gebeten. Meine Kammer ist im Erdgeschoß und das Fenster geht in den Grasgarten; ehe es zu dämmern begann, habe ich den Kleinen in die wollene Decke der guten Frau Amtmännin gewickelt und bin aus dem Fenster und über'n Gartenzaun gestiegen. Es war schneehell; auf der Straße begegnete ich dem Kantor, der zur Kirche ging, um die Frühmesse zu läuten. Ich schüttete dem guten alten Mann mein Herz aus; er nahm mich in sein Haus, ließ mir eine warme Suppe kochen und gab mir Milch für den Kleinen; sein Sohn führte mich hinter dem Dorfe durch in den Wald und wäre mit mir bis Vendenheim gegangen, wo ich euch jedenfalls zu treffen hoffte, wenn wir nicht den Rauch des Feuers gesehen und euch hier gefunden hätten. Und nun, mein Herzensmann," schloß Christine, und faltete demütig bittend die Hände, „nimm mich wieder auf und vergib mir, wenn du kannst. Ach, all die Sachen, die wir von Honau mitgebracht, mußte ich bei Tante Cordula lassen, die sie wohl schwerlich wieder herausgeben wird. O Jerg! Ich bin eine große Sünderin, und habe dich so unglücklich und so arm gemacht!"

„Arm! O nein, Christine, bin in meinem Leben nie so reich gewesen als jetzt, da ich dich und unser Kind durch Gottes Gnade wieder in meinen Armen halte."

„Bene, bene, Frau Wickenhauerin," sprach Seitz dazwischen; „jetzt seid Ihr bekehrt. Wenn der Stolz gebrochen, dann fängt die rechte Buße an, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut."

Mit Christinen und dem zarten Kinde ging unsere Reise natürlich viel langsamer und mühevoller vonstatten, als wenn Seitz und ich allein des Weges gezogen. Da wir kein Geld hatten, die Herberge zu bezahlen, wollten wir nicht bei einbrechender Nacht in Straßburg eintreffen und übernachteten in Vendenheim bei einem alten Bekannten in der Scheune. Ja, wir waren arm und hilflos, aber ich fühlte mich so glücklich, so voller Zuversicht! Was mich am meisten freute, war der Gleichmut, womit Christine die Beschwerden des Weges ertrug. Statt zu murren und zu klagen, wie ich es an ihr gewohnt war, blieb sie freundlich und stille, und wenn ich sie bedauerte, so erwiderte sie sanft: „Oh! Ich hab's nicht besser verdient, und bin so dankbar, daß ich wieder bei dir bleiben darf." Seitz hat recht; jetzt ist sie bekehrt, und wie es auch noch kommen möge, so ist uns doch der Pelzrock zum bleibenden Segen geworden.

In Straßburg angelangt, wußten wir nicht, an wen uns wenden, noch wo uns der Herr ein mildes Herz und eine gastliche Tür öffnen

würde. Da beschlossen wir zu Meister Matthis Zell zu gehen, ihm unsere Not zu klagen und ihn um Rat und Hilfe zu bitten. Bei dem Pfarrhause angelangt, blieb Christine schüchtern vor der Türe stehen, und hatte nicht den Mut, mit uns hinein zu gehen; sie sagte nichts, aber ich sah, wie sie nur mit Mühe die Tränen zurückhielt, und hörte sie stille vor sich hinseufzen: „Ach, betteln ist doch gar zu schwer!“ Auf der Hausflur begegnete uns eine schöne, junge Frau, mit so klugen, blitzenden Augen, wie ich noch keine sah; es war Katharina Zell; sie reichte uns freundlich die Hand, und wir nannten uns; da rief sie lebhaft: „Seid herzlich willkommen, ich habe von euch gehört! Ihr seid um Christi willen vertrieben, und habt also ein heiliges Recht, unter unserm Dache zu wohnen und an unserm Tische zu sitzen. Nur,“ fügte sie lächelnd hinzu, „werdet ihr euch begnügen müssen, denn die Herberge ist überfüllt.“

Jetzt kam auch ihr lieber Mann, sein Empfang war väterlich. Während ich auf seine teilnehmenden Fragen antwortete, sprach Seitz mit Frau Zell von Christinen; ich weiß nicht, was er ihr sagte, aber mit dem Ausrufe: „Die arme Seele!“ eilte sie die Treppe hinunter und kam bald wieder, den kleinen Siegmund auf dem Arm und die weinende Christine an der Hand führend. Oh, ihr guten Zells! der Herr vergelte euch in Ewigkeit diesen herzlichen, liebevollen Empfang: wie hat er uns armen Heimatlosen so wohl getan! Ihr seid nie verlassen gewesen, und nehmet euch doch so warm der Unglücklichen und Verlassenen an! Bogen voll könnte ich schreiben von allem, was ich in diesem gesegneten Pfarrhause gesehen und gelernt habe; absonderlich wie dort die Gastfreundschaft mit wahrer christlicher Liebe ausgeübt wird. An jenem ersten Mittag saßen wir nicht weniger als dreißig am Tische, lauter Flüchtlinge und Vertriebene um ihres Glaubens willen. Ich meinte zuerst, Zells müßten steinreich sein, um alle diese Menschen aufnehmen und unterhalten zu können; aber es ist eben der lebendige Glaube, der in Liebe tätig ist, und mit Wenigem so viel auszurichten vermag. Will mir's hinters Ohr schreiben, und der Herr möge mir die Gnade schenken, auch in meiner Armut Barmherzigkeit ausüben zu lernen.

Da sich keine Aussicht auf baldige Anstellung für uns zeigte, Frau Zell aber „volle Herberge“ im Pfarrhause hatte, so wurde Seitz bei Doktor Hedio einstweilen als Diakon untergebracht und uns im ehemaligen St. Markuskloster eine Wohnung angewiesen. Meister Lux Hackfurt bewohnt es mit seiner wackern Hausfrau, und beide sind beschäftigt, das ganze große Gebäude für eine allgemeine Armenanstalt einzurichten. Der Mensch braucht wenig, um glücklich zu sein; wir aßen Armenspeise bei den guten Hackfurts, bewohnten die leere Klosterbibliothek, in welche Frau Zell ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle für uns hatte tun lassen, aber auf dem Tisch lag das teure Evangelium, lagen Luthers Schriften, die mir das Verständnis der heiligen Schrift immer klarer eröffneten; und während ich mich darin vertiefte und nach Butzers Anleitung im Hebräischen übte, saß meine versöhnte, wiedergeborene Christine neben mir, emsig mit Nähen beschäftigt, und in der wollenen Decke der Frau Amtmännin schlief unser kleiner Siegmund in seinem Waschkorbe wie ein Prinz. Oh! es sind schöne Ruhetage gewesen, die wir in diesen Klostermauern verlebten, denn wir hatten Frieden im Herzen und den festen Glauben, daß der Herr, der die Raben nährt und die Lilien kleidet, auch für unsere Zukunft väterlich sorgen wird. Christine hatte gleich in den ersten Tagen Frau Zell „ihre Sünden bekannt“, wie sie sagte, und die Geschichte vom Pelzrock erzählt; sie hatte sich recht schwarz, mich aber so weiß gemacht, daß man mir seitdem mit einer Achtung begegnet, die ich wahrlich nicht verdiene.

Nun bekamen wir aber ganz unerwartet einen vornehmen Besuch, nämlich den alten Gönner von Christinens Vater, Junker Fabian von Eschenau, denselben, der den Pelzrock machen ließ, und der noch jetzt Amtmann in Wasselnheim ist. Er hatte Zells besucht, von unserer gewaltsamen Vertreibung gehört und kam, zu fragen, ob ich wohl den Mut hätte, als Evangelist nach Romansweiler zu gehen und dort den Bauern das Wort Gottes zu predigen, worauf ich natürlich mit einem freudigen „Ja“ antwortete. Da verhehlte mir der Junker aber nicht, daß ich dort eine gar schwierige Aufgabe

finden würde; denn obwohl die Mehrzahl der Bauern dringend einen evangelischen Prediger verlange, so sei die katholische Partei von der Herrschaft unterstützt, welche den Evangelisten nicht besolden wolle, „da er nicht Messe lese, und die Pfründen für die Messe und auf die Altäre der Heiligen gestiftet seien".

Nun solle ich aber doch, noch vor Weihnachten, nach Wasselnheim kommen, wo er, der Junker, mir behilflich sein werde, mit dem Lehensherrn von Romansweiler, Eucharius von Bock, einen Vertrag zu schließen, indem er mir die Hälfte der Besoldung zusichern müsse, weil der Dombechant den Grundsatz aufgestellt, das Kirchengut gehöre nicht dem leblosen Altare und dem steinernen Kirchengebäude, sondern den Seelen der Gemeinde, und sei bestimmt, für ihre religiösen Bedürfnisse zu sorgen, welchem christlichen Bekenntnisse sich diese auch zuwenden möge, und weil der von Bock erkannt, daß er den evangelisch Gesinnten in Romansweiler das Wort Gottes nicht länger vorenthalten dürfe. „Die Hälfte der Besoldung! die ohnedies ohne die Gefälle und Zehnten klein genug ist. Das wäre freilich gar wenig für uns, die wir so arm und so von allem entblößt sind", sagte ich mit einem tiefen Seufzer, und sah wehmütig meine arme Christine und dann unsern kleinen Siegmund an. Da faßte Christine meine Hand, drückte sie ehrerbietig an ihre Lippen, und erwiderte sanft: „Geh mit Gott, lieber Jerg! Hast mir ja erst diesen Morgen im Evangelium gelesen: Euer Vater im Himmel weiß, was ihr bedürfet. Und er wird es uns in Romansweiler wohl auch zu geben wissen." Oh! wie rührten, wie erfreuten mich diese Worte, und wäre der Junker nicht da gewesen, ich hätte die liebe Seele umarmen müssen.

Aber auch Junker Fabian war gerührt, denn er schwieg eine Weile, fuhr mit der Hand über die Augen, und sagte dann freundlich: „Ein gutes Weib ist köstlicher als Gold und Edelgestein. Steht nicht etwas dergleichen in den Sprüchen des Königs Salomo, Meister Jerg? Aber", setzte er dann lächelnd hinzu, „den Pelzrock Eures Vaters habt Ihr doch wohl verwahrt, Frau Wickenhauerin, und in Ehren gehalten, wie sich's gebührt?"

Christine wurde feuerrot — und ich, glaube ich, war ganz bleich vor Schreck. Der Junker blickte uns forschend an und sprach, finster wie mir schien: „Es würde mir leid tun, wenn er verkauft und in fremde Hände gekommen wäre."

Da faßte ich mir ein Herz und erzählte beklommen, wie ich den schönen Pelzrock dem Märtyrer Schuch gegeben, und seit dessen Tode nicht erfahren konnte, wo er hingekommen.

Und abermals fuhr der Junker mit der Hand über die Augen, legte sie dann auf meine Achsel und sagte, wieder sehr freundlich: „Ihr seid ein Mann nach Gottes Herzen, Meister Jerg, und ich werde mein möglichstes tun, daß Ihr nach Romansweiler berufen werdet. Ein Bote des Friedens, der die erbitterten Gemüter besänftigt und wieder in Liebe vereinigt, tut dort so not!"

Als er fort war, brach Christine in Tränen aus und rief: „Ach, ich hätte dem Junker so gerne gesagt, daß ich schuld an unserer großen Armut bin und all unsere Habe bei Tante Cordula lassen mußte; allein es würgte mich im Halse, und ich konnt' es nicht herausbringen. Aber du, Jerg, hättest ihm sagen sollen, wie schwer ich mich wegen des Pelzrocks versündigt und wie viel Herzeleid ich über dich gebracht habe!"

„Ja, da hätt' ich ihm aber auch bekennen müssen, wie ich dich verhätschelt, meine arme Christine, und als wahrer Eli an dir gehandelt, dem ein freundlicher Blick deiner Augen lieber gewesen als das Heil deiner unsterblichen Seele," erwiderte ich; und schloß sie jetzt — der Junker war ja nicht mehr da — nach Herzenslust in meine Arme. Wir sprachen noch lange über den Posten in Romansweiler. Christinens Glaubensmut beschämte mich. Wie hatte in so kurzer Zeit diese Seele mich überflügelt! Freudig beschlossen wir, wenn es des Herrn Wille sei, nach Romansweiler zu gehen, obgleich wir voraussahen, daß dort Nahrungssorgen, Entbehrungen und wohl Haß und neue Verfolgungen uns erwarteten.

Wenige Tage darauf gab ein Kollege von Meister Matthis ein großes Gastmahl, zu dem der Stättmeister, der Dombechant, sämtliche

evangelischen Prediger und Diener des Worts, sogar Seitz und ich eingeladen wurden. Ich wollte nicht hingehen; was sollte ich in der gelehrten, glänzenden Versammlung mit meiner Unwissenheit und in meinen dürftigen, abgetragenen Kleidern! Aber Meister Matthis und Butzer bestanden darauf, ich müsse kommen, müsse in meiner ärmlichen Kleidung erscheinen; es sei gut, sogar notwendig, daß man die wahre Lage und die Entbehrungen der Evangelisten kennen lerne und gleichsam vor Augen sehe.

Allein Christine konnte es nicht übers Herz bringen, daß ihr Herr und Gebieter so ärmlich in diese vornehme Gesellschaft gehen solle: „Der Rock ist ja beinahe durchsichtig, und ich kann ihn, mit aller Sorgfalt, nicht mehr ordentlich ausflicken!“ jammerte sie; hat auch deswegen mit Frau Hackfurt ein ernstliches Konzilium gehalten. Ich neckte sie damit und meinte: „Sie möge sich in acht nehmen; ihr alter Mensch sei im Begriffe, ganz sachte wieder auf seinen stolzen Thron zu steigen.“ Aber sie entgegnete: „Es sei nicht Stolz, sondern Ehrgefühl, wenn sie wünsche, daß ich anständig gekleidet sei; ehrbar müsse ein Herr Pfarrer immer aussehen, und das von Gottes und Rechts wegen.“ Ich war es auch zufrieden und ließ sie gewähren. Sie hatte mir von der Leinwand, die uns die guten Kräftinnen mit anderem Zeuge gebracht, ein schönes Hemde genäht und es sorgfältig gewaschen und gebügelt. Als ich mich aber zum Feste anziehen sollte, ja, da schien mein armer Rock noch armseliger neben dem neuen, schneeweißen Hemde. Frau Hackfurt kam auf den Einfall, mir den Sonntagsrock ihres Herrn zu holen; nun ist aber Meister Lux klein und ich groß, und in dem geliehenen Staate sahen meine langen Arme aus den kurzen Ärmeln so drollig aus, daß wir alle drei herzlich zu lachen anfingen, und ich meinen alten Diener wieder anziehen mußte. Da klopfte es an der Tür; es war der Laufersbote Simon, der sagte, er komme von Wasselnheim und bringe einen schönen Gruß von Junker Fabian und dieses Kistchen für uns; Christine und Frau Hackfurt öffneten es, und — wie groß war nicht unser Erstaunen — fanden den Pelzrock darinnen!

Freudig überrascht und fast erschreckt, stunden Christine und ich wortlos da. Aber Frau Hackfurt rief, indem sie den Pelzrock entfaltete: „Ei, der kömmt eben recht, und macht aller Not ein Ende — der sieht ja ganz prächtig aus!“

„Ja, ja, ein schönes Stück, Meister Jerg,“ sagte Simon, „der wird Euch in diesem strengen Winter gute Dienste leisten.“

Christine fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind und flüsterte bittend: „Oh! gelt, Jerg, du hast mir doch verziehen!“ Dann nahm sie den Pelzrock aus Frau Hackfurts Händen, warf ihn über mich, und rief, unter Tränen lächelnd, mit kindischer Freude: „Er steht dir so gut; du mußt ihn anziehen, Jerg, der Junker hat ihn gewiß deswegen heute geschickt ... Aber was ist denn das?“ fragte sie auf einmal erschrocken, und deutete mit dem Finger auf große Blutflecken, die wie Rubinen auf dem hellen, silbergrauen Tuche glänzten, womit des Bären Pelz überzogen ist.

„Es ist Schuchs Abschiedsgruß!“ sagte ich tief bewegt, und unwillkürlich von einem Schauer ergriffen. Nun kam Seitz, mich zum Gastmahl zu holen; er wußte um unsere Überraschung und war gekommen, unsere Freude zu sehen. „Du mußt ihn anziehen, Jerg,“ sagte er; „Meister Matthis freut sich so sehr, dich im Pelzrock seinen Kollegen vorzustellen.“ Ich nahm ihn von meinen Schultern, breitete ihn auf dem Bette aus und sprach ernst: „Schau' diese Blutflecken, Seitz, und sag' mir dann, ob ich ihn anziehen darf?“ Da ward auch er ergriffen, und wir stunden lange Hand in Hand, schweigend vor diesem stummen Zeugen, durch welchen „unsers Freundes Glaube noch mit uns redet, wiewohl er gestorben ist“ (Ebräer 11, 4). „Das ist ein schönes Zeugnis, das Schuch uns hinterlassen, und Ihm nach, ruft der Herr uns zu“, sagte Seitz und betete laut mit uns. Eine feierliche Stimmung, ein tiefer Ernst war über alle gekommen — dann mußten wir fort zum Gastmahl; keines dachte mehr an meinen abgetragenen Rock, und ich selbst am allerwenigsten.

Unterwegs erzählte mir Seitz, den Bemühungen der lieben Frau Zellin hätten wir es zu verdanken, daß der Pelzrock wieder in

unsere Hände gekommen. Da der welsche Doktor, Lambert von Avignon, sogenannte Bibelträger nach Frankreich sendet, um die Bücher der heiligen Schrift und die Schriften der Reformatoren in seinem Vaterlande zu verbreiten, so ließ Frau Zell durch einen dieser Bibelträger Erkundigungen in Nanzig einziehen. Der Kerkermeister, an den man sich gewandt, sagte, er habe nach Schuchs Hinrichtung den Pelzrock auf die Seite geschafft, weil er dem Gefangenen zu wiederholten Malen habe versprechen müssen, ihn nach seinem Tode wieder an den Pfarrer nach Honau zurückzuschicken, was er bis jetzt nicht habe tun können, denn durch Schuchs Geduld auf der Folterbank, durch seine Sanftmut gegen seine Peiniger und durch seine Freudigkeit im Tode sei er, der Kerkermeister, so tief ergriffen worden, daß er selbst dadurch in den Verdacht der Ketzerei gekommen und nicht gewagt habe, mit einem evangelischen Prädikanten zu verkehren, aus Furcht, seinen Platz zu verlieren. Er zeigte sich bereit, den Pelzrock wieder auszuliefern, wenn man ihm eine Entschädigung geben und in Nanzig darüber Stillschweigen beobachten wolle. Junker Fabian, dem Frau Zell davon gesprochen, gab das nötige Geld; und als der Pelzrock gerade am Abend des Gastmahls angekommen, hat ihn Frau Katharina sogleich durch den Laufersboten nach St. Markus geschickt, die Blutflecken aber nicht gesehen, weil sie den Rock nicht aus dem Kistchen nahm.

Wir hatten uns verspätet und fanden die ganze Gesellschaft schon beisammen. Es sah beinahe fürstlich in dem Hause aus; besonders erstaunte ich über das prächtige Silbergeschirr auf dem Kredenztische, und mir schien, ich hätte noch nie so kostbares gesehen, selbst in Zabern im bischöflichen Palaste nicht! Seitz und ich, wir fühlten uns befangen in dieser glänzenden Versammlung und blieben schüchtern im Hintergrunde stehen. Aber Meister Matthis trat freundlich zu uns und fragte mich sogleich, warum ich den Pelzrock nicht angezogen, und als ich ihm die Ursache gesagt, drückte er mir schweigend die Hand und ich sah eine große Träne in seinem Auge glänzen. Überhaupt war er an jenem Abend ungewöhnlich ernst und schweigsam, nahm auch durchaus keinen Anteil an den lebhaften Erörterungen über die Abendmahlsfrage, in welcher Butzer, Capito, Hedio und die andern alle sich vertieften. Und ich hätte doch gerade seine Ansicht am liebsten gehört.

Bei Tische habe ich neben Meister Matthis sitzen müssen, der es ausdrücklich vom Hausherrn verlangt, und bin dadurch in die allergrößeste Verlegenheit gekommen. Vom vielen Aus- und Anziehen war nämlich der rechte Ärmel meines mürben Rockes auseinander gegangen, und am Ellenbogen schimmerte Christinens weißes Hembe durch. Nun hatte aber Meister Matthis natürlich einen Ehrenplatz, und so konnte man am ganzen Tische, bei jeder meiner Bewegungen, das Loch im Ärmel sehen! Ich saß wie auf Kohlen und wurde dadurch in meiner Schüchternheit immer verlegener und unbeholfener. Aber die vornehmen und gelehrten Gäste schienen es gar nicht zu bemerken und behandelten mich mit großer Leutseligkeit, besonders mein gnädiger Herr, der Domdechant, der obenan saß und zu wiederholten Malen das Wort an mich richtete. Als der Nachtisch aufgetragen, nahm der Hausherr einen prachtvollen, silbernen Becher vom Kredenztische, füllte ihn mit Rheinwein und erzählte, wie Kaiser Maximilian diesen Becher dem seligen Doktor Geiler geschenkt, wie er nach dessen Tode auf seinen Neffen, den Doktor Wickgram, übergegangen, und wie Doktor Wickgram, als er Straßburg verlassen und sich nach Ensisheim zurückgezogen, den kostbaren Becher dem Hausherrn für treue, ihm geleistete Freundesdienste zum Andenken hinterlassen. Darauf ist der Becher im Kreise herumgegangen, man nippte daraus, bewunderte ihn und belobte den köstlichen Wein; nur Meister Matthis hat ihn nicht bewundert und auch den Wein nicht kosten wollen.

Indessen schien Zells ernste Stimmung sich unwillkürlich auch den andern Gästen mitzuteilen, und als der Becher, wie ein römischer Imperator in seinem Glanze, mitten auf der Tafel stand, war eine tiefe Stille eingetreten; da hat Meister Matthis das Wort genommen und also gesprochen:

„Meine lieben, gnädigen Herren und Brüder in Christo, ihr kennet wohl alle die schöne Le-

gende vom heiligen Martin, der einst bei strenger Winterszeit vor dem Tore von Amiens einen nackenden Bettler liegen sah, seinen Mantel abgenommen, mit dem Schwerte mitten durchgeschnitten und die eine Hälfte davon dem armen Bettler zugeworfen, damit seine Blöße zu decken, und dem dann in der Nacht der Herr selber erschienen und freundlich gesagt: ‚Ich danke dir, Martin, du hast es mir getan.‘ Nun war aber der heilige Martin ein reicher Krieger, der gewiß mehr als einen Mantel besessen; und er hat ja auch nur die eine Hälfte des zerschnittenen weggegeben und die andere für sich behalten. ... Aber da sitzt neben mir ein lieber Georgius — so demütig und bescheiden, und schämt sich des zerrissenen Ärmels, über den doch gewiß die lieben Engel im Himmel sich freuen, denn er hat seinen einzigen, kostbaren Pelzrock unserem Märtyrer Schuch mit in den Kerker gegeben, und für sich selber nur dieses schlechte abgetragene Kleid behalten, in dem er vor vier Wochen, um des Evangeliums willen geächtet, mit Weib und Kind von Honau vertrieben worden.“ ... Und darauf hat Meister Matthis, zu meinem großen Schreck, zwar sehr mildernd für meine arme Christine, aber doch der Wahrheit gemäß, die ganze Geschichte vom Pelzrock erzählt! Ich schämte mich aber so, daß es mir ganz schwarz vor den Augen geworden und wie ein Mühlrad im Kopfe herumgegangen ist, als ich all die vornehmen Herren auf mich zukommen sah und jedem die Hand reichen mußte! ... Das Beste kommt aber noch nach; denn nachdem es wieder ruhiger geworden, da hat der liebe Zell so schön geredet, wie ich nicht vermeint, daß ein armes Menschenkind reden könnte, von der unendlichen Liebe und Barmherzigkeit des Herrn, und hat dann noch hinzugefügt: „Wenn er jetzt mitten unter uns träte, in seiner Dornenkrone, mit den Nägelmalen in den gebenedeiten Händen und der durchstochenen Seite, und uns fragen würde: Was tut ihr für mich? Oh! lieben Brüder, müßten wir nicht die Augen schamrot niederschlagen ob all der Pracht, die uns hier umgibt — jetzt in dieser schweren Zeit, wo so viele treue Bekenner Christi mit Mangel und Trübsal kämpfen, im Gefängnis schmachten, verfolgt und getötet werden?! Es ist des sündigen Plunders zu viel, hat der selige Geiler in einer seiner Predigten ausgerufen, als er einst gegen den Luxus geeifert, den er einen Höllenstaat genannt. Lieber Bruder, es ist auch hier, in deinem Hause, des unnützen Silbers zu viel. Gib es dem Herrn; speise die Hungrigen damit; kleide die Nackten und beherberge die Heimatlosen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben!“

Und wiederum hat an der glänzenden Tafel eine tiefe Stille geherrscht, und der Hausherr ist aufgestanden, hat Zell die Hand gereicht und mit großer Rührung gesprochen: „Bruder, du hast mir die Augen geöffnet, ich danke dir und will tun, wie du gesagt hast.“ Darauf beteten Capito und Butzer, wir sangen noch alle zusammen: „Es wolle Gott uns gnädig sein“ — und sind dann in ernster Sammlung auseinandergegangen.

Am folgenden Tage mußte ich nach Wasselnheim, um mit dem Junker Fabian Eucharius von Bock wegen des Evangelistenpostens in Romansweiler zu unterhandeln. Die Kälte war groß, mein Rock zerrissen, und so mußte ich, obgleich mit innerem Widerstreben, den Pelzrock anziehen. Christine und Frau Hackfurt hatten mit einem scharfen Wasser die Blutflecken ausgeätzt. Ich wollte zuerst darüber böse werden, weil es mir eine Entweihung schien, besann mich aber bald eines Bessern; denn dasselbe Gefühl, welches mich jetzt beseelte, mag wohl nach und nach in der Kirche die Verehrung der Reliquien und später ihre Anbetung hervorgerufen haben. Aber der Pelzrock wärmte meine armen Glieder durch und durch; es ließ sich so gut darinnen über Schnee und Eis wandern, und indem ich mich so wohl fühlte, gedachte ich in Wehmut und Liebe des teuren Freundes, der nun die Krone der Überwinder trägt.

In Wasselnheim schloß ich, in Gegenwart des guten Junkers Fabian und des Schultheißen, einen Vertrag mit dem Herrn von Bock in welchem er mir das Halbteil der Einkünfte, zusichert, welche die Pfarrei von Romansweiler jährlich einzuziehen hat — und soll nun Ende dieses Monats Januar mein Amt dort antreten. Der Herr schenke mir die Gnade, das-

selbe unter seinem heiligen Beistand getreu und nach besten Kräften zu verwalten!

Ich werde in Romansweiler eine schwere Aufgabe finden und habe besonders von seite des Lehnsherrn wenig guten Willen zu erwarten; das hat er mich in Wasselnheim gar deutlich merken lassen. Daß aber unter der Gemeinde der Durst nach dem lieben Gottesworte groß ist, hab' ich ebenfalls deutlich erkannt, als mich der Herr von Bock in Romansweiler den Kirchenältesten vorgestellt. Und so will ich mit Gott getrost ans Werk gehen. Wohl erschreckten mich die kahlen Wände des Pfarrhauses, in die wir nichts hineinzustellen hatten. Aber während ich auf dem Rückwege hin und her gesonnen und mich gefragt: ob es nicht besser wäre, Christine mit dem Kinde den Winter über in St. Markus zu lassen und allein nach Romansweiler zu gehen, statt sie all den harten Entbehrungen auszusetzen, die uns dort erwarteten — o wie hatte da der gnädige Gott schon über Bitten und Verstehen gesegnet und mein kleingläubiges Sorgen beschämt!

Ich hatte versprechen müssen, am heiligen Christabend wieder in Straßburg einzutreffen und so viel wie möglich geeilt, um mein Versprechen zu erfüllen. Als ich in St. Markus eintraf, kam mir Christine wie verklärt entgegen, und auch Frau Hackfurt sah ganz freudig aus. Ich wollte ihnen Bericht erstatten, aber sie hörten nicht und zogen mich eilfertig in die Klosterbibliothek. Die fand ich hell erleuchtet und eine ganze Bescherung: Betten, Hausgeräte, Kleider, Wäsche, Mundvorrat, ja selbst unsere kleine Habe, die wir von Honau gebracht, in der schönsten Ordnung aufgestellt! Ich staunte mit großen Augen all die Herrlichkeiten an, und im ersten Augenblick vermeinte ich zu träumen. Christine aber lachte und weinte in einem Atemzuge, und in ihrer Herzensfreude ist sie bald mir, bald Frau Hackfurt um den Hals gefallen, und hat dann wieder den kleinen Siegmund in die Höhe gehoben, der über die vielen Lichtlein laut aufgejauchzt und mit Händchen und Füßchen gezappelt hat. Wer hat uns aber diese Freude bereitet und wem hatten wir diese unerwartete Hilfe zu verdanken? Der Herr hat die Worte gesegnet, welche Meister Matthis am Gastmahl geredet. Und der Hausherr hat sein „unnützes Silber" dem Herrn gegeben, und einen Teil davon verwendet, um unserer großen Not abzuhelfen. Von wem aber die liebe Frau Zell das Geld erhalten, um unsere Habe bei Tante Cordula einzulösen (die sie gewiß hoch im Preise gehalten), das hab' ich nicht erfahren können. Allein der Herr, der unsere Tränen gezählt, unser Gebet erhört und unsere Freude gesehen, der wird es gewiß unsern bekannten und unbekannten Wohltätern nicht unvergolten lassen.

Und so sind wir denn bereit, mit herzlichem Dank gegen Gott und die Menschen nach Romansweiler überzusiedeln, wo Christine eine Pfarrersfrau nach Gottes Herzen werden möchte, wie die liebe Katharina Zell; der Herr gebe es! „Und schau' nur, Jerg," rief sie freudig, „diesen Mehlvorrat! Oh, mit dem kann ich viel Brot backen, manchen Hungringen sättigen und manchem armen Kranken einen guten Brei kochen! Aber den Pelzrock trage, lieber Mann, er gibt dir so gut warm, und erinnert mich, daß ich wachen und beten soll. Und du mußt mir auch helfen, Jerg; mußt mich nicht mehr so verhätscheln und recht strenge sein, wenn ich wieder in meine alten Unarten verfalle, denn ..."

„Wollen hast du wohl, aber Vollbringen das Gute, das findest du nicht. Gelt, liebe Seele! Und geht mir ja auch selber so. Darum wollen wir uns an den halten, der unsere Sünden vergibt und unsere Gebrechen heilet, und dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist — an ihn, der da ist, und der da war, und der da kommt: Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Amen!"

Rundschau

Vom Weihnachten-Feiern

Es ist ein Tiefes und Wundervolles um das deutsche Weihnachtsfest, und tief und wundervoll ist auch alles, was diesem Feste vorangeht. Gibt es denn etwas, was jung und alt mit gleichem Frohgefühl zu erfüllen vermag, wie Weihnachten, das Fest der Liebe?

Wie weiten sich Herz und Seele schon während der Adventszeit, die mit Tannengrün und alten, lieben Weihnachtsliedern ein Vorahnen des Festes in uns weckt und auf alles Denken und Handeln einwirkt! Wie doch fühlt man sich innerlich so „reich", wie in den Tagen des Christmondes. Da lebt man nur „Liebe". Alles Gute wird wach und blüht dem schönsten aller Feste entgegen; und weil dieser Liebesreichtum den ganzen inneren Menschen erfüllt und alles Tiefe in ihm glühen läßt, ist er bestrebt, diesem Fühlen auch äußerlich in Gaben Ausdruck zu geben, die er in trauter Weihnachtsheimlichkeit für seine Lieben herbeiträgt.

Für Kinder besteht ja zwar manchmal die Gefahr, daß sie sich nur der Geschenke wegen auf Weihnachten freuen und den tieferen Sinn dieses Festes nicht empfinden. Aber wie ist doch grade ein Kinderherz so sehr empfänglich für die ernste Tiefe echten Weihnachtszaubers, wenn es von elterlicher Güte liebevoll darauf hingewiesen wird! Das weiß ich aus eigenem Erleben. Liegt doch soviel Schönes und auch Kindern Verständliches in der Deutung grade dieser Feiertage! Weihnachten, — das Fest der Liebe Gottes, das auch in uns Menschen göttlich strahlende Funken reiner Liebesfähigkeit entzünden, das in uns die Reue über begangenes Unrecht erwecken und uns zum Gut-Sein mahnen soll. Das Lied: „Mit Ernst, o Menschenkinder, das Herz in euch bestellt", — hat mich schon in meiner Kindheit nachdenklich gestimmt. Vor allem auch war es die Gestalt des „Nikolaus", die mich auf den Sinn des Christfestes hinwies. Der Nickel wurde von Gott auf die Erde hinabgesandt, um in die geheimsten Winkel kleiner, trotziger Kinderseelen zu blicken und sie zu prüfen, ob sie auch brav, gut und fromm genug wären, ein heiliges Weihnachtsfest feiern zu dürfen. „Bereitet doch fein tüchtig den Weg dem großen Gast! . . ."

Der 6. Dezember, der Nikolaustag, gehört mit zu meinen liebsten Kindheitserinnerungen, und alles, was damit zusammenhängt, steht greifbar deutlich vor meinem rückschauenden Auge. Den ganzen Tag zitterte freudige Spannung in mir, bis endlich der Abend den Erwarteten brachte. Da pochte es langsam und fest an die Tür, und greis und gebückt, hustend nach dem weiten, weiten Wege in eisiger Winterluft, polterte der gute Nikolaus über die Schwelle, sich zittrig auf den derben Wanderknüppel stützend und mit seinen gütigen Augen in die Kindesseele spähend. „Mein" Nickel kam gradewegs vom lieben Gott, und in banger Ehrfurcht küßte ich seine Hand, die leise über meinen Kopf strich. Vertrauend und gläubig zu ihm emporschauend beantwortete ich seine Fragen, gestand meine Unarten; und wenn er mich liebevoll zu Gehorsam und allem Guten ermahnte, war's übervoll in mir von heißestem Bestreben, ein gutes Kind zu werden. War der Gottesbote dann wieder fort, nachdem ich ihm vorsorglich noch einen warmen Trunk gereicht hatte, lag es noch lange wie ein ernster und doch still-froher Hauch um mich, den auch das Necken einiger älterer Mitschülerinnen nicht verscheuchen konnte. Vergebens bemühten sie sich, mir klarzumachen, daß es keinen Nikolaus gäbe, daß er doch unmöglich auf einer „goldenen Leiter" vom Himmel herunterkommen könnte! Wohl wußte ich, daß viele Nickelgestalten polternd, Menschen jagend und prügelnd, mit rauhen Worten scheltend und schließlich Äpfel und Nüsse aus dem Sack schüttelnd, in Straßen und Häusern umherliefen, aber ebenso genau wußte ich auch, daß jene alle nichts mit „meinem" Nikolaus gemein hatten. Mochte zu meinen Klassenkameradinnen der echte Nickel nicht kommen, weil sie so häßlich von ihm sprachen, — zu mir jedenfalls kam er, das glaubte ich felsenfest! . . .

Doch auch der stärkste Kinderglaube kann sich auf die Dauer gegen das Erkennen der Wirklichkeit nicht wehren; und so geschah es denn auch, daß ich einst an einem späteren 6. Dezember in dem Nikolaus — meinen Vater erkannte. Damit hörte nun leider auch der Nikolaustag für mich auf, denn jetzt kam der Weihnachtsbote nie mehr wieder.

Wenn ich heut an dieses vorweihnachtliche Erleben meiner Kindheit zurückdenke, empfinde ich das Bangen, die Scheu und Freude, alles bis ins Kleinste genau wie damals. Wie unendlich viel hat mir grade die Weihnachtszeit gegeben, — wie wundervoll haben es meine guten Eltern verstanden, mich auf das Ernste hinzuweisen und doch auch dem seligen Kinderjubel sein volles, ungeteiltes Recht zu lassen! Dafür kann ich ihnen nie tief genug danken. Wüßten alle Eltern, wieviel sie empfänglichen Kinderseelen mit tiefem Eingehen auf den Weihnachtszauber geben können, dann fände man wohl bei den Kleinen auch häufiger schon mehr Ernst und nicht nur die Freude auf die „Gaben des Christkindes".

Je älter ich wurde, desto mehr vertiefte sich naturgemäß mein Weihnachtsfühlen und -freuen, und die Scheu vor Gottes Auge, das auch die verborgensten Seelenregungen entdecken kann, wandelte sich im Lauf der Jahre zu tiefer Inneneinkehr. Am heiligen Abend selbst gelangte ich schließlich zu einer ganz besonderen Art stillen Feierns.

In einer Ecke des Weihnachtszimmers steht hoch und schlank der Tannenbaum, an seinem Fuß eine Krippe mit den Gestalten von Joseph und Maria mit dem Kind, Engeln, Hirten und den drei Weisen aus dem Morgenlande. Ein kleines Kunstwerk ist diese Krippe; mein Vater hat sie selbst gefertigt und alle Liebe für sein Kind mit hineingearbeitet. Aus dem strohgedeckten kleinen Stall glüht ein rotes Licht weich, warm und gedämpft durch die halbgeöffnete Tür ins „Freie" hinaus ... Ich stehe ganz still, in tiefer Andacht. Der Baum mit seinem lang und dicht herabfallenden Silberfadenregen sieht wie ein Märchen aus. Hin und wieder knistert es leise, wenn ein Licht zu nahe an einen Ast heranbrennt, und allmählich verbreitet sich im ganzen Raum der wunderbare Tannenduft, der erst die eigentliche Weihnachtsstimmung bringt. Von der Wärme, die aus den Lichtern ausströmt, bewegen sich die silbernen Fäden leise, ganz leise, — und es ist, als ob ein Überirdisches, ein Nahes und doch Fernes, ein Heiliges, — etwas, wofür es keinen Namen gibt, den Märchenbaum sacht streichelte... Ich sehe mit großen Augen auf dieses Schöne und lasse es tief auf mich einwirken. Weihnachtsabend!... Ich fühle die Heiligkeit dieser Stunde. Ein Frieden kommt über mich, eine Ruhe, die auch etwas Märchenhaftes hat, weil sie sich nur am heiligen Abend so ganz über meine Seele breitet, weil sie nur dann mich ganz und gar erfüllt. Aus dieser Stunde, die meine Seele einspinnt mit silbernen Schleiern, hole ich mir Kraft und Mut. Es ist, als ob man am Weihnachtsabend ein anderer, besserer Mensch wäre als sonst; als ob man seiner Seele ein Feiertagskleid anzöge, ganz weiß, ganz rein und einfach, ohne jeden plundrigen Putz! Und dieses Weihnachtsseelenkleid sollte man hüten und beschützen, damit es im Lauf des nächsten Jahres keinen Fleck bekommt und am folgenden Weihnachtsabend dann wieder ganz ebenso weiß und rein ist.

Hat das alte Jahr auch viel Kummer und Leid auf ein empfindsames, tiefgründiges Menschenherz gehäuft, — am heiligen Abend wird der Druck leichter. Im Erleben der wunderbar weihevollen Stunde wird man weit über den Alltag hinausgehoben. Man ist losgelöst von allem Schweren, es ist als ob die Seele Flügel hätte, — oder — als ob eine linde Hand sich auf alles Weh legte, das unser Herz eingeengt hatte; und, von diesem Eingeengtsein frei geworden, möchte es nun seine Freiheit genießen, möchte gern, — ach, so gern, diesem Großen und Heiligen zufliegen, das über und in dem Weihnachtsabend wirksam ist...

Nach langen Minuten stillen Feierns hole ich meine Geige und spiele alles, was ich denke und fühle, spiele „Weihnachtszauber" ... und während die Augen den Schimmerglanz des Lichterbaumes suchen, folgen die Finger, folgt der Bogen innerem Zwange, und die Geige muß ihr Tiefstes und Jubelndstes hergeben ...

Auch die Feiertage vergehen für uns daheim in stillem Beieinander. Dann lösche ich des Abends

wohl alle Kerzen, lasse nur das rote Licht in der Krippe brennen und öffne die Tür zum erleuchteten Nebenzimmer so weit, daß nur der Baum davon gedämpftes Licht erhält und alles andere in tiefem Dunkel ruhen bleibt. Jetzt schillern die Silberfäden im Dämmerschein wie rieselndes Eiswasser, vom roten Krippenlicht von unten herauf warm und lebendig durchglüht, und ich halte den Atem an und fühle fast körperlich, wie schön das ist ...

Da plötzlich klingen aus dem Nebenzimmer — erst leise, dann voller, tönender — tiefe, weiche Orgeltöne, und alle die schönen, lieben Weihnachtslieder weben zu mir herein. Meine Eltern spielen! Harmonium und Klavier gehen Hand in Hand und lassen Zartes und Inniges den Weihnachtsraum durchziehen. Doch allmählich geht die zarte Innigkeit über in Mächtiges und Starkes, in die Schöpfungen unserer großen Meister Beethoven und Wagner. Da dröhnt das majestätische Walhall-Motiv, und schwer und tief ziehen die Grals-Motive, zieht der erlösende Karfreitagszauber und alle die einzig schönen Klänge zu mir hinein. Sie füllen das Zimmer, sie schweben, klingen, jauchzen um den Weihnachtsbaum, der in seiner stillen, stolzen Pracht so wunderschön zur Höhe emporragt; sie wühlen Innerstes nach oben oder streicheln Wundgerungenes und Herbes zur Ruh ... Und wieder erlebt man dieses tiefe Losgelöstsein von allem Irdischen, und alles Sehnen flieht empor! Bleibt uns Innenmenschen doch immer ein Sehnen tief unten im verborgensten Seelengrunde! Und die Stunden, in denen diese allverborgene Sehnsucht dem Lichte zustrebt, in denen auch sie, nur uns selbst fühlbar, mit weiten, silbernen Fittichen in Unendlichkeit, in unbegrenzte Höhe schwebt, — diese Stunden sind die reichsten, die köstlichsten und reinsten.

Wie arm ist der, dem die Augenblicke großen inneren Erlebens fehlen! Aber noch ärmer scheint mir der, dessen Seele nie von dem Zauber eines Weihnachtsfestes weit über den Alltag emporgehoben worden ist; der stumpf und dumpf Geschenke herbeiträgt, weil's „nun mal so Sitte ist", und der für das schöne Weihnachtsfreuen erwachsener Mitmenschen nur ein mitleidiges Achselzucken hat.

Wie Gott vor zwei Jahrtausenden seine Liebe dadurch offenbarte, daß Er „seinen eingeborenen Sohn gab", so zeigt sich seine Güte mit jedem Weihnachtsfest von neuem, indem Er uns diese Stunden allerinnerlichsten Erlebens, innigsten, ungestörtesten Seelenfeierns schenkt.

Unzertrennlich von dieser Weihnachtsstimmung ist der Tannenbaum! Er strebt — uns ein Vorbild — stolz und frei zur Höhe empor und gießt mit seinen Schimmerkerzen Hoffen, Mut und Vertrauen in ringende Menschenseelen. Deswegen sollte der Lichterbaum nirgends fehlen, wo deutsche Innerlichkeit — allen Mißständen der Jetztzeit zum Trotz — die Herzen erfüllt. Lieber auf anderes verzichten, als auf den Weihnachtsbaum, der, sei er auch noch so klein und schmal, doch die Zauberkraft besitzt, echtes Weihnachtsfeiern um sich her erstehen zu lassen. Deswegen sollte man auch Kindern die staunende Freude an dem strahlenden Kerzenglanz nicht dadurch stören, daß man sie durch versteckt in den Zweigen aufgehängte Süßigkeiten an Äußerliches, „Materielles" denken läßt; man sollte ihnen immer eine gewisse Ehrfurcht vor dem Christbaum erhalten. Der Kinderjubel kommt noch genug zu seinem Recht, wenn er freudig begrüßt, was Elternliebe an Überraschungen auf den Gabentisch gebaut hat! Ein neues Deutschland gilt es bauen zu helfen, dazu gehört auch, daß schon die Kinder Inneres von Äußerem unterscheiden lernen. Heiliges und Tiefes soll ihnen heilig und tief bleiben und nicht durch Äußerlichkeiten getrübt werden.

Weihnachten, — das hohe Fest der Liebe! Möchte sich jeder Deutsche dieses Festes würdig zeigen und seine tiefe, tröstende Bedeutung erfassen! Denn wo sich echtes Weihnachtsfeiern findet, da findet sich auch alles, war zur geistigen Erneuerung unsres deutschen Vaterlandes nötig ist: Innenleben, — Innenwert, — Innenarbeit!

Gott schenke allen Deutschen, die guten Willens sind, den tiefen Segen einer heiligen Weihnacht!

Jella Schultz



Die Botschaft des Mahatma Gandhi

Die Botschaft hör' ich wohl, allein ..., man ist nachgerade etwas überfüttert mit Botschaften aus dem Osten. Die allzu rasche Öffnung der Grenzen hat das ausgehungerte Deutschland auch mit geistigen Auslandswaren überschwemmt: man ist vorsichtig geworden. Und dennoch! Gandhi hat uns — sehen wir ab von der zeitlichen und örtlichen Bedingtheit seiner Botschaft — auch für europäische Verhältnisse Brauchbares zu sagen; ja, gehen wir tiefer, sogar Letztes, Entscheidendes.

Natürlich, die „Revolution des Spinnrades" trägt ganz indisches Gepräge, ist nur aus den indischen Verhältnissen heraus verständlich. Indien war ein Land uralter Kultur und ein ausgesprochenes Agrarland, als vor einigen drei Jahrhunderten die Europäer kamen, mit dem Anspruch und der Rücksichtslosigkeit des kulturlosen Emporkömmlings die Segnungen der Zivilisation, Industrie und Kapital, zu bringen. Die Uneinigkeit der nur lose zusammenhängenden indischen Dorfrepubliken machte die Eindringlinge bald zu Herren: Kultur-Indien wurde der Knecht westlicher Zivilisation. Und der „Kolonisator" scheute sich nicht, unbarmherzig Tribut zu fordern: das bis dahin blühende Heimweber-Gewerbe, welches indische Gewebe in auch heute noch nicht erreichter Güte in die ganze Welt geschickt hatte, wurde als gefährlicher Nebenbuhler planmäßig zerstört; mit den unmenschlichsten Mitteln ging der Engländer vor, als er über die andern europäischen Eindringlinge die Oberhand gewonnen, und entblödete sich nicht, den indischen Bauern — um ihnen die Handweberei „abzugewöhnen" — die Finger abschneiden zu lassen! Die großen wirtschaftspolitischen Zusammenhänge, die hier zugrunde liegen, sind außerordentlich beachtenswert und aufschlußreich. Einst waren indische Musseline ein begehrter Gegenstand europäischer Mode. Man versuchte sie nachzumachen (was, wie gesagt, nie ganz gelang); aber dieser Versuch war der Anfang zur Entwicklung europäischer Textilindustrie und, wie man weiß, zur modernen kapitalistischen Wirtschaftsform überhaupt. Aus der Textilindustrie Englands wucherte der Kapitalismus über die ganze Welt, und von hier aus kam auch der erste Gegenstoß, in Gestalt des Sozialismus eines Karl Marx.

Indien hat die Geister seines Unheils von heute, wenn nicht selbst gerufen, so doch — angeregt; sie kamen und brachten es nach und nach zum Erliegen. Nun ringt es mit ihnen in einem Kampf um Tod und Leben; und dieser Kampf ist nichts anderes als eben ein Kampf gegen die Mechanismen und alle sonstigen Ausbeutungs- und Gewalt-Ismen unserer Zeit — ein Kampf, der auch das alte Europa in Kriegs- und Revolutions-Fiebern erschauern läßt. Die um Lenin und die um Gandhi haben das gleiche Ziel, aber sie suchen es auf zwei ganz verschiedenen Wegen. Noch sind beide nicht über das Stadium des Experiments herausgekommen, noch sind wir Zuschauer solcher Versuche; wir müssen uns Rechenschaft geben, wie wir sie werten sollen.

Die Auflehnung Indiens gegen seine Unterdrücker begann schon vor Jahrzehnten. Aber es war damals — wie im Dostojewski-Rußland — mehr eine Angelegenheit der Oberschichtler. Die große Masse des Volkes nahm kaum teil daran; sie hatte sich zu sehr gewöhnt, den weißen Herren als Halbgott anzusehen und alles, was aus Europa kam, für gottähnlich zu schätzen. Erst der Krieg brachte auch hier die Götterdämmerung. Jetzt plötzlich fielen die Schuppen von den Augen. Man hatte in Europa gegen Weiße gekämpft und gesiegt. Sollte das nicht auch in Indien gehen? Waren nicht auch die Engländer am Ende sterblich? Die Enttäuschung über die versprochenen und nur sehr mangelhaft gehaltenen Reformen kam hinzu, bei den Mohammedanern auch der Schmerz über das Schicksal der Türkei — die Einheitsfront gegen England wurde geschlossen. Ihr anerkannter Führer war Gandhi, der Mahatma, der der ganzen Bewegung seinen Stempel aufdrückte und trotz großer Widerstände im eigenen Lager in die Bahnen lenkte, in denen sie zum Staunen einer Welt sich darstellt als ein unerhört neues und kühnes Wagnis — und doch, im Wesensgrunde, als das Natürlichste und Nahe- oder Tiefliegendste, was es gibt.



Wer ist Gandhi und was will er? Gandhi ist ein indischer Weiser, ein „Meister“ uralter Lebensweisheit, von der wir Europäer trotz okkultistischer Bibliotheken doch herzlich wenig mehr verstehen und innerlich verarbeiten können. Vergessen wir das nie; Gandhi läßt sich nicht mit unseren Maßen messen. Er hat die Vorschriften der Hindu-Religion nicht nur gelernt, sondern auch gelebt. Das ist sein ganzes Geheimnis. Hierin liegt die tiefe Überzeugungskraft seiner Persönlichkeit und seiner Wirkung, das Geheimnis seines Erfolges. Bei Beurteilung der Dinge geht er einen für Europäer fast unfaßbaren Weg: er sagt nicht, dies und dies ist ein Unrecht, das mir Gewalt antut — also bekämpfe ich die, die mir Unrecht tun und setze Gewalt gegen Gewalt ..., sondern er fragt, was habe ich getan, daß man mir mit Unrecht, mit Gewalt begegnen konnte, ja mußte, welche Ursachen in mir haben die und die Folgen gezeitigt? Unrecht gegen Unrecht, Gewalt gegen Gewalt gesetzt — heilt nichts. Im Gegenteil, es schadet unendlich, mir selbst nämlich, der ich nun von vorne anfangen kann: denn alles Unrecht will abgebüßt sein. Also packe ich das Unrecht bei der Wurzel und beseitige die Ursachen, die allein in mir liegen. Das ist der hohe Sinn der Gandhi-Botschaft von Satyagraha, der Lehre vom „Festhalten an der Wahrheit“, die sich nicht darüber täuscht, daß Gewalt Gewalt erzeugt, und daher die „Non-violence“, die Nicht-Gewalt, den Frieden predigt, der zum „Sieg der Wahrheit durch die Kraft der Seele und der Liebe“ führt.

Die Engländer haben Indien unterjocht, also liegt die Schuld bei — Indien. So schließt Gandhi! Es war ein Verbrechen der Vorfahren, mit Ägypten und Rom Handel getrieben zu haben, und es war ein Verbrechen von Indien, anderen Völkern seine Gewebe aufzudrängen. Denn Handeltreiben geht immer einher mit der Erweckung ungemäßer Bedürfnisse bei den Kunden. In das „Dharma“, das Schicksal eines anderen einzugreifen, ist Verbrechen. So ist es gerechte Buße, wenn jetzt mit Indien das gleiche geschieht, wenn man ihm allerlei aufdrängt, wonach es kein Bedürfnis hat. Der moderne Kapitalismus und die moderne Industrie sind etwas für indische Verhältnisse ganz Wesensfremdes; gerade deswegen wurden sie als Strafe geschickt. Der brotlos gemachte, freie Handweber mußte in die Fabrik oder verhungerte; früher nahm er vorlieb mit dem selbstgesponnenen Lendenschurz, jetzt behängte er sich mit dem minderwertigen billigen Fabrik-Kattun, ließ sich Bedürfnisse angewöhnen, die er vorher nicht kannte — und wurde ein Sklave. Oder aber, sofern er Landwirt blieb — 80 v. H. der Bevölkerung treiben Ackerbau —, sah er sich einem langsamen Hungertod ausgesetzt. Denn fünf Monate im Jahr war er der Witterungsverhältnisse wegen ohne Beschäftigung und Verdienst. Früher saß er in dieser Zeit an Spinnrad und Webstuhl. Heute hat er sich dessen entwöhnen lassen oder ist, zum Teil mit Gewalt, daran gehindert worden.

An diesem Punkte setzt Gandhi ein. Er lehnt den Weg der Gewalt aus tiefreligiösen Gründen ab; denn schon die Hindu-Religion gebietet das „Ahimsa“, das „nichts Böses zufügen“. Es genügt allein, verkündet Gandhi, die in mir liegende Ursache des Unrechts zu beseitigen, so verschwindet dieses von selbst. Es genügt also allein, zur Bedürfnislosigkeit der Väter zurückzukehren, die vergessene Handweberei wieder aufzunehmen — und die Zwingburgen der Unterdrücker, die Fabriken, schweben in der Luft. Die Eindringlinge werden als einfach nicht vorhanden betrachtet, kein Inder arbeitet mehr mit ihnen zusammen („Non-cooperation“), weder in Verwaltung noch im Heer noch in der Polizei; kein Inder schickt seine Kinder in die englischen Schulen; kein Inder geht mehr in die fremden Fabriken, sondern ernährt sich, wie früher, durch Handweberei — und der Engländer wird auf vollkommen gewaltlose Art sozusagen überflüssig gemacht und wird das leergewordene Feld, auf dem es nichts mehr auszubeuten gibt, über kurz oder lang räumen.

Die Revolution des Spinnrades erwartet das Heil nicht von außen, wie andere Revolutionen, die weniger ehrlich sind; sie geht allein von dem Grundsatz aus: ein jeder hat das Schicksal, das er verdient — und das er nur ändern kann, wenn er andere Voraussetzungen in sich schafft. Diese Revolution ist also ganz und gar eine Revolution des Herzens. „Haben wir nicht geerntet, was wir gesät haben?“ fragt Gandhi. „Hat uns nicht eine gerechte Nemesis wegen

des Verbrechens der Unberührbarkeit bestraft?" Wie können wir uns beklagen, vom Engländer als Knechte behandelt zu werden, wenn wir unsere eigenen Blutsbrüder als „unberührbare Parias" behandeln? „Wirklich, es gibt keine Anklage, die wir den Engländern nicht ins Gesicht schleudern, die uns der Paria nicht ebenso ins Gesicht schleudern könnte."

Gandhi, der nur einen Tyrannen in der Welt anerkennt: seine „leise innere Stimme", macht rücksichtslos Ernst mit aufrichtigster Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. „Laut denken" heißt sein Wahlspruch. Es hat keinen Zweck, auch nur vor sich selbst irgendetwas zu verbergen. Nur was man aus reinem Herzen voll bejahen kann, darf man tun. So geht er zu seinem Volk und sagt ihm die bittere Wahrheit: erst werde du anders — dann wird auch die Welt so, wie du sie willst. Und er sagt es nicht nur — er lebt es auch, lebt vor, was er von anderen fordert. Er selbst setzt sich ans Spinnrad, er selbst trägt nur noch den heimischen „Khaddar", er selbst geht zu den unberührbaren Parias und nimmt ein Paria-Kind als eigen an; er schickt dem Vizekönig Orden und Titel zurück und gibt seinen Rechtsanwaltberuf auf, weil er ihn in Gewissenskonflikte bringt; er lebt nur noch von Früchten und Reis, trinkt Wasser und schläft auf nacktem Boden — ein Führer, der Beispiel gibt.

Aber er geht noch weiter in rücksichtsloser Aufrichtigkeit. Er findet den Mut, eigne Fehler einzusehen und dementsprechend bereits getroffene Maßnahmen wieder zu ändern. Das stellt ihn an die Seite des anderen großen Erweckers unserer Zeit, an die Seite Lenins, der den gleichen Mut fand. Die Verhältnisse lagen ähnlich. Beide Führer hatten sich über die Möglichkeit der Verwirklichung ihrer Pläne in der Zeit getäuscht; der eine verbesserte sich in der „neuen ökonomischen Politik"; der andere aber rief einfach die schon angesagte friedliche Revolution der Non-violence und Non-cooperation zurück, als sich erwies, daß die Inder noch nicht reif genug waren, kein Blut zu vergießen — und unterzog sich selbst dann peinlichster körperlicher Fastenbuße als sichtbarer Strafe und Läuterung für einen Irrtum, der bei einem „bescheidenen Sucher nach Wahrheit", wie er sich nennt, nicht ausbleiben konnte.

Die Bewegung Gandhis ist nach diesem ersten Fehlschlag und nachdem der Mahatma während seiner Gefängniszeit eine Zeitlang die Zügel hatte aus der Hand geben müssen, äußerlich auf einen gewissen toten Punkt gekommen. Aber das sagt gar nichts gegen ihre innere Echtheit. Der aus tiefster Erkenntnis geschöpfte Gedanke ist einmal da und wird sich zur Tat gestalten — ob bald oder erst später, spielt gar keine Rolle. Es liegt im Wesen dieser Revolution der Herzen, daß sie erst dann Wirklichkeit werden kann und darf, wenn die einzelnen, aus deren Wahrhaftigkeit sie herauswachsen soll, reif dazu sind. Jeder hat es also in der Hand, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen oder zu verzögern. Es darf sich niemand darüber beklagen, wenn es „schief" geht: der Schuldige kann dann nur er selbst sein.

Das ist in der Tat eine recht unangenehme Lehre! Das heißt ja nichts anderes als die ganze Last der Verantwortung ausgerechnet auf meine eigenen Schultern bürden. Da mache ich nicht mit; lieber im bequemen Trott weitertrotten als — selbstverantwortlich sein. Man stelle sich nicht vor, daß in Indien nicht sehr viele so denken. Die Idee ist da, aber das Häuflein derer, die sie wirklich begriffen haben, ist noch verhältnismäßig klein. Es fehlt auch nicht an offenen Gegnern, die ihr entgegenarbeiten. In ihren Reihen steht oder neigt ihnen doch wenigstens zu kein Geringerer als Indiens großer Dichter Tagore.

Als Gandhi seine Bewegung in Indien einleitete, war Tagore gerade in Europa, um dort für seine Weltuniversität und die geistige Zusammenarbeit aller Völker zu werben. So mußte er Gandhis Vorgehen als Gegenschlag gegen sich selbst empfinden und es verurteilen als rückschrittlichen Nationalismus und mittelalterliche Abschließung von der Welt. Romain Rolland, der zuerst in Europa auf Gandhi aufmerksam machte, steht auf seiten Tagores. Wir fragen: ist Gandhi wirklich nur ein beschränkter Patriot, dem man schließlich auch Utopien verzeihen würde? Sieht er wirklich nicht über die indischen Tempelmauern hinaus? Ist er am Ende doch nichts anderes als ein — indischer Hitler mit friedlichem Vorzeichen?

„Meine Religion“, so antwortet Gandhi, „hat keine geographischen Grenzen.“ Meine Bewegung „ist weder antichristlich noch antienglisch oder antieuropäisch. Sie ist ein Kampf zwischen Religion und Unglauben, zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis“. Das ist es. Es geht um Letztes, Entscheidendes. Und auch an uns ist die Frage gestellt: Licht oder Finsternis?! Indien ist nur eine Antwort auf diese Schicksalsfrage der Zeit. Sie geht uns alle an. Auch wir haben unseren „Engländer“ — den von Versailles, den „äußeren Feind“ ... und den „inneren“, den importierten Manchestermann des seelenlosen Kapitals ... vor allem aber den „innersten“, den schlimmsten Feind, den Engländer in uns, den feigen und falschen Bruder, der nicht den Mut hat, sich zu Ende zu denken und mit Gewalt in sich unterdrückt, was er in Freiheit und Frieden ausleben sollte Deshalb ist Gewalt und Unterdrückung in der Welt, weil wir selbst uns Gewalt antun und uns zwingen in unfreie Masken und Bindungen. Frieden und Freiheit kann erst sein, wenn wir beides in uns gefunden und gelebt haben. Wir reden heute auch im alten Europa immer lauter und aufdringlicher vom Frieden, sogar vom „wahren Frieden“. Aber was nützt das Reden, wenn noch immer gilt der ungeheure Trugsatz: si vis pacem, para bellum? Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg? Nein, tausendmal nein: wenn du den Frieden willst, so bereite den Frieden, denke den Frieden, lebe den Frieden — in dir selbst! Auf dich kommt es an!

Egoismus, Nationalismus, Abschließung von der Welt? Jawohl, aber nicht aus Einseitigkeit, aus Mangel oder aus Feigheit — sondern aus unendlicher Fülle und aus unerhörtestem Mut, aus der Fülle des Ichs und dem Mut zu sich selbst. Wer sich hat, hat auch die Welt, und wer sich erlöst, erlöst auch die Welt!

Hat uns Gandhi wirklich nichts zu sagen? Sind wir denn etwa schon Herr unserer Engländer? Wo sind heute bei uns die Helden, die gleich Gandhi Buße täten um ihrer Irrtümer willen? Sie streiten sich um den Zugang zu Walhall! Wo sind bei uns die Apostel des Kreuzzuges gegen das Kapital, die sich kapitalistischer Bedürfnisse entwöhnten und etwa Luxuswaren des Auslandes, exotische Gifte und Düfte mieden? Sie haben einen dicken Bauch und umgeben sich mit allem „Komfort der Neuzeit“. Wo sind bei uns die Volksbeglücker, die zu den „Unberührbaren“ unter ihren eignen Volksbrüdern gingen und ihnen abgäben von dem, was ihnen Geburt und Erziehung unverdient in den Schoß warf? Sie sitzen am Schreibtisch und schließen sich in ihre „Kreise“ ein. Wo sind unsre Eltern, die gleich Gandhi ihre Kinder nicht mehr in diese Schulen schickten? Sie können sich nicht genug tun in der Verurteilung falscher Schulerziehung und lassen dennoch ihre Kinder hungern und dürsten, oder wundern sich gar, wenn ihnen Falschheit mit Falschheit vergolten wird! Wo sind unsre lautdenkenden Politiker? Wo die Friedensfreunde, die den Frieden leben? Wo sind überhaupt die Führer, die vorleben und Beispiel geben?

Beantworte ein jeder selbst diese Frage; dennn sie sind an jeden einzelnen gerichtet. Und dann vergleiche er und lese Gandhi! Aber den wirklichen Gandhi, nicht einen zurechtgemachten oder falschverstandenen. „Ausgewählte Stücke aus Gandhis Schriften“ sind jüngst im „Volkserzieher Verlag“, Berlin-Schlachtensee unter dem Titel „Die Botschaft des Mahatma Gandhi“ erschienen, und zwar herausgegeben von einem Berufenen: dem Professor an Gandhis nationaler Universität Aligarh, Zakir Husain (in der Übersetzung von Alfred Ehrentreich). Hier findet man den lebendigen Gandhi, wie er redet, schreibt und lehrt. Ich las dieses Buch zum Glück vor dem Romain Rollands; aber ich hätte es sicher auch sonst vorgezogen. Denn wie gesagt, Rolland steht auf seiten Tagores — obwohl er es sich offenbar gern gefallen läßt, daß mit seinem Wort vom „indischen Messias“ Sensation gemacht wird.

„Spinnen“ wir den eingangs geknüpften Faden zu Ende: Indien hat unbewußt den Anstoß zur Entwicklung des Kapitalismus gegeben. Nun es selbst mit dieser Geißel geschlagen, ist es berufen, auf dem Wege zu seiner Überwindung vorauszugehen. Aber es geht ihn nicht allein: Rußland schreitet ihm zur Seite. Wie steht Gandhi zu Lenin? Er lehnt ihn ab. Und auf welche



Seite stellen wir uns? Wir erkennen in Lenin, dessen persönliche Reinheit natürlich weit über der aller seiner Haß- und Angstkritiker steht, wir erkennen im Bolschewismus die ersten Zuckungen eines Wachgewordenen an, das Rekeln eines aus tiefem Schlafe Erwachenden, der noch nicht weiß, was er tut, und also erst einmal um sich schlägt, sich reckt und die ihn belastende Decke der über ihm liegenden „Oberschicht" einfach wegstößt. Das alles ist im Stadium des Halbschlafes, und wenn es noch so blutige Gewalt ist, wenigstens verständlich. Wehe aber, wenn auch der Wachgewordene noch festhält an Unterdrückung und Gewalt, wenn auch der Sehende sich noch klammert an das Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er wird das Gegenteil von dem erreichen, was er will und nur neue Schuld auf sich laden, für die er dann von neuem büßen muß. Wer in sich hineinzuhorchen versteht und Zwiesprache halten kann mit der „leisen inneren Stimme", dem „einzigen Welttyrann" — für den fällt die Entscheidung: Lenin oder Gandhi? nicht schwer. Unendlich schwer aber ist es, die Nicht-Sehenden sehend zu machen, und denen, die noch nicht Ohren haben zu hören, verständlich zu sagen, was not ist. Vielleicht muß ein jeder seine Erfahrungen selbst machen. Gandhis Weg des Geistes, das ist sicher, wird nicht von heute auf morgen zum Ziele führen; Lenins Weg der Tat aber, und mag er noch so beschützt sein von den Bajonetten und Kanonen roter Armeen, das ist ebenso sicher: bleibt im besten Falle — ein Umweg!

Dr. Egon von Petersdorff, Heidelberg.

Kleine Erinnerungen an den Großherzog Karl Alexander von Weimar

Selten ist das Interesse eines Mannes für seine Mitmenschen so warm und so wahr gewesen wie beim Großherzog Karl Alexander. Viele kleine Züge aus seinem Leben beweisen dies. So berichtete einmal der Arzt im Feldzug 1870 über zwei schwer verwundete thüringische Soldaten; und der Großherzog erwiderte bewegt: „Bringen Sie mir die Nachricht, daß den beiden das Leben erhalten wird, und es wird mir das schönste Weihnachtsgeschenk sein, das ich erhalten kann." So wäre noch manches zu berichten.

Daß er übrigens auch recht schlagfertig sein konnte, möge folgender Zug beweisen. Zu seiner Geburtstagsfeier (24. Juni 1883) waren auf der Dornburg, der alten Kaiserpfalz über der Saale, die Mitglieder seiner Familie, die obersten Würdenträger des Großherzogtums, der Prorektor und die Dekane der Universität Jena, sowie mehrere andere Gäste versammelt. Professor Häckel führte das große Wort. In teils launiger, teils ernster Weise besprach er seine Entwicklungstheorie. Er sprach gewandt und suchte zu überzeugen. Alle Anwesenden hörten aufmerksam zu. Insbesondere Karl Alexander sah den ihm Gegenübersitzenden prüfend an, als dieser seinen Redestrom plötzlich unterbrach und den Großherzog lächelnd, aber doch ernst gemeint, persönlich anredete: „Eure Königliche Hoheit hören mir so aufmerksam zu; Sie glauben doch auch alles, was ich gesagt habe?" Karl Alexander antwortete schlagfertig: „Glauben? Nein. Aber Sie sollen ja auch nicht lehren, was ich glaube, sondern was Sie glauben!"

Daß der Wiederhersteller der Wartburg seiner herrlichen Schöpfung bis an das Lebensende die denkbar größte Fürsorge auf baulichem, geschichtlichem, kirchlichem, künstlerischem und wirtschaftlichem Gebiete zugewandt hat, ist eine weltbekannte Tatsache. Nur selten aber hat die Öffentlichkeit erfahren, in wie feinen Einzelzügen Karl Alexander seine Fürsorge betätigt hat. Als ein übereifriges Komitee (1890) ihn mit Petitionen um Errichtung eines Lutherdenkmals auf der Burg bestürmt und wiederholt abschlägigen Bescheid erhalten, aber trotzdem sich nicht beruhigt hatte, riet man dem Großherzog, die Führer des Komitees persönlich zu belehren. Nur ungern sprach er vor fremden Menschen, besonders vor einer größeren Anzahl. Aber dieser

Gegenstand lag ihm so sehr am Herzen, daß er jene Abneigung überwand und die Herren zu sich bat. Liebevoller, als bei dem dann folgenden Empfange Karl Alexander sich über die Wartburg verbreitete, kann keine Mutter ihr Kind streicheln. Es ist kaum möglich, im schriftlichen Worte wiederzugeben, was im gesprochenen Worte den Hörern nahegelegt wurde. Deshalb soll ein Versuch der Wiedergabe seiner Rede unterlassen werden. Aber zwei besonders charakteristische Wendungen daraus seien mitgeteilt: „Sie wollen ein Lutherdenkmal auf die Wartburg bringen. Haben Sie sich nicht selbst gesagt, daß das ein Pleonasmus sein würde? — Die ganze Wartburg ist ja ein Lutherdenkmal." So entschied Karl Alexander, und im Laufe seiner Ausführungen frug er, „ob man ihn überhaupt für berechtigt halte, die erbetene Genehmigung zu geben?" „Denn," sagte er, „ich fühle mich nur als Verwalter dieser Burg; deren Eigentümer ist das ganze christliche Deutschland."

Die Stadt Eisenach hatte den Großherzog im Jahre 1893 gebeten, ihren Vertreter persönlich zu empfangen, der die Genehmigung zur Durchführung einer öffentlichen Verkehrsstraße durch den Karthausgarten einholen sollte; letzterer war „Krongut". Die Durchführung der Straße war für die Entwicklung Eisenachs in höchstem Grade erwünscht, war jedoch auf schriftliche Vorstellungen hin seitens der zuständigen Behörde abgelehnt worden. Bei dem Empfange des Vertreters von Eisenach sagte Karl Alexander: „Die Wünsche meiner lieben Residenzstadt will ich gern noch einmal mit Ihnen gemeinschaftlich prüfen. Wir sind beide etwas wie Parteien, Sie für Eisenach und ich für das Krongut. Deshalb wollen wir wie Parteien verhandeln, jeder Teil seine besten Gründe vorbringend." Eisenachs Vertreter begründete den Antrag, der Großherzog trug zu jedem Punkte seine Einwendungen vor, und auf die letzteren, Punkt für Punkt, antwortete jener wieder. Darauf Karl Alexander: „Nun haben beide Teile ausreichend Gelegenheit gehabt, ihren Standpunkt darzulegen, Sie durch Begründung und Replik, ich durch Einrede. Bisher habe ich mich als Partei Ihnen gestellt. In dieser Sache bin ich aber nicht nur eine Partei, sondern auch als letzte Instanz der entscheidende Richter, und als solcher entscheide ich gegen Sie, also gegen den Wunsch Eisenachs; aber ich füge hinzu, daß, wenn ich der Vertreter von Eisenach wäre, ich so gesprochen hätte wie Sie."

Karl Alexander gehörte zu denjenigen Menschen, von welchen jeder, dem er näher getreten war, empfinden konnte, daß er in einem besonderen, einzigartigen Verhältnisse zu ihm stehe. Solcher Art waren auch die Beziehungen zwischen ihm und Bismarck, diesen beiden grundverschiedenen Naturen. Jener hielt treu zum ersten Kanzler, auch als hohe und höchste Kreise sich von diesem abgewandt hatten. Als Bismarck seine letzte Fahrt von Kissingen nach der Heimat antrat, hatte sein Arzt öffentlich gebeten, daß unterwegs Ovationen in Rücksicht auf die Gesundheit des Fürsten unterbleiben möchten. Aber da der Sonderzug des Altreichskanzlers mehrere Stunden lang in Eisenach verweilte, ließ der Großherzog es sich nicht nehmen, seine besten Genesungswünsche zu übermitteln. Und Bismarck erwiderte, daß er „trotz Schmerzen wie zum Selbstmord" doch einen Beauftragten des hochgemuten deutschen Bundesfürsten gern empfangen wolle, dem er „für die stets gleichgebliebene und auch jetzt wieder ihm erwiesene Gesinnung" von Herzen dankbar sei.

Ich habe diese Charakterzüge aus dem Leben eines edlen Fürsten persönlich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Verfasser hat schon als früherer Oberbürgermeister von Eisenach die Wartburg ins Herz geschlossen und möchte auch hier zum Schlusse an die Notlage dieser Burg erinnern, die sich jetzt selbst erhalten muß (Postscheckkonto Erfurt 25898 des Vereins der „Freunde der Wartburg", deren Sitz in Eisenach, Rathaus, ist).

Georg von Eucken-Addenhausen

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Schussen

Wir Schwaben sind überzeugt, daß Gottvater selbst geschmunzelt hat, als er unser Land und seine Bewohner schuf. Wir sind mitunter unverschämt stolz auf unser „Ländle“ und jeder einzelne wieder preist seinen Heimatzipfel.

Zwischen Donau und Bodensee erstreckt sich die oberschwäbische Landschaft. Sie hat nichts Überwältigendes an sich, schnurgerade saust der Schnellzug durch, ihr stiller Zauber tut sich nur dem Hellsichtigen auf. Dort gibt es noch Orte, die vier Stunden von der Eisenbahn entfernt sind. Weites Flachland dehnt sich, von mäßigen Kuppen durchriegelt: Getreidefelder, Hopfengärten, Waldflecke, Torfried, Weideland, stille umschilfte Seen. An hellen Tagen blinken die Schneegipfel überm Bodensee drüben. Alte schnurrige Städtchen mit Spitzweg-Gassen und Schwind-Idyllen kuscheln sich an Berglein, langhingestreckte schmucke Marktflecken und weitangelegte Dörfer liegen behäbig da, und überraschend viel Einzelhöfe; in anmutigen Seitentälern ragen Klöster mit prunkvollen Barockkirchen und Schlösser ehemaliger reichsunmittelbarer Herren mit stolzen Namen. Wortkarge, schaffige katholische Menschen wohnen dort.

Ich hatte im Felde eine Gruppe von acht langen Bauernburschen — Franz, Xaver, Lorenz, Stephan hießen sie, schwerfällig waren sie, langsam von Begriff, dickköpfig, jähzornig, treu wie Gold, tapfer, trockenwitzig, und für eine Portion guten Essens riskierten sie ihr Leben: Oberschwaben!

Dieser Landstrich ist die Heimat des Mannes, der unter dem Namen Wilhelm Schussen schreibt und sich einst mit seinem Erstling „Vinzenz Faulhaber“ das Herz der Leser im Sturm eroberte. Er wurde am 11. August 50 Jahre alt und wird es sich gutmütig und ein bißchen spöttisch knurrend gefallen lassen, wenn man ihn nachträglich noch etwas „feiert“.

Fr. Th. Vischer läßt seinen Albert Einhart einmal sagen: „Es kommt alles darauf an, daß einer ein Kerl ist und daß er Kaliber hat!“ Nun — Schussen ist ein Kerl. Und der Kerl hat Humor — Humor in unserer müden, witzelnden, dekadenten Zeit; keinen ausgeklügelten verstandesmäßigen Witz, keinen katzpfotigen wienerischen Spott, nein: richtigen Humor, der aus dem Herzen kommt, aus einem Herzen, das die Welt und die Menschen liebt. Und zwar nicht nur die ehrsamen gutbürgerlichen Exemplare, die Hilfsrichter oder Gastwirte oder Hofbauern oder Gemeinderäte oder Professoren sind, sondern auch die „vorbeigeratenen“: den vertrachten Studenten, den verschmitzten Winkeladvokaten, das schöne und gefährliche Weib, den Hochstapler, den Irrenhäusler. Er liebt diese närrische Welt, die in Steinau oder Schöckbuch oder Stuttgart nicht anders ist als in Berlin oder Kalkutta oder Wladiwostock, und die er, wie ein Professor seine Schmetterlinge, in seinen Schwabengeschichten auffspießt und schmunzelnd vorzeigt. Denn er ist ein Schwabe, ein Kern- und Erzschwabe, ein ganz einseitiger Schwabe, mehr noch als sein Freund Ludwig Finckh. Und besonders hat's ihm natürlich seine engere oberschwäbische Heimat mit ihren kargen Reizen von Land und Volk angetan. Ohne daß er sie idealisiert; etwas beschönigen — er denkt nicht daran. — Leibhaftig stehen sie vor uns, diese Philister und Kleinstädter, die dort ausgeprägter sind als unter irgendeinem anderen Breitengrad, mit ihrem Kastengeist, ihrer Kleinlichkeit, ihrem engen Gesichtskreis; er weiß um alle ihre Schwächen, aber er kennt auch ihre sonnigen Seiten, ihre altväterische Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit, Frömmigkeit, ihren Heimatsinn, ihren Humor, der mitunter etwas derb und ungeschlacht und krakehlig ist, der nicht lächelt, sondern vollsaftig lacht. Und Schussen schreibt, weil er's muß,

weil's ihm auf den Nägeln brennt, er schreibt frischweg drauf los, kümmert sich den Teufel um wissenschaftliche Ästhetik und Poetik. Er ist so ganz das Gegenteil von allem Literatentum, das die Worte fein abwägt und klug setzt. Mit breitem Pinsel haut er seine Farben hin, und mitunter purzeln die Flecke bunt durcheinander.

In dieser Art beruht Stärke und Schwäche seines Werks. Behutsame Technik liegt ihm nicht, er versteht es weniger, die Fäden der Handlung zart zu knüpfen, zu wirren und zu entwirren; er haut im Notfall den Knoten messerscharf entzwei mit einem überraschenden Zufall, einem derben Witz, einem logischen Saltomortale. Seine Muse ist keine hoheitsvolle Göttin, auch keine müde ätherische Dame mit pikanten Augenringen, sondern ein rotwangiges, pausbackiges, liebes, kusseriges Schwabenmädel, entzückend echt und kernhaft und gesund an Leib und Seele. Und seine Sprache — er speist sie aus dem unerschöpflichen Jungbrunnen des Volksmundes, blitzblanke Edelsteine hat er aus verschütteten Schächten der Mundart gehoben, auf erratische Sprachblöcke, derbe Wortklötze kommt's ihm nicht an. Rabelais, Fischart, Fr. Th. Vischer sind seines Geschlechts. Die ganze Landschaft Oberschwabens in ihrer schollenwürzigen Unmittelbarkeit verkörpert sich in seiner Dichtung: wer gar nichts weiß von diesem abseitigen Erdenwinkel, der kennt ihn nach der Lesung seiner Bücher — und muß dann allerdings über das Wunder staunen, daß dieser Boden einst Herrn Christof Martin Wieland hervorbringen konnte.

Am köstlichsten spiegelt sich diese oberschwäbische Umwelt in seinen Romanen „Meine Steinauer" und „Medard Rombold"; man lese nur einmal im ersteren die Prachtszene eines Winterabends auf einem Bauernhof — sie ist Jeremias Gotthelfens Kunst durchaus ebenbürtig. Aber es gibt überhaupt kaum eine längere Geschichte von ihm, in die nicht an irgend einer Stelle der Bussen, Oberschwabens stolzester Berg, hineinragt, in die nicht die Wellen des Bodensees hineinrauschen, der Duft einsamen Riedes würzig weht. Es sei hingewiesen auf den „Roten Berg", die Geschichte einer bösen alten und einer zarten jungen Liebe, belastet mit einer inbrünstigen, wenn auch etwas verschwommenen Naturmystik, auf den „Verliebten Emeriten", den späten, wehmütig-launigen Liebesroman eines Musikdirektors a. D., der aber noch kein „Emeritus der Leidenschaft" ist, wie sich ein Kritiker so famos ausdrückte. „Gildegarn" ist ein Oberlehrerroman; offenbar sind es bittere autobiographische Reminiszenzen, die hier verwertet sind; wie so viele feine Köpfe unseres Schrifttums, fand auch Schussen den Weg zur Literatur vom Schulkatheder aus. Sein letztes Werk, der „Roman vom Doktor Firlefanz", ist eigentlich eine kecke Verulkung des Lesers: man schüttelt bei der Lektüre immer wieder den Kopf und stellt eine heillose Stilmischung fest, die gewöhnliche derbe Realistik, verbunden mit einer romantischen Phantastik, um erst am Schlusse verblüfft zu merken, daß fast das Ganze die Darstellung eines Fiebertraumes sein soll. Bei aller Verehrung für den Dichter, halte ich dieses Buch für eine künstlerische Entgleisung, denn man sieht nicht recht ein, wozu das Ganze: Scherz, Satire, Ironie — jawohl, aber tiefere Bedeutung? — Seinem Erstling, dem Schelmenroman „Vinzenz Faulhaber" und der Geschichte „Haus Mollenkopf", liegt derselbe Gedanke, verschieden gestaltet, zugrunde: Loslösung von der bäuerlichen Heimatscholle, Ausflug in die „große Welt" mit ihrem Mischmasch von Geschäft und Kunst, Klärung im Weltgetriebe und Rückkehr in die Heimat. In dieser, übrigens ganz unauffälligen Einstellung liegt ein bewußt ethischer Wille, und das rückt Schussen wieder in Gotthelfs und Roseggers Nähe. Er ist Ethiker durch und durch, will es sein, was sich auch in seinen vielen kurzen Geschichten und Novellen zeigt (die Sammelbände „Höschele der Finkler", „Die schöne Witwe", „Der geadelte Steinschleifer"), die oft in anekdotischer Kürze und Würze eine „Moral" haben. Die schönste Novellensammlung nennt sich „Erste Liebe", in der das Titelthema mit einer bei Schussen seltenen Zartheit abgewandelt wird, meist aus dem Duft wehmütiger rückblickender Erinnerung heraus, mit einer Zartheit, die in einzelnen Stücken („Die Liebesinsel") sich mit dämonischer Tiefe verbindet. Die Figur aber, die des Dichters ureigenstes und liebstes Kind ist, ist Johann Jakob Schäufele, dessen „Philosophische Kuckuckseier" sein dichterischer Genius mit viel Witz und noch mehr Humor aus-

gebrütet hat. Dieser gedrückte, katzbuckelnde, kinderreiche kleine Schreiber ist eine Art Gegenstück zu Vischers unsterblichem „Auch einer", und diese philosophierende Schreiberseele sagt manches, was sich auch in des Oberamtmanns A. E. Mund gut ausnähme. Seine oft bewußt altbacken aufgemachten Herzensergießungen haben doch alle „Ausluge ins Universum", in ihrer Besinnlichkeit und ihrer prachtvollen Lebensbejahung, die doch von jedem seichten Optimismus fern ist. Hier steht ein Wort, das für den Dichter bezeichnend ist: „... daß das Gute als etwas ganz Wirkliches, Selbstherrliches und Nichtumzubringendes in jeder Menschenseele liegt." Auch in diesem Buch stellen einzelne Abschnitte trefflich gerundete, in sich selige Anekdoten dar. — In „Freund Huchler schreibt" gibt der Dichter Nachklänge zu Schäufeles Philosophischen Kuckuckseiern, ganz im behaglich-moralischen Tonfall des Kalendererzählers, des Hebelschen „Schatzkästleins".

Man soll über dem Humoristen Schussen nie den Ethiker vergessen. Die bewußte Gegenüberstellung der großstädtischen Zivilisation und der gesunden bäuerlichen Kultur, die freudige, leidüberwindende Lebensbejahung und die inbrünstige Wirklichkeitsnähe seiner Bücher, die doch auch, wie das Leben selbst, Platz hat für Romantik und Märchenzauber: all das macht sein Werk zu einem im besten Sinne volkstümlichen. Gerade unsere angefaulte Zeit braucht die Gesundheit solcher Bücher nötiger als psychoanalytische Seelenzergliederung und mystisches Halbdunkel. Nicht auf Technik kommt es an, sondern auf Liebe. Wenn ich dem Dichter Wilhelm Schussen etwas ins Stammbuch setzen sollte, ich schriebe:

„Hallo, ich hab's! So wird's gemacht,
Dies Wort sei mir ins Herz geschrieben:
Die Welt zu sehn in ihrer Niedertracht
Und doch — sie lieben!"

Dr. Karl Fuß-Essen

Peter Cornelius zum Gedächtnis

Peter Cornelius (geb. 24. Dez. 1824, gest. 26. Okt. 1874) stand in Schutz und Schirm, aber auch im Schatten großer Meister. Darin liegt das Glück, aber auch das Verhängnis seines Lebens. Er entstammte einer Künstlerfamilie, sein Vater war erst Goldschmied, später Schauspieler, sein Oheim und Pate der Maler Peter Cornelius. Seine Begabung und Bildung war daher auch vielseitig. Der Vater wollte ihn zum Schauspieler erziehen, ließ ihn aber auch in der Musik unterrichten. „Mein Leben dreht sich um zwei Pole: Wort und Ton. Im Anfang war das Wort. Des Vaters vollendet schöne Deklamation, ein begieriges Gedächtnis, das alle Gedichte in sich auffog, die liebevollste Anleitung, die ich hier erhielt, alles legte den Keim in mich, der erst nach einer wechselvollen Jugend, aus ganz anderen Richtungen und Lebensabsichten heraus, plötzlich in mir erblühen sollte, den Keim zum Dichter." Als ihm noch in seiner Knabenzeit Goethes Gedichte in die Hand fielen, da entschied sich sein ganzes Leben. „Nach beendigter Schulzeit lebte ich zwischen Studium des Worts und des Tons geteilt." In seiner Vaterstadt Mainz genoß er praktische musikalische Ausbildung, die ihn befähigte, in seinem 16. Jahre als Geiger im Orchester eine Fahrt der deutschen Oper nach London mitzumachen. Zugleich betätigte er sich in kleinen Rollen als Schauspieler. Nach dem Tode des Vaters (1843) „verdrängte der Ton das Wort". Peter Cornelius in Berlin übernahm die Sorge für die gründliche Weiterbildung seines Patenkindes. In den Jahren 1844—52 wurde er von Dehn in den musikalischen Kunstformen unterwiesen und komponierte nach üblicher Weise Sonaten, Trios, Messen usw., nur als Schulaufgabe, nicht mit dem Herzen.

Als er ausgelernt hatte, verlangte ihn nach einem höheren Ziel, sein Weg führte nach Weimar

Hier war unter dem Schutze der Großherzogin Maria Paulowna, die Schiller in der Huldigung der Künste einst gefeiert, deren Gunst er ahnungsvoll in einem Brief an Körner ganz besonders für die Musik gewünscht hatte, eine neue deutsche Kunst emporgeblüht, in deren Mittelpunkt Franz Liszt stand. „Ich wollte endlich Wagners Werke selbst einmal hören, mit mir darüber ins reine kommen. Ich wollte sodann von Liszt, als einem über alles Kleinliche erhabenen Künstler und Menschen, mir ein freies Urteil über meine Studien ausbitten, was ich in Berlin nicht erlangen konnte von Leuten, die in Rücksichten verbissen waren. Das erhabene Kunstleben und Kunsttreiben, das mich dort wie mit einem Zauberschlag berührte, entschied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern, wie es mir auch ergehen möge, aufs neue anzufangen, Kunst zu lernen und womöglich, früher oder später, diesem Kreis anzugehören.“

Und dieser Wunsch ward aufs schönste erfüllt. Cornelius gehörte bald zum engsten Freundeskreis der Altenburg, aber er wahrte in seinem Verhältnis zu Liszt wie hernach zu Wagner immer seine eigene Meinung, vor allem seine künstlerische Selbständigkeit. Das Dreigestirn Wagner-Liszt-Berlioz, in dessen Zauber er aus der trockenen Lehre Dehns eintrat, konnte ihm gefährlich werden. „Jene Großen ergreifen mich, aber sie lassen mich die eigne Kleinheit fühlen, ich vergehe in Ohnmacht und Neid. Nur betrachtend, genießend, empfangend verliere ich den Mut zu eignem Schaffen gänzlich.“ Liszts Endurteil nach Durchsicht der vorgelegten Kompositionen lautete dahin, Cornelius solle sich ganz der Kirchenmusik widmen! Dieser hatte auch schon in Berlin in einem Aufsatz ein ganz anderes Ziel erschaut: „Es ist sehr zu hoffen, daß eine Blüte der komischen Oper sich in Deutschland aus Licht ringen wird, in welcher das deutsche Wesen sein hellklingendes Lachen für alle Zeiten ausprägen wird. Wenn wir nur den vergrabenen Schatz zu heben verstünden! Der Dichter eines Librettos wird eben in Zukunft ein Dichter sein müssen und mit dem Komponisten im innigsten Verein ebenbürtiger Geister zur guten Stunde diesen Schatz ans Licht fördern. Eine solche Doppelpoesie wird sich nähren am Beethovenschen Scherzo und am Jean Paulschen Humor. Sie wird das Zusammenstoßen von Ideal und Wirklichkeit, Poesie und Prosa scharf nebeneinanderstellen; und das alles mit dem lachenden Glorienschein echt deutscher Musik füllen.“ Die köstliche Frucht solchen Strebens ward der Barbier von Bagdad.

Die deutsche Musik und Dichtung hatte im 18. und 19. Jahrhundert gewaltige Aufgaben gelöst. Noch aber war die Vereinigung von Ton und Wort durch dieselbe schöpferische Kraft bis auf Richard Wagner unerfüllt geblieben, die Jean Paul bereits 1813 gefordert hatte: „Wir harren noch des Mannes, der eine echte Oper zugleich dichtete und setzte“. Otto Ludwig besaß ebenfalls die Doppelbegabung für Musik und Dichtung nebeneinander, ohne sie zu einer einheitlichen Schöpfung verschmelzen zu können. Ähnlich stand es mit Cornelius, dem erst 1853 die Offenbarung seines ureigenen Wesens und seines künstlerischen Berufes zuteil ward. Unbedeutend war der Anlaß: ein junges Mädchen, das gut Klavier spielt und dazu singt, die an seinem Leben vorüberweht wie ein Blütenblatt, der er, um ihr eine Artigkeit zu erweisen, sechs kleine Musikbriefe schreibt, jedes Lied nicht größer als ein Briefbogen. „Der Dichter in mir war unter großen Wehen geboren, der Musiker war ein Angstkind von jeher; da kam aber nun das Glückskind, das von beiden das beste hatte und mit freiem künstlerischen Gebaren in die Welt lachte: das war der Dichtermusiker! Mein Opus 1 war da:

> Der Dichter, der aus eignem Fleiße
> zu Wort und Reimen, die er erfand,
> aus Tönen auch fügt eine neue Weise:
> der wird als Meistersinger erkannt!

Wie zur Zeit des ritterlichen Minnesangs war durch Cornelius ganz aus innerstem Gefühl ohne jede verstandesmäßige Erwägung oder Nachahmung die persönliche Einheit von Dichter und Sänger wiederhergestellt worden. Noch 1872 schrieb er an Riedel: „Für Kammermusik darfst

du nichts von mir erwarten. Ich bin einmal ein poetischer Lyriker." Mit diesen Worten ist die Einheit und Verschiedenheit zwischen Cornelius und Wagner gegeben: beide sind Dichtermusiker, der eine geht vom Lied aus, der andere vom Drama. Die musikalischen Formen beherrschen beide mit voller Meisterschaft, aber nur im Dienste der Dichtung, nicht um ihrer selbst willen.

Der Barbier ist das Meisterwerk von Cornelius geworden; in den Liebesgesängen Nureddins und Margianas bewundern wir die edelsten Blüten musikalisch-poetischer Lyrik, im Barbier selber eine erstaunliche humoristische Schilderungskunst. Die Aufführung muß diesen beiden Seiten gerecht werden. Die Gestalt des Barbiers wurde erst 1885 in München durch Eugen Gura lebendig. Die Uraufführung in Weimar vom 15. Dezember 1858, in der die Margiana der Rosa von Milde den Preis davontrug, ist ein dunkles Blatt in der sonst so hell strahlenden Geschichte des Theaters. Die entzückende Oper fiel durch. Gewiß war die Vorstellung mit Mängeln behaftet, vor allem versagte der Darsteller des Barbiers. Aber die Gegnerschaft galt gar nicht Cornelius, sondern Liszt. Es war ein Kampf zwischen den Machtbefugnissen des Kapellmeisters im außerordentlichen Dienst und des Intendanten Dingelstedt, der hier ausgefochten wurde. Im Barbier sollte Liszt und Neu-Weimar, im letzten Grunde sogar Richard Wagner getroffen werden. Die dunklen Mächte gewannen die Oberhand — und der unschuldige, harmlose Barbier ward ihr Opfer. Die Aufführung wurde nicht wiederholt, Cornelius hat seine Oper nie mehr gehört, nicht einmal ihre Ausgabe erlebt. Bald darauf verließ er Weimar. „Von jetzt an darf ich hoffen, Liszt und Weimar Ehre zu bringen. Ich habe mich aus eigner Kraft an den Anfang eines Weges gestellt, den ich gehen werde. Ich habe das Bewußtsein errungen, daß ich ein stilfähiger Mensch bin, daß ich die Kraft und die Kühnheit haben werde, Ich selbst zu sein."

Von Weimar ging Cornelius nach Wien (1859—64). Das künstlerische Ergebnis ist der Cid, ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Cid hat den Vater Chimenens im Ehrenhandel durch Zweikampf gefällt: der Tod steht zwischen ihm und Chimene, der Jugendgespielin, die im Herzen dem Helden zugetan ist, deren Liebe sich aber nun in Haß und Rachsucht gewandelt hat. Die Überwindung des Hasses, die Rückkehr zur Liebe, da Cid der Befreier des Vaterlandes wird, ist der seelische Vorgang des Dramas, das über alle Verwicklungen zum guten Ende führt. „Erst die hinzutretende Musik, die ja schon während und vor dem Dichten innerlich mächtig erklingt, macht die Poesie voll und ganz."

Der Cid steht zwischen Lohengrin und Tristan inmitten, auch in der Dichtung. Das Gericht vor dem König im ersten Akt erinnert an die Vorgänge in Lohengrin I; Chimene hat bereits das rächende Schwert, das in ihre Hand gelegt, gegen den Cid geschwungen und läßt es sinken, wie Isolde vor Tristans Blick. Die Tristanpartitur lernte Cornelius mit ehrfürchtiger Scheu während der Arbeit kennen, er verblieb aber bei der Opernform: „Ich bin stolz auf meine Form: bei dem geschlossensten dramatischen Gesang dennoch alle Rede und Gegenrede zu festen Musikstücken zu gestalten, wobei durchgehend die wirkende Melodie in den Mund des Sängers gelegt ist — nicht die uferlose Allmelodie aus Tristan, die ich nimmer nachahmen werde." In Wien befestigte sich die Freundschaft zwischen Cornelius und Wagner, der um der geplanten Tristanaufführung willen in der Kaiserstadt weilte. „Das Bewußtsein, daß Liszt und Wagner mir wirklich von Herzen zugetan sind, ist mir ein Adelsbrief." Aber die Nähe großer Geister war nicht nur erhebend, sondern auch bedrückend. Cornelius fürchtete, sich selber an die überragende Größe Wagners zu verlieren. Darum folgte er nur zögernd der Einladung Wagners nach München, zumal er kein Vertrauen auf die Dauer der dortigen Verhältnisse hatte. Die Münchener Zeit (1865—74) brachte ihm eine bescheidene aber gesicherte Stellung an der Musikschule und eignen Hausstand durch seine Vermählung mit Bertha Jung aus Mainz, der die Brautlieder gewidmet sind. Infolge der Weimarer Uraufführung des Cid (21. Mai 1865) versäumte er die Uraufführung von Tristan und Isolde, nach Hans von Bülow „das wichtigste künstlerische Ereignis des Jahrhunderts", und verstimmte dadurch Wagner und seinen ganzen Kreis.



Im Sommer 1866 las er die Edda nach Simrocks Übersetzung. Das Buch geht ihm „über die griechischen und indischen Sagen, über die Tafelrunde und den Homer". Daraus erwuchs sein letztes, unvollendetes Werk „Gunlöd". Odin zieht aus, um den von Gunlöd in der Höhle verwahrten Dichtertrank zu gewinnen. Drei Tage und Nächte weilt er bei Gunlöd, trinkt den kostbaren Met und fliegt in Adlergestalt davon. In der Edda ist die Frau das Opfer dieses Raubes. Cornelius war seiner Natur nach einem versöhnenden Schluß geneigt. Gunlöd stirbt, aber Odin holt sie nach Walhall. Die Dichtung geht in freien, ungereimten Versen, die sich ungezwungen dem Rhythmus der in ihnen erklingenden Musik fügen. Die stabreimende Kurzzeile der Ringdichtung verwarf er, weil er dem Verdacht äußerlicher Nachahmung ausweichen wollte. Nicht ohne Grund lehnte Wagner den Gunlödtext ab: „Meine Freunde gehen alle einen falschen Weg und ich kann ihnen nicht helfen." Noch am 5. November 1873 schrieb Cornelius: „Über die Gunlöd hinaus, die ich doch mit Herzblut tränke, träume ich von einem Musikdrama, das alles enthält, was ich in Cid und Gunlöd gewonnen zu haben glaube, und daneben so ganz und allein mein ist, wie der Barbier." Er sollte diesen Zeitpunkt nicht mehr erleben. Im Herbst 1874 traten die Anzeichen einer schweren Krankheit hervor, die ihn am 26. Oktober dahinraffte. In seiner Vaterstadt, auf dem Mainzer Friedhof, liegt er begraben.

> Ich war ein Hauch, ich war ein Ton,
> von Lust und Schmerz durchdrungen,
> nun ist es still, nun bin ich schon
> verklungen.

Es war Cornelius nicht einmal vergönnt, seine Werke selber vollständig herauszugeben. Im Jahr vor seinem Tode schrieb F. Stade ausführlich und verständnisvoll über den Dichtermusiker. Nach seinem Tode erschienen Gedenkblätter von Adolf Stern, Richard Pohl, F. Draeseke. Mit Adolf Sandbergers Schrift (1887) beginnt die musikwissenschaftliche Forschung, die namentlich von Edgar Istel (Lebensbeschreibung 1906 in Reclams Musikbiographien), E. Sulger-Gebing (Peter Cornelius als Mensch und Dichter 1908) und Max Hasse (zweibändige Lebensbeschreibung 1922/23) eifrig gepflegt wurde. Die Partitur des Barbiers gab F. Mottl 1885 in einer stark eingreifenden Bearbeitung heraus, die des Cid Hermann Levi 1891. Eine Gesamtausgabe der musikalischen Werke von Max Hasse erschien 1905/06 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig: 1. Einstimmige Lieder und Gesänge; 2. Mehrstimmige Lieder und Gesänge; 3. Der Barbier von Bagdad, Originalpartitur; 4. Der Cid, Originalpartitur; 5. Gunlöd, ergänzt und instrumentiert von W. von Baußnern. Auch die literarischen Werke liegen seit 1904/05 in einer Gesamtausgabe vor: 1/2. Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten; 3. Aufsätze über Musik und Kunst; 4. Gedichte. Der Herausgeber der Briefe, sein Sohn Carl Cornelius, Professor der Philosophie in Basel, verfaßte zum 100. Geburtstag und 50. Todestag eine zweibändige ausführliche Lebensbeschreibung (Verlag von G. Bosse in Regensburg) auf Grund der Briefe und Tagebuchblätter. Jetzt erst können wir das Leben und Schaffen des Meisters im vollen Umfang, wenn auch immer noch nicht lückenlos, übersehen.

Die Entwicklung des Musikers Cornelius ist in seiner reifen Zeit eigentlich ein bewußtes Losringen von Wagner. Der Dichter steht unter keinem so übermächtigen Einfluß. Cornelius betätigte sich vornehmlich nach zwei Seiten: in Gelgenheitsreimereien meist humoristischen Inhalts und in tief empfundenen Liedern, die in der von ihm selber besorgten Ausgabe von 1861 nachzulesen sind. „In der Art, wie sie zusammengestellt sind, bieten sie einen kleinen Lebensroman zwischen den Zeilen. Sie fangen an mit fröhlichem, harmlosem Liebesleben am Rhein, das sich in den ersten 26 Liedern abspielt. Dann kommt Scheiden, Schmerz, Zurückgezogenheit, Resignation in der Mitte, bis in den letzten Liedern wieder Frühling und Aufschwung in neues Leben erklingt. Kein Lied ist dabei, das nicht lebendig erlebt wäre; sie sind ein Stück meines Lebens und Treibens, das ich nicht verleugnen mag." Eigenartig ist die Neigung zu Liederkreisen, z. B. Weihnachtslieder, Brautlieder. Auch in der seit 1869 gepflegten Chorlyrik tritt

sie hervor: Der alte Soldat, Reiterlied, Der deutsche Schwur. Von Bedeutung sind die Kunstschriften, z. B. über Tannhäuser, Lohengrin, Meistersinger, Deutsche Kunst und Richard Wagner. Cornelius wahrt seinen eigenen Standpunkt oft im Widerspruch zu Wagner. Er schrieb auch über bildende Kunst, über Genelli und Preller. Mustergültig sind seine Übertragungen, z. B. der französischen Vorbemerkungen zu den synfonischen Dichtungen Liszts usw.

Peter Cornelius hat sich selbst einmal als „Nebenmensch" bezeichnet. So geht er auch wie ein Nebenkünstler oder Kleinmeister durch die Geschichte der deutschen Musik.

Bin so ein Stückchen Dichter,
ein Stückchen Musikant,
solch hungriges Gelichter
erfüllt das ganze Land.

Er gehört zu den bescheidensten Meistern, der nie stürmisch sich vordrängte. Max Hasse schreibt: „Das Geschlecht, neben dem er lebte, hat ihn nicht verstanden." Das nachfolgende Geschlecht war ihm freundlicher gesinnt, aber sah ihn allzu sehr nur im Lichte Richard Wagners, der doch selber gerade das „Cornelianische" seines Stiles scharf erkannt hatte. Heute sucht man Cornelius vornehmlich in seiner vollen Eigenart zu begreifen, weshalb auch, gegen die wohlbegründete Ansicht Liszts und Mottls, nur die Urschriften seiner Partituren benutzt werden sollen. Cornelius erblickt das Wesen des Künstlers in dem „Ernst, welcher in unsern Augen das Kunstwerk adelt, dessen Abwesenheit es zu einem Kunststück herabsetzt. Schafft euch etwas von dem Ernst an, den ein Rietschel, ein Wagner hat, lernt schweigen, bis ihr etwas zu reden habt, betet, wenn euch die Ehrfurcht vor der Hand, die die Welten lenkt, auf die Knie zwingt." Und wenn er auch in seinem unvergleichlichen Meisterwerk, dem Barbier, ein morgenländisches Märchen behandelt, so bleibt er doch deutsch und wahr. Auch für ihn gilt, was Wagner von Weber sagte: „Du bist ein schöner Tag aus dem Leben des Deutschen, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen." Die Mitwelt hat ihn verkannt oder doch kaum beachtet, die Nachwelt soll ihn lieben und bewundern und ihm in reichstem Maße die Ehre gönnen, die er verdient.

Rostock. Prof. Dr. Wolfgang Golther

Deutsche Briefe und Lebensbilder

Die Sehnsucht nach einem Idealzustand der Menschheit, nach einem irdischen Paradies der Schönheit und Vollkommenheit ist wohl so alt wie die menschliche Seele und wird erst mit ihr aussterben. In verschiedenen und doch wesensähnlichen Formen, bald als Vision der Religionsstifter, bald als Krönung des Gedankenwerks der Philosophen, bald als Bekenntnisstück kühner und schwärmerischer Politiker begleitet sie alle Zeitalter, und das unsrige, in allen Tiefen aufgerührt, ist wie kaum ein andres mit ihr vertraut ... In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gaben Rousseau und Saint Pierre diesem Sehnen in beredtem Ausdruck leidenschaftlichste Nahrung. Im Jahr 1772 unternahm James Cook die erste Erdumseglung in östlicher Richtung in Begleitung Johann Reinhold Forsters und dessen jugendlichen Sohns Georg. Aus Georg Forsters berühmtem, epochemachendem Reisewerk lernte die damalige Welt die Insel O-Taheiti kennen, jenen „Zaubernamen, der sich seither in jedes fühlenden Menschen Phantasie festsetzte"; den ein Jean Paul als Inbegriff irdischer Glückseligkeit pries, und der, wie wir wissen, auch noch die Anregung zu Eduard Mörikes Traumschöpfung „Orplid" wurde.

Es war ein glücklicher Gedanke des Schriftstellers und Verlegers Wilhelm Langewiesche-Brandt, der uns die anmutigen und warmblütigen „Erinnerungen eines Fünfzigjährigen": „Jugend und Heimat" schenkte, den Deutschen unsrer Zeit an der Hand zahlreicher, mit Geschick verbundener Briefe und Tagebucheintragungen das Leben Georg Forsters zu erzählen (Georg

Forster. Das Abenteuer seines Lebens. Ebenhausen und Leipzig, Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt). Zwischen der glückseligen Insel O-Taheiti und dem Paris der französischen Revolution — welch unruhvoll-stürmische, wahrhaftig abenteuerliche, aber auch traurig-beziehungsvolle Lebensfahrt! Der zweiundzwanzigjährige Jüngling wird durch sein großes Reisewerk — Hermann Hettner nennt es „ein Meisterwerk feinster und urkundlichster Menschenbeobachtung ... und zugleich ein Meisterwerk unnachahmlichster Poesie" — fast über Nacht eine europäische Berühmtheit. Sein einnehmendes, freimütiges Wesen gewinnen dem nach Deutschland Zurückgekehrten alle Herzen. Er wird Professor am Carolinum in Cassel; fünf Jahre später folgt er einem Ruf des Polenkönigs an die Universität Wilna, wird unterwegs allerorten, besonders in Wien, begeistert aufgenommen und gefeiert. Aus dem unwirtlichen Polen geht er nach Mainz, um kurfürstlicher Universitätsbibliothekar zu werden. Dort erreicht ihn die mächtige Welle der französischen Revolution, reißt ihn mit sich — tief und tiefer in den Strudel der politischen Geschehnisse, der ihn, den noch nicht Vierzigjährigen, als einsamen, gebrochenen, von seinen Heimatgenossen geächteten Mann grausam hinabschlingt. Wie deutet sich dieser erschütternde Wandel des Glücks aus innerer Notwendigkeit? Therese Heyne, die Tochter des bekannten Göttinger klassischen Philologen Christian Gottlieb Heyne, wird sein Schicksal. Karoline Michaelis, nachmalige Schlegel und Schelling, trifft wohl nicht zu weit vom Ziel, wenn sie über die geistvolle, sinnliche und doch kalte Tochter Heynes urteilt: „Bei all ihren guten Grundsätzen hat sie viel Falschheit und — ich will nicht so streng sein, zu sagen: ein böses Herz, aber doch auch nicht die geringste Gutherzigkeit". Bei noch so reichen Gaben des Geistes und der Seele war Georg Forster ein schwacher, in seiner Haltlosigkeit unmännlicher Charakter. Es ist ergreifend, und doch leider auch beinahe verächtlich, zu sehen, mit welch unerschöpflicher Liebe er an der erst heimlich, dann offen dem ihm befreundeten Ludwig Ferdinand Huber gehörenden Frau hängt. Auf der Frühjahrsreise 1790, in den Briefen vom Rhein und aus den Niederlanden nennt er sie die „holdste Seele des Himmels" und seinen „guten Genius", will die Huldigung der ganzen Welt für einen Funken mehr Liebe geben: „Ich habe in meinem Herzen längst darauf Verzicht getan, für irgend jemand außer Dir zu arbeiten"; er steigert seine vergebliche Werbung um die schon Verlorene zu den Worten: „Der Geist, welcher ausströmt von Dir, die allmächtige Kraft Deines Herzens und Verstandes, in der die Welt mir schön und groß und wunderbar und heilig ist, wirkt in meinem Sinne schöpferisch, leuchtet mir in die Tiefen meines Wesens und zündet ein neues, göttliches Feuer auf diesen Altären an, das Dir zum Dankopfer lodert". Noch an die für immer von ihm Getrennte schreibt er, als an seine „gute Therese": „Ich liebe noch ebenso, mit dem zerfleischenden Bewußtsein, nie! nie! glücklich gewesen zu sein, nie Gegenempfindungen erregt zu haben, folglich solche nie erwecken zu können", und wenige Monate nur vor dem erlösenden Tod heißt es: „Ich sehne mich herzlich nach Euch ... Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns auf demselben Ufer — wohl uns! ... Soll's nicht sein — so seid Ihr gerettet, und ich rudere fort bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüße Hubern herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund." — Wohl aus feurigem Glauben, aber getrieben zugleich von der Verzweiflung eines tödlich verwundeten Herzens wirft er sich in den Ungrund der Revolution. Und wie in der Liebe zu der Einzigen, leidet er Schiffbruch in der Liebe zur Menschheit. Nachdem er sich entschieden hat, „auf neufränkische Art frei zu sein", bekennt er stolz und zuversichtlich: „Ich bin überzeugt, die Pforten der Hölle überwältigen die neue Freiheit nicht"; noch im März 1793 meldet er aus Paris: „Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich etwas ganz anderes ist, als die meisten Menschen denken." Er sucht bis zuletzt den objektiven, historischen Standpunkt inmitten des immer wilderen Tagerlebens zu behaupten; er bleibt dabei, „daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und -unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen". Dann überwältigt die Nähe des Furchtbaren doch seine schon geschwächten Kräfte: „Oh, seit ich weiß, daß keine Tugend

in der Revolution ist, ekelt es mich an ... Die Herrschaft oder besser die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor. Wenn die Menschen erst die ganze Wirksamkeit dieses Instruments kennen werden, welche Hölle um sich her werden sie dann schaffen. Je edler das Ding und je vortrefflicher, desto teuflischer ist der Mißbrauch ... Wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl ..." Er ist, was er sich selbst heißt: „ausgebrannt". Am 10. Januar 1794 starb Georg Forster arm und verlassen, ein wahrhaft Heimatloser, den Tod in der Fremde. Eine Karte von Indien lag auf seiner Bettdecke. Die glückselige Insel O-Taheiti war in den Träumen des Sterbenden noch einmal aufgetaucht. Wie weitab war er doch verschlagen worden vom Paradies seiner Jünglingsjahre!

Es tut wohl, sich nach der großangelegten, aber haltlosen Erscheinung Forsters das Gegenbild eines ungebrochenen, durchaus männlichen Deutschen zu vergegenwärtigen. „Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen" nennt sich ein Buch, das der verdiente, gründliche und fleißige Fichteforscher Hans Schulz (im Verlag H. Haessel in Leipzig) erscheinen ließ. „Das Buch soll nicht nur in altertümelndem Wohlbehagen vorführen, was die Zeitgenossen über einen bedeutenden Mann geäußert haben. Es soll zeigen, wie sich die verständigste, am meisten fühlende und am tiefsten erlebende Mitwelt zu ihm gestellt hat. Es gibt dadurch einen Einblick in die geistige Haltung und geistige Bewegung einer großen Zeit, ein Stück der Seele dieser Zeit, ihre Stellung zu Fragen, die aber nicht nur die damaligen Menschen bewegten, sondern die immer wieder, ebenso oder in andrer Form, von neuem gestellt und beantwortet werden müssen." Was der Herausgeber mit diesen Worten verspricht, hält sein Werk. Neben den Großen der Zeit, neben Kant, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Hölderlin, Novalis äußern sich die „Genossen des Alltags und flüchtige Besucher"; es ist überaus reizvoll, aus so mannigfaltigen Zeugnissen der Freunde wie der Gegner die äußere Erscheinung Fichtes, die Wirkung seines Auftretens daheim und auf dem Katheder, die Entwicklung seines Lebens und seiner Philosophie, nicht zuletzt aber die seiner eigenen, starken Persönlichkeit erstehen zu sehen. Das Wertvollste an solch mittelbarer Darstellung ist: sie erzwingt des Lesers eigenes Urteil. Mag das dogmatische System des philosophischen Denkers Fichte längst überwunden sein; mag das Gewaltsame und Starre seiner geistigen Haltung befremden, ja abstoßen — — die stählerne Geschlossenheit („vom Scheitel zur Sohle Stahl", singt Friedrich August Stägemann dem Toten nach), das leuchtende Rechts- und Freiheitsbewußtsein und vor allem die lohende Vaterlandsliebe des Mannes lassen ihn groß und wegdeutend in unsre unselige Zeit hereinragen.

Das Kulturbild jener Tage erfährt eine gewisse Ergänzung durch das Lebensbild des Malers Johann Friedrich August Tischbein, das nach den Aufzeichnungen von dessen Tochter Caroline der Casseler Professor Adolf Stoll, dem wir bereits die Lebenserinnerungen Ludwig Emil Grimms verdanken, bei Strecker & Schröder in Stuttgart herausgegeben hat. Drei Angehörige der Familie Tischbein treten als namhafte Maler des achtzehnten Jahrhunderts hervor: Johann Heinrich der Ältere, Professor, später Direktor der Casseler Akademie, und seine beiden Neffen Wilhelm, der sogenannte „Goethe-Tischbein", und Friedrich August. Der letztgenannte, um dessen Leben es sich hier handelt, hat gegenüber seinem Onkel und gegenüber Wilhelm sich erst allmählich die ihm zukommende Wertung erobert, heute gilt er vielen, und wohl mit Recht, als der bedeutendste Porträtist unter den dreien, ja er wird als „der erste deutsche Porträtist jenes Jahrhunderts" gepriesen. Sein Vetter Wilhelm rühmt ihn als einen von Natur liebenswürdigen Menschen, „gewandt in allem, was einem feinen Welt- und Hofmann wohl geziemt", und als einen Mann von gutem Herzen, offenem Sinn, gelassenem Benehmen lernen wir den Vielgereisten auch in den Erinnerungsblättern seiner Tochter kennen. Auf den romantischen Kreis in Jena, vor allem auf die Gebrüder Schlegel, und auf den weimarischen Kreis fällt in diesen Aufzeichnungen manches lebendige Licht; einzelne Personen, wie Auguste Böhmer, die begabte, frühgestorbene Tochter Karolines aus erster Ehe, sind fein



geschaut. Wesentlich Neues erfahren wir nicht, und manches, was wir hören, klingt nach Klatsch. Die peinlich gewissenhaften Zutaten Stolls schließen die Lücken und geben dem Ganzen Rundung und gesteigerten Inhalt.

Nach den schweren politischen Erschütterungen vom Ausgang des 18. und Eingang des 19. Jahrhunderts zieht sich das deutsche Bürgertum, ernüchtert und in seinen Erwartungeu getäuscht, mehr denn je in sich selber zurück. Jene stille, selbstgenügsame, im Kleinen sich gefallende Zeit hebt an, die von der Eichrodtschen Figur des „Biedermeiers“ ihren Namen erhielt. In der Reihe der „Frankfurter Lebensbilder“, die die Historische Kommission det Stadt Frankfurt am Main herausgibt, ist, geschmackvoll ausgestattet, „Ein Lebensbild in Briefen aus der Biedermeierzeit“ (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser) erschienen, das die anmutige und poetische Seite jenes auf seine nächste Umwelt beschränkten Bürgerlebens gewinnend veranschaulicht. Im Mittelpunkt steht die harmonische Frauengestalt der Cleophe Bansa, deren reiches Herz und offener Verstand sich natürlich und liebenswert den Eltern und Geschwistern, dem Bräutigam und späteren Gatten, wie den über alles geliebten Kindern und Enkeln über viele Jahrzehnte hin mitteilen. Erst der an der südlichen Mainseite gelegene Garten auf dem „Mühlberg“, dann der schöne Garten am „Schneckenbrunnen“ in Sachsenhausen mit seinem zopfigen Landhaus, seinem „Wäldchen“ und seinen üppigen Rasenflächen geben dem anheimelnden Familienerleben den rechten Rahmen ...

Die Jugend der Frau Cleophe Bansa steht noch im Zeichen Napoleos; ihr 1875 erfolgter Tod im Zeichen Bismarcks und des neuen Kaiserreichs. Was unsern Eltern und Großeltern dauernde, gesegnete Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen dünken mußte — wir Heutigen wissen mit Schmerzen, daß es auch nur ein Anfang oder gar nur ein Übergang hatte sein sollen. Eine an allem irre gewordene Gegenwart erhebt den verständlichen Ruf nach „Führern“ und vergißt nur zu leicht, daß der einzig fruchtbare Nährboden für wahres Führertum — Arbeit heißt, zähe, selbstlose Arbeit an sich selbst und für andere. In derselben „Neuen Friedensreihe“ der „Bücher der Rose“, der das eingangs besprochene Buch über Georg Forster angehört, finden sich „Jugenderinnerungen deutscher Männer von ihnen selbst erzählt“ und unter dem Titel „Der Morgen“ zusammengefaßt (Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München). Jung-Stilling, Karl von François, Ernst Rietschel, Hebbel, Schliemann, Heinrich Brugsch und Friedrich Ratzel — also bedeutende Männer der Kunst und Wissenschaft, der Entdeckung und des Waffenhandwerks schildern hier, anregend durch die Mannigfaltigkeit ihres Wesens und ihres Stils, in packender Anschaulichkeit den „Segen der schweren Jugend“ — ein Sammelbekenntnis deutschen Führertums, das in recht viele junge Hände unsrer Tage gehört! ... Nicht minder zeitgemäß ist das Lebensbild eines andern, überragenden Führers, das, mit sechzehn Abbildungen und einem faksimilierten Brief geschmückt, Hanns Martin Elster nach Briefen und Tagebüchern entwirft. Elsters „Helmuth von Moltke“ (verlegt von Strecker & Schröder, Stuttgart) will ein Vorbild, kein Denkmal aufrichten: „Nicht das Militärische ist das Entscheidend-Vorbildliche an Moltke. Sondern sein Menschentum, das im soldatischen Beruf vollste Ausbildung und Tatmöglichkeit fand“. Und der „große Schweiger“ wird wahrhaft lebendig in diesen gut ausgewählten und verknüpften Selbstzeugnissen, lebendig „in seiner Kraft gebändigter Fülle, tiefer Frömmigkeit, edler Bescheidenheit“. Aus seinem Menschentum heraus holte Moltke die fruchtbarsten Hilfen für seine Feldherrnarbeit. Kein Wort strahlt heller und — beschämender aus der Vergangenheit, als jenes große Moltkewort: „Wenn man bedenkt, wie wenig von solchen Erfolgen man sich selbst zuzuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so lernt man von selbst Bescheidenheit.“

Drei ganz anders geartete Werke führen in die künstlerische und literarische Welt und seien hier nur gestreift. Fast zu breit hat Felix Weingartner seine „Lebenserinnerungen“ (Wiener Literarische Anstalt, A.-G., Wien und Leipzig) angelegt: 467 große Oktavseiten umfaßt der erste Band, der an die Schwelle des Mannesalters führt, und so willig der Musiker und der Musikliebhaber dem berühmten Dirigenten durch die anziehend geschilderte Jugend



folgen, man möchte dem Schriftsteller doch etwas von der besonders eindrucksvollen Straffheit der Taktstockführung des Kapellmeisters wünschen. — In einem schmalen Bändchen erzählt der Schwabe Heinrich Schäff-Zerweck seine Erinnerungen („Mein Weg", verlegt bei Eugen Salzer, Heilbronn a. N.). Anspruchslos und gemütvoll geben sich die Bilder, die der Maler-Poet von seiner Entwicklung als Stuttgarter Polytechniker und nachmaliger Kunstschüler und von seiner buntbewegten Wanderzeit aufbewahrt hat. Zwölf feine, kleine Zeichnungen eigener Hand vervollständigen das Werklein. — Aus dem Nachlaß des bedeutenden Kunsthistorikers Carl Justi folgen den von mir früher im „Türmer" gerühmten „Briefen aus Italien" jetzt „Spanische Reisebriefe" (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn). Auch in diesen Briefen, die sich über einen Zeitraum von 18 Jahren verteilen und die Eindrücke von neun spanischen Reisen übermitteln, bewährt sich Justis meisterliche Art zu sehen und das Gesehene wiederzugeben; seine umfassende, feine Bildung und sichere Urteilskraft. Die „Briefe aus Italien" vermögen sie freilich nicht zu erreichen: der allgemeine Beobachter tritt weit zurück hinter den Kunstforscher, und wo dort jugendliche Begeisterung die Feder führte, begegnet hier mehr als einmal die Überkritik und das Klagen eines an der zunehmenden Empfindlichkeit seiner Nerven leidenden Mannes.

Dicht heran an die Gegenwart und ihr drangvoll-schweres Erleben führt ein Buch, das Otto Grautoff aus dem Nachlaß eines im Weltkrieg Gefallenen zusammengestellt hat: „Bernhard von der Marwitz. Eine Jugend in Dichtung und Briefen an G. von Seckendorf, J. von Winterfeldt und andere" (Sibyllen-Verlag, Dresden). Beziehungsvoll setzt der Herausgeber, der die Stücke mit Takt ausgesucht und mit einem gehaltvollen Nachwort versehen hat, über den Eingang zu diesem Tempel der Erinnerung an einen Frühvollendeten die Novalisworte:

„Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird."

Über den Briefen, Tagebucheintragungen und Gedichten Bernhards von der Marwitz liegt von vornherein ein Duft jener süß-schweren Sehnsucht, die dem Herbst, nicht dem Frühling eigen ist. Hölderlin wird schon in jungen Jahren sein erklärter Führer und Liebling. In der leidenschaftlichen Freundschaft zu dem hochbegabten Maler Götz von Seckendorf strömt sich seine Seele aus, dürstend nach Schönheit, nach Liebe im höchsten Sinn. „Oh, Sonne, die du mit deinen Strahlen alles vergoldest und sie ausbreitest über die ganze Erde, so wie du möchte ich deine göttliche Glut in mir vereinigen mit dem Göttlichen außer mir. Es müßte eine schwörende Umarmung sein, ein Geben und Empfangen, ein Glänzen und Widerglänzen, dieses Reichtums ist kein Ende." Andacht ist seine Grundstimmung. Durch die Erscheinung, die er mit nervös verfeinerten Sinnen genießt, leuchtet ihm überall das Geheimnis Gottes. Sich selber analysiert er mit beängstigender Sicherheit: „Ich habe sehr viel Geist ... Kann ihn nicht gebrauchen. Er steht mir nie zu Gebote. Er beherrscht mich launisch. Daher so oft in Verlegenheit. Daher so oft im Unrecht, obgleich im wahren Recht des Gefühls." Die Kunst ist ihm „hohe Glaubenssache". Aber er fühlt früh, daß ihm ein Letztes fehlt, um ganz ein Eigener zu werden: „Ich glaube kaum, daß ich als Dichter je etwas Großes zustande bringe. Es ist groß gedacht und konzipiert, klein hervorgebracht. Ich hoffe es aber doch. Denn ohne diese Hoffnung, und wäre es nur eine Selbsttäuschung, könnte ich nicht fortleben ..." Mit dem Krieg tritt das große, befreiende Schicksal in sein Leben. Von seinen Kriegsbriefen darf der Herausgeber mit Recht sagen: „Sie gehören zu den schönsten Bekenntnissen zum Deutschtum, die ein gefallener Held uns hinterlassen hat." Im August 1914 schreibt er aus Marienburg: „Dieser Krieg ist ein einziges großes Gebet, herausgestoßen mit dem Geschrei der Schlachtendonner." Der Tod des

geliebten Seckendorf stößt ihm „ein Schwert durch die Seele". Doch er will nicht klagen. „Es ist merkwürdig, warum das einfache Sein-Leben-lassen so rührend groß und heilig ist, und daß kein Streben während eines Menschenalters heranreicht." Ahnungsvoll klingt es an: „Furchtbar war mir der Gedanke für eine dunkle Zukunft, die zu erobern ich nun keine Kraft mehr fühlte, vielleicht allein aufgehoben sein zu müssen." Am 8. September 1918 stirbt er an einer tödlichen Wunde im Lazarett zu Valenciennes. In seinem Testament, das er schon 1915 niederschrieb, ruft er den Schwestern zu: „Bedenkt, daß ..., wenn ich jetzt, ehe ich das Schicksal erleide, im Bewußtsein des Todes nur einen Hauch von Undankbarkeit gegen Gott oder ein Murren in der Seele trüge, ich nicht wert sein würde, für das Vaterland zu streiten", und schließt mit den Worten: „Ich bin mir bewußt, keine eitle Spielerei getrieben zu haben, wenn es nicht eines Menschen unwürdig ist, das Wunder göttlicher Erscheinung im Dasein aller Wesen in der eigenen Brust zu begreifen. Ich habe allein meine Seele Gott dargeboten, denn zu ihm und zur Erkenntnis ihres Ursprungs richtet sich ihr edelstes Streben zurück. Die Zeugnisse freilich werden wenig gelten gegen das, was ich auf dem Schlachtfelde erwerben darf, wenn ich für mein Vaterland sterbe." — — Der hochgesinnte Junker von der Marwitz hat dem gewaltigen Krieg, in dem er sich freudig opferte, nicht nur als „ein einziges großes Gebet" empfunden — er hat ihn auch als einen mächtigen Erzieher zu Gemeinschaft begriffen: „Wenn dieser Krieg und alle Begründung unsres Weltkriegsschicksals nicht nur durch den populären und so und so oft wiederholten Hinweis auf den Fehler unsrer äußeren Politik oder auch durch Aufzählung einer Reihe zufälliger Auslösungsmomente abgetan werden darf, sondern eine innere, tief im göttlichen Weltgeschehen verankerte metaphysische Ursache besitzt, so mußte er wohl allein deshalb kommen, um unser deutsches Volk durch die Not der Gemeinschaft auf die Verantwortung und Solidarität der Gemeinschaft zu weisen." Wie weitab scheinen wir von solchem Ergebnis, solcher Erkenntnis heute verirrt zu sein!

Soll jene bitter notwendige, von den Besten ersehnte Gemeinschaft erstehen, so gilt es, nicht zu zerreißen, sondern zu verstehen. Zu solchem Verständnis leitet das Buch eines Mannes, der, selbst Arbeiter, eine führende Rolle in der Arbeiterbewegung spielte. August Winnig, zuletzt als Oberpräsident von Ostpreußen in der Öffentlichkeit tätig, ist sein Verfasser, und es betitelt sich „Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend" (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin). Winnig, 1878 als zwölftes Kind eines Totengräbers in der Harzstadt Blankenburg geboren, gelernter Maurer, mit 26 Jahren Redakteur des Maurerfachblattes „Der Grundstein", mit 34 Vorsitzender des Deutschen Bauarbeiterverbandes, verfügt über eine nicht alltägliche Erzählergabe. Gleich die ersten Sätze, mit denen er uns in seine Heimat einführt, verraten es: „Hier hatte die unterirdische Gewalt, die einst das Gebirge schuf, erschöpft innegehalten. Einen hohen Wall mit vielen Kuppen und langen Rücken, mit Schluchten und Tälern hatte sie aufgeworfen, hatte Berg an Berg gesetzt, aber da war ihre Kraft zu Ende. Die Ebene war doch zu groß und stark, und die sah mit lächelnder Ruhe dem Treiben zu und sagte: Ist das alles? Da ergrimmte die unterirdische Gewalt, und da sie sich einen Augenblick ausgeruht hatte, fühlte sie wieder einige Kraft in sich und wandte sich noch einmal gegen die Ebene. Aber es war wirklich jämmerlich. Sonst hatte sie die alte Grauwacke und ihre Verwandten, selbst den Granit, den ältesten Uradel der Erde, in Bewegung gesetzt und zu mächtigen Bergen aufgetürmt. Jetzt aber hatte sie nur noch ärmlichen Sandstein hervorgebracht. Man gehorchte ihr nicht mehr. Sie war dahin; man wollte nichts mehr von ihr wissen, weil sie nichts mehr war. Da legte sie sich hin und schlief ein, und dann ist sie gestorben. Die Berge aber sind geblieben. Die richteten sich ein, so gut sie konnten, und riefen den Wald herbei, daß er sie schmücke und schütze." Eine harte Schule hat Winnig schon als Totengräbersbub durchlaufen. Es war „die Sorge um das tägliche Brot eine treue Genossin des Hauses", die zu seinen frühesten Erinnerungen gehört. Not und Entbehrung umgeben wie das Kind so den heranwachsenden Jüngling. Zum Glück war sein tiefes Gefühl, seine rege Phan-

tasie, die um den Knaben trotz aller Leiden in Schule und Haus eine naturinnige Wunderwelt schufen, begleitet von klarem Verstand und zähem Willen. Mit dem früh geschärften Sinn für soziale Ungerechtigkeit wuchs in ihm das leidenschaftliche Streben, über die Schranken, die seine Herkunft um ihn gezogen, durch erweitertes Wissen, durch vertiefte Bildung hinauszugelangen. Es geht nicht an, aus dem Zusammenhang seiner lebensvollen, blutwarmen Schilderungen Bruchstücke herauszureißen; man muß dies Buch selbst lesen, um sich das Werden der jungen männlichen Seele in Schmerzen und Liebe, in trotzigem Aufbäumen und treuer Hingabe zu eigen zu machen. Die Züchtigung eines gewissenlosen Streikbrechers führt den jugendlichen Maurer und seinen älteren Bruder ins Gefängnis. Mit seinem ganzen Herzen ist er eingetreten in die große sozialistische Bewegung jener Tage. Die Erzählung seines Jugendlebens schließt mit der Entlassung aus dem Gefängnis. Nicht nur ungebrochen — nein, verstärkt und verinnigt ist die Heimat-, die Naturliebe, die er mit sich in die stürmische Zukunft trägt. In einer der letzten Gefängnisnächte schaut er empor zum gestirnten Himmel: „Ihr ewigen Sterne! Ein Gefühl der Urverwandtschaft strömte von ihnen nieder, und Bitten und Fragen strömten zu ihnen zurück. Du ewige Macht! Gib mir ein Schicksal! Gib mir Leid und Freud! Gib sie ungemessen! Laß mich nicht ersticken in der Dumpfheit des kleinen Lebens, wo es kein Aufglühen, kein Bersten der Wolken, kein Beben des Grundes gibt! Gib mir das Große! Laß mich hinaufstürmen und hinabstürzen! Laß mich zum Himmel jauchzen und im Staube weinen! Laß mich durch Seligkeit und Verdammnis gehen! Laß die Sehnsucht nicht in mir sterben! Siehe, ich hungere nach dem Schicksal!“ ... Auch hier die Sehnsucht, die deutsche, männliche Sehnsucht in der Seele des Arbeiters wie dort des Junkers. Und diese Sehnsucht, so herkunftverschieden und doch so wesensverwandt — sie sollten sich nie in der wahren Gemeinschaft des Volkes finden und verbinden? ...

Dr. Heinrich Lilienfein

Deutsche Mysterien

Das Ungenügen an den immer fragwürdigeren Darbietungen des modernen Theaters mußte ernste Geister zum Streben nach neuem Gehalt, neuen Formen, neuen Ausdrucksmitteln führen. Spiegelte die Bühne die Wirrnisse und Zerrissenheit der Zeit wider: warum ihr nicht einen Spiegel der Zeit entgegenstellen, in dem ein bedeutender Gehalt, der wahre Sinn der Geschehnisse zum Ausdruck kommt? Statt Flachheit Tiefe, statt der Zerrüttung Aufbau, statt des Chaos Ordnung — der sittlichen Begriffe nicht minder als der äußeren Dinge! Es handelt sich um nichts Geringeres als einen Kulturkampf, und die Schaubühne ist nur ein Teil der allgemeinen Gesittung.

Zu diesen ernsten Geistern gehört Thomas Westerich; und seine Mysterienspiele (im Zwei-Welten-Verlag W. Heimberg, Stade in Hannover), wie auch immer das Urteil über ihren künstlerischen Wert ausfallen mag, verdienen schon als Versuch, aus dem Irrsaal des modernen Theaters herauszukommen und einen neuen Weg einzuschlagen, Aufmerksamkeit und Teilnahme. Nicht daß dieser Weg der einzige wäre, der zum Ziele führt; nicht als ob dieser Weg, auf dem dichtes Gestrüpp wuchert, schon gangbar wäre; aber es ist schon kein geringes Verdienst, ihn gezeigt zu haben. Wenn es andere Wege gibt — und daran ist kein Zweifel: möchten Unerschrockene mit gleichem Wagemut bahnbrechen und sie verfolgen!

Westerich legt (im Vorwort zu „Orplid“) selbst seine Auffassungen dar und erklärt sich über seine Absichten. Seine Schreibart, zuweilen etwas dunkel, zeigt Berührungen mit den Mystikern. Versuchen wir, das Wesentliche herauszuschälen.

Die Entwicklung der Künste, sagt er, hat sich nicht nur vom eigenen Volke abgewandt, sondern auch von der Gottheit. Was bedeutet der Ibsen-Einbruch für uns? Statt Zusammenfassung

und Einheitlichkeit gab die deutsche Kunst Verzerrung und Spaltung. Fremder Geist übernahm die Führung. Die eingeschlagenen Wege mündeten in einen Sumpf stehender und stinkender Gewässer, und heute sieht sich das hoffnungsvollste Kulturvolk der Erde vor einem Trümmerhaufen. Der Ausgang ist chaotisch. Das Volksempfinden erkennt bereits das Verächtliche der modernen Theaterwirtschaft.

Die Weltenwende stellt uns vor neue Aufgaben. Es gilt, die deutschen Spielhäuser, die fremde Art zu Stätten der Unzucht erniedrigt hat, zu Andachtsstätten, zu Tempeln zu erheben. Das ist nur möglich dadurch, daß der Dichter Schicksal, Volk- und Völkergeschehen, Lösungen und Erlösungen gibt — anders gesagt: Mysterien statt Charakterstudien. Diese Forderung — in der sich Westerich bedeutsam mit Richard Benz begegnet, — bedingt eine folgenschwere Abkehr vom Drama der Renaissance (Shakespeare) und des Neuhumanismus (Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Ludwig); sie verzichtet auf die Probleme der Psychologie, auf seelische Zergliederung. Sie bedeutet einen gewaltigen Bruch mit der gesamten Entwicklung des neueren Dramas und eine Rückkehr zum Mittelalter. Was kann sie als Ersatz bieten für das, was sie aufgibt?

Sie bietet ganz neue Werte und Erkenntnisse. Sie bietet seelische, sittliche, religiöse Erneuerung. Sie gibt künstlerische Gebilde, erwachsen auf dem Boden der Anschauungen nordischer Rasse, d. h. arisch-germanischer Religion. Sie sieht mit Recht in der angestammten heimischen Religion nur einen Ausdruck der Rasse, in dem heutigen Rassenkampf zugleich einen Kampf der Religion und Moral. Sie sieht in der erlangten Reinheit innerhalb der höchsten Rasse auf Grund ererbter Anlagen die Fähigkeit zu höchster Erkenntnis des Göttlichen. Wird einer Rasse ein Glaube von einer fremden Religion aufgenötigt, so wird sie das dauernd in Gärungen stürzen — wie Abkehr, Umbildung, Reformen und Reformationen —, bis der Glaube die Form erhalten hat, die als Gleichnis ihres wahren Wesens anzusprechen ist. Die völlige Loslösung vom Göttlichen, der Zwiespalt eines gottlosen Lebens und einer weltfremden Theologie (des kirchlichen Gottwissens) ist unnatürlich, die Folge planmäßiger Unterdrückung der Rassenkunde in unserm Volke. Wie anders bei den Juden! Ihr leitender Einfluß auf unsere Kultur hat bereits eine beispiellose Verwirrung und Verheerung angerichtet, da ihre rassischen, also ihre religiös-sittlichen Ziele gänzlich verschieden sind von den unserem Volke angemessenen.

Dieser Kulturkampf als tatsächliche Wirklichkeit ist bisher nur von den wenigsten begriffen. Unser Volk als ganzes ist noch blind, — vielleicht darf man sagen: absichtlich geblendet. Aber für den nordischen Menschen — das lehrt unser Mythos — ist jede Zertrümmerung nur eine Brücke zum Aufbau, zu neuer Ordnung. Diese Erkenntnis soll die Kunst vermitteln, in die Seele der Hörer einsenken, in der Form eines Gleichnisses durch Vorführung eines symbolischen Geschehens. (Das griechische Wort Drama ist, nach Nietzsche, mit Handlung nicht zutreffend wiedergegeben, obwohl noch Lessing daran festhielt. Die attische Tragödie führt vielmehr ein Leiden, eine Passion vor — des Heroen, hinter dessen Maske sich der Gott Dionysos selbst verbirgt.) Das Gleichnis als Schlüssel zur Erkenntnis, das Bild als gestaltete Mystik.

Dies die Anschauungen und Absichten Westerichs. Sie bedingen einen Wandel in Darstellung und Darstellern. Den äußeren Vorgängen entspricht ein innerlicher: die Szene wird Vision, der Darsteller ist nicht mehr Schauspieler, sondern Myste: Geweihter und Erwecker. Sie bedingen einen Bruch mit den hergebrachten Meinungen über das Drama: Bewegtheit, Wucht usw. Es gilt neuen Möglichkeiten des Ausdrucks, um wirkliche Tiefe des Eindrucks zu erzielen.

Sehr bedeutsam, daß sich Westerich — wohl ohne es zu wissen — in alledem mit den Anschauungen und Forderungen von Richard Benz („Blätter für deutsche Art und Kunst", 5 Hefte, Jena bei Diederichs) begegnet. Die Übereinstimmung ist die denkbar weitgehendste: beide knüpfen an die altdeutsche Überlieferung an, beide wurzeln im Ideellen und Symbolischen, beide erstreben Weihespiele, Abkehr von den Charakterstudien und Sittenschilderungen, der Darsteller als geweihter Sprecher, als Myste, als Mund, als Verkünder der gleichsam göttlichen Offenbarung des Sehers und Dichters; beide setzen nicht ein blasiertes und kritische

Publikum, wie es die Großstadt stellt, voraus, sondern eine empfängliche und andächtige Gemeinde. Doch auch ihr Unterschied ist beträchtlich. Benz betont zwar den unersetzlichen Wert des Volkstümlichen, sieht aber — seltsam genug — in der blutlosen Dichtung eines Ästheten (Momberts Aeon) sein Ideal, er lehnt bewußt die völkisch-rassischen Bezüge ab, die Westerich allen voranstellt. Aber auch dieser gibt, wie Mombert, zu sehr Gedankendichtung: keine volkstümliche Poesie und Kunst. Anzeichen dafür, daß hier wie dort auf Grund bedeutsamer Erkenntnisse wichtige Versuche und Anläufe zu einem neuen Ziel gemacht sind, daß aber dies Ziel noch keineswegs — durch abgerundete vollendete Schöpfungen — erreicht ist.

Dr. Ernst Wachler

Weihnachts-Bücherschau

An dieser Stelle erhalten die Türmer-Leser weniger Auseinandersetzungen mit den unfruchtbaren Erscheinungen unseres zeitgenössischen Geisteslebens, als lebendige Fühlung mit den fruchtbaren geistig-künstlerischen Kräften. Wir können nicht besser gegen das Übel ankämpfen, als durch unbedingte Förderung des Guten. Denn je mehr wir vom Segen, von der Kraft und Schönheit reinen, bedeutenden Kunstschaffens und hochgemuten Denkens, beides gewachsen aus dem einzig gesunden Boden edler Persönlichkeit, in uns aufnehmen, um so nachdrücklicher sind wir gefeit gegen die verderblichen Keime der Afterkunst, gegen den Raub kostbarer Zeit durch die Massen-Schein-Kunst und ihre formalen Höchstleistungen.

Vollends zum seligsten, friedlichsten Fest des deutschen Gemüts, zur tannengrünen, lichterglänzenden Weihnachtszeit seien den Türmer-Lesern gute Gaben aus allen Gebieten des deutschen Schrifttums empfohlen.

Es ist mir eine besondere Freude, an dieser Stelle als erster auf die soeben erschienenen Lebenserinnerungen von Professor Ludwig Schemann: „Lebensfahrten eines Deutschen" (Verlag Erich Matthes, Leipzig) hinweisen zu können. Ist es doch eines der kulturgeschichtlich hervorragendsten und an vielseitigster edelster Lebensfülle reichsten Werke des neuen Jahrhunderts — dieses Jahrhunderts der „Lebenserinnerungen". Professor Schemann ist bekannt als Vorkämpfer und Freund von Richard Wagner und des Bayreuther Gedankens, als Biograph von Paul de Lagarde, als Übersetzer und Biograph vom Grafen Gobineau, als Cherubini-Forscher, über dessen Leben und musikalisches Werk er demnächst eine neue Biographie herausgibt. Den nachhaltigsten Ruhm sichert dem jetzt zweiundsiebzigjährigen Gelehrten jedoch die gewaltige Lebensarbeit um Gobineau, dessen rassentheoretisches und künstlerisches Werk im kommenden Deutschland zu den grundlegenden Kräften gehören wird.

Schemann stammt aus der Rheinprovinz, von westfälischen Vorfahren. Bereits früh machen sich die einzigartigen geistigen Anlagen bemerkbar; die Musik, fleißig ausgeübt, wird eine besonders geliebte Kunst. Und bereits in der Kindheit eröffnet sich die glänzende, lange Kette der persönlichen Begegnungen, Bekanntschaften und Freundschaften (Feinde wird dieser großgerichtete Charakter nie gehabt haben, sondern nur wissenschaftliche Gegner) mit Engelbert Humperdinck, um über die Familie des Dichters Rückert, über Treitschke und Mommsen, bei denen er studiert, zu Seume, Richard Wagner, Cosima Wagner, Hans von Bülow, Liszt, Hans von Wolzogen, Gobineau, Nietzsche, Heinrich von Stein, Henry Thode, zu den markanten Gestalten des Alldeutschen Verbandes und seinem machtvollen Führer Justizrat Claß, und zu Tirpitz zu führen. Dazwischen Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft mit vielen prachtvoll gezeichneten Gelehrten und Forschern des europäischen Festlandes.

Ein in Leistung und Ethos monumentales Leben höchster geistiger Prägung ist in diesen „Lebensfahrten" beschlossen. Ein Goethe-Leben an Universalität und symphonischer Gestaltung.

Uns Heutigen besonders eindrucksvoll durch den hinreißend nationalen Charakter, der keine eigensüchtigen, sondern nur die Interessen des Vaterlandes, des Volkstums, der echten Kultur vertritt; durch die Vorbildlichkeit dieses heldischen Gelehrtenlebens, das zeitlebens an einen schwachen und kranken Körper gebunden, um so freier den Geist in den Dienst großer Ideen und Werke stellte. Die Unterordnung der Person unter die Idee und Sache, — jene der deutschen Gegenwart so bitter notwendige Idealität, die real die Kräfte wägt und die besten Wege sucht, um stärkste Wirkungen zu erreichen — das sind zwei Charaktermomente, die uns aus dem Buche immer wieder mahnend entgegentreten.

Die ruhige, von innerer Wärme verschönte, durchgeistigt vornehme Darstellungsweise vermeidet glücklich alle Polemik trotz Wahrung des konservativen Standpunktes, ist oft gewürzt von Humor und gesteigert von geistigen Höhepunkten, die begeisternd einwirken. Eine Fülle von Anregungen, von lebendiger Anschauung wird dem immer stärker interessierten Leser zuteil; das geistige Leben um 1870 bis zur Jahrhundertwende, das Werden und die Höhe Wagners, der Kunst- und Kulturgedanke Bayreuths und der Philosophenkreis; das geistige Leben der Universitäts-Kulturstätten, besonders Bonn, Heidelberg, Göttingen, Freiburg i. Br. und ihrer hervorragenden Vertreter aus allen wissenschaftlichen Disziplinen: — das alles zieht als ein mächtiges Gemälde am geistigen Auge vorüber. Die Menschlichkeit, das Allzumenschliche wird als mehr oder minder erheblicher Schatten zum Licht nicht verleugnet. Aber etwas fällt auf: nirgends tritt die Person Schemanns besonders hervor, alles ist Darstellung, keine Reflektion. Dennoch: wie bedeutend müssen die inneren Vorzüge und Verdienste dieses edlen, lauteren und deutschen Charakters sein, wenn sich ihm so viele große und edle Charaktere herzlich erschlossen haben!

Ich wünsche diesem, im Rahmen dieser Besprechung nur unzulänglich darzustellenden Werke die ihm gebührende Verbreitung überall hin, wo Deutsche hausen, die ein reines, unverfälschtes Bild vom Geistesleben, von der Kultur der letzten fünf Jahrzehnte empfangen wollen. Unverfälscht nenne ich dieses Werk, das keine Tendenzen aufweist, sondern nur Schau ist und Bekenntnis, das von hoher Warte aus nicht in die verfänglichen Bindungen alltäglichen Getriebes verfällt. So gehen auch bedeutende Katholiken in Freundschaft durch Schemanns Leben, wie er auch beiden christlichen Konfessionen läßt, was ihnen an Werten und Kräften innewohnt.

Der studentischen Jugend, unserer gesamten Lehrerschaft, allen Literatur- und Kunstfreunden sind diese „Lebensfahrten" ein besonderes Geschenk.

Auf Paul Steinmüllers im Türmer schon empfohlenes neuestes Werk, den Roman „Der Richter der letzten Kammer" (Türmer-Verlag) kann nicht nachdrücklich genug aufmerksam gemacht werden. Hier fanden sich alle geistigen und seelischen Kräfte des Dichters zum erstenmal und auf bedeutender Lebenshöhe zusammen. Volksliedhaft herb und wehmutvoll in Schönheit, Schuld und Sühne werden und erfüllen sich die Geschicke zweier deutscher Menschen. Die Handlung des Romans ist von künstlerischer Spannung, hält fest, ergreift, erschüttert und begeistert — und erhebt sich zu immer bedeutenderer Steigerung. Die Sprache, herrlich verhalten von ungesagten Tiefen, die aber an jedes wache Herz anklingen: blühendes, reines Deutsch. In diesem Werk dürfen wir den Dichter auf einer neuen, hohen Stufe seines Lebenswerks begrüßen.

Den Gegensatz zum echten, bedeutenden Dichter, den bedeutenden Schriftsteller, kann man bei Frank Thieß erleben. Sein Roman „Der Tod von Falern" (Stuttgart, Engelhorn) ist ein von wildestem Geschehen berstendes Werk, ist ein Virtuosenstück an zuständlicher Schilderung, an Typenerfindung, an Bildhaftigkeit. Es ist die Geschichte der Belagerung einer reichen, selbständigen Stadt, etwa aus der Renaissance-Zeit. Belagerung, Krieg und Not, Hunger und Pest, Revolution und brennender Untergang. Wie mir scheinen will, sind alle bisher in der Literatur dargestellten Kriegs- und Revolutionsschrecken hier überboten. Und manchmal streift Thieß die Grenze des Erträglichen, hingerissen von diesen furiengepeitschten Visionen, die aber den feiner

organisierten Leser mehr abschrecken, vielleicht auch abstoßen, als ergreifen und hinreißen. Immerhin sind diese Szenen und Stellen vereinzelt, und die Hauptteile des Werkes eine bedeutende Leistung formaler Kunst. Zwei Gestalten sind führend und besonders gut geschaut — der Feldherr Marsos, ein ehernes, ragendes Bild und der konservative Boden, der die Stadt noch trägt; dann der proletarische Revolutionsmacher und Demagoge San. Im Glück und Ende dieses unheldischen, nur von Süchten, Interessen und Zwecken materiellster Art getriebenen Revolutionsführers ist ein krasses, aber lebendiges und wahres Bild gegeben. Ein Bild, von dem aus sich Beziehungen zu ähnlichen Ereignissen unschwer ziehen lassen. Neben diesen Gestalten leuchtet dämonisch ein inbrünstiger Prediger in der Wüste, in seiner jagenden Kutte ein flackernder Bote Gottes über der von allen Schrecken geschüttelten Stadt, der Mönch Mendax.

Es ist ein männliches Werk, das Nerven verlangt, aber auch in mächtigen Bildern das verzerrte Antlitz letzter Not, furchtbarster menschlicher Entblößung zeigt. Doch ist das Werk eine Stelle im Schaffen des jungen Thieß, die er verlassen muß, wenn er nicht erstarren will im Wort und Bild, nicht stecken bleiben will im Virtuosentum.

Überraschend ist die Entwicklung des durch seine germanischen Heldenromane bekannten Dichters Werner Jansen. In seinem neuesten Roman „Die irdische Unsterblichkeit“ (Braunschweig, Westermann) greift er das Doppelgänger-Motiv auf, aber ungewöhnlich geistvoll vertieft und beseelt. Eine Geschichte um den normanischen Herzog Robert (der durch sein zügellos wildes Leben den Beinamen: Robert der Teufel erhalten hat), die vom deutschen Boden ausgeht, die längste Zeit bei den Kreuzzügen im heiligen Lande und im Innern Arabiens verweilt, um ihren Abschluß wieder in der Heimat zu finden. Ich habe selten eine so leidenschaftliche Sprache gelesen, die, vom flutenden Leben angefüllt, die Handlung förmlich vorwärts drängt und alles ungewöhnliche Geschehen in die einzig passende Beleuchtung stellt. Germanisches, kraftstrotzendes und überschäumendes Rittertum und entsagende Mystik ringen um diese Seelen, um die beiden bedeutend dargestellten Helden, von denen der Träger des Romans am Ende sich doch dem Glauben an die ewige irdische Wiederkunft neigt: irdische Unsterblichkeit!

Herzheiße, große Szenen, das ewige Thema der menschlichen Liebe — hochgerissen in ein Ringen und Suchen starker seelischer Kräfte, der große historische Hintergrund für diese in Haß, Liebe und Irren großen Menschen, alles getragen von der rauschenden Sprache —, verleihen diesem eigenartigen Roman einen bedeutenden literarischen und dichterischen Wert.

Die Erzählung „Der närrische Freier“ von Leo Weismantel (Herder-Verlag) ist ein feines seelisches Lebensbild eines armen, verhutzelten, gutmütigen Dorfnarren, der alles glaubt, was man ihm sagt, und von Glauben, Enttäuschen und Verlieren immer wieder in den Glauben „fällt“. Also auch, daß eine gutmeinende, schöne junge Wirtstochter ihn heimlich liebe und als seine Frau seinem Alter eine Stütze und Hilfe sein könnte. Und der Narr, der mit zwei noch älteren närrischen Geschwistern haust — zieht sich den guten Rock an, läßt sich am rechten Arm mit einem Tuch einen Rosmarien-Zweig binden, das Zeichen des Freiers — und geht auf die Freite, verfolgt von der Horde vergnügter Dorfburschen. Der Verlauf, das begütigende Ende dieser Geschichte hinterlassen ein wehmutvolles Gedenken, ein nachdenksames Verweilen bei den gedanklichen, unsichtbaren Strömungen. Diese reife Erzählung wird mit dem stillen, aus Leid erwachsenen Humor und mit der stillen Tragik gewiß die Herzen rühren. Die nächste Auflage kann vielleicht dadurch verbessert werden, daß die persönliche Anrede des Lesers fortfällt und die Einleitung, das Vorspiel, verkürzt wird.

Willy Pastors Forderung: Zurück zu den Quellen unserer Geschichte, der er mit seinem schönen und empfehlenswerten Werk „Aus germanischer Urzeit“ (Verlag Haessel, Leipzig) erfolgreich gedient, erfüllt bedeutsam auch das neueste Werk des Österreichers Ludwig Huna: „Wieland der Schmied“ (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich). Die dramatischen Behandlungen des Stoffes durch Richard Wagner, Friedrich Lienhard, Eberhard König, Martin Frehsee und Ludwig Fahrenkrog sind bekannt; meines Wissens gibt Ludwig Huna den ersten

Wieland-Roman. Die Vorzüge dieser hochinteressanten epischen Gestaltung sind ungewöhnlich. Der Dichter hält sich mit großer Treue an Landschaft, Geist und Wesen jener germanischen Frühzeit und Sagenwelt. Wunderbar klingen im Norden Europas die alten Namen, mächtig in Liebe und Haß und Treue das Sippenleben um Eisland (Island), Norge (Norwegen), Halogaland (Helgoland), Telemark (Dänemark). Heroisch die Landschaft, eis- und meerumstarrt, heroisch diese Menschen in Kampf und Frieden, überwältigend lebt und wirkt der Treu-Gedanke, — daß zu diesem Licht Nidungs schmählich niedrige Gesinnungslosigkeit wie das Ewig-Böse erscheint. Wenn man sich am Anfang des Buches auch etwas mehr psychologische Klarheit und Vertiefung wünschen und sich auch etwas mehr Leidenschaft in Sprache und Geschehen denken könnte, so erfährt das Werk im Fortschreiten des bannenden Geschehens ganz bedeutende Steigerung. Die künstlerische Leidenschaft dieses Teiles schlägt von Wielands ehern und strahlend überwundener Not, über Tücke, Verrat und trübste Selbstsucht, über Schmutz und Elend eine Brücke zu unserer Zeit; gipfelt in dem Wielands-Ruf, der sich auf notgeschaffenen Schwingen über die brennende Schmiede in die Freiheit hebt:

„Bin der Menschheit lebendiger Gedanke, in Not geschlagen, aus Not sich ringend zur Gottheit empor kraft eigener Kraft. Sehnsucht bin ich und Erfüllung, durch mich geht die Menschheit hindurch. Zerschellt auch mein Leib, mein Gedanke fliegt weiter. Er schwingt sich von Welt zu Welt, durchdringend das All."

Zur Julnacht in der Halle Harald Halfagrs, des Norgenkönigs, erzählt Guthorm Sindre, der Skalde, die Geschichte von Wieland dem Schmied — und wie ein Skaldensang, ehrlich und heldisch, tönt diese Dichtung in ihrer Herbheit, bewegt und ergreift. Hier hat der Dichter in bedeutender Form am Erschließen der reinen, unverfälschten Quellen germanischer Geschichte und Sage teilgenommen, und ein Volksbuch geschaffen, wie wir es gerade heute in der beginnenden Besinnung auf deutsche Art und Geschichte bitter benötigen. Den Türmer-Lesern sei dieses Werk besonders nahe gelegt.

*

Fritz Bleys eigenwilliges, starkes, im besten Sinne ungewöhnliches Buch: „Avalun", Geschichten aus allerhand Paradiesen (Verlag Voigtländer, Leipzig), ist trotz seines Erfolges noch viel zu wenig bekannt. Aus der glänzenden Feder des Jagdwissenschaftlers, des markanten Politikers, des Romanschriftstellers, ja, des Lyrikers, ging als stärkstes dieses Geschichtenbuch hervor. Es enthält überaus männliche, dichterisch erschaute, seelisch vertiefte und wortmächtig gestaltete Jagd- und Landschaftsbilder, in der Tat aus „allerhand Paradiesen". Europa, Afrika, Asien und Amerika sind von diesem kühnen Jäger schauend und erlebend durchzogen worden — die Beute an Wild will nicht als wesentlich erscheinen gegenüber der zauberhaften Beute an malerischen, volkskundlichen, seelischen Eindrücken. Seltsame Abenteuer, oft wundersame Begebnisse in einsamsten Waldestiefen, bizarre Feste der Eskimos und der Indianer, Affen und Panther, Gemsen und Wisente — über all dem der leuchtende Vollmond mit seinen merkwürdigen Strahlen-Einflüssen auf Mensch und Tier. Wunderschön ist hier die Geschichte von der Blutsfreundschaft zwischen dem Dackel Männe und dem Affen Bengel auf einer ostafrikanischen Station, die Fritz Bley vor dem Kriege verwaltete.

Hier ist die vielfältige, große Natur durch ein starkes Temperament gesehen und in einer herben, naturfrischen und urwüchsig ausdrucksfähigen Sprache gestaltet zu einem seltsam anziehenden Bilde. In Wesen und Form ist das Buch mit keinen anderen stofflich ähnlichen Büchern zu vergleichen. Eine Herrlichkeit ist das Schlußkapitel: Die Nacht aller Jäger — eine starke, dichterische Vision von hinreißend nordischer Schönheit und Phantasiekraft.

Der junge Schweizer Emil Schibli, der sich mit Gedichten eingeführt hat, schrieb als erstes erzählendes Werk „Die innere Stimme", Geschichte eines Menschen unserer Zeit (H. Haessel-Verlag, Leipzig). Ein Bekenntnisbuch von absoluter Offenheit, aber gänzlich ohne Pose, ohne jenes unleidliche Parfüm, das solchem Bekennen sonst oft anhaftet. Aus den brutalsten Niede-



rungen eines Proletarierdaseins führt die innere Stimme den jungen Helden dieser Geschichte, in dem wir bald den Verfasser selbst erkennen, auf einem sehr schmalen Wege, links und rechts von Abgründen menschlicher Laster und Kläglichkeit bedräut, allmählich zum geistigen Sieg über Not und Armut. Es ist schon ein Mensch unserer Zeit, und es ist auch die soziale, ethische Not unserer Zeit, die hier in schmuckloser, „sachlicher" und dadurch besonders packender Sprache geoffenbart werden. Furchtbar, tröstend und erhebend zugleich ist diese Geschichte, die in jedem Wort Wahrhaftigkeit atmet, und es ist eine Kraft in diesem Buch, die manchen schwerkämpfenden Menschen helfen kann, jene innere Stimme zu erhören, die aus Wirrsal heimführen kann zur Befriedung. Neben dem menschlichen Gehalt hat das Buch als ein erlebtes Kulturbild unserer Zeit seinen starken Wert.

*

Richard von Schaukals neueste Sammlung „Jahresringe" (bei Georg Westermann, Braunschweig) dürfte neben Kurt Geuckes „Scholle und Stern" (welches Buch an anderer Stelle angezeigt wird) die hervorragendste lyrische Neuerscheinung der letzten Jahre sein. Schaukal, der meisterliche Stilkünstler, gibt mit diesen Gedichten eine Übersicht und Auslese seines großen lyrischen Werkes. Edelste Tradition gewann in Schaukal neue bedeutende Form. Um nachhaltige, unvergeßliche Eindrücke zu geben, dienen diesem geistklaren, ganz musischen Dichter einfachste Worte und Bilder — aber was vermag die Musik eines wahrhaften Dichterherzens an Musikalität in die schlichtesten Verse zu legen! welche Gedankenschönheit, welch strömender Reichtum von Empfindung in dieser wundervoll einfach-großen Form! Eine besonders erlesene Gabe für Freunde der Lyrik. Mögen einige knappe Verse, für uns alle geschrieben, hier stehen:

Wappen

Reines Herz dein klares Feld,
und ein Stern, der aus der Welt
dich an eine andre mahnt,
unbegriffen, doch erahnt.
Mag der Helm, hoch aufgeschlagen,
„Wag's!" in schroffer Krone tragen.

*

Das Gesamtwerk von Friedrich Lienhard beginnt zurzeit im Türmer-Verlage zu erscheinen. Es werden in zeitlichen Abständen einzelne Reihen herausgegeben, alle in besonderer einheitlicher Ausstattung. Beim Erscheinen dieser Zeilen wird die erste Reihe von vier Bänden, die des Dichters Romane und Erzählungen bringt, im Buchhandel sein. Es bietet sich also die Gelegenheit, das umfangreiche Werk dieses Kulturpioniers, Mehrers und Wahrers deutscher Kunst in würdigem Gewand zu besitzen. Diese Gesamtausgabe darf als Auftakt zur Feier des 60. Geburtstages des Dichters am 4. Oktober nächsten Jahres gelten.

Die Gesamtausgabe der Novellen Timm Krögers in sechs Bänden (bei Georg Westermann) wird vielen Freunden dieses Dichters, der am 28. November dieses Jahres 80 Jahre alt geworden wäre, willkommen sein. Das Werk enthält neben einer Einleitung und persönlichen Daten von Timm Kröger zahlreiche Bildnisse des Dichters und seiner Heimat. Die Ursprünglichkeit herber deutscher Landschaft und Menschen, fern den Großstädten, an der Nordseeküste, Heimatliebe und Naturnähe, leuchtendes reiches Gemüt — alles das vereinigt sich in eigen geprägter, künstlerischer Form bei Timm Kröger zu einem Werk reiner starker Volkskunst, die berufen ist, an der „Reichsbeseelung" (nach einem schönen Wort von Friedrich Lienhard) in reichem Maße mitzuwirken.

Anläßlich des 10. Todestages von Hermann Löns hat man diesen Dichter viel gefeiert. Am schönsten wohl durch die Gesamtausgabe von acht Bänden, die vor kurzem bei Hesse & Becker, Leipzig, erschienen ist. Auf schneeweißem Papier, in wundervollen Typen gedruckt, in

reizvollen und stattlichen Ganz-Leinenbänden, ist diese Löns-Ausgabe sicherlich ein kostbares Weihnachtsgeschenk. Mit vielen andern steht auch das Werk von Löns als ein mächtiger Wall gegen Sumpf und Schmutz der Zeit, schafft Sehnsucht im Herzen nach frischem, kraftvollen Leben, macht die Augen blank, die Seele froh, führt herzlich in die vergessene, verratene Natur. Ein Freund von Hermann Löns, Friedrich Castelle, zeichnet als Herausgeber und gibt eine ausführliche Skizze über Leben und Schaffen des Dichters, der als Mensch die Einheitlichkeit seines Werkes nicht erreicht hat.

*

Das gehaltvolle Werk „Frauen im Leben deutscher Dichter" von Philipp Witkop (Verlag Haessel, Leipzig) zeichnet Frauengestalten, wie sie im Leben eines Dichters bedeutsam waren, wie sie einem Dichter, ein Dichter ihnen, Schicksal wurden. Die Mutter, die Schwester, die Gattin, die Geliebte — auf allen diesen Stufen ragen bedeutsame Charaktere in die Zeit. Um Goethe, Keller, Kleist, Immermann, Hebbel, Heine und Hölderlin rankt sich dieser Kranz von Rosen und Dornen furchtbar notvoll und beseligend schön. Nach meinem Empfinden wächst die Mutter heldisch hinaus über Schwester, Gattin und Geliebte. Der Verfasser hat es verstanden, das ursprüngliche Leben in diesen Gestalten immer wieder anklingen zu lassen und also erreicht, daß uns das Werk neben allen seelischen Aufschlüssen zu einem Dokument der Menschlichkeit und Liebe wird. Ich wünsche dem Buch weiteste Verbreitung.

Der Lyriker Carl Lange, aus dem Harz gebürtig, vereinigte sich mit dem bekannten Radierer und Zeichner Berthold Hellingrath zu einem gemeinsamen Werk „Harzbuch" (Verlag Georg Stilke, Berlin). Wer die Schönheiten, die heimliche Größe des Harzes erlebt hat, wird an diesem Buch seine besondere Freude haben. Zu den innigen, beseelten Versen des Dichters schuf der Künstler mit achtzehn großen Steinzeichnungen ein wesentliches Abbild von Landschaft und alter Harzstädte Herrlichkeit. Das Werk ist bibliophil ausgestattet.

Ein besonderes Geschenk für das deutsche Haus hat Maria Luise Kaempffe mit ihrem Werk „Die Heilandsgeschichte", 16 Scherenschnitte, gegeben. Diese Scherenschnittkunst erfährt hier eine Vollendung, wie sie bisher nicht erreicht worden ist. Eine unendliche Innigkeit, strömendes Leben und die zarte Schönheit der Form machen einem das Buch lieb und wert. Das Werk ist in schöner Ausstattung bei H. Haessel, Leipzig, erschienen und verdient Freunde überall.

*

Eberhard Königs lange Jahre vergriffen gewesenen Märchen „Von Hollas Rocken" erscheinen in der Reihe der Zweifäusterdrucke im Verlage Erich Matthes, Leipzig, in überaus reizvoller Ausstattung mit schönen Illustrationen von Hans Schrödter. Königs herbe, deutsche Geistigkeit, der Reichtum an Gemüt, fanden in diesen Märchen einen oft von Humor übersonnten lebendigen Ausdruck. Mit ihrer heimlichen Weisheit, in der Schönheit der Sprache sind diese Märchen nicht nur für die Jugend, sondern auch für die erwachsenen Freunde des Königschen Schaffens bestimmt.

Für Knaben und Jünglinge, für werdende Männer ist das ungewöhnliche Jugendwerk „Der Fährmann" aus dem Verlage Herder & Co., Freiburg, geschaffen. Der Herausgeber Gustav Keckeis hat mit einem auserlesenen Stabe von Mitarbeitern ein monumentales Jugendwerk geschaffen, das ich als die idealste Lösung des Problems „Wesentliche Jugendbücher" bezeichnen möchte. Dieser Fährmann ist in der Tat fähig, die deutsche Jugend hinüberzufahren ins tätige Leben des Mannesalters, ist fähig, den Kern echter Männlichkeit im Jüngling auszubilden zum wesentlichen Gehalt. In den Beiträgen dieses Buches eröffnet sich einmal die weite Welt, fremde Landschaften, Seefahrer und große Abenteuer; die Heimat blüht auf; die Natur weist im Geringen und Großen ihr Antlitz. Die Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart, technisches Lernen und Vollenden, Geistesbildung; und von der Seele und der Sehnsucht sprechen Erzählungen, Märchen und persönliche Anreden an den jugendlichen Leser. Aus diesem Buch

muß Freude und Anregung in Fülle in die jungen Köpfe und Herzen strömen, zumal eine Reihe guter Künstler reichen Bildschmuck geschaffen haben. Das Buch erschien in großem Format, ist 412 Seiten stark und schön und solide ausgestattet.

Ludwig Benninghoff gibt mit seiner Sammlung „Das freudige Herz“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) Heiteres und Nachdenkliches in Lied und Rede, und ich kann zum Lobe dieses liebenswürdigen und vielseitigen, auch reich illustrierten und schön ausgestatteten Buches nichts Besseres sagen, als es Wilhelm Raabe in einem seiner Bücher stehen hat:

„Und wenn sich alle Schulmeister der Welt auf den Kopf stellen oder vielmehr fest hinsetzen aufs Katheder: sie erobern die Welt zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre doch nicht durch moralisch, ethisch und politisch gereinigte Anthologien. Der ‚Unsinn‘, der Mondschein, der ‚Blödsinn‘, der Lindenduft, das ferne Wetterleuchten und die hübsche Jungfer Lorelei im lichten Sommerkleide im Mondschein behalten doch ihr Recht: der Spiegel behält sein Recht; aber nicht die Rute dahinter.“

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf werden unter dem Gesamttitel „Im Schummerwinkel“ deutsche Sagenschätze herausgegeben (Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig). Mir liegen vor Berliner Sagen: Die schlafende Seele der brausenden Stadt, erzählt von Max Leischner, Märkische Sagen, erzählt von Hans Sturm, Der zauberhafte Rübezahl, erzählt von Wilhelm Müller-Rüdersdorf, und von Gustav Schwab: Das Schloß in der Höhle Xa-Xa. Eine vielseitige, gut erzählte, anregende und gesunde Lektüre wird der Jugend mit diesen Büchern dargebracht, die alle illustriert sind und farbenfrohe bebilderte Einbände haben.

Ein Tat- und Führerbuch unter dem Titel „Jugend heraus“ läßt der bekannte Jugendführer Dr. Paul Luther erscheinen (Wilhelm Meister-Verlag, Berlin). Die meisten aufrufenden Jugendbücher der letzten Jahre kranken an einem Wust von Sentimentalität und verschwommenen ideologischen Phrasen, kranken an einem Übermaß von Wollen, aber auch an erschreckender Erlebnisleere. Niemals wird die Problematik der Jugendbewegung in gesunde, vorwärtsführende Bahnen geleitet und aufgelöst zu lebendigem Tun durch derartiges Schreiben aus dem Kopf heraus. Hier liegt nun das hocherfreuliche, hochbedeutsame Verdienst Paul Luthers, aus starker, männlicher Erlebnisfülle, aus einem Herzen voll Liebe, aus einem gereiften tätigen Geist ein Buch geschaffen zu haben, das mit seinem frischen Atem, mit seiner Menschlichkeit, mit seinem tiefen Verständnis für die natürlichen Nöte und Grundlagen im jungen Menschen in der Tat ein Führerbuch von seltenstem Gehalt darstellt.

Paul Luther zitiert neben früheren deutschen Meistern schöne gedankliche Stellen aus dem Werk lebender geistiger Führer und verleiht seinem Werk hierdurch eine besondere Fülle an Anschauung und Anregung. Dieses Buch ist Dienst am deutschen Volkstum, ruft auf zu sozialem und nationalem Denken. Ich möchte alle Eltern auf das Werk, das auch einen ansprechenden künstlerischen Schmuck erhalten hat, aufmerksam machen.

Franz Alfons Gayda

Fritz Haß

Zu unsrer Kunstbeilage

Der Münchner Maler Fritz Haß ward verhältnismäßig spät bekannt. Wer sich in seine Farbenkunst vertieft, wird spüren, daß hier ein selbständiges Talent aus den seelischen Gründen seines Wesens um Gestalt ringt.

München ist nicht seine Heimat. Haß ist am 29. Oktober 1864 zu Heiligenbeil in Ostpreußen geboren als Sohn eines protestantischen Geistlichen, während seine Mutter, polnischen Geblütes, aus Marienbad in Westpreußen stammt. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Königs-

berg und die dortige Kunstakademie und zog im Herbst 1885 nach München, um dort seine malerischen Studien fortzusetzen. Man kann die nun anhaltend schweren Jahre von 1885 bis 1897 als seine erste Schaffensperiode bezeichnen, während derer ihn eigentlich ununterbrochen die Not begleitet hat. Früh war er zum Geldverdienen gezwungen. Er illustrierte Bücher, arbeitete zeitweilig auch beim Panorama mit, und alle diese Brotarbeiten waren noch durch ein schweres Fußleiden (Rheuma und Gicht) fast unterbunden, da er sich manchmal kaum noch bewegen konnte. Hier war es übrigens Pfarrer Kneipps Wasserkur, die ihm außerordentlich geholfen hat.

So entstand im Sommer 1892 der „Satyrische Zeitspiegel", zehn Feder- und Tuschzeichnungen, die erste größere Arbeit von Wert; und daneben die Vorarbeiten zu dem ersten Bild „Tot", das im Museum zu Salzburg ist, ein Gemälde aus dem Leben der Armen.

„Als 1893 die Sezession gegründet wurde," so erzählt der Künstler, „suchten die Gründer unter den Jungen nach Arbeiten. Da kam Ludwig Herterich zu mir, sah das noch nicht ganz vollendete Bild, war begeistert, veranlaßte mich zu seiner Vollendung und nahm es in die Sezessions-Ausstellung jenes Jahres. Ich wollte es eigentlich gar nicht zur Ausstellung geben, denn nicht nur damals, sondern fast stets hatte mir das mystische Bild vorgeschwebt, und nur mit solchen wollte ich vor die Öffentlichkeit treten. Doch gab ich Herterichs Drängen nach, dem das Bild so ungeheuer gefiel, da es so ‚modern' sei und die ‚feinen graublauen Töne' habe." Diese Ausstellung veranlaßte den Künstler, der sich damals in einem Dörfchen des Herzogtums Meiningen, wo sein Vater Geistlicher war, vorübergehend aufhielt, zu einem weiteren impressionistischen Bilde „Der Abend" (Privatbesitz in Graz), wonach er mit seinem ersten mystischen Bilde hervortrat „Die Nacht". Die Kritik grade über dieses Werk und auch über das nachfolgende „Die große Babylon" war glänzend. Man verglich z. B. das letztere mit einem der Messen von Palestrina, auch mit Böcklin, doch bedarf es dessen gar nicht, denn Haß ist ein durchaus eigenständiger Künstler.

Er verheiratete sich übrigens um jene Zeit und war fortan auf seinem harten Lebensweg von einer verständnisfeinen Gefährtin begleitet.

Doch während er an seinem Bild „Meerweiber" (Privatbesitz in Hamburg) arbeitete, überkam ihn eine furchtbare Augenkrankheit (Iritis), die jahrelang anhielt, ihn eine lange Zeit arbeitsunfähig machte und seine künstlerische Entfaltung einfach abschnitt. So schloß seine erste Schaffensperiode außerordentlich düster.

Man kann die folgenden Jahre, etwa von 1897 bis 1921, als seinen zweiten Lebensabschnitt bezeichnen. Durch die sich jahrelang wiederholende Augenkrankheit wirtschaftlich zerrüttet, aus der künstlerischen Bahn fast ganz herausgeworfen, nur durch dringendste Brotarbeit am Schreibtisch festgehalten, ist der Künstler auf den engsten Lebenskreis eingestellt. Neben ihm wachsen seine drei Kinder empor. Und an den Gestalten dieser heranreifenden Kleinen entzündet sich wieder sein künstlerisches Schaffen. Er entwirft gelegentlich Kinderbilder, freilich zunächst nur für sich selbst, stellt dann mehrfach solche Bilder in der Sezession aus, eigentlich nur aus praktischen Gründen, in der Hoffnung, daß sich daran Aufträge knüpfen könnten. Ihm schwebt nach wie vor das mystische Bild, wie „Nacht" und „Babylon", als das ihm ureigene Gebiet vor. Die Ausstellung der Kinderbilder hat nicht den leisesten materiellen Erfolg; er muß sich weiter durchschlagen. Von den mäßig bezahlten Brotarbeiten jener Zeit sind z. B. die „Schubertlieder" zu nennen und die „Sonnenmärchen", zwei Zyklen von Federzeichnungen. Doch Aufträge dieser Art sind spärlich. „Das Porträt hält mich über Wasser", schreibt der Künstler. „Für meine mystischen Bilder interessiert sich außer meiner Frau kein Mensch."

Im Jahre 1910 stellt er in der Sezession das Bild des Dr. Rudolf Steiner aus, mit dem er nun in Berührung kam. Das Malen und Ausstellen von Kinderbildern nahm ein Ende, zumal sie dem reizvollen Alter entwachsen waren; zugleich hört die Illustration ganz auf, und schwere pekuniäre Not fängt wieder an. Im Jahre 1911 stellt er nur einmal ein Porträt aus; die Sezession hat das Interesse für ihn völlig verloren und läßt den Künstler nicht aufkommen. Wohl warf er sich mit ganzer Kraft auf das Porträt, um Geld ins Haus zu schaffen, arbeitete aber in der Stille seines

Wesens an seinen mystischen Plänen weiter. In jenen Jahren wird er durch einen Freund tiefer als bisher in die Welt Richard Wagners eingeführt. Das vertiefte sich, da eine angeborene Neigung nach dieser Richtung in ihm lag, und förderte seine eigentliche Arbeit. Jahrelang hielt sein Freund alle vierzehn Tage solche einführenden Wagner-Vorträge in des Künstlers Atelier vor einem größer und größer werdenden Kreise von begeisterten Zuhörern. Und jahrelang hört Fritz Haß die Vorträge Steiners und hatte dabei Gelegenheit, an den großzügigen Dekorationen zu Steiners „Mysterienspielen" seine Kunst zu üben.

Hier lernte ich ihn übrigens selber kennen, als ich in jenen Jahren, von 1910 bis 1915, Steiners Vorträge und Festspiele besuchte, von denen ich mich während des Weltkrieges wieder entfernte. Wir saßen während eines Vortrages in München zufällig nebeneinander. Seine Besuchskarte lag auf dem noch unbesetzten Stuhl, und als er selber kam, knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an und sprach ihm meine Anerkennung aus für die wirklich eigenartige Dekoration des Festspiels jener Tage, auch die vergeistigte und beseelte Art seiner Farbengebung. Ich besuchte dann sein Atelier und lernte in dem Künstler einen ernsten, ganz seinen Bestrebungen hingegebenen Mann kennen. Man muß ausdrücklich feststellen, daß er nicht etwa Theosophie oder Philosophie malt, also ins Begriffliche gerät, sondern nur das darstellt, was ihm als innerliches Bild oder Vision vor Augen tritt. Er geht also stets aus einer malerischen, künstlerischen Schau an die Arbeit. Und es geht ihm in bezug auf Steiners Anthroposophie ähnlich wie mir: er nahm Anregungen daraus und ging durch jene Welt hindurch, blieb aber nicht darin stecken.

Und immer läuft daneben her das furchtbare Ringen um das tägliche Brot und auch Leiden verschiedenster Art. Doch wunderbarerweise trifft in höchster Not immer wieder eine Hilfe ein: es kommt ein Auftrag, mitunter hilft auch die Mal- und Zeichenschule, die er jahrelang führt, obwohl sie sich nicht recht rentiert, mit einem unerwarteten Überschuß. Im ganzen ist er aber doch auch in dieser schweren Zeit des äußeren und inneren Ringens ein Wachsender geblieben. Leid und Druck von außen scheinen zu seinem inneren Wesen und Wachsen zu gehören.

Man kann das Jahr 1921 als den Beginn einer dritten Periode bezeichnen, in der sich jetzt noch der Schaffende befindet. Er schreibt darüber: „Die mystischen Arbeiten sind zu einer Sammlung herangewachsen und haben eine gewisse Vollendung erreicht. Da macht meine Frau die Bekanntschaft einer Persönlichkeit, die von meinen Arbeiten so fasziniert ist, daß sie dieselben ausstellen will. Meine Frau schrieb mir in diesem Sinne, da ich auswärts Porträts malte. Und auch von anderer Seite wird in mich gedrungen. Durch ein eignes Erlebnis entstand in diesen Jahren eine ganz neue Arbeit ‚Der Lichtbringer' und im gleichen Geist ‚Der Erzengel'"... Durch eine neue Geldhilfe wird ihm das ruhige Weiterarbeiten an den begonnenen mystischen Bildern und ihre Vollendung ermöglicht. Er verschließt sich nun einer Ausstellung nicht mehr, und so folgt im Jahre 1922 seine erste Kollektivausstellung mit ungeahntem geistigem Erfolg. Gleichzeitig kommt von O. W. Barth eine Mappe mit sieben farbigen Blättern nach seinen Arbeiten heraus; und jene Linie, die 1896 bei der „Babylon" abbricht, tritt nun endlich vertiefter und eigenartiger hervor und prägt sich in einem neuen Bilde „Ich bin die Auferstehung und das Leben".

Es ist im letzten Grunde das Christus-Mysterium, auf das der Künstler zustrebt, oder vielmehr das in der Tiefe seiner Seele immer sein bedeutendster Antrieb zum Schaffen war. Dankbar erkennt er an, daß seine heimischen Verhältnisse ihn nie in seinem stillen und stetigen Wachsen gehindert haben: „Meine Frau brachte meinen Bestrebungen stets volles Interesse und Verständnis entgegen, drängte nie zum Geldverdienen, drängte vielmehr immer zum Weiterschaffen an meiner eigentlichen Lebensarbeit."

Schöner könnten wir zum 60. Geburtstag dieses Künstlers unseren Überblick nicht verklingen lassen. L.

Zu unsrer Musikbeilage

Friedrich Martin, geboren am 18. Januar 1888 in Wiesbaden, vollendete seine Studien am Königlichen Konservatorium zu Leipzig. Paul (Theorie), Straube (Orgel), Reger (Komposition) waren seine Lehrer. Im Jahre 1916 wurde Martin als Nachfolger Hermann Kellers zum Stadtorganisten und zugleich als Lehrer für Orgel und Theorie an die Staatliche Musikschule nach Weimar berufen. Hier in Weimar entwickelte sich sein Künstlertum zu jener edlen Feinheit und reinen Innerlichkeit, die das hervorragende Merkmal aller seiner Schöpfungen ist. Martin gehört nicht zu den schellenlauten Toren, die auf jede Weise bemüht sind, die Aufmerksamkeit und den Beifall einer nach immer neuen Erregungen lüsternen Menge zu gewinnen: was er schafft, ist heraufgeschöpft aus den Tiefen des menschlichen Herzens, durchflutet vom Strom eines starken, innenkräftigen Erlebens. Das Technische beherrscht er meisterlich, es ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden; aber nie vergißt Martin, daß es bei all seiner Wichtigkeit eben doch nur Mittel bleibt.

Die Grundquelle seines Schaffens ist das Religiöse: die Frömmigkeit eines still in sich ruhenden Herzens leuchtet aus allen Werken Martins, seien sie weltlicher oder geistlicher Art. Non multa, sed multum könnte man als Kennwort über das Werk Martins setzen; er ist kein Vielschreiber, was er jedoch sagt, ist immer von Gewicht, weil es auf den Befehl der Natur gestaltet wurde. Die wesentlichsten seiner Schöpfungen mögen hier kurz genannt werden: zunächst die Kinderlieder: fein gegliederte, zarte Gebilde von echter Kindlichkeit; da ist keine verlogene Schlichtheit oder gefühlsranzige „Naivität", wie sie bei Kinderliedern so oft zu finden ist. Trotz ihrer Einfachheit sind diese Lieder, ebenso wie die „Lönslieder", in denen bei aller im schönsten Sinne vorhandenen Volkstümlichkeit eine oft ergreifende Innigkeit des Ausdrucks waltet, musikalisch von ungewöhnlichem Reiz. Die Lieder auf Gedichte von Hermann Hesse zähle ich zum Besten, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete entstanden ist. Neben der „Frühlings-Kantate" (C. F. Kahnt, Leipzig), die trotz kleinster Orchesterbesetzung ganz prächtige Farbenwirkungen erzielt, sei die Kantate „Es ist alles ganz eitel" genannt. Den Höhepunkt erreichte Martins Schaffen in der großartigen Fantasie für Orgel, Violin-Solo, Sopran, Frauenchor und Harfe und in dem wundervollen „Assistono diversi Santi" für Alt, Violine, Harfe und Orgel. Aus diesen Werken spricht eine Innigkeit, wie sie nur einem echten Künstlerherzen entfließen kann. Die beiden hier erstmals veröffentlichten „Marienlieder" werden jedem, der mit der Seele zu hören vermag, sofort deutlich sagen, daß ein wahrer Künstler sie geschaffen hat. Die meisten Werke Martins sind leider noch ungedruckt; aber auch seine Zeit wird kommen, wie der Tag für alles Edle einmal doch anbricht; dann wird die deutsche Musik um einen Verkünder des Göttlichen reicher sein.

Prof. Dr. Richard Wetz

Türmers Tagebuch

Ideal und Illusion · Zwei Jubelwochen · Zeppelin und Anleihe Wahlen und Ausland · Die Demokratie von 1848 und die von heute · Volksgemeinschaft und Koalition

Ideale soll der Mensch haben, aber vor Illusionen muß er sich hüten. Ideale sind wie die Feuersäule, die den Kindern Israels den Weg durch die Wüste zeigte; Illusionen hingegen wie die Irrlichter, die in den Sumpf locken.

Das gilt für jeden auf dieser trügerischen Erde; doppelt jedoch für den Politiker. Er hat mit der Welt als Willen zu rechnen, und die ist grundverschieden von der Welt als Vorstellung.

Leider ist gerade der Deutsche mit ausschweifender Illusionslust erblich belastet. Auch jetzt noch, nachdem Einkreisung, Krieg, Umsturz und Schmachfrieden die ratio dubitandi fürwahr endlich geschärft haben sollten. Wir sehen daher die Dinge leicht rosiger an, als sie sind, und nehmen es dem Nächsten übel, wenn er sich anders erweist, als wir glaubten. Im Grunde war jedoch weniger er es, der uns täuschte, als wir selber.

Der Rückblick auf die Vorgänge des Oktobers ist es, der diese Gedanken weckt. Wir sind da wieder einmal in unsrer alten Schwäche deutsch, allzu deutsch gewesen. Aber vielleicht wirkt es erzieherisch, wenn an eben erlebten Beispielen gezeigt wird, daß wir verkehrt gejubelt, daß ganze Parteien sich an Trugbildern berauschen, ja daß es nichts als ein Schlagwort ist, um dessentwillen zum zweiten Male in diesem Jahre der Wahlkampf heraufbeschworen wurde.

* * *

Von dem württembergischen Herzog Karl Alexander, der vor zweihundert Jahren lebte, wird eine hübsche Schnurre aufbewahrt. Er war in Venedig und ärgerte sich, daß die hochmütigen Nobili über die dummen Deutschen spotteten. Um ihnen eine heilsame Lehre zu geben, lädt er zu einem kleinen Schauspiele ein. Die Bühne zeigt eine Straße Roms. Ein Deutscher tritt auf, findet jedoch alle Häuser verschlossen. Er zieht die Uhr, wie spät es sei. Er zieht ein Buch, sich des Harrens Weile zu verkürzen. Endlich zieht er voll Ungeduld eine Pistole, um die Leute zu wecken. Auf den Schuß erscheint der Geist Ciceros. Neugierig fragt er nach diesen ihm so fremdartigen Dingen. „Das haben alles wir Deutschen erfunden." — „Und was meine Italiener?" Da läuft ein Savoyardenbub über die Bühne und schreit: „Mausifalli; kauft Mausifalli; Hecheln, kauft Hecheln!"

Der Scherz verdiente aufgefrischt zu werden. Die Reihe weltumformender deutscher Erfindungen wäre dann zeitgemäß ums Mehrfache zu verlängern, und als Moral von der Geschichte ergäbe sich, daß der Weltkrieg wider das erfinderischste aller Kulturvölker geführt worden ist. Also nicht für, sondern gegen die Kultur. Propter invidiam.

Als annoch letzte der ganz großen deutschen Geistes- und Kulturtaten käme natürlich der Zeppelin zu stehen. Denn wahrer als es am Abende von Valmy war, wurde

in den spannungsvollen Tagen der Amerikafahrt des Z. R. III das Goethe-Wort: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“

Diesmal sind wir nicht nur dabei gewesen; wir haben sogar die Epoche selber gemacht. Ganz allein gemacht. Darauf können wir stolz sein. Hoffentlich wird auch dieser Stolz unserer Jugend in Schule und Hörsaal als unverlierbarer Besitz eingeflößt. Die Deutschen brauchen ihn so nötig wie das liebe Brot.

Ein verständiger Stolz muß es freilich sein. Ein innerlich gefestigter Stolz. Kein solcher, der sich in Illusionen wiegt, sich bäumend überschlägt und alle Begleiterscheinungen übersieht, die doch wahrlich angetan sind, ihn mit einem gehörigen Schuß Ingrimm zu versetzen.

Wie gellten statt dessen die Jubelrufe über „Kolumbus den Zweiten“! Unsere Tagespresse war schier aus dem Häuschen. „Marianne platzt vor Neid!“ so las ich. „Lauter als hundert Versailler Frieden verkündet das Knattern der Motore, daß Deutschland lebt und weder durch Krieg noch durch Frieden getötet werden kann.“

Dies und Ähnliches hat unliebsam an die Begeisterungsfreude und Festeseligkeit der wilhelminischen Zeit erinnert, deren Folgen Lienhard im „Spielmann“ seherisch kommen sah. Sie ist also doch mehr als bloße monarchisch-byzantinische Schwäche gewesen, sondern haftet der deutschen Durchschnittsseele heute noch an. Mit demselben üblen Eindruck nach außen. Denn der „Daily Telegraph“ schrieb sofort, wir hätten den schlimmsten Rückfall in das „Deutschland, Deutschland über alles“ seit dem Kriege erlebt. So hat ungeschickter Überschwang nur neuen Neid geweckt und den neuen Trieb, uns daher erst recht ausgiebig den Daumen aufs Auge zu drücken.

Schälen wir einmal aus dem Jubel den Tatbestand heraus. Wir haben ein Meisterstück geschaffen. Das ist richtig. Für uns? Nein. Bauen durften wir es, aber nicht besitzen. Es war eine der vielen durch den Versailler Frieden erpreßten Zwangsleistungen. Z. R. III haben wir es daher genannt; Reparationszeppelin. Noch richtiger aber hätte man „T. F.“ an den Schiffsspiegel schreiben müssen; jenes „Travail forcé“, das man in Brest und Toulon den Galeerensklaven auf die Schulter brannte. Als der wunderbare, silbergleißende Luftwal pellernd über meinem Haupte dahinschoß, da wurde mir tiefernst zu Sinne. Die ausbrüchige Begeisterung ringsum erinnerte mich an jene roten Matrosen, die mit schmetternden Fanfaren in die See stachen, um unsere Linienschiffe, festlich geschmückt, nach Scapa Flow abzuliefern. War es gleich nicht so charakterlos, so war es doch offenbar nicht minder kurzsichtig.

Es hat mich daher für den demokratischen Reichsbankpräsidenten Schacht eingenommen, daß in ihm gleiche Gefühle wach wurden. Er faßte sie in die bitteren Abschiedsworte:

„Die Ozeanfahrt des neuesten Zeppelin nach Amerika bedeutet für mich eines der erschreckendsten Beispiele für den Fortschritt, den Dummheit und Verblendung bei der Menschheit gemacht haben. Bedenken Sie, daß dieses Luftschiff das letzte ist, welches nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages in Deutschland gebaut werden darf. Dieses Luftschiff, das den Höhepunkt einer menschlichen Leistung auf dem Gebiete des Geistes und der materiellen Technik darstellt, dieses Luftschiff, welches das schlagendste Argument gegen die Verunglimpfung und Verleumdung ist, der das deutsche Volk seit zehn Jahren unterliegt, dieses Luftschiff soll das letzte Luftschiff deutscher Fabrikation sein, weil es ein deutsches ist. Es lebe der Haß, es lebe

die Rachsucht, es lebe der Neid, es lebe die Dummheit! Menschenliebe und geistiger Fortschritt versinken mit dieser Zeppelin-Ozeanfahrt."

In dem Bau und der Abgabe dieses Z. R. III liegt der tiefere Sinn des Weltkrieges. Man beschimpfte uns als kulturlos, aber war erpicht darauf, uns unsere Kultur wegzunehmen. Man eroberte diesmal nicht nur Land und Leute, nicht nur Geld und Gut, wie seit alten Zeiten der Krieger tat, sondern viel mehr noch deutschen Handel, deutschen Gewerbefleiß, deutsche Arbeitskraft und deutsche Erfindergabe.

Z. R. III gehört nun dem Volke, das ohne wirklichen Anlaß oder sittliches Recht in den Krieg trat und ihn gegen uns entschied, aber später nicht einmal durchsetzte, daß die „Assoziierten" sein uns verpfändetes Wort hielten. Er wurde mit einem Scheck auf Reparationskonto bezahlt und heißt nun „Los Angeles", wie sein Vorgänger „Shenandoah" und unser „Vaterland" „Leviathan". Wir erleben das Schicksal der Erfinder, die in Armut sterben, während jene reich werden, die es verstanden, ihnen ihre Geistesfrüchte abzupressen.

Der Versailler Friede bestimmt, daß die Friedrichshafener Luftschiffhalle zerstört und damit der deutsche Luftschiffbau vernichtet werde. In unseren Jubel über die glorreiche Fahrt des glückhaften Schiffes hinein klingt daher die ängstliche Frage, ob denn dieses heillose Diktat gar nicht abzuwenden sei. Mit der aufflackernden Hoffnung des Bedrückten verzeichnen wir jede ausländische Pressestimme, die eine Streichung fordert.

Kulturinteressen entscheiden in der Politik nie. Sie spielen ihre Rolle höchstens als Vorwände. So werden die Inhaber des Versailler Machtspruches auch keinen Augenblick fragen, was die Kultur, sondern nur was ihr Vorteil verlangt.

Frankreich besteht natürlich auf seinem Schein. England ist gleichgültig, und in Amerika erklärte der wiedergewählte Coolidge allem Zeitungsrummel zum Trotz, daß er sich in die Frage nicht einzumischen gedenke.

Bereits ist da drüben die Goodyear-Zeppelin-Company gegründet worden. Sie hat vor, der größte Luftschiffbauer der Welt zu werden und einen Luftdienst zu schaffen, der den Erdball umspannt. Möglich daher, daß ihm daran liegt, die Friedrichshafener Werft als Nothafen und Zwischenstation bestehen zu lassen. Aber nur als das. Die deutsche Erfindung wird nicht von uns, sondern von Amerika ausgewertet werden. Zeppelins Meeresflug war das Symbol dieses Überganges von uns zu ihm. Und trotzdem unser Jubel? Keine Illusion, meine lieben Deutschen!

* * *

Wenige Tage später wurde die deutsche Anleihe aufgelegt. In Neuyork, in London, Paris und auch einigen neutralen Hauptstädten. Allüberall mußten die Listen spätestens nach einer Viertelstunde schon wieder geschlossen werden. Meist waren sie auch bis dahin bereits acht-, zehn- oder zwölfmal überzeichnet. Morgan erklärte, er allein hätte eine Milliarde unterbringen können. Henry Ford hatte sich sogar erboten, den amerikanischen Anteil einfach auf seine Tasche zu übernehmen. Vor der Bank von England begann schon von 6 Uhr früh ab ein Stehen auf Anleihe, drangvoll fürchterlicher als bei uns in den hungrigen Zeiten des Butterstehens. Policemen mußten die endlose Schlange mäandrisch ringeln und bändigen. Ein wüster Diehard wünschte einen neuen deutschen Gasbombenangriff auf diese ver-

gebenden und vergessenden Drängeler. Die Bilderbeilagen deutscher Blätter haben den Vorgang in Kupfertiefdruck festgehalten.

Denn das war sofort ein Anlaß zu einer weiteren Hall- und Jubelwoche. „Noch nie dagewesen!“ so hieß es. „Unser Kredit wieder hergestellt!“ „Rufus Dawes nennt uns das sicherste Anlageland der Welt!“ „Das größte Kompliment, das uns erwiesen werden konnte!“ Die deutsche Presse veramerikanert sich und arbeitet auf den Straßenabsatz mit schreienden Kopfleisten.

Ein Bombenerfolg war es ja auf alle Fälle. Dem Nüchternen aber sagt er nur eins: Wir haben so wenig Zutrauen zu der Werbekraft unsrer Tüchtigkeit gehabt, daß wir die Zeichnungsvorteile unerhört freigebig bemaßen. Werte, die sieben vom Hundert Zins tragen, werden zu 92 ausgegeben, aber zu 100, in Amerika sogar zu 105 eingelöst. Wir erhalten davon nur 88, da die Anlagebanken vier Prozent Maklergebühr einbehalten. Morgan allein soll zwanzig Millionen an uns verdient haben, und Lassale frères in Paris haben ebenfalls einen sattsamen Schnitt gemacht.

War's da ein Wunder, wenn die Zeichner Schlange standen? Amerika erstickt im Golde, gibt daher nur niedrigen Zins. In Frankreich wußten die kleinen Rentner schon lange nicht mehr, wo sie ihre Sparsous unterbringen sollten, seit Rußland ausfiel. Da traten wir dafür ein. Der Franzmann mag den schlimmen Boche nicht leiden, doch seine Werte nahm er gern.

Was wagte man auch dabei? Nichts. Die Anleihe ist bevorrechtigt. Konvertierung bleibt ausgeschlossen; Reparationsagent und Transfer-Ausschuß verbürgen den Zinsendienst. Die bange Wahl von sonst, ob man lieber gut essen oder gut schlafen wolle, entfiel dieses Mal. Hier hatte man beides. Hilfsbereitschaft und Zutrauen spielten keine Rolle; es war ein glänzendes Geschäft, und zwar auf deutsche Kosten.

Man darf sich sagen, daß die ausgeröstete Ackerkrume unserer Wirtschaft eines fruchtbaren Regens bedurfte. Wir wollen auch nicht übersehen, daß die Anleihe uns gegen neue französische Einfälle besser sichert, als unser Zwergheerchen je vermöchte. Denn jeder solche Anschlag würde den Kurs stürzen, also die fremden Gläubiger schädigen. Das Ausland hat demnach fortan ein großes Interesse an unsrer stetigen, unangetasteten Entwicklung. Darüber sei aber beileibe nicht vergessen, daß die Anleihe einen fürchterlichen Tiefstand unseres Volksvermögens enthüllt. Wir sind so weit, daß man Wucher mit uns treiben kann. Aus dieser Lage wieder herauszuwachsen, und zwar so bald wie möglich, das ist ein Ideal, das die Kräfte spannt, aber darüber zu jauchzen nichts als eine weltfremde, schwächende Illusion.

* * *

Der Abgeordnete Heile ist in Boulogne sur mer gewesen und hat dort eine demokratische Internationale gründen helfen. Das ist ein Bund, der die „Vereinigten Staaten von Europa“ erstrebt. Er wurde sogar zum zweiten Vorsitzenden gemacht; auch sonst als kluger Kopf und redlicher Menschenfreund mit Worten gefeiert, die süßer waren denn Honig und Honigseim. Dieser französischen Liebenswürdigkeit, die, wenn sie will, berücken kann, ist er erlegen. Heimgekehrt, preist er unsere guten Freunde in Frankreich und warnt beweglich, sie durch Wahlen zu kränken, die anders als linksdemokratisch seien.

Ihm ist sein Kollege Erkelenz beigesprungen. Dieser hat rund erklärt, die versprochene Ruhrräumung hänge nicht bloß von der Erfüllung des Londoner Abkommens ab, sondern auch noch von der Bildung eines linksdemokratischen Reichskabinetts.

Herr Erkelenz ist ein Illusionist von waghalsiger Überzeugtheit. Nach der oberschlesischen Abstimmung prophezeite er, die „freien Völker" des Verbandes würden es „weit von sich weisen", das Selbstbestimmungsrecht Oberschlesiens durch Preisgabe an Polen zu verletzen. Am meisten Frankreich, das prinzipientreu sei; „selbst bis zur Verleugnung eigener Interessen".

Der falsche Prophet von damals ist auch heute noch nicht vorsichtig geworden. Sein neues Wort legt dem unversöhnlichen Gegner zum Verbleiben an der Ruhr den Vorwand förmlich in den Mund und lockt zum Dreinreden in unsere häuslichen Fragen.

Botschafter Herbette hat den Wink blitzschnell verstanden. Er schilderte einem Ausfrager, mit welch freigebigem Edelmut Frankreich gegen uns erfüllt sei. Es wolle Ruhr, Rhein und Saar zurückerstatten; ja sogar den Korridor, worüber es doch gar nicht verfügen kann. Aber freilich nur einem botmäßigen Volke und den Leuten guten Willens von einem demokratischen Kabinett. So gefährlich sind Illusionen!

Wie kann man nur im Innern die Volkssouveränität als höchstes Gut preisen, sie jedoch nach außen unbedenklich preisgeben? Mit steifem Männerstolz hätten dieselben Leute vor elf Jahren noch das naive Ansinnen verworfen, um des Kaisers willen rechts zu stimmen; nun fordern sie selber noch naiver eine Linkswahl um des feindlichen Auslandes willen. Sie haben sich in eine Politik des demütigen Zukreuzekriechens verbohrt, in der so oft schon Lügen gestraften Illusion, daß ein lammesgeduldiges Deutschland besser behandelt werde, als ein charaktervolles. Wieviel fehlt da noch sachlich bis zu dem Vorschlag, lieber gleich für jedes neue Reichskabinett in Paris das diplomatische „Agrément" einzuholen?

Nirgends anderswo ist die Demokratie derart selbstverleugnend pazifistisch gesinnt. Die französische hat in der großen Revolution unter dem feurigen Kriegsgesang der Marseillaise die Massen mörderisch gegen den Eindringling getrieben und 1870 den Kampf, den das napoleonische Kaiserreich binnen vier Wochen verloren hatte, noch mehr als vier Monate lang fortgeführt.

Mit der schwarz-rot-goldenen Dreifarbe knüpft unsere heutige Demokratie an die von 1848 an. Aber ist sie denn wirklich deren Gesinnungsnachfolgerin?

Nichts weniger. Denn diese war in jeder Fiber das, was jene heutige als nationalistisch verabscheut. Weit nationalistischer als die damaligen Regierungen. Nicht bei ihnen, sondern gerade bei ihr fand man den hehren Schwung vaterländischen Stolzes und deutscher Würde. Sie hat in der Paulskirche nicht ab-, sondern aufgerüstet. Sie war es, die jene Reichsflotte schuf, deren Restbestände die Reaktion unter den Hammer Hannibal Fischers brachte. Sie war es, die den Waffenkampf um die Befreiung Schleswig-Holsteins als heilige Herzenssache führte. Unter dem schwarz-rot-goldenen Banner strömten ihre Freischaren und Turnerwehren den bedrängten Brüdern der Nordmark zu Hilfe. Als die Regierungen den Stillstand von Malmö schlossen, da erwiesen sich die Demokraten als die zähen Vertreter des knock out. Ihr

Zorn gegen dies schwächliche Versagen der Staatsmänner flammte so furchtbar auf, daß es darüber zu dem Frankfurter Straßenkampfe kam. Die Abgeordneten Lichnowski und Auerswald wurden ermordet, weil sie für die Waffenruhe gestimmt hatten.

Ist es nicht merkwürdig, daß unsre demokratenfeindliche Rechte also altdemokratischer denkt als unsere demokratische Linke? Das schwarz-rot-goldene Banner hat zuerst dem Lützowschen Freikorps vorangeweht und ist von ihm auf die Burschenschaft übergegangen. Was haben Körner, Friesen, Jahn, Maßmann geistig gemein mit den Wolkenjägern der Vereinigten Staaten von Europa? Sie, die das freie, starke Deutsche Reich wollten, mit den Illusionisten für den Staat ohne Willen zur Macht; für den Staat, der nur ein Löffelvoll Zutat sein soll in dem Brei, dem Frankreich Masse, Farbe und Geschmack gibt?

Der Weltkrieg hat natürlich nicht auf alle gleich gewirkt. Er hat die Feurigen feuriger, die Herben herber, die Moll-Seelen weicher gemacht. Die einen wollen mit Goethe allen Gewalten zum Trotz sich erhalten; die anderen sagen mit Äschylos: „Die sich beugen dem Geschick, sind weise." Der Hochgemute liebt und steift sein Volkstum desto mehr, je unwürdiger es behandelt wird; der Entmutigte sinnt auf ein Ende des Kampfes ums Dasein, der zwar grausam, aber ein Naturgesetz ist. So ergibt sich jener mit Herz und Hand dem Ideal des festen, freien Volksstaates, dieser hingegen tastet nach der Illusion des internationalen Staatenbundes.

Beiden ist's Versuch einer Seelenläuterung nach dem verwirrenden Erlebnis des Weltkrieges. Sollte, so könnte man daher fragen, das Ideal nicht doch umgekehrt hier und die Illusion dort zu finden sein? Nein, denn man reinigt die Seele nur, indem man sie stärkt; nie, wenn man sie entnervt. Man darf niemals mit den Menschen rechnen, wie sie sein sollten, stets nur mit dem, was sie sind.

* * *

Kanzler Marx rief zur Volksgemeinschaft auf.

Auch das ist ein herrliches Ideal; ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Wir feiern es, so oft wir uns im Volksgesang zu jenem Vaterlande bekennen, das uns über alles in der Welt geht, „wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält". Aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie durch Umsturz und Klassenkampf heillos zerstört wurde. Auf ein gebrochenes Bein darf man nicht zu früh wieder treten wollen. Weltanschauungsgegensätze soll man nicht bemänteln, sie müssen ausgetragen werden. Volksgemeinschaft wird es nur zwischen denen geben, die an Deutschland glauben. Man kann sie nicht machen, sie muß werden.

Ging denn der Kanzlerruf überhaupt auf eine wirkliche Volksgemeinschaft? Erstens schloß er Völkische und Kommunisten von vornherein aus. Zweitens zeigte sich, daß es ihm bloß auf eine größere Koalition ankam, nachdem in sechs Jahren kleine wie sogenannte große an der deutschen Zersplitterung gescheitert waren.

Das ist aber ein großer Unterschied. Volksgemeinschaft soll Gesinnungen einen, Koalitionen sind Zweckverbände, wobei die Überzeugung unangetastet bleibt. Sie können zwischen scharfen Gegnern entstehen, denn die Not zwingt uns oft zu wunderlichen Schlafgesellen.



Was Marx erstrebte, war also Taktik; was er zu fordern schien, Seeleneinklang. Läßt sich der durch Fraktionsbeschlüsse schaffen?

Und noch nicht einmal die Koalition kam zustande. So wenig wie einst in Marburg die zwischen Luther und Zwingli. „Ihr habt einen anderen Geist als wir.“ Dies harte Wort durchtönte alle Verhandlungen und machte sie zunichte. Die Illusion verwehte, und das Ende war Reichstagsauflösung.

Die Volksgemeinschaft verhält sich zum Gesamtvolke wie die unsichtbare Kirche zur sichtbaren. Also nach dem Katechismus wie die Gemeinschaft der Gläubigen zur Masse der Getauften. Man sieht, wie hier die Gesinnung entscheidet.

Politische Gesinnungen entstehen auf verschiedene Art. Nur gar wenige sind es, die von Grundsätzen ausgehen und daraus Forderungen logisch entwickeln. Die Masse denkt aphoristisch und läuft nur mit. Die Edleren erwägen dabei das Gemeinwohl, die anderen den Sondervorteil. Die erfolgreiche Partei wird die führende; dem Manne des Erfolges fällt die Mehrheit zu. Nur einer Bismarck-Natur mit einem Bismarck-Erfolg gelingt es, Volksgemeinschaften zu schaffen; die größten wenigstens, zu denen man es überhaupt bringen kann. Denn Außenseiter werden immer draußen stehen. Auch die unsichtbare Kirche bleibt ja allzeit kleiner als die sichtbare.

Wohl dem Staate, der durch politischen Instinkt seiner Wähler die Volksgemeinschaft wenigstens gegen die anderen Staaten besitzt. Bei Engländern, Amerikanern, Franzosen ist dies der Fall; bei uns nicht; am wenigsten in diesen Tagen wilder Zerrissenheit. In den inneren Belangen sind aber selbst sie gespalten; sei es durch Vorurteile oder Klassengegensätze. Daher die Parteizwiste und Wahlkämpfe. Der ganze Parlamentarismus beruht darauf. Da er die wirkliche Volksgemeinschaft als praktisch unerreichbar erkennt, setzt er den Mehrheitswillen dem Gesamtheitswillen gleich und läßt die Minderheit unter den Tisch fallen. Der Pazifismus ist im Volksleben eine ebensolche Illusion wie im Völkerleben. Fürs Innere wollen ihn noch nicht einmal die, die ihn für die Weltpolitik so eifrig befürworten. Der Kampf bleibt auch hier der Vater aller Dinge, und nie werden die Parteien in der Volksgemeinschaft aufgehen. Diese wird das Ideal sein, dem man entgegenstreben soll, doch immer in dem Bewußtsein, es bestenfalles nur höchst unvollkommen zu erreichen. Als Lohn bleibt aber das Gefühl, seine vaterländische Pflicht getan zu haben und daß keines der ausgestreuten Samenkörner in der sittlichen Welt verloren geht.

Das gilt auch für den gegenwärtigen Wahlkampf. Das verhütet, daß man Ideale zu Schlagwörtern und dadurch zu Illusionen entwertet. Denn diese scheitern und lassen in bitterer Enttäuschung stecken. Es ist schön, zu träumen; aber über Tatsachen darf man nicht hinwegschauen. „Sieh nach den Sternen,“ mahnt Wilhelm Raabe, in dem deutscher Idealsinn mit nüchternem Auge für das Tagesgetriebe sich so klug verband, „aber hab' auch acht auf die Gassen!“ F. H.

Auf der Warte

Die Wahlen

Wahlen und kein Ende! Nicht bloß bei uns, sondern überall. Ein Beweis, daß die Welt wunderbar parlamentarisch geworden ist. Denn das System des Parlamentarismus beruht auf Wahlen, erhält sich durch Wahlen und an den Wahlen wird's zugrunde gehen.

Je mehr Abstimmungen, desto mehr Unstimmigkeit. Die Gezeiten der öffentlichen Meinung wechseln, und das Treibholz der Urwählerschaft ebbt mit der Ebbe, flutet mit der Flut. Auch das Volk hat mit anderen Souveränen die Neigung zum Zickzackkurs gemein. Schon Horaz sprach von der mobilium turba quiritium.

Das zeigt sich sogar im sonst schwerflüssigen, weil instinktsicheren England. Im Frühling kam der Sozialist Macdonald auf; schon im Herbst verschwand er wieder. Sein Kabinett dauerte nicht länger als die Baumblätter, die jetzt vergilbt und dürr zur Erde schweben. Er ist ein Experiment gewesen, und es mißglückte.

Nicht an den inneren Dingen. Macdonald hat sich gehütet, das sozialistische Programm aufzuschlagen und frei nach ihm eine Planwirtschaft mit ausgreifenden Vergesellschaftlichungen anzubahnen. Gestürzt ist er über seine Versuche, mit der russischen Räterepublik auf einen gewissen Verkehrsfuß zu kommen.

Die Konservativen hingegen haben eine große Mehrheit erlangt. Allerdings weniger durch die Stimmenzahl als durch das veraltete Wahlrecht, das keine Stichwahl kennt und noch weniger Verhältniswahl. Unter Baldwin richten sie sich nunmehr auf eine lange ungestörte Regierung mit Rechtskurs ein.

In den Vereinigten Staaten wurden vorschriftsgemäß „am Dienstag nach dem ersten Montag im November“ die Wahlmänner gewählt, die „am zweiten Mittwoch im darauffolgenden Februar“ den Präsidenten wählen sollen. Es wird der bisherige sein, Mister Calvin Coolidge, den Hardings Tod unerwartet vom einflußlosen zweiten auf den allmächtigen ersten Staatsposten gebracht. Der demokratische Zwischenkurs hat schon vor vier Jahren mit dem Sturze Wilsons ein beschämendes Ende genommen. Das besagt, soweit man die ganz anderen Parteibegriffe mit den unsrigen vergleichen darf, daß der Yankee einen gewissen konservativen Zug in sich hat. Drei Viertel der Präsidenten sind Republikaner gewesen.

Groß sind übrigens die Parteiunterschiede überhaupt nicht. Zwei amerikanische Freunde, wovon der eine Demokrat, der andere Republikaner war, versuchten mir einmal den Gegensatz klarzumachen, gaben aber schließlich zu, daß er nicht sowohl in Grundanschauungen, als bloß in der Stellung zu Belangen des Augenblicks beruhe. Selbst im hitzigsten Wahlkampfe widerspricht man einander weniger, als daß man einander überbietet. „Business as usual“ hatten die Demokraten gefordert; flugs riefen die Republikaner: Business more than usual!

Der Wechsel im Präsidentenamt ist allerdings fast immer ein starker Wechsel in den Ämtern, selten jedoch daher einer in der Politik. Nach außen hin erst recht nicht. Im Kriege war der Republikaner Roosevelt gegen uns genau ebenso gehässig wie der Demokrat Wilson.

Anfangs hatte Coolidges Gegner Lafolette gute Aussichten. Da er der Mann einer werdenden Labour party von Amerika ist, wäre er Macdonald außerordentlich zu statten gekommen. Coolidge hingegen paßt wieder zu Baldwin wie der linke Handschuh zum rechten. Ein gewisses Zusammenwirken wird sich entwickeln und der angelsächsische Gemeinschaftsgedanke sicher schärfer hervortreten, als es bislang der Fall war.

Die Verhältnisse nötigen sogar dazu. England wie Amerika haben je einen Widersacher, dessen Kräfte sie binden müssen. Was dem einen Japan, das ist dem anderen Frankreich. Überall stoßen die beiden Gegnerpaare aufeinander, sie bekämpfen sich auf fremdem

Boden und mit fremden Waffen. Wie sich die französisch-englische Nebenbuhlerschaft in Kleinasien auswirkt, so ist der chinesische Bürgerkrieg eine Folge der amerikanisch-japanischen. Tschangsolin wird von Paris und Tokio, Wupeifu von den angelsächsischen Mächten unterstützt.

Macdonald versuchte auch Räterußland in diese Gruppe einzugliedern. Der amerikanischen Denkweise widersprach dies schroff und der des englischen Volkes auch. Nun wird Herriot versuchen, ob im Kreml etwas für ihn zu holen ist. Macdonalds Spuren müssen freilich schrecken.

Auch um Deutschland geht natürlich der diplomatische Kampf der beiden Mächtegruppen. Frankreich will uns nicht wieder aufkommen lassen, während England seine wirtschaftlichen Ziele gegen uns erreicht und nun ein Interesse daran hat, uns zu einem Stein auf seinem politischen Schachbrett zu machen. Wenn es kein Turm wird, dann doch wenigstens einer von jenen Bauern, womit man den feindlichen König einkreist und mattsetzt.

Diesen Gegensatz spürt man auch bei uns im jetzigen Wahlkampf. Frankreich ist an der anbiedernden Sinnesrichtung unsrer Linken unmittelbarer Nutznießer. Es fördert sie durch Drohung oder Schmeichelwort. Der Professor Basch hat sicher nicht bloß aus eigenem Drange heraus in Potsdam gesprochen.

Von angelsächsischer Seite werden solche Beeinflussungsversuche klüger unterlassen. Aber einem Linkskabinett Wirth-Erkelenz-Breitscheid würde man dort wenig Zutrauen entgegenbringen. Männer der Illusion geben keine Gewähr für den wirtschaftlichen und politischen Wiederaufbau Deutschlands, der ja Punkt 2 des Coolidgeschen Programms und eine der allernüchternsten Fragen ist. Wenn man uns nicht wieder näherkommen wollte, ob man dann wohl den Z. R. III mit so rauschendem Getön empfangen hätte?

Das soll uns alles klar sein, wenn wir am 7. Dezember abermals zur Wahlurne schreiten. Alle Einwirkungen des Auslandes müssen abprallen an dem Bewußtsein, daß wir deutsche Politik zu treiben haben und sonst nichts.

F. H.

Hans Thoma †

Wenn ein 86jähriger Altmeister der Kunst die irdische Erscheinungsform ablegt, nachdem er sein Werk schön vollenden durfte, so ist kein Anlaß zur Trauer. Höchstens zur Wehmut. Und doch hat man das Gefühl, daß mit diesem Meister, der am 7. November die Welt verlassen hat, etwas sehr Gutes und Edles aus dem verarmten Deutschland geschieden ist. Der Name Hans Thoma war ein Lebens- und Kunstprogramm: aus deutschem Stammestum wuchs er gesund und beseelungskräftig in die Welten einer reinen Kunst, die von Gemüt und Phantasie durchwärmt war — vom Bauernjungen zur Exzellenz, vom treuherzigen alemannischen Lehrbuben zum Meister. Er war ein Vorbild gesunden Wachstums. Das badische Ländle kann stolz sein auf diesen hervorragenden Vertreter einer kernhaft gewachsenen, echt deutschen Malerei, die ohne Engherzigkeit religiös durchleuchtet ist. Solche Künstler-Persönlichkeiten stehen wie Felsen inmitten der Aufgeregtheiten dieser Zeit, unberührbar vom Chaos.

Unter ein Bild hat einmal der Greis das Verslein geschrieben:

„Ein kleines Licht, das in mir brennet still,
Läßt mich die ganze Welt erkennen;
Es sei nun, was und wie es will,
In Ehrfurcht muß ich's göttlich nennen."

Im Gespräch äußerte sich diese Ehrfurcht und Demut des Meisters einmal dahin, daß er sagte: „Es malt in uns" — mit andren Worten: er empfand den Besuch der Muse als ein Geschenk, als eine Begnadung. Wer einmal mit dem wunderbar ausgeglichenen, frommen und innerlichen Menschen Hans Thoma zwischen den Bildern seiner Werkstätte geplaudert hat, der wird diesen Eindruck nicht vergessen. Und er weiß, daß auch heute, mitten in Wirrnissen, in einzelnen Erlesenen „edle Einfalt und stille Größe" möglich ist. Thoma wußte allezeit ruhig und tief, daß er aus der Ewigkeit kam, um in die Ewigkeit heimzukehren:

„Bin selbst ein Stück aus Gottes Hand,
Mein Sein ruht ganz in Seinen Händen."

Zwischen solcher Einstellung und dem modernen Geist ist schlechterdings keine Brücke zu schlagen. Man muß sich nach der einen oder andren Seite hin entscheiden.

Bei diesem Anlaß wird man auch Hans Thomas Bücher und Büchlein einmal wieder zur Hand nehmen. Es strahlt darin derselbe reine Geist, der auch seine Gemälde adelt. Eine reich illustrierte Schrift von Karl Anton: „Hans Thoma, ein Meister der Menschheit“, erscheint eben in diesem Augenblick in zweiter, stark veränderter und vermehrter Auflage (Karlsruhe, G. Braun). Und gleichzeitig veröffentlicht Dr. Heinrich Saedler (Führer-Verlag zu München-Gladbach) eine Auswahl: „Hans Thoma als Meister des Wortes.“

Es geht Weihnachten zu. Wie der milde, abgeklärte Meister im Herbst geboren ist, so ist er auch im Herbst dahingegangen. „Dein ewiges Licht, o Herr des Lebens, das mit stillem Glanz die ganze Welt erfüllt, leuchte auch über seinem Schlafe!“ L.

Vom Akademie-Plan

plaudert Geheimrat Rudolf Eucken, Jena, in einer Zuschrift an den Herausgeber des „Türmers“:

... „Dem Akademie-Plan bringe ich volle Sympathie entgegen. Es ist ein wichtiger, ja unabweisbarer Gedanke, daß auch die deutsche Literatur eine greifbare Verkörperung in einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten haben sollte, und ich selbst kann nach meiner deutlichen Erinnerung folgendes darüber berichten. Es war 1903, in der Zeit, wo das Herder-Jubiläum die Gedanken bewegte, als der damalige Kurator der Jenaer Universität, Eggeling, mir mitteilte, es bestehe der Plan, eine literarische Akademie in Weimar zu begründen; sicherlich war Althoff, der damals höchst einflußreich war, die Seele und Triebkraft jenes Planes. Die Mittel sollten durch reiche Industrielle aufgebracht werden, so daß ein Einfluß des Staates nicht in Frage kam. Wie die Auswahl der literarischen Führer zu treffen sei, darüber wurde nichts Näheres mitgeteilt, jedenfalls war der Gedanke, eine unabhängige Korporation zu schaffen. Aber die Sache ist wohl bald ins Stocken geraten, wahrscheinlich hat die Industrie die nötige Summe nicht aufgebracht (es handelte sich um stattliche Summen), und so ist das Ganze in die Versenkung geraten. Aber es müßte sich in den Akten des Preußischen Kultusministeriums irgendwelche Mitteilung darüber finden. Althoff war groß in dem Talent, reiche Leute für die wissenschaftlichen Zwecke zu interessieren, aber bei jener Frage scheint die beliebte Hilfe versagt zu haben. Damals konnte man bei dem überströmenden Reichtum eher auf eine solche Förderung hoffen, jetzt hat sich die Sache weit ungünstiger gestaltet, und von äußeren Hilfen ist wenig zu erwarten. Aber der Grundgedanke wird und muß sich schließlich durchsetzen; wir gewahren hier eine Lücke, die das Ganze unseres Kulturlebens schädigt; es gilt, den schaffenden Schriftstellern die ihnen gebührende Stellung zu erringen. So wollen wir trotz aller Hemmungen die Sache fest im Auge behalten ...“

Verfallserscheinungen im Theaterwesen

Im letzten Warte-Artikel des „Türmer“-Oktoberheftes wird der „Deutsche Theaterunfug“ gegeißelt. Der Verfasser spricht dort von der Unzahl der geradezu unsittlichen Stücke, die das Theater von heute in das Publikum wirft. Kultur ist Unsinn — Geld regiert die Hirne!

Gehen wir dieser Verfallserscheinung ein wenig nach!

Wieder hat die erstklassigste Bildungsanstalt des gesamten Volkes seine Tore weit geöffnet, die Schauspieler haben die neuesten Stücke einstudiert, manche bauliche Verbesserung ist im Theatergebäude vorgenommen — alle Bedingungen für die „Saison“ sind erfüllt. Der Direktor hofft, der Schauspieler hofft, der neueste Dichter auch. Und? — Der Besuch ist sehr flau, die Kasse sehr leer, und die allgemeine Stimmung naturgemäß recht gedrückt.

Die Eintrittspreise müssen höher geschraubt werden. Die Kasse zeigt eine ähnliche Leere wie vorher. Der Theaterbesuch von heute ist schlecht. Die Pleite steht neben dem Ein-

gang. Wie traurig es den Theatern geht, zeigen am besten die Konkurse, die allein in Berlin das Schauspielhaus, das Wallnertheater, das Apollo-Theater und das Friedrich-Wilhelm-Stadttheater zu Falle brachten.

Nun ist es wohl verständlich, daß in der Not des Existenzkampfes nach Stücken Umschau gehalten wird, die das Haus füllen.

Von dieser Überlegung bis zum Nackt- oder Nachtstück ist nur ein sehr kleiner Schritt. Die Masse packen! Gleichviel wo und wie ...

Der Idealismus, der heilige Gehalt der Kunst wurde immer mehr zerfetzt, mißbraucht, verhöhnt — bis er elend am Boden lag. Welch köstliches Aas! riefen die Geier der Nachrevolution. Er ist tot. Wir sind die Herren! Es lebe das Fleisch! Die Dirnenkunst war geboren ...

Maschinenmäßig entstanden ihre Dichtungen. Nur für die rohe Masse berechnet, die von Lust zu Lust taumeln will. Und nun schweben Theaterspiele gleich gaukelnden, farbigen, hohlen Gartenkugeln verblichener Tage über die Bühnen ... Die Menge weidet sich. Und die Theaterkasse schwillt ...

Die Stillen im Lande aber gehen gesenkten Hauptes, die Scham im Antlitz, durch die Menge. Die Freunde wahrer Kunst sind wie verstoßen. Sie schließen sich überall zu Theatergemeinden, Volksbühnen und Kunstvereinigungen zusammen und treiben dort — abseits der großen Kulturanstalten — wahrhafte Kunstpflege.

Um dieser Abwanderung zu steuern, muß die Direktion der Theater gute Stücke bringen. Aber auch das geschieht nicht mit gesunder und reifer Überlegung. Die Geldnot drängt. Es muß etwas Besonderes, der Neuzeit „Entsprechendes" (also Lautes, Lärmendes, an Reklame Grenzendes!) geboten werden. Die Leitung greift zum „Star". Und damit komme ich auf eine neue Verfallserscheinung im Theaterwesen.

Das ist der Starunfug. An jedem größeren Theater treibt mindestens ein Schauspieler und eine Sängerin ihre wundervolle Blüte zur prächtigsten Entfaltung, so daß alles andere durch sie überglänzt und „übertrumpft" wird. Strahlend steht die Sonne aller Sonnen am Himmel des deutschen Theaters und — stellt alles, was mit ihr leuchten soll, in den Schatten. Somit kann es natürlich sehr selten (nur bei äußerster Zurückhaltung!) zu ausgeglichenen Bühnenszenen kommen.

Für diese gähnende Kluft läßt sich der Star naturgemäß anständig bezahlen. So erhält z. B. die Kammersängerin Claire Dux allabendlich 5000 M. Die Forderungen des Stars schwanken zwischen 2000—5000, auch 6000 M. Diese ungeheuerlichen Gagen erfordern natürlich Rieseneinnahmen, die bei der jetzt herrschenden Geldknappheit und der Werterkenntnis des Geldes für die Kasse immer ein Risiko bilden. Starunfug ist gleichbedeutend mit Sorgen, Hetzen, Geldverdienen. Die Theaterleitung pendelt denn auch zwischen Nervosität und drohender Pleite oftmals hin und her. Die Kunst aber leidet entsetzlich unter solcher Geschäftigkeit.

Dem ehrlichen Durchschnittsschauspieler ergeht es bei dieser wahnsinnigen Star-Wirtschaft, die heute das Feld beherrscht, sehr schlecht. Alles für einen — für den andern nichts! heißt der Wahlspruch des Theaters. So bewegen sich denn die Gagen der „glücklichen" Schauspieler, die der rauhe Sturm der Arbeitslosigkeit nicht aufs Pflaster warf, zwischen 80 bis 120 M monatlich. Gute Kräfte erhalten 150 bis 300 M oder etwas mehr. Solche Einnahmen drücken das Niveau eines Standes gewaltig hernieder.

Die Kunst geht betteln. Das alte Sprichwort hat heute wieder seine Verkörperung gefunden. Wie oft schon vernahm ich auf der Straße plötzlich einen wunderbaren Bariton. „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar ..." tönte es an mein Fenster. Ich stand auf und lauschte. Wahrhaftig — der dort unten steht und singt, ist ein geschulter Sänger. Auch seine Bewegungen verraten den Menschen, der einst bessere Tage gesehen ... Er hat sein Lied beendet. Die Groschen klimpern auf die Steine. Er hebt den schwarzen Schlapphut, dankt und — bückt sich nach den Almosen. Er errötet nicht einmal mehr dabei: Hunger tut weh ...

Starwirtschaft einerseits — und niedrigster Volksinstinkt auf der andern Seite; wohin wird's weitergehen? Oswald Richter

Ein großer Christbaum

müßte über Deutschland brennen, schrieb im vorigen Jahre der Herausgeber der „Christlichen Welt". Und ihm antwortete ein Leser aus Heilbronn:

„Inmitten der Freitreppe unseres Rathauses wurde schon im Jahre 1922 ein großer Christbaum aufgestellt, der von Weihnachten bis Neujahr jeden Abend eine ganze Stunde im Glanze seiner (elektrischen) Lichter erstrahlte für die den Marktplatz Kopf an Kopf anfüllende Menge. Unter dem Baum sangen alle Gesangvereine, darunter die Weingärtner, die Bäcker, die Turner. Posaunen, Violinen, Gitarren erklangen; unvorbereitet stellte sich einmal ein ‚armer Handwerksbursche' am Baum auf und las von der Brüstung der Treppe herab der Menge auf dem Marktplatz aus der Bibel die Weihnachtsgeschichte vor. In dieser Woche (Weihnachtswoche 1923) erleben wir nun wieder eine Wiederholung, tatsächlich auf vielseitigen Wunsch. Am Silvester werden wieder, wie im Vorjahre, die Massenchöre unter dem Baum einen würdigen Jahresübergang bewirken an Stelle des üblichen Lärms."

Tatsächlich wären solche Weihnachts- und Silvester-Feiern edler als die üblichen, stark mit Alkohol belebten Volksbelustigungen, und möchten wohl zur Nachahmung auffordern.

Gräfs Goethe

Was ich hier bringe, es sind kleine Blumen, kleine Blätter, wie sie mir während meiner Wanderung durch Goethes Welt gewachsen sind da und dort, bei harter dreißigjähriger Arbeit, auf dem einförmigen, mit mancherlei Disteln und Dorngestrüpp bewachsenen Acker streng philologisch-wissenschaftlicher Forschung. Das Band, welches den bescheidenen Strauß zusammenhält, ist gewoben aus Ehrfurcht und Liebe, aus Sehnsucht nach Wahrheit und Licht." Schlicht schreibt es der just sechzigjährige, in der ganzen wissenschaftlichen Welt wohlbekannte Hans Gerhard Gräf, ehemaliger Assistent am Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Es war um dessen Verbleiben, wie man sich erinnern wird, vor Jahr und Tag eine Pressefehde entstanden, weil dem hochverdienten Gelehrten sein fürstlicher Brotherr aus Mangel an Betriebsmitteln des genannten Instituts gekündigt hatte. Seitdem lebt der Gelehrte nicht gerade in den glänzendsten Verhältnissen, und deshalb ist es hoch anzuerkennen, daß sein Verleger (H. Haessel in Leipzig) ihm zu Ehren und Vorteile eine subskribierte (jetzt auch in der Öffentlichkeit erscheinende) schön ausgestattete und reich mit Bildnissen versehene Sammelausgabe der bedeutendsten Gräfschen Goetheschriften erscheinen ließ: Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. Sie ist von Gräf wiederum dem fünfzigjährigen Goethesammler und bekannten Insel-Verleger Anton Kippenberg zugeeignet worden. Und wir bemerken von vornherein: das schöne Buch sei auch den Türmerlesern wärmstens empfohlen!

Hermann Grimms Rat: „Sprechen Sie sich über Goethe und Goethes Kreis völlig aus sich heraus und rücksichtslos aus!" hat Gräf immer treu befolgt und den Zuruf vieler Großen im Reiche des Geistes geerntet. So schloß sich ihm, als er mit der Idee eines Karl-August-Museums in Weimar hervortrat und viel Anfechtung darob einerntete, Weimars bester Freund Ernst von Wildenbruch begeistert an, und der nun auch schon verewigte populäre Goetheforscher Bode rief ihm sein begeistertes „Und so fortan!" zu. Doch als Gräf 1904 in einem „Traumbild" für die Särge Goethes und Schillers in Weimar ein „Nationalheiligtum der Deutschen" forderte und herzhaft, aber doch leise und taktvoll an die alte Wunde rührte, daß die Särge unserer beiden größten Geister nicht rechts und links vom Sarge ihres Herzogs Karl August, sondern beiseite [? D. T.] in der Fürstengruft aufgestellt, neben den weltlichen Wettinischen Fürstenleichen gewissermaßen so eben mit geduldet [? D. T.] sind, da brach es über ihn herein, was er nun — zwanzig Jahre später — gar gründlich beschaulich in einem „Nachwort" behandelt, da schatteten die düstern Wolken des letzten „dunklen Abschnitts der Kulturgeschichte Weimars" auch über ihm, von denen ja auch Wildenbruch und so mancher ein Lied zu

singen wußte. Bei ihm melodierte es in den zorn- und schambebenden Worten eines Briefes von Wildenbruch an seinen Freund Oberhofprediger Wilfried Spinner: „Der Stadt Weimar meine Liebe — dem Hofe, und was damit zusammenhängt, für Fußtritt Fußtritt!" Der Hof ist weg, auch der letzte Großherzog ist tot, die Weimarische Regierung schillert in wechselnden Farben — sie könnte den Traum Gräfs und vieler nach einem Schiller-Goethe-Grab verwirklichen. Er gibt ihr in seinem Buche alle erforderlichen Urkunden dazu. [Wir sind in bezug auf die Fürstengruft allerdings anderer Ansicht. D. T.]

Wem gäbe das Buch nichts! Was wissen wir etwa von dem Ende Sommers 1918 verstorbenen subtilen Goetheforscher Sanitätsrat Dr. med. et phil. h. c. Max Morris in Berlin? Gräf webt aus eigenem Erleben und Erinnern auf fünfzig Seiten des rasch Vergessenen völliges Bild. Was haben wir uns je um des wirrsäligen Gottfried August Bürgers Harzheimat Molmerschwende näher bemüht? Gräf malt sie nach einer Harzwanderung von 1888 mit wahrhaft goethegetreuen Zügen. Und das letzte Lebensjahr unseres größten Dichters selbst schildert er nach dessen Tagebüchern zum ersten Male erschöpfend. Wir finden ferner eine stille Huldigung für die vielverkannte Christel, deren Briefwechsel mit Goethe wir ja Gräf verdanken, einen Neudruck des Büchleins über Berka und manche Kleinigkeiten. Drei Bogen Goethe-Erinnerungen im nordwestlichen Böhmen und endlich als Kernstück des ganzen Buches die mehr als hundert Seiten lange, zum ersten Male hier in deutscher Sprache gedruckte Abhandlung: Goethe und Schweden — ein „Versuch", in dem Gräf viel Wissen zusammentrug und der uns Deutsche deshalb heuer besonders fesseln dürfte, weil ja im Oktober eine großzügige Goethe-Ausstellung in Schweden geplant ist. „Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen gewesen." Nie hat Goethe jenes Land betreten, sich doch durch viele Jahre oft und eingehend mit ihm befaßt und manche Schweden freundlich empfangen und gründlich ausgefragt, sogar schwedische Münzen gesammelt. Unserm Brudervolke im Norden ist er vertraut, wie es uns die schwedischen Dichter sind. Hier schlingt sich ein unzerreißbares Band ... Ein mohammedanischer Fürst rief einst beim Betreten des Dachkämmerchens im Frankfurter Goethehause (wo der „Götz" entstand) begeistert aus: Ist Goethe auch nicht meines Volkes und meines Stammes, so werden doch im Dienste des Schönen alle Menschen ein Volk. Paul Burg

Auf Höhen Ettersburgs

So nennen sich „Blätter der Erinnerung", die Werner Deetjen in der Verlagsbuchhandlung J. J. Weber (Leipzig 1924) herausgibt: ein reizvolles Büchlein, das sich jeder Weimar-Wandrer anschaffen sollte.

Der geistvolle Journalist, Schriftsteller und Plauderer Karl Frenzel hat einmal in einer den Weimarer Kulturstätten und ihrer Bedeutung für deutsches Kulturleben gewidmeten, feinsinnigen Betrachtung von jenem „unsichtbaren, geistigen Weimar" gesprochen, das beim Anblick dieser Erinnerungsstätten in der Seele des innerlich schauenden Weimarpilgers erstehe. Ein Wort, das den Wert dieses zierlichen Büchleins mit seinem so verständnisvoll ausgewählten Bilderschmuck und der überaus anziehenden Darstellung kennzeichnet. Der kundige Leiter der weimarischen Bibliothek, Professor Werner Deetjen, hat hier sowohl den lesenden Weimarfreund wie den naturfrohen Wanderer auf klassischen Pfaden in die Vergangenheit einer der lieblichsten Stätten der weimarischen Dichterzeit eingeführt. Gerade Ettersburg ist von der harten Hand einer nutzbringende Verwertung fordernden Gegenwart durch die Umwandelung des (dem Privatbesitz des Fürstenhauses entnommenen) Lustschlosses in ein Landerziehungsheim ganz besonders rauh betroffen worden, wenn es auch seines Zaubers dadurch nicht ganz entkleidet werden konnte. Um so dankenswerter, daß ein so feinsinniger Weimarkenner wie Professor Deetjen es unternommen hat, die wechselvolle geschichtliche Vergangenheit auf Grund alter Niederschriften und wenig bekannter Mitteilungen festzuhalten und wieder lebendig werden zu lassen.

Über den Einblick in die klassische Dichterzeit hinaus gewährt dieser lokalgeschichtliche Ausschnitt manche auf Kultur- und Weltgeschichte bezügliche Einzelheiten. Von Herzog Wilhelm Ernst (1708) unter Benutzung erhalten gebliebener Mauern eines ehemaligen Klosters erbaut, später von Ernst August ergänzt und ausgebaut, sollte das einfache Jagdhaus in dem am Nordrande des Waldes gelegenen Dorfe Ettersburg, als es Anna Amalia (1776) zu ihrem Wohnsitz erwählte, bald der Mittelpunkt eines einzigartigen, von genialem Dichtergeiste getragenen fürstlich geselligen Treibens werden. Die mit eingehendster Kenntnis zusammengestellten, zum Teil bisher kaum bekannten Quellen entnommenen Berichte der Miterlebenden dieser Darstellungen, in buntem Wechsel die Uraufführung der Iphigenie neben ausgelassenen Lustspielen und übermütigen literarischen Satiren und grotesken Parodien bietend, Schäfer- und Waldstücke bei phantastischer Beleuchtung unter den rauschenden Waldbäumen gespielt: lassen diese wie den ganzen Kreis bedeutender Persönlichkeiten, der sich um die Fürstin gesammelt hatte, lebendig vor dem geistigen Auge erstehen. Man stimmt rückblickend Wielands heiterem Wort zu: „Wir leben da ferne dem Erdengetümmel das selige Leben der Götter im Himmel."

Der Örtlichkeit verblieb, auch als solcher Glanz verblaßt war, ein dichterischer Schimmer. Dort schrieb Schiller im Sommer 1800 den letzten Akt seiner Maria Stuart. Allein die Musen verstummten, als wenige Jahre später der eherne Tritt der Weltgeschichte diese Stätte streifte, und Karl August sich gelegentlich des Erfurter Fürstenkongresses genötigt fand, den fremden Machthabern, Napoleon und Alexander und ihren Trabanten eine große Jagdfestlichkeit auf den Höhen des Ettersbergs zu bereiten. Sie sollten noch einmal erwachen, als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der ehemalige Erbgroßherzog Karl Alexander mit seiner jungen Gemahlin Sophie einen schöngeistigen Kreis dort um sich zu sammeln suchte (dem unter anderen der Märchendichter Andersen seine verdeutschten Märchen vortrug), und ein „Ettersburger Journal" und eine „Ettersburger Bühne" aufleben ließ. Trat in der Neuzeit auch die ursprüngliche Bestimmung als Jagdschloß in den Vordergrund, so blieb doch der durch geschmackvolle Parkanlagen verschönerte Landsitz bis zuletzt ein von dem Fürstenhause bevorzugter Aufenthalt.

Möchte neben anderen Lesern, die sich des ebenso geschmackvoll ausgestatteten wie inhaltsreichen Büchleins freuen, doch auch gerade die Jugend, der diese Erinnerungsstätte zugesprochen, sich durch dieses Werk „auf Ettersburgs Höhen" hinaufgeführt finden, um einen Hauch jener geistigen Höhenluft, die eine bescheidene Wirklichkeit mit pulsierendem geistigen Leben zu durchdringen wußte, mit hineinzunehmen in ihre eigene Zukunft!

Eleonore v. Bojanowski

Scholle und Stern

Auf Kurt Geucke ist im letzten Jahr wiederholt im „Türmer" aufmerksam gemacht worden als eine künstlerische Persönlichkeit von großem Ausmaß. Kenner wissen ihn zu schätzen, der nicht viel schrieb, aber Gewichtiges. Seine Tragödie „Sebastain", seine Komödie „Der Meisterdieb", sein Kolonialroman „Rust": indem man sie nennt, nennt man ebenso viele Meisterwerke. Von den liebenswerten Gassen- und Giebelgeschichten „Nächte", von dem glutvollen Jugenddrama „Loredans Tochter" zu schweigen — wie von der tiefdringenden Studie über „Goethe und das Welträtsel".

Wenn ein solcher Mann, in der Vollreife seiner Jahre, uns gesammelte Gedichte als den Ertrag seines Lebens vorlegt („Scholle und Stern". Lieder und Balladen, Berlin 1924, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Engel & Toesche), dürfen wir Ungewöhnliches erwarten. Und in dieser Erwartung finden wir uns nicht getäuscht. Die Sammlung enthält Ungleichwertiges; aber, um es vorweg zu nehmen, eine Reihe von Stücken, in denen kein Lebender, der in deutscher Sprache dichtet, Geucke den Kranz streitig machen kann. Im Lied, im betrachtenden Gedicht, in der Ballade entfaltet sich seine Begabung mit

gleicher Stärke. Er beherrscht den Volkston wie den hohen Stil, obwohl ihn gerade die gedankliche Kraft zu gesteigertem Ausdruck, zum Pathos drängt. Elemente von Schiller und Kleist sind in ihm verbunden; und man kann ihn, mit Fug, einen Nachklassiker nennen, dies Wort im vornehmsten Sinne verstanden. Einzig ist die Bildkraft seiner Sprache, die das Zeitalter Nietzsches nicht verleugnet; hier sind bisweilen die Grenzen überschritten; das Übermaß ist die Gefahr gerade der stärksten Begabungen; alles Schöne jedoch hat mittleres Maß: ist einfach und schlicht. Neue Wortfügungen dürfen nicht nach Manier oder gar Schwulst schmecken. Von reiner Lyrik heben wir hervor die Gedichte „Lenznacht“, „Immakulatas Lied“, „Myrt' und Ros' und Rosmarin“, „Venezianische Abendlieder“, von Elegien „Vollmond in Dornburg“, „Die Sommernacht“ — vielleicht das Schönste, was seit Schillers „Spaziergang“ in dieser Gattung geschrieben ist —, von den Oden „Wandlung“, dazu kernige Sprüche. (Die eingefügten Philosopheme, ästhetischen Bruchstücke und kritischen Ausfälle vermißten wir lieber um der Einheitlichkeit der künstlerischen Wirkung willen.) Eine dramatische Probe aus dem Meisterlied „Die Walduhr“ gibt Gelegenheit, die Begabung des Dichters mit der Hebbels zu vergleichen, der ein Gegenstück in seinen „Nibelungen“ geboten hat.

Aber das volle Können Geuckes zeigt sich doch erst in den Balladen. Hier spürt man den heißen Atem des Dramatikers. Drama und Ballade sind verwandt. Die Ballade ist wie das Drama ein Ausschnitt aus dem Menschenleben aufs äußerste zusammengedrängt auf kleinstem Raume. Was der Dichter hier bietet, verdient eingehende Beachtung: „Tjark Evers“ „Die Kerze von Wangeroog“, „Die Nachtschwester“, „Schattenballade“, „Das Nachtmahl im Rhonberg“ — das Dantistische Höllenfarben aufweist — u. a.

Allein die Perle der Balladen, das Kronjuwel der Sammlung ist die „Braut von Syrakus“. In Syrakus wütet die Pest. (Man denkt unwillkürlich an die Schilderung der Pest in Kleists Meisterwerk „Robert Guiscard“ im Normannenlager: Geuckes Können hält den Vergleich aus.) Die Seuche ist im Erlöschen; zu ihrem letzten Opfer zählt ein kindhaftes Mädchen von seltener Schönheit. Die Leiche wird zur Toteninsel überführt. Nachts pocht jemand den Wächter aus dem Schlaf: es ist der Freund und Verlobte der Entschlafenen, der, untröstlich, noch einmal die Entrissene zu sehen begehrt. Er besiegt, durch Gold, den Widerstand des Wächters, dringt zum Sarkophag, sprengt ihn, sieht im Mondlicht die entschlafene Geliebte und umfängt sie in tiefstem Schmerz, einzig von dem heißen Wunsche beseelt, sie wieder zum Leben zu erwecken. Und Aphrodite erhört sein Flehen: in der Glut seiner Umarmung erwacht das Mädchen zu neuem Dasein, und die Liebenden sind vereint in einer reineren Welt! — Aber wie ist dieser unsagbare Vorgang geschildert! Mit welcher Zartheit, Innigkeit, Süßigkeit und doch welch ungeheurer Gewalt und Pracht! Welches Wunder ist hier vor unseren Augen vollbracht — daß wir glauben, ohne zu prüfen! Dies ist der Wurf eines Genies. Welcher Aufbau: welche Einleitung und Durchführung — welche Steigerung, welcher Adel der Sprache: vollendete Kunst! Hier, in der Beseelung einer Toten durch einen Liebenden liegt ein Gegenstück zur „Braut von Korinth“ vor, die die Entseelung eines Lebenden durch eine Tote darstellt: die Macht der Liebe triumphiert hier über den Tod. Kein Vampyr siegt, sondern Eros. Und nicht Christentum und Heidentum stehen im Gegensatz, sondern die Antike mit der Schönheit ihrer Religion ist leibhaft heraufbeschworen, in einem Bilde von unerhörter Plastik.

Man darf einen Dichter nicht nach dem Geringeren und Schwachen messen, das sich dem sichtenden Blick entzog, sondern nach dem Höchsten, was er erreicht hat. Selbst von dem Größten behält nur eine Auslese Geltung. Der Autor selbst ist meist befangen. Kränken und verwirren wir ihn nicht! Erkennen wir vielmehr das, was ihm — trotz der Ungunst der Zeiten — gelang, neidlos an! Wenn der Schein von Hunderten der Modegrößen verblichen, wird ein Name noch strahlen: der Kurt Geucke.

Dr. Ernst Wachler

Eine Geschichte der russischen Literatur

hat sich nun der glänzenden Reihe ähnlicher Werke eingefügt, die das Wissenschaftliche Institut, Leipzig, herauszugeben pflegt. Arthur Luther ist der Verfasser, ein ausgezeichneter Kenner der russischen Dichter und überhaupt der russischen Verhältnisse, die gerade bei diesem Volkstum außerordentlich eng mit dem dichterischen Schaffen zusammenhängen. Sein Buch wendet sich nicht an Fachleute, obwohl man vieljährige Studien dahinter spürt, sondern an den weiten Kreis gebildeter Litertaurfreunde. Es ist sowohl für solche Leser bestimmt, die mit den Werken der großen Russen bereits bekannt sind, und sich nun genauer darüber unterrichten wollen, welcher Platz diesen Dichtern in der allgemeinen Entwicklung gebührt, als auch für solche, die erst einen Überblick über die Gesamtentwicklung gewinnen wollen. In diesem Werk ist auch die ältere Zeit ziemlich ausführlich behandelt, so daß man hier einen neuen Eindruck gewinnt, besonders auch in die reizvolle und reiche russische Volksdichtung. Die Darstellung dieses schönen, reich illustrierten Bandes von fast 500 Seiten reicht bis in die unmittelbare Gegenwart, bis in das bolschewistische Rußland. Hier können wir Ausländer natürlich erst recht nicht mitreden; aber man hat zu dem Verfasser das Vertrauen gewonnen, daß er uns auch hier das Wesentliche sachlich mitteilt.

Wenn man aus dem äußerst anregenden Werk einzelne Kapitel als Stichprobe gelesen hat, sieht man sich wirklich gefesselt einer sehr reichen und lebendig dargestellten Literatur gegenüber. Mancher gute Deutsche, z. B. aus dem Bayreuther Kreise, hat von dem Freunde eines Wagner und Liszt, Paul von Joukowsky, vernommen oder den liebenswürdigen Mann gar persönlich gekannt: man wird in diesem Buch mit Vergnügen auf mehreren Seiten eine sehr liebevolle Schilderung seines Vaters, des berühmten Dichters finden, dessen Wesen noch vollständig Harmonie war. Ebenso packend aber lesen sich die Kapitel über Puschkin und Gogol oder Turgenew. Der moderne Deutsche wird sich wohl sofort in die Kapitel über Tolstoi und Dostojewski vertiefen, die so stark, ja einseitig auf uns eingewirkt haben, oder den Schlußabschnitt „Unter dem Bolschewismus" mit Spannung lesen. Wo man auch aufschlagen mag, die Darstellung ist farbig und belebt, so recht geeignet für den gebildeten Laien.

Unseres Erachtens muß man sich heute mit der russischen Dichtung auseinandersetzen, grade weil der slawische Einfluß auf politischem Gebiet so ungeheuer drohend über uns hängt. Wir alle, die wir eine Selbstbesinnung auf Deutschlands Weistümer empfehlen, können durch eine Überschau über benachbarte Literaturen in unsrer Herausarbeitung des eignen deutschen Wesens gefördert werden; zumal wenn, wie es in diesem Werk der Fall ist, ein guter Deutscher dahinter steht. Dr. Luther ist ein geschätzter Literaturhistoriker, der aus den Baltischen Provinzen stammt, sich auch mit Goethe und Grillparzer beschäftigte, seine Hauptaufmerksamkeit jedoch durch viele Jahre hindurch dem russischen Geistesleben zugewandt hat, wie denn auch dieses Buch dem Gedächtnis seiner „unvergeßlichen Lehrer", dreier Professoren von der Moskauer Universität, gewidmet ist. —

Wir nennen in diesem Zusammenhang noch eine zweibändige Ausgabe von Puschkins Prosa-Arbeiten (übersetzt von Joh. v. Guenther), die uns die Novellen dieses lebensvollen starken Dichters bekannt macht und im zweiten Bande die „Hauptmannstochter" bringt, diese packend-realistische echt russische Erzählung (München, Becks Verlag).

Aus Südafrika

liegt uns eine fesselnde und für unser Auslandsdeutschtum aufschlußreiche Schrift vor: „Geschichte der deutschen evangelisch-lutherischen St. Anreasgemeinde zu East-London in Brit.-Kaffraria" (Hannover, Heinrich Feesche). Es ist eine Festgabe zur Feier des 50jährigen Bestehens dieser südafrikanischen deutschen Gemeinde, heraus-

gegeben vom dortigen Pastor Ernst Fricke. Verschiedene Pastoren, die nach und nach dieser Gemeinde ihre Arbeitskraft gewidmet haben, sind durch Beiträge vertreten, woraus sich ein deutliches Bild der Entwicklung dieser deutsch-evangelischen Pionierarbeit im dortigen Fremdland ergibt. Es sollte dergleichen auch von unseren Geistlichen in der Heimat fleißig gelesen werden. Manche von diesen 93 Seiten liest sich überaus anschaulich. Was für Kleinarbeit ist unter jenen ungewöhnlichen Verhältnissen im Kaffernlande von unseren tapferen deutschen Vorkämpfern geleistet worden! Hätten wir noch ein Jahrzehnt Frieden gehabt: das Bewußtsein einer großen Zusammengehörigkeit aller, die deutschen Blutes und deutscher Sprache sind, hätte sich wohl unausrottbar in unseren Auslandsdeutschen eingegraben.

„Auch unsere Leute hier draußen bedürfen immer von neuem wieder aufgerüttelt und daran erinnert zu werden, daß es eine heilige, gottgewollte Verpflichtung ist, von deutschem Stamme zu sein, zugleich aber auch eine Ehre. Denn was deutscher Fleiß und deutsche Tapferkeit vermögen, dafür ist das Gebiet, in dem wir leben, Britisch-Kaffraria, ein stolzes Denkmal. Trotzdem gibt es auch hier manchen, der sich seiner Abkunft schämt! Man kriecht beim Engländer unter, wird dafür gestreichelt, benutzt und im Grunde doch verachtet! Denn der weiß, daß nur, wer sich selbst achtet, auch von anderen Achtung verdient, und daß fest und tüchtig nur der dasteht, der in seinem Volk und seiner Geschichte verwurzelt ist ... Wir wollen nicht ungerecht sein. Es gehört in jedem Fall ein stahlharter, entschlossener Wille dazu, auf fremdem Kolonialgebiet, umgeben von überwältigender Majorität, regiert von fremdsprachlicher Obrigkeit, die eigne Art, die Sprache, den Glauben der Väter zu bewahren ..."

In unserem jungen Reich hatte sich noch nicht eine planmäßige Kolonisation ausgebildet. Die Lehrzeit war zu kurz. Was Wunder, wenn ein Tropfen nach dem andern von unserem ausgewanderten Deutschtum aufgesogen und verarbeitet wurde! Auch der Verfasser der Einleitung hebt das hervor:

„Ob unter solchen Umständen die Glieder anderer Völker sich zäher behauptet hätten? Was ist denn aus den französischen Hugenotten geworden, die bei den Buren eine Zuflucht suchten? Und wie manche Träger englischer Namen gibt es, die im Freistaat unter burischer Mehrheit in Sprache und politischer Auffassung ebenfalls Afrikander, d. h. Buren geworden sind. Für uns Deutsche, die wir nirgends in der Welt rechtes, umfangreiches Siedelland für unseren großen Volksüberschuß besaßen bzw. besitzen, die wir außerhalb der schwarzweiß-roten Grenzpfähle überall unter fremder Oberhoheit wohnen müssen, ist die Selbstbehauptung schwerer als für irgendwen sonst. Darum wollen wir mit Stolz und Freude daran denken, daß es unter uns so viele gibt, denen das, allen Schwierigkeiten zum Trotze, doch gelang, so trefflich gelang, daß wir sagen dürfen: diese Deutschen, die, unter fremden Völkern lebend, sich als solche behaupten, stellen, was National- und Volksbewußtsein angeht, international eine Klasse für sich selber dar. Sie verdanken dieses Bewußtsein nicht einem dunklen Instinkt, der durchs Geflatter einer Flagge leicht und wild bis zur Besinnungslosigkeit zu entfachen ist, sie sind nicht lediglich das Machwerk einer jingoistischen Presse, sondern durch tiefgründiges Sinnen und Vergleichen, durch täglichen Kampf haben sie erworben, was sie nun besitzen: das frohe Bewußtsein, nach Gottes Willen Deutsche sein zu sollen und zu wollen; und wer das Glück gehabt hat, mit solchen Auslandsdeutschen, gleichgültig ob sie in den baltischen Provinzen, in Japan oder Australien, in Afrika, Indien oder Amerika in schwerem Kampfe sich selbst behauptet haben, daheim oder draußen zusammenzutreffen, der wird bestätigen, daß diese Leute wissen, was es heißt, Charakter haben, und daß sie sich in merkwürdigem Verständnis eng untereinander verbunden fühlen."

Recht so!

Dieser Kampf um Selbständigkeit ist also auch in East-London dort in Südafrika gekämpft worden; nicht immer erfolgreich, aber auch nicht immer und ganz sieglos. Es ist dort ein Stück Kulturland der Kaffernwildnis ab-

getrotzt worden. Fort Glamorgan und einige Wellblechhäuser auf der Westbank, hohes Gras und hohe Bäume auf der Ostseite des Buffalo — so sah es aus, als die ersten Deutschen kamen. Und heute braucht East-London (mit etwa 15000 Weißen, darunter 1500 freilich konfessionell und sonstwie gespaltene Deutsche, und 10000 Farbigen) den Vergleich mit keiner Stadt von gleicher Größe in Europa zu scheuen. Es ist da vor allem ein auf Veranlassung des alten Oberstleutnants Schermbrucker von der deutschen Legion wohl ausgebauter Hafen, breite Straßen mit zahlreichen Autos, herrliche Park- und Baumpflanzungen, stattliche Kirchen und sonstige Gebäude, vor allem kleine und größere Einfamilienhäuser, wie man sie in diesem Maße in Deutschland noch nicht hat. Erinnerten nicht die Farbigen und die Ochsenwagen und besonders die Sonne nachdrücklich daran, man könnte wirklich vergessen, in Afrika zu sein. Das Deutschtum in diesem Teil Südafrikas, in Britisch-Kaffraria (d. h. von der Buffalomündung bei East-London am Indischen Ozean bis zu den Amatole-Bergen jenseits Stutterheim) stellt die stärkste geschlossene Siedlung von Deutschen in ganz Afrika dar. Beim 50jährigen Jubiläum der deutschen Emigranten (1908 in King Williams Town, der alten Hauptstadt Kaffrarias, festlich begangen) wurde die Zahl auf etwa 8000, 1912 gelegentlich einer Petition ans Parlament auf über 10000 angegeben; rund die Hälfte davon gehört zur lutherischen, die andere zur baptistischen Kirche, eine beklagenswerte Spaltung, vielfach ein Hemmnis einheitlichen Handelns.

Doch es sei genug. Diese Zeilen sollen nur einen Hinweis auf das Schriftchen bilden, das übrigens durch einige Abbildungen der Anschauung zu Hilfe kommt.

Das Spiel im deutschen Walde

Wir lesen in der „Deutschen Zeitung“: Eine Zahlkarte fand ich auf meinen Schreibtisch geflattert, auf der Rückseite des rechten Abschnittes las ich: Lienhard-Festspiele-Gutschein! und war gefesselt. Nanu? Der Türmer und Dichter wird nächstens sechzig Jahre alt — will denn die deutsche Bühne auf einmal an ihm gutmachen, was sie seit dreißig Jahren hartnäckig versah, fahrlässig unterließ oder gar böswillig unterdrückte — wie man's nimmt? Teilnehmend las ich den kleinen „Gutschein“ genauer durch: der Inhaber erwirbt mit je zehn Mark das Recht auf drei Einzelkarten zu den Lienhard-Festspielen im Harzer Bergtheater Juli—August 1925.

Harzer Bergtheater! Da stand mit einem Schlage meine ganze eigene Jugend wieder vor mir auf. Man ist nicht umsonst im Quitlingagau geboren, Landsmann Klopstocks und Julius Wolffs, man vergißt die weißen Domtürme der alten frei weltlichen Abtei auf dem Fels überm tausendjährigen Quedlinburg so wenig in seinem Leben wie den Hakel und den Huy, den lieben alten Harz Hans Hoffmanns und der guten W. Heimburg. Da bin ich auch vor 40 Jahren geboren, vor 20 Jahren jung gewesen und habe damals mit auf dem Hexentanzplatz ob Thale gesessen, als Ernst Wachler mutig die Lienhardstücke auf der ersten deutschen Freilichtbühne verlebendigte. Herr Gott, war das ein Fest! Der steile Aufstieg zum Bergtheater, hundertmal von uns Jungens begangen, nun erklomm ich ihn würdevoll mit zwanzig Jahren, verliebter Student, als Berichterstatter der „Magdeburgischen Zeitung“ — beinahe Theaterkritiker! Saß im sinkenden Abend vor dem bunten Spiel und staunte. Man war durch die Großstadtschule dem pappenen Kulissentheater so zugetan, war seiner bäuerlich Harzer Abkunft so halb entfremdet und konnte nun auf einmal inmitten Bäumen unter freiem Himmel das Land der Griechen mit der Seele suchen. Selten gab es wohl einen Theaterkritiker mit lauterem Herzklopfen; denn an jenem meinem ersten Bergtheatertag kam über Roßtrappe und Bodetal herüber, vom Brocken her der Zug der Geister im schwirrenden Flug auf mich zugezogen, gerade ins Herz und Hirn mir hinein — an jenem Tag ward mein erster Roman in mir geboren. Er trug dann später den Titel: Da ist Heimat! war lauter Bekenntnis der Jugend an die Heimat und an die Liebe, an den Harz. Und an jenem Bergtheaterabend im sinkenden Dämmern wuchsen in mir noch viele Pläne herauf:

Quedlinburg — Heinrich der Vierte — die Wetterstädter — Aurora Königsmark ... all das, was einem später einen geachteten Namen gemacht hat, es ward im ersten Ahnen ergraben durch jenes künstlerische Ereignis und Erlebnis in Lienhards Bergtheater, es schoß herauf — war da und ließ dann nicht mehr los. Lebensinhalt der nächsten zehn Jahre! Begeistert schrieb ich damals und kontrollierte Wort für Wort, ob nachher auch alles im Feuilleton der „Magd. Ztg." stand, die ja für uns das Blatt der Heimat war.

Noch oft, mit Weib und Kindern inzwischen, bin ich im Bodetal gewandert und habe hinaufgezeigt, erzählt vom Bergtheater, daß meine Jungen helle Augen bekamen, forschten und das Spiel zu sehen verlangten. Das war aber so lange versunken und vergessen schon. Nun schlägt es seine Augen wieder auf im deutschen Walde, und ich will meine Kinder hinführen, nächsten Sommer, zu den Lienhardspielen.

Glücklicher Gedanke! Wer hat ihn zuerst gehabt? In dem Bericht des Festausschusses, auf der Zahlkarte (durch Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) angeheftet, lese ich Namen wie den Oberburghauptmann von Cranach auf der Wartburg, Rudolf Eucken und Wilhelm Rein in Jena, Elisabeth Förster-Nietzsche in Weimar, Raoul Francé in Dinkelsbühl und Alexander Gleichen-Rußwurm in München, den Weimarischen Staatsminister und den Thalenser Bürgermeister, sowie den Kasseler Oberpräsidenten, den Altmeister Hans Thoma, Exzellenz, und den alten Hans Paul von Wolzogen in Bayreuth.

Geistige Führerschaft Deutschlands aller Gaue und Städte ... und ich lese, daß man für sechzig Mark eine Ehrenkarte erlangt, die ganze Spielzeit zu genießen, daß Lienhard der Überschuß als Wohltätigkeitsschatz überreicht werden soll, ihn in der Schillerstiftung bedürftigen Schriftstellern und Künstlern zu verteilen, deren es ja immer viele gibt.

Wahrlich, ihr hättet kein besseres Geschenk gefunden für den Sechzigjährigen wie für uns alle als die Bergtheater-Festspiele! Daß doch die wilde Bode viele, viele riefe, hinaufzusteigen auf den Hexenberg und im sinkenden Abend „Wieland der Schmied" sowie alle die munteren und ernsten Spiele zu erleben! Tausend Hörer jeden Tag — spielet hundert Tage, von Mitte Juni bis Mitte September, denn das sind die naturschönsten Harzabende... und es wird hunderttausend Harzwanderer mehr geben, die beglückt Erinnern und Erzählen heimtragen aus dem deutschesten der deutschen Wälder unweit jener Stadt, wo vor mehr als tausend Jahren Herr Heinrich am Vogelherde saß. Paul Burg

---

Die Lienhard-Festspiele,

die im Sommer 1925 im Harzer Bergtheater geplant sind, bedeuten ein Kulturprogramm. Werden unter Zehntausenden von Türmerlesern einige hundert durch Zeichnung von Beiträgen, die absichtlich sehr klein gehalten sind, die Veranstaltung ermöglichen helfen? Es hängt von jedem Einzelnen ab, und wir machen jedes Einzelnen Kulturgewissen dafür verantwortlich, gleichviel ob er persönlich die Spiele besuchen kann oder den Gutschein verschenkt.

Der Arbeits-Ausschuß

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Winternot — Gustav Traub



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | Januar 1925 | Heft 4

Erschreckend schnell schwindet dem neuen Geschlecht das, was Goethe den letzten Zweck aller sittlichen Bildung nannte, die *Ehrfurcht*: die Ehrfurcht vor Gott, die Ehrfurcht vor den Schranken, welche die Natur den beiden Geschlechtern und der Bau der menschlichen Gesellschaft den Begierden gesetzt hat.

Treitschke

Von der Ehrfurcht

Auch eine „unzeitgemäße Betrachtung"

Von Prof. Dr. Bruno Bauch

Unsere Zeit ist eine ehrfurchtslose Zeit. Denn sie ist eine kleine, ins Sinnliche verstrickte Zeit. Ehrfurcht aber ist Aufblick zur Größe unserer übersinnlichen, göttlichen Bestimmung und zugleich ein Sich-Beugen vor dieser Größe. Sie hebt uns als sittliche Menschen empor über unsere Sinnlichkeit, sie demütigt unsere Sinnlichkeit vor der Höhe und Tiefe unserer sittlichen Bestimmung. Ehrfurcht ist darum etwas Erhabenes in dem echten Sinne, den Kant von der Erhabenheit ganz allgemein ermittelt hat, und den Goethe seinen Faust so wundervoll auf den Ausdruck bringen läßt: „In jenem sel'gen Augenblicke, ich fühlte mich so klein, so groß!" Seiner sinnlichen Kleinheit und der Größe seiner wahren sittlichen Bestimmung inne zu werden, das ist weder Sache des bloß kleinmenschlichen Lebens im einzelnen, noch Sache eines kleinlichen, im Sinnlichen aufgehenden ganzen Zeitalters. Wohl aber sind alle wahrhaft Großen auch immer Bekenner wahrer Ehrfurcht gewesen. „Es ist die Ehrfurcht, worauf alles ankommt." Das ist zwar seinem Wortlaute nach ein ureigentümlich von Goethe geprägter Gedanke. Doch war Sinn und Inhalt dieses Gedankens stets lebendiges Leben im Leben aller wahrhaft Großen.

Nicht im Leben aufgehen, sondern über dem Leben des Lebens Bestimmung suchen, das Ewige, Göttliche in die Zeit des Lebens verpflanzen, das ist es, was unsere Bestimmung fordert. Eines der tiefsten Worte, die jemals vom Leben gesprochen worden sind, ist das große und doch so schlichte Wort Lao-Tses: „Über dem Leben leben, ist inniger leben, als im Leben leben." In diesem Worte lebt selber die tiefe Ehrfurcht vor der Größe, der jeder leben sollte, ob er ihr auch tatsächlich nicht lebt. Aber insofern er Mensch ist, hat er die Aufgabe, ihr zu leben. Und diese Aufgabe gibt einem jeden in der Gemeinschaft den Anspruch auf Ehrfurcht vor seiner besonderen, persönlichen, ja persönlichsten Bestimmung. Ehrfurcht vor der Persönlichkeit und Ehrfurcht vor der Gemeinschaft als dem Ganzen der Persönlichkeiten ergibt sich so selbst als unabweisbare Forderung. Gerade daß jeder, sei es im Kleinen, sei es im Großen, für die Gemeinschaft etwas bedeutet, was nur er allein bedeuten kann, daß in jedem sinnerfüllten Leben etwas Unersetzliches und Unentbehrliches liegen kann, etwas, das in kein allgemeines Schema eingeht, das in keiner allgemeinen Rechnung aufgeht, das richtet in jeder Menschenseele zugleich einen Gegenstand der Ehrfurcht auf. Der christliche Liebesgedanke und der andere christliche Gedanke vom unendlichen Werte einer jeden Menschenseele finden hier ihre Vereinigung und ihren Grund. Ein unendlicher Wert liegt in den Tiefen jeder Menschenseele, nur muß er aus ihren Tiefen an das Licht des Lebens gehoben werden.

In dieser Unendlichkeit liegt auch jene seine Unersetzlichkeit und Unentbehrlichkeit. Am Wesen des Nächsten können darum einem jeden in der Gemeinschaft die eigenen Grenzen und Schranken aufgehen, um die Ehrfurcht vor dem Nächsten und dem Ganzen der Gemeinschaft zu befestigen und zu stärken. Sie macht uns deutlich, daß nicht alle alles können, daß jedes Leben seinen besonderen Sinn und seine besondere Bestimmung zu erfüllen habe. Nur ehrfurchtslose Zeiten können darum an das un-

und widersinnige Dogma von der allgemeinen Gleichheit glauben; nur sie können glauben, daß jeder jedes könne, daß, wer den Hammer zu schwingen oder den Hobel zu lenken weiß, auch den Staat zu leiten verstehe. Weil in solchen Zeiten der Mensch seine eigene Aufgabe nicht ernst nimmt und heilig hält, darum hat er auch vor der des Nächsten keine Ehrfurcht. In seiner Ehrfurchtslosigkeit meint er über alles mitreden zu können. Was in langer Lebensarbeit gereift, das unterzieht er dem schnell fertigen Worte seiner oft sehr jugendlichen Kritik.

Der Ehrfürchtige sieht die Unterschiede, die das Leben durchziehen. Die Ehrfurcht hält Abstände und schärft den Blick für die Entfernungen, die die Wertgestaltung des Lebens beherrschen und bestimmen. Darum erfaßt und umfaßt sie mit Liebe besonders die großen Gestalten des geschichtlichen Lebens, die in ihrer Bestimmung Führer gewesen sind auf dem Wege zu Großem, die wahrhaft höchste Ewigkeitswerte hineingewirkt haben in die unendliche Zeit und in der Vergangenheit durch ihre Tat und Leistung den Grund gelegt haben, auf dem die folgenden Generationen ihre Zukunft auferbauen konnten, deren Aufgaben sie selbst mit hingebender Ehrfurcht umspannen mußten, um sie zu erfüllen. Will ein Volk darum sich selber einen eigenen Wert erarbeiten und stetig erhalten, dann hat es sich lebendige Ehrfurcht zu bewahren vor seiner eigenen Geschichte und seinen künftigen Zielen. Jede seiner Generationen muß eingespannt sein zwischen zwei Ehrfurchten: die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die Ehrfurcht vor der Zukunft des nationalen Ganzen. Und jedem seiner Glieder stellt ein Volkstum von wahrer Bedeutung diese Ehrfurchten vor die Seele als ewige Aufgaben.

Und was sich im Großen und im Ganzen für Volk und Generation aus unserer Bestimmung ergibt, das fordert diese auch vom Einzelnen für seine konkreten Beziehungen von Alter und Jugend, in die seine Zeit ihn hineinstellt. Hier also schließt sich der tiefe Sinn der Forderung der Ehrfurcht vor dem Alter auf. Dem bloßen Worte nach kennt diese Forderung ja selbst heute noch jeder. Aber man setzt sich leichten Herzens über sie hinweg, weil man ihren Sinn nicht versteht. Nicht sollen wir das Alter ehren, bloß weil es Alter ist, erst recht nicht, um einen toten Autoritätsglauben aufzurichten; und das Alter versteht seine Würde selbst nicht, wenn es bloß um des Alters willen Autoritätsansprüche erhebt. Nein, darauf allein gründet sich die Ehrfurcht vor dem Alter, daß dieses im lebendigen Leben durch Tat und Wirken, sei es wiederum im Großen, sei es im Kleinen, bereits einen Sinn und eine Bestimmung erfüllt hat, die die Jugend erst zu erfüllen hat. Eben darum aber gilt es auch vor der eigenen neuen Bestimmung der Jugend Ehrfurcht zu haben. Wiederum ist die Jugend nicht darum, weil sie Jugend ist, ein Gegenstand der Ehrfurcht. Nur weichliche und schwächliche Zeitalter können das glauben, weil sie den Sinn dieser Ehrfurcht nicht erfassen. Sie machen sich als „Zeitalter des Kindes" selber zur Kinderei. Sie lassen gerade die Werte der Jugend verkommen und diese in Zuchtlosigkeit und Verwahrlosung verderben, anstatt sie zu neuen Zielen ziehen und ihren Wert wahren zu helfen. Nein, weil in der Jugend die Keime neuen künftigen Wertlebens, einer Zukunft neuer Wertgestaltung des Lebens liegen, die Keime, aus denen die Zukunft einer neuen Bestimmung des Lebens hervorwachsen kann, darum allein hat uns auch die Jugend ein Gegenstand der Ehrfurcht zu sein. Im Antlitz eines

jeden Kindes leuchtet uns ein Geheimnis entgegen, das in der Zukunft Offenbarung werden will. Daß sich in ihr ein überzeitlicher Wert der künftigen Zeit darstelle und ein echter Sinn enthülle, das sei unsere hütende und helfende Sorge um die keimende Zukunft der Jugend. Das allein ist die echte Ehrfurcht vor ihr.

Der tiefste Grund, das höchste Ziel und der vorzüglichste Gegenstand unserer Ehrfurcht ist die übersinnliche, sittlich-göttliche Bestimmung des Menschen. Aus dieser Ehrfurcht fließen alle anderen Formen der Ehrfurcht: Weil die Bestimmung des Menschen lebendig und konkret nur dargestellt werden kann von der lebendigen, konkreten menschlichen Persönlichkeit in der menschlichen Gemeinschaft, darum ist uns die Persönlichkeit und mit ihr die Gemeinschaft selbst Gegenstand der Ehrfurcht. Weil diese Darstellung aber ihre Ausprägung findet im geschichtlichen Leben, das als solches allein getragen werden kann vom lebendigen Volkstum, darum ist uns auch das Volk und seine nationale Geschichte und Zukunft, sind uns seine Geschicke und die Verflechtungen seiner Generationen in Alter und Jugend abermals Gegenstände der Ehrfurcht. Jeder Einzelne aber ist selbst ein Gefäß der Bestimmung des Menschen und ein Organ seines Volkstums. Darin eben liegt sein unendlicher Wert Darum darf und soll er sich selber ein Gegenstand der Ehrfurcht sein. Die Vornehmheit seiner Seele liegt darin, eine eigene Bestimmung zu haben. Darum kann Nietzsche sagen: „Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich selbst.“ Zeiten freilich, die die Persönlichkeit zum bloßen Massenartikel erniedrigen, weil sie die Gemeinschaft selber mit der bloßen Masse gleichsetzen, können Vornehmheit nicht ertragen, weil sie die Ehrfurcht nicht kennen. Um so mehr ist es Aufgabe derer, deren Sinn aufgeschlossen ist für die Ehrfurcht, für diese auch in ihrer Zeit, und sei es auch gegen ihre Zeit, zu wirken. Ein solches Wirken auch gegen ihre Zeit wird in seinen letzten Tiefen doch auch ein Wirken für ihre Zeit sein und für alle Folgezeit.

Erdwinter

Von Paul Friedrich

**Niflheims Nebel rieseln auf Mittelgart.
Das heilige Weißroß Perachtas im Stalle scharrt.
Heimdalls Horn durch den schleiernden Nebel gellt:
Wote, der Wandrer, reitet hinab in die Welt.
Um seinen Schlapphut triefende Nebel braun,
Auf seinen Schultern spähende Raben schaun.
Mittgart ging schlafen — aus einsamen Katen nur
Ringelt sich bläulichen Rauchs dünnfädige Schnur.
Wiese, Marder, Iltis, Maulwurf und Luchs
Krochen zu Baue und schlafen; nur Fähe und Fuchs
Schnüren auf einsamem Pfade zur Beute im Schnee ...
Über der schweigenden Erde fröstelt ein Weh.
Wote, der Wandrer, lauscht auf die frierende Welt,
Wenn in die Stille von weitem der Fenriswolf bellt.
Draußen am Erdrand die Schlange ringelt und rollt,
Wühlt in die Tiefe, als sucht' sie versunkenes Gold ...
Peitscht mit dem wogenden Schweif den schneegrauen Raum —
Yggdrasils Krone zittert in schwerem Traum.**

Der Opferstock

Von A. Böhm

Es regnete, was nur vom Himmel herunter wollte. Ein starker Dunst lag über den braunen Schollen, die, frisch gepflügt, die Landstraße begleiteten. Von den im ersten Grün prangenden Zweigen der Bäume tropfte es unaufhörlich auf den lehmigen Boden. In den Fahrrinnen sammelte sich das Wasser, schoß den abschüssigen Grund hinab und bildete hie und da über die ganze Breite der Straße hinweg schmutzige Seen. Von Zeit zu Zeit trieb ein junger Frühlingswind das ganze übermütige Gesindel der Tropfen, das sich eben auf einem Aste häuslich niedergelassen, in breitem Guß über die aufgeweichte Straße. Es rauschte, tropfte und rann, als wolle sich die Erde in Feuchtigkeit auflösen.

Auf der Landstraße ging ein Mann. Der Regen lief über die Krempe seines verbeulten Hutes; sein schäbiger Rock hing schwer und naß über seine langen Glieder. Die schwarzen Hosen mit ihren ausgefransten Rändern, denen man trotz Schmutz und Nässe eine ehemalige höhere Bestimmung anmerkte, ließen ein Schuhwerk sehen, das nach Vollendung seines irdischen Wallens schrie; denn es streckte zwei jämmerlich klaffende Schnauzen in die Luft, aus denen bei den schweren Schritten des Mannes gluckſend das Wasser herauslief. Als ein neuer Windstoß einen Sturzbach über den wehrlos Wandernden schüttete, riß der mit einem häßlichen Fluche den Hut vom Kopfe und stülpte seinen unfreiwilligen Inhalt in eine Lache. Nun hätte man sehen können, daß der Mann nicht so alt war, wie man seinen schweren Schritten nach zuerst hätte vermuten können. Er mochte anfangs der Dreißig sein; aber sein Gesicht zeigte Spuren früher Verwüstung. Die Augen standen unter buschigen, schön geschwungenen Brauen, aber sie schossen unruhig hin und her. Um den breiten sinnlichen Mund liefen ein paar hämische Falten. Man konnte spüren, daß in diesem armen, tropfenden Gehäuse eine reichlich verkrüppelte Seele an der Arbeit war, den ganzen Menschen zu verbiegen und zu verzerren.

Aus der Ferne ward ein Räderknarren vernehmbar: eine herrschaftliche Kutsche kam heran. Das Verdeck war aufgeschlagen, und die drinnen saßen, spürten die Unbilden des Wetters nur als ein häßliches Bild, das sie schleunigst in der warmen Stube vergessen wollten. Die Pferde waren blank und wohlgepflegt; der Kutscher hatte sich fest in seinen Mantel eingewickelt; aber der Regen klatschte ihm ins Gesicht. Das machte ihn verdrießlich. „Eh!“ schrie er und zog am Zügel. Es gab einen Ruck, spritzte und stob nach beiden Seiten und bewarf den armen Wandrer über und über mit Straßenkot. „Lumpenpack, elendes!“ keuchte der Mann, schüttelte die Fäuste, und eine Flut gemeiner Schimpfworte schallte dem Wagen nach. „Wie häßlich! Wie roh!“ sagte die Dame, die im Wagen saß, zu ihrem Begleiter. „Man sollte den Ortsgendarmen aufmerksam machen. Diese Kerle verpesten die Straße!“ Oh, sie hatte recht, denn sie verstand es nicht besser. Sie hatte noch niemals für einen Tag ihres Lebens selbst sorgen und schaffen müssen; niemals noch hatte sie verzweifelt und obdachlos auf nacktem Wege gestanden. Wenn alle Reichen, die glatt und mühelos auf den Straßen fahren, wüßten, wie viel Flüche ihnen folgen, wie viel bittere Gedanken derer, die an den Grabenrand treten und sie vorüber lassen: sie würden

die Larve kühler Vornehmheit fallen lassen und, anstatt sich an die Polster zu lehnen, sich ein wenig vorbeugen und hie und da ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick geben.

Der Mann schimpfte noch immer, bis der Wagen an einer Biegung des Weges verschwand. Dann setzte auch er seinen Weg fort. Doch war er vordem wie eine seelenlose Maschine dahingestapft, weil die körperliche Anstrengung und Ermüdung alle seine Kräfte gefangen nahm, so hatte die kurze Begegnung gleichsam ein Feuer in seine erstarrte Seele geworfen. Aber es war ein wildes, aufrührerisches Leben, das die Nerven dieses unterernährten Körpers straffte und den schwerfälligen Schritten plötzlichen Schwung und Triebkraft gab. Alle Bitterkeit, die ein durch eigne und fremde Schuld verfehltes Leben in dem Manne angehäuft hatten, erwachte jäh, verwirrte Grenzen und Maße, ließ ungerechtfertigt und riesengroß sein Elend vor ihm aufstehen, während die Schicksale der andern ihm mühelos erschienen. Ach, diese andern! Sie kränkten ihn, beleidigten ihn, beraubten ihn seiner heiligsten Rechte, während sie in Ordnung und bürgerlicher Wohlanständigkeit saßen. So war er, vorwärtsgestoßen von seiner eignen bitteren Verzweiflung, an die Biegung der Straße gekommen. Als er sie umschritten hatte, lag ein Dorf vor ihm.

Der Regen hatte nachgelassen. Ein Sonnenstrahl zerriß eben die Wolken und glänzte auf dem nassen Schieferdach der Kirche, die seitab auf einem Hügel ragte. Die Häuser, die eigenwillig bald dicht an der Straße standen, bald mehr in den Hintergrund zurücktraten, sahen in ihrem freundlichen weißen Kalkbewurf zwischen dem alten Fachwerk behaglich und behäbig aus. Die Dachrinnen rauschten noch und ließen ihren Wasserstrahl in breitem Bogen in die Regentonnen stürzen, aber ein paar Männer, braune Säcke um die Schultern geworfen, machten sich schon wieder an die Arbeit; ein Dorfkläffer sah sich nach einem ersten Opfer seiner Hymnen um, und die Jugend platschte bereits in den Pfützen. Der Wind stieß und zerrte die schmutziggraue Wolkenwand auseinander und veranstaltete eine lustige Balgerei mit den Fetzen und Strichen, die endlich den wunderblauen Frühlingshimmel wieder freigaben. Aus dem Tor des Dorfkruges schwankte ein schwerer Kastenwagen die Landstraße hinan, die eben unser Wandrer in bittersten Gedanken hinabstieg. Dem Fuhrmann, den ein guter Schluck des Wirtes und das aufhellende Wetter die Welt von der lustigen Seite nehmen ließen, fuhr der Schelm zur Unzeit in den Nacken. „He!" schrie er, „guter Freund, hat Er an einer Schnauze nicht genug, muß Er gleich drei haben?" Damit wies er mit seinem Peitschenstiel lachend auf die zerrissenen Stiefel. Er bekam keine Antwort. Der Wandrer hatte seine Augen auf das weiße Schild gerichtet, das am ersten Hause des Dorfes befestigt war. „Gemeinde Wiesengrund" stand da. Seine Gedanken hafteten an dem Namen.

Wiesengrund? Ja, richtig, das war das Dorf mit dem jungen Pfarrer, der noch so fromm und so köstlich unerfahren war. Jetzt lachte der Wandrer hämisch vor sich hin. In der letzten Herberge hatten ein paar stramme Jungen von ihm erzählt. Da müsse man nur hingehen, recht fromm und wehleidig tun; der ließe sich die schönsten Geschichten weismachen und tue seinen Beutel auf. Da war er nun! Den wollte er kennen lernen. Wer weiß, bei einem jungen, unerfahrenen Menschen ließ sich vielleicht ein guter Griff bewerkstelligen. Wozu hatte er denn sein

schönes Einkommen, und er selber hatte nichts! Es kam ihm vollkommen berechtigt vor, daß er eine Weltordnung verbesserte, die dem einen zu essen gab, während sie den andern hungern ließ. Warum sollte er der Hungernde sein? I wo, er verhalf Seiner Hochwürden noch zu einem guten Werke, wenn er da als armer Bettler erschien. Wieder lachte er, während sein Blick den Kirchturm suchte. Zwischen alten Linden schob sich seine schwarze Spitze scharf und steil in den Himmel. Da mußte auch die pfarrherrliche Behausung liegen. Also drauf los!

Er schritt, wütend umkläfft von Hunden, die Straße hinab, ging links über einen kleinen Steg, unter dem der Dorfbach rauschte, und stieg dann den Kirchhügel hinan, auf dem auch das Pfarrhaus lag. Man konnte dem Gebäude ansehen, daß Gemeinde Wiesengrund keine reiche Pfründe war, denn es sah unter seinem hohen, ein wenig schiefen Dach aus kleinen Fenstern recht baufällig in die Welt. Der wilde Wein, der im Sommer alle Risse und Löcher gnädig verdeckte, hatte sich noch nicht recht vorgewagt.

Der Bettler schritt über die ausgetretene Schwelle und schlug mit dem altmodischen Hebel an die wurmstichige Tür. Zu gleicher Zeit legte er die Hand auf die Brust und ließ ein trockenes Husten hören, das er scheinbar zu unterdrücken bemüht war. Drinnen schlurrten wenige Augenblicke später harte Schritte über den Steinboden, die Tür knarrte, und vor dem nach Atem ringenden Fremden stand eine alte Magd. Die spärlichen, grauen Haare waren so fest zurückgenommen, daß es aussah, als müsse sich darum die Stirn in die vielen kleinen Fältchen ziehen, die ein arbeitsreiches Leben hineingezeichnet hatte. Das ganze Frauenbild, wie es da rund und fest im Türrahmen stand, verbreitete um sich den guten Geruch frisch gereinigter Stuben. Es gab da kein Stäubchen und Fleckchen, war aber voll energischer Abwehr gegen alles, was unreinlich, schief und schmutzig war, mochte es nun außen oder innen sein. Der Mann spürte sogleich, daß da ein ziemlich handfester Drachen vor der Tür seines erhofften Paradieses lag. Er duckte sich in sich zusammen, hustete heftiger und versuchte über die Schulter der Alten hinweg in den Flur zu schielen, ob kein Zipfel Sr. Hochwürden zu erhaschen war. Er bäte nur um einen Schluck warmen Kaffee, stieß er hervor, er sei so durchfroren. Dabei trat er fröstelnd von einem Fuß auf den andern. Die scharfen Augen der Alten musterten ihn mißtrauisch. „Könnt Ihr nicht arbeiten?“ brummte sie. „Seid doch ein kräftiger Mensch! Einen Schluck Kaffee könnt Ihr haben, aber haltet Eure Finger im Zaum, Herr! ’s hat erst vorgestern einer von Eurer Gesellschaft meines Herrn silberne Tabaksdose mitgehen heißen. Das einzige Wertstück, das er hat! Aber da wird so lange herumgelungert, bis man bei keinem anständigen Menschen mehr Arbeit findet, und dann geht’s in andrer Leute Taschen.“

Der Mann machte eine beteuernde Geste, aber die Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Laßt nur, ich kenne meine Pappenheimer!“ sagte sie und trat zurück, um ihm unwillig den Weg freizugeben. Im selben Augenblicke öffnete sich dem Gange gegenüber eine Tür. „Was hast du wieder zu schelten, alte Maline?“ rief eine wohlklingende Stimme. Unter die Tür trat ein großer, schmächtiger Mann. Die alte Maline, die ahnte, was kommen würde, versuchte mit einem herzhaften Puff ihren unliebsamen Gast aus den Augen ihres Herrn in die Küche zu beför-



dern, aber der Bettler ersah seinen Vorteil, trat einen Schritt zur Seite, und indem er so das ganze elende Gestell seiner Leiblichkeit präsentierte, versuchte er einen de- und wehmütig rieselnden Wortschwall. Doch schon nach dem ersten Anlauf winkte drüben eine schmale, ringlose Hand ihm ab. Der Herr Pfarrer trat vollends aus seiner Klause und ließ seinen Blick mitleidig über die verlumpte Gestalt des Eingetretenen gleiten. „Aber natürlich, lieber Mann," sagte er, wie als Antwort auf den abgebrochenen Redeschwall, „Sie sind mein Gast. Sie werden gewiß hungrig sein. — Maline, setze noch einen Teller mehr auf! — Aber Sie sind ja tropfnaß! Kommen Sie nur hier herein! Sie müssen sich umziehen." Damit öffnete er eine Tür zur Seite und ließ den einigermaßen Verblüfften in sein Schlafzimmer eintreten. Die alte Magd stemmte entrüstet ihre Hände in die Seite und sah aufs höchste erzürnt den Verschwindenden nach. „Das fehlte ja gerade noch," murrte sie, „daß so ein ausgekochter Gauner meinen Herrn zwischen die Finger kriegt. Nun gibt er wohl wieder sein letztes Hemd weg!"

Während die Alte erbost in ihre Küche stapfte und die Töpfe tanzen ließ, stand drinnen noch immer ein wenig verdutzt der Bettler und sah auf den Pfarrer, der eilfertig die Kästen einer altväterischen Kommode aufzog, aus deren wohlgeordnetem Inhalt er ohne viel Besinnen einige Stücke herausnahm und sie seinem Gaste darbot. In dem stritten angenommene Frechheit und eine wunderliche Scheu, diesem Kindskopf und reinen Toren gegenüber aufzutreten, wie er's nun eigentlich seit langem gewohnt war. Der Pfarrer ging indessen auf den alten tannenen Schrank zu, öffnete ihn und reichte dem gänzlich Verblüfften ein Paar Beinkleider, eine warme Joppe und ein paar derbe Stiefel, die zwar ein Riester trugen, aber gegen seine klaffende Beschuhung wahre Prachtstücke darstellten.

„Nehmen Sie, lieber Mann," sagte der Pfarrer, „nehmen Sie ohne Scheu! Ich hätte diese Sachen ohnehin für einen Arm ..." — er verbesserte sich und fuhr errötend fort, „für einen, der gerade ihrer bedurfte, bestimmt. Ich bitte Sie, ziehen Sie sich um. Ich werde indessen nebenan warten. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie nur herein. Dann können wir Mittag essen." Damit wandte sich der Pfarrer und schritt mit einem freundlichen Lächeln in sein Arbeitszimmer. Die Tür fiel zu.

Der Bettler stand mitten im Zimmer. Die warmen Strümpfe waren seinen Händen entfallen, das von der alten Maline schön gefältete Hemd löste sich und rieselte wie eine weiße Fahne zu Boden. Der Bettler fuhr sich mit der Hand an die Stirn. Plötzlich lachte er in sich hinein. „Nun beim Teufel! Das ist das beste Abenteuer, das ich seit langem erlebt habe. Dieser Pfarrer ist ein Narr oder ein Heiliger. Wenn Sie's mit allen meinesgleichen so treiben, Hochwürden, so werden Höchstdieselbe bald kein Hemd mehr auf dem Leibe haben. — Aber, fort mit dem Plunder!" Damit warf er seine nassen Kleider vom Leibe, wusch und kämmte sich und war in wenigen Augenblicken umgezogen. Ein seit langem nicht gekanntes Wohlgefühl durchrieselte seinen Körper. Er blieb wie benommen stehen, und seine Haut sog die wohlige Wärme ein. Dann packte ihn seine alte Bitterkeit: Ja, so macht ihr's, ihr Frommen! Da werft ihr unsereinem so einen Brocken Behagen zu, und wenn ihr einem gezeigt habt, wie gut ihr's unter euerm sichern Dache habt, können wir wieder unser Heil auf der Straße versuchen. Ihr nötigt mir noch

lange keinen Respekt ab, Herr Pfarrer. Aber, laßt einmal sehen, was es in Euerm Schlafgemach zu entdecken gibt!

Er sah sich in dem schmalen Raum neugierig um. Die Wände waren weiß gekalkt. Ein Feldbett, ein einfacher, roh hölzerner Waschtisch, die Kommode und der Schrank bildeten mit ein paar Stühlen das ganze Mobiliar. Nein, es war wahrhaftig kein Prunkgemach, dies pfarrherrliche Schlafzimmer. Ein großer Kranz aus Edeltannen, der die eine leere Wand füllte, waren außer dem kleinen Spiegel über dem Waschtisch und einem Bild über der Kommode der einzige Wandschmuck. „Ich könnte eigentlich noch einen Griff in die Kommode tun," dachte der Bettler, „sie ist ohnehin unverschlossen." Ein unbehagliches Gefühl ließ ihn zögern. „Ei was!" ermunterte er sich, „nur nicht zaghaft, mein Lieber!" Während er sich bückte, fiel sein Blick unversehens auf das Bild. Neugierig betrachtete er's. Es stellte eine junge Frau in der Tracht gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dar. Sie saß auf einem Stuhl und hielt einen kleinen Knaben auf dem Schoß, der mit einer Gebärde der Zärtlichkeit ihr beide Arme entgegenstreckte. Das Gesicht der Frau, die Art, wie sie das Kind hielt, ihr Lächeln, ihre Augen drückten ein so tief inneres Glück, eine so selige Hingabe aus, daß es den Bettler seltsam überrieselte. Es war, als spräche der Mund dieser Frau: Ach, wie glücklich bin ich! wie unendlich glücklich! Und in der mütterlichen Güte dieses Blickes stand: Und ich möchte so gern glücklich machen!

Der Mann starrte auf das Bild. Seine Gedanken wanderten. Aber sie fanden nichts in der Vergangenheit, von dem ein freundlicher Schimmer in die Gegenwart herübergeleuchtet hätte. Er lachte kurz auf. Torheit! Wie einem die fromme Sentimentalität in die Adern schleichen wollte! Der reine Spuk war das. Oh, man mußte sich in acht nehmen vor diesen Pfaffen. Alles Berechnung! Wer weiß, da stand Se. Hochwürden vielleicht hinter der Tür und horchte, ob er ihn nicht auf frischer Tat ertappen könnte, um ihn alsdann, wenn er ihm gehörig ins Gewissen geredet, als ein zerknirschtes Schaf gnädig in seine Herde aufzunehmen. Nein, den Gefallen wollen wir Ihnen nicht tun, Herr Pfarrer! Kurz entschlossen ging er auf die Tür zu und öffnete sie mit einem raschen Griff. So gewöhnt war er, auf den Tasten niedrigster menschlicher Beweggründe zu spielen, daß er fast enttäuscht war, seinen Gastgeber nicht hinter der Tür zurückprallen zu sehen.

Der Pfarrer hatte sich beim Eintritt des Bettlers sogleich von seinem Platz am Schreibtisch erhoben und lud ihn mit freundlicher Gebärde ein, an dem in der Mitte des Zimmers gedeckten Tische Platz zu nehmen. „Sie werden gewiß nach dem beschwerlichen Marsche tüchtig hungrig sein", sagte er freundlich. „Maline," rief er dann zur Tür hinaus, „bring uns das Essen!" Wenige Augenblicke später erschien hochrot, ein Bild zorniger Entrüstung, die alte Maline und setzte mit kräftigem Nachdruck eine gefüllte Suppenschüssel auf den Tisch. Der gute Geruch stieg dem Gast schmeichelnd in die Nase. Er war drauf und dran, nach dieser Schüssel zu greifen und ihren Inhalt wie ein Tier in sich hineinzuschlürfen. Fühlte der Pfarrer die hilflose Gier seines armen, ausgehungerten Magens? Mit einer seltsamen Hast sprach er das Gebet und füllte dem Gast den Teller. Schweigend aßen beide. Als der Pfarrer seinem Gegenüber den Teller zum zweitenmal füllte, stieß der Mann ein halb unterdrücktes „Sie sind sehr freundlich, Herr Pfarrer", hervor.

Der Pfarrer wehrte ab. „Lassen Sie doch, es ist Ihnen so herzlich gegönnt, und ich freue mich, einen Gast zu haben."

Dieser Mensch war ein Narr! Aber vielleicht war das die Einleitung zu dem salbungsvollen Bekehrungsversuch. „Sehen Sie, Herr ..." — der Pfarrer stockte ein wenig — Aha! jetzt wurde ihm erst mal sein Name herausgelockt. Er brummte: „Ich heiße" — was sagte er gleich? — „Nein, nein! Lassen Sie doch! Was hat der Name für eine Bedeutung! Wir sind zwei Menschen, die sich auf kurze Zeit zusammengefunden haben. Sehen Sie, ich habe eine sehr glückliche Kindheit gehabt, aber ich bin früh verwaist und habe als armer Student an fremden Tischen mein Brot gegessen. Ich weiß, wie hart es ist, sogenannte Wohltaten annehmen zu müssen. Und ich weiß auch, wie glücklich ich war, wenn eine freundliche Güte mich das Almosen nicht fühlen ließ. Es gibt wohl in jedem Menschenleben dunkle und harte Tage. Wir müssen alle einander beispringen." — Ein wunderlicher Heiliger! — Die alte Maline kam wieder herein und setzte ihre dampfenden Schüsseln auf den Tisch.

„Maline," sagte der Pfarrer, „brau' uns einen recht schönen Kaffee. Du kannst das so gut. Das hat Mutterchen schon gesagt." — Aber der Hinweis wollte diesmal nicht recht verfangen. Einen giftigen Blick schleuderte die Alte hinter dem Rücken ihres Herrn dem Gaste zu und stapfte hinaus. Der Pfarrer mochte es trotzdem gefühlt haben. „Es ist eine so gute alte Seele", sagte er wie zur Entschuldigung. „Sie hat schon bei meinen Eltern gedient." Eine Pause entstand. Der Bettler aß schweigend.

Zum Teufel! Dieser Mensch machte einen verrückt! Er kannte sie doch nun schon, diese Pfaffen, und hatte sich eine schöne, wirksame Geschichte zurechtgelegt. Dieser Mensch, der jünger war als er, dieser Knabe machte es ihm unmöglich, lähmte ihn, bannte ihn. Es reizte ihn, diesem da einen Schmerz anzutun, irgendeine rohe Gemeinheit in dieses feine, stille Gesicht zu schleudern. Er hätte können mit der Faust auf den Tisch schlagen, irgendeinen zotigen Witz machen, nur, um diese Atmosphäre lächerlicher Reinheit zu zerbrechen, die dieses Kind von einem Mann wie einen Schild vor der Brust trug. Mit einer unbescheidenen Gebärde zog er die Fleischplatte zu sich herüber, nahm aus allen Schüsseln mit einer frechen Selbstverständlichkeit. Einen Augenblick ging ein befremdendes Staunen über das junge, ernsthafte Gesicht seines Gegenübers, aber kein Wort des Tadels kam über des Pfarrers Lippen. In dem andern kochte es. Die blinde Wut brach den Damm der Zurückhaltung, den er über sein Woher und Wohin errichtet. In wüsten Worten, wilden Anklagen, brach, ohne daß er es merkte oder wollte, sein Elend aus ihm heraus.

O ja, der Herr Pfarrer meine nun, er tue wer weiß was für ein gutes Werk, wenn er ihn da an seinen Tisch setzte. Zum Teufel! er machte sich gar nichts aus so einer vornehmen Gesellschaft! Wenn er nur zu fressen habe. Ja, ja, das wisse wohl der Pfarrer nicht, wenn einem der Hunger den Bauch kneife? Da wäre einem alles vornehme Getue 'ne Albernheit. „S'n Wisch da!" er warf den Zipfel des weißen Tischtuchs hoch, „was tut der mir! Wenn ich jetzt wieder da draußen auf der Straße bin, da weiß ich nur noch besser, um was ich alles betrogen bin. Ist

das Euer gerechter Gott, Herr Pfarrer? Da drin an der Wand, da is ja wohl Eure Mutter, die Euch so zärtlich uffm Arm hält. Meine Mutter, Herr Pfarrer, das war 'ne Dirne! Ja, nun schämen Se sich wol, det Se mit so einem am Tische jesessen haben, he? Meine Mutter, Herr, die war eines schönen Tages mit so'n feinen Herrchen durchjebrannt. Da haben se mich denn rumjestoßen in der Welt. Vorjehalten haben se mir mein Elend. Sehn Se, Herr Pfarrer, da hab' ich meine Fäuste jebrauchen jelernt. Ducken haben Se sich müssen vor mir, die Aasbande, ducken, ja! Tischlern hab' ich jelernt und arbeiten hab' ich können. Aber wie mir so'n Lümmel von einem Jesellen übers Maul jefahren ist, da hat's mich in den Fäusten jejuckt, und ich hab' ihm eins hineinjehaun in seine freche Schnauze. Wissen Se, Herr Pfarrer, was se da jemacht haben? Injesteckt haben se mir wejen roher Körperverletzung. Aber wie ich da wieder rausjekommen bin, da hab' ich zu mir jesagt: Peter Guttmann, hab' ich zu mir jesagt, nun haben se dir injestochen wejen nischt und wieder nischt, nu solln se erst mal sehn, was du forn Kerl bist! Wozu soll ich arbeiten, wenn se mich immer rausschmeißen? Hab' ich nich jrade so'n Recht an 'ne warme Stube, und Jeld und Essen wie Sie, Herr? In drei Deibels Namen, Herr! jrade so'n Recht hab' ich!" — Die Faust des Mannes fiel auf den Tisch, die Schüsseln klirrten.

Die Tür wurde aufgerissen. Einen Besen kampfbereit in der Hand, stand die alte Maline im Rahmen. Peter Guttmann grinste. „Det is wohl Ihr Schutzengel, Herr Pfarrer?" Der Pfarrer war aufgesprungen. Sein Atem ging rasch, aber er beherrschte sich. Die grauen Augen bekamen jäh einen stählernen Blick.

„Du willst abräumen, Maline?" sagte er ruhig. „Wir sind noch nicht fertig. In zehn Minuten kannst du uns den Kaffee bringen. Geh!" —

Die Alte mochte fühlen, daß sie etwas Ungeschicktes getan. Schweigend schloß sie die Tür hinter sich. Der Pfarrer ging ein paarmal im Zimmer hin und her, aber er sprach nicht. Peter Guttmann atmete tief. Ordentlich wohl war ihm, als ob ein Stein herunter wäre von der Brust. Ja, was war eigentlich gewesen eben? Da kam das Besinnen! Ein Narr war er gewesen und ein Esel dazu. Sein ganzes Leben hatte er ausgepackt vor dem Pfaffen. Nun konnte er sich trollen. Nun war's aus, das gute Geschäft mit diesem frommen Jünger. Zum Teufel! Warum hatte der ihn so wild gemacht mit seinem frommen, scheinheiligen Gehabe! Na, jetzt würde er ja seine Krallen zeigen, der Heilige! Peter Guttmann duckte sich zusammen und schielte nach dem Pfarrer. Der blieb plötzlich vor ihm stehen. Auf dem blassen Gesicht brannte noch die Röte der Erregung.

„Herr Guttmann," sagte er ruhig, „was da eben gewesen ist, das — ist vergessen. Was ich gehört habe, war der Schrei eines Unglücklichen. Er hat mir gezeigt, daß ich es nicht verstanden habe, auf rechte Art zu helfen. Das tut mir leid. Aus Ihren Reden habe ich gehört, daß Sie Tischler sind. In unserem Dorfe fänden Sie kaum genug Arbeit, da ein alteingesessener Meister hier ist. Ich selbst kenne leider die Umgegend noch zu wenig, um Ihnen einen Platz verschaffen zu können. Aber mein Herr Amtsbruder in dem nahen Städtchen H. wird Ihnen gewiß gern Arbeit verschaffen. Ich will Ihnen einen Brief schreiben, den Sie ihm in meinem Namen überbringen können. Wollen Sie?"

„Ich danke, Herr Pfarrer!“ Er dachte gar nicht daran, den Bettelwisch abzugeben.

„Ach, sehen Sie!“ sagte unvermittelt der Pfarrer, „da fällt mir etwas ein. „Würden Sie mir den Gefallen tun, unsere Kollektenbüchse mitzunehmen? Ich habe augenblicklich keinen Boten und komme selbst in diesen Tagen nicht hin. Wollen Sie so freundlich sein?“

„Gewiß, Herr Pfarrer.“

Der Mensch war verrückt! Glaubte der vielleicht, daß er das Geld abgeben würde?!

„Das ist schön! — Jetzt soll Ihnen Maline den Kaffee bringen. Sie trinken, und ich schreibe inzwischen den Brief.“

Die Alte erschien, sah scheu ihren Herrn an und räumte den Tisch ab. Still ging sie hinaus und erschien gleich darauf mit dem Kaffee. Der Pfarrer gab seinem Gast eine Tasse, goß ein, schob ihm schweigend Milch und Zucker hin und stellte ebenso schweigend ein paar Zigarren und Feuerzeug daneben. Dann setzte er sich an den alten Sekretär und schrieb.

Peter Guttmann rührte mit dem Löffel in seiner Kaffeetasse. Also nur bald hier 'raus! Das wurde auf die Dauer ungemütlich. Wieviel Geld wohl drin war in der Büchse? Na, der Heilige würde zetern, wenn er mit seiner Büchse nicht bei dem Herrn Amtsbruder landete. Und einen ordentlichen Rüffel würde er auch noch bekommen. Geschah ihm schon recht, dem Narren! Eine Zigarre wollte er sich anstecken auf den Spaß.

„So!“ sagte der Pfarrer am Schreibtisch, indem er den Brief schloß und siegelte. „Hier ist der Brief, und hier unser Opferstock von den letzten vier Wochen.“ Damit griff er in ein vorher geöffnetes Fach und nahm die klappernde Büchse heraus.

Also jetzt Haltung! „Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, und — und nichts für ungut.“

„Lassen Sie doch! Ich wünsche Ihnen herzlich, daß Sie bald Arbeit und Befriedigung finden.“

Die schmale Hand ergriff die breite, harte mit festem Druck.

„Sollte sich so schnell noch nichts für Sie finden, vergessen Sie nicht, daß hier ein Unterkommen für Sie bereit ist.“ — Wieder dieser feste, warme Händedruck. Die grauen Augen tauchten mit einem Blick schrankenloser Güte in die des Bettlers. Peter Guttmann wurde es wunderlich zumute. Er wandte den Kopf, verneigte sich ungeschickt, stammelte ein halb verwirrtes „Danke“ und stapfte hinaus. Schwer fiel die alte Tür hinter ihm zu.

* * *

Gott sei Dank! Dieses Haus war wie behext. Dieser Mann nahm einem jeden ruhigen Gedanken ... Ach was! Er hatte ja Geld! Seine Hand umspannte die Büchse in der weiten Joppentasche. Nur schnell fort damit! Aber halt! Peter Guttmann, sei kein Narr! Hübsch langsam, langsam! Sonst merkte der da hinten sein Vorhaben noch. Scheu sah er nach den Fenstern des Pfarrhauses. Neugierig bin ich, was Seine Hochwürden da über mich geschrieben hat. Hm! Erst das Dorf im Rücken haben, dann wollte er den Wisch mal lesen. Er schritt rüstig auf der abwärts führenden Straße hin.

Es regnete nicht mehr. Der Wind hatte die Pfützen aufgetrocknet. Am blauen Himmel stand die Sonne. Wie silberne Fahnen schwangen ein paar weiße Wölkchen

in der klaren, herben Luft. Von einem nahen Hügel leuchteten die weißen Stämme der Birken.

Solange der Bettler durch das Dorf schritt, war seine Aufmerksamkeit von den Menschen gefangen genommen. Nun aber kam er auf die offene Straße. Die Geräusche menschlicher Hantierungen verstummten, und die heimlich geschäftige Stille der Natur umgab ihn. Während seine Seele gierig den Geldschatz bewachte, trank sein Körper unbewußt die köstliche Frische des Frühlingstages. Ein Wohlbehagen, eine körperliche Freudigkeit ließ seine Schritte federn. Die Spannung, die auf ihm gelegen, das zornige Sich-aufbäumen-Wollen ließ nach. Ein Besinnen dessen, was er eben erlebt hatte, kam über ihn. Er sah sich wieder in der schmalen Schlafkammer, sah greifbar deutlich das junge Gesicht mit diesen sonderbaren Augen, hörte seine eignen wüsten Worte. Wie zur Abwehr umfaßte seine Hand die klappernde Büchse. Aber die Finger lösten sich, ehe sie noch recht zugepackt hatten. Ein Gedanke, jäh wie ein Blitz, stieg in ihm auf, trieb ihm das Blut in die Wangen. Dieser Pfarrer glaubte, daß er das Geld wirklich abgeben würde! Da — da war ein Mensch in der Welt, der ihn für einen ehrlichen Kerl hielt. Herrgott im Himmel!... Seine Gedanken jagten an Häusern und Menschen vorbei, deren Türen sich ihm geöffnet, deren Hände dem Bettelnden gegeben. War da auch nur ein Tor, das sich nicht vorsichtig und schnell vor ihm geschlossen, war da auch nur ein Gesicht, in dem neben einem flüchtig aufleuchtenden Mitleid nicht zugleich stumme, aber deutliche Abwehr gestanden? War da auch nur ein einziger unter den Menschen, die seinen harten Lebensweg gekreuzt hatten, der ohne viel Besinnen geglaubt hätte, daß er eine gute, ehrliche Tat tun könne?

Er riß sich den Joppenkragen auf und blieb stehen. Siedend heiß stieg ihm das Blut zum Herzen. Wieder sah er sich in all seiner wüsten Roheit vor dem Pfarrer stehen. Der hatte ihn nicht hinausgeworfen, hatte nicht eilends nach dem Ortsgendarmen schicken lassen, um ihn hinter Schloß und Riegel zu setzen. Dieser Mensch vertraute ihm, dem Wüstling, dem rohen Patron vertraute ihm Geld an! Die Erkenntnis der reinen Güte dieses Mannes stieg in ihm auf und zugleich eine brennende Scham, die den starken Menschen schüttelte. Er wollte sich retten, verkriechen vor diesen ihn seltsam umschmelzenden Gedanken. Scheu sah er sich um. Die klare Helle des Frühnachmittags umgab ihn. Weit und eben lag das Land. Nirgends ein Wald, nirgends ein Dunkel, in das er sich hätte verkriechen können. Die Sonnenstrahlen fielen in sein Gesicht. „Verstecke dich nicht! Verstecke dich nicht!" schienen sie zu sagen. „Es hilft dir nichts mehr!" — Nein, es half ihm nichts mehr. Es gab kein Entrinnen mehr vor diesen Gedanken, die wie ein Schwarm emsiger Bienen sein Hirn umkreisten und seltsame Beute in sein Herz trugen.

Da stand er mitten am hellen Tag und fürchtete sich. Seine Augen liefen über die Ebene. Dort sahen ein paar Türme der nahen Stadt herüber. Ein kleines weißes Landhaus stand auf halbem Wege zwischen den Saaten. Ein jäher Wunsch stieg in dem Manne auf. Wer in diesen vier saubern Wänden wohnen könnte, so eingesponnen in ein grundehrliches, behagliches Leben! Da eintreten können, die Mütze an den Haken hängen und sich so selbstverständlich hinter einen weißgescheuerten Tisch setzen dürfen, oder am Zaun stehen bleiben, die Pfeife im Mund, und mit ein paar

Nachbarn reden wie — ja wie ehrliche Menschen miteinander sprechen, wenn die Arbeit getan ist! Sollte er's nicht versuchen? War die Büchse da in seinem Rock nicht ein Wegweiser und Führer zu solchem Ziel? War es nicht den Versuch wert? Ein Staunen über seine eigenen Gedanken war in dem Mann, ein großes Sehnen nach Helligkeit und Wärme. Und diese Straße, die er da wie im Traum entlang schritt, schien, wie sie sich vor ihm dehnte und wand, ihn mit unsichtbaren Händen zu ziehen, zu locken: Komm, ich trage dich zu deinem Ziel!

Nun, gut denn! Er wollte. Der Entschluß löste plötzlich alle Widerstände. Wie belebt schritt er vorwärts. Drüben, wo die Türme leuchteten, war sein Ziel.

Aber wer kennt nicht Landstraßen! Sie können es nicht lassen, hier noch ein bißchen mit dem Bach zu laufen, dort vor einem Nichts von einem Hügel einen ehrfurchtsvollen Bogen zu schlagen und schließlich ihre weiße Spur immer wieder vor den ermüdenden Füßen in die Länge zu ziehen. Peter Guttmann wanderte schon drei Stunden. Je länger er wanderte, je mehr die seelische Erregung abebbte und eine steigende Erschöpfung seine Gedanken hemmte, desto mehr kehrte sein alter Adam in ihn zurück.

Also er hatte sich von dem Pfaffen richtig einfangen lassen, trottete nun seit Stunden gehorsam auf dieser nicht enden wollenden Straße hin. Was würde dieser Versuch bringen? — Eine neue Enttäuschung! Wozu ihn ausführen! Die Büchse klapperte an seiner Seite. „Mit der da", dachte er, „läßt sich gut ein paar Tage leben." War das nicht besser, als sich langen Ermahnungen, aufdringlichem Wohlwollen auszusetzen? Das Bild des Pfarrers stieg vor ihm auf. Unbequem, mahnend. Ach, fort damit!

Hinter der Biegung der Landstraße zeigte sich ein Dorf. Da würde er mal einkehren, sich ausruhen und — besinnen. Wozu hatte er die Büchse? Er nahm sie aus der Tasche, schüttelte sie über der hohlen Hand. Es fiel nichts heraus. „Deibel auch!" Ärgerlich stampfte er mit dem Fuß auf. Noch einmal schüttelte er. Ein Markstück rollte in den Sand. Doch etwas! Er wollte den Versuch wiederholen, aber das Rollen eines Wagens ließ ihn innehalten. Scheu barg er die Büchse in seiner Tasche. Der Wagen fuhr vorbei, aber da waren auch schon die ersten Häuser des Dorfes.

Er suchte den Krug. Der lag hart an der Straße. An seiner Rückseite war ein kleiner Garten. Er trat durch das Tor in die niedrige Wirtsstube zur rechten Hand. Um die weißgetünchten Wände liefen Bänke; ein paar weißgescheuerte Tische standen davor. Da es schon Abend war, saßen ein paar Bauern in der Stube, die Pfeife im Mund. Ab und an fiel ein schwerfälliges Wort. In einer Ecke saß ein Fuhrknecht und ein paar Handwerker. Sie sprachen lebhafter; ihre Hände fielen unversehens mal auf den Tisch zur Bekräftigung der Rede, ehe sie mit Umständlichkeit die Seidel an den Mund setzten. Sie rauchten Zigarren, minderwertiges Kraut, das mitsamt dem Pfeifentabak die niedrige Stube mit beißenden kleinen Rauchwolken füllte. Peter Guttmann hing seine neue Mütze an den Nagel und setzte sich schwerfällig an einen freien Tisch. Der Wirt, der gerade mit einem gefüllten Seidel hinter dem Schanktisch hervor kam, trat höflich auf ihn zu und fragte nach seinem Begehren. Hastig bestellte er ein Glas Bier und einen Schnaps. Ein sonderbares Gefühl der Unwirklichkeit ergriff ihn. So höflich war man ihm sonst nicht begegnet: was so ein Rock

nicht alles bewirkte! Der glaubte also, er wäre wie einer dieser in sicherem Brot Stehenden. Ha, wenn der wüßte, daß das Geld, das er bekam, gestohlen war! Gestohlen! ... Nun ja! Warum quälte ihn das nun wieder?! Hastig trank er den Schnaps. Hm! Ein schlechtes Zeug! Hart setzte er das Glas hin. Plötzlich stand vor seinen Augen jener andere Tisch, an dem er heut schon gesessen. Ein Unbehagen kam über ihn; er starrte trübsinnig vor sich hin. „He, Herr! Warum so allein?“ weckte ihn die Stimme des Fuhrmanns. „Rückt heran! Was wißt Ihr Neues?“ Schweigend erfüllte Peter Guttmann die Bitte. Also die holten ihn an ihren Tisch — ihn! Die Augen der andern lagen auf ihm, eine Angst packte ihn; er zwang sich gewaltsam zu einem Lächeln.

„Danke der Ehre,“ sagte er kurz, „lassen sich die Herren nicht stören. Ich bin fremd hier,“ fuhr er fort, „und“, als er ihre fragenden Blicke merkte, „habe einen Auftrag vom Herrn Pfarrer aus Wiesengrund für seinen Herrn Amtsbruder in H.“ Die Worte wollten ihm schwer heraus.

„So so, vom Herrn Pfarrer!“ Leise, achtungsvolle Scheu redete aus den Gesichtern.

„Wiesengrund,“ sagte der Fuhrknecht, „haben sie da nicht einen neuen Pfarrer hinbekommen?“

„Ganz recht!“ fiel jetzt der Schmied ein, „meiner Frau ihre Patin hat davon erzählt. 's soll ein blutjunger Herr sein.“

„Wohl, wohl!“ ließ sich der Stellmacher vernehmen, „allerlei Geschichten erzählen sich die Leute. 's soll ein ausbündig guter Herr sein. Wo's zu helfen gibt, da soll er allemal der erste sein.“

„Schier das Hemd vom Leibe schenkt der her, hat seine Magd meiner Frau Patin erzählt“, meinte der Schmied.

„Ganz schön und gut“, hub der Krämer an. „Ich bin selber mal zur Kirche drüben gewesen. Zu weich ist er und zu gelehrt für unsre Bauernköpfe. Der alte Pfarrer, der hat euch auf die Kanzel gehauen, daß die Weiber drunten im Schiff zusammengefahren sind. Und wo einer grad mit Schnarchen angefangen hat, der hat sein bestes Sägewerk abgesetzt. Aber der neue, der steht euch wie ein Licht; seine Hände fahren wohl mal heraus, und seine Augen stecken sich an wie das Flämmlein oben auf der Kerze. Man spürt schon, daß er's ehrlich meint, aber potz Blitz! Unser Herrgott haut auch manchmal drein, und nicht schlecht! Meinen ganzen Haberschlag hat er mir diesmal verhageln lassen. 's ist mir schon lieber, 's sagt mir einer meine Sünden auf'n Kopf zu. Da fällt's einem gleich mehr auf die Seele. Und wenn's nicht stimmt, hernach kann man sich im Krug hübsch auswettern, und 's Bier schmeckt einem besser.“

„Was ist Eure Meinung, Herr?“ wandte sich der Fuhrknecht an Peter Guttmann.

„Ich glaube,“ sagte der schwer und langsam, während ihm das Blut jäh ins Gesicht stieg, „ich glaube, es ist ein guter Mensch.“

„Wohl, wohl!“

Eine kleine Stille kam nach den Worten. Sie schlugen wie eine hohe, große Welle in die behaglich plätschernden Reden. Etwas Unsichtbares, Ungreifbares stieg mit ihnen auf und hob unversehens den Vorhang der Seelenkammern. Der Fuhrmann schüttelte sich ein wenig, tat einen kräftigen Zug und lenkte behende aus dem un-

befahrenen Geleise der Feierlichkeit in die schöne, ausgetretene Straße alltäglichen Schwatzes.

„Die da", sagte er lachend und wies mit dem Kopf nach dem Fenster in seinem Rücken, „sind ein andres Kraut!"

„Freilich, freilich!" Erleichtert folgte das kleine Häuflein seinem Blick, und die Meinungen krochen geschwinde aus ihrem scheuen Versteck.

„J du mein!" stolzierte der Schmied voraus, „das sind euch zwei Satansbraten! Möchte wissen, wem die heut die Hand in die Tasche gesteckt haben!"

Peter Guttmann sah über den Kopf des Fuhrmanns hinaus und fuhr erschrocken zurück. Heiliger Gott! Das waren der schwarze Joseph und der lange Karl, seine Kumpane!

„Ja, nicht wahr," sagte der Krämer, „da kann einem ehrlichen Kerl das Gruseln kommen, wenn er denkt, so einer kommt einem auf den Hof, wenn man nicht da ist. Herr Wirt, Ihr solltet denen da Eure Tür nicht auftun."

„Larifari!" knurrte der Wirt, „sie haben die Zeche bezahlt. Wenn ihr Rock vertragen ist, was geht's mich an? 's läuft mancher Lump im feinsten Staat umher."

Peter Guttmann lief eine Blutwelle übers Gesicht.

„Ach was!" sagte der Schmied, „'n zerrissener Rock, der stört mich nicht, wenn's nicht mein eigener ist; aber die Kerle, die drin stecken, die stören mich. Was lungern sie da herum auf den nassen Stühlen? 's soll mich nicht wundern, wenn sie nicht eine von Euern Hennen mitgehen heißen, Herr Wirt!"

Peter Guttmann war so weit wie möglich vom Fenster zurückgetreten. Eine heiße Angst schnürte ihm die Kehle zu. Ja, das waren sie, seine Kumpane der letzten schlimmen Wochen. Wenn sie ihn sahen — erkannten! Die Worte der Männer fielen wie Hammerschläge in sein Herz. Es war nicht die Angst, vor ihnen entlarvt zu werden. Im Gegenteil, es war ihm, als müsse er unter sie treten und ihnen zuschreien: Ich — ich bin auch einer von denen! Aber eine andere Angst peinigte ihn. Wenn die beiden da draußen ihn fanden, mit ihm gingen, dann — ja, dann würden sie Macht über ihn gewinnen. Oh, er kannte ihre Reden, ihr Spotten, und er wußte, daß er nicht den Mut finden würde, sich ihrer zu erwehren. Es war ihm, als solle das Tor, hinter dem sein Lebensglück und Ziel läge, unerbittlich vor ihm zugeschlagen werden. Nur das nicht! Die jähe Angst ließ ihn handeln. Er wußte kaum, was er da drinnen noch gesagt, wie er sich so schnell losgemacht. Nur die Scham fühlte er noch, wie er das Markstück auf den Schanktisch gelegt.

Nun stand er draußen und schritt durchs Dorf. Wenn die zwei zufällig auch gingen, ihm folgten! Sobald der Krug hinter ihm lag, schritt er rascher aus. Nur erst heraus aus dem Dorf! Sein Herz klopfte. Noch vier — drei — jetzt noch zwei Häuser. Auch die blieben zurück. Die weiße Straße tat sich auf. Seine Augen suchten die Stadt und klammerten sich an den Turm der Kirche. Eine Dreiviertelstunde hatte er noch zu laufen. Was konnte da nicht alles geschehen! Rascher noch schritt er vorwärts. Von Zeit zu Zeit sah er sich um. Die Straße blieb leer. Plötzlich bemerkte er auf einem Seitenpfade, der in schräger Linie auf die Straße zulief, zwei Gestalten. Seine Augen erweiterten sich, sein Herzschlag stockte. Das waren sie — mußten sie sein! Sie waren durch den Garten des Kruges über die Felder gegangen. Der Weg schnitt

so viel ab, daß sein Vorsprung gering wurde. Seine zitternde Hand umklammerte die Büchse, seine Nerven spannten sich. Nur schneller vorwärts! Schweißtropfen fingen an ihm über die Stirn zu rinnen trotz der abendlichen Kühle. Seine Füße schmerzten; unerträglich schlug ihm das Herz in der Kehle. Vorsichtig sah er sich um. Jetzt hatten sie die Straße erreicht. Dachten sie, ihn anzubetteln, würden sie sich eilen. Weiter, nur weiter! Die Straße stieg an, sein Atem keuchte, er achtete es nicht. Nun hatte er die Höhe erreicht, nun konnten sie ihn eine Weile nicht sehen. Da fing er an zu laufen, hörte voller Angst das Klappern der Büchse, lief weiter, stumpf, fühllos, von seiner wahnsinnigen Angst getrieben. Da — endlich — die ersten Häuser der Stadt. Wie Erlösung wollte es über ihn kommen, aber noch war sein Ziel nicht erreicht. Hastig erfragte er den Weg, schritt durch Straßen, stolperte ein paar Steinstufen hinauf, faßte mit zitternden Händen nach einem Klingelzug, hörte den schrillen Ton, sah die Tür sich öffnen, hörte sich unverständliche Worte stammeln — und stand plötzlich in einem stillen, behaglichen Zimmer vor einem großen, weißhaarigen Manne, der ihn fragend betrachtete. Seine Hände rissen die Büchse heraus, streckten sie dem Manne entgegen; dann drehte sich plötzlich die Stube vor seinen Augen. Hilflos sank er auf einen Stuhl, und ein Strom von Tränen löste die Marter seines Herzens.

* * *

Klar und hell stieg der Sonntagmorgen herauf. Blau, in seliger Weite spannte sich der Himmel über Wiesengrund. Die braunen Schollen dampften, die Saaten schossen empor, ein Rinnen und Rieseln lief durch die Felder, ein Treiben und Drängen stieg und stieß durch Baum und Geäst. Tausend Stimmen flüsterten, tausend Kräfte waren unaufhörlich am Werke.

Der junge Pfarrer stand am Fenster. Seine Sinne tranken das geschäftige Wirken da draußen, sein Ohr vernahm die frohlockenden Stimmen. Er sah die alte Linde vor seinem Fenster, fühlte ihre Schaffens- und Werdelust, aber ihre Freudigkeit stimmte ihn traurig. Verzagtheit war in ihm und Müdigkeit. Was war denn sein Wirken und Schaffen? Er drehte sich um und sah zurück ins Zimmer, wo auf der aufgezogenen Platte des alten Sekretärs ein paar engbeschriebene Blätter lagen: seine Predigt. Mit wieviel Fleiß und Hingabe hatte er gestern daran gearbeitet! Und heute? Ach, er wußte, wenn er in zwei Stunden die alte, knarrende Treppe zur Kanzel emporstieg, wenn die vielen Köpfe und Augen vor ihm auftauchten, da würde die alte Scheu ihn wieder überfallen. Ja, er würde dieselben Worte sagen, die ihn gestern nach heißer Arbeit froh gemacht hatten, aber sie würden ihren Klang, ihre Wärme und Überzeugungskraft verloren haben. Oh, diese Minuten lähmender Mutlosigkeit da oben auf der kleinen, abgenutzten Kanzel, wenn schließlich deutlich genug in der allgemeinen Stille das Schnarchen des alten Müllers zu ihm drang und ihn noch mehr verwirrte! Warum fand er nicht den Schlüssel zu den Herzen seiner Gemeinde?

Gequält umklammerten seine Hände das Fensterkreuz; seine Stirn preßte sich an den hölzernen Rahmen. Ja, wenn er besser auftreten könnte, wenn er jene verblüffende Sicherheit besäße, die er an vielen Menschen staunend bewundert hatte! Aber was hatte ihm denn das heitere Zutrauen genommen? Er sah sich wieder als mittellose Waise herumgestoßen, fühlte wieder die Qual und Scham der Freitische

bei wohltätigen Leuten. Da saß er, ein schmächtiges Bürschchen, irgendwo unten am Tisch, hörte mit dem feinen Ohr stolzer Seelen diesen ein wenig mitleidigen, ein wenig gönnerhaften Ton, mit dem man sich an ihn wendete. Ach, wie anders war seine Mutter gewesen! Während sein armes, verwaistes Knabenherz nach jener süßen, verlorenen Güte schrie, saß er da und würgte ehrbar und anständig die paar Bissen hinunter ... Es ist ein wunderlich Ding um das Geben. Die Menschen, die es können, vergessen immer, daß ihnen mit diesem Gebenkönnen schon ein wunderschönes Geschenk gemacht ist, für das sie danken sollten.

Erschrocken über seine eigene Bitterkeit wandte sich der junge Pfarrer ins Zimmer. Wollte er sein eigenes Unvermögen andern zur Last legen? Warum überwand er seine Schwäche nicht? Scham über seine zornigen Gedanken packte ihn. Mutlos setzte er sich vor den alten Sekretär und überlas seine Predigt. Ein Klopfen unterbrach ihn. Die alte Maline stand in der Tür; in ihrem alten, faltigen Gesicht lag ein ungläubiges Staunen.

„Der Mann, der neulich mittags hier war, möchte den Herrn Pfarrer sprechen."

Der Pfarrer sprang auf.

„Laß ihn herein!"

Wenige Augenblicke später trat Peter Guttmann über die Schwelle, den Hut in der Hand. „Sie erlauben, Herr Pfarrer!" Unschlüssig blieb er an der Tür stehen.

„Aber kommen Sie doch herein!"

Der Pfarrer schob einen Stuhl hin und streckte dem Zaudernden seine Hand entgegen. Peter Guttmann setzte sich und drehte den Hut zwischen den Fingern.

„Hat sich in H. nichts für Sie gefunden?" fragte der Pfarrer, und alle warme Hilfsbereitschaft, die aus der Güte seines Herzens stieg, verwischte in einem Augenblick die Linien der Hoffnungslosigkeit und Schwermut, die ihn noch eben müde und gealtert erscheinen ließen. In dem Gefühl, dem Manne über die erste Scham hinwegzuhelfen, sprach er herzlich und dringlich: „Natürlich bleiben Sie hier, bis sich etwas gefunden hat; ich freue mich, einen Gast zu haben."

Peter Guttmann schüttelte den Kopf. „Nein, nein, Herr Pfarrer! Ich habe eine Stelle und Arbeit. Ihr Herr Amtsbruder ist so freundlich gewesen und hat sie mir besorgt. In Burgsdorf, zwei Stunden hinter H., brauchen sie einen neuen Tischler und Stellmacher. Der Meister liegt gelähmt und wird wohl nicht wieder aufkommen. Ihr Herr Amtsbruder hat mich hinempfohlen. Nun versehe ich die Stelle und kann mich da einarbeiten, bis ich soviel erworben habe, daß ich Haus und Werkstatt übernehmen kann."

„Wie mich das freut!" sagte der Pfarrer. „Kann ich Ihnen noch irgendwie helfen?"

Peter Guttmann wehrte ab. „Nein, nein, darum bin ich nicht hergekommen."

Eine kleine Stille folgte. Scheu hielt die beiden Menschen gebunden. Peter Guttmann dachte an die schönen Worte, die er hatte sagen wollen, und die nun vergessen waren. Er warf einen Blick auf den Pfarrer. Wie er dies schmale, blasse Gesicht vor sich sah mit dem Blick teilnehmender Güte, wurde ihm wunderlich warm ums Herz. Dankbarkeit, Hochachtung, Zuneigung rührten die verrosteten Saiten seines Fühlens, erlösten das Band seiner Zunge, und schwerfällig begann er zu sprechen.

Sein Lebensweg scheine nun auf einmal glatt und hell. Das danke er doch allein dem Herrn Pfarrer. Das habe er ihm gern sagen wollen. Der Herr Pfarrer sei so

gut zu ihm gewesen und wisse gar nicht, was für ein schlechter Kerl er wäre. Und dann kam es heraus, ruck- und stoßweise, sein hin und her gerissenes Wollen und Erleben von der Stunde, da er Wiesengrund betreten, bis zu dem Augenblick, wo er erschöpft und atemlos seinen Fuß über die Schwelle des H.schen Pfarrhauses setzte. Je länger Peter Guttmann sprach, desto freier und leichter wurde es ihm zumute, desto ehrlicher und reiner füllte sein Herz Dankbarkeit zu dem Manne, dessen Güte die verworrenen Knoten seines Lebens gelöst hatte. Mit einer fast schüchternen Bewegung streckte er, als er fertig war, dem Pfarrer die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer!“ ...

Er kam nicht weiter. Seine harte Hand wurde von den zwei schmalen des Pfarrers ergriffen, umschlossen und herzhaft gedrückt.

„Wie ich mich freue! — Wie ich Ihnen danke! — Das ist fast zu schön!“

Peter Guttmann erlebte etwas Seltsames. Der junge Pfarrer lief, als ob Peter Guttmann gar nicht vorhanden wäre, ein paarmal in der Stube auf und ab. Plötzlich blieb er wieder vor ihm stehen und schüttelte ihm von neuem die Hände. Sein schmales Gesicht sah auf einmal knabenhaft jung und froh aus. Die Worte stießen und drängten sich aus ihm heraus, als wollte keines dem andern recht Zeit lassen.

„Ach, wie gut Gott ist, wie gut! Wir wollen ihm danken! Wir wollen ihm danken!“

Peter Guttmann war ein wenig verlegen. Der Pfarrer aber fühlte nur das Eine: Er hatte auf einen Menschen wirken können — er! Ach, über sein verzagtes Herz! Die Welt war so schön, und Gott so unendlich gut!

Peter Guttmann sah seinen Pfarrer an. Wie jung er war, wie hilflos überströmend in seiner großen Freude! Er verstand ihn nicht; er fühlte nur dunkel, daß da ein Mensch, überwältigt von der Tiefe seines Gefühls, verwirrt und selig sein Innerstes preisgab. Peter Guttmann stand ganz still. Scheu hielt ihn zurück, sich jetzt dem andern bemerkbar zu machen. Eine wunderliche Rührung trieb ihm das Wasser in die Augen. Auf einmal war es, als müsse er, der verkommene Peter Guttmann, dieses junge Blut da schirmen, mit seiner robusteren Kraft decken. Etwas von der alten deutschen Vasallentreue erwachte in ihm, gelobte mit zärtlicher Verschwiegenheit Gefolgschaft. Still griff er nach seinem Hut. Da sprang der junge Pfarrer zu: „Bleiben Sie! Bleiben Sie doch!“

Peter Guttmann schüttelte den Kopf. „Herr Pfarrer,“ sagte er, „ich danke Ihnen, aber lassen Sie mich gehen. Das Hierbleiben, das möchte ich mir gern erst verdienen. An dem Tisch da möchte ich nicht eher wieder sitzen, bis ich in ordentlicher Arbeit stecke. Dann, wenn Sie erlauben, will ich mir selbst die große Freude machen und herkommen!“

Der Pfarrer sagte nichts. Wortlos streckte er Peter Guttmann beide Hände entgegen und hielt sie mit fast schmerzhaftem Druck. Die beiden Menschen wußten, sie hatten einander fürs Leben gefunden. Dann klappte die Tür. Die Schritte verhallten. Der junge Pfarrer war allein.

War er allein? Ach, nein!

Die ganze Stube sang. Ja, sagte der alte Sekretär, siehst du, nun hast du es fertig gebracht! Hast du nun wirklich auf einen Menschen wirken können? fragten die schwarzen Bücher auf dem Brett. Ja, ja! tickte die alte Wanduhr. Ich habe alles

gehört, es war sehr schön! — Ich habe es gewußt, brummte der alte Lehnstuhl. — Ach, Mutterchens Ruheplatz! Er warf sich in ihn hinein und drückte sein heißes Gesicht an die schmalen Seitenlehnen. Da kam die geliebte Stimme zu ihm, wie damals, als er noch ein kleiner Junge war: Siehst du, mein Herz! War es nun so schwer?

Die Glocken fingen an zu läuten. Feierlich schwang ihr Ton in der klaren Luft. Versunken in das Glück dieser Stunde, überhörte der junge Pfarrer das Klopfen der alten Maline, bis sie in ihrem vollen Kirchenstaat mitten im Zimmer stand und erstaunt und ein wenig vorwurfsvoll ihren säumigen Herrn betrachtete.

„Es läutet schon!" sagte sie.

Da kam Leben in ihn. Hastig warf er sich den Talar über. Aber das Bäffchen wollte den ungeduldigen Fingern nicht gehorchen. Die alte Maline legte das Gesangbuch mit dem schönen weißen Taschentuch darauf auf den Tisch und machte mit würdig nestelnden Fingern ihren Herrn zurecht. Der stand vor ihr wie ein Bub, der sich schön machen läßt. Und plötzlich packte er seine alte Maline um die rundliche Taille, zog sie wie ein stürmischer Junge an sich, und es geschah das Unerhörte: Die alte Maline spürte plötzlich auf ihrem runzligen Gesicht einen pfarrherrlichen Kuß. „Liebe alte Maline," sagte er, „ich wollte, Mutterchen hätte dies erlebt. Die Welt ist so schön und Gott ist so gut!" Dann griff ihr junger Herr nach Buch und Barett, und fort war er, ehe die alte Maline ihren äußerlich und innerlich aus dem Geleise geworfenen Menschen wieder in Ordnung gebracht hatte.

So kam es, daß die alte Maline, verwirrt und voll Unruhe, zum erstenmal als letzte in der Kirche erschien. Auf den Frauenbänken sah man nach ihr; man war es so gewohnt, sie fast als erste im Kirchenstuhl zu finden. Sie schlug mit umständlicher Feierlichkeit ihr Gesangbuch auf. Aber während sie steif und unbeweglich dasaß, flog ihr Blick immer wieder zur Kanzel hinauf, wo nun jeden Augenblick ihr junger Herr erscheinen mußte. Was mochte das heute werden! Ach, sie hatte es wohl empfunden, daß noch kein rechtes Verstehen war zwischen den Bauern und ihrem Herrn, und jedesmal war sie ein wenig zornig und enttäuscht aus der Kirche gegangen. Heute fühlte sie, wie eine Angst ihre Stimme beklemmte, und sie ertappte sich, wie sie da in Gottes Hause saß und ihrem Herrn und Schöpfer in aller Stille eine kleine Strafpredigt hielt. Nein, das war auch nicht recht, ein so guter Mensch wie ihr Pfarrer war! Warum half ihm Gott nicht?

Drinnen in der Sakristei stand indessen ihr Herr und horchte auf das Orgelspiel und den Sang der Gemeinde. Dann klappte er sein Gesangbuch zu und griff in die Tasche nach seiner Predigt. Aber da merkte er, daß er sie vergessen hatte! Die lag auf der Platte seines alten Sekretärs. Ja, nun war es zu spät. Aber er wußte ja, was er sagen wollte. Sein Herz war heute so voll von Freude; er wünschte so herzlich, die andern auch froh machen zu können. Nun sangen sie den letzten Vers; er mußte hinaus. Er vergaß ganz, mit welch dumpfer Angst er sonst auf diesen Augenblick gewartet hatte. Unversehens stand er droben und beugte das Gesicht in die Hände. Er versuchte zu bitten, zu danken — nur ein wirres Stammeln des Dankes war sein Gebet. Nun hob er den Kopf. Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster, und es war ihm, als sähe er weit draußen auf der Landstraße einen Menschen wandern, dem er hatte helfen dürfen. Die große Freude sprengte alle Fesseln der Scheu. Hell und voll

zwingender Frische klangen seine Worte. Sie flossen aus der Überfülle seines Herzens, drängend, sprudelnd wie ein Quell aus endlich zernagtem Felsen. Er merkte erst, als er mitten im Reden war, daß da unten lauschende Gesichter zu ihm aufsahen. Zugleich fühlte er, daß die Welle der Fremdheit, die ihm sonst entgegenzuströmen schien, heute nicht mehr vorhanden war. Er sah auf die wetterharten Gesichter da unten, und nun, wo die Schranke der Angst gefallen war, kam ein schönes, warmes Gefühl der Zugehörigkeit über ihn, ein jähes Verständnis ihrer Art. Ach, nun wußte er, was er ihnen Warmes und Emportragendes sagen mußte. Während er noch sprach, klang plötzlich von der Männerbank das Schnarchen des alten Müllers herüber. Oh, es ängstigte ihn nicht mehr, es quälte ihn nicht mehr. Laß doch den alten Mann schlafen! dachte er. Aber dann sprang es wie Übermut und Kampflust in ihm auf. Nein, er sollte nicht schlafen! Er wollte ihn zwingen, seiner großen Freude teilhaftig zu werden. Unversehens schlug seine Hand auf den Rand der Kanzel. Das Sägewerk da unten setzte jäh ab. Der alte Müller war zusammengefahren. Er blinzelte. Ja, nun hatte er wohl von dem alten Pfarrer geträumt. Schon wollte er wieder einnicken. Da stieß ihn sein Nachbar in die Seite. Nun, was war denn jetzt das? Akkurat, als ob der alte Pfarrer selig hoch droben stünde. Ungläubig riß er die Augen auf. Aber von der Kanzel sah ein junges, eifriges Gesicht herab. Nun seh' einer an! Der alte Müller rückte sich zurecht und sah sich um. Es kam ihm vor, als ob sie alle heute ein wenig straffer säßen. Aufmerksamkeit lag auf den Gesichtern und Verwunderung. Also, was redete der junge Pfarrer denn da? Der alte Müller horchte auf. Hm, recht hatte er, sehr recht! Da hatten sie doch wirklich einen guten Griff getan mit ihrem neuen Pfarrer. Er schob die Brille hoch auf die Stirn und blickte andächtig hinüber.

Auf den Frauenbänken lag die gleiche aufmerksame Stille. Alle Augen, die sonst so willig kleine Eitelkeitsspaziergänge gemacht hatten, neue Hüte, Bänder und Schleifen eifrig aufs Korn zu nehmen, hingen an der jungen, belebten Gestalt droben auf der Kanzel.

Kein Mensch aber konnte glücklicher sein als die alte Maline. Da saß sie ganz still auf ihrem Platz. Aber der Mensch in der Bank, das war sie ja gar nicht. Ein Wirbel war in ihr, eine zitternde Lebendigkeit. Lachte sie nicht glückselig in jede Bank hinein: Seht ihr, hört ihr meinen Herrn? Wißt ihr nun, was ihr an ihm habt?

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Kirchgänger strömten in den hellen Frühlingstag hinaus. Voran, noch ein wenig verdutzt und benommen, die Männer. Sie blieben nach alter Gewohnheit auf dem Kirchhof stehen und warteten auf die Frauen. Aber es ging diesmal gar nicht anders, man mußte von der außerordentlich schönen Predigt heute sprechen. Nun kamen sie, die Frauen, auch sie noch benommen und verwundert.

Zwischen ihnen durch aber schritt wie eine Siegerin die alte Maline. Man wich ihr unwillkürlich aus. Man hatte heute Respekt vor dem jungen Pfarrer bekommen, und auch vor ihr, die bei so einem Herrn im Hause war.

Während die alte Maline mit übervollem Herzen dem Pfarrhause und ihrer Küche zustrebte, trat der junge Pfarrer aus der kleinen dunklen Sakristei in den hellen Frühlingstag. Die letzten Gruppen der Bauern lösten sich und schritten dem Ausgange zu. Aber er fühlte doch mit der fast überzarten Witterung, die er für Feind-

liches und Freundliches hatte, daß die Mützen williger und tiefer von den kantigen Köpfen gezogen wurden, und trank ihre achtungsvolle Scheu wie eine köstliche Labung. Schwerfällig stapfte der alte Müller mit dem Schulzen und seiner Ehefrau als letzter vom Kirchhof.

„Ja, ja," sagte er nach der Art der Schwerhörigen ganz laut, „he plustert sich nu all torecht!"

Das war eine gute Meinung. Der junge Pfarrer hörte die Worte und freute sich. Er sah über das keimende Land hinweg, dachte an Peter Guttmann, der nun weit draußen auf der Landstraße wanderte, und plötzlich durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke: Wer war denn nun eigentlich der Gebende, er oder jener?

Da nahm er ganz andächtig die schwarze Kappe ab, ließ sich den Frühlingswind durch die blonden Haare wehen, sah in die selige Bläue über sich, und es war ihm als nähme ihn das helle, heiße Leben bei der Hand und rede mit ihm: Kind, Kind du! Geben und Nehmen! Willst du es wägen? Keiner gibt allein, und keiner nimmt allein. Aber das ist das Schöne, daß ihr euch untereinander zum Schuldner werdet!

Da ging er, demütig und froh seiner neuen Erkenntnis, zurück in sein stilles Pfarrhaus.

Gebet zum Jahresbeginn

Von A. Faber-Bierhake

Lodernd ging das Jahr zu Ende.
Unsre Hände
Möchten, Herr, die deinen fassen
Und nicht lassen . . .
Ja, sie recken
Hoch und strecken
Deiner Liebe sich entgegen!
Schenk' uns, wenn wir sind erschlafft,
Neue Kraft!
Gib, daß — wenn wir müd' vom Beten —
Glaubenshelfer zu uns treten,
Daß wir halten hoch die Hände
Ohne Ende,
Bis wir ganz die deinen fassen
Und nicht lassen,
Bis du hilfst uns aus der Not,
Weltenherr und Vater Gott!
. . . .
Gib, o gib uns deinen Segen!

Ein Mahnwort an die vaterländische Bewegung

Von A. T. Veit-Rehhof

So sehr die parteilose vaterländische Bewegung in Deutschland zu begrüßen ist, so sehr erfüllt den aufmerksam beobachtenden Vaterlandsfreund die Sorge, daß diese in ihrem Wesen gesunde Bewegung, die in zahlreichen — leider allzu vielen — Organisationen ihren Ausdruck findet, zu verflachen droht.

Wir müssen uns sehr wohl bewußt sein, daß wir nicht wiederum den gleichgünstigen und fruchtbaren Boden für eine vaterländische Bewegung finden, wenn diese eines Tages trotz Millionen Anhängern, ungezählten Mühen und Geldopfern, Vorträgen und Broschüren, Flugblättern und Versammlungen in sich zusammenfällt, weil nicht das Ziel, sondern die Wege, die zum Ziele führen, maßgebend waren. Des ferneren müssen sich die verantwortlichen Führer bewußt sein, daß ein Neuaufbau der vaterländischen Bewegung nach einem Zusammenbruch der jetzigen überaus mühselig, wenn nicht unmöglich wird. Wir wollen nicht durch glänzende Versammlungen, Deutsche Tage, Bannerweihen usw. unser Urteil über den Wert und Stand der vaterländischen Bewegung von heute trüben lassen. Tatsächlich besteht in nicht zu unterschätzender Bedeutung die Gefahr, daß sie nicht allein verflacht, sondern vor einem — wenn auch noch verschleierten — Zusammenbruch steht, der nur noch zu vermeiden ist, wenn die Anhänger sich strenger und ernster als bisher in Wahrheit der „geistigen Erneuerung des deutschen Volkes" — wie es in fast allen Programmen heißt — widmen.

Die Mehrzahl der Führer scheint sich dieser Gefahr bewußt zu sein, und sie erkennt klar ihre Ursachen. Einmal beschäftigen sich die Anhänger der vaterländischen Bewegung mit Dingen, die zwar an sich nützlich und gut sind — wer wollte dies der ernsthaften Beschäftigung mit den Fragen über Staatsform, Parlamentarismus, Demokratie, Parteien usw. aberkennen —, die aber heute nicht allein von untergeordneter Bedeutung sind, sondern auch an und für sich mit der heiligen Religiösität des vaterländischen Gedankens in keinem bedingten Zusammenhang stehen, ja diese beeinträchtigen. Denn das Ziel der vaterländischen Bewegung ist nicht in erster Linie die Staatsform usw., sondern vor allem, den Deutschgeborenen zum bekenntnisfrohen und unbedingten Deutschtum im wahren und weitesten Sinne des Wortes zu erziehen.

So ist die vaterländische Bewegung eine Erziehungsaufgabe höchster und verantwortungsschwerster Art. Ich möchte sie mit einer großen Priesterschule vergleichen, die keine Dogmen und doktrinäre Lehrgesetze kennt, sondern sich nur dem Dienste an der deutschen Seele widmet. Ihr Ziel ist einzig und allein, dieser deutschen Seele ihre Eigenart zu wahren, verlorene Tugenden zurückzugewinnen und den deutschen Menschen von der — trotz allen trügerischen „Lichtseiten" — doch so sonnenlosen materialistischen Lebensaufgabe zu der allein sittlichen Idee des verantwortungsbewußten Gemeinschaftslebens, des Strebens und Ringens für Volk und Vaterland und Zukunft zurückzuführen.

Der Mensch, welcher von dieser sittlichen Idee getragen wird, kann nicht anderes sein als ein Mensch hoher Tugenden, als ein Mensch, welcher über sein kurzes All-

tagsleben hinausgewachsen ist zum Bereiter und Wegbahner der Zukunft. Und indem er sein Tun und Lassen auf die Zukunft einstellt, wirkt er an der Zukunft des gesamten Volkes. Daß diese wahrhaft sittliche Idee zur Allgemeinheit, zur heiligen Religion auch des letzten Mitgliedes des Volkes wird, ist die Erziehungsaufgabe der vaterländischen Bewegung. Alles andere, was darüber hinausgeht, sind Einstellungen individueller Art, sind Aufgaben besonderer Parteien oder Verbände, welche sich mit den Streitfragen über Staatsform, Parlamentarismus usw. zu beschäftigen und auseinanderzusetzen haben. Freilich, der Kampf gegen volks- und staatszerstörende Doktrinen, z. B. gegen den Marxismus, den ideologischen Pazifismus usw. gehört mit zur Erziehungsaufgabe der vaterländischen Bewegung.

Zum anderen ist ein Großteil der Mitglieder der vaterländischen Bewegung innerlich noch nicht frei genug, um die äußeren Erscheinungen, die an uns vorüberfluten und uns bestürmen, eben nur äußere Erscheinungen sein zu lassen, Erscheinungen, die sich verflüchten werden, sobald die Mission des vaterländischen Gedankens in seiner höchstmöglichen Religiösität sich erfüllt hat. Da sie dies nicht vermögen, sondern von den äußeren Erscheinungen, mehr als ihnen bewußt ist, beeinflußt werden, so stehen sie — ebenfalls meist unbewußt — auch im Banne der äußeren Erscheinungen der vaterländischen Bewegung, fühlen sich von diesen erschüttert und erhoben, von den Erscheinungen der Gegenwart mit ihren maßlosen völkischen Demütigungen, die von innen und von außen kommen, leidenschaftlich erbittert und gepeitscht. Dadurch werden sie größtenteils unfähig, sich der seelischen Mission der vaterländischen Bewegung zu widmen. Es darf keine Entschuldigung sein, wenn man darauf hinweist, daß in erster Linie die Jugend, die man in diesem Falle nur allzu gerne bis zum dreißigsten Lebensjahre ausdehnt, infolge ihres leidenschaftlichen Temperamentes diese Typen darstellt. Vergessen wir nicht, daß es Aufgabe der vaterländischen Bewegung ist, gerade diese leicht aufschäumende Jugend zu ernstem und bewußtem Deutschtum zu gewinnen.

Und wir erleben es immer wieder, daß gerade diese Jugend den Händen der verantwortungsbewußten Führer, welche die seelische Mission des vaterländischen Gedankens erkannt haben, allzu oft entgleitet. Diese Jugend, die nicht allein nicht warten gelernt hat, sondern vor allem sich nicht allzu gerne zu der entsagungsvollen seelischen Bereitschaft aufzuschwingen vermag, in langsamerem, aber meist desto stetigerem Beackern den Saatboden vorzubereiten, welcher einst die Früchte der vaterländischen Mission hervorbringen soll: gerade diese Jugend, welcher nie schnell genug der Erfolg reift, geht immer mehr Wege, welche jeden, der es mit der Zukunftsentwicklung unseres Volkes ernst meint, mit tagtäglich größer werdender Sorge erfüllt.

Schon lange wurde das Schlagwort geprägt: Wir haben alle dasselbe gemeinsame Ziel, wir gehen nur verschiedene Wege. Und gleich alt ist das bitterböse Wort: Es geht uns nicht schnell genug mit der Rettung des deutschen Volkes.

Als ob nicht jedem aufrichtigen Patrioten selbst der kürzeste Weg noch allzu lang erschiene! Denn der Leiden und Mühsale, die wir als Besiegte zu tragen haben, werden noch allzu viele sein, wenn auch die Mission des vaterländischen Gedankens sich erfüllt hat. Aber dies bedenken diejenigen, die „nur andere Wege“ gehen und

denen „es nicht schnell genug geht", nicht, es ist ihnen vor allem nicht bewußt, daß der Weg zum heiligen Altar des Vaterlandes nicht mit künstlichen Mitteln verkürzt werden kann. Endlich aber erkennen sie nicht die zerstörende Gefahr des revolutionierenden Vorwärtsdrängens, sondern sehen gerade dieses als Allheilmittel an.

Es ist ein Irrtum, wenn die Vorwärtsstürmer behaupten, nur die Wege seien verschieden, nicht aber das Ziel. Wenn dem so wäre, so würden uns alle Sorgen erspart bleiben, und jeder würde mithelfen, den „kürzesten" Weg zur Rettung zu schaffen. Doch mit den Wegen ist auch das Ziel verschieden, freilich nicht das Ziel, welches den Stürmenden vorschwebt, sondern welches als Frucht dieses Stürmens tatsächlich erreicht wird. Und dieses Ziel, welches die Revolutionierenden ungewollt erreichen, ist nicht die Erfüllung der sich immer mehr anbahnenden inneren, seelischen Bereitschaft zum unbedingten Bekenntnis zum Vaterlande, sondern erneuter und erbitterter Kampf gegen das vaterländische Bekenntnis. Denn die Revolutionäre glauben, daß sie, zur Macht gelangt, das Ziel, also das unbedingte Bekenntnis zum Vaterlande, „mit Feuer und Schwert" — natürlich sinnbildlich gemeint — in die Herzen der nun von ihnen Beherrschten einpflanzen könnten, wobei sie übersehen, daß dieses Bekenntnis von jedem einzelnen errungen werden muß, damit es ihm zur innersten Notwendigkeit wird. Erst aber, wenn dieses der Fall ist, vermögen wir von einer „seelischen Erneuerung" des deutschen Volkes zu sprechen. Eine gewaltsame „Bekehrung" zu diesem Bekenntnisse ist jedoch nicht allein unmöglich, sondern auch von vernichtendem Verderb, wie alle gewaltsamen „Bekehrungen" zur Genüge lehren.

Daß wir den Weltkrieg, der um nichts Geringeres ging als um den Bestand des deutschen Volkes als Nation und als Kulturvolk, daß wir diesen in der Geschichte einzig dastehenden Riesenkampf verloren, erstand zum Teil aus eigener Schuld. Es soll hier nicht die ungeheure Unterlassungssünde der deutschen Kriegsregierungen untersucht werden, welche das deutsche Volk nicht genügend über die wahre Bedeutung dieses Krieges aufklärten. Aber es ist notwendig, daß wir uns klar machen, wie wenig wir von dem heiligen Geiste des vaterländischen Gedankens durchdrungen waren. Das Reich, welches uns Bismarck im Deutsch-Französischen Kriege schuf, war wohl die Erfüllung einer uralten deutschen Sehnsucht, soweit die damaligen Möglichkeiten es gestatteten. Aber dieses Reich — so grausam es sein mag, so bitter notwendig ist es, daß es gesagt wird —, dieses Reich ward nicht im wahren Sinne des Wortes ein lebendiges Gemeinschaftsgut des gesamten deutschen Volkes, eines jeden einzelnen Deutschen. Wir berauschten uns mit Gedenkfeiern und manch anderen Festlichkeiten, aber jenes unbedingte Nationalbewußtsein, welches andere Völker auszeichnet, besaßen wir nicht. Wir wollen hier nicht die Schuld untersuchen, welche im geschichtlichen Werdegange der deutschen „Nation" liegt. Aber feststellen müssen wir, daß die machtvolle Schaffung des Deutschen Reiches durch Bismarck, so bedeutend und gewaltig sie war und noch ist, nicht das vermochte, was nur allein bewußte, stille, zähe vaterländische Erziehung vermag: den einzelnen zum unbedingten Bekenntnis zu Volk und Land und Zukunft zu erziehen. Die Mobilmachungstage schienen zwar zu bestätigen, daß wir nicht allein ein Deutsches Reich hatten, sondern auch zur Nation geworden, doch



der Verlauf des Krieges bewies, daß die unbedingte vaterländische Idee keineswegs zum Allgemeingut geworden war. Dieses würde sich wiederholen, wenn eines Tages die stürmenden Revolutionäre die schwarz-weiß-rote Flagge in Berlin hissen würden. Vielleicht erhielten wir ein neues, stolzes Reich — ich sage: vielleicht! — aber ich bin überzeugt, daß die heutige fortschreitende Gesundung und die innere Bereitschaft zum Vaterlande, also die vaterländische Idee einen schweren Rückfall erleiden würde. Denn mit aller Wucht würden die anationalen Gegenkräfte einsetzen, und nicht diese allein, sondern auch die vaterländisch Gesinnten würden, wenn vielleicht auch nicht entgegen, so doch — parteiisch gespalten — abseits stehen.

Denn dies ist der Unterschied: Die vaterländische Bewegung ist nicht Partei, nicht Politik, sie ist Gottesdienst am Gesamtvolke. Eine Revolution will die ihrer treibenden Idee entgegenstehenden Hemmnisse nicht geistig überwinden, um dadurch zu einem dauerhaften Sieg zu gelangen, sondern sie durchbricht sie, indem sie sich diktatorisch die Gewalt erobert. Und das wesentlichste: Die Revolution führt zuerst ihre Idee aus, stellt sie als allein selig machendes Dogma hin, dessen Anerkennung sie, im Interesse ihrer Machterhaltung, befiehlt. Die Evolution aber stellt ihre Idee hin und führt diese, wenn sie aus innerster Überzeugung Gemeingut geworden, ohne Gewalt aus.

Was ist von größerer Dauer? Von höherem Werte?

Diese Frage zu beantworten, erscheint unnütz. Denn Revolution ist Faustkampf, Evolution aber Religion.

Und diese heilige Religion des unbedingten vaterländischen Bekenntnisses zu Volk und Zukunft allein ist es, welche uns aus der Jetztzeit zu retten vermag. Denn zunächst ist es wichtiger und von höherer Lebensbedeutung, daß wir uns, anstatt uns mit Waffen in der Hand gegen unsere äußeren und inneren Feinde zu erheben, uns selbst gestalten zu einem Volke, zu einer Nation. Uns selbst gestalten! Nicht uns zwingen, nicht gezwungen werden. Unsere Seelen müssen sich erringen das unbedingte Bekenntnis zu Volk und Land und Zukunft, erst dann, nur dann erst werden wir eine Nation, ein neues Reich und, geeint und stark, unsere deutsche Mission in der Welt zu erfüllen vermögen.

Es

Von Erika von Watzdorf-Bachoff

Hält mich der kleine Tod des Schlafes fest,
wo weilt mein Ich, das sich nicht halten läßt?
Sich selbst gewinnend, da es mich verlor,
zu welchen Ebnen steigt es frei empor?
Warum bringt es mir nur ein kleines Stück
zerbrochnen Wissens morgendlich zurück?
Rätsel und Wunder! wenn es „Leben" heißt,
wie ist es „ich" — und doch ein fremder Geist?

Tagebuch-Gedanken

Von Rudolf Paulsen

Ein Tagebuch braucht nicht unter allen Umständen Vortäuschung einer wirklichen Tätigkeit zu sein. Gewiß schreibt man es oft wohl nur, weil man gerade nichts Größeres leisten kann. Aber vielleicht findet sich unter vielem Gleichgültigen manchmal eine kleine Perle.

Ein Tagebuch hat aber auch den Wert, daß es zur Rechenschaft nötigt. Wenn man wochenlang nichts Wichtiges und Tüchtiges einträgt, wird man endlich der Nichtigkeiten müde und versucht, Wesentliches zu tun, um Wesentliches vermerken zu können.

* * *

Sollen wir auf unsere deutschen Hochziele verzichten? Nein! Die Weltwirklichkeit der andern Völker nötigt uns allerdings, auch weltwirklich zu sein. Aber wenn wir auch auf festen Füßen stehen müssen, so dürfen wir doch den Goldball des hochzielenden Gedankens vorauswerfen in die Zukunft: dann eilen wir ihm hinterher, und wenn wir ihn gefangen haben, wird Zukunft Gegenwart, wenngleich der Ball ein wenig vom goldenen Glanze verloren haben sollte.

* * *

Den hohen Zielen gebührt Wirklichkeit, der Wirklichkeit gebühren hohe Ziele. Darin liegt das Wesen des Schöpferischen. Vom Festen aus baut es die Brückenbogen in das Kommende.

Irgendwann muß sich der Brückenbogen herniederlassen. Aber hier kommt alles auf den richtigen Zeitpunkt an, daß nicht entweder ein unbestimmtes Hochzielstreben sich in nebelhafte Fernen verirrt — oder ein voreiliges Aufstützen, ohne daß der tragende Fuß sicher gelagert ist, den Bogen im Sumpf der Zeit versinken macht.

* * *

Jeder Mensch ist gespalten in sich und seinen Widersacher in ihm selber. Der Sinn der Liebe wäre: daß die Liebenden einander von diesem Widersacher befreien und jeder aus dem Allein-Gespalten-Sein in das Zwei-Ganz-Sein käme. Das Widersacher-Ich würde verdrängt von einem Du, das nur für das eigentliche Ich da wäre.

* * *

Das Weltall hat keine Uhr, als seinen Herzschlag. Wenn zwei Menschen ganz in der Liebe sind, dann hören sie ihn. Vielleicht hören ihn auch noch: Vater, Mutter und Kind. Wo aber mehr Menschen zusammenkommen und ihre Herzen nicht in Liebe und Glück gleich schlagen, da genügt die kosmische Uhr nicht, und es entsteht ein unruhiges Verlangen, nach der Zeituhr zu schauen, die der eine vorwärts, der andere rückwärts richten will.

* * *

„Wir werden dies nicht erleben." Warum nicht? Es ist ja nicht notwendig, daß wir es als abgegrenztes Ich erleben. Dieser Körper, diese Nerven werden es nicht erleben. Ich will nicht sagen, nach dem Tode beginne das in keinerlei Beziehungen mehr stehende Ich, das mit dem All Eins-Selbst wäre, seinen Lauf. Aber vielleicht eines, das durch andersartige und im jetzigen Zustande unvorstellbare Beziehungen bestimmt ist, infolgedessen auch anders erleben kann. Das unteilbare Ich ist nur

eine Beziehungstatsache, im Grunde ist das Ich durchaus teilbar und also verwandlungsfähig. In anderen Beziehungen also auch ein verändertes Ich. Ein anderes Ich aber? Nein! Das wäre nicht dieses. So wie wir auf verschiedenen Lebensstufen ein verändertes Ich sind, so mögen wir das auch nach dem Zu-Ende-Weg des Leibes sein.

* * *

Wir wollen uns das Ich, trotz seinen Wandlungen als Seele, nicht zu einer „Fiktion" machen lassen. Es ist schon wahr, daß die Seele nicht vorzustellen ist, daß wir nur ihre Äußerungen kennen. Aber ist das mit Gott anders?

„Seele" ist ein Menschenwort für die Äußerungen eines Seienden, das sich nicht anders vorzeigen läßt als in diesen Äußerungen. So ist Gott in seinem Werke. Die Seele ist. Wenn wir fragen: Was ist sie? Wo ist sie?, dann bleiben die Antworten aus. Dinge, die alles sind und überall sind, lassen sich nicht mit begrenzten Gefäßen einfangen. Ihr ewiges Ansich-Sein entfaltet sich und wird entfaltet; aber unsere stammelnden Worte können sich seiner so wenig bemächtigen, als wir das All in einer Nußschale unterzubringen vermögen. Die Seele ist. Das wissen wir. Ist sie nun aber, weil wir sie nicht erfassen können, eine „Fiktion"?

* * *

Wir sind der „Fiktionen" müde. Denn sie sind doch schließlich nur Belustigungen des Verstandes und machen unser Innerstes hart und dürr. Wir schreien nach Wirklichkeit. Nun denn: Unsere Seelen sind wirklich. Ein wenig Einfachheit, ein wenig Natürlichkeit, ein wenig Widerstand gegen den alles fressenden, trügerischen „logischen" Verstand — und die Urtatsache Seele wird unser sicherster Besitz.

* * *

Wir können uns selbst nicht sehen. Unser Bild im Spiegel oder unser gemaltes Antlitz erschreckt uns, unser Wort aus dem Lautschreiber berührt uns im Tonfall fremd und unbekannt. Bezweifeln wir deshalb die Wirklichkeit unseres Körpers? Nein! Unsere Seele aber sollten wir bezweifeln, weil wir sie nicht sehen können? Daß die Dinge, wenn sie sich uns darstellen, anders sind, als wir sie uns vorstellen, gibt uns kein Recht, an ihrer Wirklichkeit zu verzagen.

Kommt!

Von Hans Much

Ein jeder hetzt im trüben Tal,
wo Nebelschwaden streifen,
von aufgehäufter Menschenqual
sich seinen Teil zu greifen.
Seitab bereitet still und schlicht
die Blume sich zum Werke
und webt die Schönheit, wirkt die Pflicht
in gottbeseelter Stärke.

Seit wir geflohn vom ew'gen Heim,
treibt jeder in der Irre.
Es wächst aus dem Erkenntniskeim
ein wuchernd Dorngewirre.
Wir kreisen nun im Nimmer-Ruhn,
seit wir vom Quell vertrieben —
Kommt! Laßt uns etwas Gutes tun
und einen Bruder lieben!

Silvester

Novelle von Ernst Wachler

Noch steht wie einst dein stilles Haus am Rhein,
Noch ragt wie einst der graue Fels empor,
Noch staunt der Wandrer: silbern am Gestein
Der Loreley erklingt ein Mädchenchor.
Doch du, den einst dies holde Bild entzückt,
Wo weilst du nun? — Du ruhst in treuer Hut;
Im Feuer ward des Sängers Leib entrückt,
Und seine Asche trank die heilige Flut.

Da wo der Rhein, von Hunsrück und Taunus umschlossen, sich durch die enge Gasse des Gebirges windet, zwischen Höhen, deren Vorsprünge Burgentrümmer krönen, und an deren Fuß die Städtchen St. Goar und Goarshausen sich schmiegen, erhebt sich, gegen Ende des einen Ortes, am Ufer ein abgelegenes Haus. Es ist so still darin, als sei es unbewohnt; erst wenn die Dämmerung sinkt, fällt ein Lichtschein durch verhangene Fenster auf die Landstraße hinaus, die den Garten vom Strome scheidet.

Winterdunkel. Der Wind klagt um das Haus, in seltsamen, an- und abschwellenden Tönen. Heut ist Silvester: da werden die Bewohner die Einsamkeit doppelt fühlen. Die Herrin allein mit der alten Magd, die noch in der Küche zu schaffen hat; sie selbst im Zimmer, auf den Stock gelehnt, der sie beim Gehen stützt: denn seit Jahr und Tag sind ihre Augen verschleiert, nicht mehr imstande, die Gegenstände deutlich zu erkennen. Sie hat auch das ertragen, wie sie alles andere ertragen hat, das sie vorher traf. Ein Tannenbäumchen steht im Winkel, schmucklos, unbeachtet: für wen es schmücken, für wen es mit Kerzen bestecken? Es ist ja niemand da; es gibt keine Feier, und Schmerz und Schwermut laden keinen Gast.

Der letzte Abend des Jahres; und so allein und verlassen! Die Festtage hat sie bei Verwandten verbracht und teilgenommen an der Weihnachtsfreude der Kinder; aber der Anblick ihres Glückes ließ sie den Verlust des eigenen doppelt bitter empfinden. Es trieb sie zurück in *ihren* Haushalt, in ihre Heimstatt, die ihr doch nicht mehr Heimstatt war.

Mit einem Male ergriff sie eine seltsame Unruhe. Der Zeiger der alten Standuhr, eines kostbaren Erbstückes des Hauses, weist auf die sechste Stunde. Aber soll das Jahr so zu Ende gehen? Es trennen sie nur noch wenige Stunden von der Mitternacht; doch eine Ahnung überkommt sie: es müsse sich heute noch etwas ereignen. Es ist wie ein Hauch, der sie berührt, wie ein Glaube, der sie beseligt, an den sie sich klammert. Der Unglückliche sucht Trost in der Einbildung; und welch geheimer Zauber entsteigt nicht dem Gespinste des Herzens? — So bereitet sie denn geschäftig alles vor, wie für einen fremden Gast, rückt das Tannenbäumchen aus seiner Ecke ein wenig vor und versieht es, tastend, halb unbewußt, mit Schmuck, mit Ketten und Lichten, bis die tiefe Dämmerung allem ein Ende macht. Nun sitzt sie und sinnt — ihrem Geschick nach, dem trüben, verworrenen.

Plötzlich durchzuckt sie es: die Klingel ertönt. Feste Schritte nähern sich durch den Garten. Wer mag das sein — zu dieser ungewöhnlichen Stunde?

Die Magd kommt und meldet. Es ist ein Offizier, in Feldgrau, der sie zu sprechen

wünscht: der Freund des verstorbenen Gatten. Was in aller Welt führt ihn her — so unvermutet? Aber ihr bleibt keine Zeit, sich von der Überraschung zu erholen; denn schon steht er in der geöffneten Tür: sie hört den Tritt der schweren Stiefel, das leise Klirren des Degens und mißt mit umflortem Auge den Umriß der hohen Erscheinung, indes sein Blick erschüttert auf die feine schwarzgekleidete Gestalt fällt.

Welch ein Wiedersehen! Wie unerwartet, wie unwahrscheinlich sein Kommen! Nun aber ist er da. Wie war das möglich?

Er erklärt den Zusammenhang. Er kam, mit kurzem Urlaub, aus der Heimat und kehrt an die Front zurück, nach Flandern. Sein Weg führte ihn hier vorbei; da drängte es ihn, bevor aufs neue der Krieg ihn umfinge, diese Stätte aufzusuchen, nach dem Ergehen der Witwe zu forschen, mit ihr das Gedächtnis des Verklärten zu erneuern — für wenige Stunden, bis der Schnellzug ihn entführt.

Sie schreitet ihm entgegen, unsicher, und streckt die Hand aus, die er, bewegt, an die Lippen führt. „Sie müssen mich entschuldigen," spricht sie stockend, „daß ich so ungewandt Sie willkommen heiße. Aber die Augen versagen den Dienst —"

„Frau Ellinor!" rief er erschrocken.

„Es ist so," sagte sie leise, „und ich habe mich darein gefunden. Bald wird es völlig Nacht sein. Aber die Einsamkeit um mich kann nicht größer werden als jetzt ... Es ist schön, daß Sie kommen, um nach mir zu sehen."

„Ich habe das Landhaus am Rhein nicht vergessen, wo ich so glückliche Tage verlebt!"

„Das ist vorbei! Das war einst im Frühling, und jetzt ist Winter — für uns — für unser Land!"

„O gebe Gott, daß uns ein neuer Frühling erblühte! Lassen Sie uns darauf vertrauen!"

Die Herrin des Hauses schüttelte unmerklich den Kopf. „Für Sie wohl, denn vor Ihnen liegt noch die Zukunft; nicht für mich, denn mir gehört nichts als die Wehmut der Erinnerungen. Ihre Augen sind noch hell, die meinigen sind umschattet — für immer — und so fühle ich mich dem Tode näher als dem Leben."

„In Ihrem Alter!"

„Das Alter entscheidet nicht," widersprach sie, „sondern die Erlebnisse. Meine Schläfen sind ergraut. Aber setzen Sie sich, ruhen Sie sich aus vor der anstrengenden Fahrt und nehmen Sie den Tee mit mir ein!"

Die Magd brachte eine Lampe mit grünem Schirm und stellte sie auf den Tisch. Der Offizier legte Helm und Degen im Flur ab; dann ließ er sich nieder im bequemen Polsterstuhl und erfreute sich der Glut im Kamin nicht weniger als des warmen Getränkes und des schmackhaften Gebäcks. Hier ist Ruhe und Friede, dachte er, draußen Unrast und Krieg — hier Wärme und Behagen, draußen Frost und Wirrsal — wer hier verweilen könnte! —

Die Frau vom Hause erriet seine Gedanken. „Die Stunden sind kurz, die uns vergönnt sind," sagte sie, „und verrinnen nur zu schnell. Und doch — wie froh bin ich, daß Sie gekommen! Daß ich nicht heut allein bin — gerade heute!"

„Der letzte Tag des Jahres," wiederholte er. — „Für wie viele Tapfere der letzte Tag des Lebens! Wie bald, vielleicht, kommt auch der meine! Sie gehen ein in den

ewigen Schlaf; aber wer weiß, ob nicht dieses Leben ein Traum und der Tod ein Erwachen?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Grillen verscheuchen.

„Träumen Sie?" fragte die Herrin. „Ich will Sie nicht stören. Aber wenn Sie mir eine Bitte erfüllen möchten, so lassen Sie mich an Ihren Träumereien teilnehmen. Öffnen Sie den Flügel und erfreuen Sie mich durch Ihr Spiel — phantasieren Sie, wie dereinst; ich höre ja nie mehr seine Klänge und vermag selbst kein Stück mehr zu spielen."

Der Offizier nahm bereitwillig am Klavier Platz. Grüne Dämmerung umfing ihn; alles versank um ihn her, als er leicht die Tasten berührte und unter seinem seelenvollen Spiel eine Flut von Tönen, ein ungeahntes Leben, eine ganze Welt aus der Tiefe aufstieg.

Erst klangen sie zart und leise, lockend und einschmeichelnd: sie führten unschuldige, heitere Tage herauf, da noch die Sonne über diesem Erdenwinkel lachte, da der Blütenschnee des Frühlings alles überrieselte und ein köstlicher Duft vom Garten hereindrang — da noch die Schiffe, bunt bewimpelt, den Strom hinauf und hinab fuhren, voll fröhlicher Menschen, die mit den weißen Tüchern winkten, als gelte ihr Gruß der ganzen Welt. O holde Töne — wovon sprecht ihr, welche Bilder führt ihr herauf?

Die Herrin saß in ihrem Stuhl, zurückgelehnt, unbeweglich, die Augen geschlossen: lauschend, den Blick nach innen gekehrt: und ihr Leben zog noch einmal an ihr vorüber. Wie sie der junge Gatte in dies Landhaus geholt, das herrlich gelegene — wie er mit ihr weite Reisen gemacht, nach dem Süden, dessen Wunder er ihr erschloß, nach dem Mittelmeer — wie er sie behütet und gepflegt, in ihrer Zartheit, da ihr das einzige Kind fast das Leben kostete — wie sie seitdem zurückgezogen blieben in ländlicher Stille —

Ernster die Töne ... in mannigfachem Wechsel: dunkle, zwiespältige Klänge dringen an, aber sie gewinnen nicht die Herrschaft, die helle, heitere Stimmung behält das Übergewicht, und eine goldene Melodie, ins Freie lockend, taucht empor.

Wie den Gatten die Einsamkeit bedrückte — wie er, der Künstler, litt unter dem Mangel an Verbindungen, an Erfolg, den Armselige errangen, und allmählich herb und bitter wurde — wie dann der jüngere Gefährte zu Besuch kam und sich Freundschaft und Neigung entspann, und sie, als der Knabe heranwuchs, vereint, im Garten und auf der Terrasse am Strom, in Wald und Flur glückliche Sommertage verlebten — wie kurz auch immer —, der Gemahl die Menschen nicht mied, vielmehr sich unter sie mischte —, der Geist der Schwermut gebannt schien und neue Schaffenslust sich einstellte.

Immer düsterer das Spiel, immer klagender, in Moll zerschmelzend — ein funebre — feierlich —, das Leid und Trauer verkündet —, schwer und verhalten, von dumpfen Schlägen unterbrochen.

Zerbrochen, zerbrochen! Denn die Trennung vereitelte jedes Beginnen — wieder verlor sich der edle Geist in dumpfes, unfruchtbares Brüten, darin er versank — bis die tückische Krankheit in der Fremde sein Leben vorzeitig zerstörte. Da hat sie, seinem Willen getreu, was sterblich an ihm war, dem Feuer übergeben, seine Asche aber in

die Flut des Rheines gestreut. Nun ist seine verklärte Gestalt lauter und rein, ist entsühnt von allem Erdenfehl.

Nichts blieb ihr, der Ärmsten, außer dem Sohn, an dem ihr ganzes Herz hing — den man ihr früh, allzufrüh, nahm: als Knaben, schwer lenkbar, ungebärdig, schwankend zwischen der Härte des Vaters und der Weichheit der Mutter. Außerhalb des Elternhauses erwachsen — nun, nach des Vaters Tode, verlor er jeden Halt. Erst wandte er sich, auf der fernen Hochschule, der Rechtswissenschaft zu; dann brach er, unbefriedigt, die Studien ab und ging über See, nach Amerika, ohne Ziel und Plan; als er, reicher an Enttäuschungen, von dort zurückkehren will, da überfällt ihn die Schwermut, und er macht seinem Leben ein Ende, vom Schiffsrand ins Meer sich stürzend. Nun ist sie allein geblieben, gealtert über Nacht — aus Gram, hilflos und unnütz, und verzehrt sich in Sehnsucht, den Geliebten nachzusterben.

Das grandioso und maëstoso, zu dem die Tonflut angeschwollen war, ist verhallt — der heilig hohe Ernst gewichen —, weiche, liebliche Tonfolgen, statt der früheren gewichtigen, umspielen das Ohr, als wollten sie den Schmerz lindern, in Wehmut auflösen — dann verklingt das Spiel — leicht und leise — gleich einem Traum.

Eine Weile ist alles still. Dann schreckt sie empor aus ihrem Sinnen, erhebt sich und drückt die Hand des Freundes als ein Zeichen stummen Dankes. Fühlt er, daß er doch, durch den Ausdruck seiner Teilnahme, seines innigen Verständnisses, einen Strahl von Freude und Heiterkeit gesenkt hat in die Nacht ihres Kummers, ihrer Trübsal?

Der Einklang zweier Seelen ist selten und kostbar: dem Menschen ist nichts Höheres vergönnt, ob er das Ziel auch erst durch die Schule des Leides erreiche. Denn das Leid verklärt; es läutert den Staubgeborenen, daß er die irdischen Begehrnisse abstreift.

Noch immer schweigen beide. Ihn reißt der nächste Morgen, der graut, wieder zurück in Schlacht und Krieg und Tod — für ihn ist diese Wohnstatt eine Insel des Friedens in der empörten Brandung seines Lebens, des sturmgepeitschten — dieser Abend eine Weihestunde; für *sie* eine Erquickung, eine Feier, Labsal und Trost, wie er ihr nie mehr beschieden war. —

Die Tafel ist gedeckt. Zwei Plätze sind leer geblieben, als wahre man unverjährbare Rechte. Die Hausfrau lädt ein zu speisen. Sie setzen sich, gleichsam zu einem stillen Mahl der Geister, die bei ihnen weilen, und trinken den Wein zum Gedächtnis der Abgeschiedenen — Unvergeßlichen.

Dann, nach geendigtem Mahl, bevor er die Äpfel und Nüsse berührt, entzündet der Freund die Kerzen an dem Tannenbäumchen, daß ihr Schein — seit Jahren zum erstenmal — tröstlich hinausleuchte in das Winterdunkel; und dazu spielt er das Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht. Die Magd ist hereingekommen und staunt ob des ungewohnten Anblicks: des Lichterglanzes und der Musik.

Die Kerzen sind niedergebrannt. Da erinnert sich die Herrin des Hauses an eine unerfüllte Aufgabe, eine fromme Pflicht, die ihnen obliegt. Es gilt, dem Gatten, dem Freunde ein Denkmal zu stiften über das Grab hinaus: in der Sammlung und Herausgabe dessen, was er noch in ungebrochener Kraft geschaffen: gleich jenem



Menschwerdung • Max Friese

venezianischen Gondelliede, das sie so sehr geliebt. Wer aber wäre dazu mehr berufen als er? So treibt sie ihn mit leiser Mahnung, dem Heimgegangenen auch noch im Tode die Treue zu wahren.

Sie führt ihn die Treppen empor, durch zwei Stockwerke; öffnet die Doppeltür und zeigt ihm das verschlossene Heiligtum, das Turmzimmer über dem Rhein, darin er einst selbst bei dem Freunde gesessen. Es ist alles unberührt, so wie er es verlassen — seine Papiere, seine Urkunden, die nur der sichtenden Hand harren — sorgsam behütet von dem Schutzgeist des Hauses. Tränen quellen bei dem Anblick der verödeten Stätte aus den erloschenen Augen und ersticken ihre Stimme. Er aber gelobt, das Bild des Entschlafenen in reiner Gestalt festzuhalten — es der Nachwelt zu überliefern. Nichts soll ihn davon abbringen, wenn er unversehrt heimkehrt aus dem Kriege. So besiegelt der gemeinsame Beschluß ihren geheimen Bund.

Sie steigen die Stufen herab, ins Erdgeschoß, und treten auf die Terrasse hinaus, die auf den Strom niederblickt. Eine klare Winternacht liegt über dem Rhein; das Licht des Mondes fällt auf die verschneiten Berge des Tales; zu Häupten aber funkeln die ewigen Sterne. Wie feierlich der Anblick — zu schweigender Andacht ladend!

Mitternacht! — Glocken, tief erdröhnend, hallen über den breiten Strom — bald dumpfer das Geläut, bald heller — Lärm und Schüsse, Sang und lustiges Geschrei am Ufer — sie verkünden den Anbruch des neuen Jahres.

Der Offizier erwacht aus seiner Erstarrung. Die bemessene Zeit ist vorbei: und der Zug wartet nicht. Es treibt ihn zum Bahnhof. So nimmt er Abschied — reißt sich gewaltsam los von dieser Stätte — im Gefühl der Schwere dieser Trennung — wer weiß, ob nicht auf immer? —

Eine kurze Spanne verrinnt. Dann bricht der Schnellzug, donnernd, mit abgeblendeten Lichtern, aus dem Tunnel und hält auf der Station. Es ist nur ein Augenblick; ein Pfiff ertönt; dann rollt er wieder hinaus in die Nacht. Auf der Terrasse am Rhein aber lehnt noch, trotz Wind und Kälte, die dunkle, tiefverschleierte Gestalt, unbeweglich harrend, bis der letzte Laut des enteilenden Zuges sich in der Ferne verlor.

Dennoch!

Von Gustav Schüler

Und müßt's gleich über Nattern gehn,
Vorbei an Löwenklauen,
Groß Gottgewalt wird bei dir stehn
In allem wirren Grauen.
Und wollt' das Meer mit wilder Wut
Die Küsten überbranden,
Die losgebundene grause Flut
Wird vor dem Wort zuschanden:
Dennoch!

So dennoch! Ob gleich alle Not
Dir überm Haupte stände,
Und bräche auch der grimme Tod
Dir alle Lebenswände,
Mit deines Herzens letzter Macht
Wie brausend Flügelschlagen
Muß dich das Wort aus tiefster Nacht
In alle Himmel tragen:
Dennoch!

Die unsichtbaren Reiche

Von Harold Schubert

Wunderlich und voller Geheimnisse ist das Zusammenleben der Menschen. Wir glauben, die Völker der Erde zu kennen, und besitzen eine Wissenschaft, die über jedes Land und seine Bewohner alles auszusagen scheint, was zu seiner Kenntnis notwendig ist, und stoßen doch im Verkehr mit dem Nächsten, selbst wenn Freundschaft oder Liebe eine Brücke tieferen Verständnisses schlägt, immer wieder auf Gebiete, wo der Boden unter unseren Füßen unsicher wird und schwankt. Jahrelang mögen wir uns im vielleicht nur zufälligen Zusammenklang günstiger Umstände und Stimmungen mit einem anderen Menschen in Gesinnung und Streben verbunden wähnen, bis plötzlich eine schicksalhafte Stunde, die unser beider Innerstes zu einer bedeutsamen Entscheidung aufruft, eine unerwartete Fremdheit in Artung und Charakter bloßlegt. Zu spät erkennen wir, daß der Gefährte im Grunde seiner Natur Bürger eines von dem unseren völlig verschiedenen geistigen oder seelischen Bereiches ist, und daß unsere Beziehungen nur auf oberflächlichen Bindungen beruhten. Wir leiden darunter und empfinden schmerzlich jene grausame Vereinsamung, die keiner je so erschütternd geschildert hat wie Nietzsche in seinem Gedicht „Aus hohen Bergen".

Die meisten wähnen sich in einem solchen Falle hintergangen und zeihen den anderen der Untreue, und dabei handelt es sich doch nur um dies eine: Über die Grenzen der sichtbaren Länder hinweg, die der Atlas in bunten Zickzack- und Wellenlinien verzeichnet, dehnen sich unsichtbare Reiche, die um so schwerer zu erforschen sind, als ihre Bevölkerungen nicht wie die uns bekannten Nationen der sichtbaren Länder in geschlossener Siedlung zusammenwohnen, vielmehr untereinander vermischt sind. Mögen darum auch ihre Grenzen seltsam verschlungen und, zumal infolge ihrer geistigen Natur, nur mühsam zu erkennen sein, so sind sie doch durch Gesetze wechselseitiger Anziehung und Abstoßung nicht minder scharf und eindeutig gezogen.

Ein Bild! Feuerwehren jagen mit schrillem Geläut durch das Getümmel der Großstadt. Jeder Schritt, jedes Rad hält auf dem Wege, den sie kreuzen und gibt ihnen die Bahn frei. Ein paar Sekunden lang ist die Gebärde des Helfers, des zu Hilfe Eilenden Herr über die Wege von Tausenden von Müden, Nachlässigen, Vergnügungssüchtigen, Ehrgeizigen, Liebenden und Hassenden: etwas, das an die Kometenspur der Erlöser erinnert. Wer da in das Antlitz derjenigen blickt, an denen die Wehren vorbeistürmen, kann in den Augen, Bezirk bei Bezirk, die verschiedenen unsichtbaren Reiche nebeneinander liegen sehen. Auch den Menschen nimmt man gewahr, dessen Blick plötzlich flammt, indes es elektrisch durch seine Glieder zuckt. Und man errät: hier ist einer, der ein Leben lang auf seine Stunde wartet, der sich nur einer erhabenen Sache hingeben möchte und die Nähe eines Ernstfalls, einer eindeutig herrschenden Tat wie Gruß von etwas Verwandtem und Erlösendem in all dem Alltagströdel, in all dem Wichtignehmenmüssen von Wichtigkeiten, die keine sind, empfindet. Mögen die braven Buchhalter der Alltagsgeschäfte und Alltagsempfindungen ihn einen Exaltierten nennen, sicher ist, daß er einem in sich geschlossenen, unsichtbaren Reiche angehört, und zwar demjenigen, aus dem die schöpferischen Geister, die echten Helden, Dichter und Priester hervorgehen. Sie, die das Leben

reich und groß machen und in jedem Zoll ihres Leibes fühlen, daß das Schaudern der Menschheit bestes Teil ist.

Für gewöhnlich leidet er darunter, das Ganze seiner Kräfte und das Edelste in sich nicht voll zur Wirkung und Geltung bringen zu können, weil das Reich, dem er angehört, heute mit seinen Gesetzen nicht Macht hat über die übrige Menschheit, über die Angehörigen der anderen unsichtbaren Reiche. Jedes Reich hat seine Stunde, da es einmal über die Nachbarn gebietet, und wenn diese vorüber ist, müssen seine Söhne denen dienen, die darauf ihre Herrschaft antreten.

In der Kindheitsstunde der Menschheit war sein Reich das führende. Als tief aus verborgenen Welten auf Menschenlippen quellende Eingebung die Scheu gebundener Seelen brach, traten die Künder innerer Gesichte, auf einen Gott sich berufend, vor die Menschen. Das Große Wort beherrschte die Stunde, gleich einem Adler durch die Lüfte rauschend und das Leben eines ganzen Volkes bis ins Geringste täglicher Verrichtung zusammenschließend zum sinn- und bedeutungsvollen Wappenstück. Heraldische Prägung bestimmte jedwede Gebärde. Als aber die Kraft des Aufschwungs und der Erhebung erschöpft war, führte eine neue Menschheitsstunde andere zur Herrschaft, die allein gelten lassen, was das äußere Auge wahrnimmt.

Nur stufenweise vermag die Menschheit im Unsichtbaren vorzudringen. Wohl besitzt Jeder Blick und Empfindung dafür, wie weit er beispielsweise ein Glas in seiner Lage verrücken darf, ohne daß es fällt und zerbricht; aber nur Wenige können ermessen, wie weit ein kühner Geist vordringen kann, ohne daß er in Untiefen abstürzt. Da die Stunde der Seher für eine Zeitlang vorbei ist, weil die Unermeßlichkeit des Unsichtbaren die Seelen erschreckt, nehmen die nur im Sichtbaren Wirkenden den Platz im Vortrab der Menschheit ein. Das Sichtbare erscheint dem Menschengeiste nun wie ein leichter zu handhabendes Modell, an dessen Bewegungen die Weltgesetze und Weltkräfte sicherer abzulesen sind als am Reingeistigen und Reinseelischen, die selbst Teile des Unermeßlichen sind.

Unter den nur im Sichtbaren Wirkenden, deren Reich jetzt die Herrschaft antrat, verstehen nur einzelne diesen tieferen Sinn der Stunde, die sie an den Vortrab berief. Die meisten wähnen, der Flug ins Unsichtbare sei für immer als ein Trugbild abgetan, während die Menschheit aus klugem Instinkt heraus doch nur an leichter zu überschauenden Dingen ihre Sinne neu härten, schärfen und stählen will für einen späteren neuen Flug. Toren sind diese und bloße Knechte der Materie. Unter ihrem Hochmut leiden die Herren der vorigen Stunde, die jetzt Gestürzten. Diese möchten weiter von den inneren Stimmen reden, aber ihr Regiment ist vorerst um. Sie sind zur Stummheit verurteilt: der Teil des Menschheitsackers, den sie darstellen, soll eine Zeitlang ruhen, damit er für neue Saat Kraft gewinne. Die wenigsten unter ihnen aber bedenken dies. Während viele von ihnen unter dem, was sie als Ohnmacht empfinden, leiden und an unerklärlichen Krankheiten dahinsiechen, versuchen andere, gewissermaßen in einem Grenzland Geborene, ein Stück Herrschaft zu erlisten, indem sie zu Dichtern und Priestern rein irdischer Gesinnung werden, aber die Verstellung ihrer Stimme schlägt durch ihre Worte durch und verrät sie. Gott hat wohl in ihre Seelen das Wort gelegt, mit dem sie die nur der Materie dienenden Massen in Anklagezustand versetzen könnten, aber sie mißtrauen den eigenen Gesichten. So



geben sie dem ungeschlachten Riesen des Gottesgedankens heimlich Püffe, um ihn purzeln zu sehen, bis sie eines Tages soweit sind, ihre Träume und Gesichte vor aller Öffentlichkeit zu verspotten. Sie haben aber kein Glück damit. Die anderen Menschen blicken ihnen erstaunt ins Gesicht und fragen: „Was spricht jener? Redet er nicht mit allen Anzeichen des schlechten Gewissens? Will er uns etwa zum besten halten, indem er unsere Lieder falsch singt?“ Es graut ihnen vor dem Dichter, der jede ihrer Gotteslästerungen viel klarer und schärfer ausspricht als sie, und damit auch viel näher der drohenden Strafe. Und darin besteht ja wohl die Religion der großen Masse, daß sie Gott dienen will, ohne den Teufel vor den Kopf zu stoßen, und ebenso dem Teufel, ohne es ganz mit Gott zu verderben. Ewige Komödie und Tragödie jener Dichter, die Hofnarren der Massen wurden auf diesem Karneval der Massen hienieden, auf dem nur die echten Seher Gottes ohne Larve erscheinen, einfach mit ihrem armen, leidensvollen Gesicht, hinter dem die Zähren in die Seele hinunterrinnen!

Die Angehörigen der unsichtbaren Reiche irren wie die Nationen der sichtbaren Staaten, als Gesamtheit sowohl wie als einzelne, aber ihre Versehen und Verschuldungen verdienen vielleicht mehr Nachsicht als die der Nationen, weil ihre Aufgaben, Gesetze und Grenzen weit weniger bekannt sind als die der sichtbaren Staaten. Die Söhne und Töchter manches unsichtbaren Reiches sind versprengt und zerstreut unter die Bürger anderer Reiche und leben unter diesen oft wie Gebannte. Wie sollten sie sich zusammenschließen können zu gemeinsamer Lösung ihrer Aufgaben, da zuweilen nicht zwei von ihnen sich kennen und einander treffen, trotz aller Sehnsucht nach dem Gleichgestimmten und Gleichveranlagten!

Nur zwei unsichtbare Reiche wurden hier in den charakteristischen Vertretern ihrer Bevölkerungen angedeutet. Es gibt ihrer viel mehr. Wieviel unbekanntes und unerforschtes Land ist hier, wo sich die Grenzen der unsichtbaren Reiche und die der sichtbaren Staaten wunderlich überkreuzen und umschlingen, indem die Angehörigen der einen auch Bürger der anderen sind, und hier wie dort Menschen von Fleisch und Blut leben! Wieviel weniger Mißverständnisse und Qualen würde es aber in dem Verhältnis von Mensch zu Mensch geben, wenn jeder sein Reich genau kennte und allein schon durch die bewußt gepflegte Vorstellung von den verschiedenen unsichtbaren Reichen Haltung und Handlung seines Nächsten dadurch erklären könnte, daß diesen bestimmte Gesetze, Empfindungen und Überzeugungen binden, und daß letzten Endes hinter der Wechselwirkung der Angehörigen der einzelnen Reiche aufeinander nicht Bosheit und verwerfliche Absichten stehen. Die ganze Atmosphäre könnte entgiftet werden, und die jetzt im Kampf von Mensch gegen Mensch verzettelte Unsumme von Kraft der Menschheit als Ganzes zur Lösung ihrer Gesamtaufgabe zugute kommen, wenn wir uns dauernd davon Rechenschaft ablegen wollten, daß Gegensätze nur Hebel im Schaltwerk des Unendlichen Bewußtseins sind. Heute greifen wir noch blind mit den Fingern der Leidenschaft und des Wahns hinein, morgen sollen wir es wissend und sehend bedienen!

Die Geographie der unsichtbaren Reiche: Wer beginnt mit ihrer planvollen Erforschung?



Rundschau

Meine Begegnungen mit Virchow und Haeckel

Im Alter weilt man gerne bei Erlebnissen vergangener Zeit. Mein Lebenswerk setzt sich aus einem Dreiklang zusammen; denn ich habe Arbeit geleistet als Naturforscher, als Politiker und auf dem Gebiete der Weltanschauungsfragen. Oft denke ich an die Keime, aus denen diese auseinanderstrebenden Geistesrichtungen sich entwickelten. Die theistische Weltanschauung wurde im Elternhause in mich gelegt; ich habe an ihr festgehalten, weil ich in ernstem Nachdenken während des späteren Lebens, in immer wiederholter Überprüfung meiner Ansichten, unter sorgfältiger Beachtung aller gegnerischen Argumente, mich immer mehr in der Überzeugung befestigte, daß der Theismus die einfachste Erklärung für die durch die ungeheure Kompliziertheit der Natur hindurch waltende Harmonie bildet, während der Atheismus auf den Zufall als letzten Erklärungsgrund zurückgehen muß. Daneben war der Theismus allein imstande, die Bedürfnisse meines Gemüts zu befriedigen. Die Gottesidee ist der einfachste und primitivste Ausdruck für das Erhabene, das im Raume nicht wohnt. Schon aus Liebe zum Volke sollte man den Namen Gottes stehen lassen — ohne ein solches Symbol werden einfache Gemüter das Höchste nicht begreifen, dem sie aus der Tiefe ihres Herzens religiöse Verehrung entgegenbringen wollen. Darum wird die Gottesidee in keiner Religion, die Volksreligion sein will, entbehrt werden können. Sie bildet einen festen Grund für Gelehrte und Ungelehrte, um Anker darauf zu werfen.

Rudolf Virchow und Ernst Haeckel waren Männer von sehr verschiedener Geistesrichtung; in der Ablehnung Gottes waren sie einig. Virchow gab zu verstehen, daß er für sein Weltbild keinen Gott nötig habe; Haeckel nannte in frivolem Witzwort den Gott der Christen ein gasförmiges Wirbeltier. Virchow war ein tiefgrabender Naturforscher. Für die Geschichte der Naturwissenschaften kommt weniger in Betracht, daß seine „Zellularpathologie“ für die Heilkunde lange Zeit maßgebend gewesen ist, als daß er das wichtigste biologische Grundgesetz, das wir besitzen, in das lapidare Wort zu prägen wußte: „Omnis cellula e cellula“, d. h. jede Zelle wird aus einer andern Zelle und damit jedes Lebewesen aus einem andern Lebewesen geboren. Was von Haeckels eigentlich naturwissenschaftlichen Arbeiten Bestand haben wird, kann erst die Zukunft erweisen; aller Welt bekannt wurde sein Name durch die rücksichtslose Propaganda, mit der er für die durch Lamarck und durch Darwin gegebene Deutung eines genetischen Zusammenhangs der Organismen eintrat, eine Propaganda, für die Haeckel auch Mittel einsetzte, die jede Wissenschaft zurückweisen muß.

Virchow war nebenher ein eifriger Politiker, eine Säule der einstigen preußischen Fortschrittspartei. Auf politischem Felde habe ich den interessanten Mann auch zum erstenmal erblickt; und da diese Begegnung mit meinen eigenen frühesten politischen Studien zusammenfällt, darf ich mir vielleicht erlauben, etwas weiter auszuholen.

Als ich im Winter 1869/70 zu Berlin studierte, hatte ich vor fünf Uhr keine Nachmittagsvorlesungen und ging darum nach dem Mittagessen fast täglich ins Abgeordnetenhaus, um den Verhandlungen von der Tribüne aus beizuwohnen. Es handelte sich damals um die mir interessante Beratung einer neuen Kreisordnung, deren Vorlage vom Minister Graf Friedrich zu Eulenburg und dem Geheimrat Persius vertreten wurde; mit letzterem sollte mich später ein vieljähriger freundschaftlicher Verkehr im Herrenhause verbinden, nachdem er längst Präsident des Oberverwaltungsgerichts geworden war. Noch eine andere Kollegenschaft des Herrenhauses fand damals ein drolliges Vorspiel. Ich saß in der vordersten Reihe der Tribüne, gerade über dem Platz des Abgeordneten Graf Botho zu Eulenburg, und durch Unvorsichtigkeit ließ ich meinen Hut auf das Schreibpult des Grafen fallen, dicht an seinem Kopfe vorbei. Der Graf erschrak

sichtlich und sah hinauf, wo ich wohl mit den Armen eine so komische Bitte um Verzeihung tat, daß er herzlich lachte und mir den Hut durch einen Saaldiener hinaufsandte; eine später von mir ausgesprochene Entschuldigung nahm er freundlich auf. Graf Botho Eulenburg war einer der bedeutendsten und zugleich liebenswürdigsten Männer, mit denen ich im Herrenhause zusammengearbeitet habe, und wir verstanden uns stets vorzüglich. — Mitunter wurden die Kreisordnungsdebatten durch politische Zwischenspiele anderer Art unterbrochen. Das geschah mehrfach, wenn der namentlich bei der Linken unpopuläre Kultusminister v. Mühler sich dem Kreuzfeuer seiner Gegner aussetzen mußte. Man erzählte sich, daß seine Gattin Adelheid Einfluß auf Mühlers Politik ausübe, und der „Kladderadatsch" ließ sich diesen Stoff nicht entgehen. Eines Tages war eine Vorlage Mühlers zu Fall gekommen, und der liberale Abgeordnete Georg v. Bunsen setzte in einem Schlußwort noch einen scharfen Angriff darauf, indem er ausführte: Man möge nur nicht glauben, daß Herr v. Mühler aus dieser Niederlage die erwünschte Konsequenz ziehen und seine Entlassung nehmen werde. Davon sei dieser Minister weit entfernt! Er denke mit Horaz: „Populus me sibilat, at plaudo mihi ipse domi — in der Volksversammlung zischt man mich aus, doch zu Hause fehlt es mir nicht an Beifall", was stürmische Heiterkeit erregte. Herr v. Mühler machte ein verblüfftes Gesicht, blies die Backen auf und ging fort; aber den Abschied nahm er damals noch nicht. — Einmal hatte das Abgeordnetenhaus einen großen Tag, denn Bismarck saß auf dem vordersten Platz der Ministerbank. Er trug schon damals als Bundeskanzler die Uniform seiner Halberstädter Kürassiere. Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich Bismarck sprechen hörte. Zur Verhandlung stand ein Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg, wonach letzteres ein Stück Land am Jahdebusen käuflich an Preußen überlassen sollte zum weiteren Ausbau des Kriegshafens. In eingehender Darlegung wies der Kanzler die Notwendigkeit dieses Landerwerbs für die junge Marine nach — seine ganze Eigenart im Sprechen kam zur Geltung. Die Fortschrittspartei, die damals noch allen Wünschen Bismarcks ein Nein entgegensetzte, schickte Virchow als Kämpen gegen den Gesetzentwurf vor. Er suchte in etwas maliziöser Weise die Argumente des Kanzlers einzeln zu entkräften, so daß dieser es für nötig hielt, eine zweite streng sachliche Rede zu halten, in der er zum Schluß mit einer leichten Handbewegung gegen Virchow sagte: „Ich muß meine Forderung in ihrem ganzen Umfange aufrechthalten, auch wenn der gescheiteste der politischen Dilettanten widerspricht", womit er einen großen Heiterkeitserfolg erzielte. Ich beobachtete Virchow: sein Gesichtsausdruck hätte ein Modell abgeben können zur Darstellung gekränkter Eitelkeit. Die Vorlage wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen.

Bei dieser ersten Begegnung sah ich den Politiker Virchow nur von ferne; bei den beiden späteren, wo ich mit dem Naturforscher Virchow zusammentraf, sollte es nicht anders sein. Virchow war einer der tätigsten Förderer der Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte. Er bemühte sich namentlich, in den allgemeinen Sitzungen durch gemeinverständlich gehaltene Reden unser „Volk" mit naturwissenschaftlichem Geiste zu erfüllen. Davon erhoffte er sogar „eine wirkliche innere Einigung der Nation". Er ging dann aber noch weiter, besonders in der auf der Versammlung zu Rostock 1871 gehaltenen Rede, die ich, eben aus dem Kriege gegen Frankreich heimgekehrt, mit anhörte. Damals war Virchow noch ganz Darwinist und forderte die Verbreitung des „genetischen Gedankens" in der Volksbildung als Grundlage einer Weltanschauung; an die Stelle des bisherigen „theologischen Denkens" müsse „naturwissenschaftliches Denken" treten. Virchow erschien auf den Naturforscherversammlungen, um eine Rede zu halten und dann wieder zu verschwinden, so daß gewöhnliche Sterbliche keine Gelegenheit fanden, sich ihm vorstellen zu lassen. — Hier dürften einige Mitteilungen über Virchow interessieren, die der berühmte Chirurg Karl Ludwig Schleich, der Entdecker der Methode örtlicher Betäubung bei Operationen, in seinen Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit" (Berlin 1922) macht. Schleich war eine Zeitlang Assistent bei Virchow. Als Schleich einst äußerte, der Zufall könne doch nicht Schöpfer der Naturgesetze sein, bemerkte Virchow, Schleich hafte auch noch an theistischen oder pantheistischen Märchen. Darauf Schleich: „Aber man befindet sich doch mit dem Gottesglauben



in einer sehr guten Gesellschaft. Ich kenne keinen ganz überragenden bedeutenden Menschen, der nicht an so etwas wie Gott oder Geist der Natur geglaubt hat!" Virchow: „Halten Sie mich nicht für bedeutend?" Schleich (stammelnd): „Natürlich." Virchow: „Na also." — Von seinem einstigen Schüler Haeckel sagte Virchow schon damals: „Haeckel ist ein Narr; das wird sich schon noch herausstellen."

Auf der Naturforscherversammlung von 1877 in München kam es zum Zusammenstoß zwischen Virchow und Haeckel. Letzterer hielt in einer der allgemeinen Sitzungen einen Vortrag über „Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft". Er suchte praktische Konsequenzen aus den Forderungen Virchows auf der Rostocker Versammlung (1871) zu ziehen, indem er verlangte, daß die Abstammungslehre, wie er (Haeckel) sie vertrat, mit Einschluß der Affenabstammung des Menschen und der Entwicklung seines Geistes aus der Tierseele zum Unterrichtsgegenstande in den Volksschulen gemacht werde. Es ist bei Virchow rühmend anzuerkennen, daß er in kritischer Nachprüfung der eigenen Ansichten während der Zwischenzeit an sich selbst gearbeitet hatte, und drei Tage nach Haeckel hielt er auf der gleichen Versammlung eine Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben". Virchow machte gegen 1871 einen etwas gealterten Eindruck, sein faltenreiches Gesicht zeigte eine auffallend gelbe Farbe; seine persönliche Bekanntschaft zu machen, gelang mir auch damals nicht. Virchow betonte den *hypothetischen* Charakter der ganzen Abstammungslehre. In den Schulen solle sie darum nicht gelehrt werden; nur völlig gesicherte Ergebnisse der Forschung dürften hier Platz finden. Er wies auch an der Hand einer Reichtsagsrede Bebels auf die Verwirrung hin, welche die Abstammungslehre im Kopfe eines naturwissenschaftlich ungeschulten Sozialisten bereits angerichtet habe; das könne geradezu zur Staatsgefährlichkeit führen. Er warnte im eigensten Interesse der Wissenschaft dringend vor den von Haeckel eingeschlagenen Wegen. — Haeckel wandte sich gegen diese Rede Virchows in einer maßlos heftigen Streitschrift „Freie Wissenschaft und freie Lehre", in der er seinem einstigen Lehrer das Wort entgegenschleuderte: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht." In zahlreichen, mit Haeckel durch dick und dünn gehenden Erzeugnissen der Tagespresse wurde Virchow denn auch als wissenschaftlicher Reaktionär gebrandmarkt. Virchow starb 1902.

Haeckel ist in Deutschland und weit darüber hinaus viel einflußreicher geworden als Virchow, weil er sich in seinen Schriften mit Geschick an die Instinkte der breiten Massen wandte, so daß von seinen „Welträtseln" mehr als 300000 Exemplare abgesetzt wurden, die Übersetzungen in fremde Sprachen nicht gerechnet. Ich wurde zuerst 1867 als Student durch den Zoologen Franz Eilhard Schulze auf sein bedeutendes Jugendwerk, die 1866 erschienene „Generelle Morphologie" aufmerksam gemacht, die ich mit lebhaftem Interesse studierte. Gleich darauf veröffentlichte Haeckel seine populäre „Natürliche Schöpfungsgeschichte", die mich mit einigem Entsetzen erfüllte, weil schon in diesem Buche nirgends ein scharfer Trennungsstrich zwischen Tatsachen und Hypothesen gezogen wird, wodurch den naturwissenschaftlich ungeschulten Lesern Sand in die Augen gestreut wurde. Mir schien es auch eine sonderbare Vorstellung zu sein, daß *im Anfang der Welt des Lebens* durch Zufall aus anorganischem Material eine lebendige Zelle entstanden sein sollte, die atmete, verdaute, wuchs und sich fortpflanzte, um unter dem Bilde eines Stammbaums im Laufe von Jahrmillionen die ganze Fülle des Pflanzen- und Tierreichs mit Einschluß des geistbegabten Menschen hervorzubringen, was Haeckel „Monismus" nannte. Diese Lehre stand in schroffstem Widerspruch zu dem von Virchow geprägten Satze Omnis cellula e cellula. Bald darauf spottete denn auch E. du Bois-Reymond über Haeckels Stammbäume, die ihm weniger wahrscheinlich dünkten, als die Stammbäume der homerischen Helden. Ich hörte auf, weitere Schriften von Haeckel zu lesen. Als ich meine „Welt als Tat" schrieb, die Anfang 1899 herauskam, hielt ich es für richtig, Haeckel gar nicht zu nennen. Ende 1899 erschienen seine „Welträtsel", die ich wiederum las, und die mich durch ihre grenzenlose Leichtfertigkeit noch mehr erschreckten, als seinerzeit die „Natürliche Schöpfungsgeschichte". Im Jahre 1901 veröffentlichte ich



meine gemeinverständlich geschriebene „Einleitung in die theoretische Biologie", und nun sandte Haeckel 1904 ein weiteres Buch, „Die Lebenswunder", in die Welt, dessen wissenschaftlicher Wert auf der gleichen Stufe steht, wie die „Welträtsel". Im Vorwort gibt Haeckel als Grund für die Niederschrift dieses Buches an, „daß inzwischen ein anderer Naturforscher, der Botaniker Johannes Reinke in Kiel, zwei Bücher veröffentlicht hatte, in denen er die großen allgemeinen Probleme der heutigen Naturphilosophie, insbesondere der Biologie, von rein dualistischem und teleologischem Standpunkte erörtert. Da beide Bücher gut geschrieben sind und das dualistische und teleologische Prinzip mit lobenswerter Konsequenz verteidigen, erschien mir eine eingehende Begründung meines entgegengesetzten monistischen und kausalen Standpunktes sehr wünschenswert". Bald darauf wurde ich verschiedentlich in kleineren Schriften bzw. Vorträgen von Haeckel heftig angegriffen; u. a. tat er den Ausspruch: „Der Botaniker Reinke in Kiel gilt neuerdings in frommen Kreisen als mächtigster Gegner des Darwinismus, bei Konservativen schon deshalb, weil er Mitglied des Herrenhauses ist, bekanntlich einer höchst intelligenten Körperschaft."

Ich war seitens der „Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie" in München zu einem Vortrage über Naturwissenschaft und Religion aufgefordert worden, den ich in jener Stadt am 8. März 1907 gehalten habe. In diesem Vortrage polemisierte ich zum erstenmal gegen Haeckel, indem ich dessen in den „Welträtseln" getanen Ausspruch zurückwies: „Als sichere historische Tatsache bleibt die folgenschwere Erkenntnis bestehen, daß der Mensch zunächst vom Affen abstammt, weiterhin von einer langen Reihe niederer Wirbeltiere." Als ich nach diesem Vortrage von München nach Kiel zurückfuhr, stieg Haeckel zu mir in das Abteil und setzte sich mir gegenüber; ich erkannte ihn sofort von seinem 1877 auf der Münchener Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrage her. Wir kamen bald ins Gespräch, und ich überlegte, ob ich mich vorstellen solle, unterließ es aber, um keine Dissonanz herbeizuführen. Unsere Unterhaltung bezog sich auf das Mittelmeer und seine Küsten, auf Orte, deren Tier- und Pflanzenwelt wir beide kannten, und ich erhielt beiläufig ein Lob, daß ich für einen Touristen ganz annehmbare zoologische Kenntnisse zu haben scheine. Dies wiederholte sich, als ich erzählte, daß ich mit Vorliebe am Golf von Spezia zu weilen pflegte, und daß dort an einem Hause zu Porto Venere eine Marmortafel für den Abbate Spallanzani angebracht sei, weil dieser daselbst die Samenfäden der männlichen Tiere entdeckt habe. Haeckel klopfte mir freundlich auf die Schulter, nannte seinerseits aber auch seinen Namen nicht. Im Speisewagen setzten wir das Gespräch über die verschiedensten Dinge fort, über die Vorzüge der italienischen Küche, über den Wohlgeschmack der Muränen und der Bohrmuscheln, über die Liebenswürdigkeit der italienischen Bevölkerung usw. In Jena verließ er den Zug. Hinterher bedauerte ich doch, das Inkognito nicht gebrochen zu haben. Persönlich hatte ich den angenehmsten Eindruck von Haeckel, eine Bestätigung dessen, was ich von Jenenser Freunden über ihn gehört hatte.

Doch ein katastrophaler Zusammenstoß zwischen uns sollte nicht ausbleiben. Bei der in jenem Jahre sehr verspäteten Etatsberatung im Herrenhause beabsichtigte ich, erneut für die Einführung biologischen Unterrichts in den höheren Schulen einzutreten. Als wirksames Argument ließ sich dabei hervorheben, daß die jungen Leute ihre biologischen Kenntnisse zumeist aus so irreführenden Büchern, wie Haeckels „Welträtsel" und „Lebenswunder" zu schöpfen pflegten, dem durch einen soliden biologischen Unterricht vorgebeugt werden könne, in dem zwischen sichergestellten Tatsachen und luftigen Hypothesen unterschieden würde. Haeckels und des von ihm gegründeten Monistenbundes leichtsinniges Spiel mit der Wahrheit konnte nicht unberührt bleiben. Ich hielt meine bezügliche Rede am 10. Mai 1907. Sie wirbelte in der ganzen sogenannten liberalen Presse ungeheuren Staub auf. Die Berichte der Tageszeitungen waren entstellend oder arg verstümmelt; ich wurde in Artikeln über und unter dem Strich als schwärzester Reaktionär verdammt, vor allen gossen die Witzblätter die Lauge ihres Zorns über mich aus. Mich ließ das überaus kalt. Ich antwortete dadurch, daß ich in einer Flugschrift „Haeckels Monismus und seine Freunde"



(Leipzig, J. A. Barth) den stenographischen Wortlaut meiner Rede veröffentlichte, also das, was ich wirklich gesagt hatte, unter Beifügung einer Blütenlese aus der mich beschimpfenden Presse. Die kleine Schrift ist viel gelesen worden; noch während des Weltkriegs hat der Verleger eine neue Auflage veranstaltet, um sie an der Front zu verteilen.

Haeckel war sehr zornig. Er hielt in Jena Versammlungen ab, in denen geradezu massiv gegen mich vorgegangen wurde. Das war selbst einem Teil der Jenenser Studentenschaft zu arg; mehrere der Herren traten in der „Jenaischen Zeitung" für mich ein, nachdem sie meine Herrenhaus-Rede im Wortlaut gelesen hatten. Ja, ein Jahr danach forderte die Vereinigung „Freie Studentenschaft" zu Jena mich auf, im dortigen Volkshause einen öffentlichen Vortrag über den Ursprung des Lebens zu halten. Der Vortrag fand statt am 14. Mai 1909. Der riesige Saal des Volkshauses war überfüllt, viele Zuhörer waren von auswärts gekommen. Zum Schluß erhob sich ein Sturm des Beifalls, daß die Wände des Volkshauses dröhnten. Haeckel war meinem Kommen nach Jena ausgewichen und hatte sich nach Baden-Baden begeben. Unsere persönliche Bekanntschaft ist somit eine einseitige geblieben.

Hat es auch in meinen Beziehungen zu Haeckel an erheiternden Episoden nicht gefehlt, so ist doch der Streit zwischen uns ein tiefernster gewesen. Es war ein Geisteskampf, in dem Virchow als Atheist auf Haeckels Seite stand. Nur in der Methode war Virchow solide und verwarf Haeckels unbesonnene Leichtfertigkeit, die heute wohl allerseits zugegeben wird; wurde doch Haeckels „Monismus" von wahrhaft monistisch denkenden Philosophen für Konfusionalismus erklärt. Es ist tief bedauerlich, daß ein so glänzendes Talent wie Ernst Haeckel durch Mangel an Selbstkritik sich um die besten Früchte seines Schaffens bringen mußte.

Ich durfte erleben, daß der theoretische Materialismus auch von der Mehrzahl der Naturforscher abgelehnt wurde. Leider ist der praktische Materialismus in den Menschen nur allzu lebendig geblieben.

Prof. Dr. Joh. Reinke

Die Notwendigkeit des Journalistengesetzes

Seit Erklärung der Pressefreiheit hat sich die Entwicklung des modernen Pressewesens in so gewaltigen Ausmaßen vollzogen, daß jahrzehntelang Öffentlichkeit und Rechtsprechung insbesondere in Deutschland immer nur bemüht gewesen sind, Gesetze gegen den Mißbrauch der Pressefreiheit zu schaffen, um den Staat und den ehrlichen Bürger gegen dieses „notwendige Übel" zu schützen. Mehr und mehr aber hat sich auch den Regierenden nicht nur die völlige Unentbehrlichkeit der Presse als Vermittlungsorgan auf allen Gebieten der Kultur und des öffentlichen Lebens aufgedrängt, sondern auch ihre ungeheure Bedeutung für Schaffung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung und damit für den Gang des politischen und Kultur-Lebens der Nation nach innen und außen und für ihre Geltung in der öffentlichen Meinung der Welt. Als dann der Krieg besonders klar die entscheidende Bedeutung der Presseeinstellung für die Schicksale der Völker offenbarte, war auch in Deutschland die Zeit gekommen, zum ersten Mal einen gesetzlichen Schritt zu tun, der diese öffentliche Stellung der Presse im Staatsleben offiziell anerkennt, formuliert und dem staatlichen Leben der Nation organisatorisch einfügt. Auf Anregung des Reichsverbands der Deutschen Presse, der Organisation der deutschen Redakteure, ist im Reichsamt des Innern der Entwurf eines Journalistengesetzes ausgearbeitet worden, über den der neue Reichstag demnächst zu beschließen haben wird.

Es ist für den Außenstehenden jedoch nicht leicht, sich von den Absichten dieses Gesetzes ein Bild zu machen und in dem Streit Stellung zu nehmen, der zwischen dem Verein Deutscher Zeitungsverleger und dem Reichsverband der Deutschen Presse seit Monaten über die Notwendigkeit, Entbehrlichkeit oder gar Schädlichkeit dieses Gesetzes ausgefochten wird. Denn die



Tagespresse beschränkte sich lediglich auf die Mitteilung, daß der Regierungsentwurf den genannten Organisationen zur letzten Begutachtung vorgelegt worden ist, ohne auf seinen Inhalt einzugehen. Erblickt doch die Verlegerorganisation in dem Gesetz einen schädlichen Eingriff in bestehende Verhältnisse und eine Schmälerung unentbehrlicher bisher ausgeübter Rechte, so daß es den Redakteuren der Tageszeitungen nicht möglich war, das Gesetz in ihren Spalten eingehend zu behandeln.

Und doch ist dieses Gesetz nicht nur für den Redakteurstand und die gesamte Presse Deutschlands, sondern auch für die geistige, sittliche und politische Entwicklung des deutschen Volkes vornehmlich aus zwei Gründen von sehr erheblicher Bedeutung. Erstens wird hier zum erstenmal gesetzlich festgestellt und durch Schutz- und Strafbestimmungen gesichert, daß die periodische deutsche Presse öffentliche und nur öffentliche Interessen zu vertreten hat, während bisher der Schutz des § 193 des Str.G.B. (Vertretung öffentlicher Interessen) dem Redakteur immer nur ausnahmsweise und oft nur unter sonderbaren Voraussetzungen zugebilligt wurde. Zweitens wird der gesetzlich bisher in der Luft schwebende Stand der deutschen Redakteure und Journalisten, der täglichen Schöpfer der Zeitung, die trotz ihrer ganz anders gearteten Tätigkeit und öffentlichen Stellung in bezug auf Anstellung und Kündigung bisher als Handlungsgehilfen bewertet wurden, zum erstenmal (wie das in Österreich schon längst der Fall ist) auf eine gesicherte rechtliche und moralische Grundlage gestellt, die seiner Eigenart entspricht. Durch die Errichtung von Pressekammern wird diese Stellung sachgemäß ausgebaut und gestützt.

Um die Frage zu beantworten, ob ein solches gesetzgeberisches Vorgehen nötig ist, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf die Geschichte der deutschen Presse in den letzten 50 Jahren.

Die ersten Gründer von Zeitungen, die sich eine Beschaffung, Sichtung und Würdigung des Nachrichtenstoffs auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Aufgabe stellten, waren geistige Persönlichkeiten gewesen, die etwas Wertvolles zur Beeinflussung der Öffentlichkeit zu sagen hatten, Schriftsteller, Politiker, Journalisten, Redakteure, nicht Verleger. Sie suchten sich einen Drucker und waren meist zuerst ihre eignen Verleger. Grundsätzlich anders wurde dies besonders, als mit der Proklamierung der Pressefreiheit 1848 in den meisten deutschen Staaten auch die staatlichen Anzeigenmonopole verschwanden. Damit gewann der Anzeigenteil der Zeitungen eine allmählich immer stärkere und schließlich für die Mehrzahl der Zeitungen grundlegende geschäftliche Bedeutung. Als Haupteinnahmequelle der Zeitungen lieferte er auch einen großen Teil der Mittel zur Ausgestaltung des redaktionellen Teils. Damit wandelten sich die Zeitungen mehr und mehr um von rein literarischen Unternehmungen zur Informierung und Beeinflussung der Öffentlichkeit in gewinnbringende Wirtschaftsunternehmungen oft großen und größten Stils. Im gleichen Tempo mit dem Wachstum der Bedeutung des Anzeigenteils wuchs die finanzielle Machtstellung des Eigentümers, also des Verlegers, innerhalb des Zeitungsbetriebes gegenüber dem nur mit dem Textteil befaßten Redakteur. Das Verhältnis hatte sich völlig umgekehrt. Nicht der Redakteur suchte sich den Verleger, sondern der Verleger den Redakteur, der zum Angestellten mit festen Bezügen und Kündigungsfristen wurde. Aus dieser gesteigerten wirtschaftlichen Abhängigkeit der Redakteure vom Verleger ergaben sich so lange keine öffentlichen Unzuträglichkeiten, als sich der Verleger noch immer bewußt blieb, daß Charakter, Güte und Vielseitigkeit des redaktionellen Teils stets auf die Dauer auch die Grundlage des Anzeigenteils sind, daß also der Redakteur neben ihm leitende Hauptperson im Zeitungsbetrieb blieb, auf dessen Unabhängigkeit und Freiheit grade auch von allen Beeinflussungen durch den Verleger oder die Interessen des Anzeigenteils das ganze moralische Ansehen seines Unternehmens beruhte. Es war die Zeit des sog. patriarchalischen Verhältnisses zwischen Redakteur und Verleger, des durch die Natur der Dinge gegebenen Vertrauensverhältnisses, in dem sich nicht nur der Redakteur der notwendigen Rücksichten auf die Zeitung als Geschäftsunternehmen bewußt blieb, sondern auch der Verleger sich bei Meinungsver-

schiedenheiten auf dem Boden der Gleichberechtigung mit ihm verständigte und jeden Eingriff in die Schriftleitung streng vermied, der über die Einhaltung bestimmter allgemeiner Richtlinien über die Tendenz der Zeitung hinausging. Es gibt klassische Zeugnisse großer Verleger wie Cotta, Sonnemann u. a., die die strenge Einhaltung dieses Standpunkts im Interesse des Ansehens ihres Unternehmens für unbedingt geboten erklärten. Dieser Grundsatz war auch noch vor 20 Jahren maßgebend, wo die neugegründeten Organisationen der Redakteure und Verleger gemeinsam für die schärfste Trennung von Anzeigen- und Textteil im Interesse beider eintraten und bei zahlreichen Gelegenheiten für Freiheit und Ansehen der deutschen Presse in gemeinsamer Frontstellung fochten. Ernste Kämpfe über die Zuständigkeiten der Schriftleiter und der Verleger, sowohl im Einzelbetrieb wie zwischen den Organisationen, waren damals seltene Ausnahmefälle.

Seitdem haben sich die Verhältnisse in doppelter Hinsicht sehr gründlich verschoben. Das berechtigte Bestreben des langjährigen Vorsitzenden des Vereins Deutscher Zeitungsverleger, Dr. Max Jänecke, die vielfach nur auf das Geschäftliche gerichteten Verleger in den Reihen des Verbandes mit der ganzen Verantwortlichkeit des geistigen Unternehmertums zu erfüllen, das auch den geistigen Organismus der Zeitung im Ganzen und Einzelnen beherrscht und sich seiner Bedeutung für die öffentliche Meinung, für Schicksal und Zukunft des Vaterlandes bewußt ist, gipfelte schließlich unter seinem Nachfolger, dem soeben verstorbenen Dr. Faber, einem Verleger von großen Gesichtspunkten und hohem geistigen Schwung, in dem Beschluß der Verleger, sich selbst offiziell den Namen der „Herausgeber" der Zeitungen beizulegen. Sie erklärten sich damit auch für die maßgebenden geistigen Leiter der Zeitungen, was bisher in Deutschland nur Redakteure und Chefredakteure für sich in Anspruch genommen hatten. Abgesehen von Faber und einer kleineren Anzahl hervorragender Verlegerpersönlichkeiten waren aber mit dieser Inanspruchnahme des Titels noch lange nicht der Mehrheit, geschweige allen Besitzern von Zeitungen die Fähigkeiten für diese hohe Aufgabe verliehen. Daß diese Eigenschaften der Masse namentlich kleinerer Verleger und mit Verlagsleitung beauftragter Angestellten in weitem Umfang fehlten — darin lag die verhängnisvolle Selbsttäuschung des selbst dazu im höchsten Maße qualifizierten Verlegerführers.

Dazu kam eine weitere Umstellung. Auch das Zeitungswesen unterlag dem materialistischen Zeitgeist. Unter seinem Einfluß und dem Einfluß der immer höher gestiegenen Ansprüche der Verleger auf unumschränkte Leitung der Zeitungen hatte sich das bisherige Vertrauensverhältnis Gleichstehender zwischen Verleger und Redakteur allmählich in ein Abhängigkeitverhältnis des Redakteurs verwandelt, das dem des einfachen Arbeitnehmers zum Arbeitgeber verzweifelt ähnlich wurde. Die Klagen der Redakteure auf ihren Verbandstagen wurden immer zahlreicher und lauter nicht nur über ungenügende Bezahlung, sondern auch über ungerechtfertigte Eingriffe in die Redaktionsführung, wozu Klagen über Arbeitsüberlastung besonders in kleineren Betrieben und über grundlose Entlassungen unversorgter älterer Redakteure — kurz über die Unsicherheit der gesamten Existenz kamen, die im schärfsten Mißverhältnis zu der beim Redakteur vorausgesetzten Unabhängigkeit und öffentlichen Verantwortlichkeit standen. Diese Verhältnisse verschlimmerten sich noch besonders dadurch, daß Verkäufe von Zeitungen an lediglich kaufmännisch eingestellte Personen oder Interessengruppen ohne die erforderlichen geistigen Verlegerqualitäten um so häufiger wurden, je mehr die Zeitungen im Wirtschaftsleben infolge des unentbehrlichen Anzeigenwesens als vorwiegend geschäftliche Unternehmungen gewertet wurden. Sehr oft war mit dem Verkauf auch eine Richtungsänderung der Zeitung verbunden. Man kaufte und verkaufte Zeitungen wie Waren und legte sie zusammen, so daß die Vertrustung auch im Zeitungswesen verhängnisvolle Fortschritte machte. Wirtschaftliche Interessengruppen kauften Zeitungen auf, wie man sich Walzwerke, Pappfabriken oder Hotelbetriebe angliedert. Man muß die Presse „haben", wenn man Einfluß gewinnen will — das war zum Losungswort auch der Industrie- und Finanzwelt geworden. An die Stelle des mit der Zeitung innerlich



und äußerlich verwachsenen Verlagserben trat nun in zahlreichen Zeitungen der zumeist rein geschäftlich eingestellte Direktor, Geschäftsführer oder Prokurist eines Zeitungskonzerns, einer Aktiengesellschaft, oft als Beauftragter einer wirtschaftlichen Interessengruppe, der vorher in einem Waren- oder Bankgeschäft, oft im Offiziers- oder anderen Berufen, bestenfalls im Buchdruck- oder Anzeigenwesen tätig gewesen war. Zugleich arbeitete die Verlegerorganisation, wie das stark auf ihrer letzten Tagung in Stuttgart hervortrat, an der Verbreitung der Ansicht, daß dem Redakteur in der Hauptsache doch nur eine ziemlich untergeordnete technisch-geistige Arbeit in Sichtung und Zusammenstellung des vorhandenen Materials zukäme, die eigentliche geistige Leitung, Organisation und Verantwortung für die Zeitung sich aber tatsächlich in den Händen des Zeitungsbesitzers, des Verlegers, befinde.

Wenn das Reichspressegesetz unzweifelhaft dem verantwortlich zeichnenden Redakteur mit der pressegesetzlichen auch die gesammte moralische Verantwortung für den Inhalt der Zeitung oder des von ihm bearbeiteten Teils zuweisen wollte, so war man nun nahezu bei einer vollen Umkehrung der Verantwortlichkeiten angelangt, die nach einer gesetzlichen Klärung der Dinge dringend verlangte. Das normale Verhältnis, daß der Redakteur zu $^2/_3$ geistig, zu $^1/_3$ geschäftlich eingestellt und dementsprechend auch befugt und verantwortlich sein muß, der Verleger zu $^2/_3$ geschäftlich, zu $^1/_3$ geistig, wobei das letzte Drittel *jedesmal genau so unentbehrlich ist wie die ersten zwei*, hatte sich allmählich zu einem Zustand der Aushöhlung der moralischen und der Rechtsstellung der Schriftleiter entwickelt. Die Verarmung des geistigen Mittelstandes in der Inflationszeit tat ein übriges, um den Redakteur trotz aller Tarif- und Gehaltskämpfe bei sehr oft mangelhafter Besoldung und völlig fehlender Altersversorgung nach Entwertung aller Versicherungen auch wirtschaftlich immer wehrloser zu machen. Schon beginnt auch der Nachwuchs vollwertiger Kräfte für diesen verantwortungsvollen öffentlichen Beruf wegen seiner sozialen und moralischen Unsicherheit in bedrohlicher Weise nachzulassen. Der Reichsminister des Innern Jarres und das Kabinett Marx überzeugten sich von der Unaufschiebbarkeit gesetzlichen Eingreifens, um das hohe nationale Gut einer vertrauenswürdigen, unabhängigen, geistig und sittlich hochstehenden Tagespresse zu schützen. Man erinnerte sich, daß zwar die deutschen Schriftsteller in ihrer wirtschaftlichen Schwäche im *Autoren- und Verlagsrecht* schon seit Jahrzehnten gegen Übergriffe geschützt worden waren, in ihrer Eigenschaft als verantwortliche Redakteure aber noch in völlig ungeregelten sozialen und Rechts-Verhältnissen lebten.

Nach diesem geschichtlichen Rückblick werden die Hauptbestimmungen des Regierungsentwurfs eines Journalistengesetzes, der einer Erweiterung des Vorentwurfs des Reichsverbandes der Deutschen Presse entspricht, ohne weiteres verständlich sein. Zum erstenmal wird hier im § 3 festgestellt: *Die Presse dient der Allgemeinheit. Ihre Richtschnur ist das öffentliche Wohl.* Der Schriftleiter einer periodischen Druckschrift hat in seiner Berufstätigkeit alles zu unterlassen, was das öffentliche Wohl zugunsten privater Interessen verletzt oder in einer zur Täuschung der Öffentlichkeit geeigneten Weise öffentliche und private Interessen miteinander verquickt. Ferner am Schluß des Gesetzes: Wer den Schriftleiter einer periodischen Druckschrift durch Geschenke oder andere Vorteile zur Verletzung seiner gesetzlichen Berufspflichten zugunsten eigener oder fremder Interessen bestimmt oder zu bestimmen versucht, wird wegen Pressebestechung mit Gefängnis, bei mildernden Umständen mit Gefängnis oder Geldbuße bestraft.

Damit wird das trotz aller wirtschaftlichen Bedrängnis von den Redakteuren und von den Verlegern gewahrte deutsche Kulturgut der Unbestechlichkeit unserer Presse, das nur noch nicht in der angelsächsischen und skandinavischen, wohl aber in der französischen und italienischen Welt längst einem *krassen Bestechungsunwesen* gewichen ist, zum gesetzlich geschützten Dauerzustand gemacht. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen, welche Bedeutung dieser Festlegung für die Fernhaltung der Korruption, für die Sauberkeit der deutschen Publizistik



und für die Wahrung des öffentlichen Vertrauens zukommt. Der Redakteur wird hierdurch zugleich gegen alle Beeinflussungsversuche nicht nur durch Einzelne, durch Verbände oder Interessengruppen, sondern auch durch ungeeignete Verleger oder Verlagsangestellte geschützt.

Selbstverständlich trifft der Entwurf auch die nötigen Anordnungen über die Rechte des Verlegers und Eigentümers der Zeitung gegenüber dem Redakteur, nämlich die allgemeine politische, wirtschaftliche und kulturelle Aufgabe und Richtung der Druckschrift zu bestimmen und im Rahmen ihrer schriftlichen Festlegung zu wahren. Die sachverständige paritätische Pressekammer entscheidet bei Streitigkeiten, wie weit diese Funktion des Verlegers zu gehen hat. Abgesehen von ihr ist die Gestaltung und Vertretung des geistigen Inhalts der Zeitung Aufgabe des Schriftleiters, der im Rahmen seiner Berufspflichten natürlich auch auf die Erhaltung des Bestandes der Druckschrift und ihrer überlieferten Gewohnheiten die gebührende Rücksicht zu nehmen und dahingehenden Wünschen des Verlegers insoweit zu entsprechen hat, als nicht überwiegende öffentliche Interessen dem entgegen stehen.

Weitere Bestimmungen des Gesetzes betreffen die Stellung des Chefredakteurs und die Sicherung der Ansprüche des Redakteurs bei Verkauf, Richtungsänderung oder Eingehen der Druckschrift, ferner die Pflicht des Verlegers, den Redakteur angemessen zu beschäftigen — dazu kommen Bestimmungen über Nichtigkeit von Konkurrenzklauseln, über die Kündigung mindestens sechs Wochen vor Schluß des Kalendervierteljahrs und über gelegentliche Übertragung der preßgesetzlichen Verantwortlichkeit. Durch die Verpflichtung, die Redakteure bei Richtungswechsel zu entschädigen, wird dem Verkauf der Zeitung wie einer Ware und ihrer rein wirtschaftlichen Bewertung nach Möglichkeit ein Riegel vorgeschoben. Im ganzen Gesetz wird zum Besten der Presse der geistige Leiter, d. h. der Redakteur, vor dem geschäftlichen wieder in die Rechte eingesetzt, die ihm für die gesunde Weiterentwicklung des Pressewesens zukommen.

Als sachverständige Körperschaft zur Begutachtung der sehr diffizilen mit dem Gesetz in Zusammenhang stehenden Pressefragen werden zum ersten Male Pressekammern und Schriftleiterkammern, ähnlich wie die längst bestehenden Anwalts-, Ärzte-, Handels- und andere Kammern gebildet. Die Pressekammern werden unter Aufsicht der Länder aus vier Verlegern und vier Schriftleitern mit einem zum Richteramt befähigten Vorsitzenden und ebensolchem stellvertretenden Vorsitzenden nach Oberlandesgerichtsbezirken eingerichtet mit einer ähnlich zusammengesetzten Reichs-Pressekammer in Berlin über sich als Appellationsinstanz, die unter Aufsicht des Reichsministers des Innern steht. Weiter bilden der Vorsitzende und die dem Schriftleiterstande angehörigen Mitglieder der Landespressekammern die Schriftleiterkammer des Bezirks zur Wahrung der besonderen Standesinteressen der Schriftleiter. Wie jene als Schiedsgerichte bei Berufsstreitigkeiten zwischen Verleger und Schriftleiter, fungieren diese bei Berufsstreitigkeiten der Schriftleiter untereinander sowie zur eventuellen Maßregelung von Schriftleitern, die ihre gesetzlichen Berufspflichten und damit die Ehre des Schriftleiterstandes gröblich verletzen.

Dieses Gesetz zum Schutze der gemeinnützigen Tätigkeit der Schriftleiter, ihrer Unbeeinflußbarkeit und ihrer Standesehre, wäre aber unvollkommen, wenn nicht auch die unentbehrliche Vorbedingung unabhängiger Berufsausübung, ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eine Regelung erführen. Leider ist das nur in ganz geringem Umfang möglich, da es sich bei den Zeitungen, entsprechend der Freiheit der Presse, um Privatunternehmungen handelt, in deren wirtschaftliche Verhältnisse der Staat nicht mit Diktaten über Lohn- und Gehaltsvorschriften eingreifen kann. Nach wie vor bleibt die Regelung dieser Frage freier Vereinbarung und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen. Grundsätzlich aber muß gesagt werden, daß kaum in einem andern Unternehmen die tägliche Arbeit des Gehaltsempfängers für die wirtschaftliche Blüte des Unternehmens so einflußreich ist, wie bei der stets im gewissen Sinne kunstschöpferischen Tätigkeit des Journalisten und Schriftleiters, so daß hier mehr als irgendwo im Wirtschaftsleben der sozial ausgleichende Gewinnanteil wenigstens an den Abonnentenein-

nahmen das moralisch und praktisch Gegebene sein würde. Doch auch hier steht einer solchen Regelung nicht nur die Schwierigkeit gesetzlicher Festlegung entgegen, sondern auch das gewichtige Bedenken, daß es nicht gut sein würde, die ideell orientierte Arbeit des Redakteurs durch das rein Geschäftliche der Zeitung allzusehr zu beeinflussen und auf sie abzulenken.

Nichtsdestoweniger muß eins unbedingt gefordert werden. Die notwendige Unabhängigkeit des im öffentlichen Dienst stehenden Journalisten erfordert sein Versorgtsein für den Fall der Krankheit, der Invalidität und des Alters. Die Pläne, die in dieser Beziehung seit zwanzig Jahren der Verlegerverein auf sein Programm gesetzt hatte, sind unausgeführt geblieben. Nur wenige große Verlage haben in ehrenwerter und vorbildlicher Weise vor dem Kriege Pensionskassen für ihre Redakteure und Angestellten errichtet — leider haben sie sich in der Inflationszeit wieder in ein Nichts aufgelöst. Auch der bayerische Ministerpräsident betonte jüngst, daß hier unbedingt gesetzlich nachgeholfen werden müsse, wie das in Österreich seit mehreren Jahren, wenn auch noch unvollkommen, so doch mit erfreulichem Anfangserfolg geschehen ist. Ohne die im Regierungsentwurf fehlende Pensionssicherung der Redakteure bleibt der Beruf, in dem bei festem Gehalt Vermögen zu erübrigen, also selbst eine Altersversorgung zu schaffen, unmöglich ist, so unsicher, daß nicht nur der gediegene Nachwuchs, sondern letzthin auch die unabhängige Berufsausübung der Redakteure dauernd bedroht erscheint.

Wenn heute die Regierung die moralische Verantwortlichkeit, Freiheit, Unantastbarkeit und Würde des deutschen Schriftleiterstandes gegen drohende Gefahren gesetzlich zu sichern sucht, so sollte sie bei allen Verlegern, denen es um die ideellen Interessen der deutschen Presse und damit um die Wahrung ihrer eigenen Würde zu tun ist, Unterstützung finden. Mag der Gesetzentwurf da und dort abänderungsbedürftig sein — auch abgesehen von der Pensionsfrage bleiben andere brennende Fragen der Presse (z. B. die des Nachwuchses und der Vorbildung) ungelöst — der Entwurf im ganzen ist unzweifelhaft auf dem richtigen Wege, indem er dem Schriftleiterstand und der Presse positive öffentliche Aufgaben im Staats- und Kulturleben zuweist, wobei es keinem Verleger, der Beruf, Kenntnisse und Fähigkeiten dazu in sich fühlt, benommen ist, selbst verantwortlicher Schriftleiter zu sein und alle Konsequenzen davon zu tragen. Wenn hier endlich die Presse in ihrer öffentlichen Bedeutung rechtlich anerkannt und ihr für die Wahrung dieser Rechte und Pflichten unter staatlicher Aufsicht und Garantie die Selbstverwaltung verliehen wird, so wird damit eine Entwicklung rechtlich gestaltet und gegen drohende Gefahren geschützt, die dank mancher gemeinsamen Arbeit von Verlegern und Redakteuren schon seit Jahr und Tag zur Reife gediehen war. **Dr. W.**

Die Wiederkunft des Gleichen in der Wissenschaft

Man kennt Friedrich Nietzsches Lehre aus der besten Zeit seines geistigen Schaffens, daß alle Dinge, Vorgänge und Zustände einem ewigen kosmischen Rhythmus unterworfen seien, so daß sie immer wiederkehren müßten: „Es ist alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, daß alles wiederkommt.“ So spricht der Dichterphilosoph und schildert gleichzeitig sein Entzücken und Glücksgefühl ob dieser ihm gewordenen Erkenntnis.

Unwillkürlich drängen sich hier dem Denkenden folgende beiden Erwägungen auf. Zunächst befremdet, daß Nietzsche trotz seiner so umfassenden Bildung Kants ähnliche Lehre übersah. Kant stellt nämlich in seiner großen kosmogonischen „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ diese Wiederkehr aller Dinge, Vorkommnisse und Zustände im Hinblick auf mathe-

matische Erwägungen als wahrscheinlich hin: Löst sich das Sonnensystem chaotisch in seine letzten Elemente auf, dann muß aus diesem Chaos als gleicher Voraussetzung nach den gleichen Naturgesetzen ein gleiches Sonnensystem entstehen, das auch im einzelnen eine Wiederholung des alten ist. Sieht man davon ab, daß schon die alten Pythagoräer Ähnliches lehrten, so erklärt sich Nietzsches Unkenntnis bezüglich der entsprechenden Lehre Kants wohl dadurch, daß er im engeren Sinne kein Mathematiker wie Kant war.

Sodann muß man sich wundern, daß der so überaus tiefgründige und ernste Philosoph eine solche ewige Wiederkunft des Gleichen unter dem Gesichtswinkel eines ethischen Problems als ein Glück ansah, als einen tröstenden Sonnenschein in der Nacht unseres Erdenwallens. Freilich bedeutet ja eine ewige Wiederkunft des Gleichen zunächst an sich Überwindung des Todes und damit also Unsterblichkeit. Aber man kann doch Nietzsches Leben trotz all seiner freudigen Lebensbejahung — natürlich ganz abgesehen von seiner späteren Geistesumnachtung — unmöglich als glücklich und wiederholenswert ansehen.

Doch dem sei, wie ihm wolle! Es erscheint lohnenswert, einmal zu untersuchen, ob schon in unserer Kulturentwicklung bzw. Kulturgeschichte Beispiele der Wiederkunft des Gleichen vorgekommen sind.

Schon Goethe sah den Kulturfortschritt im Bewegungsbilde einer Spirale. Das heißt: Wir Menschen kommen zwar vorwärts, aber in langsamen Kehren oder Windungen. Er verhielt sich also unverkennbar, wie alle Geistesaristokraten, im ganzen dem Fortschrittsgedanken gegenüber, gelinde gesagt — sehr zurückhaltend.

Oswald Spengler vertritt in seinem „Untergang des Abendlandes“ den Gedanken der Wiederholung oder Wiederkunft zwar nicht bei dem gleichen Volk — wohl aber nacheinander bei verschiedenen Völkern. Wir werden also bei aller Verschiedenheit dieser beiden Denker nach ihren Lehren Erscheinungen erwarten dürfen, die einer Wiederkunft des Gleichen irgendwie entsprechen.

Und dem ist auch so, sogar in der Wissenschaft, und zwar hier ganz besonders deutlich, obwohl man sie hier eigentlich am wenigsten erwarten sollte, weil wissenschaftliche Forschung streng genommen ein ständiges Fortschreiten bedeutet. Häufig bemerken wir, daß wissenschaftliche Gelehrte dem Laien gegenüber einen gewissen Hochmut zur Schau tragen, indem sie darauf hinweisen, wie herrlich weit sie es gebracht hätten. Der bekannte Ausspruch des Ben Akiba: „Es ist alles schon einmal dagewesen,“ sollte sie doch vorsichtiger machen!

Das bekannteste Beispiel einer solchen Wiederkunft einer Lehre ist die Atomtheorie. Schon Leukippos und Demokritos in Altgriechenland führten die ganze Welt der Erscheinungen auf sogenannte Atome, d. h. letzte, unteilbare, kleine Körperchen zurück. Diese Lehre verschwand dann für lange Zeit aus der ernsten Wissenschaft und erlebte erst wieder vor etwa hundert Jahren in Gestalt der Daltonschen Atomtheorie ihre Auferstehung. Wir alle wissen, daß sie zurzeit in dem sogenannten Atommodell von Bohr ihren größten Triumph feiert.

Im engsten Zusammenhang mit der Lehre vom Atom steht die Lehre der mittelalterlichen Alchimisten von der Umwandlung der Elemente. Die Alchimisten glaubten fest daran, daß es möglich sein müsse, die Stoffe zu verändern, in andere zu verwandeln, insonderheit Gold aus „unedlen“ Stoffen zu machen.

Die Alchimisten haben zwar kein Gold „gemacht“, aber die spätere wissenschaftliche Chemie sehr gefördert. Bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit wurde die Lehre der Alchimisten von der Stoffumwandlung im allgemeinen und Goldmachung im besondern in wissenschaftlichen Kreisen als unhaltbar, widersinnig und lächerlich betrachtet. Seit der Entdeckung gewisser Stoffe, nämlich des Urans, Radiums, Thoriums, die radioaktiv oder strahlkräftig genannt werden, muß die wissenschaftliche Chemie in aller Form zugeben, daß die Lehre von der Umwandlung oder Transformation der Elemente kein bloßer alchimistischer Traum war, sondern eine unleugbare, jederzeit nachweisbare Tatsache ist. Wir wissen heute, daß Elemente mit hohem Atomgewicht in



Elemente von niederem Atomgewicht zerfallen können. In den letzten Monaten berichteten die wissenschaftlichen Chemikerzeitschriften, daß es dem Berliner Chemiker Miethe gelungen sei, aus Quecksilber Gold zu gewinnen. Gewiß, wir werden daraufhin unsere Goldwährung nicht ändern, wir hören im Gegenteil, daß wir unsere rettende Rentenmark in eine neue Goldmark umtaufen; aber wissenschaftlich sehen wir unzweifelhaft eine Wiederkunft des alten Alchimistentraums! (Vgl. dazu die Ausführungen von Professor Grube im Oktoberheft des Türmers!) —

Werfen wir einmal einen Blick auf die Medizin! Wie steht es dort mit der Wiederkunft des Gleichen?

Es wird gewiß auch in weiten Laienkreisen hier und da einmal das berühmte Wort von der Humoral- und Zellularpathologie gefallen sein. Was soll das bedeuten? Die alten Ärzte glaubten, der menschliche und tierische Leib bestünde aus vier Grundsäften (Humores), nämlich: Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle. Seien diese Kardinalsäfte richtig gemischt, dann bestünde „Eukrasie“ oder Gesundheit, seien diese Säfte oder Humores aber schlecht gemischt, dann bestünde „Dyskrasie“ oder Krankheit. Diese Lehre wurde nach den Säften oder Humores eben „Humoralpathologie“ genannt. Rudolf Virchow lehrte in seinem bekannten, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen Buche: „Zellularpathologie“, daß diese Humoralpathologie unhaltbar sei; denn es gäbe Tiere, die wohl Leben und Krankheit, aber kein Blut hätten; wohl hätte hingegen jedes Tier ausnahmslos Zellen als letzte Bestandteile seines Leibes. Es müsse also der Sitz der Krankheit in den Zellen und nicht in den Säften, den Humores sein. Unter dem weitreichenden Einfluß Virchows wurde die sogenannte Humoralpathologie fast völlig aufgegeben und für unwissenschaftlich erklärt. Aber schon Virchow mußte es erleben, daß die Zellularpathologie ihre Alleinherrschaft einbüßte und teilweise der „Humoralpathologie“ wieder weichen mußte. Denn unsere sogenannte Serumtherapie (man denke an das Diphtherieheilserum) ist eine echte Tochter der Humoralpathologie; sie bedeutet: Krankheitsbehandlung mit „Seren“ oder Säften, also Humores! Wir haben demgemäß heute die fröhliche Wiederauferstehung der alten Humoralpathologie, wenngleich in neuzeitlicher Form, erlebt. Von vornherein hätte man sich sagen müssen, daß an der Humoralpathologie etwas Richtiges sein müsse; denn der in der Heilkunde eine so überaus wichtige Rolle spielende „Katarrh“ bedeutet ja nichts anderes als „Herabfließen“ von kranken Säften; durch dieses Herabfließen von kranken Säften wird ja, rein theoretisch, die schlechte Mischung „Dyskrasie“ zu einer besseren, ja guten Mischung oder „Eukrasie“, d. h. Gesundheit. Am Rand sei hier bemerkt, daß unser berüchtigter Schnupfen nicht nur im Sinne der Humoralpathologie, sondern wohl auch rein an sich einen Heilvorgang darstellt. —

Wir erleben in der Astronomie zurzeit ein immer stärkeres In-die-Erscheinung-Treten der alten Astrologie; freilich in sehr veränderter, kritischer Form. Seit der Dessauer Apotheker Schwabe einen bestimmten Rhythmus im Auftreten der Sonnenflecken feststellte, stand auch die Astrologie in gewissem Sinne wieder auf. Denn daß die Sonnenflecken einen tiefgreifenden Einfluß auf unsere Witterung und damit Ernte haben, kann niemand ernstlich leugnen. Politik, Kriminalwissenschaft und Medizin aber geben vorbehaltlos einen Zusammenhang zwischen politischen Umwälzungen, Verbrechen und Krankheiten einerseits und schlechten oder guten Ernten anderseits zu. Wir wissen heute, daß die Sonnenflecken teilweise durch die Konstellationen der großen Planeten: Jupiter, Saturn und vermutlich auch Uranus und Neptun beeinflußt werden. Also haben die Planeten dadurch Einfluß auf unser Schicksal. Zweifellos bestehen auch Zusammenhänge zwischen magnetischen Gewittern auf der Erde und Sonne, das zeigen die Polarlichter und Erscheinungen der Magnetnadel. Da aber einerseits Licht, Elektrizität und Magnetismus zusammenhängende Erscheinungen bzw. Kräfte sind, wir Menschen anderseits hier auf der Erde in einem elektomagnetischen Ozean leben, ist die entsprechende Kette geschlossen: die Gestirne haben Einfluß auf unser Leben. Wie weit dieser Einfluß geht, wissen wir noch nicht. Aber ver-

mutlich wird er doch wohl sehr bedeutend sein. Wir sehen also, daß die Astrologie unverkennbar bis zu einem gewissen Grade gegenwärtig „wiedergekehrt“ ist. —

Wir leben im Zeitalter der Relativitätstheorie. Da wird es nicht wundernehmen, wenn wir sehn, daß gegenwärtig so ziemlich alles „relativiert“ wird. So zum Beispiel die Kopernikanische Weltlehre, nach welcher die Erde um die Sonne läuft. Bekanntlich herrschte bis zur Zeit des Kopernikus als allgemein anerkannte Weltlehre die Lehre des Ptolemaios, nach welcher die Sonne um die Erde läuft. Da nach Einstein der Weltraum sogenannter „ausgezeichneter“ Raumachsen oder Koordinaten entbehrt, es also kein unten und oben, kein rechts und links gibt, hat die ptolemaische Lehre genau das gleiche Daseinsrecht wie die kopernikanische. Wir dürfen heut im Sinne der Relativitätstheorie nur sagen, daß die kopernikanische Lehre einfacher, anschaulicher ist als die ptolemaische. An sich aber will dieser Vorzug nicht viel besagen; denn etwas weniger Anschauliches als die Einsteinsche Relativitätstheorie gibt es schwerlich. Wir sehn also hier eine Art auch Wiederauferstehung der ptolemaischen Lehre. —

Besonders stark sehen wir das Pendel der Wiederkehr in der Lichtlehre zur Rückkehr oder Wiederkunft ausholen:

Seit Newton und Huyghens besteht ein Kampf zwischen der Undulations- oder Wellenlehre und Emissions- oder Lichtstoffaussendungslehre. Bis vor kurzer Zeit stand die Wellenlehre Huyghens' unbestritten als Siegerin da. Seit der Aufstellung des Atommodells durch die Forscher Rutherford und Bohr gewinnt die „Emissionstheorie“ mächtig an Vorsprung; denn da das Licht allgemein als elektromagnetische Erscheinung anerkannt wird, Elektrizität aber zur Zeit als Erscheinung der Elektronen, der letzten Bestandteile des Atoms, aufzufassen ist, neigt sich das Zünglein der Wage zugunsten der „Emissionstheorie“, die Verbannte kehrt wieder!

In der Geschichtsphilosophie sehn wir gegenwärtig ebenfalls eine ähnliche Umwälzung. Denn wenn Stromer von Reichenbach, Kemmerich sowie Rudolf Mewes und in gewissem Sinne, wie schon oben bemerkt, Oswald Spengler eine Berechenbarkeit der zukünftigen Geschichte lehren, welche Lehre besonders heftig durch den verstorbenen Philosophen Simmel bekämpft wurde, so muß den Vorkommnissen ein Rhythmus zu Grunde liegen: Vergangenes kann wiederkehren!

Dieses anzunehmen liegt nahe; denn der gesamte Kosmos ist einem solchen ewigen Rhythmus unterworfen, einem Wechsel von Wellenberg und Wellental. Für unser unglückliches Deutsches Volk hat diese Auffassung manches Tröstliche; denn wenn wir uns zur Zeit unzweifelhaft in einem denkbar tiefen, furchtbaren Wellental unseres Schicksals befinden, dann dürfen wir auf einen kommenden Wellenberg, auf Rettung, Erlösung und Wiederaufstieg zu Freiheit, Ehre und Vaterland hoffen. —

So könnte man die Reihe von bezeichnenden Beispielen der Wiederkunft des Gleichen noch lange fortsetzen; aber nicht Kasuistik ist hier angestrebt, sondern *Ausmünzung von vergessenem Edelmetall*. Uns ist Unermeßliches verloren gegangen oder geraubt worden, die Feinde geben uns nichts Gutes, wir müssen daher in die Schatztruhen unserer Vergangenheit greifen und dort herausholen, was nur herauszuholen ist. Von vornherein ist heuristisch anzunehmen, daß, da jedes Ding verschiedene Seiten hat, sehr, sehr viele alte, halb oder fast ganz vergessene Lehren, Heilmittel, Waffen, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Rechtssatzungen, Erziehungssysteme und dergleichen Imponderabilien sicher noch ausgezeichnete Dienste tun können, wenn sie geistvoll und zeitgemäß untersucht und angewandt werden. In der neuesten Kriegsführung sind wir zum ritterlichen Stahlhelm des Kaisers Maximilian zurückgekehrt, die kommenden Schlachten werden voraussichtlich keine geschlossenen Riesenheere mehr sehn, sondern kleine Gruppen von 2—3 Mann hinter ehernem Schilde, wie die Festungsstürmer der Römerzeit mit dem Widderbalken unter dem Schildkrötendach. Das Unterseeboot und der Zeppelin sind Verkörperungen unserer Sage von Wieland dem Schmied. Der Genius unseres Volkes ist noch nicht tot und erstorben; er harrt, wie Barbarossa im Kyffhäuser, des Erwachens, der Wieder-

sichtlich und sah hinauf, wo ich wohl mit den Armen eine so komische Bitte um Verzeihung tat, daß er herzlich lachte und mir den Hut durch einen Saaldiener hinaufsandte; eine später von mir ausgesprochene Entschuldigung nahm er freundlich auf. Graf Botho Eulenburg war einer der bedeutendsten und zugleich liebenswürdigsten Männer, mit denen ich im Herrenhause zusammengearbeitet habe, und wir verstanden uns stets vorzüglich. — Mitunter wurden die Kreisordnungsdebatten durch politische Zwischenspiele anderer Art unterbrochen. Das geschah mehrfach, wenn der namentlich bei der Linken unpopuläre Kultusminister v. Mühler sich dem Kreuzfeuer seiner Gegner aussetzen mußte. Man erzählte sich, daß seine Gattin Adelheid Einfluß auf Mühlers Politik ausübe, und der „Kladderadatsch" ließ sich diesen Stoff nicht entgehen. Eines Tages war eine Vorlage Mühlers zu Fall gekommen, und der liberale Abgeordnete Georg v. Bunsen setzte in einem Schlußwort noch einen scharfen Angriff darauf, indem er ausführte: Man möge nur nicht glauben, daß Herr v. Mühler aus dieser Niederlage die erwünschte Konsequenz ziehen und seine Entlassung nehmen werde. Davon sei dieser Minister weit entfernt! Er denke mit Horaz: „Populus me sibilat, at plaudo mihi ipse domi — in der Volksversammlung zischt man mich aus, doch zu Hause fehlt es mir nicht an Beifall", was stürmische Heiterkeit erregte. Herr v. Mühler machte ein verblüfftes Gesicht, blies die Backen auf und ging fort; aber den Abschied nahm er damals noch nicht. — Einmal hatte das Abgeordnetenhaus einen großen Tag, denn **Bismarck** saß auf dem vordersten Platz der Ministerbank. Er trug schon damals als Bundeskanzler die Uniform seiner Halberstädter Kürassiere. Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich Bismarck sprechen hörte. Zur Verhandlung stand ein Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg, wonach letzteres ein Stück Land am Jahdebusen käuflich an Preußen überlassen sollte zum weiteren Ausbau des Kriegshafens. In eingehender Darlegung wies der Kanzler die Notwendigkeit dieses Landerwerbs für die junge Marine nach — seine ganze Eigenart im Sprechen kam zur Geltung. Die Fortschrittspartei, die damals noch allen Wünschen Bismarcks ein Nein entgegensetzte, schickte Virchow als Kämpen gegen den Gesetzentwurf vor. Er suchte in etwas maliziöser Weise die Argumente des Kanzlers einzeln zu entkräften, so daß dieser es für nötig hielt, eine zweite streng sachliche Rede zu halten, in der er zum Schluß mit einer leichten Handbewegung gegen Virchow sagte: „Ich muß meine Forderung in ihrem ganzen Umfange aufrechthalten, auch wenn der gescheiteste der politischen Dilettanten widerspricht", womit er einen großen Heiterkeitserfolg erzielte. Ich beobachtete Virchow: sein Gesichtsausdruck hätte ein Modell abgeben können zur Darstellung gekränkter Eitelkeit. Die Vorlage wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen.

Bei dieser ersten Begegnung sah ich den Politiker Virchow nur von ferne; bei den beiden späteren, wo ich mit dem Naturforscher Virchow zusammentraf, sollte es nicht anders sein. Virchow war einer der tätigsten Förderer der Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte. Er bemühte sich namentlich, in den allgemeinen Sitzungen durch gemeinverständlich gehaltene Reden unser „Volk" mit naturwissenschaftlichem Geiste zu erfüllen. Davon erhoffte er sogar „eine wirkliche innere Einigung der Nation". Er ging dann aber noch weiter, besonders in der auf der Versammlung zu Rostock 1871 gehaltenen Rede, die ich, eben aus dem Kriege gegen Frankreich heimgekehrt, mit anhörte. Damals war Virchow noch ganz Darwinist und forderte die Verbreitung des „genetischen Gedankens" in der Volksbildung als Grundlage einer Weltanschauung; an die Stelle des bisherigen „theologischen Denkens" müsse „naturwissenschaftliches Denken" treten. Virchow erschien auf den Naturforscherversammlungen, um eine Rede zu halten und dann wieder zu verschwinden, so daß gewöhnliche Sterbliche keine Gelegenheit fanden, sich ihm vorstellen zu lassen. — Hier dürften einige Mitteilungen über Virchow interessieren, die der berühmte Chirurg Karl Ludwig Schleich, der Entdecker der Methode örtlicher Betäubung bei Operationen, in seinen Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit" (Berlin 1922) macht. Schleich war eine Zeitlang Assistent bei Virchow. Als Schleich einst äußerte, der Zufall könne doch nicht Schöpfer der Naturgesetze sein, bemerkte Virchow, Schleich hafte auch noch an theistischen oder pantheistischen Märchen. Darauf Schleich: „Aber man befindet sich doch mit dem Gottesglauben



in einer sehr guten Gesellschaft. Ich kenne keinen ganz überragenden bedeutenden Menschen, der nicht an so etwas wie Gott oder Geist der Natur geglaubt hat!" Virchow: „Halten Sie mich nicht für bedeutend?" Schleich (stammelnd): „Natürlich." Virchow: „Na also." — Von seinem einstigen Schüler Haeckel sagte Virchow schon damals: „Haeckel ist ein Narr; das wird sich schon noch herausstellen."

Auf der Naturforscherversammlung von 1877 in München kam es zum Zusammenstoß zwischen Virchow und Haeckel. Letzterer hielt in einer der allgemeinen Sitzungen einen Vortrag über „Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft". Er suchte praktische Konsequenzen aus den Forderungen Virchows auf der Rostocker Versammlung (1871) zu ziehen, indem er verlangte, daß die Abstammungslehre, wie er (Haeckel) sie vertrat, mit Einschluß der Affenabstammung des Menschen und der Entwicklung seines Geistes aus der Tierseele zum Unterrichtsgegenstande in den Volksschulen gemacht werde. Es ist bei Virchow rühmend anzuerkennen, daß er in kritischer Nachprüfung der eigenen Ansichten während der Zwischenzeit an sich selbst gearbeitet hatte, und drei Tage nach Haeckel hielt er auf der gleichen Versammlung eine Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben". Virchow machte gegen 1871 einen etwas gealterten Eindruck, sein faltenreiches Gesicht zeigte eine auffallend gelbe Farbe; seine persönliche Bekanntschaft zu machen, gelang mir auch damals nicht. Virchow betonte den hypothetischen Charakter der ganzen Abstammungslehre. In den Schulen solle sie darum nicht gelehrt werden; nur völlig gesicherte Ergebnisse der Forschung dürften hier Platz finden. Er wies auch an der Hand einer Reichtsagsrede Bebels auf die Verwirrung hin, welche die Abstammungslehre im Kopfe eines naturwissenschaftlich ungeschulten Sozialisten bereits angerichtet habe; das könne geradezu zur Staatsgefährlichkeit führen. Er warnte im eigensten Interesse der Wissenschaft dringend vor den von Haeckel eingeschlagenen Wegen. — Haeckel wandte sich gegen diese Rede Virchows in einer maßlos heftigen Streitschrift „Freie Wissenschaft und freie Lehre", in der er seinem einstigen Lehrer das Wort entgegenschleuderte: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht." In zahlreichen, mit Haeckel durch dick und dünn gehenden Erzeugnissen der Tagespresse wurde Virchow denn auch als wissenschaftlicher Reaktionär gebrandmarkt. Virchow starb 1902.

Haeckel ist in Deutschland und weit darüber hinaus viel einflußreicher geworden als Virchow, weil er sich in seinen Schriften mit Geschick an die Instinkte der breiten Massen wandte, so daß von seinen „Welträtseln" mehr als 300000 Exemplare abgesetzt wurden, die Übersetzungen in fremde Sprachen nicht gerechnet. Ich wurde zuerst 1867 als Student durch den Zoologen Franz Eilhard Schulze auf sein bedeutendes Jugendwerk, die 1866 erschienene „Generelle Morphologie" aufmerksam gemacht, die ich mit lebhaftem Interesse studierte. Gleich darauf veröffentlichte Haeckel seine populäre „Natürliche Schöpfungsgeschichte", die mich mit einigem Entsetzen erfüllte, weil schon in diesem Buche nirgends ein scharfer Trennungsstrich zwischen Tatsachen und Hypothesen gezogen wird, wodurch den naturwissenschaftlich ungeschulten Lesern Sand in die Augen gestreut wurde. Mir schien es auch eine sonderbare Vorstellung zu sein, daß im Anfang der Welt des Lebens durch Zufall aus anorganischem Material eine lebendige Zelle entstanden sein sollte, die atmete, verdaute, wuchs und sich fortpflanzte, um unter dem Bilde eines Stammbaums im Laufe von Jahrmillionen die ganze Fülle des Pflanzen- und Tierreichs mit Einschluß des geistbegabten Menschen hervorzubringen, was Haeckel „Monismus" nannte. Diese Lehre stand in schroffstem Widerspruch zu dem von Virchow geprägten Satze Omnis cellula e cellula. Bald darauf spottete denn auch E. du Bois-Reymond über Haeckels Stammbäume, die ihm weniger wahrscheinlich dünkten, als die Stammbäume der homerischen Helden. Ich hörte auf, weitere Schriften von Haeckel zu lesen. Als ich meine „Welt als Tat" schrieb, die Anfang 1899 herauskam, hielt ich es für richtig, Haeckel gar nicht zu nennen. Ende 1899 erschienen seine „Welträtsel", die ich wiederum las, und die mich durch ihre grenzenlose Leichtfertigkeit noch mehr erschreckten, als seinerzeit die „Natürliche Schöpfungsgeschichte". Im Jahre 1901 veröffentlichte ich



kunst. In der neuzeitlichen Mathematik triumphiert über die leicht berechenbare „Eukleidik“ die „Nichteukleidik“: wenn wir unablässig und treu mit scharfem Geiste und glühendem Herzen arbeiten und beten, dann wird es sich mit Gottes Hilfe wiederholen, daß sich unsere zahlreichen und erbarmungslosen Feinde gründlich verrechnen und Deutschland wie ein Phönix aus der Asche steigt.

Dr. Alfred Seeliger

Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg

In nachstehenden Zeilen möchte ich einige Bemerkungen über die Kriegführung auf Seite unseres österreichisch-ungarischen Bundesgenossen machen und insbesondere auf jene Bücher über den ehemaligen Kaiserstaat an der Donau hinweisen, die mir wertvolle Aufschlüsse über dessen innere Verhältnisse, die führenden Persönlichkeiten, die Kriegsursachen, den Verlauf des Weltkriegs und den schließlichen Zusammenbruch zu geben scheinen. Auch zur Beurteilung der Kriegsschuldfrage und Kriegsursachen findet man in ihnen manche bisher unbekannte neue Einzelheiten. Vorweg sei bemerkt: der Beweis, daß weder Deutschland noch Österreich-Ungarn den Krieg gewollt oder vorbereitet haben, soweit es eines solchen überhaupt noch bedurft hätte, wird in nahezu sämtlichen Veröffentlichungen mit unwiderleglicher Schärfe und Klarheit erbracht. Leider verbietet mir der verfügbare Raum, auf Einzelheiten einzugehen.

Für die Kenntnis der Vorgeschichte des Weltkriegs von größter Bedeutung sind die Aufzeichnungen des Feldmarschalls Conrad Freiherrn von Hötzendorf „Aus meiner Dienstzeit 1906—1918“ (Rikola-Verlag, Wien), von denen bis jetzt drei dickleibige Bände mit insgesamt 1964 Seiten erschienen sind, die den Zeitraum von 1906 bis zum Beginn des Weltkriegs umfassen. (Inzwischen ist auch der 4. Band [956 S.] erschienen, der die Ereignisse bis Ende September 1914 behandelt.) Der Feldmarschall war bekanntlich von 1906 bis Februar 1917 mit einjähriger Unterbrechung Chef des Generalstabs der österreichisch-ungarischen Wehrmacht und hat als solcher während des Weltkriegs bis zu seiner Enthebung 1917, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch tatsächlich, mit unbeschränkter Vollmacht den Oberbefehl über diese geführt. Wie Waldersee im Deutschen Reich, so sah Conrad von Hötzendorf in Österreich mit prophetischem Scharfblick die kommende Entwicklung der Dinge voraus und das Unheil kommen. Er wurde daher nicht müde, zu warnen und war unbedingter Vertreter eines Vorbeugungskriegs. Trotz Dreibund sah er den Erbfeind in Italien, mit dem er bereits 1907 abrechnen wollte. Nachdem er bei der Friedensliebe des Kaisers und der leitenden Staatsmänner mit diesem Vorschlag nicht durchgedrungen war, vertrat er, wieder ohne Erfolg, während der bosnischen Krise 1909 die Ansicht, daß nunmehr der Streit mit Serbien ausgetragen werden müsse. Dieser leitende Grundgedanke kehrt immer wieder und durchzieht wie ein roter Faden seine zahlreichen Denkschriften. 1913 erachtet er den letzten Augenblick für gekommen, um den Streit mit Serbien, sei es auf gütlichem Weg durch Einverleibung in die Monarchie, in einem Verhältnis wie etwa Bayern zum Reich, oder gewaltsam zu beenden.

Von größter Wichtigkeit sind die Angaben Conrads über seine Vereinbarungen mit General von Moltke über die Operationen im Fall eines großen Kriegs. Auf deutscher Seite war man noch im Frühjahr 1914 von der Bundestreue Italiens überzeugt, das die Entsendung von 2 Kavalleriedivisionen und 3 Armeekorps an den Rhein in Aussicht gestellt hatte. Der Feldmarschall dagegen war skeptisch, hielt Italien für doppelzüngig und glaubte nicht an dessen Bundestreue. Der Verlauf hat ihm recht gegeben. Auch Graf Schlieffen hatte die Heranziehung italienischer Korps an unseren linken Flügel an den Oberrhein stets für „eine Illusion“ gehalten. Conrad war damit



einverstanden, daß Deutschland die Hauptmasse seiner Kräfte zunächst gegen Frankreich verwendete. In Ostpreußen sollten nur 12—13 Divisionen aufmarschieren. Im übrigen war es jedem Verbündeten überlassen, den Krieg nach eigenem Ermessen zu führen. Conrad wollte seine Aufgabe offensiv durch Vorgehen zwischen Bug und Weichsel lösen, um ein Vorrücken der Russen gegen Deutschland zu verhindern. Voraussetzung hierbei war, daß die genannten deutschen Kräfte von Ostpreußen über den Narew in Richtung Siedlce vorstießen. Moltke hatte dies in einem Schreiben vom 19. März 1909 ausdrücklich versprochen, obwohl schwer abzusehen war, wie sich dies sollte ermöglichen lassen. Weiter erklärte Moltke bei einer Besprechung in Karlsbad im Mai 1914, daß er hoffe, 6 Wochen nach Beginn der Mobilmachung mit Frankreich fertig zu sein, und stellte eine Verschiebung der deutschen Hauptkräfte nach dem Osten für diesen Zeitpunkt in sichere Aussicht. Conrad durfte somit auf frühzeitige Entlastung hoffen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihm von Moltke reichlich viel und unter Umständen Unmögliches versprochen worden ist. Daß diese Versprechungen dann nicht eingehalten worden sind und nicht eingehalten werden konnten, hat die Österreicher in üble Lagen gebracht und den Grund zu den Verstimmungen gelegt, die von da ab zwischen den beiden verbündeten Heeresleitungen bestanden und sich sehr zum Schaden der Sache bis zum offenen Zerwürfnis gesteigert haben. Die Ursachen und die Entwickelung dieses Gegensatzes, der sich insbesondere unter Falkenhayn in sehr unerfreulicher Weise zugespitzt hat, schildert in trefflicher und anschaulicher Weise General Joseph Graf Stürgkh, österreichisch-ungarischer Delegierter im deutschen Großen Hauptquartier, in seinem auch sonst recht lesenswerten Buch „Im deutschen Großen Hauptquartier" (Paul List, Verlag, Leipzig 1921, 160 S.). Der gleiche Verfasser hat auch „Politische und militärische Erinnerungen" (Paul List, Verlag, Leipzig, 319 S.) herausgegeben, die sich angenehm lesen und treffende Urteile über die österreichisch-ungarische Armee, den Generalstab und dessen Chef Conrad von Hötzendorf enthalten.

Conrad läßt in seinen Erinnerungen hauptsächlich die Dokumente sprechen, die durch seinen häufigen schriftlichen Verkehr mit dem Minister des Äußeren und anderen maßgebenden Persönlichkeiten entstanden sind. Sie enthalten ferner seine zahlreichen Denkschriften an den Kaiser und an den Thronfolger, die Berichte der Militärattachés, die zumeist von erstaunlich gutem Urteil und Scharfblick zeugen, und, wie bereits erwähnt, den gesamten Schriftwechsel mit Moltke. Wenn das Werk hierdurch auch etwas weitschweifig und dickleibig geworden ist und Wiederholungen nicht immer vermieden werden, so liegt doch andererseits darin auch sein außerordentlicher historischer Wert, im Gegensatz zu manchen neuzeitlichen Denkwürdigkeiten, die eine mehr oder weniger persönlich gefärbte Darstellung der Ereignisse bieten. Diese Bücher bilden ein Urkundenwerk ersten Ranges. Wir lernen dabei aber auch den Verfasser kennen als kerndeutschen Mann von klarem und weitem politischen Blick, einen geraden und aufrechten Charakter, einen prächtigen Soldaten, dem man nur Sympathie und Verehrung entgegenbringen kann.

Zu den obenerwähnten mehr oder weniger persönlich gefärbten Darstellungen dagegen gehören die Veröffentlichungen von Karl Friedrich Nowak „Der Weg zur Katastrophe", „Der Sturz der Mittelmächte" (München 1921, Verlag für Kulturpolitik, 435 S.) und „Chaos" (München 1923, im gleichen Verlag, 353 S.), die von Conrad, General Hoffmann und Kühlmann inspiriert zu sein scheinen und als Geschichtsquellen mit großer Vorsicht zu genießen sind. Sie sind aber glänzend und mit beispielloser Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung geschrieben.

In die gleiche Kategorie gehört „Österreichs Untergang, die Folge von Franz Josefs Mißregierung" (Karl Siegismund, Berlin 1920, 343 S.), von Spiridion Graf Gopčević, einem österreichischen Serben, das die südslawische Frage eingehend behandelt, aber auch viel üblen Klatsch enthält. Immerhin kann man Gopčević nicht ganz unrecht geben, wenn er die seit 1878 insbesondere auf Veranlassung Ungarns betriebene Politik der Nadelstiche gegen Serbien verurteilt. Statt Serbien zum Freunde zu machen, was bei einigem Entgegenkommen seinerzeit leicht möglich gewesen wäre, reizte man es und besorgte dadurch die Geschäfte Italiens. Serbien



wäre ein vorzügliches Gegengewicht gegen die italienischen Ansprüche gewesen. Auch dem Kaiser Franz Josef scheinen Zweifel an der Zweckmäßigkeit der österreichischen Balkanpolitik gekommen zu sein. Denn Feldmarschalleutnant Albert Freiherr von Margutti erzählt in seinem ausgezeichneten Buch „Vom alten Kaiser“ (Leonhardt Verlag, Leipzig-Wien 1921, 458 S.), der Kaiser habe an Weihnachten 1913, nachdem durch die verfehlte Balkanpolitik Berchtholds auch noch die Entfremdung Rumäniens eingetreten war, bekümmert zu seinem Generaladjutanten Graf Paar gesagt: „Wäre es denn gar so ein Unglück, wenn Serbien einen adriatischen Hafen bekäme? Ich glaube nicht; warum soll es nicht auch ein Fensterchen in die Welt geöffnet erhalten? Meines Erachtens würde es sogar für Österreich einen Vorteil bedeuten, aus einem serbischen Seeplatz Vieh und Zerealien direkt nach Triest zu bekommen! Damit fände auch das ungarische Gezänke von selbst ein Ende, was mir mehr als erwünscht sein würde!“ Leider kam diese Erkenntnis zu spät.

Die persönlichen Erinnerungen Marguttis, eines klugen Mannes und scharfen Beobachters, der von 1900 bis 1916 der k. u. k. Militärkanzlei und Generaladjutantur zugeteilt war und in seiner Dienststellung Gelegenheit hatte, an maßgebender Stelle die Entwicklung der Ereignisse zu verfolgen, gehören nach meiner Meinung zu dem Besten, was über Österreich geschrieben worden ist. Besonders wertvoll ist auch der Abschnitt über die kritischen Julitage 1914. Kaiser Franz Josef, der entgegen dem Drängen Conrads nur zu lange am Frieden festgehalten hatte, hat den Krieg sicher nicht gewollt. Die Schilderung, wie er trotzdem dazu gebracht wurde, die Kriegserklärung gegen Serbien zu unterzeichnen, ist in hohem Grade fesselnd.

Österreich-Ungarns Lenker wollten freilich nur den Krieg mit Serbien; daß hieraus der furchtbare Weltenbrand entstehen würde, kam ihnen unbegreiflicherweise gar nicht in den Sinn.

Da die Mobilmachung gegen Serbien einige Tage vor jener gegen Rußland befohlen worden war, traten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte von Anbeginn an in ungünstigster Kräftegruppierung in den Krieg ein, indem 8 Armeekorps gegen Serbien und nur 8 gegen Rußland aufmarschierten. Aus technischen Gründen glaubte man den Aufmarsch gegen Serbien nicht mehr abstoppen und umdrehen zu können. Die Folge davon war, daß der rechte Flügel der gegen Rußland aufmarschierenden Gruppe viel zu schwach war, erst nach und nach durch die aus Serbien anrollenden Verstärkungen verstärkt werden konnte und vorzeitig eingedrückt wurde. Der kühne, vielleicht allzu kühne Kriegsplan Conrads, gegen die Russen offensiv vorzugehen, war damit zum Scheitern verurteilt, und bald kam die österreichisch-ungarische Armee, trotz des glänzenden Sieges Auffenbergs bei Komarów, in eine schwierige Lage, der sie sich nur unter schweren Opfern entziehen konnte. Sie hat sich von den damals erlittenen Verlusten während der ganzen Dauer des Krieges nicht so recht wieder erholen können. Der Operationsplan der verbündeten Mittelmächte ging von der irrigen Voraussetzung aus, daß die Russen nicht so rasch kriegsbereit sein würden, als dies tatsächlich der Fall war. In Ostpreußen zwar wurde die Lage durch Hindenburgs Sieg bei Tannenberg wiederhergestellt, in Galizien aber war dies nicht möglich, dazu war die Übermacht zu groß.

Es rächte sich dort, daß man gegen Serbien, das nach Eintritt Rußlands in den Krieg doch nur Nebenkriegsschauplatz sein konnte, zu starke Kräfte belassen hatte. Ein schwerer und unbegreiflicher Fehler war auch, daß man vom Fürstenmord in Serajewo bis zur Kriegserklärung an Serbien vier kostbare Wochen hatte verstreichen lassen. Der Bluttat mußte das Ultimatum und diesem die Kriegserklärung Schlag auf Schlag folgen. Serbien mußte überrannt werden, bevor Rußland eingreifen konnte. Durch rascheste Niederwerfung Serbiens konnte dann der Weltkrieg vielleicht noch vermieden werden. Statt dessen ließen sich die Diplomaten Zeit, und es fehlte auch in Österreich-Ungarn jedes Zusammenspiel von Politik und Heerführung. So endeten denn die Einleitungsfeldzüge nicht nur in Galizien, sondern auch in Serbien mit einem vollen Mißerfolg. Auch war dort die Führung durch Feldzeugmeister Potiorek, der im Frieden einen großen Ruf genoß und von vielen sogar über Conrad gestellt wurde, keineswegs einwandfrei. Potiorek, ein Theoretiker und Gelehrter, kam aus seinen vier Wänden weit hinter der Front überhaupt nie



heraus und schrieb Berichte und Kriegsgeschichte, während vorne die Kanonen donnerten. In Unkenntnis der Verhältnisse bei den Truppen hat er diese zu Tode gehetzt und ist dann auch bald darauf abgelöst worden. Das Kommando übernahm der als Mensch, Charakter und Soldat gleich vortreffliche und prächtige Erzherzog Eugen, der ohne Zweifel die hehrste Lichtgestalt des österreichischen Kaiserhauses ist und sich im Verlauf des Kriegs überall bestens bewährt hat. Als Generalstabschef war ihm General Alfred Krauß beigegeben, der ein ausgezeichnetes Buch „Die Ursachen unserer Niederlage" (Lehmanns Verlag, München 1921, 326 S.) geschrieben hat, das zu den besten Veröffentlichungen über den Weltkrieg gezählt werden darf, und das ich bereits in einem früheren Aufsatz warm empfohlen habe. Immerhin waren die Serben durch den serbischen Feldzug so geschwächt, daß sie sich im Winter 1914/15 mehrere Monate hindurch nicht mehr rührten und für die Kriegführung ausfielen.

Über den gesamten Verlauf des österreichisch-ungarischen Kriegs und die politischen Verhältnisse in Österreich-Ungarn während des Weltkriegs unterrichtet am besten Band V (674 S.) des groß angelegten, von Generalleutnant Schwarte herausgegebenen Werkes „Der große Krieg 1914—1918" in zehn Bänden (Verlag Ambrosius Barth, Leipzig 1922, und acht weitere Verleger), von dem bis jetzt 5 Bände erschienen sind, die auch einzeln käuflich sind. Dieses hervorragende Monumentalwerk allerersten Ranges, das geeignet ist, uns das bis jetzt noch fehlende Generalstabswerk zu ersetzen, ist über jedes Lob erhaben und gibt in gedrängter Kürze und streng sachlicher Darstellung, die sich scharfer Kritik enthält und durch vornehme Ruhe angenehm auffällt, eine zusammenhängende Schilderung der Ereignisse aus den Federn ausgewählter, hierzu besonders berufener Mitarbeiter. So haben im „Österreichisch-ungarischen Krieg" mitgewirkt die Generale Alfred Krauß, Max Hoen, Josef Metzger, Theodor Konopicky u. a., Namen, die auch in Deutschland besten Klang haben. Besonders gelungen scheinen mir die von Oberstleutnant Glaise-Horstenau bearbeiteten Abschnitte „Österreich-Ungarns Politik in den Kriegsjahren 1914—1917" und „Die Zeit der Friedensschlüsse im Osten". Während in ersterem ein vorzügliches Charakterbild des Kaisers Franz Josef enthalten ist, finden wir in letzterem u. a. eine erschöpfende Darstellung der unerfreulichen Angelegenheit der sog. Sixtusbriefe und der dami in Zusammenhang stehenden Verabschiedung Czernins.

Nicht so umfangreich, unterhaltsamer, weil vielfach mit persönlichen Erlebnissen und Anekdoten gewürzt, und für die Beurteilung unseres österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gleichfalls grundlegend ist Generalleutnant von Cramons „Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg" (Mittler & Sohn, Berlin 1922, 205 S.). Wer nicht die Zeit hat, um mehrere der genannten Werke zu studieren, oder wessen Geldbeutel die Anschaffung nicht gestattet, wird am besten tun, sich auf dieses bereits in zweiter Auflage erschienene, treffliche Buch zu beschränken. Er wird in ihm sachgemäße und ausreichende Orientierung über alle einschlägigen Verhältnisse finden. Dank seiner Stellung als bevollmächtigter General der deutschen Obersten Heeresleitung im Hauptquartier unseres Bundesgenossen — dort Armeeoberkommando genannt — von 1915 bis 1918 hatte General von Cramon wie kein Zweiter Gelegenheit, „tiefe Einblicke zu tun in das weitverzweigte Gebiet militärischer Erwägungen und Entschlüsse, wie politischer Verhältnisse und Machenschaften, in die Seelen und Herzen hoher und höchster Personen". Sein Urteil ist sachlich, maßvoll, frei von Überschwang in Lob und Tadel, unter gerechter Verteilung von Licht und Schatten.

Da General v. Cramon dem verbündeten AOK. erst vom 27. Januar 1915 ab angehört hat, trifft es sich günstig, daß sein Vorgänger dortselbst, der als Militärschriftsteller in den weitesten Kreisen bestens bekannte, leider unlängst verstorbene General Freiherr von Freytag-Loringhoven, unter dem Titel „Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah" (Mittler & Sohn, Berlin 1923, 338 S.) gleichfalls Erinnerungen herausgegeben hat, in denen ein Abschnitt seiner Tätigkeit als deutscher General beim österreichischen AOK. gewidmet ist. Die Aufzeichnungen Cramons werden hierdurch in glücklichster Weise ergänzt.



Die Ansichten über Bedeutung und Befähigung des Feldmarschalls von Conrad gehen in der Fachwissenschaft weit auseinander. Während deutsche Generale wie Ludendorff, Freytag und Cramon, die Gelegenheit hatten, ihn genau kennenzulernen, sich im allgemeinen anerkennend äußern und seine Genialität und die Großzügigkeit seiner Pläne loben, beurteilen ihn österreichische Kritiker, mit Ausnahme von Nowak, der ihn weit über Ludendorff stellt, weniger günstig, erklären ihn zwar für einen guten Taktiker, aber keinen Strategen und bezweifeln seine Eignung für den Posten eines Generalstabschefs. Der Kaiser mochte Conrad, der der Mann des Thronfolgers Franz Ferdinand gewesen war, nicht und schenkte ihm wenig Vertrauen. Er sah bezüglich des Kriegsausgangs von Anbeginn an sehr düster in die Zukunft und hätte am liebsten das österreichisch-ungarische Heer unter deutschen Oberbefehl gestellt. Conrad genoß gleichwohl im k. u. k. Heere großes und verdientes Ansehen, das erst nach Asiago-Luzk zu schwinden begann und schließlich durch seine Heirat während des Kriegs 1916 vollends untergraben wurde. Diese und die „Weiberwirtschaft" in Teschen gaben schließlich den letzten Anstoß zu seiner Enthebung. Eine Schwäche Conrads war, daß seine genialen Pläne oft zu weitausgreifend waren und den realen Möglichkeiten nicht immer gebührend Rechnung trugen; insbesondere verkannte er die Leistungsfähigkeit der Truppen, mit denen er zu wenig in Berührung kam und denen er häufig zuviel zugemutet hat. Freytag meint, daß Conrads kühne Pläne nicht zum Scheitern verurteilt gewesen wären, wenn er über ein Heer wie das deutsche zu gebieten gehabt hätte.

Auffenberg verdanken wir auch zwei wertvolle Bücher über den Weltkrieg: „Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg", das die glänzend angelegte Schlacht bei Komarów eingehend behandelt, und „Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschilderung" (München 1921, Drei-Maskenverlag, 524 S.). Während die Schilderung der Schlacht, die den Russen ein zweites Tannenberg bereitet hätte, wenn nicht der unfähige Erzherzog Peter Ferdinand alles verdorben hätte, den Soldaten besonders fesseln wird, ebenso wie die unerhört kühne Operation auf Rawa Ruska und der im Anschluß hieran unter den schwierigsten Verhältnissen meisterhaft durchgeführte Rückzug der 4. Armee Auffenbergs — militärische Glanztaten ersten Ranges —, wird der Laie im zweitgenannten Werk eine Fülle interessanter Einzelheiten über österreichische Verhältnisse finden, insbesondere auch ein markantes Beispiel über den „Dank vom Hause Österreich", indem Auffenberg, vielleicht Österreichs tüchtigster Armeeführer, trotz Conrads Einspruch brüsk von seinem Posten enthoben worden ist, weil er den unfähigen Erzherzog Peter Ferdinand mit Recht hart angelassen hatte. Nicht genug damit, wurde der um sein Vaterland hochverdiente General unter der nichtigen Anschuldigung des Börsenspiels und des Verrats von Staatsgeheimnissen auch noch eingekerkert und mußte eine hochnotpeinliche Untersuchung über sich ergehen lassen, die allerdings, wie vorauszusehen war, mit einem glänzenden Freispruch endete. Der bei Hofe einflußreiche Prinz Ludwig Windischgraetz, der in seinem recht unterhaltenden Buch „Vom roten zum schwarzen Prinzen. Mein Kampf gegen das k. u. k. System" (Berlin 1920, Ullstein, 459 S.) die Vorgänge gleichfalls eingehend schildert, hat sich hierbei des von allen Seiten gehetzten Generals in ritterlicher Weise angenommen. Auffenberg hat aber doch seine Wiederanstellung nicht durchsetzen können, und damit war eine der wertvollsten Kräfte der Monarchie während des Krieges dauernd lahmgelegt.

Den Höhepunkt für die gemeinsame Tätigkeit der verbündeten Heere bedeutet unstreitig Gorlice. Mackensen wurde hierdurch der volkstümlichste deutsche General bei der k. u. k. Armee. Über die Fortführung der Operationen gegen die Russen nach dem Sieg von Gorlice im Frühjahr 1915 entstanden zwischen Conrad und Falkenhayn wieder Meinungsverschiedenheiten, bei denen Hindenburg auf seiten Conrads stand, während Freytag in seinem Buch für Falkenhayn eintritt. Der Erfolg spricht nicht für Falkenhayn.

Auch im anschließenden Feldzug gegen Serbien 1915 gab es erhebliche Meinungsverschiedenheiten, nicht nur zwischen Conrad und Falkenhayn, sondern auch mit den Bulgaren, bei denen die Österreicher in geringem Ansehen standen. Den Feldzug gegen Montenegro und Albanien unter-

nahm Österreich auf eigene Faust. Vergeblich beschwor Conrad Falkenhayn, bei Saloniki reinen Tisch zu machen. Wenn Falkenhayn hiergegen auch gute Gründe hatte, so hat der Verlauf der Ereignisse 1918 doch bewiesen, daß Conrad recht hatte, wie er denn überhaupt der Genialere von den beiden war.

Am unerfreulichsten und schärfsten tritt die mangelnde Übereinstimmung der militärischen obersten Führung im Winter 1915/16 in die Erscheinung. Falkenhayn betreibt heimlich die Offensive von Verdun, Conrad ebenso heimlich die Offensive aus Tirol gegen Italien. Das Endergebnis war ein krasser Mißerfolg hier wie dort. Ich möchte den Gedanken Conrads, zuerst mit Italien abzurechnen, bevor man im Westen die Entscheidung suchte, billigen; auf sich allein gestellt war er jedoch zu schwach, um einen durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Auch kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß es seine Pflicht gewesen wäre, vor Einleitung des Unternehmens von Asiago sich über die Verhältnisse an der Front im Osten persönlich zu unterrichten. Es war überhaupt ein Fehler Conrads, daß er fast nie an die Front kam, um mit den Truppenführern Rücksprache zu pflegen und sich durch persönlichen Augenschein über die Verhältnisse zu unterrichten. So kam denn infolge vorzeitiger Schwächung der Ostfront die Katastrophe von Luzk, die Conrads Ansehen schwer geschadet hat. Von da ab war sein Stern im Sinken.

Da Tisza in starrer Unnachgiebigkeit keinen Fußbreit ungarischen Bodens opfern wollte, erfolgte 1916 der Eintritt Rumäniens in den Krieg, der Falkenhayn seine Stellung als Generalstabschef gekostet hat. Den am 21. November 1916 erfolgten Tod des Kaisers Franz Josef bezeichnet Cramon neben der Marneschlacht als das folgenschwerste Ereignis des Weltkriegs. „Österreich-Ungarn hörte auf, im vollsten Sinn des Wortes bundestreu zu sein.“ Über Kaiser Karl fällen sowohl Cramon wie Nowak ein geradezu vernichtendes Urteil. Nowak nennt ihn einen schwachköpfigen, unbedeutenden, eingebildeten Naturburschen und schildert ihn als Preußenhasser und unverantwortlichen Ratgebern und höfischen Intrigen zugänglichen Menschen, der zudem ganz unter dem Einfluß seiner ihm geistig weit überlegenen, der Entente zugeneigten Gattin stand. Seine Bündnistreue war nicht unbedingt, wie beim alten Kaiser, sondern nur eine Bindung auf Zeit und Zweckmäßigkeit. Bestärkt durch den ehrgeizigen, nervösen Grafen Czernin und unverantwortliche Ratgeber, unter denen vor allem Prinz Ludwig Windischgraetz und der Gesandte v. Szillassy Einfluß gewannen, die nichts weniger als bundestreu und deutschfreundlich waren und zum Abschluß eines baldigen Friedens drängten, setzte Kaiser Karl schließlich die Selbsterhaltung über die Bündnistreue. Szillassy hat auch ein Buch geschrieben „Der Untergang der Donaumonarchie“ (Verlag Neues Vaterland, Berlin), das ich nur deshalb nenne, weil es lehrreiche Einblicke in die Mentalität eines intimen und einflußreichen Beraters des Kaisers gewährt. Selbständige Naturen und Charaktere waren beim Kaiser Karl unbeliebt und wurden bald entfernt. So fielen der Ministerpräsident v. Koerber, der einzige Mann, der Österreich vielleicht noch hätte retten können, Tisza und im Februar 1917 auch Conrad, der dem Ansturm der Höflinge, Beichtväter, verschnupften Minister und abgesägten Erzherzoge geopfert wurde. An seine Stelle trat nicht etwa General Alfred Krauß, der als aufrechter Mann bei Hofe gleichfalls unbeliebt war, sondern General Arz v. Straußenberg, ein jovialer, nicht eben bedeutender General, ein „Mann für schönes Wetter und sorglose Stunden“ (Cramon), ein geistreicher Plauderer, der mehr die Rolle eines Generaladjutanten und angenehmen Reisemarschalls als eines verantwortlichen Generalstabschefs spielte. Die Geschäfte des letzteren besorgte mehr oder minder selbständig sein Gehilfe, Generalmajor Freiherr v. Waldstätten, ein tüchtiger, aber etwas empfindlicher Offizier, der keinen Widerspruch vertrug und den Armeeführern gegenüber auch nicht die nötige Autorität besaß, so daß nicht nur beim AOK., sondern auch im Heere bald unerfreuliche Zustände eintraten. Arz selbst war zwar deutschfreundlich und bündnistreu, ließ sich aber politisch völlig beiseiteschieben; schließlich entglitt ihm infolge seiner häufigen Reisen mit dem ruhelosen Monarchen auch noch die militärische Leitung der Operationen derart, daß er von den wichtigsten Entscheidungen kaum verständigt, geschweige denn vorher gefragt wurde.



Ich übergehe die Polenfrage, die ein ständiger Zankapfel zwischen den Verbündeten war und insbesondere die Verhandlungen in Brest-Litowsk erschwert hat, und wende mich zum letzten Lichtpunkt, der gemeinsamen Operation gegen Italien im Oktober 1917. Kaiser Karl wollte auf Anstiften der Kaiserin keine Mitwirkung deutscher Truppen hierbei und hat sie hinter dem Rücken seines Generalstabschefs zu hintertreiben versucht. Ebensowenig wollte er später von der von Arz bereits zugesagten Verwendung österreichischer Truppen beim letzten Entscheidungskampf im Westen 1918 etwas wissen, und hat die Entsendung stärkerer Kräfte dorthin, die uns immerhin von Nutzen hätten sein können, untersagt.

Es folgt die traurige Episode der Sixtusbriefe und Erzbergerschen Indiskretionen. Der schwächliche Kaiser Karl wird vollends zum Heuchler und Verräter, indem er sich nicht entblödet, dem General v. Cramon einen gefälschten Briefentwurf vorzulegen, um sich reinzuwaschen. Der beginnende Niedergang und Zerfall Österreichs wird unaufhaltsam. In der Piaveschlacht im Juni 1918 rafft sich das Heer zum letztenmal zu einer Kraftanstrengung auf, die bei richtiger Anlage und Durchführung zu einem schönen Erfolg gegen Italien führen konnte. Sie endete leider mit einem großen Mißerfolg, dessen Hauptgrund in der verfehlten Anlage zu suchen ist.

Die Junischlacht 1918 war nicht nur wegen des schweren Mißerfolgs an sich, dem Conrad, Heeresgruppenkommandant in Tirol, als Sündenbock geopfert wurde, sondern auch wegen der erlittenen starken Verluste von übelster Rückwirkung sowohl auf die Stimmung im Heere als auch auf die inneren Verhältnisse der Monarchie. Die Auflösung wird durch den Abfall Bulgariens, den Gopčevič und Windischgraetz bewußtem Verrat des Zaren Ferdinand, um sich die Krone zu erhalten, zuschreiben, und später durch das unglückselige Manifest des Kaisers an seine Völker vom 17. Oktober 1918 besiegelt. Durch die Berufung des Pazifisten Dr. Lammasch zum Ministerpräsidenten sollte die Abkehr vom „deutschen Militarismus" aller Welt kundgetan werden. Der Verrat des neuen Außenministers Andrassy, der sich ohne Vorwissen des Generalstabschefs in einer Note an Wilson am 27. Oktober 1918 in aller Form von Deutschland lossagt, setzt allem die Krone auf. Dem deutschen Botschafter v. Wedel wird zur Beruhigung vorher ein gefälschter Entwurf vorgelegt. Ein würdiges Gegenstück zur Handlungsweise seines Allerhöchsten Herrn! Am 2. November 1918 ruft Karolyi, wieder unter Umgehung des Generalstabschefs, die Ungarn von der Front ab. Dies war das Ende! Es folgt das Chaos.

Die Wirrungen jener Tage finden in dem bereits erwähnten Buche des Prinzen Ludwig Windischgraetz eine eingehende und gute Darstellung. Wenn ich mit den Ansichten des Prinzen, der weder bündnistreu noch Deutschenfreund ist, auch in gar keiner Weise übereinstimme, so gebietet die Gerechtigkeit doch anzuerkennen, daß er wenigstens eine starke Persönlichkeit, ein Charakter und ganzer Mann ist, der sich von den Schwächlingen und Demagogen, die in jenen Tagen eine Rolle spielten, vorteilhaft unterscheidet.

In der letzten Schlacht des Weltkriegs am 24. Oktober 1918 verrichten deutsch-österreichische Truppen in Italien noch wahre Wunder an Heldentaten. Dann folgt die Tragikomödie des Waffenstillstands, wobei infolge verschiedener Zufälle und Mißverständnisse Hunderttausende österreichischer Kämpfer in die Hände des „siegestrunkenen" Feindes fielen. Unter ihnen befanden sich alle Tiroler Regimenter, Kaiserjäger und Kaiserschützen, Truppen ruhmvollster Tradition. Diese Komödie der Irrungen, die, wenn sie nicht so unsagbar traurig und tragisch gewesen wäre, nahzu komisch anmuten könnte, findet in Nowaks „Chaos" eine ebenso lebendige wie vortreffliche Schilderung.

Den nun folgenden beispiellosen völligen Zusammenbruch des sich auflösenden Heeres beschreibt Generalmajor Hugo Kerchnawe in ergreifender Weise in „Der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Wehrmacht im Herbst 1918" (Lehmanns Verlag, München 1921, 205 S.). Im Gegensatz zu Nowak bringt Kerchnawe hauptsächlich Urkunden, Berichte und Meldungen aus den Akten des österreichisch-ungarischen AOK., die durch kurzen Text miteinander verbunden sind.



Vom gleichen Verfasser ist unter dem Titel „Österreich im Felde unbesiegt" (Lehmanns Verlag, München 1923) ein Buch erschienen, das sich im Anschluß an die gleichnamigen deutschen Werke zum Ziel setzt, auch die Heldentaten von Österreichs tapferen Söhnen der Nachwelt zu überliefern. Man ist im Deutschen Reich den Leistungen unseres Bundesgenossen, der viele uns unbekannte Hemmungen zu überwinden hatte, nicht immer voll gerecht geworden. Auch Österreich-Ungarns tapfere Söhne haben auf den Schlachtfeldern Galiziens, Venetiens und Tirols, insbesondere aber im steinigen Karst am Isonzo Großes geleistet, und es wäre unbillig, ihnen infolge des Versagens einzelner Truppenteile die gebührende Anerkennung für ihre Tapferkeit und zähe Ausdauer vorenthalten zu wollen.

Franz Freiherr von Berchem.

Querschnitt durch deutsche Zeitschriften

Bildung und Erziehung

Mit Recht weist das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in seiner Denkschrift über die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1924) darauf hin, daß in einer Zeit, wo es eine Gemeinsamkeit des Glaubens, des Bildungswillens und des Bildungsideals nicht mehr gäbe, die Einführung einer Schulreform den denkbar größten Schwierigkeiten begegne. Ein heißer Kampf ist denn auch entbrannt um die Neuordnung des höheren Schulwesens in Preußen, die ohne Fühlungnahme mit dem Parlament, dem Reich, den Ländern, den Lehrern und der Elternschaft eingeführt worden ist. Das Ministerium will die höhere Schule in organische Verbindung bringen mit der Volksschule und der Hochschule. Sehr wohl soll das Schulsystem eines Volkes eine organische Einheit darstellen, aber darf man fragen, ob denn Volks- und Hochschule so beschaffen sind, daß sie wirklich Teile eines Organismus genannt werden können? Schaffe ich ein einheitliches System, wenn ich in zwei ganz verschiedenartige Teile ein drittes völlig differenziertes Teilsystem einschiebe? Kann ich diese Handlungsweise damit begründen, daß der künftige Volksschullehrer seine Bildung auf der höheren Schule erhalten soll?

Mit Verantwortungsfreudigkeit gibt die preußische Unterrichtsverwaltung den berühmten Bildungsgrundsatz der allgemeinen Bildung, den Johannes Schulze einst dem preußischen Erziehungswesen aufgezwungen hatte, preis, sie will Arbeitsteilung, harmonische Ausgestaltung der Gesamtpersönlichkeit, Gemeinschaftserziehung, Arbeitsunterricht, staatsbürgerliche Erziehung, vor allem aber Einordnung der höheren Schule in die Einheitsschule. Und hierbei läßt sie sich von einem nationalen Gesichtspunkt leiten: die Kluft zwischen der durch die höhere Schule und der durch die Volksschule vermittelten Bildung soll verringert werden. Die höhere Schule sol wieder Anschluß an das deutsche Bildungsleben suchen! Bedauerlich ist nun, daß das preußische Ministerium, das in seiner Denkschrift so viel von Organismus spricht, das einzigartige, biologisch unantastbare Lübecker System „Kern und Kurse" mit wenig stichhaltigen Gründen als für Preußen nicht geeignet verwirft. Es bedürfte doch nur einer Modifikation des elastischen Systems der Domschule in Lübeck, um es grundsätzlich allen Schulgattungen — unter völliger Wahrung ihrer Eigenart — unterzulegen.

Statt dessen leistet Preußen Verzicht auf das starre System der Lehrpläne. Jede Schule soll sich ihr Arbeitsgebiet, ihre Stoffauswahl, ihre Besonderheit und Eigenart selbst bestimmen. Die Lehrerschaft wird dadurch zum wichtigsten Organ der Lehrplanarbeit. Die Starrheit der Stundentafeln wird gemildert, mehrere Fachlehrer können bei einer Unterrichtsleistung gleichzeitig in Tätigkeit treten. Aufgaben der staatsbürgerlichen Erziehung, der Kunsterziehung, der philosophischen Vertiefung können auf verschiedene Fächer verteilt werden.

Zugegeben, diese Bewegungsfreiheit heische die Pflicht der Leistung und die Entwicklung in der Richtung des Gewollten sei zwangsläufig, — niemals kann dies differenzierte, bedenklich lockere System die lebensgesetzlich gebundene Methode „Kern und Kurse" übertreffen. Wie will nun die preußische Schulreform ihrerseits den „Kern", d. h. die Bildungseinheit bei Aufrechterhalten ihrer historisch gewordenen Schultypen gewährleisten? Kann sie bei der höchst gefährlichen Abzweigung der sogenannten Kulturbezirke wirklich allen Deutschen das unbedingt nötige nationale Bildungsgut und die geschichtlichen Voraussetzungen deutscher Kultur vermitteln?

Scharf geht die Denkschrift gegen die Überbürdung der Schüler vor, und was hier gesagt wird, muß rückhaltlos anerkannt werden. Auch die geforderte Reform der häuslichen Arbeit ist durchaus zu begrüßen. „Bei der rechten Art des Klassenunterrichts wird man in vielen Fächern die Hausarbeit ganz entbehren können."

Die Wiedereinführung des Nachmittagsunterrichts wird von der Denkschrift abgelehnt. Auf die körperliche Ertüchtigung größter Wert gelegt. Entscheidend für die Bewertung der Reform sind die mitgeteilten Grundsätze für die Stundenverteilung: die kulturkundlichen Fächer, d. h. die Kernfächer jeder deutschen höheren Schule sollen ein Drittel aller Stunden für sich beanspruchen. Für diese kulturkundlichen Fächer werden endlich auch mit guter Begründung die höhere Erdkunde und die Philosophie gefordert; ebenso der Religionsunterricht, ohne den keine Kulturepoche in ihren tieferen Zusammenhängen zu verstehen sei, der auch dazu berufen sei, das Überzeitliche, Ewige, Absolute in der Gesamtbildung zu sichern. Aus ihrer „Winkelstellung" herausgerissen werden die Kunstfächer, für die wir stets mit besonderer Wärme eingetreten sind.

Scharf arbeitet die Denkschrift dann die vier Haupttypen der höheren Schule heraus, das altsprachliche Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule und die deutsche Oberschule. Ein Sturm der Entrüstung ist entfesselt gegen die Absicht der Unterrichtsverwaltung, den mathematisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Unterricht an den Gymnasien wesentlich einzuschränken. Das Realgymnasium bedankt sich dafür, zum Vertreter der europäischen Kultur gestempelt zu werden; die Oberrealschule soll differenziert werden zur Vertreterin der Mathematik und Naturwissenschaften. — Für uns ist diese Schulreform, so großzügig und modern sie in den Hauptlinien sein mag, nicht annehmbar, weil sie — trotz mancher Hinweise auf Lagarde — die Fichtesche Forderung einer deutschen Nationalerziehung nicht zu erfüllen vermag. Die deutsche Nationalerziehung soll die Zentralsonne der Schule der Zukunft sein, um die in freier Bahn die andern viel zu hoch bewerteten Fremdstoffe herumkreisen können. Zum Kern des Unterrichts gehört aber auf jeden Fall auch die neuzeitliche Lebenslehre. Denn nicht nach der geschichtsphilosophischen Richtung hin bewegt sich die Entwicklung — ebensowenig wie zum Positivismus —, sondern nach der Gestaltlehre hin. Die Schule der Zukunft wird lebensgesetzlich sein, oder sie wird nicht sein.

Es mögen nun Stimmen aus den verschiedenen Lagern das oben Gesagte erläutern:

„Die Änderungen im Schulaufbau, die im letzten Jahre vor sich gegangen sind, besonders die preußische Denkschrift über die Reform der höheren Schulen, sind im allgemeinen in der Öffentlichkeit wenig beachtet worden. Einige Aufsätze sind geschrieben worden — für und gegen das Gymnasium —, eine wirklich lebendige Teilnahme des Volkes und der Eltern der mit der Reform bedachten Kinder hat sich kaum gezeigt. Deshalb ist es eine der Hauptaufgaben unserer in der Kommunalpolitik tätigen Mitarbeiter, ihr Augenmerk auf diese wichtige Angelegenheit zu lenken. Ganz besonders wichtig wird diese Frage für kleinere und mittlere Städte, in denen jetzt, durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und den kulturellen Abbau bedroht, die Entscheidung darüber fällt, welcher Art die auf der Grundschule aufgebaute Oberschule sein soll. Dabei darf der Grundschule selbst nicht die Aufmerksamkeit und Mithilfe entzogen werden, denn auf der von ihr vermittelten geist-seelischen Grundlage ruht das ganze Gebäude, das



schließlich im obersten Stock die Rüstkammern für die Erziehung und Bildung der Führer in Politik, Kultur und Wirtschaft enthält."

(Aus „Der F-Dienst zur Unterrichtung für die volksbürgerliche Arbeit", Nr. 4, 1924, S. 5. Zur Schulfrage von O. Henschel.)

„Daß die Stundenzahl in den kulturkundlichen Fächern, die als Kernfächer jeder deutschen höheren Schule betrachtet werden und die Bildungseinheit zwischen den verschiedenen Schularten herstellen sollen, vermehrt werden, ist zu begrüßen, besonders, daß dem erdkundlichen Unterricht jetzt auch in den oberen Klassen des Gymnasiums eine feste Stunde eingeräumt wird. Doch muß verlangt werden, daß dieser Unterricht hier nicht etwa dem Mathematiker, sondern dem Historiker anvertraut wird, da nur durch Vertiefung der politischen Erdkunde der Geschichtsunterricht weltpolitisches Wissen und damit auch politische Bildung, an der es uns bisher so gefehlt hat, verbreiten kann. Unsere Schule muß vor allem, wie die englische, eine Zuchtmeisterin des Willens, auch des Willens zur Macht werden und in ihren Zöglingen das Gefühl für Ehre und Schande zu erwecken suchen. Locke sah darin das Geheimnis der ganzen Erziehung. In der Denkschrift findet sich keine Spur von solchen zeitgemäßen Gedanken. Die oben angeführten Rücksichten auf den „modernen Europäismus" sind hiergegen nur dazu geeignet, weltbürgerlichen Bestrebungen Vorschub zu leisten, die uns schlaff machen und daran hindern, immer en vedette zu sein. Unserer Jugend muß die Wahrheit des Bismarckschen Wortes zur Erkenntnis gebracht werden, daß eine feige Politik noch immer Unglück gebracht hat. Wenn man unserem Volke Mangel an politischem Instinkt vorwirft, den die Engländer, Franzosen und Italiener in so hohem Maße besitzen, so trifft dieser Vorwurf vor allem auch unsere höheren Schulen, die nicht verstanden haben, ihn zu hegen und zu pflegen."

(Der Jungdeutsche. 5. 9. 24. Prof. K. Reichel: „Die neupreußische Schulreform".)

„Wie steht es nun heute mit der Schulreform? Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß heute keiner mit der großen Schulreform zufrieden ist, und daß eine Änderung von allen verlangt wird. Im Angesicht der großen Gegnerschaft hat auch das Ministerium zum Rückzuge sich entschlossen. Es erklärt, daß die Denkschrift keine unabänderliche magna charta sei, sondern nur eine Diskussionsgrundlage. Alle Einzelheiten könnten auch jetzt noch nach der überstürzten Einführung geändert werden." (D. A. Z. v. 25. 9. 24. Dr. G. Heinz.)

„‚Erziehung' als Formgebung des werdenden Menschen ist nur in einer Lebensgemeinschaft möglich. Jede nur „rationale Lehre" wirkt nicht erzieherisch, sie ist nur Formulierung. Die ganze ‚Verwilderung der Jugend' ist eine Folge der ‚allgemeinbildenden' Schule."

(Gewissen, 27. 10. 24. W. Eckart: Unterricht und Erziehung.)

„Schon Goethe hat gesagt: ‚Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln.' Und da kommt nun das preußische Kultusministerium und behauptet, daß wir unsere geschichtliche Wesenheit nur in immer erneuter Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur erfassen! Ich bin durchaus nicht gegen einen Kampf, wie ihn Lessing gegen die französische Tragödie führte, ich habe auch nichts gegen die Auseinandersetzung mit dem wirtschaftlichen Amerikanismus, aber die Hauptsache, unser wahres Gedeihen, haben wir nach wie vor aus den Tiefen unserer Seele herauszuholen. Selbst den Spenglerschen Begriff des Abendlandes lehne ich als Kulturbegriff ganz entschieden ab: das Gemeinschaftliche der europäischen Völker kommt neben dem Trennenden für mich nicht allzu stark in Betracht. Jawohl, wir haben in den letzten Jahrzehnten auf allen Kultur- und Lebensgebieten einen bestimmten Internationalismus gehabt, aber er ist es auch gewesen, der uns dem Abgrund nahe gebracht hat. Mir persönlich ist schon der Begriff Heimat, den ich in der ganzen Denkschrift nicht finde, wichtiger als der der Kultur, zumal der europäischen." Adolf Bartels.

(Deutsches Schrifttum. 16. J., Nr. 8, 24. „Offizieller Europäismus".)



„Sich zum Staatsbürger zu erziehen, ist vornehmste Aufgabe eines jeden jungen Deutschen. Staatsbürger sein, heißt aber, nicht nur Rechte fordern, sondern vor allem seine Pflichten kennen. Im modernen Staatsgetriebe mit seiner überaus differenzierten Arbeitsteilung ist nun aber auch der geistig Freieste mit vielen unsichtbaren Fäden an das Ganze geknüpft, ist irgendwie doch nur ein mehr oder weniger wichtiges Rädchen im Getriebe des Ganzen. Jeder einzelne ist geistig und leiblich mit dem Volksganzen verknüpft, wird von ihm getragen und genährt, hat damit aber auch die Pflicht der Gegenleistung. Damit wird einem gesunden, schrankenlosen Individualismus von selbst die Grenze gezogen. Gerade unsere Zeit ungesundester Vereinzelung und Zersplitterung verlangt von der Jugend gebieterisch diese Erkenntnis und die Selbsterziehung zur Pflicht." („Die junge Nordmark", 3. Heft, 24.
Dr. Büsing: Eine Frage der Selbsthilfe der nordischen Jugend.)

„Vom Standpunkt einer Vereinheitlichung des Bildungsgutes ist ferner die Gegenüberstellung von willkürlich ausgewählten kulturkundlichen Fächern, wie Deutsch, Religion, Geschichte, Geographie, die auf sämtlichen Lehranstalten im Mittelpunkt des Unterrichtsbetriebes stehen sollen, und nichtkulturkundlichen Fächern auf das tiefste zu bedauern. Die Bildungseinheit setzt einerseits die Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft voraus, wie es die Denkschrift betont. Die Einheit der Lehrenden, die durch die Trennung der philosophischen Fakultät an sich schon erschwert ist, wird aber durch die einseitige Hervorhebung einzelner Fächer zweifellos nicht gefördert, sondern gehemmt. Andererseits kann eine Kultureinheit nicht dadurch geschaffen werden, daß sie auf Kosten wichtiger Disziplinen, wie der Mathematik und der Naturwissenschaften, in einseitiger und überhebender Weise zur Durchführung gelangt."

(Aus dem Einspruch der mathem.-naturwissenschaftl. Fakultät der Universität Göttingen gegen die Neuordnung des höheren Schulwesens.)

„Die mathematisch-naturwissenschaftliche Fächergruppe gehört ihrem Wesen nach, nächst den „kulturkundlichen" Fächern in das Grundlegende aller höheren Schulen. Eine solche grundlegende Bildung hat nichts mit dem „Trugbild der Allgemeinbildung" zu tun und gilt als selbstverständlicher Kern aller Schulerziehung. Es ist der Vorzug der höheren Schulen vor den anderen Erziehungsschulen, durch Wirkungsdauer und Wirkungskraft, durch erkenntnismäßigere Behandlung und größeren Beziehungsreichtum bereits im Grundlegenden der Idee einer höheren Bildung nachzustreben. Indem daher nicht nur die „kulturkundlichen" Fächer, sondern auch Mathematik und Naturwissenschaften ausdrücklich in den Bezirk der grundlegenden Bildung (des Grundlegenden) hineingehören, wird ein Dreifaches zu fordern sein ..."

(Aus dem Deutschen Philologenblatt. 1. 10. 24.
K. Heilig, Kassel: „Der Weg zur deutschen Schulreform".)

„Im Gegensatz zum nationalen Bildungsideal, das sich ausprägt in der methodischen, nicht pädagogischen Forderung der Auswertung des Geistes der deutschen Kultur, tritt bei uns heute das Bildungsideal der abendländischen Menschheit."

(Eiserne Blätter. 5. 10. 24, S. 46.)

Wir schließen mit einem Wort des Gewerbelehrers G. W. Günther, der in der Monatsschrift „Die neue Schule" im Anschluß an Lienhard-Bülows Buch „Von Weibes Wonne und Wert" (Leipzig, Max Koch) von Charakterbildung spricht und zu dem Ergebnis kommt: „Das ‚du sollst' ist nur wirksam, so lange die Furcht den Befehl betonen läßt. Ist's nicht unendlich würdevoller und befriedigender, Ich-will-Menschen heranzuziehen? Bringt euren Erziehungsbefohlenen Erlebnisse, nicht Befehle, und sie werden aus sich heraus festere Sittlichkeit entwickeln, als die herkömmliche Erziehung sie schaffen konnte ..." Wenn der junge Mensch auch in den selig-unseligen Entwicklungsjahren Autorität abzulehnen geneigt ist, so hat er doch Bedürfnis, „sich unter den Schutz einer starken Persönlichkeit zu stellen" — und da steckt das Geheimnis einer lebendigen Erziehungskunst. Dr. K. Dürre



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Streit um die Rassenhygiene

Im Augustheft des „Türmers" hat Herr Driesmans auf meine Verwahrung gegen seine Entstellungen mit neuen Entstellungen geantwortet. Leider ist mir das Heft erst Monate später in die Hände gekommen; und so dürfte bei manchen Lesern der Eindruck entstanden sein, als hätte ich auf diese Angriffe nichts zu erwidern. Tatsächlich aber entbehren sie jeder Grundlage.

Herr Driesmans hat angegeben, daß er nunmehr die einschlägigen Stellen aus meinem Buche „in vollem Umfang" wiedergebe. In Wirklichkeit aber hat er auch jetzt die dort gemachten Ausführungen nicht so, wie sie dastehen, sondern entstellt wiedergeben. So hat er aus jener Stelle, mittels deren Anführung er zeigen will, daß nach meiner Ansicht „allein die Furcht vor den schlimmen Folgen" die gebildete Jugend zurückhalten könne, sich mit der Straße zu beflecken, folgende Sätze unterdrückt: „Ganz allgemein führen Leichtsinn und sittliche Haltlosigkeit offenbar sehr häufig zur Ausmerzung durch Syphilis und Gonorrhöe, während Selbstbeherrschung und Pflichtbewußtsein weitgehend davor bewahren. So wie die Dinge heute liegen, sind die Geschlechtskrankheiten geradezu die wesentlichste Ursache für das Aussterben von allerhand Gesindel, das sich in den Großstädten ansammelt. Die Prostituierten, welche fast ausnahmslos durch Geschlechtskrankheiten unfruchtbar werden, sind zum ganz überwiegenden Teil psychopathisch veranlagt, während sie körperlich eher über dem Durchschnitt stehen dürften. Die Gesamtwirkung der durch die Geschlechtskrankheiten bedingten Auslese ist daher, wenigstens was die seelischen Anlagen betrifft, vielleicht gar nicht so ungünstig." Hätte Herr Driesmans diese Sätze mit zitiert, so hätte es auf der Hand gelegen, daß er meine Ausführungen verdreht hat. Der Leser hätte dann sogleich gesehen, daß nicht nur (!) Neurastheniker und andere Schwächlinge von Geschlechtskrankheiten verschont bleiben und daß nicht nur (!) die Erkenntnis der Gefahr in ihrem ganzen Umfange davor bewahre, wie er das als meine Ansicht hingestellt hat, daß vielmehr vor allem sittliche Charakterfestigkeit, Selbstbeherrschung und Pflichtbewußtsein auch rassenhygienisch eine große Bedeutung haben und daß im ganzen die seelisch ungünstig veranlagten Bevölkerungselemente stärker von Geschlechtskrankheiten betroffen werden. Dabei hat Herr Driesmans bei der Anführung der von ihm angeblich „in vollem Umfange" zitierten Stelle nicht einmal die Anführungszeichen unterbrochen, so daß der harmlose Leser annehmen muß, er habe wirklich wahrheitsgetreu zitiert, während er tatsächlich die wesentlichsten Sätze sorgfältig weggelassen hat.

Durchaus schief ist auch die Angabe, daß ich „die geistigen Berufe ohne Einschränkung in ihren Vertretern als der bloßen Geschlechtsbefriedigung dienend hingestellt" hätte. Daß diese Berufe bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit im ganzen genommen besonders stark von Geschlechtskrankheiten betroffen waren, das ist einfach eine Tatsache; es bedeutet aber keineswegs, daß alle Angehörigen der geistigen Berufe ohne Einschränkung „der bloßen Geschlechtsbefriedigung" dienen (!), noch weniger, daß ich ein solches Verhalten etwa als harmlos ansähe oder gar billige. Wenn ich gesagt habe, „bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit", so heißt das zugleich, daß die Dinge in allerletzter Zeit in Besserung begriffen sind; und ich glaube sagen zu dürfen, daß dazu nicht zum wenigsten die Ausbreitung des rassenhygienischen Ideals unter den gebildeten jungen Leuten, die sehr erfreulich fortschreitet, beigetragen hat.

Wenn Herr Driesmans behauptet, daß ich nur an „verborgenen Stellen" und „beiläufig" von „Enthaltsamkeit", „Weltanschauung" und „höheren Zielen" spräche, so ist das einfach nicht

wahr. Im Gegenteil, ich habe der „Gestaltung des persönlichen Lebens" und der „Einstellung der Seele" ganze Kapitel gewidmet. Wie mein Buch auf junge Leute wirkt, das weiß ich aus sehr zahlreichen Briefen von Studenten, Eltern und Lehrern; auch weiß ich es aus persönlichem Verkehr mit meinen Schülern. Ich bin stolz darauf, das Vertrauen meiner Schüler zu haben und um ihre Seele und ihre Not zu wissen. Eine Lehrerin an einem Mädchenlyzeum hat mir geschrieben, daß sie mein Buch den Primanerinnen mit Vorliebe in die Hand gebe und daß sie beobachten könne, wie das Ideal der Rassenhygiene in den jungen Herzen Wurzel schlage. Eine andere Gymnasiallehrerin hat mir brieflich ihre Freude und ihren Dank ausgesprochen, daß ich einen Weg gezeigt hätte, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse den höchsten geistigen Idealen dienstbar zu machen. Professor Unold hat in einer Besprechung im „Tag" geschrieben: „Wie dringend wäre zu wünschen, daß dieses inhaltreiche Werk — namentlich der 2. Band — statt eines rasch vergänglichen Sensationsromans in allen gebildeten deutschen Familien Eingang fände." Wenn Herr Driesmans so tat, als ob in meinem Buche sittlich bedenkliche Ansichten vertreten würden, so steht er damit durchaus allein. Offenbar steht er meinem Buche nicht unvoreingenommen gegenüber.

Herr Driesmans hat in seinem Artikel mir schließlich einen Widerspruch in meiner Stellung zu der Lehre von der Erbänderung bzw. der (angeblichen) „Vererbung erworbener Eigenschaften" nachgesagt. Wenn ich jetzt für Erbänderung „eintrete", so verleugne ich damit nach seiner Ansicht meine „ganze bisherige Forschertätigkeit". Er zeigt damit, daß er über meine Arbeiten urteilt, ohne sie zu kennen. Ich habe schon in meiner ersten größeren wissenschaftlichen Arbeit, die i. J. 1912 erschien, die Erbänderung ausführlich besprochen und für den Vorgang ihrer Verursachung den Namen „Idiokinese" eingeführt, der sich seitdem in der wissenschaftlichen Literatur eingebürgert hat. Eine „Vererbung erworbener Eigenschaften", an die Herr Driesmans glaubt, habe ich dagegen schon damals als unhaltbar abgelehnt. Ich habe damals den Satz formuliert: Die Frage kann nicht mehr sein: wie werden erworbene Eigenschaften vererbt? sondern: wie werden erbliche Eigenschaften erworben? Beides ist nämlich durchaus nicht dasselbe. Es fehlt mir an Zeit, den Gegenstand hier ausführlich zu erörtern; doch will ich versuchen, den Unterschied der beiden Begriffe wenigstens kurz anzudeuten.

Vor der Zeit der exakten Erblichkeitsforschung glaubten viele mehr phantasiebegabte als kritische Autoren, daß z. B. die Stärkung, welche eine Muskel durrch Übung erfahre, auch eine Stärkung der Muskelanlage bei den Nachkommen zur Folge habe, oder daß musikalische Betätigung der Eltern die musikalische Veranlagung noch zu erwartender Kinder steigere usw. Man bezeichnet diese Lehre heute meist als „Lamarckismus" nach dem französischen Biologen Lamarck, der i. J. 1809 ein ganzes System der Entwicklungslehre darauf gründete. Im Grunde hat allerdings Lamarck nur einen landläufigen Aberglauben in ein System gebracht. Die kritische Erblichkeitsforschung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß es keinerlei stichhaltige Belege für eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" gibt. Andererseits ist eine Fülle von Tatsachen beigebracht worden, welche einen solchen Vorgang als ausgeschlossen erscheinen lassen. Die großen Erblichkeitsforscher unserer Zeit wie Morgan, Johannsen, Baur u. a. lehnen denn auch den Lamarckismus sämtlich ab. Ich wüßte unter den führenden Forschern keinen einzigen zu nennen, der noch daran glaubte.

Die Ablehnung einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" ist aber keineswegs gleichbedeutend mit der Annahme einer „Unwandelbarkeit der Erbmasse", wie sie Herr Driesmans mir zuschreibt. Die Erbmasse kann vielmehr Änderungen erleiden, die man Mutationen oder Idiovariationen nennt. Derartige Erbänderungen sind von der Erblichkeitsforschung der letzten Jahrzehnte schon in Hunderten von Fällen nachgewiesen worden; und Tausende und Abertausende von Erbänderungen kommen natürlich vor, ohne daß sie gerade in einer genau kontrollierten Zucht beobachtet werden. Um eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" handelt es sich dabei nicht; denn es wird ja nicht zuerst eine Eigenschaft erworben und dann ver-



erbt, sondern die Änderung der Erbmasse ist das Erste, und die dadurch bedingte Änderung in den Eigenschaften des Organismus tritt erst in der nächsten oder einer späteren Generation in die Erscheinung. Selbstverständlich sind die Erbänderungen nicht ursachlos; sie werden vielmehr durch irgendwelche physikalischen oder chemischen Einflüsse verursacht, die im einzelnen noch ziemlich unbekannt sind, die aber jedenfalls mit erworbenen Anpassungen im Sinne Lamarcks nichts zu tun haben. Die Erbänderungen tragen daher auch nicht den Charakter der Anpassung; im Gegenteil, sie sind in der großen Mehrzahl ausgesprochen krankhaft, d. h. sie bedingen eine verminderte Erhaltungstüchtigkeit des Organismus. Wir haben auch keine Möglichkeit, Erbänderungen in erwünschter Richtung hervorzurufen. Der einzige Weg, die Tüchtigkeit unserer Rasse zu steigern, ist vielmehr der, auf dem auch in der Natur die Anpassung der Arten zustandekommt: die Auslese. Unter Tausenden oder vielleicht auch Millionen von Erbänderungen werden irgendwann auch einzelne sein, die eine erhöhte Lebenstüchtigkeit bedingen, und solche Anlagen haben unter natürlichen Lebensverhältnissen eben eine höhere Erhaltungswahrscheinlichkeit und sie können sich daher ausbreiten. Die allermeisten Arten der Lebewesen sind freilich schon seit zahllosen Generationen derart vollendet an ihre Lebensbedingungen angepaßt, daß eine Steigerung ihrer Lebenstüchtigkeit kaum noch möglich ist. In der relativen Vollkommenheit der meisten Arten liegt also der Grund, weshalb die allermeisten Erbänderungen ungünstig sind. Die hauptsächliche Wirkung der natürlichen Auslese besteht daher in einer immer wiederholten Reinigung der Rasse von ungünstigen Erbänderungen. Beim Menschen aber, wo die natürliche Auslese in mannigfacher Weise beeinträchtigt ist, wo heute vielfach gerade die tüchtigsten und begabtesten Individuen die wenigsten Nachkommen hinterlassen, während die mittelmäßigen und minder begabten sich vermehren, sehen wir eine weitverbreitete Entartung. Es gibt nur noch wenige Familien, die frei von krankhaften oder sonst unerfreulichen Erbanlagen wären, und gerade die eigentlich kulturschaffenden Rassenelemente nehmen immer mehr ab und gehen dem Aussterben entgegen. Diese Entartung ist gewiß kein unabwendbares Verhängnis. Da wir heute ihre Ursachen kennen, muß es natürlich auch möglich sein, das Leben der Rassen wieder in gesunde Bahnen zu lenken. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß die Untüchtigen wieder weniger Nachkommen und die Tüchtigen mehr Nachkommen als der Durchschnitt hinterlassen. Dann würde die Menschheit nicht nur in wenigen Generationen ihren gegenwärtigen kläglichen Zustand überwinden, sondern darüber hinaus eine Höhe erreichen, wie sie ihr bisher noch nie beschieden war. Es ist dazu weiter nichts nötig als ein wenig biologische Einsicht. An dem nötigen Opfermut fehlt es in unserem Volke auch heute noch nicht. Im Weltkriege haben Millionen freudig ihr Leben eingesetzt, und in dem Kampfe um die Gesundung und Höherführung unserer Rasse geht es gewiß nicht um ein geringeres Gut. Im Gegenteil, wenn ein Volk die ganze Welt gewönne und seine Rasse ginge darüber zugrunde, so wäre es alles umsonst. Die Verbreitung der rassenhygienischen Einsicht ist daher die erste Pflicht der Gegenwart und Zukunft. Wir sind verantwortlich für die kommenden Geschlechter.

Diesem hohen Ziel steht nun nichts so sehr im Wege als die besonders von jüdischen und jüdisch gemischten Schriftstellern verkündete Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften". Denn diese Illusion lenkt den Blick von dem ab, was wahrhaft not tut, und sie wird wegen ihrer demagogischen Wirkung noch lange auf Beifall bei der kritiklosen Masse rechnen können. Und wenn nun Herr **Driesmans** behauptet, daß ich die „Doktrin von der Unwandelbarkeit der Erbmasse" verträte und zum Belege einige Sätze anführt, in denen ich eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" ablehne, so zeigt er damit, daß er einfach nicht über die Grundbegriffe der Erblichkeits- und Rassenlehre orientiert ist. Ja, wenn er auch nur mein Buch (Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 2. Aufl., München 1923. J. F. Lehmanns Verlag), über das er so absprechend urteilt, wirklich gelesen hätte, so würde er seine Vorwürfe gegen mich in gutem Glauben nicht haben erheben können.

Dr. Fritz Lenz, Professor an der Universität München



Die Gefährdung der Gesundheit unsrer Jugend durch die Schule

wird in einer Zuschrift behandelt, der wir in manchen Punkten eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können.

„Das preußische Volksbildungsministerium hat, ohne Einverständnis mit den anderen Ländern zu suchen, eine neue Schulreform auf den Markt geworfen, die sich durchaus nicht allgemeiner Beliebtheit erfreut. Die große Gelegenheit, auf schulpolitischem Gebiet einmal ganze Arbeit zu leisten und der schon seit langem unerträglichen Schulmanie der Deutschen den Garaus zu machen, ist auch diesmal wieder verpaßt. Nach wie vor werden arme, blasse, unterernährte Kinder, die man durch Quäker gütigst speisen läßt, um ihr bißchen Schlaf, um Sonne, Luft und Spiel gebracht. Um sechs Uhr im Sommer, um sieben im Winter werden die noch müden Kleinen aus dem Schlaf gerissen; mit dem Ränzel auf ihrem oft skoliotischen (Rückgratverkrümmung) Rücken wanken sie bleich und in der Erregung manchmal ohne ordentliches Frühstück zur Schulkaserne. Wir wissen Beispiele, wo sie auf der Treppe wieder einschliefen! Nun müssen sie 4 bis 5, ja 6 bis 7 Stunden in schlechten, verpesteten Räumen sitzen; das Blut staut sich im Becken, das Gehirn, blutleer, soll die Funktionen Erwachsener verrichten! Im Rhythmus der mütterlichen menses befindet sich das Kind oft im Wellental seiner körperlich-geistigen Verfassung, wie neuere Forschung feststellt. Erschöpft kommt es nach Hause. Es ißt hastig; nach Tisch müssen die Schulaufgaben erledigt werden. Es ist dunkel geworden, das Kind hat etwas Luft geschnappt und muß dann ins Bett. Das ist das durchschnittliche Leben des deutschen Schulbürgers.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß die schöpferische Kraft der Nation ausstirbt, daß die sogenannten übergeistigten Deutschen aus dem Fortpflanzungsprozeß ausgeschaltet werden, daß die durch zuviel Schule geschleiften Mädchen keine Mütter mehr werden können!

Umsonst haben die sächsischen Ärzte gewarnt. Das Übermaß der deutschen Schule ruiniert das deutsche Volksgut.

Der Germane reift später als der Mediterrane, Alpine, Orientale, Mongole. Es ist früh genug, wenn er mit acht Jahren zur Schule kommt, es genügt vollauf, wenn er am Tage zwei Stunden Unterricht hat in den ersten drei Jahren. Die Einheitsschule ist ein geradezu gefährliches Erzeugnis der deutschen Kultur.

Man muß scharfe Worte gebrauchen, damit man höheren Orts gehört werde!" Dr. R.

Nachwort des Türmers. Gleichzeitig wurden auf dem Thür. Landeskirchentag zu Eisenach (Oktober 1924) Klagen der Geistlichen laut, daß infolge zu vieler Schulstunden und sonstiger Beschäftigung der Jugend kaum noch Stunden für den Konfirmanden-Unterricht zu gewinnen sind. „Seit Ostern 1923 ist die Zahl der wöchentlichen Schulunterrichtsstunden, zumal in den letzten Jahrgängen, derartig erhöht worden, daß besonders in den größeren Orten auch an den Nachmittagen, oft sogar an den Mittwochnachmittagen eine oder mehrere Schulstunden stattfinden müssen. Dazu kommen die angeordneten regelmäßigen Schulausflüge, Turnerfahrten, das gemeinsame Baden, Rodeln, Schlittschuhlaufen u. a. m. Der Konfirmandenunterricht ist dadurch vielfach leider auch im Bewußtsein der Kinder derartig in seiner Bedeutung zurückgedrängt worden, daß er mit wirklichem Erfolg weithin nicht mehr erteilt werden kann. Er ist tatsächlich in einen Zustand der Rechtlosigkeit herabgedrückt worden. Selbst bei freundlichstem Entgegenkommen der Schulleitungen lassen sich die Konfirmandenstunden nicht befriedigend im jetzigen Stundenplan der Schule aussparen. Daher muß der Landeskirchentag, wie einstimmig beschlossen wurde, zugleich im wohlverstandenen Interesse der Kinder selbst und im Sinne ihrer Eltern bitten, mit allem Ernst dahin zu streben, daß eine Befreiung der

Konfirmanden von gewissen Unterrichtsstunden seitens des Ministeriums für Volksbildung erreicht werde. Er ist dabei allerdings der Meinung, daß das erwünschte Ziel sich nur durch eine Herabsetzung der Zahl der Unterrichtsstunden selbst seitens der Schulen wird ermöglichen lassen."

Um das Kind

Tausend Übel und Krankheiten fressen am Körper des deutschen Volkes, und tausend Ärzte und Kurpfuscher behaupten, das Wundermittel zur sicheren Heilung zu wissen.

Die Menschheitsgeschichte weiß aber noch, daß kein einziges von all den gepriesenen Mitteln unversucht geblieben ist, daß aber auch keins die Menschen von irdischen Gebresten frei gemacht hat. Wer durchgreifend helfen will, darf keine Palliativkuren anwenden; der muß an allen Enden zugleich anfassen, der muß da eingreifen, wo der Sitz und der Mittelpunkt alles Lebens und Geschehens ist: bei der menschlichen Seele. Die ist krank (wenn sie überhaupt noch da ist), und der müssen wir helfen. Das ist nur möglich durch stille Einzelarbeit von Mensch zu Mensch ...

Eine der schrecklichsten Krankheitserscheinungen am Körper der gesamten Kulturmenschheit ist die geschlechtliche Verwilderung. Sie ist, wie wir wissen, immer tragische Begleiterscheinung der Kriege und Revolutionen gewesen. Aber wohl noch nie, soweit die Geschichte reicht, hat sie mit so abscheulichen und verbrecherischen Mitteln gearbeitet wie heute: auch hier zeigt es sich, daß die fortschreitende Wissenschaft und Technik den Menschen nicht auf eine höhere Stufe der Vervollkommnung erhebt.

Wissen die Gebildeten in Deutschland, daß wir in Deutschland eine „angesehene", wissenschaftliche Zeitschrift für „Kindsabtreibung", für planmäßigen Mord am keimenden Leben haben und daß diese Monatsschrift geleitet wird von einer „Frau" Frl. Dr. phil.?

In einem Artikel dieser Hefte lesen wir nach der „schamhaften" Beteuerung, daß eine Bekämpfung der Aborte notwendig sei, mithin „nur bedingt von einer Legalisierung des Aborts gesprochen" werden könne, diese schamlosen Sätze:

Die bürgerliche Gesetzgebung aller Länder und aller Zeiten kämpfte und kämpft mit den Aborten im Wege schärfster Strafmaßnahmen gegenüber der Frau, die ihre Zuflucht zum Abort nimmt. Die Geistlichkeit aller Konfessionen (Popen, katholische Priester, Pastoren, Rabbiner, Mullahs) betreiben bis auf den heutigen Tag gegen die Frau, die sich zum Abort entschlossen hat, eine Hetze als gegen die „Mörderin einer Engelsseele" in einem drei Monate alten Schleimklümpchen. Es gibt keine Skorpione, vor denen der bürgerliche Philister zurückschreckt, wenn es sich um das Vorgehen gegen eine Frau handelt, die zum Abort ihre Zuflucht genommen hat. Und was sind die Folgen dieser Strafmaßnahmen, die doch in der Mehrzahl der Fälle nichts anderes darstellen, als eine grausame Verhöhnung der ausweglosen Lage, in der die betreffenden Frauen sich befunden haben? Die Statistik spricht von einem unaufhaltsamen Anwachsen der Aborte auf dem ganzen Erdball. Allein in Paris, wo die bürgerliche Moral ihre predigende Stimme besonders laut erhebt und wo die Strafbestimmungen ganz besonders hart sind, werden alljährlich allein aus den Leitungsrohren 100000 Föten aus den ersten Monaten des Lebens herausgezogen."

So der sach- und fachkundige Sowjetkommissar für Gesundheitswesen für Rußland, N. Semaschko, der aus naheliegenden Gründen verschweigt, wie viel ungeborene Kinder in dem von der bürgerlichen Gesellschaft gründlich gereinigten — durch Mord, Hunger und Not gereinigten! — Räte-Rußland der Bolschewiken mit und ohne Hilfe des betr. Volkskommissariats „zu den Leitungsröhren" gebracht werden. Daß es auch dort, im „aufgeklärtesten" und „freiesten"

Gemeinschaftswesen der Welt, in die Hunderttausende geht, beweist die besondere Einrichtung einer Kommission für Kindesabtreibung ...

In einem anderen Artikel desselben Heftes finden wir diese Klage:

„Es ist notorisch, daß in Genf Institute bestehen, die sich nur mit Abtreibungen befassen. Wer die nötigen Mittel hat, fährt nach Genf und entledigt sich dort ungestraft der Leibesfrucht. Auch in Zürich ist die Abtreibung nicht selten, und wenn einmal die Polizei die Sache untersucht, so werden nur geringe Strafen gefällt, falls es sich nicht um fachunkundige, gewerbsmäßige Abtreiber handelt. Anders beispielsweise im Kanton Aargau, wo kürzlich folgende Abtreibungsgeschichte die gerichtliche Erledigung fand: Eine berufsmäßige Abtreiberin mit zwei Vorstrafen wegen des gleichen Delikts, die für eine Abtreibungshandlung 50 Franken gefordert hatte, wurde mit 7 Jahren Zuchthaus bestraft, weil die Schwangere der ungeschickten Abtreibung wegen schwer krank geworden war. Die Schwangere selbst und der Schwängerer, der zur Abtreibung geraten hatte, bekamen ebenfalls erhebliche Zuchthausstrafen. Dazu aber noch eine „Gehilfin“, eine 70jährige unbescholtene Frau, die aus Mitleid, ohne Gewinnabsicht, die Adresse der Abtreiberin vermittelt und einen Brief an diese mitgegeben hatte. Sie bekam 9 Monate Zuchthaus. Man wird angesichts dieser Strafen, die im Gesetz ihre Stütze finden, nach einem humaneren verständnisvolleren Gesetze rufen.“

So die Stimme aus Aarau, die natürlich auf volles Verständnis bei der „Frau“ Frl. Dr. rechnen durfte, da ja in deren Monatsschrift alle diejenigen sich geistig ein Stelldichein geben, die für Aufhebung des § 175 des StGB. (widernatürliche Unzucht), des § 218 (Abtreibung) und ähnliche Widernatürlichkeiten der Perversität und dem Laster freie Bahn schaffen wollen. Wie weit die sittliche und seelische Verirrung dieser Leute schon geht, offenbart ihr Bedauern mit der „unbescholtenen“ Siebzigjährigen, die aus purem Mitleid einer Schwangeren die Adresse einer Abtreiberin gegeben hat. Und für solche Kindesmörderinnen mit ihren Helfer- und Hehlerinnen verlangt diese Gesellschaft humanere und verständnisvollere Gesetze! Über den „Massenmord des Krieges“ aber ereifert sich die Herausgeberin der Monatsschrift im selben Heft 15 Seiten lang! Ob nicht durch „Vorbeugung“ und „Abtreibung“ mehr Menschen gemordet werden als durch den Krieg? Die Pariser Ziffer läßt ganz andere Millionen ahnen, als die in den Jahren 1914—18 auf dem Schlachtfelde blieben ...

Am vorletzten Volkserzieherabend in Potsdam wurde von berufener Seite — einem medizinisch-doktorierten Oberregierungsrat — mit ernsten Worten auf die Gefahr der überhandnehmenden Kindsabtreibung hingewiesen und von den Volkserziehern aller Berufe gefordert, daß sie sich um diese Vorgänge mit den häßlichen Begleiterscheinungen kümmern und alles mögliche tun sollten, diesem Jugendmassenmorden entgegenzuarbeiten. Da kam von fraulicher Seite zur Sprache, daß in einer bekannten großen Entbindungsanstalt der Reichshauptstadt der leitende Professor vor kurzem gesagt habe: „Über das Portal dieses Hauses sollte man richtiger schreiben Abtreibungshaus. Während vor dem Kriege in seinen Räumen monatlich 300 lebende Kinder zur Welt kamen und nur 10 tote, ist das Verhältnis jetzt geradezu umgekehrt. Und diese 300 Toten sind mit Bewußtsein und Wollen herbeigeführte Aborte!“ Und eine andere Frau, Verkäuferin in einem großen Warenhause, war Ohrenzeugin gewesen, wie die Damen des Ladentisches und der Kasse sich ganz ungeniert darüber unterhielten, daß etwaige Folgen des selbstverständlichen Geschlechtsverkehrs „einfach“ durch Abtreibung beseitigt werden. Da sei doch weiter nichts bei! Und ein Haller Volkserzieher berichtete, daß nach einem öffentlichen Vortrag Prof. Abderhaldens eine Arbeiterfrau ganz offen gesagt habe, sie nehme für sich jederzeit das Recht in Anspruch, ein werdendes Kind zu töten, das ihr eigenes Leben gefährde und schließlich doch überhaupt erst sein Leben dem Willen der Mutter verdanke. Und alle herumstehenden Proletarierfrauen seien derselben Ansicht gewesen.

Wir sehen: die Deutschen sind ebensoweit „im Fortschritt“ wie die Russen und die Franzosen!

Man könnte sagen, es sei streng genommen kein Schade, wenn vom Gesindel aller Art keine



Kinder mehr geboren werden. Denn das sei ja doch Krankenhaus- und Zuchthausbrut. Und schließlich blieben ja die überzeugenden gesünderen und stärkeren Rassen übrig, aus denen nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten ein besseres Geschlecht erwachse. Sicherlich aber würden Millionen von neuen Menschenkindern vor dem Elend der heutigen Zeit bewahrt, wenn man sie schon im Keim „erlöse" oder doch gleich bei der Geburt „in den Dauerschlaf lege".

Das ist der Standpunkt der Ungläubigen, Unwissenden und Schwächlinge. Die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt, daß gerade aus den Hütten der Armen Erlöser und Heilbringer geboren wurden, während aus Palästen nur selten ein wirklich Großer hervorging.

Gewiß, es fehlt Millionen unseres Volkes, und sicher gerade den Geschlechtswilligen und Geschlechtsfreudigen, das menschenwürdige Heim. Das könnte trotz „Reparation", „Sanktion" und „Dawesplan" spielend leicht für alle geschaffen werden, wenn eine weitsichtige und gewissenhafte Regierung den Verbrauch aller Genußmittel (Narkotika, Alkoholika u. a.) unmöglich machte durch Aufklärung, Vernichtung oder Verbot. Wir lasen vor einigen Wochen, daß der Herr Ernährungsminister vielmehr die Wiederherstellung hochwertiger Biere gestattet hat: dicke Männerbäuche erscheinen ihm also wohl wichtiger und beruhigender als neue Häuser, Wohnungen und Kinder! Und das in einem sogenannten demokratisch-sozialistischen Staatswesen!

Es fehlte unserem Volke der Glauben an die Reinheit der Seele. Es glaubt überhaupt nichts mehr ...

Daher fordern und wünschen wir wieder Ehrfurcht vor dem schaffenden Leben. Das Kind muß wieder in die Wiege und die Stube. Kinderlachen und Kinderfreude müssen aus allen Häusern schallen, selbst aus den Hütten der Armen und Kleinen, selbst aus den Häusern und Villen der Reichen. Wenn wir selber wieder „wie die Kinder" werden, wenn uns das Kind heilig ist: dann haben wir auch wieder Zukunft.

Wilhelm Schwaner

Ein neuer Feind

Wer die Notlage unseres Volkes betrachtet, wird darüber streiten können, welche Hemmung die stärkste für uns sei, die uns am Aufkommen hindert. Es muß nun Verwunderung ererregen, daß man an einer besondren Not so vielfach vorübergeht, und doch stellt sich unserem Volkstum hier ein Feind entgegen, den zu bekämpfen eine unserer ersten Forderungen sein müßte. Es handelt sich um die erschreckende Abnahme unserer Bevölkerungsstärke. Diese Abnahme unserer Bevölkerung hatte bereits vor dem Kriege eingesetzt, seither aber ist ihre Zunahme in einem Umfange erfolgt, die in der Öffentlichkeit gar nicht klar genug gelegt werden kann. Wir, die wir nur noch eine Rettungsmöglichkeit besitzen, nämlich jene einer Leistung über die Leistungen anderer Völker hinaus, schicken uns zu diesem Kampfe um Sein und Nichtsein unter Vorbedingungen an, die den Einsichtigen erschrecken müssen. Auf der fortdauernden Mehrleistung unserer jetzt im Arbeits- und Schaffensalter stehenden Personen und ihres Nachwuchses können wir den Erhaltungskampf des Deutschtumes nur aufbauen. Das Vorhandensein eines genügenden Nachwuchses aber ist heute schon in Frage gestellt. Wir werden in der nächsten Generation schon erkennen müssen, daß wir ein gut Teil alte, in ihrer Arbeitsleistung schon beeinträchtigte Personen mehr haben werden, als im vollen Leistungsalter stehende. Wir sind auf dem Wege, ein Altersvolk zu werden, wenn nicht eine neue Geburtenstärke erreicht werden kann. Welche Hindernisse in diesem Sinne heute unter dem Obwalten eines so schweren Lebenskampfes bestehen, ist genugsam bekannt. Es gilt indessen gerade aus diesem Grund, den uns bedrohenden neuen Feind mit um so schärferen Mitteln zu bekämpfen. Es ist heute nicht nur die Abnahme der Geburtenzahl an sich zu buchen, sondern hinzu kommt noch die Abnahme der Eheschließungen überhaupt; wird es doch dem Manne heute zum großen Teile zu einer Unmöglich-

keit, eine Familie zu ernähren; das Fehlen von Aussteuer und Wohnung treten hinzu. Es gilt außerdem zu berücksichtigen, daß der Rückgang der Geburtenziffer, sowie jener der Eheschließungen nicht erst nach dem militärischen Zusammenbruch Deutschlands erfolgte, sondern bereits vor dem Ausbruche des Weltkrieges hervortrat, so daß wir schon ein in seiner Vermehrung im Rückgange begriffenes Volk darstellten, als uns die Schwere unseres nationalen und wirtschaftlichen Zusammenbruches traf. Der Bevölkerungsrückgang wurde sodann durch die Kriegssterblichkeit sowohl an der Front wie im unzureichend ernährten Inlande verstärkt und findet nun heute seine unheilvolle Weiterwirkung. An der Hand einiger Zahlen kann man den Vorgang am besten übersehen. In Städten unter 15000 Einwohnern kamen auf 1000 Einwohner Geburten im Jahre

1909	1910	1911	1912	1913	1920	1921
29,3	27,8	26,5	26,0	25,4	24,6	22,6

Für das Reich lauteten die entsprechenden Ziffern wie folgt:

1909	1910	1911	1912	1913	1920	1921
32,0	30,7	29,5	29,1	28,5	26,8	26,1

Eine im Januar 1914 unter den höheren Beamten, mittleren und Unterbeamten im Postbetriebe vorgenommene Statistik ergab folgendes Ergebnis. Es besaßen Kinder unter den verheirateten

	höheren Beamten		mittleren Beamten		Unterbeamten	
Kein Kind	19,1 %	75,8%	17,7 %	73,1%	13,3 %	60,8%
1 Kind	27,0 %		28,0 %		23,8 %	
2 Kinder	29,7 %		27,4 %		23,7 %	

Diese Aufstellung zeigt, daß die Kinderzahl nicht nur der oberen Beamten früheren Zeiten gegenüber gering ist, sondern daß auch in den Kreisen der Unterbeamten die Kinderlosigkeit wie Beschränkung der Kinderzahl schon vor dem Kriege hervortrat. Die völlige Auswirkung des vor dem Kriege schon eingetretenen Geburtenrückganges erkennt man erst dann, wenn man frühere Ziffern heranzieht. So kommen zum Beispiel auf 1000 weibliche Personen im Alter von 15 bis 45 Jahren durchschnittlich Lebendgeburten im Jahre in Preußen

	1876—1880	1881—1890	1891—1900	1901—1905	1906—1910	1911—1914
Stadt	160,64	145,17	140,65	136,59	129,12	118,72
Land	182,10	179,10	181,35	183,06	178,72	168,88

Betrachtet man die Abnahme der Geburten in anderen Landesteilen, dann ergibt sich, daß die Kindergeburten in Baden von 1900 zu 1910 um 60,7% abnahm, in Lörrach um 70,5%, in Pforzheim um 91,5%. Vergleicht man die Geburtenziffer in Hamburg, dann zeigt sich folgende wenig erfreuliche Entwicklung. Auf 1000 Einwohner kommen Lebendgeburten im Jahre

1874	1876	1890	1900	1910	1913	1917	1920	1922	1923
39,75	41,57	36,88	30,19	24,0	22,16	9,78	20,74	15,99	14,57

Die neueren Geburtenziffern für Preußen zeigen den nämlichen Stand einer raschen Rückgangsbewegung an. Auf 1000 Einwohner kommen Lebendgeburten im Jahre 1921: 25,53, im Jahre 1922: 24,04, im Jahre 1923: 21,09. In diesem Jahre setzt sich der Geburtenrückgang in noch stärkerem Maßstabe fort. Im ersten Vierteljahre 1924 kommen in Preußen auf 1000 Einwohner 15,4 entgegen 16,8 im ersten Vierteljahre 1924.

Diese Ziffern sind so überaus ernst, daß sie gar nicht genug Beachtung finden können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in sehr vielen Ehen die Kinderlosigkeit oder die Beschränkung der Kinderzahl nicht herbeigeführt wird, weil die Existenzmittel für einen Nachwuchs tatsächlich nicht vorhanden sind, sondern aus dem Grunde, weil man seine gewünschte Lebenshaltungsform dann abändern mußte, weil für Kleidung, Lebensannehmlichkeit dann nur noch ein kleiner Posten übrig bleibt. Der Wille zum Opferbringen für das Kind ist eben in sehr weiten Bevölkerungskreisen nicht mehr vorhanden. Und das ist eine der größten Gefahren für uns. Leider finden wir auch den Willen zum Kinde in denjenigen Kreisen nur zu häufig nicht mehr,



in denen man seine Vaterlandsliebe fast täglich betont, in denen man mit einer Kritik gegen unsere heutigen Zustände und deren Urheber keineswegs zurückhält. Mit Worten vermögen wir unserem Vaterlande keine Hilfe zu bringen, das ist allein mit Opfern möglich. Es muß auch im Zusammenhange mit diesen Fragen ein Kapitel berührt werden, das in der Öffentlichkeit vermieden, in Ärztekreisen viel behandelt wird. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in vielen Fällen eine Kinderlosigkeit mit der Hilfe von Frauenärzten erreicht wird. Der Passus, daß wenn die Gesundheit der Mutter, beziehungsweise der werdenden Mutter bedroht ist, die Gesundheit der Mutter dem werdenden Leben voransteht, ist ungemein dehnbar. Häufig genügt auch schon der ärztliche Hinweis auf eine zarte Frauengesundheit, um jene Frau von sich aus zu veranlassen, die Möglichkeit einer Kindesgeburt zu verhindern. Daß die Wohnungsfrage hinsichtlich der Kindergeburt eine große Frage mitspielt, ist allgemein bekannt. Gewiß spielt auch hier die Geldfrage vielfach mit, weil eine Wohnungsteilung erhebliche Unkosten mit sich bringt, die weder der Wohnungsinhaber noch der Wohnungsuchende tragen kann oder will. Jedenfalls sollte diesen ganzen Fragen ernsteste Aufmerksamkeit gewidmet werden.

G. Buetz

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Lyriker Franz Karl Ginzkey

Nicht von dem Erzähler, nur von dem Lyriker Franz Karl Ginzkey soll hier die Rede sein, damit auch mancher Neue von ihm erfahre und sich dieser köstlichen seelischen Bereicherung teilhaftig mache.

Zwei Gedichtbücher („Das heimliche Läuten" und „Befreite Stunde", beide bei L. Staackmann, Leipzig, — das zweite Buch ist wohl noch höher zu schätzen) liegen uns als Ernte seines heuer fünfzigjährigen Lebens vor. Beide aus immer sich treu bleibendem, harmonischem Geiste entstanden und darum so ungemein wohltuend in unserer Zeit, die den Grundsatz der Alten vergessen zu haben scheint, daß wahre Kunst etwas Befreiendes in uns auslösen müsse.

Schon äußerlich gebändigt durch strenge, vornehme Form, doch frei von aller Gezwungenheit und beseelt von bald monumentaler, bald volksliedhaft schlichter Sprachmelodie, gemahnen diese Gebilde einigermaßen an Konrad Ferdinand Meyer, dessen Verse ja auch für Ginzkey nach eigenem Zeugnisse das erste literarische Erlebnis bedeuteten. Doch diese Verwandtschaft liegt nur als leiser Hauch auf der Oberfläche; ein schroffer Unterschied steht zwischen dem Wesen dieser beiden Dichter: K. F. Meyer ist Pessimist, — Ginzkey aber trotz all seines stillen, tiefen Ernstes unbedingt das Gegenteil — und dann: Ginzkey ist deutscher; deutsch in jenem einzig wahren, wesenhaften Sinne: Sein Werk ist der Ausdruck einer Persönlichkeit, die nur aus unserem deutschen Volke erwachsen sein kann; wie etwa die Schöpfungen des scheinbar — nur scheinbar — so ganz anders gearteten Theodor Storm unmöglich von einem Nicht-Deutschen ausgegangen sein könnten.

Die Verwandtheit Ginzkeys mit Storm zeigt sich eigentlich nur in ihren Prosawerken (als Schönstes sei auf seine „Geschichte einer stillen Frau" verwiesen), sie ist auch keine der dichterischen, sondern der menschlichen Persönlichkeit. In der Lyrik ist Storm zu einseitig auf das Thema Liebe eingestellt, das hinwieder bei Ginzkey selten, allzu selten, angeschlagen wird. Schade! da gerade er uns unendlich fein von schönster Liebe müßte singen können.

Der hat Frauen nie gekannt,
Der nur ihre leichten Tänze
Sieht und die geblümten Kränze,
Die sie streun mit flücht'ger Hand.

Wohl kann auch ein minnig Spiel
Frohgemut die Herzen einen,
Doch in Stunden, die da weinen,
Wertet Minnelust nicht viel.

Seelen einigt nur das Leid.
Dieses wird sie also binden,
Daß sie leicht die Schmach verwinden,
Die da heißt Alltäglichkeit.

Wir fühlen: Edelste Weibesliebe hat diesem Dichter geholfen, das harmonische Gefüge seiner Seele zu gestalten.

Es ist eigentlich unrichtig, Ginzkey zwischen Meyer und Storm zu stellen, und geschieht nur, um auch dem Fremden eine ganz beiläufige Vorstellung von der Art dieser Dichterpersönlichkeit zu geben, die ja viel zu selbständig ist, um überhaupt mit einer anderen verglichen zu werden.

Ginzkeys ureigenstes Gebiet ist das unermüdliche Lob der Stille, — der kraftgebärenden Stille, nicht etwa der müden Ruhe. Charakteristisch ist darum für ihn sein schönes „Babel und die Stille“:

Es dröhnt und donnert und qualmt sich satt
Aus tausend Schloten die tolle Stadt.
Darüber hinaus, in der Einsamkeit,
Da schlafen die Felder, so weit, so weit.

Nie ward ein Großes der Welt gebracht,
Das nicht die Stille vollendet sacht.
Fernab von Unrast und Wissensnot
Blüht auf in der Stille das heilige Brot.

Dort ist Vollendung und Anbeginn.
Es ründet sich lächelnd des Lebens Sinn,
Wo selige Einfalt umschlossen hält
Den Wald, die Wiese, den Strom, das Feld.

Es brausen die Winde dem Wahnwitz Hohn
Um die stürzenden Trümmer von Babylon.
Die Stille bekränzt uns das Licht und den Tod,
Sie gibt uns den Geist und das heilige Brot.

Und also flieht seine Seele die große Stadt, und tiefstes Mitleid erfüllt ihn um jene, die sich ganz an sie verloren:

... Die einst getrost auf sich gestellt,
Sie huschen hin und her.
Die einst gewurzelt Welt für Welt,
Nun sind sie wie ein Meer.

Aus tausend kranken Augen glüht
Die Unrast dieser Zeit.
Wie seltsam mir im Herzen blüht
Das Gärtlein Einsamkeit!

Er rettet sich in die Natur, um deren Unberührtheit und Bestand er am Rande der Großstadt bangt in seinem „Zwiespältigen Frühlingsliede“:

... Es gellt so laut den Hang empor,
Daß mir der Lenz im Herzen schweigt.
Er zagt und hält den grünen Flor
In Traurigkeit geneigt.

Denn was dort unten wächst im Tal
Und frißt den Tau von Flur und Feld,
Es wächst und würgt vielleicht einmal
Den Tau der ganzen Welt.

Doch mählich gewinnt er den beruhigenden Glauben an das ewige Leben der scheinbar bedrohten Natur und unbefangen, voll und ganz ergibt er sich dem Zauber der deutschen Landschaft, die feine idyllenhafte Sonaten in ihm zum Schwingen bringt, als Schönstes darunter die Gedichtreihe „Wiesensonntag“, um sich endlich in der kurzen, wuchtigen Schöpfung „Fabrik

des Herrn" zur Symphonie über das ewige Thema des „Stirb und Werde" zu steigern, da er im Walde betend „Ohr auf Moos gepreßt"

... hört wie heiß durch Schaft und Zelle
Schießt des Werdens Geist,
Wie durch Finsternis und Helle
Lebensodem kreist.

Hier ertönt das wahre Dröhnen,
Ewiglich und stark.
Allen zugewandten Söhnen
Dröhnt es bis ins Mark.

Dröhne fort, o Wunderstätte,
O Fabrik des Herrn,
Daß ich mich zu dir hin rette,
Allem Nicht'gen fern,

Daß sich schauernd mir enthülle
Deutung und Gestalt,
Daß mich dröhnend ganz erfülle
Werdens Urgewalt,

Daß ich stark von mir entferne,
Was an mir zu weich,
Daß ich wissend leben lerne,
Sterben auch zugleich.

Und immer klarer und beruhigter werdend wie sein Verhältnis zur Natur ist auch seine organisch sich gestaltende Stellung zum Geschick. Überwunden hat er jene Zeit, da er traurig sich beschied:

... Glück ist: Schaun nach fernen Hügeln,
Wo noch Abendsonne liegt,
Wo das Unerfüllte wartet,
Still an einen Baum geschmiegt.

Die Sehnsucht nach dem Unerfüllten quält ihn nicht mehr, denn seit ihn in „befreiter Stunde" „kein Wunsch mehr stört, umrauscht ihn Erfüllung unerhört". Der Weg an sich wird ihm zum Ziele selbst:

Es führt mein Weg nach keinem Ziel,
Denn Ziel ist Täuschung nur und Spiel.
Muß ich dem Ziel mich anvertraun,
Versäum' ich, nach dem Weg zu schaun.

Der Weg ist Tiefe, ist Geschick,
Ist vollgemeßner Augenblick.
Die Flüchtigen und Vielzuvielen,
Die kranken alle an den Zielen.

Du köstlicher, du treuer Weg!
Du führst mich über Fels und Steg,
Vorbei am Meilenstein der Jahre,
Ganz ohne Ziel ins Wunderbare.

Des Lebens bestes Wunder dünkt ihm: das Geschehen.

Einen weiten und schweren Weg muß seine Seele gegangen sein, bis sie zu dieser gerne hingenommenen Erkenntnis kam. Nicht immer mag in ihr Harmonie und Stille gewaltet haben; aber wenig läßt uns der Dichter von diesem einstigen Kampfe sehen, da er aufstöhnte:

... Einsam sind wir alle,
Mann und Weib und Kind;
Bleibe jedem fern der Tag,
Da er trüb erkennen mag,
Wie wir einsam sind!

Wir wären gerne diesen Weg mit ihm gegangen: Aus den Schauern der Vereinsamung heraus in die Wonnen der Einsamkeit.

Ginzkey hat das Zeug zum Lebensführer in sich; wir haben solcher Dichter, bei denen hinter dem Talente auch ein Charakter aufleuchtet, nicht viele, insbesondere unter den Lyrikern. Heute

pflegt man das Aufwühlende mehr zu schätzen als das Befriedende; doch was vermag unserer Seele fremde Unruhe zu geben, da wir deren doch genug selbst in uns haben.

In zweierlei Weise kann ein lyrisches Gebilde wohltuend auf uns wirken: Das eine, nichts als Ausbruch des bloßen Gefühles Lust oder Leid, entsprungen der in fast jedem Menschen mehr oder weniger oft sich regenden Sehnsucht nach Gesang, wirkt durch die befreiende Kraft der Erscheinung, daß sich ein Gefühl in uns sänftigt und klärt, wenn es ein gleichgestimmtes Lied gefunden. Solcher Art sind Ginzkeys Schöpfungen selten, meist von jener anderen: Das Befreiende in seinen Liedern entblüht dem Garten der Gedanken; nicht aber vielleicht dem nüchternen Denken. Der verständigen Erkenntnis wohnt nur dann lyrische Kraft inne, wenn sie zutiefst gefühlsmäßiges Erlebnis geworden; dann aber hat sie dem bloßen Gefühle voraus, daß sie auch noch die Wonnen der Klarheit in sich birgt. Aus solchem Wesen heraus sind Ginzkeys Lieder zumeist entsprungen. Erst das Erlebnis, das sich zur Klarheit kristallisiert hat, gibt ihm ein Lied — und zwar ein echtes Lied, nicht das, was wir uns in dieser Zeit des sterbenden Liedes als solches hinzunehmen gewöhnt haben. Und dadurch unterscheidet er sich so wesentlich von jener Sorte von „Gedankenlyrikern", denen alles, was ihnen zu wenig ausgereift und klar, zu wesenlos ist, um in vernünftige Prosa gebracht zu werden, gerade gut genug für ein verschwommenes, daher um so „lyrischeres" Gedicht dünkt. Allen Erscheinungen, den lebendigen und toten, ist er in phrasenloser Selbstverständlichkeit wahrhaftig tiefer verbunden als so mancher, der immer und immer wieder seine kosmische Bruderschaft mit Planeten, Geschöpfen und Gebrauchsgegenständen feierlichst beteuert. Ginzkey hat ein denkendes Herz und einen fühlenden Verstand, das ist seine Stärke.

Der Dichter, der seinem Volke in seelischen Dingen ein Führer sein will, der braucht ihm nie von seinen Zielen und Zwecken und Mitteln auch nur ein Wort zu reden, — er braucht nur selbst so zu sein, wie er es von den anderen wünschte, und aus solchem Wesen heraus ganz unbefangen von sich selbst zu singen. Ginzkey kann es und tut es.

Von seinem Werke werden Zeilen, Strophen, ganze Lieder, wenn ihre Stunde in uns auferstehe, immer wieder in uns zu singen beginnen und unser Erleben begleitend verstärken. Sie tragen die Kraft des lebendigen Gedankens in sich und sind voll Melodie und Bildhaftigkeit. Dies läßt sie so ganz unser eigen werden: Anschaulich steigt ein Stück Welt oder Seele vor uns empor, wir fühlen, wo das Lied entstand, und wissen daher, was es uns zu bedeuten hat. Und wir erkennen staunend: so geschah auch uns! Und eine Sehnsucht überkommt uns, daß auch uns das Erlebnis so gestalte wie diesen Dichter: Rein, still, stark und zart zugleich, allesliebend, ehrlich, frei von jedwedem Getue, voll Ehrfurcht, demütig und stolz, fromm, ernst ohne Traurigkeit, versonnen ohne Verträumtheit, fröhlich und klar, — harmonisch.

Stefan Denk

Wege zu Gott

Religiöse Bücher

Wenn es noch eines äußeren Zeichens bedürfte, so würde das Anschwellen der religiösen Literatur beweisen, wie innig und heiß unsere Gegenwart nach ewigen, leitenden Werten ausspäht, weil man des hinfälligen Materialismus müde und überdrüssig geworden ist. Man will Ausblick, Aufblick zum Göttlichen.

Es versteht sich von selbst, daß die Gestalt Jesu dabei immer im Mittelpunkte der Betrachtung steht. Sehr verdienstvoll ist die feine Sammlung „Die versprengten Worte Jesu" (Hyperion-Verlag, München), in welcher die sogenannten apokryphen Herrenworte zusammengestellt sind, soweit sie sich in anderen als den kanonischen Evangelien und in Schriften der Kirchenväter

finden. Ob echt, ob unecht — der Geist ist lebendig; und so wird man das Büchlein immer wieder mit Andacht lesen. Mit der Frage des „Geschichtlichen Jesus“ befaßt sich Karl Clemen in einer lesenswerten, kenntnisreichen kleinen Schrift (Alfred Töpelmann, Gießen), und Johannes Leipoldt untersucht die immer wieder aufbrennende Nachforschung „War Jesus Jude?“ (A. Deichert, Leipzig), ohne jedoch zu einem entscheidenden Ergebnis zu gelangen; mir scheint, daß gerade das Trennende vom Judentum zu gering betont ist. Derselbe Verfasser gibt noch eine zum Streite um Drews' Christusmythe hilfreiche Untersuchung „Sterbende und auferstehende Götter“ (derselbe Verlag), die manchen beachtenswerten Aufschluß erteilt. Um Jesus herum gruppieren sich auch die Aufsätze im „Suchen der Zeit“ (Töpelmann, Gießen), einer Sammlung, die wirklich den Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommt und daher dringlich zu empfehlen ist. Auch die sechs Reden „Jesus“ von Stanley A. Mellor gehören zum Wichtigsten, was wir auf diesem Gebiete haben; es ist viel reges Leben darin bemerklich. — Hier muß auch besonders auf das vorzügliche Werk von Paul Jäger, „Festland“, verwiesen werden (F. A. Perthes, Gotha). Ich möchte es allen Lehrern und Geistlichen dringend zum Studium anraten. Jäger gehört zu den wenigen Theologen, die auch philosophisch durchgebildet sind; man fühlt Otto Liebmanns gründliche und klare Schulung. Diese beiden Bücher beschäftigen sich mit den letzten Fragen, suchen im Schwanken unsicherer Tagesmeinungen Grund und Anker. Gerade die oft beinahe nüchterne und dennoch beseelte Darstellung, die sich niemals ins Vage verirrt, bleibt so erfreulich. Man empfindet es dankbar, daß hier ein Mensch sich löst von bloßem Dogmentum und wieder zu den nährenden Quellen hinansteigt. Von demselben Verfasser liegen noch einige Bücher vor. Da sind seine Betrachtungen „Unterwegs“ und „Lichtspuren“ (Richard Reutel, Lahr in Baden); besinnliche kleine Aufsätze, die sich an Bibelstellen anschließen. Hie und da möchte man mehr unmittelbare Wärme, mehr Mystik im reinsten Sinne; aber kein Leser wird ohne Gewinn bleiben. Warum freilich auch die alttestamentarischen Schriften gar so häufig benutzt werden, ist mir darum unverständlich, weil wir doch von Eckehart bis Fichte so wundervolle deutsche Gotteszeugen haben, die man nicht übersehen dürfte und die uns näher liegen. Auch die Krankenbetrachtungen „Gottfinden und Überwinden“ sowie „Freude zuvor!“ verdienen Anerkennung (derselbe Verlag), wie die kleinen Konfirmandenhefte „Meine Freude“ und „Meine Wehr und Waffe“ und die tröstlichen Sprüche „Unverloren“. Ein mutiges, herzerquickendes Werkchen ist auch Jägers „Bekenntnis und Freiheit“, eine Abwendung von dogmatischen Fesseln und Neigung zur lebendigen Selbständigkeit. Die „Zwei Schicksalsfragen“ und die „Wege zur inneren Freiheit“ bringen mancherlei, was schon anderweitig ausgesprochen ist, wie denn die häufige Wiederholung derselben Zitate und Gedanken gelegentlich ermüdet; im „Festland“ ward alles Wesentliche zusammengefaßt, was hier noch verstreut ist. (Diese Bücher alle bei Reutel, Lahr.) Das gilt auch von den tüchtigen, regsamen Konfirmandenbriefen „Vom Sinn des Lebens“ (Mohr, Tübingen), die sicherlich ihren guten Zweck erfüllen werden. — Der dialektische Grübler Kierkegaard ist mit zwei Sammlungen „Ausgewählte christliche Reden“ (Töpelmann, Gießen) und „Am Fuße des Altars“ (C. H. Beck, München) vertreten; ich gestehe, daß ich zwar den Ernst dieses geistesstarken Predigers hochschätze, seinen Gedankengängen aber ziemlich fremd gegenüberstehe. — Schließlich wären noch die redlichen, teilweise sehr ansprechenden Predigten „Brunnenrast“ des Dichters und Geistlichen Adolf Schmitthenner (Reutel, Lahr) empfehlend zu erwähnen.

Leben und Schriften der deutschen Mystik werden neugedruckt und besprochen — wie könnte es auch anders sein in einer Zeit, die sich nach unmittelbarer Beseelung so inständig sehnt! Die kleine Schrift „Die Kulturwerte der deutschen Mystik“ von Martin Grabmann (Dr. Benno Filser, Augsburg) gibt im wesentlichen nur eine nützliche Zusammenstellung neuerer Literatur. Sprüche von Thomas a Kempis und Angelus Silesius hat das Theosophische Verlagshaus, Leipzig, veröffentlicht. Köstliche „Briefe der Katharina von Siena“, herausgegeben von Maria Maresch, sowie eine Biographie dieser Heiligen von derselben Verfasserin (Deutscher



Volksverlag, München-Gladbach), und eine von katholischem, aber sachkundigem Standpunkte aus gelieferte Beschreibung des Lebens der Heiligen Elisabeth von Thüringen, ebenfalls von Maria Maresch, gehören zu den Büchern, die wir unbedenklich empfehlen können. Welch eine reiche, geistlich durchglühte Zeit steigt hier empor! Ein kleines, sehr inhaltsvolles Brevier aus Eckeharts Schriften, „Schau und Werk“, hat Wilhelm Willige geliefert (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.), und Susos „Deutsche Schriften“ sind in einem stattlichen Bande von Anton Gabele übertragen und erläutert (Inselverlag, Leipzig). Hier rinnen die Quellen wahrhaft deutscher, eigenster Religiosität, ein unerschöpflicher Born reinsten Wassers, lieblichster Gottesnähe. Der Niederdeutsche Jan van Ruysbroeck schenkt in seinem „Buch von den zwölf Beghinen“, das in guter Auswahl und Übersetzung, zugleich mit dem Urtexte, von Willibrod Verkade (Matthias-Grünewald-Verlag, Hermann Rauch, Wiesbaden) herausgegeben ist, tiefe Einblicke und milde, gütige Führung.

Die Sehnsucht nach dem Osten, woher man neues Heil erwartet, führt nach Indien und China. Hier ist es vor allem der Buddhismus, dem man Geltung auch für die Abendländer erringen möchte, und es sind keineswegs nur Salonphilosophen, die sich ernstlich um diese Fragen bemühen. Da gibt Karl Seidenstücker eine ausgezeichnete und reiche Auswahl aus dem Pali-Buddhismus, Sprüche, Reden und Lehrsätze, die voll Reinheit, Reife und Tiefe sind. Nein, es ist unmöglich, diese Höhe und Lauterkeit zu übersehen; hier muß man ehrfürchtig und sinnend verweilen. Dieses Buch (Oskar Schloß, München-Neubiberg) gehört zum Wertvollsten, was uns auf diesem Gebiet geschenkt worden ist; der Verfasser hat mit Sorgfalt und schöner Begeisterung seines Amtes gewaltet. Auch Friedrich Heiler, der uns über „Die buddhistische Versenkung“ belehrt (Ernst Reinhardt, München) und in sehr gründlicher Weise, wie es bei diesem feinen, vornehmen Forscher nicht anders zu erwarten ist, kann sich vor dem Ernst dieser Geistesrichtung nicht verschließen. Paul Eberhardt, der zu früh Verblichene, unternahm den Versuch, die buddhistische Spruchsammlung „Dhammapadam“ nachzudichten (Fr. A. Perthes, Gotha); ich kann ihm nicht immer beistimmen; man fühlt, daß er des Urtextes nicht mächtig ist, und so geschieht es, daß Breiten und Ausschmückungen entstehen, welche der strengen Ruhe des Originals nicht entsprechen. Besser ist es da Hans Much gelungen, der das „Hohe Lied der Wahrheit“ gleichfalls nachgesungen hat (Adolf Saal, Lauenburg), und zwar mit Vorsicht und emsigem Fleiße, so daß man diese kostbaren Weisheitsworte in einer trefflichen Fassung findet. Much ist einer derjenigen, die im Buddhismus wirklich leben und heimisch sind, die aus Überzeugung und innerer Fülle seine Propheten wurden. Das fühlt man vor allem in der wundervollen Trilogie, die er um die Gestalt Buddhas herum gedichtet hat. Zunächst „Der Schritt aus der Heimat in die Heimatlosigkeit“ (Albert Müller, Zürich), d. h. den Auszug des Prinzen vor seiner Erleuchtung; sodann „Die Heimkehr des Vollendeten“ (Adolf Saal, Lauenburg) und schließlich „Die Welt des Buddha“ (Karl Reißner, Dresden), d. h. Tod und Verklärung des Propheten. Es ist hier unmöglich, diese in einem feierlichen Stile vorgetragenen Legenden und Gesichte ausführlich zu besprechen; hier waltet wirklich innere Schau, Schöpferkraft, Eigenheit. Das ist in Wahrheit Erlebnis, ein hohes und nachhallendes. Wer etwas dichten kann wie das Eingehen Buddhas ins Nirwana, so gelöst, so hehr, der ist ein Berufener und Erlesener. Hier mögen auch die mannigfachen Aufsätze „Auf dem Wege des Vollendeten“ (Adolf Saal, Lauenburg) gepriesen sein, in denen Much versucht, vom Buddhismus aus die Probleme zu lösen, die in unseren Tagen aufbrennen; ein rastlos Suchender und Ehrlicher kündet von letzten Wahrheiten, die unserer Zeit nottun. Und in seinen zwei Gedichtheften „Buddhistische Weisheit“ und „Ich nahm meine Zuflucht ...“ (Max Altmann, Leipzig) sind rührende und fromme Bekenntnisse gesungen, denen man ergriffen lauschen muß, weil sie rein sind und zuversichtlich.

Nach dem Indien der Gegenwart führt uns das umfängliche Werk von Helmuth von Glasenapp „Der Hinduismus“ (Kurt Wolff, München). Wenn man auch in dem gründlichen, wissenschaftlich hochbedeutsamen Buche mancherlei erfahren muß, was besonders dem Forscher

wichtig erscheint, so erschließt es uns doch eine seltsame, viel genannte, aber zumeist mißverstandene Welt; und man erstaunt über die Mannigfaltigkeit religiöser Auswirkungen vom blinden Aberglauben bis zur reinsten Gottesidee. Ohne Zweifel erfüllt das auch mit Bildern geschmückte Werk eine bisher übersehene Aufgabe und kann daher allen empfohlen werden, die nicht nur einseitig suchen, sondern wissen, daß Gott sich überall und immer bezeugt hat und noch bezeugt. Hierher gehört auch das Prachtwerk „Licht des Ostens“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), das von namhaften Fachgelehrten bearbeitet ist und in die Welt Indiens, Japans und Chinas einführt. Wir hören da vor allem Aufschlußreiches und Wertvolles über Religion und Philosophie dieser Länder, über die staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse; eine Fülle bedeutsamer Bilder, auch für die kunstgeschichtliche Betrachtung wertvoll, ist beigegeben. Wer sich belehren lassen möchte, findet hier Anregungen in Menge; die meisten dieser Einzelaufsätze sind überzeugend, ohne Voreingenommenheit, prüfend, so daß man sich ihrer Führung wohl anvertrauen darf. Auch hier — welche schier unübersehbare Kultur, vor der wir allerdings in unserem Zivilisationstaumel allen Grund haben, staunend zu verharren! Wie immer man auch über die Botschaft aus dem Osten denken mag — daß sie uns nützlich sein kann, wenn wir sie recht verstehen, wer möchte es ernstlich zu leugnen wagen? — Nebenbei soll auch das Büchlein „Wollen ohne Wahl“ (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.) Erwähnung finden, eine freie Umdichtung einiger Sinnsprüche des Laotse durch Elisabeth Hahn, die freilich zu wenig vom Original bewahrt haben, dennoch den tiefen Sinn überall durchschimmern lassen. Und dann eine der wundersamsten Erscheinungen der Gegenwart, der Sadhu Sundar Singh, dem soeben Friedrich Heiler eine ausführliche Monographie gewidmet hat (Ernst Reinhardt, München). Mit Recht steht Heiler ergriffen vor dieser erschütternden Kraft der Frömmigkeit, dieser Reinheit und schier unglaublichen Innigkeit christlicher Überzeugung in einer indischen Seele. Ja, hier ist ein wahrhafter Prophet erstanden; lauscht seinem Rufe, denn da ist kein Zugeständnis, kein Feilschen und Liberalismus, sondern unmittelbare Nachfolge Jesu, Hilfsbereitschaft und Güte! Einige Bilder werden den Lesern willkommen sein.

Indien ist auch das Land der Theosophie. Wer wissen möchte, was es mit dieser vielgenannten Richtung auf sich habe, der möge die gesammelten Aufsätze „Was ist Theosophie?“ von Franz Hartmann lesen (Theosophisches Verlagshaus, Leipzig). Derselbe Verfasser schrieb auch „Denkwürdige Erinnerungen“ und eine Fortsetzung dazu „Unter den Adepten“ (ebenda). Ich gestehe, daß mir die Aufsätze des ersten Buches nicht eben Neues geboten haben; die Erinnerungen mögen gewiß fesselnd und für Verehrer Hartmanns wichtig sein; was mich einigermaßen befremdete, das ist das angeblich eindeutige Wissen um die letzten Dinge. Ich glaube an Mächte, die wir nicht oder noch nicht kennen; aber hier fühle ich zu wenig Klarheit und vor allem Lösung vom allzu Persönlichen. So muß ich auch Max Heindels „Rosenkreuzer-Mysterien“ vorläufig ablehnen, da ich zuviel Rauch, zu wenig Licht verspüre, zu viel „Geheimnis“, zu starke Umnebelung der ewig einfachen Wahrheiten. (Derselbe Verlag.)

Zum Schluß einige wichtige Bücher allgemeineren Inhalts. Da ist zuvörderst das in seiner Art klassische, von erstaunlicher Belesenheit und hinreißender Begeisterung getragene Werk „Arische Religion“ von Leopold von Schröder zu nennen (H. Haessel, Leipzig). Was es bietet, geht weit über alle Erwartungen hinaus. Tiefe Zusammenhänge werden dargelegt, in Aberglauben, Volksfesten verschiedenster Völker Verbindungen gefunden, Aufschlüsse über scheinbar unbedeutende Überlieferungen erteilt. Das dicke Buch ist freilich nicht leicht und rasch zu lesen; wer es aber einmal studiert hat, der wird nicht nur bereichert, sondern wahrhaft erhoben scheiden und es immer und immer wieder zur Hand nehmen als treuen Führer und Lehrer. — Paul Eberhardts „Religionskunde“ (Fr. A. Perthes, Gotha), eine knappe, aber weitblickende Einführung in Geschichte und Probleme der Religionen aller Völker und Zeiten, soweit sie von Wichtigkeit sind, leidet etwas unter einem gewissen Relativismus, indem die Abstufungen nicht deutlich genug vorgezeichnet sind, so daß die jüdische und mohammedanische Religion mit der christlichen

oder buddhistischen auf eine Höhe gestellt werden. Aber in der Klarheit der Anordnung, der Sicherheit des Urteils wird das Buch zahlreiche Anregungen wecken und namentlich bei Lehrern mit Recht eine günstige Aufnahme finden. — Vorzügliche Dienste kann das „Textbuch zur Religionsgeschichte“ von Ed. Lehmann und Hans Haas leisten (A. Deichert, Leipzig); es bietet Quellenschriften aus allen wichtigen Religionen, von Fachmännern übersetzt und erläutert, und so ist auch hier dafür gesorgt, daß alle Einseitigkeit vermieden und auch die Kenntnis anderer als nur christlicher Anschauungen verbreitet wird, weil Vergleiche immer fruchtbar sind. Auch ein „Bilderatlas zur Religionsgeschichte“ beginnt zu erscheinen (derselbe Verlag), und die erste Lieferung verheißt sehr Erfreuliches. — Unter den neuzeitlichen religionswissenschaftlichen Werken hat sich „Das Heilige“ von Rudolf Otto (Fr. A. Perthes, Gotha) einen bedeutsamen Platz errungen. In der Tat hat dieser feine Gelehrte durch seine Nachprüfungen religiöser Werte erstaunlich klare Begriffe losgelöst, wenn vielleicht auch manchmal die philologische Gliederung zu weit getrieben erscheint. Aber vom Wesen aller Gottesidee, von der Wichtigkeit des Irrationalen weiß der Verfasser überaus zarte und einsichtige Worte zu sagen. In dem Ergänzungsbande „Aufsätze, das Numinose betreffend“ (ebenda) findet der Leser weitere Aufklärungen, die nicht nur von der Belesenheit des Gelehrten, sondern auch von der Ergriffenheit seiner religiösen Mission beredtes Zeugnis ablegen. Unzweifelhaft haben wir hier eine Leistung, die ihresgleichen suchen kann; einen Markstein in der theologischen Arbeit. — Zum Katholizismus liegen zwei Bücher vor. Das eine „Papst und Kurie“ von A. V. Müller-Rom (Fr. A. Perthes, Gotha) ist mehr unterhaltsamer Natur; man gewinnt Einblicke in das Leben des Vatikans, die einen Nichtkatholiken mitunter mehr belustigend als erhebend anmuten; zumal der Verfasser offenbar aus eigenster Anschauung berichtet hat, ohne alle Einseitigkeit. „Kirche und Wirklichkeit“ betitelt sich das „katholische Zeitbuch“, das Ernst Michel zusammengestellt hat (Diederichs, Jena); es birgt allerlei Aufsätze und Betrachtungen zumeist modernistischer Katholiken, mögen sie selbst vielleicht ihre Abweichungen von der Regel auch nicht zugeben wollen. Als Zeichen ehrlichen Wollens und Ringens soll uns dieses nicht zu unterschätzende Dokument willkommen sein, wenn man auch allzu oft unwillig den Kopf schütteln muß, etwa über folgenden Satz: „So sehr uns Katholiken die Heilige Schrift das heilige Buch unseres Glaubens ist, so entscheidet doch nicht sie uns die Verbindlichkeit eines Glaubenssatzes, sondern der Glaube der Kirche, wenn wir uns auch freuen, ihn in Schrift und Überlieferung wiederzufinden.“ — Der vornehme, ehrfürchtige Denker und Seher Gustav Theodor Fechner hat durch seine „Drei Motive und Gründe des Glaubens“ (Strecker & Schröder, Stuttgart) zwar nicht letzte Beweise erbracht — wie wäre es auch möglich! —, mitunter sogar etwas voreilig geschlossen; aber man wird sich dieser feinen Untersuchung gern überlassen, weil sie ohne Zweifel bereichern kann. — Dem Russen Wladimir Solowjew ist eine eifrige Studie von Eduard M. Lange geweiht, die einen recht guten Einblick in die russische Seele eröffnet (Matthias-Grünewald-Verlag, Herm. Rauch, Wiesbaden), und über die „Kirchengeschichte Rußlands“ unterrichtet N. Bonwetsch in wünschenswerter Klarheit (Quelle & Meyer, Leipzig). „Die religiösen Strömungen der Gegenwart“ behandelt Heinrich Frick (ebenda) weitherzig, aber niemals kritiklos. Zuletzt soll „Das Gottesjahr 1925“ (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.) eine lobende Erwähnung finden. Das von Wilhelm Stählin herausgegebene Jahrbuch unterscheidet sich vorteilhaft von ähnlichen Unternehmungen durch seinen unpastörlichen Ton, durch wohlgesichteten Inhalt und frische, anregende Betrachtungen der verschiedensten Verfasser. Nur die Verse sind zum größten Teile minderwertig. Wir wünschen dem Buche eine ebenso günstige Fortsetzung.

Ernst Ludwig Schellenberg

Schmutz-Musikliteratur

Wir geben dieser Erörterung um so lieber Raum, als kürzlich durch musikalische Fachblätter der Warnruf eines finnischen Musiksortimenters ging: die neuesten von Deutschland exportierten Tanzmusiken widerten die Skandinavier derart an, daß durch sie die letzten Sympathien für ein Volk verloren zu gehen drohten, das anscheinend in solcher Schundliteratur den Ausdruck seines Wesens zu finden dulde. Der Türmer

Schon seit langem ist der Kampf gegen die Schmutzliteratur in Deutschland von allen Parteirichtungen aufgenommen und mit unverkennbarem Erfolg durchgeführt worden. Es wäre gut, wenn man das auch in bezug auf die musikalische Pornographie behaupten könnte. Diese steht gegen die Schmutzliteratur keineswegs an moralischer sowie sittlicher Verheerungskraft zurück, abgesehen von dem beträchtlichen Schaden, den sie auch in musikkultureller Hinsicht im Volke anrichtet und bereits angerichtet hat. Wohl ist hin und wieder in musikpädagogischen Artikeln auf die Geschmacksverirrung, die die Beliebtheit und Sangbarkeit der sogenannten „Schlager" darstellen, hingewiesen worden. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß in weiteren sozialpädagogischen Kreisen gerade gegen diese Seuche, die wahrlich nicht erst seit gestern grassiert, eine geradezu unbegreifliche Gleichgültigkeit herrscht.

Wenn es zum größten Teil gelungen ist, die übelriechenden Schlammbäche der Pornographie im öffentlichen Buchhandel abzudämmen und zuzuschütten, so haben sich jene doch einen Weg zu bahnen gewußt in eine gewisse Art von Musikalien unserer Tage. Und das sind die modernen Tänze mit unterlegtem Text, die — es gibt kaum eine kühnere Verblümung — auch noch mit „Lied" bezeichnet sind. Der Zufall spielte mir das Verzeichnis des Wiener Bohême-Verlags (Zentrale Wien, Zweigstelle für Deutschland: Berlin W 57) in die Hände, aus dem ich hier einige Textanfänge bzw. Titel solcher „Lied-Tänze" anführe. Da ich wohl annehmen darf, daß die werten Leser auf die Namen der betreffenden „Dichter" und „Komponisten" nicht erpicht sind, verschweige ich sie. Als Kuriosum versehe ich aber zwei Textanfänge mit Sternchen, weil diese Lieder von den erfolgreichen Operettenkomponisten Fr. Lehar und Rich. Fall herrühren:

„Von 5—7 hab' ich Zeit zum Lieben", „Erst mit den Augen, dann mit dem Fuß"*, „Ich brauch' ein Absteigquartier", „Ich hab' im Traum dich besessen", „Das macht der Liebe doch kein Kind"*, „Ich, mein Freund und meine Frau", „Komm in meine Arme, schöne Frau", „Nur eine Nacht sollst du mir gehören", „Mausi, ach, du läßt mich hier am Po-Po-Posten stehn".

Mit welcher Offenheit wird hier für die schrankenloseste sexuelle Freiheit geworben!

Es ist wahr: an derartig häßlichem Auswuchs der Amüsierwelle unserer Zeit merkt man deutlich: diese Musik für ein gewisses „Wien" ist schon lange nicht mehr der alte Kulturbesitz, sondern mehr noch als zu einem üblen Verdienstmittel herabgesunken. Aber auch in Berlin und anderen deutschen Großstädten wurde die edle Kunst geschändet. Denn die hier aus einem Wiener Verlage angeführten „Lieder" gehören noch nicht zu den übelsten ihrer Art. Es sind in anderen deutschen Verlagsstädten, namentlich in Berlin, noch gemeinere „Schlager" erschienen, deren Häßlichkeit sich hier nicht einmal andeuten läßt. „Ausgerechnet Bananen" ist fast schon ein „Volkslied" der „höheren" Stände geworden.

Zieht man nun in Erwägung, daß ein Lied die Verschmelzung von Text und Musik darstellt, daß für den Ausdruck der demselben zugrunde liegenden Idee beide Medien in ihrer ideellen Bedeutung gleich sind, daß weiter diese hier in Frage kommenden Gesänge vermöge der darin so häufig angewandten Sequenzen (Wiederholung desselben Motivs auf höherer Tonstufe) und vermöge ihres straffen Tanzrhythmus mit zwingender Gewalt sich in das Gedächtnis prägen, und auf diese Weise eine ungeheure Suggestionskraft entfalten, dann wird man ihre Gefährlichkeit nicht mehr unterschätzen.

Und in welchen Schichten der Bevölkerung strahlen sie ihre vergiftende Wirkung aus? Vielleicht wäre die Frage richtiger so gestellt: Wo strahlen sie sie nicht aus? Marsch- und Tanzmelodien sind immer noch der musikalische Fonds der breiten Volksmassen, und dort werden sich auch

die hier in Rede stehenden Schlager am ersten und meisten ausbreiten. Dienst-, Verkaufs- und Fabrikräume hallen wider von diesen Gesängen, sobald sich das Personal ohne Aufsicht glaubt, man hört sie auf Straßen und Plätzen, aus Gaststuben und Wohnhäusern schallen; überall werden sie gesungen und gepfiffen, geklimpert und gefiedelt.

Das schlimmste aber ist, daß sie auch die Kinderwelt nicht verschonen. Wer, der mit offenen Ohren durch die ärmeren Viertel der Großstädte ging, hat solche Zoten nicht schon aus Kindermunde hören müssen? Es ist wahrhaftig eine der erschütterndsten Erscheinungen, wie die Großstadtkinder der unteren Stände, deren Nerven- und Geistesenergie sowie seelische Widerstandsfähigkeit schon durch die Unterernährung so außerordentlich nachteilig beeinflußt werden, auch noch durch solche elenden Machwerke der musikalischen Geschmacksverderbnis und gänzlichen moralischen und sittlichen Versumpfung anheimfallen.

Auch die Massen haben eine Bedeutung für die künstlerische Atmosphäre. Und wer den Wert der Musik für die Verbreiterung der Gefühlswerte im Volk begriffen und den Boden mit Musikkultur neu zu düngen sich vorgenommen hat, wird die Notwendigkeit erkennen, daß erst einmal das giftige Unkraut der Schmutz-Musikliteratur ausgerottet werden muß. Am gründlichsten geschieht das wohl durch ein dahinzielendes Reichsgesetz. **Rich. Möbius**

Nachwort. Der Herr Verfasser sieht noch viel zu rosig, wenn er diese Pest nur im Großstadtproletariat heimisch glaubt. Durch Sprechapparate und die Tanzmusik der Radiokonzerte bringt sie genau so oder fast noch stärker in die Kreise des Luxusbesitzes. Oder man blättere in den neuesten Heften von „Tee und Tanz", der „mondänsten" Sammlung neuer Gesellschaftsmusik, man mustere in „deutschen" Musikalienschaufenstern die (oft sogar nur um des Absatzes willen fingierten!) englischen, amerikanischen und Niggernamen der Verfasser. „Hawaischer Sitztanz" ist noch die unschuldigste Bezeichnung dieser Gattungen. Weiter aber denke man an unsere neueste Kunstmusik! Daß diese auf die Tänze ihrer Zeit zurückgreift, ist an sich ein durchaus gesunder Gedanke, der von J. H. Schein bis Beethoven immer zu Recht bestanden hat. Betrachtet man freilich die widerlichen Jazz, Shimmys und Foxtrotts, die die Hindemith, Krenek und „Jean Wiéner" (!) in ihre Werke einbauen, so sollte unser Volk erröten, daß es der Kunstmusik nichts Besseres als Vorbild zu bieten habe, und man kann nur dringend dem wieder von München aus vordringenden „deutschen Tanz" das Wort reden. **Moser**

Türmers Tagebuch

Das Silvester-Fragezeichen · Von der Inflation zur Rentenmark · Die Mai- und die Dezemberwahlen · Zweiblocksystem · Gefahren des Linksblocks · Volkswirtschaft, nicht Stände- und Klassenwirtschaft · Das Reichsbanner Schwarzrotgold · Erziehung zur Staatsgesinnung durch Idealismus · Große Gedanken, reines Herz und tapferen Mut

Alljährlich schreibt uns die Silvester an das dunkle Himmelszelt ein großes flammendes Fragezeichen. „Was wird es bringen, dieses neue Jahr?" Wer näher zuschaut, der gewahrt, daß es selber wieder aus tausend kleinen Fragezeichen zusammenfließt. Jeder Tag, den wir uns einleben in die frische Zeit, löscht einige von diesen Schicksalshäkchen, und wenn die Glocken der Wendenacht abermals klingen, dann ist mit ihnen auch das ganze große verblaßt und verschwunden. Freilich blinkert sofort schon wieder an seiner Statt ebenso rätselvoll ein neues.

Alle die Fragezeichen der verflossenen zehn Jahre hatten etwas von dem unheimlichen Flackerglanz des Kometen. Sie waren wie der Kriegsmantel unseres Herrgotts. Massentod und Umsturz, Knechtschaft und Armut waren die grausame Antwort auf unseren Sehnsuchtsblick in die Zukunft. Tief und tiefer brachen wir ein in Sumpf, Verrottung und jaches Elend. „Herr hilf uns, wir versinken!"

Auch das Fragezeichen des Jahres 1924 sahen wir daher mit bangen Augen. Wir kamen ja aus frischem Erleben eines zermahlenden Niedergangs. Die deutsche Republik hatte einen mitleidlosen Gewaltherrscher bekommen: den allmächtigen Dollar; den Großsieger sowohl im Kampfe der Waffen wie der Wirtschaft. Das ganze deutsche Volk tanzte nach der Zauberflöte seiner Börsennotiz. Ein Wink von Wallstreet über den großen Bach und dem deutschen Sisyphus schnippte der Brotkorb um einen weiteren Fuß über die Reichweite. Jeder Maßstab zerbrach in diesem Milliardenschwindel. Der Bauer verkaufte am Morgen sein Kalb und am Abend langte der Erlös schon nicht mehr zu einem Schulheft für sein Kind. Durch Billionenziffern übertölpelt gab ein Rentner sein stattliches Landhaus her; neulich jammerte er mir, er habe es dem verfluchten Tschechen für fünfhundert Goldmark geschenkt. Begüterte wurden Bettler, denn dank der Weisheit unseres Reichsgerichts löste man ihnen ihre Grundschuldbriefe mit Summen ein, die kaum zum Trinkgeld für den Geldbriefträger langten.

Nun war allerdings am 15. November die Rentenmark erstanden. Allein Neureich und Raffke liefen Sturm; sie kämpften für das Dauerrecht ihrer Schachermachei. Ob sie's daher aushielt? Das war eins der flackerndsten kleinen Fragezeichen in dem großen der vorigen Silvester.

Sie hielt. Und noch mehr. Sie brachte wieder Sachwert ins Geschäft und das Vertrauen auf den ehrbaren Kaufmann. Das Ausland merkte, daß unser Deutsches Reich doch aus dem Körper der Weltwirtschaft nicht herauszuschneiden sei, und, so hart es ihm ankam, es mußte leben lassen, um zu leben. Das Londoner Abkommen

ist noch kein Ziel, aber ein Schritt darauf zu. Es macht uns den Hals noch nicht frei, verstattet aber Atempause. Seitdem ist's besser geworden, freilich noch lange nicht gut.

* * *

Erst jetzt wirkt sich das aus. Den Maireichstag hatten noch Inflationswahlen gemacht. Das kam den Parteien des Ärgers und des Geschreis zustatten. Die wilden Flügelgruppen schwollen rechts wie links, und ihre Gewählten benahmen sich zum Schaden der Geschäfte als die Parlamentarier des Antiparlamentarismus.

Das Ghetto- und Gassenbubentum der Ganzlinken ist dem deutschen Volksekel erlegen. Leider hat aber auch die Ganzrechte enttäuscht durch den Mangel klarer, greifbarer Ziele und politischer Klugheit. Der völkische Gedanke ist groß und werbend. Er entspringt dem Sehnen nach Reinheit, beruht auf Stammesstolz, will Adelsmenschen schaffen und ein großes, herrliches Vaterland. Allein wie er hier in die Tageskämpfe eingriff, so hatten sich's Gobineau, Lagarde, Chamberlain, Schemann nicht gedacht. Mußte wirklich das altehrwürdige Hakenkreuz an jedes Bedürfnishäuschen angemalt werden? Ist der Gegner nur dadurch abzukämpfen, daß man ihm eine jüdische Urgroßmutter andichtet?

Diese beiden Stumpf- und Stilgruppen haben daher die Kosten des Wahlkampfes bezahlt. Ihre Anhänger gingen rechts zum linken, links zum rechten Nachbar. Dadurch wurden sämtliche Parteien verstärkt, die parlamentarisch zählen, und alle rühmen sich demgemäß eines glänzenden Erfolges.

Sieg ist Umschwung zugunsten des Siegers. Wurde einer erfochten? Ein Parlament wird als Wippe gedacht, wobei die größere Kraft eine kleinere emporschnellt. Unsere Maiwahlen ergaben jedoch gleiche Kräfte im gleichen Abstand vom Drehpunkt. Das brachte ein Gleichgewicht, ein Stillstehen der Wage. Diesmal haben sich allerdings beide Kräfte nach innen verschoben, allein genau um die gleiche Spanne. Das hat zur Folge, daß das statische Moment dasselbe geblieben ist. Mit dem neuen Reichstag läßt sich also ebenso schwer regieren, wie mit dem bisherigen.

Das spricht aber gegen jene, die eine Auflösung erzwangen. Man wollte aus dem Schützengraben heraus und auf offenem Plan die Rechte zu Paaren treiben. Wenn die alte Statik bleibt, dann ist der Anschlag eben gescheitert, der Durchbruch mißglückt und der Stellungskrieg muß fortdauern. Die Demokratie hat ein paar Mandate gewonnen, die Wahlschlacht aber verloren.

Volksgemeinschaft hatte Kanzler Marx gewollt. Mir scheint, als ob das Gegenteil eingetreten sei. Statt zu einen, hat man sich gespalten. Es war, wie Deimling sagte: zwei Urnen standen im Wahllokal; schwarzweißrot die eine, schwarzrotgold die andere, und die Geister schieden sich erst recht nach der alten und der neuen Reichsfarbe.

Immerhin ist auch dies schon ein Vorteil gegenüber dem Parteisplitterwesen, das uns 51 Wahlvorschläge bescherte. Wir kommen so allmählich, wenn auch nicht auf zwei Parteien, so doch wenigstens auf ein Zweiblocksystem. Wir wären schon dort, hätten wir nicht das unorganische Gebilde des Zentrums, das politische Rechts- wie Linkselemente durch die Kraft der Kirche verkettet. Denn wie das Zentrum selber zwischen den Parteien, so hält in ihm wieder Marx die Wage zwischen Wirth und Stegerwald. Seit dem Umsturz in jedem Kabinett, wird es auch künftig in

jedem sitzen. Es kann so und kann anders; allein wer darf sagen, daß es je sich selber untreu würde?

* * *

Gerade von ihm hängt es nun ab, ob wir eine Rechts- oder eine Linksregierung bekommen.

In der Presse faßt man diese Frage denn doch gar zu rechnerisch auf. Man zählt einfach Fraktionsstärken zusammen und erörtert dann, welche Koalition einen festen Mehrheitsboden unter den Füßen hätte. Kommt es gar nicht auf die Aufgaben an, die dem neuen Kabinett obliegen? Hängt nicht viel mehr davon ab, wie klug es ist, als wie stark?

Noch immer überschattet die Außenpolitik unsere ganze politische Lage. Noch immer versetzt man uns Fußtritte, schneidet man Riemen aus unserem Rücken. Die Verurteilung des Generals von Nathusius wegen vorgeblichen Diebstahls war ein zielbewußter Schimpf, der unserem Heere und unserem Volke angehängt wurde; seine Begnadigung ein echter Pariser Kniff, um auf dem Nachtgrunde deutscher Niedertracht die eigene Großmut bengalisch zu beleuchten. Die Tagebuchblätter des Botschafters Louys verrieten, daß gerade Eingeweihte von der Kriegsschuld Poincarés tief innerlich überzeugt waren. Aber die Welt hatte taube Ohren. Die Schuldfrage lasse sich erst in fünfzig Jahren lösen, und bis dahin müsse Deutschland eben zahlen.

Die ägyptische Frage schnellte aus dem Dunkel heraus. Der Mord am Sirdar war ein Seitenstück zu dem Morde an dem Erzherzog Franz Ferdinand, der den Weltkrieg entzündete. England handelte dreimal so schroff wie Österreich. Damals schrien beide Halbkugeln über die Notzucht an der Freiheit Serbiens, heuer wird für das roh vergewaltigte Ägypten keine Stimme laut. Was damals Eule war, ist heute Nachtigall.

Nichts war geeigneter, vor den Völkerbund gebracht zu werden, gerade als dieser Streitfall. Allein wie voriges Jahr der Mitgründer Italien in Sachen Korfus, so lehnte jetzt der Mitgründer England jeden Genfer Schiedsspruch knollig ab. Der Mitgründer Frankreich aber nickt Beifall; denn was es dem Briten am Nil gestattet, wird dieser am Rheine lohnen. Man erlebt heutzutage die wunderbarsten Fernwirkungen. Weil bei den Pyramiden ein englischer General ermordet wurde, wird sich ergeben, daß Deutschland immer noch ein paar Festungsgeschütze auf Räderlafetten besitzt, „also noch nicht abgerüstet hat“.

Eine Hand wäscht die andere; wir aber sind die Seife, die dabei verbraucht wird.

Mit tönendem Klingklang wurde der Völkerbund aufgemacht. Ein Sachwalter Gottes sollte er sein; das Weltgericht, das den Starken demütigt, aber seine Hand hält über den Wehrlosen. Jedem Übergriff wehrt er, jeden Staat kann er vor seine Schranken befehlen. Keiner darf sich entziehen, bei Strafe des Weltverrufes. Nur seine Gründer und Schutzherren selber — die husten ihm was.

Und diesem Popanz sollen wir den Gefolgseid leisten? Mit der Pflicht der Hörigkeit das Recht erkaufen, uns schinden zu lassen? Ein Linkskabinett wird es köpflings tun. Grund genug für deutsches Ehrgefühl, zu fürchten und vorzubauen.

Unsere Demokratie versteift sich aufs Erfüllen. Noch nie aber hat sie aus dieser Demut nach außen die Folgerung im Innern gezogen. Wer abzahlen will, muß sein Geschäft in Schwung bringen durch Kapital und Fleiß. Die Erfassung der Sachwerte

vermindert das eine, der heilige Achtstundentag legt den anderen in Fesseln. Und dennoch erfüllen? Das erinnert an jenen Achtundvierziger, der zwar Preßfreiheit wollte, aber zugleich auch Zensur, der die freie Republik forderte mit dem Beding, daß der gute Großherzog nicht abgesetzt würde.

Schutzzölle brauchen wir. Sie müssen unserem durch Inflation übel zugerichteten Großgewerbe Schonzeit bringen, zugleich Tauschware sein für günstige Handelsverträge. Wir brauchen Agrarschutz; nicht um der Bauern, sondern um des Vaterlandes willen. Denn wir müssen streben, uns selber zu nähren; einmal, damit die vierthalb Milliarden, die wir jetzt fürs tägliche Brot hinausschicken, im Lande bleiben, zum anderen aber, damit wir nie wieder ausgehungert werden können.

Volkswirtschaft müssen wir treiben, nicht Stände- und nicht Klassenwirtschaft. Eine Politik, die schaffend im Großen das Kleine fördert, nicht aber in Verzehrer-Kurzsicht das Große bei Kleinem auffrißt. Wer uns regiert, dem ziemt zu wissen, daß am Staatskörper die Glieder nur dann bei Kraft bleiben, wenn sie dem Magen geben, was des Magens ist. Im Sitzungssaale des Reichskabinetts sollte ein Gemälde angebracht sein, wie Menenius den Plebejern seine Fabel erzählt. Sie ist das A und O jeder Staatskunst.

* * *

Sachkunde und Menschenverstand: einzig darauf kann eine Regierung sich stützen. Nicht auf Schlagworte und Vorurteile. Auch nicht auf den Linksfaschismus des Reichsbanners Schwarzrotgold.

Das ist auch so einer der ewigen Widersprüche, in deren Ring die Gedanken der Demokratie umlaufen. Der Militarismus zum Schutz des Vaterlandes wird verworfen, aber hastig ergreift man einen Militarismus zum Schutze der Republik. „Waffen nieder“ gegen die fremden Volksbedrücker, aber „Waffen hoch“ gegen den Volksgenossen, der so frei ist, Anhänger einer anderen Staatsform zu sein.

Und wie militaristisch gebärdet sich dieser neue Heerbann! Man lese nur den Aufruf zum Beitritt, der uns aus der Linkspresse entgegenhallt:

> In Bataillonen formierten sich Kriegsteilnehmer und Ungediente, Offiziere und einfache „kaiserliche“ Muskoten. Im Gleichschritt durchziehen sie die Straßen. Begeisterte Zurufe tönen ihnen entgegen, Fäuste ballen sich, um Versammlungsstörer zu bändigen. Eiserne Disziplin, nicht erzwungen durch „Vater Philipp“ oder Strafexerzieren, freiwillige eiserne Disziplin herrscht in den Reichsbannerreihen. Nicht aus Liebe zum Soldatenspiel, sondern weil diese Disziplin sein muß. Die verachtete Knüppelmusik ist wieder zu Ehren gekommen. Es dröhnt das Kalbfell, es tönt die Querpfeife, Märsche der Republik leiten den Marsch der grauen Kolonnen. Eine Armee von 4 Millionen Republikanern ist in Deutschland erstanden! Der schwarzweißrote und der sowjetistische Spuk ist verflogen!

Weit wird da der Mund aufgerissen. Überweit. Die Ziffer ist offenbar durch eine Brille geschaut, die vierfach vergrößert. Der General v. Deimling, der sich zum schwarzrotgoldenen Ludendorff machen ließ, weiß nämlich nur von einer Million. Aber die Neugründung trägt Hetze, Haß und Heißsporngelüst in unsere Arbeiterjugend. Schon droht man offen mit Terror und Putsch. So schreibt die „Republik“:

> „Die Parteien seien gewarnt! Das Reichsbanner hat schleunigst zu handeln. Es muß jetzt — roh und grob sei es gesagt — die Rolle des vorwärtstreibenden hetzenden Wachhundes der Republik übernehmen. Des Hundes, der auch einmal in die Waden beißt.“

Während der Wahltage ist es schon öfter zu solchen Wadenbissen gekommen. Wohin geraten wir? Soll es werden wie im alten Rom, wo Clodius und Milo einander Klopfgefechte lieferten? Gerade die Schwarzrotgoldenen sollten wissen, daß dies der Anfang vom Ende der römischen Republik gewesen ist. Einer Republik sogar, die fünfhundert Jahre durchdauert hatte und daher tiefer im Volksgefühl wurzelte als die deutsche vom neunten November 1918.

* * *

Nicht auf der Gasse wird das neue Reich erbaut und noch weniger auf der Gasse beseelt. Auch nicht in Volksversammlungen unter den blauen Schwaden des Shagdampfes und dem widrigen Geruch des feuchten Bierfilzes. Nun schon gar nicht in solchen, wo Georg Bernhard Ohrfeigen haut und empfängt, wo Ebert-Sohn seinen Widersprechern zuruft, sie möchten sich hüten, denn es gebe noch Kandelaber.

Auch der schöne Idealismus unserer Rechtsjugend muß lernen, daß Fridericus rex zwar 23 Jahre lang groß als Feldherr, aber dann weitere 23 Jahre lang noch größer als Herrscher gewesen. Denn damals hat er nicht nur ein in furchtbarem Kriege völlig erschöpftes Land, sondern auch das hinzuerworbene jämmerliche Neupreußen aus dem polnischen Zerfall auf die Kulturhöhe gebracht, die seiner Erdentage Spur nicht untergehen läßt.

Gelingen konnte dies bloß durch den Geist von Potsdam, den er verkörperte und seinen Leuten eingab. Wie töricht, in diesem nichts anderes zu sehen als die Dienstvorschrift, die das Chargieren nach Zählen und den Stechschritt der Wachtparade regelte! Er bestand in Höherem als nach dem Kalauer des alten Wrangel „in der Aufrichtigkeit der Gewehre, der Weißheit des Lederzeuges und in stetem Hinblick auf mir". Gerade im alten Faust, der dem Meere Länder abringt und nur dem das Recht auf Freiheit und Leben zuerkennt, der täglich sie erobern muß, gerade in dem pulst das echte Blut vom Blute Friedrichs. Wenn die Wanderjahre in der Mahnung gipfeln: „Arbeite und entsage", dann zeigt dies nicht minder, daß der Geist von Weimar gar kein Gegensatz ist zu dem Geiste von Potsdam. Aus dem vollen Rechte einer tiefinneren Einheit vielmehr hat Lienhard daher auch den Preußenkönig unter die Männer gestellt, die uns die Wege nach Weimar führen.

* * *

Jeder Krieg verwildert; am meisten Menschen, die gar nicht im Felde standen. Etappe und Heimat sind anfälliger als die Front. Erscheinungen wie der Massenmörder Haarmann in Hannover, der 24 junge Leute abschlachtete, um ihre Kleider zu verkaufen, sind Scheußlichkeiten, die an die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg erinnern.

Damals stellten sich die Gerichte sofort darauf um. Ihre Urteile wurden grausig. Jeder Dieb kam an den Galgen, wofern der Wert des Gestohlenen auch nur den Wert des Strickes überstieg. Des Handabhackens, Augenausstechens, Vierteilens, Räderns, Auspeitschens und Einäscherns war kein Ende mehr. Nicht weil die Richter roher geworden wären, sondern weil mit allen Mitteln gedämpft werden mußte. Denn Abschreckung wirkt rascher als Erziehung.

Aber nur Erziehung hat Dauer. Und sie allein bürgt für den Wiederaufstieg eines gesunkenen Volkes.

Auch der Materialismus will freilich erziehen. Da er sich jedoch an die schlechtesten Triebe des Menschen, an den Neid und die Eigensucht wendet, wird er nie Staatsgesinnung erwecken. Die findet man nur dort, wo ein ideales Fühlen im Bürger steckt. Es ihm zu geben, vor allem der Jugend, die ja die Zukunft ist, sie herauszuheben aus ihren sittlichen und seelischen Nöten, sie zu feien gegen den Pesthauch des Lasters, das ist die große Aufgabe der Zeit.

Wie Friedlands Sterne, so strahlt auch der Idealismus gerade in der Nacht des Unglücks am hellsten. Jetzt kann er zeigen, was er über den deutschen Menschen vermag, in dem er doch stets am reinsten wohnte. Er wappnet ihn mit dem Bewußtsein seines göttlichen Ursprungs und durchtränkt ihn mit dem Ahnenstolz germanischen Geblütes; mit dem noblesse oblige des Gedankens: „Du bist zu gut, um schlecht zu handeln.“ Daraus entspringen, um noch einmal an Goethes Wanderjahre zu erinnern, die drei Ehrfurchten, worin die pädagogische Provinz ihre Jugend erzieht. Ehrfurcht vor dem, was über uns, Ehrfurcht vor dem, was unter uns und Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist. Ihr Zusammenschluß zu einer Dreieinigkeit schafft Staatsgesinnung.

Der ist kein echter Idealist, der sich weltmüde und weltscheu in die verträumte Zelle des kunstliebenden Klosterbruders zurückzieht. Gerade die üble Zeit ist das fruchtbarste Arbeitsfeld für den Mann der schaffensfrohen Ideale. So ging Oberlin auf die verrufenste Pfarre der Vogesen, in das berüchtigte Steintal, und wir wissen, was er dort leistete. Dem wahrhaft Hingegebenen merkt man es meist von außen gar nicht an. Die Rendanten, die Kriegs- und Domänenräte des alten Fritz, schienen vertrocknete Rechenseelen. Aber gibt es einen erhabeneren Idealismus, als der, den sie lebten in steter Arbeit pour le roi de Prusse? Jahrelang erhielten sie keinen Gehalt. Allein dennoch, wenn der Feind kam, packten sie die königlichen Kassen und retteten das Staatsgut unter steter Gefahr, arkebusiert zu werden, mit treuer Hand in treue Hände.

Solche Gesinnung brauchen wir. Wie fehlt es noch daran!

Gehalt, Aufwertung, Rentnerfürsorge sind gerechte Dinge. Es muß getan werden, was sich tun läßt. Aber nur im Rahmen der Gesamtlage kann es geschehen. Man hat bei den Wahlen erlebt, daß Interessenverbände von den Parteien bindende Zusagen für ihre Sonderbelange forderten, „Sicheres Mandat auf der Reichsliste, widrigenfalls —“. Das ist Marxistengeist, und wenn er sich noch so schwarzweißrot anstreicht.

Der Idealismus als Staatsgesinnung strebt am ersten nach dem Reiche und der Reichsseele. Gelingt der Wiederaufbau, dann müssen uns die Dinge dieser Welt von selber zufallen. Gewonnen werden sie nur dadurch, daß man sie zu verlieren bereit ist für das große Ganze.

„Mag alles zugrunde gehn,
Deutschland, mein Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn.“

Große Gedanken, reines Herz, tapferen Mut, dem das große Fragezeichen am Silvesterhimmel nichts anhaben kann, und frischauf ins neue Jahr! F. H.

Auf der Warte

Elsässer vor Gericht

Die Öffentlichkeit hat wenig Kenntnis genommen von einer Verhandlung in Zabern, die ein Blitzlicht wirft auf die französischen Kriegsgerichte und auf den Charakter gewisser Elsässer. Ein katholischer Elsässer aus Hagenau, Namens Keppi, war vom Kriegsgericht zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er als deutscher Reserve-Offizier in Sedan gestohlen habe. In der Revisions-Verhandlung sprach ihn das Kriegsgericht frei. Das klerikale Blatt „Der Elsässer" (3. Nov. 1924) berichtet ausführlich über diese Verhandlung. Wir empfehlen allen, die sich mit der Psychologie gewisser dortiger Elsässer beschäftigen, diesen Bericht recht genau zu lesen. Er wirft insbesondere noch ein Licht auf das Verhalten der elsässischen Zentrumspartei.

Auf die Frage des Verteidigers, ob man Herrn Keppi deutsche Gefühle vorwerfen könne, erklärte der Herr Maire von Hagenau mit erhabener Stimme: „Das sei unerhört." Herr Keppi hatte als deutscher Offizier den Krieg mitgemacht.

Auch Herr Seltz erklärt, daß es oft nur zum Vorteile der untergebenen Elsässer war, wenn ein Landsmann Offizier wurde. Er selbst habe den Umstand, im Kriege deutscher Reserveoffizier geworden zu sein, niemals als einen Beweis für deutsche Gesinnung angesehen (!).

Anklagevertreter: „Das ist aber nicht die Meinung des Landes!"

Herr Seltz (mit scharfer Betonung): „Ich bin seit 1895 im Journalismus und im politischen öffentlichen Leben des Landes tätig, und stand der deutschen Regierung gegenüber in einer Kampfstellung, was beides mich wohl berechtigt, über die Meinung des elsässischen Volkes reden zu können."

Wir andren Elsässer sind nach wie vor der Meinung, daß es Lumpengesinnung bekundet, deutscher Reserveoffizier zu werden und nachher vor französischen Gerichten deutsche Gesinnung abzuleugnen. Wir würden solche Heuchelei und Tücke ebenso scharf auf französischer Seite verurteilen. Wie soll man solche Leute achten! Haben sie damals geheuchelt — oder heucheln sie jetzt? Das macht diese Sorte von Elsässern in der ganzen Welt verächtlich.

„Den nächsten Zeugen, Herrn Kaestlé, Chefredakteur des „Elsässer", stellt Herr Rechtsanwalt Fonlupt als jenen Journalisten vor, der die Affäre von Zabern in die Öffentlichkeit lanziert habe. Herr Kaestlé berichtet über jene bewegten und wichtigen Tage in der Geschichte unserer engeren Heimat. Damals war der Angeklagte Keppi Generalsekretär der Elsaß-Lothringischen Zentrumspartei. Mit Herz und Tat habe dieser den Protest der Elsässer gegen das deutsche Militärregime unterstützt. Er habe Aufrufe mit seiner Unterschrift erlassen, worin er zum Protest aufforderte. Er habe Hunderte von Protestversammlungen organisiert und in über 30 selbst das Wort ergriffen. Ihm, Kaestlé habe man das Verdienst zugeschrieben, der Urheber der Zaberner Affäre zu sein, er müsse aber den gleichen Anteil Herrn Keppi zusprechen. Einem solchen Manne dürfe man keine deutsche Gesinnung vorwerfen"...

Sehr interessant! So bemühen sich diese Ehrenmänner, ihre Heldentaten vor den Franzosen zu rühmen ... Und nun Thomas Seltz selber:

„Herr Seltz, Député du Bas-Rhin, der Herrn Keppi seit 15 Jahren kennt, tritt als nächster Zeuge auf. Herr Seltz spricht mit viel Wärme von Herrn Keppi, den er 1909 als Volontär in die Redaktion des „Elsässer" aufgenommen habe, und dessen politischen Werdegang er von Anfang bis heute kennt. Herr Seltz nennt Herrn Keppi die Ehrenhaftigkeit selber. Wenn Herr Keppi deutsche Gesinnung gezeigt hätte, so hätte er ihn niemals zu sich in die Redaktion genommen. Zwischen der Vaterlandsliebe der älteren Generation, zu der Herr Seltz

gehöre, und der der jüngeren Generation, aus der Herr Reppi hervorging, bestehe wohl ein Unterschied. Er, Seltz, gehöre der Generation mit der gefühlsmäßigen Liebe zu Frankreich an. Er und seine Freunde konnten kein französisches patriotisches Lied anhören, ohne daß ihnen die Tränen aus den Augen quollen. Die jüngere Generation dagegen war die kritische vergleichende. Herr Reppi hat dabei der Regierung gegenüber eine außerordentliche Unabhängigkeit des Charakters an den Tag gelegt. Dies hat er in der Zaberner Affäre gezeigt. Was wir — die Journalisten — in der Presse taten, das setzte Reppi draußen in den Versammlungen in das gesprochene Wort um. So kämpfte er Seite an Seite mit uns gegen die Tyrannei der Deutschen. Herr Reppi sei mit seinen Freunden ihres politischen Verhaltens wegen aus einer deutschen Studentenorganisation ausgestoßen worden. Zu Beginn des Krieges hätten die Deutschen bei Reppi eine Haussuchung veranstaltet und wollten ihn wegen Verschwörung mit Wetterlé verhaften, doch war Herr Reppi damals bereits in der Masse der Arbeiterbataillone verschwunden. Während des Krieges war er — Seltz — selbst in der Lage, im „Elsässer" Artikel des Herrn Reppi, z. T. mit dessen bekanntem Journalistenzeichen zu veröffentlichen, von denen die Zensur meist ein Drittel strich, und worin er gegen eine eventuelle Konzessionspolitik der elsässischen Abgeordneten scharf ankämpfte, insbesondere aber zahlreiche Mißstände kritisierte"...

So enthüllt sich diese schöne Seele. Jeder Zusatz wäre Abschwächung.

Herr Reppi wurde nach solchen Bemühungen ehrenwerter Männer freigesprochen. „Es blieb kein Auge trocken, als Herr Reppi seine Erklärung beendet hatte. Wir sahen Tränen in den Augen von alten Militärs, erfahrenen Politikern und Journalisten" (!).

Es ist in der Tat zum Weinen ...

Aber am Schluß braust der Berichterstatter noch einmal auf und schüttelt grimmig die Faust; ein Franzose hat den Salat angerichtet: „Der Prozeß hat über die Methoden, die von gewissen Behörden in Elsaß-Lothringen für Beurteilung der Bürger angewandt werden, solch schwerwiegende Aufklärung gebracht, daß hierauf sofort und mit äußerster Energie eingegangen werden muß. Die Gesinnungsschnüffelei, die der Gendarmerie-Kapitän Darné in Hagenau sich erlaubt hat, und die unglaublichen Methoden, die er dabei benützte, schreien förmlich nach Remedur."

Ei, ei! Und das ist doch nun kein Preuße, sondern ein Franzos! Armer Hans im Schnokeloch!

Überarbeitung

Unter dem Titel „Telos" erscheint eine neue „Halbmonatsschrift für Arbeit und Erfolg", herausgegeben von unsrem Mitarbeiter R. H. Francé (W. Seifert, Verlag, Heilbronn, Preis 50 Pf. das Heft). Sie verdient auch von uns ein Geleitwort.

Immer stärker spüren wir im deutschen Geistesleben den Segen der unermüdlichen Arbeit dieses Lebens-Philosophen, dem die Götter die seltene Gabe verliehen, gewonnene Erkenntnisse für das Leben seines Volkes in allgemein-verständlichen Formen fruchtbar zu machen. R. H. Francé's Erkenntnisse beziehen sich auf die Erlebnis-Zusammenhänge, auf die Welt- und Lebensgesetze. Die möglichst beste Führung des Lebens eben aus der Kenntnis und Erkenntnis der Lebenswirklichkeit zu gewinnen, ist seine Lehre.

Der weiteren Verbreitung dieser Lebenslehre — der Francé im zweibändigen „Bios" eine ungewöhnlich anschauliche Darstellung gegeben hat — soll nun die Halbmonatsschrift „Telos" (Das Ziel) dienen. Damit jeder Volksgenosse — auch der Arbeiter — unmittelbaren Nutzen aus der Lektüre dieser der Arbeit und dem Erfolge gewidmeten Zeitschrift ziehen kann, gibt Francé seinen Aufsätzen darin eine leichtverständliche Fassung und veranschaulicht, wie in seinen Werken, auch hier den Text durch ausgewählte Bilder. Annie Francé-Harrar unterstützt ihrerseits durch gedanken-

reiche Beiträge aller Art das Beginnen ihres Gatten. Ihr im ersten Heft erschienener Aufsatz: „Die Fremdidee in der Ernährung“ hat berechtigtes Aufsehen erregt. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasserin des „Paracelsus“ ihren Ausführungen einen zweiten positiven Teil folgen ließe, in dem sie den Deutschen sagt, welche Ernährung denn nun für sie durch ihre Umwelt bedingt sei. Daß der „Telos“ für Heimatkunst und Heimatschutz kämpft, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; wohl aber, daß das vierte Heft sich mannhaft für die nationale Eugenik und Rassenhygiene einsetzt. Arbeit und Erfolg eines Volkes sind in erster Linie auch abhängig von der Wertbeschaffenheit des Volkskörpers.

Selbst der hochwertigste Arbeiter arbeitet selten biologisch richtig. Diesem Fehler so vieler Kulturträger widmet Francé einen Aufsatz in Heft 2 „Die Vorbeugung der Überarbeitung“, eine Angelegenheit voll allgemeinster Bedeutung. Es heißt da u. a.:

„Der ‚Deutsche‘ von heute ist ein überarbeiteter Mensch, also ein bedauernswertes Geschöpf, das nicht genügend Spannkraft für die einfachen und natürlichen Freuden des Lebens hat, keine Geduld für die Mitmenschen, keine innere Aufnahmefähigkeit für das notwendige Durchdenken seiner Lage, kein Feingefühl für die kleinen und feinen Reize einfachen Lebens, keine Kraft für innere Sammlung und Erhebung. Grelle, aufpeitschende Vergnügungen sucht er, wenn er sich erholen will; was über eine flache, oberflächliche Art zu denken hinausgeht, das ermüdet ihn, Willensaufpeitschung und Willenssteigerung allein erscheint ihm noch als Erhebung. Ernste geistige Arbeit in einer Erholungsstunde, wie wäre ihm das zuzumuten? Eine seichte, billige, bequeme Weltanschauung braucht er: zu mehr reicht es nicht mehr.

Man versuche die vielbeklagten Schattenseiten des geistigen Lebens von heut als Psychologie der Überarbeitung zu verstehen, und man wird dem „modernen Menschen“ vieles, vielleicht alles verzeihen, denn man wird diesen bedauernswerten Menschen verstehen.

Man mache also seinen Mitmenschen (sich selbst fühlt man ja von solchem Vorwurf natürlich frei) ihren Materialismus, ihre Denkträgheit, ihr gedankenloses Nachplappern von Allerwelts-Meinungen, ihre seichte Art, welche den Klatsch einem ernsten Gespräch, den Biertisch der Natur vorzieht, die Operette der klassischen Musik, das Kino dem Theater: man mache ihnen die ganze gesunkene, schlaffe, der Ideale und des Schwunges entbehrende geistige Haltung nicht zum Vorwurf — die Überarbeiteten können nichts anders.

Die tägliche Arbeit hat ihnen den besten Teil ihrer seelischen Kräfte weggefressen, das Zuviel, das von ihnen verlangt wird, ermöglicht nicht die Wiederherstellung der Spannkraft; eine unrichtig organisierte und zuviel fordernde Gesellschaftsordnung raubt ihnen den besten, ja den eigentlichen Teil ihres Menschentums“ ...

Niemand wird Francé Unrecht geben. Wer aber wird seine Ratschläge befolgen, durch besonnene Pausen, Ruhetage, besinnliche Einsamkeit, Gleichgewicht und Spannkraft wiederherzustellen? Eine neue Arbeitsordnung mit stündlichen kleinen Pausen müßte erwogen werden; man würde dann in derselben Stundenzahl mehr leisten. Jedenfalls verdient gerade diese Frage in unsrem überorganisierten Staate gründlich durchdacht zu werden.

Schutz dem Schmutz?

Folgender Entwurf soll gegenwärtig dem Reichsrat zur Beschlußfassung vorliegen: „Entwurf eines Gesetzes zum Schutz der Jugend vor schädlichen Schriften.

Der Reichstag hat folgendes Gesetz beschlossen, das mit Zustimmung des Reichsrats hiermit verkündet wird:

§ 1. Zum Schutz der heranwachsenden Jugend werden für Massenverbreitung bestimmte Schriften ohne künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert, die nach Form und Inhalt verrohend oder entsittlichend wirken oder von denen eine schädliche Einwirkung auf die sittliche,



geistige oder gesundheitliche Entwicklung oder eine Überreizung der Phantasie der Jugendlichen zu besorgen ist, in Listen aufgenommen und folgenden Beschränkungen unterworfen: 1. sie werden vom Feilbieten und Aufsuchen von Bestellungen im Umherziehen ausgeschlossen; 2. sie dürfen im stehenden Gewerbe, von Haus zu Haus oder an anderen öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten nicht feilgeboten, sowie innerhalb der Verkaufsräume und in Schaufenstern oder an anderen von der Straße aus sichtbaren Orten nicht zur Schau gestellt werden; auch sind sie vom Aufsuchen von Bestellungen ausgeschlossen; 3. sie dürfen Personen unter 18 Jahren nicht zum Kauf angeboten werden, an sie gegen Entgelt nicht abgegeben oder ausgeliehen, auch von Dritten nicht für solche Personen käuflich erworben oder gegen Entgelt entliehen werden.

§ 2. Die zur Aufstellung und Ergänzung der im § 1 bezeichneten Listen erforderlichen Ausführungsbestimmungen erläßt der Reichsminister des Innern.

§ 3. Wer vorsätzlich einem im § 1 enthaltenen Verbot zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu einer Million Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft. Wer die Tat fahrlässig begeht, wird mit Geldstrafe bis zu 500000 Mark bestraft.

§ 4. Dieses Gesetz trifft mit dem Tage der Verkündung in Kraft."

Jedermann weiß aus den Verhandlungen der Jugendgerichtshöfe und aus eigener Erfahrung, wie unendlich viel Schaden durch erotische Schundlektüre, Detektivkolportagehefte usw. in den Köpfen unserer Jugend angerichtet wird, und sollte diesem Entwurf, der gegenüber dem bisherigen Zustand denkbar segensvoll zu wirken verspricht, schleunigstes Zustandekommen wünschen. Es wäre auch zu verstehen, wenn vielleicht Schriftsteller dem Wunsch Ausdruck geben wollten, es möge durch die Ausführungsbestimmungen verhindert werden, daß das in jedem Sinn gut und ernst gemeinte Gesetz nicht in der Hand untergeordneter Organe zu Unrecht auch gegen wertvolle literarische Erzeugnisse angewendet würde, und man müßte gegen solche Verfügung in Zweifelsfällen recht wohl eine wirklich sachverständige Berufungsinstanz anrufen dürfen. Doch glaubt man seinen Augen kaum zu trauen, wenn man in der Zeitschrift „Der geistige Arbeiter, amtliches Organ des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten E. V., der Verbände Deutscher Erzähler, Deutscher Filmautoren und des Kartells lyrischer Autoren" diesen Entwurf mit folgender Überschrift und Einleitung versehen im 4. Jahrg., Heft 8 (Nov. 1924), abgedruckt findet:

„Die neue und verschlechterte Lex Heinze.

Im Nachstehenden veröffentlichen wir den Entwurf eines Gesetzes zur Schaffung eines Index librorum prohibitorum, damit die Verbandsgenossen sehen, was alles zur Knebelung des Geistes in Deutschland 1924 unternommen werden darf. Gegenwärtig beschäftigt sich der Reichsrat mit diesem abscheulichen Produkt, das hoffentlich von einem Entrüstungssturm weggefegt wird, wenn es sich an die Öffentlichkeit wagt." (Sperrungen von mir. M.)

Es wird also geflissentlich übersehen, daß es sich nur um den Schutz Jugendlicher unter 18 Jahren handelt, es wird „Knebelung des Geistes" (!) genannt, wenn unsere Minderjährigen vor „Schriften zur Massenverbreitung ohne künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert, die verrohend oder entsittlichend oder überreizend wirken usw." behütet werden sollen. Teufel noch eins, irgendwo sollte doch auch bei der „Wahrung von Standesinteressen" die Grenze gefunden werden, wo gewisse Anstandspflichten des Berufs über die „Knebelung des Geschäfts" gehen! Man ist leider gezwungen, dem „Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten" anzugehören, wenn man auf deutschen Bühnen gespielt werden will, also dürften auch zahlreiche Andersdenkende gleich mir dem Verbande angehören, auf deren berechtigte Gefühle denn doch wohl etwas Rücksicht zu nehmen wäre. Vielleicht

besprechen sich auch die Vorsitzenden (Ludwig Fulda, Walter Harlan, Eduard Künneke, Georg Engel, Hans Brennert, A. R. Meyer) mit dem Herausgeber Prof. Dr. Herbert Hirschberg darüber, ob es zu billigen sei, im redaktionellen Teil solcher Zeitung einen politischen Wahlaufruf abzudrucken, und zwar als einzigen den der „Deutschen demokratischen Partei“. Aber nun weiß man doch wenigstens, aus welcher Ecke der „Entrüstungssturm“ gegen das „abscheuliche Produkt“ wehen soll.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Die Gefahr der Verflachung

scheint allmählich im völkischen Lager selbst erkannt zu werden. Wir lesen in der jüngst erschienenen, der Vertiefung dienenden rechtsnationalen Wochenschrift „Der Niedersachse“ (Braunschweig, 29. Nov.) Worte von Jürgen Bachmann, die man als Ergänzung zu dem in diesem Türmerheft an andrer Stelle veröffentlichten Mahnwort von Veit betrachten möge:

„... Wir wollen uns darüber klar werden, daß Deutschland nicht von heute auf morgen frei werden kann. Wir wollen uns auch heute endlich keinen Täuschungen mehr darüber hingeben, daß wir nicht in vier Wochen gegen Frankreich, Polen und die Tschechoslowakei, vielleicht auch noch gegen drei oder vier andere Staaten mit der Waffe in der Hand zu Felde ziehen können. Wer diesen Gedanken heute noch verficht und ihn als den Sinn der völkischen Bewegung hinzustellen sucht, der begeht ein Verbrechen am Volk und der hat den tiefen Sinn der völkischen Bewegung nicht verstanden. Es geht heute um andere Dinge. Das andere kann nicht erfüllt werden, wenn nicht die inneren Voraussetzungen geschaffen sind. Sinn der völkischen Bewegung kann und darf es auch nicht sein, mit jüdischer oder kommunistischer Demagogie, mit leeren Schlagworten und großen Phrasen gegen Judentum und Marxismus, gegen Parlamentarismus und Demokratie zu Felde zu ziehen. Wir wollen uns bewußt werden, daß wir selbst eine gute Portion Marxismus und Demokratie in uns tragen, die es zu allererst zu überwinden gilt. Mit leeren Worten tötet man seine Feinde nicht, sondern nur mit der inneren Kraft seiner Persönlichkeit, mit Beispiel und leidenschaftlicher Hingabe, die in der Verfolgung des Weges kein Hindernis kennt, und letzlich auch mit der geistigen Waffe, die sich nicht in Begeisterungsausbrüchen erschöpft, sondern, unter Hintansetzung eigener Augenblicksinteressen und Augenblickserfolge, für die erkannte und zu Recht befundene Wahrheit kämpft.

Die völkische Bewegung leidet zur Zeit noch daran, daß sie diese innere Verpflichtung (die Hingabe und Selbstbescheidung zugleich verlangt) nicht zur Genüge erkannt hat und sie darum auch nicht zur Genüge verfolgen kann. Sie hat sich durch manche Umstände, die hier nicht näher erörtert werden können, in einem Fahrwasser festgefahren, das immer flacher und seichter wird, bis eines Tages das Schiff, das sich stolz „Deutschlands Erneuerung“ nannte, auf dem Grunde sitzt und nicht mehr weiter kann. Dann wird eine Zeit gähnender Leere kommen, die durch eine Herrschaft linksradikaler Elemente abgelöst werden mag, die dann ihrerseits endlich durch ihren Pazifismus und internationalen Verbrüderungstaumel Deutschland an die Feinde ausliefert, bei denen es eine internationale Sozialdemokratie in deutschem Sinne nicht gibt. Dann werden auf dem Boden, den unsere Väter und Großväter gepflügt und geackert haben, feindliche, uns wesensfremde Scharen sitzen und Deutschland wird nicht mehr sein. Die Schuld daran aber wird die völkische Bewegung tragen, die nicht zur rechten Zeit die Gefahr der Verflachung erkannte und nicht zur rechten Zeit von Grund auf zu bauen verstand. Denn darauf kommt es an.

Wir haben die Verpflichtung, ‚Halt!‘ zu rufen und an das Gewissen jedes Einzelnen zu pochen, daß er in die Tiefe gehe“.

Die Üppigkeit der Operette

Internationale Spekulanten haben es verstanden, den Deutschen, wie für fertige Zigarretten, so auch für zotige Operetten Geschmack beizubringen, und das Geschäft bringt Gewinn. Mit welcher Üppigkeit dabei verfahren wird, zeigt ein Berliner Mitarbeiter der „Hamburg. Nachrichten“ in einer Plauderei, der folgendes entnommen ist:

„Also im Juli ist das Libretto der Operettendichter fertig; Musik folgt nach. Das Libretto bekommt sofort zum Studium die Firma Clara Schultz. Einer der Chefs des Hauses reist mit dem Buch nach Garmisch. Dort, in der Villa Pallenberg, legt er der Massary schon einige von Künstlern gemalte Kostümentwürfe vor. Acht Tage lang lesen die beiden Szene für Szene und beraten Aufmachung und Farbenwirkung, von dem Brokatschleier eines Pyjama an bis zum duftigen Rosa-in-Grau eines Abendkleides über alle sonstigen im Stücke notwendigen Toiletten hinweg. Man hat auch schon Skizzen der Choristinnen-Gewänder, unter denen beileibe keines den gleichen Ton wie die des Stars haben dürfen, man kennt die Farbe der Teppiche, Möbel, Tapeten auf der Bühne und studiert die malerischen Akkorde. Anfang August reist dieser Chef des Hauses Clara Schultz gemeinsam mit der Massary nach Paris, um die kostbaren Stoffe auszusuchen, die, wie beide behaupten, so in Berlin noch nicht zu haben sind, sondern immer erst eine Saison später. Daheim in Berlin haben dann rund 30 Angestellte der Firma vier Wochen lang mit dem Schneidern zu tun. Die Massary selbst erscheint Mitte September, läßt sich die einzelnen „Schöpfungen“ von Mannequins vorführen und legt sie dann auch am eigenen Leibe an; zuletzt auf der — Privatbühne des Modehauses, die eigens für solche Zwecke mit Rampenlicht, Soffittenlicht, Schnürbodenlicht und seitlichem Scheinwerfer ausgerüstet ist, um jeglichen Effekt in Abendbeleuchtung zu erproben. Noch sind Änderungen möglich, noch wird auch geändert, dann steigt die schaumgeborene Göttin, die Massary, endlich im Nollendorftheater empor und tausend Berliner Damen haben nur noch den einen Wunsch: auf dem nächsten Ball à la Massary zu erscheinen“...

P. D.

Französische Haßpropaganda in der Schule

Das erste Buch des Schulkindes ist dasjenige, dessen Eindrücke am wenigsten schwinden“, bemerkt der Verfasser zweier neuer französischer Elementarbücher für die Jüngsten. Nach diesem Grundsatz hat der Leiter einer Elementarschule namens Fournier ein erstes Lesebuch für französische Schulkinder verfaßt, das bereits die 10. Auflage erreicht hat. Es fängt ganz natürlich mit Lobreden auf die Eltern des Kindes an: „Oh, was für einen guten Vater ich habe! Er ist groß, er ist stark, er ist gut.“ Ferner bringt es eine Erzählung, wie Peter und sein Freund einer alten Frau beistehen und in einer Freude heimgehen, die sie nie zuvor gekannt haben. Endlich wird von einem kleinen Mädchen berichtet, das die Hauskatze am Schwanz zieht und so die Freundschaft des aufgebrachten Tieres verliert. Diesen ersten Lesestücken sind entsprechende Abbildungen beigegeben.

Aber plötzlich fährt man erstaunt auf. Man stößt nämlich auf das Bild einer Klasse von Knaben und Mädchen mit einem Jungen auf Krücken in ihrer Mitte, dessen rechtes Bein unterm Knie fehlt, und der mit der rechten Hand militärisch grüßt. Daneben ist noch ein Junge zu sehen, dessen beide Hände fehlen! Der Text darunter besagt, daß nun ein Abschnitt über den Weltkrieg angefangen hat. Der Leitspruch für Text und Abbildungen heißt: „Oh, ihr verruchten Deutschen, Frankreichs Kinder werden euch lange Zeit von Herzen hassen!“ Dieser Abschnitt enthält wirksame Abbildungen. So erschießt ein deutscher Soldat ein siebenjähriges Kind, die Kathedrale von Reims steht in Flammen, und kleine Mädchen und Knaben müssen mit ihren Körpern einen Angriff auf einen Schützengraben decken!

Nachdem Monsieur Fournier seine Schüler in diesen einfacheren Erzählungen an Blut gewöhnt hat, gibt er den Fortgeschrittenen ein

etwas schwereres Lesebuch für „Praktische Sittenlehre, Geistesschulung nebst Wörterbuch“ in die Hand. Seine Geschichte des Krieges („Für Frankreich“) macht uns mit den beiden Kindern Moritz und Klara bekannt. Diese werden — sogar schon vor 1914! — von ihrer alten elsässischen (sic!) Magd gelehrt, was sie von den „Boches“ zu denken haben; ihre Erlebnisse bis zum Waffenstillstand werden in kurzen, illustrierten „Lektionen“ mitgeteilt. So erfährt die französische Schuljugend, wie ein Kind, das in einem besetzten Dorfe einem sterbenden französischen Offizier zu trinken gibt, wegen dieses Verbrechens von einem preußischen Offizier dazu verurteilt wird, den Franzosen in demselben Augenblick zu erschießen, als fünfzehn harmlose französische Zivilpersonen erschossen werden. Zu diesem Zweck erhält es eine Schußwaffe, die es — natürlich erfolgreich! — auf den Preußen richtet; dann wird es freilich selbst ermordet. Die Abbildung zu diesem Vorkommnis ist äußerst aufregend.

Doch nicht alle Geschichten enden so verhängnisvoll. Wenn auch das junge Mädchen (Klara), vom Feind zwangsweise zur Arbeit herangezogen (Verfasser und Zeichner geben sich die größte Mühe, dies anschaulich darzustellen), mit dem Stock bearbeitet wird, so läßt man es schließlich doch zu seinen Angehörigen zurückkehren. Auch der alte Poilu, der bis ins einzelne auseinandersetzt, wie er seinem Gegner den Garaus gemacht hat, kommt unversehrt davon ... Wer auch immer den Faden der Erzählung aufnimmt, ob Vater, Onkel, Lehrer, Dienstbote oder Familienfreund — sie alle haben das nämliche Ziel im Auge: Moritz und Klara werden von klein auf, schon als stammelnde Unmündige den Deutschenhaß gelehrt, sie lernen den Chauvinismus mit dem Alphabet!

Wäre es nicht gut und wünschenswert — fügt der Manchester Guardian hinzu, dem diese Tatsachen entnommen sind —, wenn die Annahme des Genfer Protokolls, das den Krieg in Acht und Bann erklärt, dazu führte, daß man in Paris auch die „Werke“ dieses Monsieur Fournier in Acht und Bann täte?

Dr. F. E. S.

Tschechisch-französische Kulturgemeinschaft

Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.

Dieses Verschen Grillparzers wird in der Regel mißverständlich angebracht. Es bezieht sich auf das alte Österreich und seine nationalen Kämpfe. Von der Humanität (Polen erzogen durch Österreich) durch Nationalität (Polen und Tschechen) zur Bestialität. Dieses Ende sollte durch die deutsche Sprache und Kultur verhindert werden. Das sah man in Wien nicht ein. Man erzog und verzog Polen und Tschechen. In bezug auf die Behandlung der Deutschen unter polnischer und tschechischer Herrschaft ist fast eingetroffen, was Grillparzer weitblickend kommen sah: die Bestialität.

Völker sind nicht dankbar. Aber eine Undankbarkeit, wie sie die Tschechen zeigen, war noch nicht da. Alle Kultur des heutigen Tschechiens ist deutschen Ursprungs. Präsident Masaryk selbst schrieb in einem seiner neueren Werke: „Alle unsere Erwecker schöpften ihre Bildung aus deutscher Kultur.“ (Palasky, Kollar, Smetana u. a.) Das tschechische Schrifttum ist rückständig, wie es bei einem überwiegend aus Bauern und Arbeitern bestehenden Völkchen von kaum 7 Millionen nicht anders sein kann. Noch heute schöpfen Wissenschaft und Kunst aus deutschen Werken, wenn auch nur zu oft ohne Quellenangabe. Um unbefugte Entlehnungen festzustellen, müßte man tschechisch können. Wer aber wird eine Sprache erlernen, die nur von insgesamt knapp 7 Millionen gesprochen wird?

Genug, jeder Tscheche mit Ausnahme abgelegener Dörfler spricht und versteht Deutsch oder radebrecht es wenigstens auf seine Art. Der gebildete Tscheche kann es nicht entbehren, weil ihm sein Schrifttum nicht genügt, der Kaufmann kommt ohne die deutsche Sprache nicht aus und in einem Lande, wo ein Drittel der Bevölkerung nur Deutsch spricht, muß auch der Beamte der zweiten Landessprache mächtig sein.

Nunmehr sollen und wollen sich die tschechischen Wortführer von der deutschen Sprache und Kultur abwenden und sich auch kulturell in die Arme Frankreichs werfen. Die französische und die tschechische Regierung haben nach Prager Meldungen ein Abkommen über die kulturelle Zusammenarbeit beider Staaten in Literatur, Wissenschaft und Schulwesen geschlossen. Beide Länder wollen Universitätsprofessoren und Gelehrte austauschen. Als Beiräte der Kultusministerien in Paris und Prag werden Ausschüsse eingesetzt werden mit der Aufgabe, die gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Fragen zu prüfen usw.

Das geplante Zusammenarbeiten zwischen Frankreich und Tschechien kann nur ein einseitiges sein. Tschechien hat den Franzosen nichts zu geben, es ist von vornherein dazu außerstande, weil es in ganz Tschechien kaum hundert Menschen gibt, die gründlichere französische Sprachkenntnisse besitzen als ein sprachkundiger Oberkellner. Die Tschechen müßten zunächst Französisch lernen, und das wird ihnen schwer fallen. Denn einmal ist ihre Muttersprache, abgesehen vom Volkstschechisch, nicht leicht, und sodann können sie vorläufig die deutsche Sprache nicht entbehren. Drei Sprachen zu erlernen und zu beherrschen ist nur wenigen gegeben und erschwert die wissenschaftliche Ausbildung.

Die geplante kulturelle Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Tschechien ist eine politische Geste, ein tschechisches Gewächs, das kümmerlich bleiben wird. Erheiternd ist der geplante Gelehrtenaustausch. Tschechische Gelehrte nach Paris! In welcher Sprache werden sie dort sprechen? Nicht ein einziger Franzose versteht Tschechisch, und wer in Paris den Versuch gemacht haben sollte, Tschechisch zu lernen, wird bald erschreckt zurückgewichen sein. Von dem feudalen Adel in Böhmen schrieb Bismarck 1872: „Keiner von ihnen spricht unter seinesgleichen Tschechisch. Nur wenige verstehen es einigermaßen. Kaum zwei werden die Probe aushalten, wenn man sie auf das famose vokallose Schiboleth in betreff ihrer Zugehörigkeit zu dem Volke Libussas prüfen wollte." Bismarck schrieb dieses Schiboleth nieder. Es lautet: „strz prst skrz krk" und heißt auf deutsch: „Steck' den Finger in den Hals!" P. D.

Gegen den Defaitismus

Defaitismus bezeichnet die Gemütsstimmung der Hoffnungslosigkeit. Scharfblick und Siegwillen der Franzosen erkannten rechtzeitig die Gefahr dieser Stimmung und bekämpften sie während des Krieges mit allen Mitteln, wo auch immer sie sich ans Licht wagte. Und in der Tat, es gibt für das Einzelleben und das Volksleben keinen verderblicheren Feind als die Flaumacherei. Nicht bloß im Krieg und in besonderen Notzeiten, sondern immer und überall. Wo sich dieser Seelenzustand eingenistet hat, da überwuchert er bald das gesamte Sinnen, Fühlen und Wollen. Da verdunkelt er die Sonne durch das üppige Gerank seiner phantastisch aufgebauschten Furchtgebilde. Nur die Sonnenstrahlen sieht er, nicht mehr die Sonne; nur den Schatten, nicht mehr das Licht.

Der Defaitist oder Flaumacher entdeckt bald in sich die Gabe unfehlbarer Weissagung. Aber nur Dunkel, Untergang prophezeit er sich, seinen Kindern, seinen Nachbarn, seinem Volk. Triumphierend weist er auf die 0,1 % Treffer seiner Vorhersagungen hin, die 99,9 % Nieten bewußt oder unbewußt übersehend. Trübsinn brütet in seinem Gemüt. Er schwelgt im Wühlen eingebildeten oder wirklichen Schmerzes.

Wo soll da die *Kraft* herkommen zum *trotzigen Wollen*?! Die Fittiche seines Wagemutes sind zerbrochen — und damit eine Kernkraft des Lebens. Darum fehlt auch der *Erfolg*.

Noch mehr! Der Defaitist ist eine schwere Gefahr für seine *Umgebung*. Wehe, wenn er Erzieherpflichten auszuüben hat, ob als Vater, ob als Lehrer, ob als Geistlicher! Sein Trübsinn zerstampft den Rosengarten der Jugend, vergiftet den Kristallquell ihres Frohglaubens, raubt der Jugend die Sonne, raubt ihr die *Zukunft*. Selbst der Panzer des kindlichen Sonnenhoffens zerschmilzt zuletzt im zersetzenden Feuer ewiger Nörgelei und düsterer Zukunftsmalerei. Ihr Auge verliert die

Sonnensichtigkeit, ihr Sehnen die Spannkraft. Müde schon am Beginn ihrer Fahrt wandern sie ins Leben. Weh einem Volk, dessen Jugend die Zukunft verloren hat!

Und wehe, wenn Gatte und Gattin sich durch Defaitismus die Ehe vergiften! Nicht nur den Kindern raubt der Nörgler den Mut zur Freude, den Mut zum Leben: auch den erwachsenen Wandergenossen. Mutbeschwingt, kraftdurchseelt zog der junge Mensch hinaus. Er wollte die Tat, den Sieg. Er wollte Sonne hineintragen in den Alltag, in die Familie, in das Amt, in die Heimat. Da umschwirrten diesen guten Willen die Pfeile der Düsterlinge, die Nervosität und Gereiztheit schwachgläubiger Wandergenossen. Viele Sonnengläubige zersprengen wohl die Bande und ziehen festgepanzert ihre Bahn. Gottlob! Aber gar mancher wird müde, sinkt zu Boden und wirft seine Pflicht von seinen Schultern. „Siehst du," klagt der Schwarzseher, „sagte ich es nicht?" Daß seine Klagen und sein Jammern die Kraft des andern gemordet haben, sieht er nicht, der Verbrecher an der Seele des anderen!

Dunkle Stunden kommen über jeden, über jedes Volk. Aber Stunden sind keine Ewigkeiten. Das Morgen braucht nicht dem Heute zu gleichen. Und glaubst du, dich in deine Schwarzseherei unrettbar verbissen zu haben, so wisse, ein „unrettbar" gibt es nicht. So gut es ein Gewöhnen gibt, so gut gibt es auch ein Umgewöhnen. Du kannst, wenn du willst! K.

Abschaffung des Krieges

Seit undenklichen Zeiten lebt die Menschheit im Zustand der Friedlosigkeit, die in den Kriegen der Völker gegeneinander am grassesten in Erscheinung tritt. Denn es dürfte klar zutag liegen, daß die Friedlosigkeit der Völker, die wir Krieg nennen, nur eine Folge ist des inneren Zustandes der Menschen. Soweit wir die Geschichte der Urmenschen zu überblicken vermögen, kann man nicht unbedingt behaupten, daß der Krieg nur in den äußeren Verhältnissen seine notwendige Ursache habe. Bis heute wenigstens hätte die Erde Raum für alle gehabt. Die letzte Ursache der Kriege liegt viel tiefer: sie ist im Wesen des Menschen, so wie dieser sich uns seit Jahrtausenden darstellt, begründet. Die Feindschaft gegen den Menschen liegt in uns selbst, nicht in den Verhältnissen und Zuständen, die um uns herum sind und in denen wir leben.

Daran ändert nichts, daß äußere Tatsachen oder einzelne Menschen sich unserem Auge als Ursachen oder Urheber der Kriege enthüllen. Der alte Moltke sagt in einer seiner Betrachtungen über die Ursachen des Kriegs: „Die großen Kämpfe der Gegenwart sind gegen den Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse und die Hochfinanz hat einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für sie ins Feld zu rufen vermag." Daß gerade diese Faktoren die eigentlichen Urheber des letzten Krieges waren, tritt für den Einsichtigen immer mehr zutage. Allein auch diese Kräfte vermöchten niemals auch nur den kleinsten Krieg zu entfesseln, wenn das Ungeheuer nicht in der Brust des Menschen säße. So aber brauchen Sie nur die Fesseln, die dem Unfrieden angelegt sind, zu zerreißen, und der Krieg bricht los. Daß wir vom Krieg loskommen möchten, ist wahrhaftig ein begreiflicher Wunsch. Und wer sollte das Bestreben, den Krieg „abzuschaffen", nicht verstehen können? Selbst Moltke, der den Krieg als in den Naturgesetzen begründet für etwas Notwendiges hält, sagt unumwunden, daß jeder Krieg nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger ein Unglück sei angesichts der Zerstörungen und qualvollen Vernichtung von Menschenleben. Wir brauchen uns also gewiß nicht zu schämen, wenn wir den jetzigen Zustand beseitigen oder, wie man heute sagt, den Krieg „abschaffen" möchten. Allein es ist zu fürchten, daß wir von diesem Ziel so fern sind wie nur je.

Lassen wir uns doch nicht täuschen und täuschen wir uns nicht selbst! Äußere Institutionen, auch wenn sie ehrlicherem Friedenswillen entspringen als der heutige Völkerbund, werden niemals den Krieg „aus der Welt schaffen", solange der Unfriede noch ein Teil des menschlichen Wesens ist. Solange in

einer Familie, im kleinsten Dorf, in jedem Verein noch Streit und Hader herrscht, sagen wir kurz: solange noch Feindschaft zwischen Mensch und Mensch besteht, wird es auch Krieg unter den Völkern geben, und alle Versuche zur Abschaffung des Krieges sind Versuche mit untauglichen Mitteln an untauglichem Objekt.

Der innere Unfriede äußert sich übrigens nicht nur im Kriege mit den Waffen, sondern auch in den sogenannten sozialen Beziehungen der Menschen zueinander, wie dies Professor Sombart auf dem sozialwissenschaftlichen Kongreß bezüglich der Klassenkampftheorie in unwiderleglicher Weise ausgeführt hat. Auch hier ist „des Pudels Kern" die Feindschaft des Menschen gegen Menschen. Diese aber kann nie und nimmer durch irgendwelche äußeren Einrichtungen, mögen sie Verträge, Verfassungen oder sonstwie heißen, abgeschafft werden. Sie abzuschaffen, liegt überhaupt nicht in der Macht des Menschen, so wenig er seiner Länge eine Elle zufügen kann, ob er sich auch noch so sehr bemühte. Wollen wir wirklich zum Frieden gelangen, so würde vielleicht gerade die Erkenntnis dieser realen Tatsache uns am ehesten diesem Ziel entgegenführen. Der einzige Weg, den ein alter Sozialwissenschaftler wie Sombart aus den Wirrnissen der sozialen Feindschaft zu erkennen vermag, ist: der Glaube an Gott, d. h. die Einsicht, daß nicht wir den Krieg abschaffen können, sondern nur die Macht, die uns geschaffen hat. Daß wir nicht dazu bestimmt sind, uns für alle Ewigkeit zu zerfleischen und zu töten, sagt uns unsere innere Stimme und die uns innewohnende Sehnsucht nach einem Zustand des ewigen Friedens. Die Frage, warum wir so organisiert sind, wie wir sind, ist müßig. Wir stehen vor einer Tatsache, über die wir nun einmal nicht hinaussehen und die wir von uns aus nicht ändern können. Wir können den Frieden nicht machen, wie man eine Maschine macht. Wir können ihn nur erbitten und entgegennehmen von unserem Schöpfer. Daß er ihn uns geben will, beweist uns die Sehnsucht in unserer Brust nach Frieden. Wenn die Menschheit sich beugen würde vor ihrem Schöpfer, dann würde an Stelle der Feindschaft die Liebe einziehen — und der Völkerfriede käme von selbst. E. Blumhardt

Neue Löns-Literatur

Zehn Jahre sind vergangen, seit der Kriegsfreiwillige Hermann Löns vor Reims den Heldentod für sein Vaterland starb. Seitdem hat man ihn in zahlreichen Liedern besungen, Denksteine wurden ihm errichtet, und von Jahr zu Jahr wächst die Literatur, die sich mit ihm und seinem Schaffen beschäftigt.

Die Grundlage für seine Biographie hat der Dichter einst selbst gegeben, als er für die Zeitschrift „Eckart" 1906 die autobiographische Skizze „Von Ost nach West" schrieb. Sie ist jetzt in Buchform erschienen im Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Berlin SW 68) und so vor der Vergessenheit bewahrt worden. Wenn sie auch mitten in der Entwicklung abbricht, so enthält sie doch so wichtige Selbstbekenntnisse, daß wir sie nicht entbehren können.

Die erste gediegene Arbeit, die Löns aus reichem Quellenstudium heraus zu würdigen sucht, ist die von Wilhelm Deimann: „Hermann Löns. Sein Leben und Wirken. Erster Teil." (Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund.) Das mit fünf Bildnissen des Dichters, den Bildern seiner Eltern und einer handschriftlichen Beilage ausgestattete Buch benutzt zum erstenmal auch die vielen in Zeitungen und Zeitschriften zerstreuten Arbeiten von Löns. Ferner lag dem Verfasser ein bisher noch unverwertetes reiches handschriftliches Material vor. Literarhistorische Schulung und kritisches Vermögen, das auch vor den Selbstbekenntnissen seines Helden nicht haltmacht, zeichnen Deimann vorteilhaft aus. Nur wenn er sagt: „Der Naturwissenschaftler, der dem Dichter allzuleicht hätte im Wege stehen können, beeinträchtigt nicht den Ausdruck des künstlerischen Wollens", können wir ihm nicht beipflichten. Löns hat diese Klippe keineswegs immer vermeiden können, wie selbst die von ihm so geliebte große Westfälin Annette v. Droste dieser Gefahr nicht ganz entging. Der Fortsetzung des Deimannschen Buches — der erste Teil behandelt nur die Wander-

jahre des Dichters bis 1892 — sehen wir mit Spannung entgegen.

Unter dem Titel „Hermann Löns, der niederdeutsche Dichter und Wanderer“ hat Erich Griebel im Naturschutzverlag in Berlin-Lichterfelde einen Band herausgegeben, der von viel Liebe und Verehrung für Hermann Löns zeugt. Leider läßt das warmherzige Buch erkennen, daß der Verfasser mit unzulänglichen Mitteln an seine Aufgabe herantrat. Das Vorwort rechtfertigt Griebel nicht. Sein Buch hätte nicht, wie er fürchtet, „trocken“ zu werden brauchen, wenn er es planvoll angelegt und mehr Ordnung in die Sammlung seiner Zitate gebracht hätte. Die häufigen Wiederholungen mindestens wären so vermieden worden. Weder die Art der Darstellung noch sein Urteil, wo es selbständig ist, können befriedigen. Die von Griebel und anderen gezogene Parallele zu Friedrich Lienhard z. B. muß abgelehnt werden; die Gegensätze zwischen den beiden Persönlichkeiten sind so gewichtig, daß gewisse Übereinstimmungen demgegenüber zur Vergleichung nicht ausreichen. Und was sollen wir sagen zu seinem Vergleich zwischen Löns und Heinrich von Ofterdingen, den Griebel für eine historische Persönlichkeit und (heute noch!) als Verfasser des Nibelungenliedes ansieht! Auch der Meinung, daß Löns „durch und durch Journalist war“, wird man nicht zustimmen können. Nur durch die Not des Lebens ist er zum Journalismus gelangt, der seiner Natur nicht lag und ihm gefährlich wurde.

Andererseits soll gern anerkannt werden, daß Griebel als fleißiger Sammler uns auch manches Brauchbare bringt, da er von Persönlichkeiten, die dem Dichter nahestanden, interessante Einzelheiten erfuhr. Mit Recht bemängelt der Verfasser die Sammlung „Löns-Anekdoten“, aber er kann selbst nicht ganz von dem Vorwurf, auch Belangloses geboten zu haben, freigesprochen werden. Weniger wäre mehr gewesen. Die Mitteilung der wegwerfenden saloppen Äußerung z. B., die Löns über Rabindranath Tagore gelegentlich getan haben soll, wäre neben manchem andern besser unterdrückt worden. Begrüßenswert ist die angehängte Zeittafel, und besonders dankbar sind wir Griebel für den ersten Versuch einer Löns-Biographie.

Der tapfere, heimattreue Dichter hat uns viel Köstliches geboten, und es ist eine ebenso dankenswerte wie notwendige Aufgabe, nach Ausmerzung der Schlacken die Edelsteine zu einem Diadem zusammenzufassen. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, alles, was er eilfertig auf das Papier warf, der Nachwelt zu überliefern. Es ist in den letzten Jahren kritiklos zuviel aus seinem Nachlaß der Öffentlichkeit übergeben worden. Das schadet seinem uns werten Andenken: mehr freilich noch wird sein Bild verschoben durch die ungeheure Überschätzung, wie sie sich z. B. in einem Aufruf des Vereins Naturschutzpark kundgibt, der, durch Griebel nicht widerlegt, Hermann Löns als „einen der ganz Großen“ bezeichnet!

W. D.

Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater
(Sommer 1925)

Auch in dieser Nummer müssen wir die Leser des Türmers bitten, die Einsendung eines Beitrages zur Stärkung des Festspielgrundstockes fortzusetzen. Der Gedanke der Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater ist begeistert aufgenommen worden. Allen denen, die ihre Beiträge schon eingesandt und die uns in unserer Werbearbeit unterstützt haben, aufrichtigen Dank!

Der Arbeitsausschuß der Festspiele

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Alexander von Szpinger



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | Februar 1925 | Heft 5

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann ...

Goethe (Tasso)

Der Kainsstempel der Dichtung

Von Prof. Dr. Wilhelm Fehse

Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen. Nur der Künstler steht eigentlich so ganz kritiklos der Welt gegenüber, er staunt die Welt an, er nimmt sie, wie ein Kind sie nimmt — ihm erscheint, als ob alles gut wäre, er ist der geborene Optimist. Die Kunst ist aller Verpflichtung enthoben, 'was erklären und deuten zu wollen am Welträtsel; das ist ihre schöne Einseitigkeit."

Dies ist das Wort eines deutschen Künstlers und eines der größten, den wir bis vor kurzem unser nennen durften, eines Hans Thoma. Das gesamte Werk des Meisters erscheint uns als eine Bestätigung dieses Wortes. Und doch will es uns nicht voll überzeugen. Wir vermissen eine Einschränkung dabei. Wir haben das Gefühl, daß es nicht überall und nicht in dem gesamten Bereiche der Kunst seine Geltung hat. Und wir glauben die Schranken dieser Geltung in den Versen angedeutet zu finden:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Und so erklärt es sich, wenn dem Worte des bildenden Künstlers gerade aus dem Gebiete der Kunst, dem der Mensch und das ewige Ringen seiner Seele den wichtigsten Inhalt gibt, eine entgegengesetzte Melodie entgegentönt:

„Poesie ist tiefstes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht."

Dieses Bekenntnis steht nicht allein, und wenn sich ihm gegenüber der Einwurf erhebt, daß es aus der leisen Schwermut im Wesen Justinus Kerners herausgeboren sei und deshalb keine allgemeine Wertung beanspruchen dürfe, so werden sofort eine ganze Reihe anderer Stimmen laut, die uns die gleiche Wahrheit in noch unerbittlicherer Herbheit verkünden.

„Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt."

So singt Ferdinand Freiligrath, gewiß einer von denen, die kein Recht hatten, ihrer Zeit den Vorwurf der Verständnislosigkeit zu machen. Und es war Wilhelm Raabe, der größte deutsche Humorist, der in harter Bitterkeit das Wort für sich in Anspruch nahm: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel, der einem auch nicht gratis aufgedrückt wird." Und es war unser größter Dichter, den seine Mitwelt als einen Liebling der Götter bezeichnete, der in dem tiefsinnigsten Bekenntnis seines Dichtertums, im „Tasso", das Wort prägte:

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks."



Wir kleinen Menschen aber, die wir willenlos von dem seelischen Goldgespinst der echten Poesie eingefangen werden und rätselhaft genug für uns unter dem Bann eines fremden Seins unser eigenes vergessen, wir sind nur zu leicht geneigt, in dem Zauberer, dem dies scheinbar mühelos, ja oft sogar absichtslos gelingt, einen der Glücklichsten unter allen Sterblichen zu sehen. Ein hehres Adelszeichen, aber keinen Kainsstempel glauben wir auf seiner flammenden Stirn zu erkennen.

Da wir den vom Schicksal äußerlich so weich gebetteten Goethe als Kronzeugen herangezogen haben, ist dieser Widerspruch nicht mit dem Hinweis auf Schillers Allegorien „Teilung der Erde" und „Pegasus im Joch" abzutun. Die oft beobachtete Unfähigkeit des Dichters, sich in der Welt der Wirklichkeit sein bescheidenes Plätzchen zu sichern, ist doch nur eine Folgeerscheinung seiner schicksalsmäßigen Bedingtheit, die sich in seinem seelischen Leiden weniger sichtbar vielleicht, darum aber auch viel schärfer ausspricht als in einem verzweifelten Kampf um die äußeren Güter des Daseins. Denn dieses Leiden ist unabhängig von Erfolg oder Mißerfolg.

Die Anerkennung, die ein großes Dichtwerk in seiner Zeit findet, beruht ja in den meisten Fällen auf einem groben Mißverständnis. Die Zeit bejubelt immer nur das, was ihr genehm ist, was ihrem „Geiste" entspricht. Es ist also gerade das zeitlich Gebundene, das ein großes Dichtwerk neben seinem Ewigkeitswert enthalten kann, aber nicht enthalten muß, was ihm den Erfolg in seiner Gegenwart verbürgt. Deshalb stieg Goethes „Werther" wie ein strahlendes Meteor empor, während das erste Stück des „Faust" im Jahre 1790 sich ziemlich unbeachtet in das Leben des Tages stahl. Deshalb die beinahe humoristisch zu nennende beständige Umwertung der Werte in der Literaturgeschichte, deshalb der oft so schreiende Widerspruch zwischen Wert und Erfolg.

Der Gedanke an das Schicksal des Werkes und was dies für seinen Schöpfer bedeutet, scheidet für uns daher aus, wenn wir nach dem seelischen Leiden des Dichters fragen. Dieses Leiden ist immer da, wenigstens bei jedem Großen, und das Werk bedeutet in diesem Zusammenhang höchstens eine kurze, flüchtig vorüberhastende Atempause. Alle Genialität ist im tiefsten Sinne tragisch, die des Dichters in gesteigertem Maße.

Das beruht zunächst einmal auf den notwendigen Voraussetzungen seines Berufs. Das offensichtliche Ziel jeder individuellen Entwicklung ist die Eroberung der Welt. Das zeigt uns schon jeder Einblick in das erste Triebleben des Kindes. Die Welt läßt sich auf zwei Wegen erobern, man kann sie sich leidend, man kann sie sich handelnd zu eigen machen. Beide Arten schließen einander nicht aus, ja ein Wechsel zwischen ihnen ist zur Erhaltung der seelischen Gesundheit notwendig. Mit der prachtvollen Plastik seines Denkens hat Goethe im Westöstlichen Diwan dieses Doppelspiel zum Ausdruck gebracht:

„Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt:
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt."



Die Gott-Welt in sein Ich hineinziehen und sein Ich wieder in die Gott-Welt hinausgießen — darin haben wir den wundersamen Rhythmus von Goethes Leben: Ganymed und Prometheus. Aber, um bei dem Bilde zu bleiben, das Atemholen beansprucht eine längere Zeitspanne als das Ausstoßen. Und vor allem bei dem künstlerisch veranlagten Menschen ist eine schier unbegrenzte Aufnahme des Weltganzen die Voraussetzung für zwar gedrängte, aber rasch vorbeieilende Minuten des Schaffens. Ja dieses Schaffen selbst ist in seinem Kern nicht ohne weiteres jenem Handeln gleichzusetzen, das dem Leiden das Gegengewicht hält. Es hat mit dem Ausatmen auch die Eigentümlichkeit gemein, daß es sich unwillkürlich und zum Teil unbewußt vollzieht. Ja Goethe warnt sogar vor einem bewußt verstärkten Ausstoßen, d. h. vor einem mit Anstrengungen verbundenen Schaffen. „Nehmen Sie sich in acht vor einer großen Arbeit!“ sagt er einmal zu Eckermann. „Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat.“

Es läßt sich leicht zeigen, aus welcher Erfahrung diese Warnung geflossen ist. Goethe hat ja wiederholt betont, daß ihm das Beste zu seinem Kunstwerk immer von der Natur geschenkt sei. Je größere Mühe und Tätigkeit nun die Gestaltung dieses köstlichen Geschenkes erforderte, um so mehr verlor es für sein Gefühl den Glanz der Ursprünglichkeit. Er mußte, wollte er es zur Vollendung führen, sich qualvoll einseitig auf das vorschwebende Ziel einstellen, mußte kraftvoll alles, was sich an Neuem während der Arbeit andrängte, abweisen, mußte also auf die ruhige Allseitigkeit seines Lebensgefühls verzichten und um der Tat willen sich auf eine scharf gezogene Linie beschränken.

„All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente“,

heißt es einmal in den „Zahmen Xenien“. Es liegt darin die grundlegende Erfahrung des Goetheschen Lebens, die uns auch blitzartig seine intensive Beschäftigung mit der Naturwissenschaft beleuchtet. Goethe fühlte sich als einen Teil der wirkenden und schaffenden Natur und betrachtete sein Werk nicht anders als eine Blüte oder Frucht, wie sie die Natur hervorbringt. Bewußtes und gewolltes Ringen entfernte das Gestaltete notwendig von dem geschauten Urbilde. Die Unlust zur endgültigen Ausführung fast aller seiner größeren Werke, die sich in der launenhaft erscheinenden Unterbrechung seiner Arbeit daran ausprägt, erklärt sich daher.

Ein solches dichterisches Schaffen aber, das in zielstrebender Anstrengung und bewußter Arbeit mehr Lebenshemmung als -förderung empfindet, ist in der Tat mehr ein Leiden als ein Handeln.

Und so stellt es denn Goethe auch folgerichtig dar in der Dichtung, in der ihm sein Zwiespalt zwischen Tat und Leiden so sehr zum Problem wurde, daß er in der Gestaltung sein eigenes Wesen in zwei feindliche Personen zerspalten mußte, im „Tasso“.

Der übliche Hinweis darauf, daß in der Zeit von Goethes stärkster Belastung durch die Staatsgeschäfte seine Muse in ihren Rechten verkürzt worden sei, erscheint uns recht äußerlich. Man degradiert damit Goethe, der sein Leben immer über sein

Dichten gestellt hat, zu einem Nur-Dichter, einem Literaten, dessen Hauptaufgabe es gewesen wäre, der Welt nur möglichst viele bedeutende Dichtwerke zu schenken. Der Zwiespalt, um den es sich hier handelt, war in Goethe immer vorhanden, und er hat sein ganzes Leben hindurch nach dem Ausgleich suchen müssen.

Die „Disproportion des Talents mit dem Leben", wie Goethe selbst die Idee des „Tasso" bezeichnete, kommt im Drama in den beiden Gegensätzen Tasso und Prinzessin und Tasso und Antonio zum Ausdruck. Der erste stellt die leidenschaftliche Naturgebundenheit des Genies der kühlen Gesetzlichkeit einer von der Kultur beherrschten Welt gegenüber, der andere das leidende dem tätigen Erobern der Welt. Bei dem zweiten Gegensatz ist nun das Interessanteste, daß Tasso, der soeben ein unsterbliches Kunstwerk vollendet hat, dessen rastloser Fleiß ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht nur von dem Vertreter der handelnden Welt als Müßiggänger hingestellt wird, sondern sich selbst bei einem Vergleich seiner Welt mit jener seiner Nichtigkeit bewußt wird. Das ist um so merkwürdiger, als das leidende Erobern der Welt ja ein viel umfassenderes, eindringlicheres ist, als das der staatsmännischen Arbeit vergönnte. Das ganze Weltall als Einheit ist es, was der Dichter bei seinem „Müßiggang" in sein Ich hineinzieht. Aber dieses Erobern ist kein Tun, es ist ein Beeinflußtwerden, ein Erleiden der Welt. Und Tasso hat selbst ein klares Gefühl für das Wesentliche des Unterschieds. Es spiegelt sich in der Niedergeschlagenheit wider, die die Schilderung der Welt des Handelns durch Antonio in ihm zurückläßt:

„Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Widerhall, im Nichts mich zu verlieren."

Hier haben wir die Tragik des Dichtertums, die auch kein frohbewußter Gedanke an das vollendete Kunstwerk aufwiegen kann. „Meine Werke gewonnen, mein Leben verloren", in diese lapidare Form hat Wilhelm Raabe diese Tragik geprägt. Und wie steht es denn in Wirklichkeit mit dem „Gewinst"? Hat der Dichter seine Werke denn für sich gewonnen? Sie entstehen ja gerade dadurch, daß er sich von ihnen löst. Dann gehören sie der Welt an und haben ihr eigenes Schicksal. Als abgelegte Schlangenhäute hat Goethe sie einmal bezeichnet und damit sein Verhältnis zu ihnen in einem äußerst treffenden Bilde ausgedrückt. Ebenso klar und scharf spricht Börries von Münchhausen dieses von der Menge kaum begriffene Verhältnis aus:

„Aber was aus dieser Brust gesprungen,
Sieht mich heute fremd und finster an,
Seit ich ihm sein Leben eingesungen,
Löste es sich ganz aus meinem Bann,
Gleichberechtigt meinem eignen Leben
Ward der Wirklichkeit gewordne Traum,
Die befreienden Befreiten schweben
Heute mir vorbei und grüßen kaum."

Ist dem aber so, was bleibt dann, innerlich gesehen, dem Dichter als Resultat seines Schaffens anderes als eine erschütternde seelische Leere so lange, bis neues Leiden neues Blühen — oder Bluten zeitigt?

Und diese Tragik ist unvermeidlich. Psychologisch ist für den, den seine Naturanlage zur leidenden Eroberung der Welt bestimmt, der Verzicht auf das handelnde Eingreifen in das Weltgetriebe eine Notwendigkeit. Nur in einem ruhigen Spiegel kann sich das Bild der Welt malen, niemals in einem brausend dahinrauschenden Strom.

Am klarsten ist diese Stellung zum Leben von Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" zum Ausdruck gebracht:

„Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht."

Was bedeutet aber der Verzicht auf das Mitziehen in dem festlichen Zuge? Wer ihn sich abringt, entsagt notwendigerweise einem wesentlichen Teil des Lebens, er verdammt sich zu seelischer Einsamkeit, denn er muß ja die andern heiter plaudernd und genießend an sich vorüberziehen lassen, er muß endlich die Lebenskeime seines Wesens, die zum Mittaten drängen, um seines Berufes willen verkümmern lassen, denn sie würden den glatten Spiegel seiner Seele kräuseln. Um in einem Werk, das ihm selbst nie gehören wird, für das er nur den Durchgangspunkt bildet, die Welt als All einzufangen, muß er sich selbst den sichersten Weg zur Lebensharmonie, die in der gleichmäßigen Ausbildung aller Wesenskeime beruht, verbauen und sie sich erst auf dem gigantischen, mühevollen Umwege durch das Weltganze zu erringen suchen. Das mag übertrieben und einseitig aussehen und ist es sicher auch, wenn wir den Gedanken an die tausend und aber tausend Kompromißnaturen dabei nicht ausschalten. Aber von diesen ist hier nicht die Rede.

Es ist nicht zufällig, wenn Goethe gerade in seinem großen Erziehungsroman „Wilhelm Meister" dem Problem von Leiden und Tat ein tiefgründiges Nachdenken gewidmet hat. Das zeigt der Lehrbrief, den er dort seinem Helden geben läßt. Wir erfahren freilich davon nur den ersten Satz. Der aber lautet: „Der Sinn erweitert, aber lähmt, die Tat belebt, aber beschränkt."

Unter Sinn versteht Goethe hier die seelische Tätigkeit, die die Welt in das Ich hineinzieht, also in weitester Bedeutung das, was wir Leiden nannten. Sie erweitert naturnotwendig das Ich, macht es reich, ja schafft das Ich zu einem Weltall in engster Formung um. Aber erkauft wird dieser Reichtum mit einer Lähmung des Triebhaften im Ich. Der vorwiegend aufnehmende, schauende Mensch fühlt sich mehr und mehr unlustig und auch unfähig, sein Ich den Dingen aufzudringen, das Weltbild, dessen überwältigende Einheit ihm innerer Besitz geworden ist, durch handelndes Eingreifen zu verändern. Seine in ihm ruhende aktive Kraft wird durch sein Erleiden der Welt gelähmt. Und die Erkenntnis dieser Lähmung wird ihm zur Qual. Er empfindet sich dann mit Tasso als ein Echo, das wirkungslos an der Felswand verhallt, als Objekt des Schicksals, nicht als Subjekt.

Die Tat auf der anderen Seite beschränkt das Ich, weil sie alle in ihm vorhandenen Kräfte auf ein einziges Ziel richtet und zusammenballt. Die Unbegrenztheit des Weltgefühls geht dabei verloren. Die Welt wird notwendig kleiner und enger dabei, weil sie von einem scharf umgrenzten Zweck beherrscht erscheint. Aber was das Lebensgefühl an Weite verliert, gewinnt es an Fülle. Der handelnde Mensch wird sich der in ihm ruhenden Kräfte bewußt, er fühlt sich nicht als Werkzeug mehr, sondern als Herr, nicht als ruhendes Durchgangsgebiet des Weltgeschehens, sondern als persönlich wirkendes Schöpfertum.

Wenn Goethe mit der Gegenüberstellung von Sinn und Tat Wilhelm Meisters Lehrbrief eröffnet, dann gibt er seinem Zögling natürlich die Lebensvorschrift damit, zwischen den beiden Wegen, das Leben zu überwinden, rhythmisch zu wechseln, weil er sich wohl der Gefahr der Einseitigkeit bewußt war. Auf die gleiche Erkenntnis geht die Warnung und Mahnung zurück, die er jungen Dichtern zu geben pflegte:

„Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht."

Das war ein Hinweis auf den Kainsstempel der Dichtung, der freilich gerade dem wirklichen Dichter, wenn er nicht die erstaunliche Allseitigkeit Goethes besaß, nicht helfen konnte.

Keine Gestalt in der Weltliteratur trägt jenen Kainsstempel deutlicher zur Schau als Hamlet, und dies allein nötigt uns schon, in ihm ein tragisches Symbol seines Dichters zu sehen. Das Leiden, soweit es lähmt, und das Handeln, soweit es beschränkt, beides erweist sich als Hemmung der seelischen Harmonie. Der künstlerisch bedingte Mensch, dessen leidendes Erleben der Welt die Voraussetzung seines Künstlertums ist, sucht sich das Gegengewicht zumeist im Reiche der Phantasie, in dem Handeln seiner Helden, das für ihn zugleich eine Art Traumhandeln ist. Aber wehe, wenn der Träumer erwacht und den Traum mit der Wirklichkeit vergleicht! Dann wird die Tragik transparent, und der mit dem Kainsstempel Gezeichnete steht vor dem Richterstuhl. Das bedeutet Hamlet, dieser undramatischste Held des größten Dramatikers. Je heller der trotzig heischende Individualismus der Renaissancekultur in Shakespeares Werk aufjauchzt, um so grauenvoller gähnt hier der Abgrund vor diesem „Menschen mit der Myriadenseele".

Aber Goethe? Ist er, der sich die zweierlei Gnaden des Atemholens bis zum Ende zu wahren wußte, nicht das schlagendste Gegenbeispiel gegen alles von uns Gesagte? Wir sagten aber auch schon, daß es eine unerträgliche Verengerung seiner Gestalt bedeuten würde, wenn wir in ihm nur den Dichter sehen wollten. Die Lebenskeime, die in ihm zur Entfaltung kamen, waren so reich und mannigfaltig, daß er der wohlerkannten Gefahr seelischer Einseitigkeit viel besser begegnen konnte als andere. Und doch hat auch ihn die Tragik nicht verschont. Sein Wort, daß er in seinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt habe, ist bekannt genug. Und als er die Ausgabe seiner Werke letzterhand vorbereitete, da gestand er: „Wenn der Mensch nicht von Natur her zu seinem Talent verdammt wäre, so müßte man sich als törig schelten, daß man sich in einem langen



Leben immer neue Pein und wiederholtes Mühsal auflastet." Noch erschütternder aber ist ein ungefähr gleichzeitiges Wort: „Viele Leidende sind vor mir hingegangen, mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das Einzelne wohl schon hätte tödlich sein können." Zu begreifen ist dieses Wort nicht aus den besonders harten Eingriffen des Schicksals, die Goethe etwa in stärkerem Maße als andere hat über sich ergehen lassen müssen, wohl aber aus dem Wesen des Menschen, den sie trafen. Denn wen die Natur zum Mittel und Durchgangsgebiet ihrer höchsten Gestaltung sich erwählt, wen sie zum Sühnopfer auf dem Altar ihres ewigen Werdens bestimmt, den stattet sie mit einer Seele aus, die auf jeden flüchtigen Eindruck der Wirklichkeit, vor allem aber auf jeden leisen Reiz von Lust und Schmerz auf das empfindlichste reagiert. Millionen von Reizen lockender und schreckender, schmeichelnder und quälender Art, die an dem derber gespannten Saitenspiel von uns Alltagsmenschen wirkungslos vorüberziehen, ruhen und rasten nicht, bis sie in jenen Seelen zum Klang werden. Willenlos ausgeliefert den unendlichen Stimmen des Weltalls, wird ihre Harfe in beständiger Erschütterung gehalten, und was wir unser Schicksal nennen, ist für jene dem Leiden geweihten Seelen nur ein winziger Bruchteil ihres Erlebens, und zwar an Umfang wie an Tiefe.

Die höchste Steigerung der Tragik aber erreicht die Natur bei diesen Gezeichneten dadurch, daß sie ihnen Teil an ihrem eigenen Wesen gibt. Sie sind ihre echten Kinder, Geist von ihrem Geist. Und mit heimwehkranken Augen schauen sie deshalb beständig aus einer ihnen ewig fremden Welt von zeitgeheiligter Gesetzlichkeit, die die Menschen Kultur nennen, nach ihrer Mutter zurück. Bei den Zusammenstößen aber, die diese Lieblingskinder der Natur mit den geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzesparagraphen der gerade herrschenden Kultur haben, wird der Kainsstempel auf ihrer flammenden Stirn auch denen sichtbar, die geneigt sind, in den Dichtern leichte, lustige, von des Daseins Qual und Mühsal verschonte Gesellen zu sehen. Dann erfüllt sich das Wort: „Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt." Und bei den mildesten und rücksichtsvollsten Richtern heißt das Verbrechen zum mindesten: genialer Leichtsinn. Genialer Leichtsinn — wenn wir den Begriff etwas näher unter die Lupe nehmen, so erhält er unwillkürlich eine etwas humoristische Färbung. Und der Humor liegt in der Vorstellung, daß sich hier eine verzwickte und verzwängte, durch tausend Kompromisse sich in Herrschaft haltende Kultur zum Richter aufwirft über die Einfalt der Natur. Diesem Humor ist selbst ein Goethe nicht ganz entgangen, selbst da nicht ganz entgangen, wo er uns die tragische Vernichtung als Folge jenes Zusammenstoßes vor Augen führt. Wenn Tasso in heißer Leidenschaft die Prinzessin, die ihm doch auch ihre Liebe verraten hat, an sich reißt und nun ob dieses „ungeheuren" Frevels der gesamte Bau der höfischen Kultur zu erbeben scheint, dann haben wir Not, nicht an das mild verständnisvolle Antlitz von Mutter Natur zu denken, nicht an die humoristischen Lichter, die in diesem Augenblick um ihre Mundwinkel zucken. Und doch wäre es ein grimmiger Irrtum, wenn wir, dadurch verleitet, hinter die tragische Vernichtung ein Fragezeichen setzen würden.

Dieser schmerzvolle, zermürbende Kampf zwischen der Naturgebundenheit des



echten Dichters und der kulturgefesselten Welt ist ein unerschöpflicher Born des Leidens — und deshalb auch der Dichtung. Achten wir genauer darauf, dann finden wir überall in Goethes Werk die Spannungen dieses Kampfes, wir finden sie auch da, wo wir sie am wenigsten suchen. Lesen wir z. B. einmal mit Augen, die auf diesen Punkt gerichtet sind, das Lied des „Bräutigams“ Goethe „Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?“ und wir werden in der eigentümlichen Zerrissenheit der Stimmung jenes tragische Ringen nachzittern fühlen.

Wenden wir uns aber von hier aus zu unserem Ausgangspunkt zurück, dann steigt die Frage auf, weshalb gerade der Dichter, der doch mit dem bildenden Künstler, auch einem Lieblingskinde der Natur, die Grundlagen seiner seelischen Bedingtheit teilt, den Kainsstempel tragen soll. Der Unterschied liegt darin, daß für den bildenden Künstler die Natur, für den Dichter der Mensch das Maß aller Dinge ist. Gewiß steht auch der bildende Künstler inmitten einer streng geregelten Kultur, aber er kann sich ihrem Zwang entziehen, wenn er seiner Seele zur Qual wird. Er reißt getrost ihre bunten Fetzen dem Ebenbilde Gottes vom Leibe und setzt die Reinheit ursprünglichster Schönheit auf ihren Thron. Er kann sich seine „schöne Einseitigkeit“ auch durch die freie Wahl seines Gegenstandes wahren. Der Dichter aber steht immer vor dem Ganzen, auch wenn der Gegenstand, der ihn zum Klingen bringt, noch so gering ist. Das urewige Leiden der Menschheit flutet unausgesetzt durch seine Seele. Ersatz dafür geben ihm keine äußeren Erdengüter, gibt ihm auch nicht das kurze Glück gedrängter Schaffensminuten, noch weniger „der Namensdauer Trug“, wohl aber die Tragik seines Schicksals selbst. Sehen wir in der tragischen Gestalt die erhabenste Stufe, zu der das Menschentum sich aufzuschwingen vermag, weil es auf ihr die Schranken seiner Erdgebundenheit sieghaft übersteigt, dann verwandelt sich uns der Kainsstempel, den wir fliehen, in einen Dornenkranz, vor dem wir uns in Ehrfurcht beugen. Dann geht die Erkenntnis ahnungsvoll durch unsere Seele: der Dichter ist das Herz der Welt.

Nachwort. Wir haben diesen nachdenklichen Ausführungen gern Raum gegeben, als Auftakt zu diesem mehr literarisch gestimmten Heft, haben aber doch den leisen Eindruck, daß der Verfasser das Glück und die Freude des Schaffens unterschätzt. Auch das erhabene Glück der Sendung, die der große Dichter und Prophet in sich trägt, darf in seinem Adel nicht übersehen werden. D. T.

Versäumtes Glück

Von Albert Baetz

Oft schrittest du mit leichtbeschwingten Füßen
Froh auf mich zu;
In deinen Augen stand ein helles Grüßen,
Du warst es, — Du? —
Ich wagte nicht, nach deiner Hand zu fassen,
Ich zauderte und litt —
Und fern verhallte im Geräusch der Gassen
Dein zierlich fester Tritt . . .



Der Schulmeister von Preisingen

Eine Erzählung von Eilhard Erich Pauls

Der Pfarrer war eigens vom Kirchdorfe heruntergekommen, um den neuen Schulmeister, den er für sein liebes Dörflein Preisingen ausgesucht hatte, in Amt und Stallung zu setzen. Und daß ihm damit eine besondere Ehre geschah, wußte das Schulmeisterlein sehr wohl, obwohl der Herr Pfarrer einer Familiensage nach mit der verstorbenen Mutter des Lehrers entfernt noch verwandt gewesen war. Der Pfarrer wollte denn auch, unbeschadet seiner Würde und vorgesetzten Stellung, diesem jungen Menschen seine besondere Liebe erzeigen, wenn er ihn an eigener Hand zu Frau Scholl führte, allwo dem Schulmeister von Preisingen das Quartier ausgemacht war. Frau Scholl knixte ehrerbietig, und die beiden Mädels nahmen ja wohl ihre Zopfbänder in den Mund und strichen die bunten Schürzen glatt. Aber wenn das Schulmeisterlein vor bassem Erstaunen fast vergaß, den Mund zu schließen, so maß doch auch der Pfarrer mit voller Anerkennung die Gestalt der Madame Scholl.

„Ihr wißt ja, liebe Frau Scholl," sagte der Pfarrer, „wie es bei einem so jungen Menschen bestellt ist."

„Dünndarmig!" antwortete Frau Scholl und drehte sich ein wenig in der überquellenden Fülle ihres Leibes. „Das wollen wir schon kriegen. Da brauchen sich der Herr Pfarrer keine Gedanken zu machen. Es tut keinem Menschen auf die Dauer gut, in ungeschmierten Gelenken zu gehen. Aber das hängt ja nur so auf dem Gestelle."

Der Pfarrer räusperte sich doch ein wenig zu seiner Würde zurück.

„Schon recht, liebe Frau Scholl," sagte er, „aber solch ein junger Mensch, meine ich, ist wie ein Füllen auf der Weide, wenn es Frühling ist. Es schlägt hinten und vorne aus. Sie müssen strenge mit ihm sein", mahnte der Pfarrer.

„Oh, Herr Pfarrer!" antwortete in aller Demut die dicke Frau Scholl, „was das anbetrifft, so kommen die milden Gedanken mit dem Fette, das sich an die Muskeln setzt."

Die beiden Mädchen maßen das Schulmeisterlein mit listig vergnügten Äuglein und meinten in ihren Herzen, daß sie der Mutter wohl beistehen wollten, aber das junge Menschenkind wagte die Augen nicht zu ihnen zu erheben. Allzuviel Sonne zu sehen, waren diese jungen Augen doch nicht gewohnt. Und der Pfarrer hielt die Vorstellung für beendigt und forderte seinen neuen Schulmeister auf, ihn eine Strecke Weges zurückzubegleiten, denn noch eines gab es zu bedenken, zu ermahnen, zu warnen, aber dazu schien die Stube der Madame Scholl und ihrer schönen Töchter nicht der rechte Ort zu sein.

„Merk' Er sich, Schulmeister", sagte der Pfarrer ernst, als sie auf der Höhe über dem Dorfe standen, wo der grüne Wald begann. „Merk' Er sich!" und jedes verwandtschaftliche Du war ausgeschlossen. „Merk' Er sich, daß Er ein Schulmeister und ein Schneider ist. Die Mädchen der Madame Scholl sind für keinen Schulmeister und für keinen Schneider."

Und der Pfarrherr ging von dannen. Heinrich Jung, der Schulmeister von Preisingen, blieb ein wenig bestürzt dahinten. Das war freilich richtig, daß er ein Schnei-

der war und von Amts wegen eigentlich nichts anderes als die Schneiderei seines Vaters erlernt hatte. Aber von Mädchen wußte das Schulmeisterlein nichts in seinem unschuldigen Herzen. Und richtig war es freilich auch, daß ihn der Pfarrer seiner Heimat — aber die lag fünf Wegstunden hinter dem Walde —, als er ihn, einen vierzehnjährigen Jungen, eingesegnet hatte, eines Tages an der Hand genommen und ihn zum Schulmeister eines benachbarten Dorfes gemacht hatte, weil es sich herausgestellt hatte, daß er einen anschlägigen Kopf und in mancher Konfirmationsstunde erstaunliche Antworten gegeben hatte.

„Da bist du, Schulmeister mit vierzehn und einem halben Jahr, und da sind die andern Bengels und Mädchen. Nun vertragt euch miteinander."

Aber das war ja kein Grund, die Augen bis zu den schönen Töchtern der Madame Scholl zu erheben. Wie war sie gewaltig in der Fülle ihrer Erscheinung! Da blieb man freilich ein Schneider und ein blutarmes Schulmeisterlein, wenn man auch mittlerweile fast zwanzig Jahre alt geworden war und zum drittenmal den Schneidertisch mit dem Lehrerpult und die Nadel mit dem Bakel vertauschte.

Denn, das muß vielleicht gesagt werden, daß die Geschichte sich zu der Zeit zutrug, da der große Friedrich von Preußen seinen Ersten Schlesischen Krieg in einem andern Teil des deutschen Vaterlandes führte, ohne daß Preisingen etwas davon merkte.

Preisingen! So mußte das Dörflein heißen, und keinen besseren Namen gab es für so viel gottgegebene Schönheit. Heinrich Jung, der Schulmeister, stand auf der Höhe und blickte fast verzaubert in das Tal hinab. Vor der Blütenlast der Obstbäume waren fast die Häuser nicht zu sehen. Aber die Kirschen und die Birnen und die rot umhauchten Äpfel trugen die Last ihrer Blüten so beseligt leicht, daß die frohesten Gedanken in ein bald bewegtes Jünglingsherz einzogen. Die Häuslein waren weiß gekalkt und verschwanden fast unter dem Schnee der Obstblüte. Wo sich aber ein Rauch verheißend in die Höhe hob, da drehte auch der sich und tanzte im leichten Winde, als gäbe es niemals irgend etwas, das einem jungen Menschenherzen ein schweres Erleiden sein könnte.

Unter den Obstbäumen hervor und rund um das stille Dorf läuteten auf weißlichgrünen Wiesen die Ziegen, wenn sie ihre Köpfe vom Futter in die Höhe warfen. Und wenn am Bach, der ein schwarzes Band zu sein schien für den, der von der Höhe auf ihn blickte, der aber fröhlich mit den summenden Bienen über ihm in den Frühling hineinorgelte, wenn an diesem Bache die Jungen sprangen und spielten, welche die Ziegen hüten sollten, so waren das fortan des Schulmeisters Schuljungen, und die Liebe zu denen, die seiner Hut empfohlen waren, schwoll in dem Herzen des jungen Menschen. Die Augen wurden ihm feucht, denn es schien ihm alles wie ein Geburtstagsgeschenk eines lieben Gottvaters vor ihm ausgebreitet zu sein.

Er setzte sich auf einen Stein, weil er alles noch einmal von Herzen betrachten wollte, weil er alles vorweg in sein allezeit offenes Herz nehmen wollte, was ihm der liebe Gottvater als eine Schönheit und eine Arbeit einbeschert hatte. Ein wenig errötete Heinrich, als er sein Notizbuch hervorholte und den Bleistift anfeuchtete, und was er tat, hätte er niemals getan, wenn ein Zuschauer ihm in der Nähe gewesen wäre. Aber weil er allein war vor dem Waldrande, welcher dunkelte, auf der



Die Gott-Welt in sein Ich hineinziehen und sein Ich wieder in die Gott-Welt hinausgießen — darin haben wir den wundersamen Rhythmus von Goethes Leben: Ganymed und Prometheus. Aber, um bei dem Bilde zu bleiben, das Atemholen beansprucht eine längere Zeitspanne als das Ausstoßen. Und vor allem bei dem künstlerisch veranlagten Menschen ist eine schier unbegrenzte Aufnahme des Weltganzen die Voraussetzung für zwar gedrängte, aber rasch vorbeieilende Minuten des Schaffens. Ja dieses Schaffen selbst ist in seinem Kern nicht ohne weiteres jenem Handeln gleichzusetzen, das dem Leiden das Gegengewicht hält. Es hat mit dem Ausatmen auch die Eigentümlichkeit gemein, daß es sich unwillkürlich und zum Teil unbewußt vollzieht. Ja Goethe warnt sogar vor einem bewußt verstärkten Ausstoßen, d. h. vor einem mit Anstrengungen verbundenen Schaffen. „Nehmen Sie sich in acht vor einer großen Arbeit!" sagt er einmal zu Eckermann. „Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat."

Es läßt sich leicht zeigen, aus welcher Erfahrung diese Warnung geflossen ist. Goethe hat ja wiederholt betont, daß ihm das Beste zu seinem Kunstwerk immer von der Natur geschenkt sei. Je größere Mühe und Tätigkeit nun die Gestaltung dieses köstlichen Geschenkes erforderte, um so mehr verlor es für sein Gefühl den Glanz der Ursprünglichkeit. Er mußte, wollte er es zur Vollendung führen, sich qualvoll einseitig auf das vorschwebende Ziel einstellen, mußte kraftvoll alles, was sich an Neuem während der Arbeit andrängte, abweisen, mußte also auf die ruhige Allseitigkeit seines Lebensgefühls verzichten und um der Tat willen sich auf eine scharf gezogene Linie beschränken.

„All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente",

heißt es einmal in den „Zahmen Xenien". Es liegt darin die grundlegende Erfahrung des Goetheschen Lebens, die uns auch blitzartig seine intensive Beschäftigung mit der Naturwissenschaft beleuchtet. Goethe fühlte sich als einen Teil der wirkenden und schaffenden Natur und betrachtete sein Werk nicht anders als eine Blüte oder Frucht, wie sie die Natur hervorbringt. Bewußtes und gewolltes Ringen entfernte das Gestaltete notwendig von dem geschauten Urbilde. Die Unlust zur endgültigen Ausführung fast aller seiner größeren Werke, die sich in der launenhaft erscheinenden Unterbrechung seiner Arbeit daran ausprägt, erklärt sich daher.

Ein solches dichterisches Schaffen aber, das in zielstrebender Anstrengung und bewußter Arbeit mehr Lebenshemmung als -förderung empfindet, ist in der Tat mehr ein Leiden als ein Handeln.

Und so stellt es denn Goethe auch folgerichtig dar in der Dichtung, in der ihm sein Zwiespalt zwischen Tat und Leiden so sehr zum Problem wurde, daß er in der Gestaltung sein eigenes Wesen in zwei feindliche Personen zerspalten mußte, im „Tasso".

Der übliche Hinweis darauf, daß in der Zeit von Goethes stärkster Belastung durch die Staatsgeschäfte seine Muse in ihren Rechten verkürzt worden sei, erscheint uns recht äußerlich. Man degradiert damit Goethe, der sein Leben immer über sein



Dichten gestellt hat, zu einem Nur-Dichter, einem Literaten, dessen Hauptaufgabe es gewesen wäre, der Welt nur möglichst viele bedeutende Dichtwerke zu schenken. Der Zwiespalt, um den es sich hier handelt, war in Goethe immer vorhanden, und er hat sein ganzes Leben hindurch nach dem Ausgleich suchen müssen.

Die „Disproportion des Talents mit dem Leben", wie Goethe selbst die Idee des „Tasso" bezeichnete, kommt im Drama in den beiden Gegensätzen Tasso und Prinzessin und Tasso und Antonio zum Ausdruck. Der erste stellt die leidenschaftliche Naturgebundenheit des Genies der kühlen Gesetzlichkeit einer von der Kultur beherrschten Welt gegenüber, der andere das leidende dem tätigen Erobern der Welt. Bei dem zweiten Gegensatz ist nun das Interessanteste, daß Tasso, der soeben ein unsterbliches Kunstwerk vollendet hat, dessen rastloser Fleiß ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht nur von dem Vertreter der handelnden Welt als Müßiggänger hingestellt wird, sondern sich selbst bei einem Vergleich seiner Welt mit jener seiner Nichtigkeit bewußt wird. Das ist um so merkwürdiger, als das leidende Erobern der Welt ja ein viel umfassenderes, eindringlicheres ist, als das der staatsmännischen Arbeit vergönnte. Das ganze Weltall als Einheit ist es, was der Dichter bei seinem „Müßiggang" in sein Ich hineinzieht. Aber dieses Erobern ist kein Tun, es ist ein Beeinflußtwerden, ein Erleiden der Welt. Und Tasso hat selbst ein klares Gefühl für das Wesentliche des Unterschieds. Es spiegelt sich in der Niedergeschlagenheit wider, die die Schilderung der Welt des Handelns durch Antonio in ihm zurückläßt:

> „Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
> Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
> Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
> Ein Widerhall, im Nichts mich zu verlieren."

Hier haben wir die Tragik des Dichtertums, die auch kein frohbewußter Gedanke an das vollendete Kunstwerk aufwiegen kann. „Meine Werke gewonnen, mein Leben verloren", in diese lapidare Form hat Wilhelm Raabe diese Tragik geprägt. Und wie steht es denn in Wirklichkeit mit dem „Gewinst"? Hat der Dichter seine Werke denn für sich gewonnen? Sie entstehen ja gerade dadurch, daß er sich von ihnen löst. Dann gehören sie der Welt an und haben ihr eigenes Schicksal. Als abgelegte Schlangenhäute hat Goethe sie einmal bezeichnet und damit sein Verhältnis zu ihnen in einem äußerst treffenden Bilde ausgedrückt. Ebenso klar und scharf spricht Börries von Münchhausen dieses von der Menge kaum begriffene Verhältnis aus:

> „Aber was aus dieser Brust gesprungen,
> Sieht mich heute fremd und finster an,
> Seit ich ihm sein Leben eingesungen,
> Löste es sich ganz aus meinem Bann,
> Gleichberechtigt meinem eignen Leben
> Ward der Wirklichkeit gewordne Traum,
> Die befreienden Befreiten schweben
> Heute mir vorbei und grüßen kaum."

Ist dem aber so, was bleibt dann, innerlich gesehen, dem Dichter als Resultat seines Schaffens anderes als eine erschütternde seelische Leere so lange, bis neues Leiden neues Blühen — oder Bluten zeitigt?



Höhe, darauf die Blumensterne gelb und rot und heimlich blau leuchteten, weil er allein war über dem weiten Tal, das ohne Laut feierte, über dem stillen Dorf, darin seine Arbeit auf ihn wartete, so tat er, was er vor jedem Menschen als ein schönes Geheimnis verbarg. Er schrieb Verse in sein Buch:

Weiße Apfelblüte,
Schnee auf jedem Baum —
Und die Sonne glühte
Über weitem Raum.
War es mir, als wollt' ein Träumen
Himmel und die Erde säumen.
Preiset Gott den Herrn!

Linde, leise Lüfte,
Honigsüß beschwert —
Und die weichen Düfte
Trafen unbewehrt
Ach! mein Herz, und welche reifen
Früchte wirst du sommers greifen?
Preiset Gott den Herrn!

Still in Frühlings Mitte,
Der sie silbern hält,
Lächelnd eine Blüte
Liegt nun meine Welt,
Liegt, was Liebes oder Leides
Mir der Sommer segnet beides:
Preiset Gott den Herrn!

Am andern Morgen brachten sie alle drei ihr Schulmeisterlein auf den Weg zur Schule, bis vor die Haustür geleiteten ihn die drei Frauenzimmerchen, und wenn sie nicht schon so erwachsen gewesen wären, in die Spinnstube an Winters Abenden und in die Tanzsäle gingen, wenn die strenge Frau Mutter es erlaubte, so wären die beiden Mädchen, so wären Maria und Anna Scholl gar zu gerne mitgegangen, hätten sich unter die andern Mädchen gesetzt und hätten auf den Schulmeister gepaßt, da er doch nun ihr Schulmeister war. So trat Maria nur, welches ein Jungferchen war von neunzehn stattlichen Jahren und trotz aller mädchenhaften Schlankheit in mütterliche Fülle und Gewalt traulich hineinzuwachsen versprach, — so trat Maria, die der Balthasar des Teichmüllers doch schon zu seiner Eheliebsten zu haben begehrte, nur an ihren Schulmeister heran und bürstete ihm den Rockkragen glatt, auf dem kein Härchen mehr zu sehen war. Heinrich Jung aber sah in den goldenen Morgen hinaus und sprach fast mit ein wenig bebender Stimme:

„Es ist, wie wenn eine Mutter zum erstenmal ihr Kindlein in die Arme nimmt. Die Wehmutter hat es aus den Windeln genommen und legt es der glücklichen, blassen Mutter, die noch ein wenig müde in den Betten liegt, in die ausgestreckten Arme. Nun schießt der Strom der Liebe aus übervollem Mutterherzen auf das Kindelein und dem Kindlein in das Herze, und der Bund ist geschlossen, der niemals reißt. Ach, ich habe meine Mutter früh verloren! Aber so sind mir die Kinder von Preisingen anvertraut, und so will ich sie liebhaben."

Anna ging hin und steckte ihm die Blume in das Knopfloch, die sie vor dem Hause gepflückt hatte, duftenden Goldlack, und war selbst so ein dunkelbraunblonder Goldlack im Schmuck ihres krausen Haares und senkte schüchtern die Lider mit langem schwarzen Seidenbehang über ihre dunklen Traumaugen. Maria, die ältere Schwester, mußte den eigenen Kleidrock bürsten, weil bei ihrem Schulmeisterlein nun wirklich nichts mehr zu bürsten war.

„Sie sind wie Wachs und Ton," sagte Heinrich Jung, „dem Künstler in die Hand gegeben. Und was er aus ihnen macht, Kunstwerk oder Stümperzeug, das ist seine Sache. Aber der Herrgott einst wird jede Seele von ihm fordern."

Mutter Scholl steckte ihm das Butterbrot, fein säuberlich in Papier gewickelt, in die Rocktasche. Sie meinte, eigentlich müßte sie diesen Jüngling noch auf die Arme nehmen und mit Wiegenliedern ihn beruhigen. Wie konnte man nur so etwas allein in die Welt und gar in die Kinderschule lassen! Aber die Mädchen standen mit gefalteten Händen.

„Es ist mir fast, als ginge ich in einen schwarzen Wald", sagte Heinrich Jung. „Groß und unbekannt liegt der Wald vor mir, aber irgendwo in dem großen Walde steht die Zauberblume. Was kann die Zauberblume, die ich finden muß? Alle Türen schließt die Zauberblume auf, alle Herzen öffnet sie. Es gibt so viele verstockte Herzen in der Menschenwelt. Aber die Zauberblume muß ich finden in dem großen Walde."

„Hu!" sagte Mutter Scholl, „Wölfe sind im großen Wald, die fressen kleine Kinder. Aber nun wird es Zeit, Heinrich, daß du gehst."

Er gab ihnen noch einmal allen die Hände. War es nur Zufall, daß er die Hände Marias in den seinen hielt und wußte es nicht? Nur Anna sah es, und um ihren Mund zuckte es wie Kinderweinen. Noch im Gehen wandte sich Heinrich zu ihnen zurück.

„Es ist solch ein wunderbarer Frühlingsmorgen", sagte er. „Das nehme ich mir zum guten Zeichen. So bin ich ausgesandt, in den Herzen meiner Kinder Freude zu säen."

Die drei Frauen sahen ihm nach, als er gegangen war. Bis ein vorspringendes Nachbarhaus ihn ihren Blicken entzogen hatte, sahen sie ihm nach, und hatte ein jedes seine eigenen Gedanken.

„Wie soll so etwas durch die Welt kommen?" fragte Madame Scholl. „Da muß der liebe Herrgott für ihn eigens noch eine neue Welt bauen, oder er muß seine alte Welt durch eine zweite Sündflut reinwaschen, ehe so etwas hineinpaßt. Mädchen, wir müssen sehr auf ihn aufpassen, sonst zerbricht uns das am nächsten Lattenzaun."

„Wir müssen ihn sehr lieb haben, Mutter", sagte Anna in ihrer siebzehnjährigen Unschuld. Und die Mutter nickte fröhlich dazu. „Das erleb' ich noch," sagte sie, „daß so etwas als ein Bettler vor meiner Türe steht, wenn die Wölfe ihn halb tot gefressen haben."

Aber Maria verteidigte tapfer ihr Schulmeisterlein.

„Oder eines Tages, wenn wir ihn gut behandelt haben," sagte sie, „hält eine Kutsche vor unserer Türe. Vier Pferde sind vorgespannt, und ein Diener sitzt neben dem Kutscher auf dem Bock. Dann steigt er heraus und ist ein Herr geworden."

„Dann wird wohl auch seine Frau noch in der Kutsche sitzen," sagte Mutter Scholl beinahe grob, „die sie ihm da irgendwo aufgehängt haben. Aber nun wollen wir noch einmal frühstücken."

Und das taten sie und sprachen von ihrem Schulmeister Heinrich Jung, der sich später, als wirklich etwas aus ihm geworden war, Jung-Stilling nannte.

Aber der Schulmeister war in seiner Schule. Er hatte mit den Kindern gebetet,

doch das Singen war noch nicht so ganz nach Wunsch gegangen. Dann hatte er ihnen allen ihre Aufgaben gegeben, den großen Jungen ein wenig Rechnen, den großen, schlanken Mädchen ein paar Katechismusfragen, den Kleinen hatte er die Schreibprobe an die Wandtafel geschrieben, und den Schützen malte er die Buchstaben auf ihre Schiefertafel. Und weil die Kinder noch abwartend saßen, was daraus werden sollte, so ging es in der Schulstube fein lieblich und still her.

„Zwei Schulstunden wollen wir heute morgen halten", sagte der Lehrer. „Und wenn ihr gut fleißig seid und mit euren Aufgaben fertig geworden, dann erzähle ich euch eine schöne Geschichte."

Das war denn allerdings etwas ganz Neues. Aufgaben, mit denen man zur Not in einer Viertelstunde fertig werden konnte, hinterher statt Bakel, Eselsohren, Katzenpfoten oder Eckestehen wurden einem schöne Geschichten versprochen. Da murmelte der Chor bald emsig, und es ging wie in einem Bienenhause. Heinrich Jung aber bekümmerte sich nicht weiter um die Jungen, nicht weiter um die Mädchen oder die Kleinen. Er suchte im Pult und in den Ecken des Schulzimmers, ob er etwas fände. Ja, eine Brotrinde, die die Mäuse vergessen hatten, viel Schmutz in allen Winkeln, und ein altes, dickes Buch in einer Ecke.

„Das ist zum Knien da", sagte eines der großen, schlanken Mädchen.

Heinrich sah sie staunend an.

„Wenn eines bös gewesen ist," erklärte ein zweites Mädchen, „dann muß es einen Schultag lang mit den Knien darauf liegen."

Heinrich hob das Buch und reinigte es vom Staube. Da war es die Zerstörung der königlichen Stadt Troja, nach dem alten griechischen Sänger Homer übersetzt und in deutsche Verse gebracht. Ach, die Schulkinder waren alle viel zu früh mit ihren Arbeiten fertig und verlangten ihre versprochene schöne Geschichte. Sie mußten beinahe erst laut werden, ehe Heinrich Jung überhaupt von den vergangenen Zeiten des trojanischen Krieges erwachte, und ehe er wußte, wo er war und was sie von ihm wollten.

„Nun müßt Ihr uns die schöne Geschichte erzählen, Schulmeister", sagten die Jungen und die Mädchen, die gar nicht so recht eine Vorstellung hatten, was eine schöne Geschichte wäre.

„Ja," antwortete der Schulmeister, „aber das tun wir nicht im Schulzimmer. Hinter die Baumgärten wollen wir gehen auf den Anger. Da will ich euch erzählen."

Sie jubelten und rannten noch vor ihm hinaus. Da waren alte Weiden am Bache. Auf einem Weidenstumpf saß der Schulmeister und ließ kleine Steinchen ins Wasser fallen zwischen dem Erzählen hindurch. Die großen, schlanken Mädchen saßen am Ufer und spielten mit den nackten Füßen im klaren Wasser. Die großen, eckigen Jungen lagen mit dem Bauch im Grase und träumten mit offenen Mäulern hinter des Schulmeisters Geschichten her in den Himmel hinein. Die Kleinen pflückten Blumen und begaben sich auf die Schmetterlingsjagd, wenn sie einmal nicht mehr begriffen, was der Schulmeister erzählte. Und einen um den andern Tag erzählte Heinrich Jung, was er einst gelesen, gehört, gelernt, erlebt oder erträumt hatte. Einen Unterschied zwischen all dem kannte Heinrich Jung nicht mehr. Von der schönen Genovefa erzählte er, und wie sie verfolgt im Walde saß. Die Rehlein und die Hirsch-

kühe kamen mit ihren Kälbern zu ihrer Höhle. Und vom Schwert des Kaisers Karl erzählte er ein andermal, das in der Pfalz aufgehängt war, und wer es dröhnend an die Glocke schlug, bekam sein Recht. Vom Kaiser Oktavian wieder ein anderes Mal und von den vier Haimonskindern. Tag um Tag und jede Woche, und die Kinder wurden nicht müde.

„Aber wenn wir heute nachmittag Schule gehalten haben, wollen wir singen", sagte der Schulmeister.

Die im Dorfe wunderten sich über den Frieden, der im Schulhause herrschte. Aber am frühen Nachmittag, wenn die Mutter ihr Schläfchen hielt, saßen die Schwestern einträchtiglich, wie sie bisher durch das Leben gegangen waren, in der Laube, die zuhinterst im Baumgarten errichtet war. Sie hatten eine Hausarbeit vor, wie sie die Jahreszeit nötig machte, und verrichteten sie in gemeinsamer Beschäftigung. Sie hatten bis hierher keine Geheimnisse voreinander gehabt und konnten über alle Dinge des Dorfes miteinander plaudern, wenn es irgend etwas zu plaudern gab, oder konnten in herzlicher Geschwisterliebe miteinander schweigen, weil am ganzen Mittag die Bäume und die Sträucher, die Gräser und die Blumen schliefen und die Tierlein zwischen all dem Grünen. Aber nun kam Heinrich Jung und setzte sich zu ihnen, weil sein allezeit offenes Herz nur glücklich sein konnte, wo es seine Schönheiten mitteilen konnte.

„Das Schönste, was sich finden läßt," sagte Heinrich, „das kann der Mensch nur in seiner stillen Einsamkeit finden. Aber was er gefunden hat, bekommt erst den Glanz des Goldes, wenn er es den anderen schenkt, die sich mit ihm freuen können. Wir sind nicht verlassen, wenn wir allein sind; aber wo das Menschenkind vor verschlossenen und verstockten Herzen steht, da ist es verlassen."

„Du hast die Zauberblume im großen Wald gefunden", antwortete Anna und beschattete ihre träumenden Augen.

„Ich bin als ein Kind einmal in diesem Wald gewesen", erzählte Heinrich. „Weil mein Vater auf dem Schneidertisch zu tun hatte und meine arme Mutter gestorben war, so ging ich mit dem Großvater in den Wald hinein und merkte nicht, daß der Großvater, weil er schon ein alter Mann war, sich im Gehen schwer auf seine Axt stützte. Er wollte Holz für den Winter schlagen, und ich kürzte ihm den Weg mit meinen Geschichten. Das Märchen erzählte ich ihm, das von Jorinde und Joringel handelt, und Jorinde war von der bösen Hexe verzaubert, und Joringel fand die rote Zauberblume, mit der er alle Jungfern entzauberte."

Maria, weil sie die ersten Schoten in ihrer Schürze hatte, schob ihm ein paar süße Erbsenkugeln hin, und daß ihre Hand dabei auf seinem Arme liegen blieb, vertraulich streichelnd, solange er die Erbsen aß, das sah Anna unter dem Schleier ihrer Lider hervor. Sacht bebte das Herz.

„Du hast die Blume noch, Heinrich," sagte Anna leise, stockend, fast als müßte sie aufsteigende Tränen verbergen. „Du hast die Blume noch, Heinrich, aber sie entzaubert nicht. Sie verzaubert die Herzen."

Heinrich sah erstaunt zu dem Mädchen auf. Er begriff das Mädchen nicht, aber die neuen süßen Erbsenkugeln aus den grünen Schoten rieselten aus Marias Hand. Und die Hände hielten sich.



„Mit meinem Großvater war ich auf eine Lichtung gekommen", erzählte Heinrich. „Hier sollte ich warten auf ihn, bis er wieder käme. Als er wiederkam, erschrak ich, denn der Großvater sah selig und verklärt auf mich nieder. Er habe die Wunderblume gefunden, sagte er, von der mein Märchen gesprochen hätte. Auf eine wunderschöne Wiese sei er gekommen mit dieser Blume, darauf sei ihm meine liebe Mutter entgegengekommen, die nun doch schon viele Jahre tot war. Da hätte er gewußt, daß es die Himmelswiese gewesen wäre, aber er sei bereit und froh, daß er nun bald in seines Herrgotts Freude eingehen dürfe."

Die Mädchen waren still wie in der Kirche. Und wie in der Kirche sahen sie vor sich nieder. Die Sonne rieselte Licht vom Himmel herab, und aus der Erde stieg feuchte Wärme empor. Eine schwarze Amsel hüpfte durch die Rabatten. Sie bohrte den gelben Schnabel in die schwarze Erde, stemmte mit den Füßen zerrend dagegen und zog einen Regenwurm aus seinem Verstecke. Aber sie verschluckte den Wurm, der sich hilflos wand, nicht. Eine junge Amsel, aufgeplustert das Federkleid, noch gesprenkelt und häßlich ungelenk, saß unter den Büschen und riß den Schnabel auf. Es piepte gierig und verschlang schluckend den Wurm, den ihm die Mutter zusteckte. Sie hatten das alles gesehen, ohne eigentlich irgend etwas wahrgenommen zu haben.

„Dein Großvater, Heinrich?" fragte Maria ein wenig verzagt.

„Er wollte das Dach mit neuem Stroh ausflicken," sagte Heinrich, „und fiel herunter."

Sie erschraken. Es war ihnen doch ein furchtbares Ereignis.

„Er freute sich bis in die letzte Minute hinein, daß er meine Mutter nun bald sehen könnte", sagte Heinrich.

Die Mädchen ließen ihre Köpfe hängen, nur verborgen und verlegen wagten sie zum Schulmeister hinüberzulugen. Der fühlte seine Augen feucht werden im Gedenken an die Mutter, die ihm doch sehr frühe gestorben war.

„Du hast deine Mutter sehr lieb gehabt?" fragte Maria und erschrak heftig über die Kühnheit solcher Frage. Sie hoben beide die Köpfe. Anna hatte die dunklen Augen voll aufgeschlagen und brannte herüber.

„Ja", antwortete Heinrich einfach.

Aber nach einer Weile setzte er wie selbstverständlich, merkwürdig trocken hinzu:

„Ich habe alle Menschen lieb, die guten Herzens sind."

Maria senkte das Haupt, brennend und über und über rot bis unter die Haarwurzeln. Und Anna, als sie das Erröten der Schwester bemerkte, stand still auf und ging aus der Laube.

Die Mutter rief zum Vespern. Und wenn die Mädchen nun einander trafen, gingen sie scheu und furchtsam aneinander vorbei, und es stak ihnen doch das Aufweinen dicht in der Kehle bei jeder ihrer Begegnungen. (Schluß folgt)



Robert Haag

Dorfrühling

Aus Scheffels Reich

Unveröffentlichte Briefe

Vorbemerkung. Die folgenden Briefe, die uns das Wartburg-Archiv freundlich zur Verfügung stellt, sind der Öffentlichkeit noch nicht bekannt. Man sieht auch in diesen Bekundungen des Großherzogs Karl Alexander seine herzliche Teilnahme für Scheffel und für sein Thüringen mit den Brennpunkten Weimar und Wartburg. Dieser edle Fürst war sich seiner Kulturaufgabe voll bewußt. Daß er mit seinen Werberufen nicht viel Erfolg hatte, ist eine Sache für sich und tut seinen entscheidenden Verdiensten um den Wiederaufbau der herrlichen Burg keinen Abbruch. So lese man diese Briefe als Ergänzung zu den neulich (im Oktoberheft) hier erstmals veröffentlichten Briefen von Scheffel. D. T.

* * *

(An den Wartburg-Kommandanten Bernhard v. Arnswald.)

Im römischen Haus, den 9. Mai 1859.

Ich sende Ihnen dankend den Brief Scheffels zurück. Daß er jetzt nicht ganz kommt, ist mir ein Kummer, größer als ich ihn zu schildern vermag. Aber um so mehr müssen wir an seinem Kommen, an sein Fesseln an den Thüringer Boden, so Gott will, arbeiten. Ich bitte Sie, mir dabei zu helfen. Vor allem reden Sie ihm die absurde Idee aus, Soldat zu werden. Er soll die Heere des deutschen Vaterlandes begeistern, ihre Taten besingen, zu neuen die Kämpfenden fortreißen, aber selbst das Gewehr nehmen nicht. Schiller wäre der miserabelste aller Soldaten geworden, ewig aber, indem er nicht Soldat blieb, sondern die Soldaten besang, wird er begeistern alles, was je einen Säbel in die Faust nehmen wird. Schreiben Sie dies Scheffel. Auch ich tue es. Überreden Sie ihn, dennoch zu kommen, ganz zu kommen, hören Sie nicht auf mit Bitten und Drängen. Warum würden die Eltern mit dem Sohne nicht mit herüberziehen? Werfen Sie dies Wort hin.

... Auf baldiges und fröhliches Wiedersehen, so Gott will. C. A.

Den 11. Mai.

Senden Sie meinen Brief an Scheffel, dessen Adresse ich nicht genau weiß. Wie gesagt, drängen Sie auf sein Kommen und proponieren Sie in meinem Namen, daß die Eltern mitziehen. Vorläufig würden die drei in Eisenach bleiben.

* * *

(An B. v. Arnswald.)

Hochverehrter teurer Freund!

Diesmal kann mich nur meine Mappe rechtfertigen. Ich betrachte es als eine gute Fügung, daß mich meine Wege unvorhergesehen länger durch Franken führten. In einsamen stillen Wanderungen ist die echte, gute Poesie, der ich vergebens an der Donau nachzog, wieder im Herzen wachgeworden ... und eine Fülle von Liedern will sich losringen. Ob mir der alte Wolveram von Eschenbach den Pfad in seine Berge gewiesen? Ich wäre auf der Wartburg mit zu wenig Sammlung und etlicher politischer Verstimmung, die alles Schaffen lähmt, gewesen, wenn ich vor drei Wochen schon geblieben wäre. Jetzt ist das Herz ruhig und sangeslustig, wie seit Jahren nicht. Dazu bedarf es aber, wie mir leider die Erfahrung wieder zeigt, der absoluten Einsamkeit, unterbrochen durch große Fußwanderungen.

Deshalb bitte ich inständigst um Nachsicht für mein Ausbleiben. Ich lebe in einer ehemaligen Klosterzelle, jeden Morgen hänge ich die Tasche um und ziehe, wie ein Jäger, weit ins Waldgebirg. Dort, auf Plätzen, wo nur Wild und Vögel um mich her sind, fallen mir die besten Gedanken ein und jeden Abend bring' ich als Jagdbeute ein Lied mit heim. Viele davon werden sich, als leichtes Ornament, der Viola einfügen.

Ich schreibe Ihnen als besten Gruß, den ich bieten kann, ein halbes Dutzend ab; die Mappe hat doppelt und dreifach soviel. Außerdem gestaltet sich der Meister Conrad, der Passauer Nibelungendichter. (Die beigelegten Lieder sind jetzt meist in „Frau Aventiure" gesammelt. D. T.)

Warum läßt sich das Leben in der Welt, der bewegten, fröhlichen Menschenwelt, so schwer mit dichtendem Schaffen vereinigen? Es ist mir selbst ein Rätsel. Aber da mir seit Jahren die Stimmung nicht so günstig war, will ich sie festhalten; bis das Haupt müde geworden.

Dann wage ich immer noch, die alte Gastfreundschaft, die ich durch treuloses Ausbleiben fast verwirkt, zu erbitten.

Ich hoffe, Sie beruhigen mich darüber, daß mir Seine Königl. Hoheit nicht böse sind. Die Dichter müssen in Gottes Namen einige Kometenbahnen durchlaufen, und mein hoher Gönner will mich ja der Dichtung zurückgeben.

Seit drei Wochen habe ich fast kein Wort gesprochen und ganz innerlich gelebt. Aber wenn mir wieder ein Lied gelungen, draußen im einsamen Bergwald, bin ich glücklich wie ein Kind und denke, daß es Ihnen und dem Burgherrn, dessen ich täglich denke, auch Freude macht.

Meine innigsten Grüße begleiten dieses Blatt.

Ihr getreu ergebener Joseph Vict. Scheffel.

Kloster (itzt Schloß) Banz in Franken
(Eisenbahnstation Staffelstein), 3. August 1859.

* * *

(An Arnswald.) Weimar, 17. Januar 1865.

Mein lieber Arnswald! Indem ich Ihnen beigefügt den Brief Scheffels zurücksende, danke ich Ihnen sowohl für seine Mitteilung als für Ihre eigenen Zeilen, die ich gestern erhielt. Sie kennen mich genug, um überzeugt zu sein, daß ich Dichter und Künstler ziemlich zu nehmen weiß, wie dieselben gewöhnlich genommen sein wollen. Sie werden mir daher glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß mich in Scheffels Auffassung nichts befremdete und kaum etwas unangenehm berührte. Sie werden mir ferner glauben, daß ich nach wie vor diesen seltenen Menschen wie seltenen Dichter mir zu erhalten bemüht sein werde, und werden mir gewiß, ebenfalls wie bisher, Ihre freundschaftliche Hilfe beweisen. Vorderhand schreiben Sie ihm, daß ich, so Gott will, im Frühjahr mir seine Gegenwart auf der Burg erbät'.

... Meine herzlichsten Grüße für Ihre Frau Mutter verbinde ich mit der Versicherung unwandelbar freundschaftlicher Gesinnungen, welche für Sie hegt

Ihr Carl Alexander.

* * *

(An Scheffel.) Weimar, den 9. Februar 1865.

Soeben, mein lieber Scheffel, berichtet mir Arnswald den Verlust, den Ihre Familie, den Sie erlitten haben. Sie werden es natürlich finden, daß ich in Ihrem Schmerze zu Ihnen trete, denn es ist das Vorrecht befreundeter Seelen, vor allem das Leid miteinander zu teilen. Lassen Sie mich denn dieses Ihnen gegenüber tun, und daß dies herzlich gemeint ist, wissen Sie, weil Sie es fühlen. Jeder Verlust, den wir durch das Vorangehen uns teurer Menschen durchleiden, befestigt in uns die Überzeugung, daß es nur eine zeitliche Trennung ist, daß wir die, um welche wir weinen, mithin wieder finden werden und müssen. In diesem — ich möchte sagen: notwendigen Gefühl der Menschenbrust, liegt ein mächtiger Trost. Möge er Ihnen recht zuteil sein. Möge auch der freudige Stolz, mit welchem Ihre Mutter auf Sie blickte, eine Kraft Ihnen werden, weiterzustreben auf der schönen Bahn, die Gott durch den Geist, den Er Ihnen gab, geöffnet, gesichert hat. Hierinnen wird ein großer Trost auch für Ihren Vater liegen, den ich Sie von mir teilnehmend zu grüßen bitte.

Diese Bahn aber, darauf komme ich immer und immer dringend zurück, verknüpfen Sie mit Weimar, mit mir, denn auch das ist ein notwendiges Gefühl, daß das Edelste deutscher Nation, namentlich im Gebiete des Schönen, der Kunst, der Wissenschaft, sich heimatlich fühle und finde in diesem Land — wieviel mehr Sie, dem ich mit Ihnen wohlbekannten freundschaftlichen Gesinnungen die Hand reiche als Ihr

Sie aufrichtig liebender

Carl Alexander.

Leere Tage

Von Heloise von Beaulieu

Blätterte in alten Taschenbüchern heute,
Drin ich kurze Zeilen eingetragen:
Ein Glossar zu meinen Lebenstagen,
Leidiges, und manches, das mich freute.

Hier ein Buch, das mir als Freund begegnet;
Sonnenuntergang am Ostseestrand;
Tröstlich ferner Brief aus fernem Land;
Selten: Arbeit war mir heut' gesegnet.

Kurze Worte, die von Leide schwer;
Hier die karge Zeile: Dunkler Tag! ...
Doch ich sinne jenen Tagen nach,
Deren Raum im Buche weiß und leer.

Ungelebte, inhaltlose Tage,
Mir zur Freude doch, zum Leid gegeben!
Leere Blätter ihr in meinem Leben,
Aus euch hebt es sich wie leise Klage ...

Der historische Hintergrund für Goethes „Torquato Tasso"

Von Prof. Dr. Hugo Willrich

Als Goethe zum erstenmal nach Italien pilgerte, da führte er in seinem bescheidenen Reisegepäck außer anderen unfertigen Dichtungen auch die beiden ersten Akte des „Torquato Tasso" mit sich, um sie im Lande seiner Sehnsucht zur Vollendung reifen zu lassen. Und als er nach längerem Aufenthalt in der Zauberstadt der Lagunen das Kurierschiff nach Ferrara bestieg und die beiden Herbstnächte der eintönigen Fahrt in seinen Mantel gehüllt einsam auf dem Verdeck zubrachte, da mögen ihm die Gestalten des werdenden Dramas vor die Seele getreten sein, Gestalten, die mehr seiner Phantasie und dem eigenen Erlebnis ihre Züge dankten als den dürftigen Quellen, die ihm bis dahin die Kenntnis nicht der Geschichte Tassos, sondern der Tasso-Legende vermittelt hatten. Aber wenn der Dichter auch bei der Zeichnung des Alfons zumeist an Karl August, bei der Prinzessin an Frau v. Stein, bei Leonore v. Sanvitale an die reizende Gräfin Werthern gedacht hat, und wenn er auch gesagt, „der Tasso ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch", so mußte ihn doch der Gedanke, die Stadt der Este zu betreten, aufs tiefste ergreifen.

Am 16. Oktober 1786 kam er dort an, aber er sollte eine schwere Enttäuschung erleben. Abends schrieb er über seine Eindrücke: „Zum ersten Male überfällt mich eine Art Unlust in dieser großen und schönen, flach gelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof. Hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmal enthält viel Marmor schlecht ausgeteilt. Statt Tassos Gefängnis zeigen sie einen Holzstall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich um des Trinkgelds willen." Einige antike Sarkophage im Hofe der Universität und ein Gemälde in der Kirche San Benedetto gefielen dem Dichter zwar, aber sie vermochten die Gesamtstimmung des „ganz mürrisch" gewordenen nicht mehr zu heben. Die Lust vollends, nach dem etwa drei Meilen von Ferrara entfernten Lustschlosse Belriguardo, dem Schauplatz des „Torquato Tasso", hinauszufahren, ist dem Dichter so gründlich vergangen, daß er nicht einmal den Namen in seinen Aufzeichnungen nennt. Dort, wo keinerlei Andenken an Tasso mehr vorhanden sind, wäre die Enttäuschung ja auch nur noch größer geworden.

Wenn Goethe später die Reize Belriguardos so verlockend geschildert hat, so schwebten ihm Bilder aus ganz anderen Lustgärten Italiens vor, in erster Linie aus denen von Florenz, wo er am Ende seiner italienischen Reise am Tasso gedichtet hat. Dort sah er den Gärtner am Winterhaus der Zitronen und Orangen schaffen, dergleichen es unter Alfonso II. in Ferrara überhaupt noch nicht gegeben hat. Denn damals fehlten diese Kinder des Südens in dem rauhen, oft von scharfem Frost vereisten Mündungsgebiet des Po noch vollständig. Damals war die ganze Gegend auch noch nicht wie heute und wie schon zu Goethes Tagen ein bis aufs kleinste

Fleckchen ausgenutztes, kahles Ackerland mit vereinzelten, scharf beschnittenen Pappeln oder Erlen, sondern es gab zwischen den träge dahinschleichenden Armen und den schmutzigen Kanälen des Po noch dichte Wälder mit Hirschen, Wildschweinen und sogar Bären. Und genau so, wie der Dichter die Natur dort veredelt und verschönt vor unser geistiges Auge treten läßt, so hat er es auch mit den Menschen gemacht, und so klingt uns aus dem Munde der Leonore von Sanvitale das Hohelied des Hauses Este entgegen:

„Groß ist Florenz und herrlich, doch der Wert
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferraras Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß...

Und wie fein schildert die liebenswürdige Schmeichlerin die reine, hohe Tugend der Prinzessin, die glänzenden Eigenschaften ihrer älteren Schwester, der an den Herzog von Urbino vermählten Lucrezia, und vollends Alfonsos Edelstein und Weisheit! Ja, auch die nur beiläufig erwähnten Menschen erscheinen in verklärter Gestalt, so Lucrezias Gatte, dem die ältere Frau keine Kinder schenkte. „Er achtet sie und läßt sie's nicht entgelten." Der mit Alfonso in Unterhandlungen stehende Papst, Gregor XIII., ist „der Greis, der würdigste, dem eine Krone das Haupt belastet", er sorgt dafür, „daß die Macht der Christenheit, die er gewaltig lenkt, die Türken da, die Ketzer dort vertilge". Wer möchte aus diesen Lobpreisungen ahnen, daß derselbe Papst ein Triumphlied über die Pariser Bluthochzeit anstimmte und Münzen zum Gedächtnis dieser gottwohlgefälligen Tat prägen ließ! Nur ein Schatten fällt in dieses strahlende Bild des Götterlebens in Ferrara. Als die Prinzessin das erstemal von ihrer Mutter spricht, von Renata von Frankreich, da gesteht sie:

„Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich."

Aber später sagt sie:

„Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntnis jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrtum schützen?
Man nahm uns von ihr weg, nun ist sie tot;
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei."

Wer von dieser Mutter nichts weiter weiß, der möchte die fürstlichen Geschwister ihretwegen wohl bemitleiden, und doch ist Renata die edelste Frau, die je Ferraras Boden betrat. Aber selbst wenn Goethe, dessen katholische Quellen hierin natürlich sehr unzuverlässig sind, den wirklichen Hergang der Trennung Renatas von ihren Kindern gekannt hätte, so hätte er diese Dinge doch nicht wahrheitsgemäß schildern können, ohne das von Alfonso gezeichnete Bild erheblich zu beeinträchtigen. Kurz, er nahm sich hier wie sonst die Freiheit, die historischen Charaktere ebenso wie die zeitliche Aufeinanderfolge und die ursächliche Verknüpfung der Ereignisse seinen

dichterischen Zwecken zuliebe umzuformen. Wir danken es ihm, daß er uns so das Idealbild eines Renaissancehofes geschenkt hat.

Und doch ist es nicht ohne Reiz, auch einmal neben das Bild des Dichters das des Historikers zu stellen und zu sehen, wie jene poetisch verklärten Gestalten in Wirklichkeit aussahen, wie es um den Hintergrund stand, von dem sie sich abheben. Das ist uns leicht gemacht, seit die Tasso-Forschung auf sichere Grundlagen gestellt ist, und besonders seit Kasimir von Chledowsky uns sein schönes Buch „Der Hof von Ferrara" geschenkt hat.

Wer heute im Schnellzug zwischen Bologna und Venedig dahinfährt, der hat genug Gelegenheit zu träumen, denn die Landschaft des Podeltas verlockt nicht dazu, das Auge spähend wandern zu lassen. Um so eindrucksvoller erhebt sich plötzlich das alte Kastell von Ferrara aus dem flachen Sumpfgebiet heraus, ein trotziger, roher Ziegelbau mit vier hochragenden Ecktürmen, der feste Sitz des Hauses Este, eine echte Zwingburg. Man schaudert unwillkürlich bei dem Gedanken, darin hausen zu müssen. Aus schmutzigem, faulenden Wasser steigen die Mauern empor, dicht über der grünlich schimmernden Oberfläche öffnen sich vergitterte Kerkerfensterchen, Ratten und Schlangen hausen dort, und der fieberhauchende Graben ist eine unerschöpfliche Brutstätte für Frösche und Mücken. Aber die Este wußten wohl, was sie an diesem Neste hatten. Sie stammten nicht aus Ferrara. Ihr Ahnherr sollte am Hofe Karls des Großen gelebt haben, so rühmten sie selber, und auch ihre Feinde stimmten dem bei, allerdings mit dem Zusatz, jener Stammvater sei der tückische Verräter Ganelon gewesen. Sicher waren sie schon früh ein weitverzweigtes mächtiges Geschlecht, Azzo von Este hat die Erbtochter des im Mannesstamm ausgestorbenen Welfenhauses geheiratet, und sein Blut fließt noch heute in den Adern vieler europäischer Fürstengeschlechter. Ferrara war aus der Erbschaft der großen Markgräfin Mathilde, der Freundin Gregors VII., in den Besitz der Kirche gelangt, aber die Päpste konnten die entlegene Stadt selber nicht wohl behaupten, darum gaben sie sie handfesten Herren zu Lehen, und so haben die Este seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts dort gehaust. Sie waren die Säule der päpstlichen Partei in den Kämpfen gegen die kaiserlich Gesinnten, begeisterte Verehrer des französischen Rittertums, dessen Sitte und Dichtung hier eifrige Pflege fand, daneben aber wußten sie auch Dolch und Gift zu gebrauchen. Zu ihren Opfern gehörte ein Ahnherr Dantes, und daher finden wir in dessen Hölle den Obizzo von Este als gleichwertigen Sünder neben den blutigsten aller Tyrannen, Ezzelino da Romano, gestellt. Herrschsucht, Rachsucht, Trunksucht und wilde Sinnlichkeit wußte dies Geschlecht mit feinem Gefühl für Kunst und Wissenschaft und zugleich mit korrekter Kirchlichkeit zu verbinden. Noch heute steht die Statue eines Pilgers an der Fassade des Domes von Ferrara, sie stellt den Erbauer der Zwingburg dar, Alberto von Este, der über die Leichen mehrerer Verwandten auf den Herrschersitz gelangt ist und ihn durch die Hinrichtung weiterer Angehörigen behauptet hat. Das Henkerbeil, glühende Zangen, der Scheiterhaufen und der Galgen dienten ihm abwechselnd als Mittel der Einschüchterung. Er heiratete die Tochter eines Kammerdieners und begann bald danach eine Liebschaft mit deren Mutter. Einige Jahre später zog er im Büßergewande nach Rom, wo ihm Bonifaz IX. die goldene Tugendrose verlieh. Heim-

gekehrt lieferte Alberto den Beweis, wie würdig er dieser Ehrung war; er war erkrankt, und da er sich von seiner Geliebten verhext glaubte, ließ er sie im Gefängnis erwürgen. Im übrigen aber hat er gut regiert, und er hat sich bereits vom Papste die Erlaubnis geben lassen, nach dem Muster von Paris und Bologna eine Universität in Ferrara zu gründen. Sein Sohn Niccolo III. trat in seine Fußtapfen, 800 Liebschaften wurden ihm nachgerechnet, seine Gattin, die schöne Parisina Malatesta, ließ er samt einem seiner Bastarde hinrichten, weil die beiden ein Liebesverhältnis angeknüpft hatten. Das hatte sich auf einer Wallfahrt angesponnen, die überhaupt damals vielfach nur einen Vorwand für die Reiselust und Abenteurersucht der Fürsten bildete. Niccolo selber war einmal sogar bis nach Jerusalem gepilgert und hatte eine ganze Nacht mit ausgebreiteten Armen neben dem heiligen Grabe an der Erde gelegen, aber er hat es hier wie sonst verstanden, sich für die ausgestandene geistliche Mühsal durch die eifrige Auskostung aller unterwegs erreichbaren Genüsse schadlos zu halten.

Derselbe Fürst las und sammelte französische Ritterromane, er begünstigte die Wissenschaft, wenngleich er selbst nur wenige Brocken Latein verstand, er zog tüchtige Gelehrte an die Universität und machte sie zum Hauptsitz der griechischen Studien in ganz Italien. Er legte eine Bibliothek an, daneben eine Teppichfabrik, um den teuren flandrischen Geweben Konkurrenz zu machen, er baute endlich die uns aus Goethe bekannten Lustschlösser Belriguardo und Consandoli. Damals hat Ferrara den Kaiser Sigismund als Gast gesehen und später bei Gelegenheit des zur Wiedervereinigung der römischen und der griechischen Kirche dorthin berufenen Konzils auch den Papst und den Kaiser von Byzanz. Niccolos Sohn Lionello hat das Werk des Vaters glanzvoll weitergeführt; in jungen Jahren dichtete er, später trieb er ernstliche theologische und philosophische Studien; er hat das Verdienst, zuerst den vielgepriesenen Briefwechsel zwischen Seneka und Paulus als Fälschung erkannt zu haben.

Damals überflügelte die Universität von Ferrara alle ihre Schwestern, Gelehrte und Künstler folgten gern dem Ruf dorthin, denn Lionello hielt sie in Ehren, er verkehrte mit ihnen ungezwungen auf gleichem Fuß. In seinen Lustschlössern oder in den schattigen, weiten Parkanlagen der in Ferrara mit der Zeit zahlreich gewordenen Paläste fand man sich zum Studium des Platon und Aristoteles oder zu anderen wissenschaftlichen Gesprächen zusammen, aber daneben kam auch die heitere Jugend zu ihrem Recht mit Spiel und Tanz, auf den Wiesen Belriguardos tummelte man die edlen Rosse, Jagd und Fischfang sorgten für die Besetzung der einfachen Tafel, denn den üblichen Prunk der Renaissancefürsten entfaltete Lionello nur bei besonderen Gelegenheiten, etwa wenn es galt, eine fürstliche Braut einzuholen oder sonst hohe Gäste zu empfangen. Dann wurden auch die Räume des alten Kastells wohnlicher hergerichtet, um verwöhnten Ansprüchen zu genügen.

Aber eines ließ sich nicht ändern, das war die böse Sumpfluft. Diese ohne Schaden zu ertragen mußte man in Ferrara selber geboren sein, manche aus der Fremde gekommene junge Fürstin ist ihr nach einigen Jahren erlegen. Glücklich gefühlt hat sich dort kaum eine von ihnen, auch nicht die berühmteste darunter, des frevelhaftesten aller Päpste, Alexanders VI., beklagenswerte Tochter, Lucrezia Borgia. Sie wußte wohl, wie lange sich der stolze Hercules von Este gesträubt hatte, die vielgeschmähte



Papsttochter als Schwiegertochter aufzunehmen, und durch allen Pomp ihrer Hochzeitsfeier fühlte sie doch hindurch, daß sie hier nie recht heimisch werden würde, mochte es ihr auch gelingen, durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit manches Vorurteil zu entwaffnen. Übrigens war dies eine der glänzendsten Feierlichkeiten jener festfrohen Zeit. Die Aufführung von fünf Komödien des Plautus bedeutete einen großen Fortschritt in der Geschichte des Bühnenbaus und der szenischen Ausstattung, die ersten Künstler waren dafür zusammengerufen worden, und was es sonst an Bällen, Pantomimen, Negertänzen, an Konzerten, Turnieren, Kleiderpracht und Tafelschmuck zu sehen gab, das befriedigte alle Teilnehmer aufs höchste, nur die vielgerühmte Markgräfin von Mantua, Isabella von Este, die Gattin des Francesco Gonzaga, die Schwester des jungen Ehemannes, kritisierte alles in Grund und Boden, am eifrigsten die neue Schwägerin, in der sie nicht nur den Fleck auf dem Stammbaum haßte, sondern auch die Nebenbuhlerin um den Ruhm fürchtete, die geistreichste, schönste Fürstin Italiens zu sein.

Lucrezias Gatte, Alfonso I., war einer der tüchtigsten Herrscher seiner Zeit. Tizian hat außer manchen andern herrlichen Bildern auch sein Porträt für ihn gemalt. Die ernsten Züge des kräftigen Mannes tragen ein ausgesprochen germanisches Gepräge; in schimmernder Rüstung steht er da, die eine Hand auf ein Geschützrohr gestützt, die andre fest um den Griff des Streitkolbens gelegt. Sein Leben war auch wirklich von Kampf erfüllt, denn nach dem Tode des päpstlichen Schwiegervaters versuchten dessen Nachfolger fortgesetzt, das Lehen von Ferrara einzuziehen, und noch mancherlei andere Gefahren drohten, dazu kamen Pest und Erdbeben. Oft genug schien Alfonso erliegen zu müssen, aber schließlich hat er sich doch behauptet. Lucrezias Verhältnis zu ihm ist kühl geblieben; verwöhnt wie sie war, ließ sie sich auch wohl Huldigungen andrer Männer gefallen, und mit dem berühmten Humanisten Bembo, dem späteren Kardinal, hat sie einen kleinen Roman gespielt, von dem noch heute ihr zärtlicher Briefwechsel Zeugnis ablegt. Aber nach einigen Jahren erlebte sie es, wie wenig die Este in Liebessachen mit sich spaßen ließen, wie angebracht die äußerste Vorsicht sei. Sie hatte eine Verwandte, die engelsschöne Angela Borgia, mit nach Ferrara gebracht, und zu deren Verehrern gehörten zwei Brüder des Herzogs, der lebenslustige Kardinal Hippolyt und der Bastard Giulio. Arglos rühmte Angela in Gegenwart des Kirchenfürsten die schönen Augen Giulios, darauf mietete der Kardinal zwei Banditen, die in seiner Gegenwart dem Bruder die Augen ausstechen sollten. Sie brachten das aber nur halb zustande, und da nun Alfonso den Anstifter der Schandtat nicht angemessen bestrafen wollte, so richtete Giulio seinen Haß auch gegen ihn und verschwor sich mit einem andern Bruder, Ferrante, zu seiner Ermordung. Sie wurden jedoch entdeckt, zum Tode verurteilt und erst angesichts des Henkers zu lebenslänglicher Gefangenschaft in den Kellern des Kastells begnadigt. Ferrante wurde nach über 30 Jahren durch den Tod erlöst, Giulio nach über 50 Jahren freigelassen und wandelte noch eine Weile wie ein Gespenst vergangener Zeiten in Ferrara umher. Inzwischen aber war über ihren Häuptern manch rauschendes Fest in den hohen Sälen gefeiert worden, und niemand hatte sich durch den Gedanken an die gefangenen Verwandten die Lust an Tanz und Gesang stören lassen.

Zu den Zierden dieses Hofes gehörte der Dichter des „rasenden Roland", Ariost, der nebenher auch als vielgewandter Diplomat im Verkehr mit den mißgünstigen Päpsten und als Verwalter einer von Räubern geplagten Provinz den Este gedient hat. Seide hat er dabei nicht gesponnen, erst spät kam er in die Lage, sich in Ferrara ein eigenes Häuschen zu bauen und im eigenen Garten zu pflanzen und zu jäten. Manche Bitte war ihm abgeschlagen worden, aber die, sein Begräbnis bescheiden zu gestalten, hat man ihm gern erfüllt. Weder der Hof noch die Stadt haben sich darum gekümmert oder gar seine Grabstätte geehrt, erst sein Urenkel ließ das von Goethe getadelte Denkmal errichten. Zu den Kindern Alfonsos von Lucrezia gehörten nun die beiden Männer, deren Namen Leonore von Sanvitale nach Goethes Drama so viel hat preisen hören. Hercules II. wurde später Nachfolger des Vaters, Hippolyt ist wie sein gleichnamiger Oheim Kardinal geworden und hat durch seine Verbindung mit Frankreich großen Einfluß am päpstlichen Hof gehabt. Sein überreichliches Einkommen ermöglichte es ihm, als feinsinniger Mäzen Künste und Wissenschaften zu pflegen, er hat die berühmte Villa d'Este in Tivoli zu bauen begonnen und seinen Palast in Rom mit prächtigen Gärten umgeben.

Hercules II. war ein glänzend begabter Mensch, schön, in allen ritterlichen Künsten unübertroffen, dichterisch und musikalisch veranlagt. Sein Vater führte ihn früh in ernste Staatsgeschäfte ein und wollte mit ihm besonders hoch hinaus, darum warb er für ihn um die Hand der schon erwähnten Renata, der Tochter Ludwigs XII. und Schwägerin des regierenden Königs von Frankreich, Franz I. Franz ging eifrigst darauf ein, denn er hoffte mit Hilfe der Este das heiß ersehnte Mailand zu gewinnen. So versprach er eine große Mitgift und empfing den Bräutigam aufs glänzendste. Um so stärker war die Enttäuschung des jungen Hercules. Einmal war die Braut eine höchst dürftige Erscheinung mit rachitisch verkrümmten Füßen, und dann schmolz die Mitgift nach der Trauung auf ein Fünftel der zugesagten Summe zusammen, außerdem sollte der junge Ehemann außer den riesigen Ausgaben für die Reise und die Brautgeschenke dem königlichen Schwager noch 50 000 Taler borgen, zu deren Beschaffung er alles irgendwie Entbehrliche sogleich verkaufte und versetzte. Ähnlich enttäuscht war Renata von Ferrara, obschon der Schwiegervater ihr den glänzendsten Empfang bereitete, unbekümmert darum, daß das Land soeben eine schwere Hungersnot nebst Seuche erlebt hatte, so daß täglich Leute auf den Straßen starben. Die kluge, willensstarke Französin konnte sich in Ferrara nie recht einleben, und ihre mitgebrachten Hofdamen erklärten die Stadt für einen Misthaufen voller Flöhe, Wanzen, Mücken und Frösche.

Aber Renata hat doch über 30 Jahre dort zugebracht und ihrem Gatten fünf Kinder geschenkt, außer den drei uns aus Goethes Drama vertrauten, Alfonso II., Lucrezia von Urbino und Eleonore, noch eine ältere Tochter, Anna, und einen jüngeren Sohn, Luigi. Aber es hat sich kein herzliches Verhältnis zwischen den Gatten gebildet; Renata war und blieb Französin, trotz ihrer geistigen Regsamkeit hatte sie wenig Lust, Italienisch zu lernen, und sie sammelte eine Menge von Landsleuten um sich, die dem Gatten bald ein Greuel wurden. Während Hercules II. es mit Kaiser Karl V. hielt, wirkte sie eifrig im französischen Sinne. Noch peinlicher empfand es Hercules, daß sie Ferrara, das doch ein päpstliches Lehen war, zum



Mittelpunkt der Reformation in Italien zu machen begann. Renata war sehr mildtätig und stets geneigt, ungerecht Verfolgten ihren Schutz zu gewähren; aus Frankreich wie aus Italien flüchteten sich daher bedrohte Gelehrte und Geistliche zu der wissenschaftlich und religiös interessierten Fürstin. Calvin selber hat eine Weile unter fremdem Namen in Ferrara gelebt und dort eine Gemeinde gegründet, deren Mitglieder zum Teil so unvorsichtig waren, daß der Herzog und die Inquisition eingriffen, und daß Calvin nur mit Mühe entkommen konnte.

Die Inquisition wurde damals vom Papst Paul III. und erst recht von Paul IV., dem schroffen Fanatiker, gegen die reformatorischen Bestrebungen gehetzt, und daneben begann der Jesuitenorden seine wirksame Arbeit. Loyola selber hat einige seiner geschicktesten Jünger nach Ferrara gesendet, um diesen Herd der Ketzerei zu reinigen. Bei Renata aber ist alles, was im Laufe der Jahre an Überredungsmitteln und an Druck aufgeboten wurde, um sie in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, vergeblich geblieben, sie verharrte bei ihren Anschauungen. Auch ihre Töchter wünschte sie in diesem Sinne zu erziehen, und dazu berief sie die Lutheranerin und Humanistin Olympia Morata, eine der geistig und sittlich am höchsten stehenden Frauen der Renaissancezeit. Bei dieser lasen die Prinzessinnen nicht bloß Cicero und Ovid, sondern auch Aristoteles, Ptolemäus und Proclus, wozu sogar ein Globus in Venedig bestellt wurde. Bei einem Besuch Pauls III. in Ferrara führten die jungen Damen eine Komödie des Terenz im Urtext auf, und derselbe Papst beurlaubte ihnen zuliebe eine besonders kunstfertige Nonne, damit sie ihnen Unterweisung im Sticken gebe. Renata hatte es verstanden, diesen Papst für sich zu gewinnen, aber als die Zahl der „Ketzer" in ihrer Umgebung allzu sehr anschwoll, begann auch er seinen Lehnsmann Hercules scharf zu machen. So wurde das Leben in Ferrara allmählich unerquicklich, zumal seit ein jüdischer Kaufmann Briefe Renatas an Calvin dem Herzog ausgeliefert hatte. Das verursachte einen heftigen Sturm, der die „Ketzergemeinde" für den Augenblick zerstreute und Renata in die Verbannung nach Consandoli trieb. Hercules selber, König Heinrich II. von Frankreich, Loyola und die Inquisition drängten auf die tapfere Frau ein, und man verurteilte sie zu lebenslänglichem Gefängnis. Da aber zeigte sie ein von Paul III. erhaltenes, bisher verborgenes Breve vor, das der Inquisition, den Bischöfen und Legaten verbot, gegen sie vorzugehen, und so mußte man sie wieder in Freiheit setzen. Allerdings bequemte sie sich jetzt, um ihre Töchter nicht zu verlieren, zu einer gewissen äußerlichen Nachgiebigkeit, unterhielt jedoch ihre Verbindung mit Calvin und ihren Glaubensgenossen in Frankreich weiter.

So ging es bis zum Tode ihres Gatten. Ihr Sohn aber, Alfonso II., Tassos Gönner, war ein schroffer Vertreter der Gegenreformation und stellte die Mutter vor die Wahl, ihren Glauben aufzugeben oder Italien zu verlassen. Renata hat keinen Augenblick geschwankt, sie kehrte nach Frankreich zurück, wo ihr Schloß Montargis nunmehr der Sammelpunkt der verfolgten Hugenotten wurde. Natürlich richtete sich auch hier die Wut der Fanatiker gegen sie, und der grausamste darunter war ihr eigener Schwiegersohn, Franz von Guise, der Gemahl ihrer ältesten Tochter Anna. Er schickte eine Heeresabteilung zur Aushebung des Ketzernestes, aber Renata erklärte dem Führer, sie selbst werde die Mauern verteidigen, wenn er stür-

men ließe; da gab er nach. Als Calvin gestorben war, reiste Alfonso nach Frankreich, in der Hoffnung, sie jetzt, wo dessen persönlicher Einfluß fortgefallen war, bekehren zu können: vergebens! Auch Katharina von Medici und Karl IX. erreichten mit ihren Drohungen und Zwangsmaßregeln gar nichts bei ihr, dagegen gelang es ihnen, als Franz von Guise ermordet war, ihre Tochter Anna wieder mit dem schärfsten Feinde der Hugenotten zu vermählen, dem Herzog von Nemours. Bei einer Besuchsreise zu Anna geriet Renata in die Schrecknisse der Bluthochzeit hinein, mit Mühe wurde sie vor den Mordbanden gerettet, aber die Verzweiflung über das Geschick ihrer Glaubensgenossen hat ihr doch das Herz gebrochen. Zwei Jahre darauf ist sie gestorben; ein Platz in der Gruft ihrer Vorfahren zu St. Denis wurde der Ketzerin versagt, ebenso eine Trauerfeier in Paris, sechs Ortsarme haben ihren Sarg in der Kapelle von Montargis beigesetzt. Alfonso fragte in Rom an, ob man für sie die Glocken läuten und für ihre Seele beten dürfe; das wurde verneint.

Der jüngere Sohn, Luigi, hatte sich etwas mehr um die Mutter gekümmert, obwohl er eine Säule der Hierarchie war. Man hatte ihn von klein auf für die Kirche bestimmt, weil man gern ein Mitglied der Familie im Kardinalskollegium haben wollte und nebenbei die reichen Einkünfte seines Oheims, des Kardinals Hippolyt, für ihn zu erhalten wünschte. So war Luigi mit 15 Jahren zum Bischof von Ferrara gemacht worden, und Loyola ließ es sich angelegen sein, ihm einen zuverlässigen Jesuiten als Berater zu senden. Der junge Bischof selber hatte allerdings keinerlei Neigung für seinen heiligen Beruf, sondern versetzte schleunigst alle seine Wertsachen bei dem Juden Isaak und brannte nach Frankreich durch. Selbst die angebotene Kardinalswürde lockte ihn nicht zur Heimkehr, zumal er sich inzwischen gründlich verliebt hatte. Erst als seine Schulden ihm bedenklich wurden und man versprach, sie zu bezahlen, wurde er gefügiger, kehrte zurück und erhielt dann zum Lohn auch den Kardinalshut. Nun begann ein Leben auf großem Fuß; prachtvolle Bauten, Kartenspiel, lustige Gesellschafter und namentlich Gesellschafterinnen sorgten dafür, daß er trotz seiner großen Einkünfte noch oft genug zu Isaaks Glaubensgenossen seine Zuflucht nehmen mußte und schließlich bei seinem Tode noch gewaltige Schulden hinterließ. Von seinem sonstigen Nachlaß war eine Sammlung schöner Masken bemerkenswert, die er bei Festen getragen hatte, Bücher fehlten gänzlich in dem Verzeichnis.

Im Dienste dieses Kirchenfürsten hat nun Torquato Tasso seine Laufbahn als Hofdichter begonnen. Schon sein Vater, Bernardo Tasso, hatte im Herrendienst trübe Erfahrungen gemacht; als Sekretär, als Diplomat, als Dichter hatte er sich fleißig betätigt, aber er war trotzdem verarmt, seine einst wohlhabende Gattin starb im Elend, die Kinder wurden verstreut, und als er starb, hinterließ er nur einige flandrische Teppiche, denen leider erhebliche Schulden das Gegengewicht hielten. Sein Sohn Torquato hatte sich schon sehr früh durch seinen „Rinaldo“ in ganz Italien berühmt gemacht und hoffte, durch die Widmung dieses Gedichts an den Kardinal Luigi von Este sich eine Stellung zu erwerben. Nach einigen Studentenjahren in Padua und Bologna ist ihm das auch gelungen, aber sie war so schlecht und unregelmäßig bezahlt, daß auch er aus Mangel und Schulden nicht herauskam. Als er ans Sterbebett des Vaters eilen wollte, mußte er seine wenigen Habseligkeiten und

sogar Kleider verpfänden. Ein dürftiges Geldgeschenk des Kardinals wurde nicht einmal ihm persönlich ausgezahlt, sondern seinem Gläubiger, dem bewährten Isaak, und die geerbten Teppiche sind ebenfalls bei einem Juden versetzt worden. Allerdings war Tasso ein so schlechter Wirtschafter, daß er auch bei höheren Einkünften, wie er sie später nach der Aufnahme in Alfonsos Hofstaat hatte, doch nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Lucrezia von Urbino, immer seine verständnisvollste und beste Gönnerin, hatte ihm jene Beförderung verschafft. Überhaupt war er von Jugend auf ein Liebling der Frauen; sie alle wünschten, von seiner Muse verherrlicht zu werden, weil das ihrem Namen einen durch ganz Italien leuchtenden Schimmer verlieh, und da Tasso ein leicht entzündliches Herz besaß, so hat er viele Schönheiten des Hofes von Ferrara unsterblich gemacht. Viel steckte allerdings nicht hinter all jenen Sonetten, Kanzonen und Madrigalen, sie enthielten meistens nur Strohfeuer oder nicht einmal das; hat er doch sogar der über fünfzigjährigen Katharina von Medici ein glühendes Gedicht gewidmet. Ans Heiraten vollends dachte bei ihm keine jener Schönen, dazu suchten sie sich Männer in besserer Lage aus, und Tasso hat das auch nicht tragisch genommen. Er überstand es, daß die am eifrigsten von ihm und den andern Hofdichtern angeschwärmte wunderschöne Lucrezia Bendidio einen Grafen Machiavelli heiratete und nachher ihre Gunst dem Kardinal Luigi schenkte; er tröstete sich leicht, wenn Leonore von Sanvitale Alfonsos Huldigungen zugänglicher war als seinen eigenen; dergleichen hinderte ihn nicht einmal daran, diese Damen weiter zu besingen.

Von solchem Standpunkt aus muß auch sein Verhältnis zur Prinzessin Eleonore betrachtet werden. Sie war fast zehn Jahre älter als er und nahm infolge ihrer Kränklichkeit an dem ganzen Getriebe des Hofes wenig Anteil. Daher waren Tassos mancherlei dichterische Huldigungen für sie eine ganz besonders große Freude, und mit Stolz hat sie ihre Züge in dem Bilde der Sofronia in seinem „befreiten Jerusalem" wiedererkannt. Sie hat Briefe mit ihm gewechselt und gelegentlich etwas geschmollt, wenn er Leonore von Sanvitale, mit der sie übrigens gar nicht in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, allzu lebhaft anschwärmte, sie hat ihm einmal eine schöne Stickerei gearbeitet und schließlich sogar die Absicht geäußert, ihm aus der Erbschaft ihrer Mutter eine Unterstützung zu geben; aber dies Versprechen hat sie nicht erfüllt. Von Liebe ist zwischen den beiden nicht die Rede gewesen, und in dem ganzen Verhältnis war sie durchaus die Empfangende, wenngleich auch sie ihm gelegentlich förderlich gewesen ist, wie z. B. durch ihre Versuche, ihn mit seinen Gegnern bei Hofe auszusöhnen.

Das war besonders der Fall bei Battista Pigna, Alfonsos Minister, der zugleich Philosoph, Historiograph und Dichterling war. Dieser intrigante und gerade zu der Zeit, wo Tasso dem Herzog sein eben vollendetes „befreites Jerusalem" überreichte, noch allmächtige Emporkömmling war von Goethe im ersten Entwurf seines Dramas zum Gegenspieler Tassos gewählt worden; erst nach der 1788 gemachten Bekanntschaft mit der ersten wissenschaftlichen Biographie Tassos, der des Abbate Serassi, hat Goethe statt Pignas den Antonio Montecatino eingeschoben. Der war ursprünglich Professor der Philosophie in Ferrara und galt für eine Leuchte der Wissenschaft. Mit Tasso war er zunächst befreundet, erst später, wo er nach Pignas

Tode Staatssekretär geworden war, zählte er zu seinen Gegnern und wurde von dem an Verfolgungswahn leidenden Dichter als die Wurzel alles Übels betrachtet und hingestellt. Wie weit Tassos Vorwürfe berechtigt waren, ist schwer zu sagen; jedenfalls haben sie ihn nicht gehindert, später wieder in ein freundschaftliches Verhältnis zu Antonio zu treten und ihm sogar das höchste Lob zu spenden. Goethe hat seiner Gestalt des Antonio übrigens noch einige Züge aus dem Bilde des Pigna gelassen, so die von Tasso verspottete Neigung, aus fremden Dichtungen sogenannte eigene zusammenzuflicken. Außerdem hat Goethe seinem Antonio auch abfällige Äußerungen des Dichters Guarini über Tasso in den Mund gelegt. Guarini gehörte zu den unerquicklichsten Erscheinungen am Hofe von Ferrara, seine Habgier und Unverträglichkeit machte ihn sogar der eigenen Familie zur Plage, aber er galt als geschickter Diplomat und hat als Dichter mit seinem „Pastor fido" selbst Tassos berühmtes Schäferstück „Aminta" in den Schatten gestellt. Im „Aminta" steht das vielzitierte Wort: „Erlaubt ist, was gefällt", im „Pastor fido" die von Goethe der Prinzessin in den Mund gelegte Entgegnung: „Erlaubt ist, was sich ziemt". Nebenher war Guarini auch Professor der Rhetorik an der Universität, und ebenso hat Tasso als Professor der Geometrie und Astronomie dem Lehrkörper angehört. Allerdings war ihm nur die Verpflichtung auferlegt, an Feiertagen Vorlesungen zu halten, und wie er das gemacht hat, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Die Hauptrolle bei der Ernennung spielte der Wunsch, dem stets geldbedürftigen Dichter durch den mit jener Stelle verbundenen Gehalt von 150 Liren aufzuhelfen. Aus ähnlichen Gründen erfolgte später Tassos Ernennung zum Historiographen des Herzogs. Durch die Beleihung mit solchen nun einmal zu einem fürstlichen Hofhalt gehörenden Sinekuren ersparte Alfonso besondere Ausgaben für seine Dichter, und das tat er gern, denn er war durchaus nicht so unmäßig im Belohnen, wie Goethes Antonio es behauptet. Gar mancher Bittsteller verließ den im persönlichen Umgang bezaubernd liebenswürdigen Herzog mit den besten Hoffnungen und war nachher um so bitterer enttäuscht, wenn er schließlich doch nichts erhielt. Selbst die eigenen, schon vom Vater dürftig bedachten Schwestern hat Alfonso ziemlich knapp gehalten.

Bei diesem letzten Herzog von Ferrara traten noch einmal alle die für das Haus Este bezeichnenden Züge besonders stark hervor. Für ihn war Ferrara zu klein, schon als Jüngling fühlte er sich dort beengt und entfloh dem Vater eines Tages nach Frankreich, trat dort ins Heer ein und focht aufs tapferste gegen Karl V. Er kehrte erst heim, als ihm niemand mehr Geld leihen wollte. Auch später noch mußte sich seine überschüssige Kraft in wilden Ritten und Jagden oder Turnieren austoben, und am wohlsten war ihm, wenn dergleichen im brausenden Aufruhr des Sturmes geschehen konnte. Auf sein Jagdprivileg hielt er so streng, daß er einst sechs Wilddiebe auf einmal hängen ließ. Dabei war er sonst nichts weniger als roh, vielmehr ein vollendeter Kavalier, stets mit schlichter Vornehmheit gekleidet, ein geistreicher Redner und Plauderer. Französisch war ihm von der Mutter her vertraut, daneben beherrschte er das Lateinische und Spanische, merkwürdigerweise auch das Deutsche, das er wohl seiner zweiten Gattin, Barbara von Österreich, zuliebe gelernt hat. Alfonso ist ein feiner Kenner der Literatur gewesen, ein eifriger Sammler von Antiken und sonstigen Kunstwerken; er war so musikalisch, daß er nicht nur

die Hofkonzerte einstudieren half, sondern sogar Kompositionen zu Schäferspielen und andern Dichtungen seiner Hofpoeten liefern konnte. Außerdem trieb er mit Eifer Chemie, stellte zu medizinischen Zwecken Gifte zusammen, förderte die Teppichweberei und Majolikafabrikation, kurz er kümmerte sich um alles. Und nicht bloß um die Angelegenheiten des eigenen Landes, sondern er hatte an fremden Höfen seine Vertrauten, die ihm regelmäßig genaue Berichte über politische und gesellschaftliche Neuigkeiten senden mußten, so daß er für den bestunterrichteten Fürsten Italiens gelten konnte. Er verstand auch gut zu wirtschaften, wie die meisten seiner Vorfahren. Die Salinen und der Aalfang im Podelta bildeten die Hauptposten seiner Einnahmen, aber auch die Untertanen wurden gründlich ausgesogen und mußten bei besonderen Gelegenheiten, z. B. zu den prunkvollen Festen, recht erheblich beisteuern.

So gab es viel Armut in Ferrara, und zwischen den stolzen Palästen der Este und des Hofadels lagen elende Hüttenviertel. Selbst in manchen seiner Paläste war die Sorge eingekehrt, denn der Adel hatte sich durch das Beispiel der Fürsten vielfach zu größerem Aufwand verleiten lassen, als sein Vermögen erlaubte. Überhaupt war das Leben an diesen Renaissancehöfen ein uns wundersam berührendes Gemisch von Glanz und Dürftigkeit. Dieselben Edelknaben, die in silberbrokatenen Gewändern bei einer Hochzeit paradierten, schliefen auf blankem Stroh und hatten nicht einmal Bürsten für ihre langen Haare; selbst die Fürsten begnügten sich in ihren kunstvoll geschnitzten Prunkbetten oft mit einem Strohsack und einem schmutzigen Kopfkissen. Ihre Bettwäsche war jämmerlich durchlöchert, in den gerade nicht gebrauchten Gemächern häuften sich Staub und Schmutz; die vornehmen Kavaliere mußten in schäbigen Kleidern umhergehen, die zerrissenen selber flicken und waren glücklich, wenn ein gelegentliches Geschenk des Fürsten ihnen die Möglichkeit gab, sich neu einzukleiden oder die bei den Juden verpfändeten Stücke wieder auszulösen. Die Verschuldung war in Ferrara allgemein so groß, daß sich in der Anarchie nach Alfonsos Tode die bisher von den Este eingedämmte Wut des Volkes gegen die Wucherjuden in einem Pogrom entlud. Auch bei den großen Hoffesten fehlten die scharfen Kontraste nicht. Während die Tafel der Fürsten unter der Last des herrlichsten Gold-, Silber- oder Majolikageschirrs sich bog, speisten die Kavaliere wohl von irdenen Tellern und waren froh, wenn das zu solchen Gelegenheiten zur Bedienung gemietete Gesindel sie nicht noch bestahl. Am frechsten stahlen übrigens bei den Festen die spanischen Gäste, die den andern Teilnehmern Edelsteine und goldene Knöpfe von den Kleidern schnitten und nachher jeden, der sie darauf zur Rede stellte, stolz vor die Klinge forderten. Überhaupt waren die Spanier durch Roheit, Unsittlichkeit plumpster Art und Anmaßung der Schrecken der italienischen Gesellschaft. Noch andre eigenartige Kavaliere tauchten an Alfonsos Hofe auf, das waren Polen. Der Herzog trug sich nämlich mit dem Gedanken, als Nachfolger Heinrichs von Valois König von Polen zu werden. Als Heinrich nun aus Krakau entfloh, um den durch den Tod seines Bruders, Karls IX., freigewordenen Thron Frankreichs zu besteigen, da glaubte Alfonso seine Stunde gekommen. Er reiste dem Könige nach Venedig entgegen, bewirtete ihn dort und in Ferrara aufs glänzendste, borgte ihm Geld und ließ inzwischen durch seine Diplomaten den polnischen Adel

durch Bestechungen für seine Wahl geneigt machen. Eine Arbeit, die dadurch erschwert wurde, daß die Polen politische Geschäfte beim Frühstückstrunk zu beginnen und diesen bis nach Mitternacht auszudehnen liebten. Dergleichen war für die mäßigen Italiener noch angreifender als die Reisen in dem barbarischen Lande. Noch dazu war alles vergebens, und der enttäuschte Herzog erlebte nachher auch den Spott zum Schaden; erst recht, als bald darauf ein Orientale an seinem Hofe erschien und als Vertreter der Bevölkerung von Palästina Alfonso einlud, König von Jerusalem zu werden. Der ehrgeizige Fürst ging dem Schwindler zunächst auf den Leim und hatte, als der Betrug herauskam, nicht einmal die Genugtuung, den rechtzeitig entwischten Gauner hängen zu können.

Zu gleicher Zeit, wo die Aussicht auf den Besitz des wirklichen Jerusalems sich auf so peinliche Weise verflüchtigte, schien auch die Hoffnung auf die sehnlichst erwartete Vollendung und Drucklegung des „befreiten Jerusalems" von Tasso zu schwinden. Alfonso sah in der Widmung dieses Gedichtes einen neuen Ruhmestitel seines Hauses, darum hatte er den wunderlichen Dichter in seinen Dienst genommen und aufs rücksichtsvollste behandelt. Zusammen waren sie zur Begrüßung des neugewählten Gregor XIII. nach Rom gereist, wo die erste Bekanntschaft mit Leonore von Sanvitale gemacht worden war, zusammen hatten sie Heinrich III. in Venedig gefeiert, und nun begann Tasso, der ewig unzufriedene, sich mit den Medici in Florenz in heimliche Verhandlungen einzulassen, gerade mit dem Geschlecht, das die stolzen Este immer als Emporkömmlinge und Nebenbuhler gehaßt hatten. Als die Mediceer ablehnten, verfiel Tasso auf den Gedanken, nach Rom zu gehen, um sein Werk einigen Freunden und Gönnern zur Begutachtung vorzulegen, die er als besonders berufen dazu erachtete. Diese bei Goethe höchlichst gerühmten Männer sind nun das Verhängnis des Dichters geworden. Sperone Speroni quälte ihn mit ödester Pedanterie wegen angeblicher Verstöße gegen die Regeln der Dichtkunst, und Silvio Antoniano, eine Säule der Inquisition, ängstigte den ohnehin von Zweifeln an seiner eigenen Rechtgläubigkeit geplagten Tasso durch geradezu irrsinnige Forderungen. Der Dichter sollte alles fortlassen, was nicht korrekt katholisch sei, also z. B. Erwähnung heidnischer Götter, die Zauberer und Zauberinnen, ja auch die Liebesepisoden! Das Ganze sollte ein zur Erbauung für Mönche und Nonnen geeignetes Buch werden, und zu diesem Zweck sollte Tasso sein Werk vor der Drucklegung noch einer frommen Nonne vorlegen, damit auch wirklich alles Anstößige ausgemerzt werde. Kein Zweifel, daß die hierdurch hervorgerufenen Seelenkämpfe den unglücklichen Verfasser vollends um sein geistiges Gleichgewicht bringen mußten. Angst vor eigener Ketzerei, zerknirschte Selbstanklagen vor der Inquisition, Beschwerden über die Lauheit der Inquisitoren, die ihn schuldlos fanden, Furcht vor Dämonen, Furcht, sein Gedicht verpfuscht zu sehen, Verfolgungswahn gegenüber seiner ganzen Umgebung vom Herzog bis zum Diener herunter zerrütteten den reichen Geist. Dennoch hat er noch 1577 ein leider nicht erhaltenes Lustspiel für die Hofgesellschaft verfaßt, zu dem er selber den Prolog sprach, während Alfonso darin einen Kellner spielte und Leonore von Sanvitale eine Männerrolle gab. Alfonso hat an Tasso wirklich, wie er bei Goethe sagt, die Geduld geübt und immer versucht, ihn auf andere Gedanken zu bringen; erst als der Kranke einen beargwöhn-

ten Diener mit dem Messer anfiel, glaubte der Herzog einschreiten zu müssen und ließ ihn einige Tage im alten Schlosse einsperren, um ihm dann unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln die Freiheit wiederzugeben. Es erwies sich aber als unmöglich, Tasso selber über sich verfügen zu lassen, und alle Fürsorge war vergeblich; auch in dem von ihm aufgesuchten Franziskanerkloster wollte man die Verantwortung für den Kranken nicht lange übernehmen. So mußte er wieder ins Schloß ziehen, wo er ganz gut untergebracht war und zwei Diener für ihn zu sorgen hatten. Aber Tasso entfloh, und damit begann die erste Periode seiner Irrfahrten. Halbverhungert, abgerissen und krank taucht er bald hier, bald dort auf, dazwischen kehrt er wieder nach Ferrara zurück, wo man ihn freundlich aufnimmt, bis er schließlich in einem Wutanfall einen wilden Auftritt im Schloß erregt und die tollsten Schmähungen gegen den Herzog und die Prinzessinnen ausstößt. Kein Wunder, daß man ihn nunmehr als völlig wahnsinnig ins Irrenhaus brachte. Allerdings war die Behandlung der Geisteskranken in jener Zeit im allgemeinen recht unzart, aber Tasso hat es auch dort durchaus nicht schlecht gehabt, und sobald es etwas besser mit ihm geworden war, wurde ihm jede mögliche Erleichterung gewährt. Seine zahllosen Klagen über Mangel sind unbegründet gewesen. Er empfing Besuche, unterhielt einen regen Briefwechsel, schrieb Gedichte, durfte in Begleitung eines Freundes Spaziergänge machen und nahm gelegentlich sogar an Hoffesten teil. Alfonso hätte ihn gern ganz frei gelassen, aber das verbot ihm sein Verantwortungsgefühl. Sobald sich die Gelegenheit bot, ließ man Tasso an den befreundeten Hof der Gonzaga nach Mantua reisen, um ihn zu zerstreuen. Dort befand er sich zunächst sehr glücklich, aber bald kam die Unrast wieder über ihn, er wollte nach Genua fliehen, doch kehrte er unterwegs um. Dann floh er aus Furcht, Alfonso werde ihn nach Ferrara zurückholen, nach Rom und begann sein Wanderleben von neuem. Bald berichtete er seinen Freunden voll Stolz, wie hoch er geehrt werde, wie Gemälde Raffaels und Tizians seine Zimmer schmückten, dann bettelt er wieder um die nötigsten Dinge zum Leben oder sucht durch kriechende Schmeichelei bei irgendwelchen Großen sich eine bequeme, einträgliche Stellung zu verschaffen. Als das alles nicht den gewünschten Erfolg hatte, bittet er schließlich Alfonso um Verzeihung und die Erlaubnis zur Rückkehr. Wer möchte es dem Herzog verdenken, daß er nach allen seinen Erfahrungen mit Tasso darauf verzichtete, die mißliche Rolle seines Beschützers noch einmal zu spielen! Als Tasso später sein wirklich nach dem Rezept des Antoniano umgearbeitetes Hauptwerk unter dem Titel „Das eroberte Jerusalem“ veröffentlichte, da rächte er sich, indem er die zum Ruhme des Hauses Este gedichteten Verse der ersten Ausgabe fortließ. Bald nachher ist der Unglückliche gestorben, kurz bevor die ihm versprochene Dichterkrönung auf dem Kapitol ausgeführt werden konnte.

Es ist ganz verkehrt, Alfonso irgendwelche Schuld an Tassos Elend zuzuschreiben; der trug seine Unheilssterne in der eigenen Brust, und neben der krankhaften Naturanlage war es die Gegenreformation, die den schönheitsdurstigen Sohn der Renaissance vor der Zeit dahinraffte. Diese von blindem Fanatismus getragene Bewegung machte Tassos Seele zum Kampfplatz zweier Weltanschauungen, und dem war er nicht gewachsen. Alfonso war aus festerem Holz geschnitzt, er hat es wie



seine Ahnen verstanden, die Welt des Schönen gründlich zu genießen und dabei mit der Kirche gut auszukommen. Kein innerer Zwist war es, der seine letzten Jahre trübte, sondern äußere Dinge, der drohende Untergang seines eigenen Hauses und die Folge eigener Gewalttat. Seine drei Ehen waren kinderlos geblieben. Die Päpste freuten sich daher, nach seinem Tode das Lehen von Ferrara einziehen zu können, und waren wenig geneigt, Alfonsos Wunsch, seinen Verwandten Cesare von Este zum Nachfolger zu erhalten, zu erfüllen. Dazu kam, daß der Herzog sich in seiner eigenen Schwester, Lucrezia von Urbino, eine gefährliche Feindin geschaffen hatte. Auch sie war eine echte Este, im Guten wie im Bösen; sie war weitaus die begabteste und schönste der Schwestern, man kann wohl sagen, daß alle von Goethe der übrigens wenig bekannten Leonore von Sanvitale beigelegten Vorzüge in Wirklichkeit der Lucrezia eigen waren, aber das Leben hat diese Blüten erbarmungslos geknickt. Ihr Schicksal wurde ihre Ehe mit dem 14 Jahre jüngeren Erbherzog von Urbino. Ungern vollzog er die Heirat, da der Vater es ihm befohlen hatte, und von Anfang an vernachlässigte er die Gattin aufs rücksichtsloseste, erst recht, nachdem der Vater gestorben war. Lucrezia wurde so dürftig gehalten, daß sie in die Hände jüdischer Wucherer geriet, aus denen sie erst durch die Erbschaft von ihrer Mutter befreit wurde. Das Leben in Urbino war ihr so unerträglich, daß sie möglichst oft nach Ferrara zurückkehrte. Sie hat Tasso immer am besten verstanden und am eifrigsten unterstützt, überhaupt gewann sie alle Herzen in Ferrara immer von neuem, darunter auch eins, das ihr schon in ihrer Mädchenzeit lieb gewesen war. Der glänzendste Kavalier am Hofe war der Marchese Contrari; trotz reiferen Alters immer noch jedem Jüngling in körperlicher Kraft und Gewandtheit gewachsen, stattlich und fein gebildet, an natürlicher Begabung Lucrezia durchaus ebenbürtig. So fanden sich die beiden, und bald gab es allerlei am Hofe über dies Liebesverhältnis zu erzählen. Als Alfonso davon hörte, wallte das wilde Blut seiner Vorfahren in ihm auf; wo seinem Hause ein Schimpf drohte, kannte er weder Rücksicht noch Erbarmen. Er ließ den ahnungslosen Contrari zu sich rufen und in seinem Gemach aufs grausamste ermorden; der Henker drückte dem Opfer mit einer großen Zange den Schädel ein und erwürgte es mit einem Strick. Dann wurde der angeblich vom Schlag Gerührte mit großem Pomp begraben! Lucrezia wußte, woran sie war, aber sie ließ sich nichts merken, sondern kehrte ruhig nach Urbino zurück. Dort erfuhr sie neue Schmach, der Gemahl steckte sie mit einer furchtbaren Krankheit an und benahm sich auch sonst so roh, daß sie ihn nunmehr für immer verließ. So blieb sie dauernd in Ferrara, innerlich und äußerlich gescheitert, von wildem Haß gegen den Bruder und dessen nächste Verwandte, die Contrari an Alfonso verraten hatten, erfüllt. Als ihre letzte Lebensaufgabe betrachtete sie es, zu verhindern, daß jener Seitenzweig ihres Hauses dereinst Alfonsos Erbe antreten durfte. In diesem Sinne wirkte sie am päpstlichen Hofe; Alfonso wußte das, und es ist glaubhaft überliefert, daß er sich mit dem Gedanken getragen hat, Lucrezia vergiften zu lassen. Das hat er am Ende doch nicht getan, und so haben die einst so gut harmonierenden Geschwister jahrelang in giftiger Feindschaft nebeneinander gelebt; selbst als Alfonso auf dem Sterbebette lag, hat er sich geweigert, Lucrezia zu empfangen. Auch sein erkorener Nachfolger, Cesare von Este, hat zunächst ge-

schwankt, ob er nicht Lucrezia umbringen lassen sollte. Er zog es aber schließlich vor, sich ihr zu nähern, in der Hoffnung, durch sie die Belehnung vom Papste zu erhalten. So bekam die kränkliche, verbitterte alte Frau die Gelegenheit, in Rom ihr Vernichtungswerk am eigenen Hause zu vollenden. Cesare mußte Ferrara aufgeben, und Lucrezias letzte Kräfte waren durch die Anstrengungen der Heimreise verzehrt. Als sie den Tod kommen fühlte, vermachte sie noch alle ihre Habe dem Kardinal Aldobrandini, der als schlimmster Feind des Hauses Este ausersehen war, Ferrara unter die päpstliche Herrschaft zu beugen, der die schönsten Kunstschätze raubte, mehrere der Lustschlösser und einen ganzen Teil der Stadt zerstörte, um dort eine neue Zwingburg anzulegen. Cesare behielt nur das Herzogtum Modena, ein kaiserliches Lehen, wo seine Nachkommen im Mannesstamm bis 1803 regiert haben. Die Erbin der Este heiratete den Erzherzog Ferdinand, den Stifter des Hauses Österreich-Este. In Ferrara aber zog nun die übliche päpstliche Mißwirtschaft ein; was Aldobrandini noch zurückgelassen hatte, das verschleppten seine Nachfolger, und von allen Herrlichkeiten der großen Zeit blieben nur einige öde, verfallende Paläste und die alte, unheimliche Zwingburg der Este übrig.

Noch heute ist Ferrara eine tote Stadt für den, der es nur mit dem leiblichen Auge betrachtet, und daß sein und des Hauses Este Name in der Welt derer, die mit geistigem Auge zu schauen vermögen, unvergänglich ist, das dankt Ferrara nicht dem Heldenmut oder der Regierungskunst oder dem Prunk oder dem Kunstsinn jener Fürsten, sondern den armen Dichtern, die sie an ihrem Hofe hegten: Ariosto und Tasso.

Der Künstler

Von Heinrich Lersch

Ich leb' mein Leben schneller, Mensch, als du!
Mich kann der Dinge Schein nicht lange halten:
Mein Auge schaut durch Hüllen, Schalen, Falten,
Ich schmeck' den Kern — und eile Neuem zu.

Im Weltensausen bin ich tiefe Ruh' —
Denn ich bin eine von den Kraftgewalten,
Die Welt zu sich — und sich zu Welt gestalten.
Es ist mir alles ich — und ich bin allem du.

Mich hält nicht Schönheit, Kraft, nicht Glück noch Macht.
Was gestern ich war, hab' ich heut' vergessen;
Wo euch noch Chaos stürzt, blüht mir schon Kosmospracht!

Ihr staunt, daß gestern ich bei euch gesessen —
Heut' bin ich schon von neuem Trieb besessen
Und tauche schaffend in die neue Nacht.

Blicke durchs Fenster

Von Friede H. Kraze

Zu der kleinen Mansardwohnung von Dorothee Hartwig gehörte ein langer, schmaler Gang unter dem schrägen Dach. Im Sommer und Winter erinnerte er in Temperatur an die Bleikammern von Venedig. Aber im Frühjahr und Herbst war er mit seinem ausgebauten Ostfenster entzückend. Wenn Dorothee frühmorgens über dem Schreiben die Finger erstarren fühlte, lief sie schnell einmal zum Gangfenster und legte zwischen blühenden Primeln und Tomatentöpfen die Hände auf das Fensterbrett. Dann überrieselte sie die Sonne wie ein warmes goldenes Zauberwasser, voll Kraft und Zukunft. Aber auch wenn die Hände wieder warm und lebendig waren, zögerte Dorothee manchmal noch ein wenig vor dem Fenster. Diese Aussicht konnte beinah ebenso verzaubern wie die Sonne. Sie verzückte aber zunächst nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit hinein. Auf ein Stück vollkommenes Alt-Weimar ging der Blick: hohe mit dunkelgebräunten Ziegeln gedeckte Dachgiebel, anmutsvoll oder launenhaft einander überschneidend, apfelsinenfarbene Hauswände, die Silhouette des Turmes der Herderkirche in der Ferne, ein paar schöne alte Eschen und der Baum der Bäume, eine schlanke Pappel, aufragend aus einem grünen Grunde. Dieser grüne Grund, in Häuser gefaßt, war der Armbrustgarten, in dem schon zu Goethes Zeiten Feste abgehalten wurden. Dieser alte, schöne Garten aber hatte nicht nur die Macht, aus der verschleierten, klassischen Ferne in die allernächste Gegenwart herüberzuleiten, sondern er bezog ebenso stark hinein die kommenden Dinge. So konnte man über ihm träumen von den verborgenen Urgründen alles Geschehens und von dem letzten Gut und Böse. Denn woher wüßten wir von einem ohne das andere? Und wird nicht durch den Schatten erst das Licht zum Leuchten? Dorothee ging gern einen Augenblick fort von ihrer Arbeit, um des Schauens und Erlebens und um der Träume willen von diesem Gangfenster aus. Sie zählte unter diejenigen, die sich mit dem ewigen Kreislauf der Dinge nicht abfinden können, sondern die Entwicklung durchaus als in der Spirale arbeitend sich vorstellen mußte. Immer enger wurden die Ringe, immer höher schnellten sie sich bis zum letzten, geheimnisvollen Mittelpunkt: Gott. —

Mit dieser Zuversicht vertrug es sich dann auch, wenn im Armbrustgarten — in diesen letzten Jahren so häufig, so lärmend, so unschön und bis tief in die Nacht gefeiert wurde, wie niemals früher. — Wer so feierte? — Das sagt sich schwer. Die heitere Ilmstadt liegt so bequem im Mittelpunkt. Nun, alle diese, die von fern kamen oder nah, ja, aus der Stadt selber, hatten wohl während der letzten Jahre, da ein Teil des Volkes — der Mittelstand nämlich — im bitterlichen Sterben lag, irgendwie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. Es gab ja auch Menschen, schamlos genug, die, seit Einführung der Rentenmark, in der Schweiz in ersten Hotels lebten und das Ausland über die deutschen Verhältnisse völlig verwirrten. Nun — auch dieses mußte überwunden werden. War ein Körper krank, so brach er in bösen Geschwüren aus. Auch Länder waren solche Körper. Auch dieses Land, das sie zunächst anging: Deutschland. Alle, die hier so lärmend feierten oder auswärts verschwendeten und praßten, sie waren nicht Deutschland. Sie waren Geschwür. Lange schon war Deutsch-

land krank gewesen, nun brach das Gift in Fiebern aus. Und der arme, kranke, auch von außen mißhandelte Körper zuckte in Schmerzen. Aber wenn nur das Gift und das Böse dadurch ausgeschieden wurde zuletzt.

Alles liegt im Plane Gottes, dachte Dorothee und muß überwunden werden. Dann wird auch dieses für uns nur Stufe zu einem Schritt höher hinauf. Und wie sie so zuversichtlich dachte, fielen ihr die Schillerfestspiele ein, die jeden zweiten Sommer die Jugend aus ganz Deutschland hier zusammenriefen. Auch diese junge Jugend hatte an den spielfreien Abenden im Armbrustgarten ihre Feiern. Dann hallte er wider von starken, getrosten und verpflichtenden Reden, Deklamationen und dem Gesang der alten lieben Heimatlieder. Da spürte Dorothee an ihrem Gangfenster im erschütterten Herzen: die da unten, die sich mühselig diese Fahrt an die Stätten des Ideals zusammengespart, vielleicht zusammengehungert hatten — sie waren Deutschland! Die Zukunft von Deutschland. Die Zukunft, die ihren eigenen Zielen glühend und gläubig entgegenzog und die nicht so hochmütig war, die Vergangenheit zu verachten, die Vergangenheit, die hier auf diesem Boden einmal Gegenwart war, und die wir als Erbe in Blut und Seele tragen. Wir mögen stolz darauf sein oder es leugnen.

Nun — solche Ausblicke in den sommerlichen Garten waren kostbar genug, um für alle anderen zu entschädigen.

Übrigens, ehe man in den Garten hineinsah, konnte man sich auch in einen kleinen Hof verlieren, oder da er eigentlich zu nah und zu sehr in der Tiefe lag, haftete oftmals der Blick von Dorothee an der gegenüberliegenden Hauswand. Denn der Baumeister, der vor mehr als hundert Jahren diese Häuser entwarf, hatte der schmalen Straßenfront aufgeholfen, indem er die Häuser einen langen Arm nach rückwärts strecken ließ. Diese beiden Häuser aber, die zwischen ihren nach rückwärts gereckten Armen ganz fest ihre kleinen Höfe hielten, und überdies miteinander verwachsen waren wie die siamesischen Zwillinge, hatten die Innigkeit ihrer Beziehungen auch dadurch bekundet, daß durch eine sehr pfiffige Machination von dem Gangfenster des einen Hauszwillings zu dem über dem Höfchen gelegenen je nach dem betreffenden Stockwerk ein Seil sich spannte, das über eine Rolle hin und her lief und eigentlich also zwei Seile bedeutete. Dies waren die Wäschetrockenplätze der Häuser, und immer wehte es weiß und rosenrot über der Tiefe.

Dorothee beobachtete gern einmal dies flatternde, zierliche Spiel über dem Abgrund. Und sie hatte in letzter Zeit besonders dabei ein Fenster im Sinn, das außer an Wäschetagen immer dicht verhangen blieb. Öffnete es sich, dann beugte sich ein schneeweißer Kopf heraus, und einmal war es geschehen, daß zwei dunkle Augen aus einem schmalen, ängstlich weißen Gesicht zu Dorothee heraufgesehen und sich schnell wieder abgekehrt hatten. Diese Augen hatten Dorothee nicht losgelassen. Kurze Zeit danach war sie einer Dame auf der Straße begegnet, sehr groß, sehr langsam gehend, sehr schmal, das weiße Gesicht von noch weißerem Haar umrahmt. Nur die dunklen Augen schienen lebendig an dem Gesicht, schmerzhaft lebendig. Später hörte Dorothee Näheres. Ihre Nachbarin, von der sie erst seit einem Jahr wußte, war eine von denen, die früher einmal das Leben von ganz anderer Seite gekannt hatten. Sie stammte aus einer alten angesehenen Weimarer Familie und

hatte, früh verwitwet, mit einer herzkranken Tochter in einem behaglichen, schönen Hause in der Parkgegend gelebt, umgeben von Erinnerungen, Kultur, Güte, Freundschaft und Geselligkeit. Beide, Mutter und Tochter, hatten vielen wohltätigen Vereinen angehört und einen großen Teil ihrer Zeit ihren vom Schicksal minder begünstigten Schwestern gewidmet, indem sie ihnen Verdienst verschafften, ihre Kinder hüteten und lehrten. Nun war dies alles vorüber. Als in den letzten Jahren für die Rentner die Verhältnisse immer ängstlicher und schwieriger wurden, hatten sie ihr Haus verkauft. Als sie den Erlös dafür anlegen wollten, hätte er grade genügt zum Erwerb einer Schreibmaschine. Sie waren schlecht beraten worden. Aber wer aus ihrer Freundschaft, wer von all diesen weltfremden, ahnungslosen Menschen war weitblickend genug, um gut beraten zu können? Nun, so ging es weiter. Die kleine Wohnung, Dorothee gegenüber, war der Schlußakt.

Man ist ja so feig. Man fürchtet sich so, die Mauer, die jahrelange Konvenienz um Menschenherzen erbaute, einzustürzen. Ein paar Blumen, aus ihrem kleinen Berggarten mitgebracht, hatte einmal Dorothee der alten weißhaarigen Dame scheu und bittend dargeboten, als sie so sehr langsam an ihr vorüberging. — „Wie wird sich meine Tochter freuen," war der Dank und ein zuckendes Lächeln, „sie kann gar nicht mehr hinaus. Ihr krankes Herz schafft die Treppe nicht mehr." Ja, und später noch einmal Blumen und ein Körbchen mit Früchten. Dorothee wußte, ihr ganzes Herz hatte dabei in ihren Augen gebrannt, aber zu fragen gewagt hatte sie nicht. Erst mußte ein Schicksal ganz grausam werden und fast unheilbar. Dorothee schreckte zusammen, jedesmal, wenn sie an einen Vormittag in der Post dachte. Sie war fertig am Schalter und wollte fort. Und plötzlich, in eine Ecke gelehnt, wie zu Tode erschöpft, erblickte sie die lange, schmale Gestalt mit dem weißen Haar. Sie hielt die Augen geschlossen. Da dachte Dorothee nicht mehr über Dürfen oder nicht. Mit einem Schritt war sie bei ihr und legte den Arm um die vorgeneigten Schultern. „Was ist denn", flehte sie. „Oh, sagen Sie es mir doch, was fehlt Ihnen?"

Die dunklen Augen öffneten sich langsam und sahen herüber wie aus weiter, weiter Ferne. Und ganz einfach und seinem Schicksal gehorsam sagte jemand: „Uns fehlt das Brot."

Dieser erschütternde Augenblick wurde wohl Schicksalswendung. Aber immer mußte Dorothee daran denken, und ihre Hand ballte sich im Zorn, wenn sie an ihrem Gangfenster stand und im Armbrustgarten wurde lärmend gefeiert. Aber dann wurde doch diese geballte Hand wieder weich und gelöst, und Dorothee spürte etwas Heißes in ihren Augen, und ihr Herz wurde stark davon. Sie dachte, wie die Schillerjugend hier gesungen hatte: Heimat, o Heimat, wir wollen dir dienen!

Ja, etwas starb in diesem geliebten und gemarterten Lande: der tüchtige, ehrenhafte und gebildete Mittelstand. Er starb in Schmerzen und Gehorsam und Schweigen. Und man konnte nichts, als ihm den Abschied leichter machen.

Denn dies alles mußte wohl so sein nach verborgenen heiligen Gesetzen. Nach den Gesetzen des Wechsels, der Ablösungen und ewigen Wandlungen: Ja, ein Deutschland stirbt; aber dennoch, Deutschland wird leben! — — —

Der tote Vogel

Von Anton Schnack

So war er, als ich das Fenster öffnete und ihn fand: von einer ergreifenden Steifheit und doch weich und milde. Sein spitzer Schnabel hatte sich hart und unwiderstehlich geschlossen. Zerknittert und wie von einem gewaltigen und unentrinnbaren Windstoß getrieben, hatte er sich in die harte, schneefreie Ecke des Sandsteinsimses gepreßt.

Ich erschrak ein wenig, als ich die kleine, schillernde Vogelleiche sah. Ich kam aus einem warmen Morgenschlaf und wollte über das wunderbar und kühl verschneite Land schauen, aber der plötzliche und unmittelbare Kontrast von Schönheit und Grausamkeit hatte meine Seele betrübt und mein Auge gesenkt.

Ich mußte mir den einsamen und mörderischen Tod dieser zierlichen Kreatur vorstellen, an der Frühling und Sommer mit einer traumhaften Melodie hingen. Ich sah ihn plötzlich über das Feld voll Schnee und Schweigen fliegen, seine Flügelchen hielten ihn kaum noch im eisigen und dünnen Raum der Luft.

Zur Abenddämmerung war es vielleicht, jener furchtbar leuchtenden Abenddämmerung, die Vorbote einer zerschneidenden, beißenden Frostnacht ist.

Er kam vielleicht auf seinem letzten Flug über die seltsamen und starren Weidenbüsche am Bach, der wie eine grünliche und harte Kristallmasse bis auf den Grund gefroren war. Vielleicht hielt der kleine, zierliche Vogel noch eine schwankende und todesnahe Rast auf der schneelosen Gabel des Holunderbusches. Er sah mit seinen dunkel und schwermütig glitzernden runden Vogelaugen das Licht des nahen Hauses, das ihm gute Wärme und Nahrung versprach.

Und ich stelle mir vor, während die Mutter mit den Töpfen in der Küche hantierte und es in den Pfannen brutzelte, schlug sein ermatteter und ausgezehrter kleiner Körper kaum und leise an das täuschende und helle Fenster, dessen Schein ihm vielleicht wie eine aufgehende belebende Frühlingssonne war.

Vielleicht hob er noch einmal sein zartes und anmutiges Vogelköpfchen in einer verschwebenden Lebenssehnsucht, da ihm der Frosthauch schon erstarrend an das kleine, bebende Herz griff. Dunkel kam ihm vielleicht noch die Erinnerung an die paradiesischen, blühenden Gärten sommerlicher Zeit, da er über die seidenen Wälder flog, mit dem Gefährten im schützenden Schatten der Bäume nistete und in die blaue Morgendämmerung das süße Flötenlied seines frohen Vogellebens sang.

Da lag er nun auf schwankenden Beinchen, die Krallen vor Schmerz und Müdigkeit geschlossen, erschauernd vor der unentrinnbaren Not des Todes, vielleicht öffnete sich noch einmal sein metallischer zarter Schnabel zu einer letzten flehenden Bitte in seiner klingenden Vogelsprache, die an das Licht des Hauses um Rettung und Wärme sang.

Aber wir, die wir in den Zimmern saßen und Äpfel brieten im lustig krachenden Ofen, in dem die Fichtenscheiter flammten, haben diese einsame, kleine Todesklage vor dem Fenster nicht gehört. Wir haben dagesessen in Überfluß von Wärme und Speise, während nur durch eine dünne und von Eisblumen bemalte Scheibe ein leichtes, zartes Vögelchen im schmerzlichen und bitterbösen Todeskampf starb.

Und betrübt von der großen Grausamkeit, die um alles Lebendige gestellt ist, und erschauernd vor der großen Einsamkeit und Verlorenheit, die jedes klopfende Herz umstarrt, wenn seine Todesstunde gekommen, begruben wir den kleinen bunten Körper, in dem alle Sommerseligkeit zu träumen schien, am Wurzelstamm eines Oleanders. Denn, da ihm nicht mehr zu singen verstattet war, soll er, wenn die Zeit ist, in den Blüten des Baumes seine Auferstehung und einen neuen Sommer finden.

Der Herr des Goldes

Von Albert Sexauer

Der Herr des Goldes schaut umher und nickt.
Krieg, Aufruhr, Not und Pest, wohin er blickt.

Die Saat gedieh. Er wägt die Ernte schon.
Sie reift ja ihm, des Chaos liebstem Sohn.

Verderbte Seel', zermürbter Leib verfällt
Am sichersten den Schlingen, die er stellt.

Die Rechnung stimmt. Der Herr des Goldes grinst:
Bald ist's soweit, daß alle Welt ihm zinst.

Millionen Sklaven fronden ihm schon lang;
Heut' aber glückt' ihm ein besondrer Fang:

Ein ganzes Volk! Schon sieht der Namenlose
Als Cäsar sich. Das Spiel, es geht ins Große.

Nicht hilflos ausgepreßte Sklavenbrut,
Ein ganzes Volk bringt künftig ihm Tribut.

Er sieht es vor sich, stumpf, vertiert, entseelt,
Vom Haß der Nachbarn namenlos gequält.

Er lächelt tückisch: „Trefflich dient ihr mir!
Der eine erst; dann — nach der Reihe — ihr!

Je mehr ihr raubt und schändet, haßt und hetzt,
Je sichrer seid ihr alle mein zuletzt.“

Er lacht. Wie Donner klingt's. Ein Schlag. Ein Riß!
Antwortend jauchzt ihm zu die Finsternis.

Ein Romankapitel

Von Paul Ernst

Auf einem Herrensitz sind zwei Söhne. Der ältere ist ein ordentlicher Kerl, tüchtiger Landwirt, ehrenhaft, Jäger, trunkfest, gutmütig, kurz, ein abliger Gutsbesitzer von rechtem Schlag und Korn. Der jüngere ist ein Windhund, verlogen, hinter den Weibern her, Spieler, empfindsam und faul. Der ältere erbt das Gut, der jüngere bringt sein Ererbtes in kurzer Zeit durch, treibt allerhand Handelsschaft, zieht mit Gesindel im Land herum, bleibt an einer Zigeunerin hängen und heiratet sie.

Der ältere auf seinem Gut hat fünf Töchter und keinen Sohn. Das nagt an ihm und macht ihm sein ganzes Dasein sinnlos. In einem furchtbaren Winter kommt der jüngere auf einem elenden Zigeunergefährt vorgefahren und hat einen halb erfrorenen Knaben im Arm; es ist sein jüngstes Kind, das äußerlich nicht nach der Zigeunerin schlägt, sondern in seine eigene Familie, und zwar hat es die Züge der bewunderten Mutter der beiden, einer einst berühmten Schönheit, von der allerhand Abenteuer erzählt werden. Er will das Kind für den Winter dem Bruder abgeben. Der ist ganz glücklich, einen Knaben aus dem Blut der Familie in der Hand zu haben und hat natürlich die Absicht, ihn als Erben aufzuziehen. Der zigeunernde Vater kommt — es ist zweifelhaft, ob ganz zufällig — im Wintersturm um, so daß der andere das Kind behält; er ist aber von dem Lumpenhund betrogen, denn das Kind ist in Wahrheit auch ein Mädchen.

Der Stoff scheint ausgezeichnet. Er liegt einer Erzählung der Lagerlöf zugrunde. Ich sprach einmal mit einem schwedischen Freund über die Dichterin und sagte ihm, ich könne sie nicht unbedingt schätzen, denn sie gestalte zu wenig und rede dafür, und sie baue nicht, sondern berichte nur so herunter; kurz, ihr ganzes Dichten sei eben weibermäßig; aber sie habe ganz ausgezeichnete Stoffe; ich könne mir nach ihren sonstigen Eigenschaften nicht denken, daß sie sie selber erfunden habe, sondern nehme an, daß sie viele Erzählungen in ihrer Heimat gehört habe, wo denn die Geschehnisse eine dichterische Bedeutung bekamen, ehe sie zu ihr gelangten. Mein Freund sagte, diese Ansicht über die Herkunft ihrer Stoffe sei falsch; er wisse genau, daß sie ihre Stoffe selber erfinde; und ich erwiderte, daß ich dann mein Urteil über den Wert ihrer Leistung freilich ändern müsse, denn diese Erfindungskraft sei sehr bedeutend; und es liege denn also hier ein Beispiel für die besondere Art der weiblichen Begabung vor, die ohne männliche Leitung sich immer zerflattere und im günstigsten Fall, wie hier, zu einer Art von Volkskunst ausreiche, während doch die Möglichkeiten des Bedeutenden in ihr seien.

Die Erzählung „Der Stromer-Baron" hat mich sehr beschäftigt; sie lockt zur eigentlichen Gestaltung. Die Lagerlöf hat, was in ihr steckt, natürlich nicht nur gefühlt, sondern auch erlebt; aber gestaltet hat sie fast nichts.

Ich dachte: hier ist ein sehr schöner Novellenstoff. Der ältere Bruder, inmitten des Geschnatters seiner sieben Frauenzimmer — fünf Töchter, Frau und Lehrerin — hilflos, wütend und im Tiefsten unglücklich, weil er nicht weiß, wozu er eigentlich

lebt und arbeitet; das wäre eine sehr schöne Darstellung, bei der man nur das Gewöhnlichste und Alltäglichste erzählen müßte und dabei doch alles Jenseitige anklingen lassen würde; und der jüngere Bruder wäre nun gar ein Prachtvorwurf; alles in ihm steht in Gegensätzen zueinander dadurch, daß er zu schwach ist, sich zu beherrschen; er hat den urbildlichen Charakter des heutigen Menschen, wie ihn die Literaten von heute, etwa Strindberg, so gerne darstellen möchten, aber nicht können, weil sie ja selber zu der Art gehören. Er ist schlau und dumm, gefühlvoll und roh, gerissen und unbesonnen, feig und beherzt — nun, wie man denn mit abgezogenen Worten sprechen kann, die ja nie eine solche prächtige Erscheinung künstlerisch erschöpfen können. Beide Menschen sind erdverwurzelt, sie sind national schwedische Charaktere, die man anderswo nicht finden würde. Der Punkt, wo sie sich entscheidend treffen, wäre auch mit urbildlich schwedischer Umgebung und Landschaft darzustellen: der unbarmherzige Wintersturm und das warme, fest verschlossene Haus. Und dieser Punkt wäre ganz novellistisch.

Aber wie? Wenn nun der jüngere Bruder abgezogen ist und draußen erfriert, und der ältere dann das Kind seinen Frauenzimmern übergibt, und es stellt sich heraus, daß es doch ein Mädchen ist: da ist ja doch die Geschichte nicht zu Ende, sondern da fängt sie erst an!

Der jüngere Bruder, der sich von Anfang an mit Lügen und Trügen fortgeholfen hat, hält sich natürlich für viel gescheiter wie den andern, der von den Eltern vorgezogen ist, oder immer Glück gehabt hat, oder nur durch Zufall der ältere war, oder sonst in ungerechter Weise in den Vorteil kam, denn daß seine eigene Lumpenhaftigkeit ihn ins Elend gebracht hat, das sieht der Jüngere natürlich nicht ein. Nun hat er das Leben satt; das heißt, eigentlich hat er es nicht satt; aber wenn er nun in diesem scheußlichen Winter draufgeht, was liegt daran? Nur: das Kind, das schlägt ja nicht nach der Zigeunergesellschaft, das wäre doch schade, wenn das mit umkäme; und da könnte man zugleich dem überklugen Bruder einen Schabernack spielen, der einem immer Tugendpredigten hielt und sich nicht einmal um ein paar hundert Kronen anpumpen ließ, die man ihm doch nachher wieder vor die Füße geworfen hätte.

Das Geschehnis ist eine reizende Anekdote.

Die Anekdote macht eine noch viel größere Abziehung wie die Novelle, so daß man sie wohl nicht mehr zur Dichtung rechnen kann. Man muß natürlich eine dichterische Begabung haben, um sie zu finden; aber sie geht auf eine gedankliche Zuspitzung hin, nicht auf die Darstellung eines Lebenskreises. Wer eine Anekdote schreibt, der muß nicht ein liebender Dichter sein, der eine ganze Welt, klein oder groß, in sich birgt und diese nun als ein Äußeres darstellt; sondern der ist ein dichterisch begabter geistreicher Mensch, der ein merkwürdiges Ereignis aus seiner Welt herausschält und nackt hinstellt wegen seiner Merkwürdigkeit.

Die Lagerlöf ist nicht nur dichterisch begabt, sie ist auch eine Dichterin — selbst wenn ihr auch keine einzige künstlerisch vollendete Arbeit geglückt sein sollte —, und deshalb ist ihr die Kaltherzigkeit des Anekdotenerzählers nicht möglich. Sie kann den lumpenhaften Bruder nicht abgezogen allein sehen, sondern muß den anderen immer dabei mitfühlen. Wäre sie weniger, als sie ist, so hätte sie eine vorzügliche



Anekdote geschrieben. So hat sie eine Erzählung geschrieben, die den inneren Drang hat, eine Novelle zu werden und das nicht werden kann.

Die Novelle ist eine dichterische Form; das heißt, sie gibt ein geschlossenes Bild. Aber bei der Erzählung der Lagerlöf führt eine Tür aus dem Geschlossenen ins Freie.

Wenn der ältere Bruder merkt, daß er betrogen ist, was kann er da machen? Es muß ihm dann klar werden, daß er sich durch den leidenschaftlichen Wunsch nach einem Erben hat verleiten lassen, etwas zu tun, das er nicht hätte tun dürfen. Er stammt aus einem ehrenwerten Geschlecht. Abenteuer, die in ihm vorfielen, wie vielleicht bei seiner Mutter, fielen innerhalb der Grenzen vor, die gesellschaftlich den Mitgliedern eines solchen Geschlechts gezogen sind; der Bruder ist von einem solchen Wesen, daß man ihn in der Familie nicht dulden kann, und es ist ja auch geglückt, ihn auszustoßen. Er hat eine Zigeunerin geheiratet. Das Kind des Lumpen und der Zigeunerin hat er als Erben seines Geschlechts einsetzen wollen! Was wäre geschehen, wenn sich dieser Erbe als des Elternpaares würdig erwiesen hätte!

Nun hat der Lumpenhund ihn also mit dem Kind geprellt und hat sich dann selber aus dem Leben herausgedrückt. Was soll er mit dem Kind machen? Bis zu einem sehr hohen Grad wird er sich also jetzt darüber klar sein, was geschehen wäre, wenn es ein Knabe gewesen wäre; das Richtige wäre, das Kind der Mutter zu schicken; dennoch wird Gutmütigkeit und Mangel an Folgerichtigkeit ihn bewegen, das Kind zu behalten.

Das Kind wächst auf und entwickelt seine vererbten Eigenschaften: wenn es nicht glückt, es unschädlich zu machen, wie zu seiner Zeit der Vater unschädlich gemacht wurde, so wird von ihm aus die ganze Familie zerstört. Die Kämpfe, die sich da gestalten, geben den Inhalt für einen Roman ab. Dessen erstes Kapitel wäre die Erzählung der Lagerlöf.

Mit anderen Worten: der Stoff an sich gibt nur eine Anekdote her; wenn man mehr daraus machen will, dann muß man das Begebnis als Teil eines größeren Ganzen darstellen. Dabei tritt dann ganz von selber der jüngere Bruder, auf den die Anekdote zugespitzt ist, zurück als episodische Figur, die nur die Aufgabe hat, mit Anderem Hintergrund für die später darzustellenden Ereignisse zu bilden, welche der eigentliche Inhalt des zu dichtenden Werkes sind. Ob die Lagerlöf ein solches Werk dichten möchte, weiß ich nicht; ich glaube, daß sie zu gesund fühlt, sich an eine solche Aufgabe zu machen; und jedenfalls hat sie es nicht getan; sie hat nur eine Erzählung geschrieben, die in Wirklichkeit das erste Kapitel eines Romans ist.

Faßt man die Erzählung so auf, dann erklärt sich auch, daß so wenig in ihr gestaltet ist. Hätte die Dichterin wirklich fest zugefaßt, dann hätte sich sofort herausgestellt, daß es sich um keinen Novellenstoff handelt; sie hat sich darüber selbst durch das Nichtgestalten und Herumreden hinweggetäuscht. Das ist aber frauenhaft.

Die Frau ist immer sofort mit dem Herzen bei ihrer Sache; sie kann ihre Gefühle nicht zurückhalten. Der Mann wird sich sehr hüten, wenn er einen solchen Stoff findet, ihn gleich ins Gefühl zu nehmen; er weiß, daß er dadurch ihm gegenüber unfrei wird; er muß ihn erst nüchtern sachlich betrachten, ehe er ihn sich innerlich zu eigen macht.

Hier liegt eine der hauptsächlichsten Ursachen, warum die Frauen nie das Höchste in der Kunst leisten werden — und nicht nur in der Kunst ist es so, sondern auch auf allen anderen Gebieten, welche die Frauen heute, wie sie es nennen, „erobert" haben. Zucht aus sich heraus hat nur der Mann; und nur vom Mann kann die Frau Zucht lernen. Leistung setzt immer Zucht voraus; deshalb wird man bei jeder bedeutenden Frauenleistung fragen, welcher Mann dahintersteht. Wenn die Frauen ihren Vorteil verständen — sie verstehen ihn heute nicht —, dann würden sie sich sagen: „Leistung ist doch nicht alles; es ist für uns vernünftig, unsere Kräfte dort zu gebrauchen, wo sie an ihrer Stelle sind, wo sich mit ihnen etwas ergibt, das die Männer ihrerseits nicht können; denn schließlich wird es ja doch einen Grund haben, daß es Männer und Weiber auf der Welt gibt und nicht bloß ein Geschlecht."

Die Erfindungsgabe der Lagerlöf ist außerordentlich; man kann wenige Männer ihr an die Seite stellen. Wie, wenn sie ihre Erfindungen einem Dichter mitgeteilt hätte, der vielleicht ihr Sohn oder ihr Mann gewesen wäre, der mit ihnen etwas Dauerndes und Festes hätte machen können, dessen Arbeit dann wieder befruchtend auf sie zurückgewirkt hätte?

Wenn die Frau sich in das öffentliche Leben begibt, dann muß sie sich gefallen lassen, daß man über die Folgen und Voraussetzungen ihrer Schritte Betrachtungen anstellt, die für die Frau, für das weibliche Wesen, peinlich sein müssen, weil sie auf Dinge gehen, welche die Frau unbetrachtet wissen will.

Ich möchte das Beispiel der Frau Curie anführen.

Das Ehepaar Curie hat eine große physikalische Entdeckung gemacht. Die Frau war die treue Mitarbeiterin ihres Mannes. Ich nehme an, daß sie keine Kinder hatte; ich nehme natürlich auch an, daß sie Willen und Form ihrer Arbeit von ihrem Mann erhielt. Der Mann starb, sie setzte die Arbeiten in ihrer Richtung fort, und die Leistungen waren so außerordentlich, daß man sie, als erste Frau, in die französische Akademie aufnehmen wollte. Während hier noch verhandelt wurde, entfloh Frau Curie mit einem verheirateten Mann, Vater, glaube ich mich zu erinnern, von sechs Kindern. Mit dem Sessel der Unsterblichen war es nichts mehr, und vom wissenschaftlichen Streben der Frau hat man seitdem auch nichts weiter gehört.

Es muß ja nicht gerade ein Ehemann und Vater von sechs Kindern sein. Insofern sie sich gegen die rechtmäßige Frau und die sechs Kinder vergangen hat, wird sie ihrem Gewissen Rede stehen müssen. Lasse ich diese Begleiterscheinungen also zur Seite, so muß ich sagen: ich habe trotz alledem vor Frau Curie Achtung. Es geschieht heute selten, daß man vor einem Menschen der Öffentlichkeit Achtung haben kann. Sie ist eine wirkliche Frau inmitten einer Welt von unweiblichen Weibern und unmännlichen Männern. In dieser Welt, in der jeder etwas anderes sein möchte, als er ist, wo der Knecht den Herrn spielen will und der Herr die Gesinnungen des Knechts bekundet, hat sie allen glänzenden Aussichten zum Trotz ihr Schicksal auf sich genommen: das Frauenschicksal. Vielleicht hat sie mit diesem Mann einen Sohn, in welchem ihre Begabung sich vererbt, der dann etwas Bedeutendes sein könnte, wenn ihr Instinkt in der Wahl des Vaters richtig war.

Die Lagerlöf hat eine sehr große Begabung. Einen Stoff zu finden, wie der erzählte, das ist schon etwas. Aber kann man sich vorstellen, daß man ihre Erzählung

noch lesen wird, wenn sie so alt ist, wie heute Boccaccios Novellen sind? Boccaccio hat seine Stoffe nicht selber erfunden, er hat sie überallher entlehnt: aber er hat aus ihnen dauernde Kunstwerke geschaffen.

Doch um zu fühlen, was Form ist, dazu muß einer ein voller Mensch sein: und das ist nun wohl in Verfallzeiten das Seltenste, daß einer ein voller Mensch ist.

Die Harfe Tejas

Von Paul Wolf

**Auf des Vesuves Engpaß sank die Nacht,
Die letzten Goten halten stumm die Wacht.**

**Still tritt der König in sein kleines Zelt,
Ein Lichtstrahl auf sein karges Lager fällt.**

**Verhüllte Harfe, die so lang er mied,
In deinen goldnen Saiten schläft ein Lied —**

**Das Lied, dem er in düster'm Traum gelauscht,
Als Dietrichs Banner noch der Sieg umrauscht —**

**Als Totila einst jauchzend Rom gestürmt,
Und er als Letzter Sieg auf Sieg getürmt.**

**Da schwieg der schwarzen Harfe goldner Klang.
Sein Seherauge — sah den Untergang ...**

**Vor seinem Volk, vom Abendglanz umloht,
Sah schreiten er in wildem Tanz den Tod.**

**Doch heute? — Sieh, die dunkle Hülle fiel,
Zum letzten Mal stimmt er sein Saitenspiel.**

**Auf rauscht ein Lied in dämmerhohe Nacht,
So hehr und schön, wie nie er eins erdacht,**

**Geschmiedet in des Herzens heil'ger Glut,
Ein Heldenlied von höchstem Mannesmut,**

**Von Treue, die sich ew'gen Ruhm errang,
Das Lied — von seiner Goten Sternengang.**

**Und von des Volkes Heilruf bis zum Grund
Erbebt der Fels. — Es schweigt des Sängers Mund —**

**Doch brausend, gleich dem wildbewegten Meer,
Klingt fort der Sturmgesang im Gotenheer.**

**Zum Endkampf rüstet sich der karge Rest
Der Todgeweihten wie zum Siegesfest,**

**Und wie ein wilder Bergstrom bricht hervor
Ein Volk, das Tod statt Knechtschaft sich erkor,**

**Das, noch im Sterben frei, auf blut'ger Wal
Entfacht des Ruhmes flammendes Fanal,**

**Weil es im Kampfe gegen eine Welt
In Not und Tod sich selbst die Treue hält! ...**

Rundschau

Ellis Island, die Insel der Tränen

In dieser Zeit, wo Tausende unserer Volksgenossen sich mit dem Gedanken tragen, aus dem Elend unseres verarmten Landes fortzugehen in aussichtsvollere Verhältnisse, ist es wohl an der Zeit, ein Wort zu sagen über das neue Einwanderungsgesetz der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Man fragt sich, was bewegt den Senat zu seiner überaus scharfen Einwanderungspolitik? Vor seiner Türe stehen die Menschen, die er braucht, wie der Fisch das Wasser, und für die er übergenug Nahrung hat — aber er macht seine Tür nicht auf. Das Johnsonsche Gesetz, das entgegen allen Eingaben und Gesuchen nur 2 % Neueinwanderer zuläßt, und diese 2 % auch nur von dem Bestand der im Jahre 1890 im Lande befindlichen Nationalitäten, ist ohne viel Widerspruch durch den Senat gegangen und sollte am 1. Juli 1924 in Kraft treten. Aus uns unbekannten Gründen wurde jedoch die Öffnung der Häfen vom 1. Juli auf den 1. August verschoben. Auch dieser Zeitpunkt verstrich, ohne die Öffnung der Häfen zu bringen. Endlich, Ende August, wurde amtlich die Quote eröffnet, aber auch jetzt trat kaum eine wesentliche Änderung ein, da die amerikanischen Konsuln angewiesen sind, nur in ganz vereinzelten Fällen einen Sichtvermerk auszustellen, und so warten noch immer die Auswanderungslustigen, die teilweise mit seit Monaten bezahlter Passage reisefertig auf ihren Koffern sitzen, auf die Erlaubnis zur Ausreise.

Auf die deutsche Handelsmarine übt das natürlich den nachteiligsten Einfluß aus; ihre Schiffe liegen in den Häfen ohne Fracht und ohne Passagiere. Washington aber läßt sich Zeit.

Zuverlässigen Nachrichten nach beabsichtigt die amerikanische Regierung, Kommissionen in die europäischen Häfen zu entsenden, um die Auswanderer dort vor Beginn der Reise zu untersuchen und zu prüfen, ob keinerlei körperliche oder geistige Hindernisse sich der Aufnahme der Betreffenden in die Volksgemeinschaft Amerikas entgegenstellen. Dadurch würde in Zukunft der ebenso kostspielige wie lästige Rücktransport von vielen Tausenden von Auswanderern fortfallen, denen nach der Ankunft in Amerika aus irgendwelchen Gründen die Einreise versagt werden muß. Die Schiffahrtsgesellschaften sind verpflichtet, den Rücktransport solcher Auswanderer auf ihre Kosten zu übernehmen, ebenso haben sie ihre Unterhaltungskosten während des vorläufigen Aufenthaltes auf Ellis Island zu tragen. Auch dem Auswanderer wird seine vergebliche Überfahrt nicht vergütet; sein mühsam genug Erübrigtes ist dadurch zwecklos verloren.

Das sind Härten, die durch die erwähnte Untersuchung in den Abfahrtshäfen vermieden werden könnten, wenn — ja, wenn diese Untersuchung nicht schon seit Jahren vorgenommen würde, ohne daß dadurch die vielen Rücktransporte vermindert würden. Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ist schon seit vielen Jahren aufs äußerste erschwert, so daß eine Verschärfung der Einwanderergesetze kaum denkbar ist.

Die Handhabung dieser Gesetze begegnet vielfach der schärfsten Kritik, und das mit vollem Recht, wie sich später zeigen wird. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Gesetze an sich zu verurteilen wären — im Gegenteil, man muß der Regierung der Vereinigten Staaten zugeben, daß sie mit diesen Gesetzen zielbewußt auf einem Wege voranschreitet, den sie schon mit anderen Gesetzen ebenso energisch betreten hat. Das ist der Weg der Rassenhygiene auf weite Sicht. Noch hat keine andere Großmacht ihre innere Politik auf dieses Ziel gerichtet. Eugenische Gedanken und Pläne spielen in Europa nur in vereinzelten Kreisen eine von den maßgebenden Stellen wenig oder gar nicht beachtete Rolle, während die Vereinigten Staaten in der richtigen Erkenntnis der Gefährdung der germanischen Rasse zu den schärfsten

Mitteln der Gesetzgebung gegriffen haben. Vereinzelte Staaten von Nordamerika schrecken nicht zurück von der Sterilisierung der Verbrecher; dem Alkoholverbot, der berühmten „Prohibition", haben sich die gesamten Vereinigten Staaten unterworfen, und die Einwanderungsgesetze gehen gleichfalls von dem Gesichtspunkt aus, nichts Krankhaftes oder Minderwertiges im Lande zuzulassen, nur körperlich und geistig kräftigen, gesunden Zufluß aufzunehmen, der eine Rassenverbesserung gewährleistet. Auch die vollständige Ausschließung Japans von der Einwanderung in Nordamerika ist eine Antwort auf die gebieterische Forderung der arischen Rasse zum Schutz gegen die Aufsaugung durch die Mongolen. Erhoben wurde diese Forderung schon vor 1911. In dieser schroffen Form würde Amerika auch jetzt nicht das Einwanderungsverbot erlassen haben, wenn den Japanern nicht durch die Folgen des Erdbebens für den Augenblick die Hände gebunden wären. Auch uns und allen übrigen europäischen Staaten gegenüber kann sich Amerika die rücksichtslose Durchführung seiner Einwanderergesetze ohne Sorgen vor politischen Verwicklungen gestatten.

Nun einiges über die Handhabung und Ausführung dieser Gesetze.

Beginnt man bei der Beschaffung des Visums: Hier muß der Antragsteller außer allen Einzelheiten über seine Person, Namen, Ort, Datum seiner Geburt ein polizeiliches Führungszeugnis auflegen, er muß angeben, ob Eltern oder Großeltern je in einer Irrenanstalt oder in einem Armenhaus waren. Fehlt nur eine Antwort der geforderten Auskünfte, oder ist irgendetwas in seiner oder seiner Vorfahren Vergangenheit nicht in Ordnung, so wird die Ausstellung des Visums verweigert.

Ist die Beschaffung dieses Visums erledigt, so darf der Auswanderer nicht etwa glauben, daß alle Unannehmlichkeiten überstanden sind, das Schlimmste kommt erst: er muß sich einer Reihe lästiger und, wie ich ohne Bedenken sagen kann, unwürdiger Untersuchungen unterwerfen. Wenn er alles im voraus wüßte, was ihn erwartet, würde er ganz gewiß zu Hause bleiben. Die Auswanderer — seit vergangenem Herbst auch die, die in der zweiten Klasse fahren — haben sich zwei Tage vor Abgang des Dampfers im Abgangshafen einzustellen. Am Tage vor der Abfahrt werden sämtliche Passagiere der 2. und 3. Klasse, ob sie nun Auswanderer oder nur Besuchsreisende sind, von einem deutschen Arzt untersucht und geimpft. Am Morgen der Abfahrt findet wieder eine Untersuchung statt, diesmal von einem Arzt der amerikanischen Regierung. Diese Untersuchung ist sehr eingehend. Der Oberkörper muß vollständig entblößt werden, die Augen werden einer besonderen, eingehenden Prüfung unterzogen, und sogar die Beine werden nicht verschont. Ich habe gesehen, daß Frauen mit Krampfadern zurückgewiesen wurden.

Wer Glück hat und diese beiden Untersuchungen übersteht, darf nun nicht glauben, daß das gelobte Land mit weit geöffneten Pforten vor ihm liegt. So einfach ist es nicht.

Die ersten Tage der Seereise verlaufen ungetrübt. Doch so ungefähr am fünften oder sechsten Tage kommt eine neue Untersuchung; dieses Mal vom Schiffsarzt, der dabei von einer Stewardeß oder Schwester unterstützt wird. Den Vorgang dieser Untersuchung will ich kurz skizzieren:

Am Morgen des Untersuchungstages bekommt das Bedienungspersonal die Weisung: „Nachmittags drei Uhr ist Untersuchung, bis dahin müssen alle gebadet sein!" Die Stewardessen haben für Frauen und Kinder zu sorgen, die betreffenden Stewards für die Männer. Und da hilft alles nichts, auch die Wasserscheuesten werden gebadet. Eine halbe Stunde vor Beginn der Untersuchung werden dann alle Passagiere, die sich in den unteren Räumen aufhalten, an Deck getrieben. Die Zimmer werden durchsucht, Speisesaal, Rauchzimmer, Damenzimmer, kurz, alles genau nachgesehen, ob niemand sich versteckt hat. Um 3 Uhr kommt der Arzt mit seinen Gehilfen und Gehilfinnen. An der Treppe, die vom Deck nach dem Innern des Schiffes führt, stehen einige Angestellte und lassen einzeln die Leute an sich vorübergehen. Am Fuße der Treppe steht ein Offizier mit einem Zählapparat, so daß es vollkommen unmöglich ist, daß etwa einer der Passagiere nicht untersucht wird.

Die Männer werden im Rauchzimmer, die Frauen im Speisezimmer untersucht. Auch hier wieder vollkommene Entblößung des Oberkörpers. An der Stelle, wo die Untersuchung vor sich geht, sind einige besonders große Glühlampen eingeschaltet, ein Gehilfe des Arztes hält in der Hand eine scharfe elektrische Taschenlampe, mit der verschiedene Stellen der Kopfhaut abgeleuchtet werden, um festzustellen, ob etwa Ungeziefer vorhanden ist — was übrigens auch im Abfahrtshafen schon geschehen war.

Wer zum ersten Male die Fahrt macht, denkt nun vielleicht mit Befriedigung: Gott sei Dank, nun ist alles überstanden! Der Ärmste! Er vergißt, daß Ellis Island, die berüchtigte Tränen-insel, seiner noch harrt.

Im vergangenen Herbst wurde in englischen Zeitungen die Einwanderungsbehörde heftig angegriffen. Man wies auf die ungebührliche Behandlung hin, der die Einwanderer auf Ellis Island ausgesetzt seien. Von amerikanischer Seite hat man, wie nicht anders zu erwarten war, den Vorwurf zurückgewiesen, ob mit Recht, möchte ich sehr bezweifeln.

Bei Ankunft im Neuyorker Hafen kommt eine Kommission der Einwanderungsbehörde an Bord eines jeden Passagierdampfers, um die Papiere der Reisenden der ersten Klasse zu prüfen. Sind die Personal-Papiere in Ordnung, so kann jeder von diesen Passagieren das Schiff unbehindert verlassen; eine körperliche Untersuchung findet nicht statt, weder im Abgangshafen, noch auf See, noch kommt Ellis Island überhaupt in Frage. Darin liegt ein wunder Punkt der amerikanischen Einwanderungspolitik. Wenn auf der einen Seite die Tore für Krankes und Minderwertiges streng verschlossen werden, auf der anderen Seite aber mit dem goldenen Schlüssel ohne weiteres zu öffnen sind, so liegt darin eine Unlogik, die einfach unverständlich bleibt. Ein besonderes Zeichen für diese Seite der Einwanderungspolitik ist das Folgende:

In meiner Gegenwart suchte ein Mann in Bremen auf dem amerikanischen Konsulat um ein Visum nach. Gebürtig aus Galizien, hatte er sich schon fünf Jahre in Amerika aufgehalten, ohne jedoch dort Bürger geworden zu sein. Nach längerem Aufenthalt in der Heimat waren seine Papiere für die Rückfahrt nicht mehr gültig, er brauchte ein neues Visum. Auf die Frage des Konsulatsbeamten, wo er geboren, nannte er einen kleinen Ort in Galizien. Als man ihn fragte, wann er geboren sei, kam die Antwort: das wisse er nicht. Auf den Einwurf des Beamten, er müsse doch wissen, wann er geboren sei, erwiderte er: es müsse wohl im Mai gewesen sein. „Aber den Tag!“ rief der Beamte, „wissen Sie denn nicht den Tag?“ Den Tag wisse er nicht, aber im Mai sei es bestimmt gewesen. Auch das Jahr der Geburt war nur ungefähr festzustellen. Der Mann bekam sein Visum. Als er aber unterschreiben sollte, stellte sich heraus, daß er auch nicht schreiben konnte. So schrieb der Beamte den Namen, und er malte seine drei Kreuze — also ein Analphabet.

Nun läßt aber Ellis Island keine Analphabeten durch, ein jeder Einwanderer muß nachweisen, daß er lesen und schreiben kann. Nun, dieser Mann kannte die amerikanischen Einwanderungsgesetze, er wußte, daß Ellis Island ihn nicht durchlassen würde, wenn er in der zweiten oder dritten Klasse führe — so ging er den einzig möglichen Weg, der ihm offen stand: er fuhr in der ersten Klasse!

Während also die Reisenden der ersten Klasse ungehindert das Schiff verlassen können, müssen die in der zweiten und dritten Klasse, wenn sie nicht amerikanische Staatsbürger sind, am entgegengesetzten Ende des Piers ein kleines Schiff besteigen, das sie nach dem ungefähr zwanzig Minuten vor Neuyork liegenden Ellis Island bringt. Von dort ist ein Entrinnen unmöglich. Abgesehen davon, daß es eine Insel ist, sind auch sonst alle Vorkehrungen getroffen, um ein Entweichen unmöglich zu machen. Auf mich machte das Innere des großen Gebäudes vollkommen den Eindruck eines Raubtierhauses — genau so eingerichtet sind die einzelnen Abteilungen, genau so die Stärke der bis hoch hinauf reichenden Eisenstangen. Hier werden Männer und Frauen getrennt, ohne Rücksicht auf Familienzugehörigkeit.

Die Papiere werden hier abgenommen und geprüft und mit Ausnahme der Doktorkarte

zurückbehalten. Dann werden die Passagiere durch einen langen Gang, der mit denselben hohen Eisenstangen gesichert ist, nach einem Saal gebracht, wo wieder eine ärztliche Untersuchung vorgenommen wird. Für die Frauen sind hier Ärztinnen. Der ganze Körper wird hier eingehend untersucht, ebenso der Kopf nach Läusen, und diesmal wird es besonders genau genommen. Sollte wirklich bei all den vorhergegangenen Untersuchungen irgendetwas durchgeschlüpft sein, hier wird es entdeckt. Es ist zuweilen rührend, wie die armen Menschen ängstlich in den undurchdringlichen Mienen der Ärzte forschen, wie sie verwirrt die unverständlichen Zeichen auf der Doktorkarte ansehen, in ihrem Herzen die bange Frage: Komme ich wohl durch?

Hier möchte ich bemerken, daß die Ärzte und Ärztinnen sehr anständig und höflich gegen die Leute sind. Von den untergeordneten Organen kann ich das aber nicht behaupten. Sie behandeln die Auswanderer wie Menschen geringeren Grades, die sie ja in ihren Augen auch sind.

Unbegreiflich war mir auch bei diesen Untersuchungen, daß absolut kein Unterschied gemacht wurde, weder in der Untersuchung, noch in der Behandlung. Ob nun einer wirklich einwandern will, ob er nur besuchsweise oder in Geschäften nach den Vereinigten Staaten will — wenn er in den beiden unteren Klassen fährt, hat er sich den Verordnungen der Einwanderungsbehörde zu unterwerfen. Ich habe den Protest einer Schwedin mit angehört, die in der dritten Klasse gekommen war und nur für vier bis fünf Monate zur Pflege einer schwer kranken Schwester ins Land wollte. „Wozu das alles?" fragte sie heftig. „Wir müssen Sie untersuchen, um zu wissen, ob Sie sich Ihren Lebensunterhalt selbst verdienen können!" — „Aber ich will mir meinen Lebensunterhalt ja gar nicht verdienen, ich bin ja keine Auswanderin!" — „Yes, you are!" war die stereotype Antwort. „You are an Emigrant!" — „Das bin ich nicht, ich gehe wieder zurück, hier ist meine Rückfahrkarte! Gott sei Dank, brauche ich nicht in diesem Lande zu bleiben, wo man die Menschen behandelt wie das Vieh!" Hierauf ein Achselzucken und die kühle Erklärung: „Wer in der dritten Klasse kommt, ist ein Emigrant!" — „Ach so, eine Klassen- und Geldfrage! Sehr interessant in einem Lande, in dem es keine Klassenunterschiede geben soll!" — „Wir müssen uns sichern!" — damit war die Sache erledigt.

Man vergleiche nun die Behandlung dieser durchaus hochgebildeten Dame, die gezwungen war, in der dritten Klasse zu fahren, weil ihre Mittel ihr nicht gestatteten, eine höhere Klasse zu benutzen, und die nicht beabsichtigte, im Lande zu bleiben, mit der durch nichts behinderten Einreise jenes Analphabeten in der ersten Klasse! Und man wird zu einem Schluß kommen, der nicht gerade günstig für die Beurteilung des Einwanderungsgesetzes ist.

Aus dem Saale der ärztlichen Untersuchung werden die Einwanderer in einen anderen großen Saal gewiesen, wo sie ihre, ihnen am Eingang abgenommenen Papiere zum Teil wieder bekommen und wo noch einmal die Personalien aufgenommen werden. In diesem Saale entscheidet sich endlich das Schicksal des Einwanderers, hier liegen sämtliche Papiere mit dem eingetragenen Vermerk, und an der Tür, durch die der Einwanderer hinausgesandt wird, kann der Eingeweihte bereits sehen, ob der Betreffende durchkommt oder nicht. Irgendeine diesbezügliche Mitteilung wird ihm nicht gemacht.

Angenommen nun den günstigsten Fall: Man ist jung, gesund, hat eine ausreichende Bürgschaft von amerikanischen Verwandten und noch mindestens fünfundzwanzig bis dreißig Dollar in der Tasche, dann kann man durch die Tür der Erlösung gehen. Nur unten am Eingang ist noch eine kleine Prüfung zu bestehen, wo der Beamte sich überzeugt, daß die Aussagen des Abholenden mit den Aussagen des Abzuholenden übereinstimmen. Dann wird die Tür des Gitters geöffnet. Die Prüfung ist nicht schwer, wie Nachfolgendes zeigt:

Ein junger Mann wollte seine am Tage vorher angekommene Frau abholen und hatte seine Aussagen gemacht. Der Beamte, der etwas Deutsch sprechen konnte, trat an die junge Frau heran, um sich zu vergewissern, ob auch alles stimmte. In der Hand hielt er die Niederschrift von der Erklärung des Mannes. „Was ist diese Mann zu dich?" — „Mein Mann!" — „Was ist sein christlicher Name?" — „Otto!" — „Wo bist du zu ihm geheiratet?" — „In Leipzig!" —

„Du kannst gehen!" — Im nächsten Augenblick lagen sich die beiden in den Armen und weinten Freudentränen.

Der Beamte trat zu mir und sagte: „Man nennt Ellis Island die Tränеninsel — für uns ist dieser Platz hier die Tränеninsel." Ich glaubte es ihm — wohl auf der ganzen Welt gibt es kein Plätzchen, wo im Laufe der Jahre soviel Tränen geflossen sind wie hier auf diesem Fleckchen Erde, denn hier dürfen auch die, die zurückgesandt werden, von ihren Angehörigen Abschied nehmen.

Von den vielen, vielen anderen Fällen, die nicht so gut enden, will ich nur zwei anführen.

Ein junger Mann, der seit drei Jahren im Lande war, hatte seine junge Frau mit ihrem drei Jahre alten Kinde nachkommen lassen. Unterwegs hatte die Frau eine leichte Augenentzündung bekommen, verursacht vielleicht durch die scharfe Seeluft. Diese Augenentzündung genügte, um die Ärmste von der Landung auszuschließen. Der Mann, der nach Ellis Island kam, um sich Frau und Kind zu holen, erhielt den Bescheid, daß seine Frau wegen Krankheit nicht zugelassen werden könnte. Nicht einmal die Art der Krankheit sagte man ihm. Auch sie zu sehen, wurde ihm vorerst nicht erlaubt. Der Mann tat mir leid, ich riet ihm, sich diese Abfertigung nicht so ohne weiteres gefallen zu lassen. Aber trotz aller Bemühungen erreichte er nur, daß man ihm die Natur der Krankheit sagte und ihm versprach, mit dem Doktor zu reden, damit er später Frau und Kind sehen könnte. Zugelassen wurde die Frau nicht, man sandte sie mit ihrem Kinde mit dem amerikanischen Dampfer President Roosevelt wieder zurück!

Ein anderer Fall war der folgende:

Hinter dem Gitter standen zwei Knaben, der eine neun, der andere fünf Jahre alt. Außen am Gitter stand ein Mann, dem Arbeiterstande angehörend, mit rotem, aufgeregtem Gesicht. Die beiden Knaben weinten herzbrechend, und auch dem Mann waren die Tränen recht nahe. Ich sah, daß er fortging und nach einigen Minuten wiederkam, mit einer großen Tüte Obst und einigen Tafeln Schokolade. Mit Erlaubnis des Wärters, der die Tür öffnete, konnte er den Kindern die Sachen reichen. Sie freuten sich, aber die Tränen flossen um so reichlicher. Ich trat an den Mann heran und fragte ihn nach dem Grunde dieser Tränen. Er hatte seine Familie kommen lassen, und nun ließ man seine Frau nicht landen, weil sie unterwegs eine eitrige Fingerentzündung bekommen hatte. Infolge der Zurückhaltung der Frau durften auch die Knaben nicht landen.

Ob diese Frau nach Heilung des Fingers zugelassen worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Erschwerend wirkt bei all diesen Verhandlungen die mangelhafte Beherrschung der Landessprache. Der Amerikaner ist, nachdem der Weltkrieg durch sein Dazwischentreten zugunsten der Alliierten entschieden wurde, sehr von sich und seiner Vorzüglichkeit durchdrungen. Er gibt sich wenig Mühe, dem Einwanderer sein Los zu erleichtern, und zumal den Deutschen gegenüber ist die Stimmung noch sehr unfreundlich. Es ist mir dies bei meinem jetzigen Besuch im Gegensatz zu früher sehr aufgefallen. Ausnahmen gibt es natürlich auch hier.

Es würde zu weit führen, alle die Fälle zu erwähnen, die zu meiner Kenntnis gelangt sind, und die von der Kleinlichkeit und der Engherzigkeit der Einwanderungsbehörde Kenntnis ablegen. Allgemein bekannt ist ja der Fall des blinden Pastors, früheren deutschen Rittmeisters v. Schwanewedel, der nach den Vereinigten Staaten gekommen war, um durch Vorträge etwas Geld für seine arme Gemeinde zu sammeln. Man hatte ihn unerhört lange auf Ellis Island festgehalten, aus Furcht, er könnte dem Lande zur Last fallen. Endlich, am 23. Februar 1924, wurde ihm gestattet, zu landen, nachdem sich eine wohlhabende Neuyorker Dame für ihn verbürgt hatte — er wäre sonst samt seiner Frau unweigerlich deportiert worden.

Am allerschlimmsten sind natürlich diejenigen daran, die wochenlang auf Ellis Island festgehalten werden. Tag und Nacht hinter Gittern, nachts eingeschlossen, sind sie nichts anderes als Gefangene. Die Betten sind schlecht, und ihre Zahl reicht bei weitem nicht aus, wenn die Insel, was sehr oft vorkommt, stark besetzt ist. Die Klagen hierüber sind allgemein. Und dabei

ist die Insel nicht etwa eine Einrichtung, die dem amerikanischen Staate Kosten verursacht. Im Mai d. J. ging von einem Senator Davis an den Senat eine Eingabe, in der er forderte, daß von den 3 Millionen Dollar, die Ellis Island im Rechnungsjahr 1923/24 dem Staate gebracht habe, mindestens eine Million zu Verbesserungen auf der Insel verwandt würde, besonders zur Anschaffung und Verbesserung der Betten. Es ist ja möglich, daß mancher von denen, die nach Ellis Island kommen, die Behandlung dort nicht als so entwürdigend empfindet, wie ich sie hier schildere. Das ändert nichts an der Tatsache, daß sie wirklich den einfachsten Geboten der Menschlichkeit Hohn spricht.

Unumwunden erkennen wir Amerika das Recht zu, zum Schutze seiner Bevölkerung die Mittel zu ergreifen, die es für nötig hält. Verlangen müssen und können wir aber, daß bei der Anwendung dieser Mittel auf die Würde des Einzelnen Rücksicht genommen werde. So wie heute die Behandlung in Ellis Island ist, sollte jeder Auswanderungslustige viel zu stolz sein, sich dem Amerikaner aufzudrängen. Zumal wir in Deutschland sollten ernstlich erwägen, ob es nicht an der Zeit sei, die Auswanderung nach Amerika zunächst ganz zu verbieten. Amerika will von uns nur das Beste vom Besten; das Minderwertige bleibt uns. Das darf vom rassehygienischen Standpunkt aus nicht geduldet werden. Auch wir müssen darüber wachen, daß das Gesunde im Volk erhalten bleibt und daß die beunruhigenden Erscheinungen des Rassenniederganges aufgehalten und ausgemerzt werden. Das wird schwer halten und eines langen Weges bedürfen. Daß wir ohne Gesetz schon auf diesem Wege sind, beweist die lebendige, sportliche Betätigung in allen Kreisen unserer Jugend. Was nützt das aber, wenn unser an sich gesundes Volk immer von neuem infiziert wird durch den Zuzug der vielen fremdrassigen Elemente aus dem Osten! Daß diese Elemente ohne Einschränkung Zugang in Deutschland finden, ist eines der größten Übel für unser Volkstum. Auch wenn sie, wie es häufig der Fall ist, geistig oder körperlich nicht minderwertig sind, bedeuten sie immer eine Gefahr für das Germanentum. Hier wären für uns ähnlich scharfe Einschränkungen am Platze, wie sie Amerika anwendet, und eine Ostmarkenpolitik in diesem Sinne würde für das ganze Reich von unschätzbarem Nutzen sein.

Auch in anderer Richtung könnte ein Auswanderungsverbot der Nationen, das sich gegen Amerika wendet, nur von Nutzen sein. Ein paar Jahre würden genügen, den hochmütigen Yankee dem Fremden gegenüber duldsamer zu machen. Denn Amerika braucht die Einwanderung, braucht sie vorläufig noch wie das tägliche Brot. Ohne den fremden Zuzug würden die Löhne in kürzester Frist ins Ungemessene steigen.

Denn der reine, sogenannte 100 % Amerikaner ist es nicht gewohnt und eignet sich wohl auch nicht dazu, den Arbeiter zu spielen, ganz abgesehen davon, daß seine Zahl nur gering ist gegen die der Einwanderer. Was wollte Amerika anfangen ohne den anspruchslosen italienischen Erdarbeiter, den polnischen Grubenarbeiter, den deutschen Farmer?

Zum Schluß noch eine Mahnung an die immer noch Auswanderungslustigen!

Die Redensart vom gelobten Land hat meines Erachtens augenblicklich gar keine Berechtigung. Ich bin sehr oft für kürzere oder längre Zeit in den Vereinigten Staaten gewesen und kenne die Verhältnisse ziemlich gut. Den Lohn, den ein Arbeiter für seine Arbeit bekommt, muß er sich schwer verdienen. Es wird keinem etwas geschenkt. Gewiß arbeitet der eine oder andere sich hinauf, aber das kann er in jedem anderen Lande gerade so gut. Aus dem Ertrag der Tagesarbeit wird auch niemand mehr reich, und Amerika verlangt für das, was es gibt, vollen Einsatz der Kraft. Um nur eines noch zu erwähnen:

Die Prediger des Achtstundentages berufen sich so gern auf Henry Ford und seine Einrichtungen. Ich will hier weder für noch gegen den Achtstundentag schreiben — das gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes — ich möchte nur wünschen, daß die Befürworter des Achtstundentages einmal aus eigener Anschauung kennen lernten, was diese acht Stunden für den Arbeiter in Amerika bedeuten: Stunden angespanntester Arbeit, wobei schon das Aufheben

eines Nagels oder einer Schraube als unverzeihliche Zeitvergeudung gilt. Wenn in den acht Stunden so gearbeitet wird, dann genügen sie als Arbeitszeit. Das ist Kräfteausnutzung in höchstem Grade

M. Gontard-Schuck

Aus Briefen einer Ausgewiesenen

Siehst Du, Liebe, ich glaube, daß wir nun doch die Kraft noch in uns tragen, uns wieder emporzuheben. Du weißt es, wie ich fast durch alles Leid gegangen bin, das Menschen zu tragen auferlegt wird. Und ich hatte nur noch zwei, drei Tage zu leben — und dann kam das Wunder: daß ich gerettet wurde. Seitdem sehe ich, wie wir keinen Grund haben zu verzweifeln. Vielmehr regen sich allüberall die neuen Kräfte. Wir stehen im Morgenrot. Wir sind alle satt der Verneinung, der Zersetzung, der Beängstigung. In den letzten fünfzig Jahren hatten wir nicht viel zu tragen, deshalb erdachte sich der Geist das Leid. Wen lasen wir? Wer herrschte über uns? Wir haben Nietzsche angebetet; Nietzsche: aber nicht seinen hohen Flug, nicht seine Fülle, sondern seine Art zu sehen; und die war zu viel auf das Nein gestimmt. Alles spricht vom Untergang — woher soll da der Aufgang kommen? Wie sind wir so undeutsch geworden! Warum nehmen wir nicht die Tiefe des deutschen Nietzsche, sondern nur das Versagen des Undeutschen in ihm? Dem Himmel sei Dank, Liebe! Es wird Licht! Unsre Art läßt sich, wenn die Not an die Wurzel greift, nicht klein kriegen. Wärst Du doch bei mir, daß ich Dich teilnehmen lassen könnte an der Fülle des freudigen Geistes, der rings um mich ersteht!

Manchmal denk' ich, hier sei alles angehäuft, was es nur gibt an Leid. Aber die Kraft! Es sieht traurig aus bei den Flüchtlingen. Immer haben wir den Grenzstrich vor Augen, und da drüben liegen die Häuser, die wir verlassen mußten. Die meisten stehen leer; in manche ist Volk eingezogen, irgendwelches aus Galizien, und spielt nun Herr auf unserem Boden. Und hier? Jenseits des Grenzstrichs! Sie wohnen hier in kleinen Baracken eng beieinander und einige in Siedlungshäusern. All ihr Eigentum ist drüber geblieben. Die arme Schustersfrau! Sie weinte viel — immer muß sie rückwärts denken. Aber der Alte — Du — ein Prachtherz! Ganz weißhaarig ist er, und Zähne fehlen ihm auch schon. Aber was sagt er, wie er sie so seufzen hört, die Frau? „Was grämst du dich nur! Du weißt doch, daß ich baue, alle Tage an meinem neuen Häusl. Und der Staat wird uns Geld dazu geben; der Staat, ja, von dem können wir's nehmen, der wuchert nicht damit wie eine Privathilfe. Und wenn erst das Haus fertig ist, dann, dann krieg' ich uns wieder hoch; da ist mir gar nicht bange. Ich arbeite, bis wir wieder hoch sind — das weißt du doch." — „Was sie nur immer seufzt," sagte er zu mir, „das ist doch so einfach." — „Ja," sagte ich, „und so gewiß! Frau Meisterin, ich auch habe erfahren, wie unbedingt solche Zuversicht hilft." Und ich erzählte ihr von meiner Not und Rettung. Und sie streichelte mir die Hände und meinte, ich solle bald wiederkommen. „Das will ich, Frau Meisterin, und dann erzähl' ich Ihnen von der prachtvollen Frau aus Berlin, die mir kürzlich schrieb: ‚Wir sind schon ein paarmal fast verhungert, aber — wir bleiben blitzjung dabei!'" —

*

Ein eigenartiger Artikel fiel mir heute in die Hand; es war eine Abhandlung über Rassenhygiene — nein, eigentlich eine Abhandlung über eine Abhandlung. Der erste, der hatte gezeigt, wie wir „allzu menschlich" sein müssen, und fand tausend Entschuldigungen in unserer „Staub"-natur, und all die Krankheit und die Kinderlosigkeit, das ist ihm allein: — selbstverständliche, notwendige Folge. Wie könnte es auch anders sein? Wir sind ja Abendländer und — also dem Untergang geweiht! Weiß Gott, da stak doch noch mehr Kraft in dem Bauer aus D., der auch die „abendländische Art" angenommen und voll Stolz sein Evangelium predigte: „Sehen Sie doch



die Tiere an, den Ochsen in meinem Stalle — weshalb soll bei uns schlecht sein, was bei denen Naturgebot?" Was galt dem sein krankes Haus? Was war dem: Geist? Er war ja nicht zu zählen wie die Eier und aufzustapeln wie das Mehl. — Nun aber jener Mann der Schrift! — Der andere, zweite, der hat ihm wohl gezeigt, wie wir allein menschlich sein können — müssen — sind, daß die Seele hell wird. Überall gibt es solche und solche! Mir war dies wiederum ein Beitrag zu der Erkenntnis jener großen Zweiheit, deren Ringen nun neu begonnen hat, aufs heftigste, seitdem es bei uns nicht mehr um den Machtkampf geht, noch um den von Gut und Blut und Leben, sondern in erster Linie um unsere Seele. Hier die einen, die uns ängsten und zermürben, unser Bestes aus dem Herzen höhnen, uns zersetzen und uns in Verzweiflung und Schmutz ziehen, und die andern, die Wenigen, Lichten, aber All-Verteilten: die dem Nein stets mit einem Ja entgegentreten, dem Dunkel mit Helle, der Unkraft mit Kraft, dem Abwärts das Aufwärts entgegensetzen, die nur Liebe kennen und Schaffen und Freude und Zuversicht. Wohl, die einen sind am Ruder; — die andern aber lassen das Steuer nicht aus der Hand, nicht bis in den Tod. Mephisto, Faust siegt dennoch!

*

Dämon Negativus!
Gegen dich ringe ich,
über dich siege ich
in mir,
in meinem Freund,
in meinem Volk, —
Gott zu.
Denn Gottheit ist in mir,
in meinem Freund,
in meinem Volk.
Alle so ringen wir,
siegen wir über dich, Dämon —
Wicht Negativus!

*

Köstlich ist es, meine Liebe, wie in allem Leid, das doch auf mir liegt, es immer froher, kraftvoller und lichter in mir wird. Ich fange den Mann an zu begreifen, der, wie ich, nicht Gott und Menschen lieben konnte, weil er nur noch das Elend sah und deshalb hoffnungslos wurde, und deshalb kraftlos. Aber der große Freund, von dem ich Dir schon einiges schickte, erfüllt mich mehr und mehr, und es wird beglückende Wirklichkeit in mir, sein Evangelium der Kraft.

Und siehst Du, daß er mit der Kraft seiner hellen Seele durch alle Anfechtung der Welt und durch all ihre Verachtung sich aufrecht erhalten hat in dem Glauben: „Ich war euch doch zur Freude geschaffen" — das stützt auch meine Festigkeit mir immer wieder, wenn düstere Geister mich packen wollen: die große Frage um all den Sinn dieses großen Verlierens oder gar die Seelenmüdigkeit. Durch Christian Morgenstern hat meine Seele, die verzagen wollte, den festen Halt wiedergewonnen. Und es weitet und fügt sich der Kreis, ob ich nun Altgermanisches betrachte, oder Christlich-Deutsches, oder Goethisch-Erhabenes: Unergründlich verknüpft ist Unschuld und Schuld, Leid und Licht. Lernten wir's doch besser von klein auf, daß Lichtkampf unbedingt verknüpft ist mit größtem Leidtragen, als ob die Geister des Guten erst recht die Dämonen des Bösen anreizten. Und den Dämonen bleibt — nach Schicksalsgesetzen — der Erdensieg. Aber nur eine Weile — am Ende, auch hier schon, siegt, siegt doch das Licht. So müßten wir's unsre Jugend lehren. Es genügt nicht, ihnen die Sehnsucht nach dem Schönen zu wecken, es muß ihnen zugleich das Herz gestählt werden zum Kampf, den das Schöne entfesselt. Dann werden wir frei von dem dummen Wort: „Wir sind doch immer die Dummen — wieder die Dummen gewesen." Von vornherein wissen, daß die Entscheidung zu Licht und Schönheit und

Reinheit aus sich heraus wird die Entscheidung zu Kampf und Leidtragen und Verzicht — dann werden wir's schaffen. Ihr Lichtmenschen! Wir Deutschen!

*

Es ist wundersam, Liebe, wie mehr und mehr mich die Erkenntnis ergreift, die schöne, wie das deutsche Volk in allen Gegenden, in allen Altern und — leider noch — Klassen sich schüttelt und rüttelt, abschüttelt das Fremde aus seinem Wesen und aufersteht in seiner Festigkeit: Wodanisch-Goethisch: dazu sind wir da, daß wir dem Guten und Reinen zum Siege verhelfen. Nie hätte ich dies wohl so klar und tief empfunden, hätte ich selbst nicht so verzweiflungsvoll durch Abgründe gehen müssen wie in den vergangenen Jahren. Nun sehe ich's aber; von allen Seiten strömt es auf mich zu, im Leben und in der Dichtung aus unsern Tagen; alte Dichter sind's und die Dichter in Jugend, die den gleichen, freudigen, aufrechten Geist tragen.

Eben bin ich ganz im Landpfarrerbuch. Ich schrieb Dir schon davon. Welch ein Zeitbild! Gefallene Söhne, grippegetötete Tochter, leidverzehrte Frau, Hunger, Verelendung, Volkszusammenbruch, Schmutz. „Was soll ein Gott dieser Erde!“ Nun aber hat er's gefunden: „Gott hat uns nicht geschlagen — er schmiedet uns!“ O Liebste, ja! Lassen wir uns schmieden, damit wir wieder schmieden können!

*

Es gibt nichts Erbärmlicheres, nichts Leereres
als Euch, Ihr Stolzen!
Euer Ton ist Blech
und Eure Wegspur:
Nein und Nichts.
Aber vor Euch knien wir,
Ihr Irrend-Suchenden,
Ihr Ringend-Leidenden,
Ihr Strebend-Schaffenden
Und Ihr, Meister der Freude,
des Leuchtenden!
Denn Ihr seid Gottes Sturm
und Gottes Sonnen-Auge.
Darum knien wir vor Euch,
Ihr Gesegneten —
Ihr Heiligen!

*

Ach wie oft sink' ich doch noch zurück in die Zeit des Jammers, der Verbitterung, die meine Seele hätte überwunden haben sollen. Am schlimmsten ist es, wenn Festtage nahen, Festtage anderer Menschen. Ich aber bin ausgeschlossen. Und dann steht alles wieder vor mir: der Verrat der Nächsten, Mißgunst der Freunde, Unverständnis der geliebtesten Menschen. Den Tod des einen, den Wahnsinn des andern, den Verlust alles Besitzes, der Heimat, Hunger und Not — das, das ist leicht gewesen, denn es kam aus dem großen Schicksal, dem unvermeidlichen. Aber jenes Menschengift zu überwinden — das mich zermürbte, aus Amt und Ehren und aus der Heimat trieb — das zu verwinden, zu überwinden braucht immer wieder einen neuen Anlauf.

Aber gestern stand ich am Totenbett eines solchen, der auch immer Nein sagte zum Ja der Seinen, der Last und Not über ihre Seelen gebracht hatte und noch im Tode Bitternis empfand und sprühte. Nun hatten sie ihn in Weiß gebettet und hatten ihm die Hände gefaltet, und ich legte ihm in aller Stille und Heimlichkeit die ersten, einzigen Blumen auf seine Decke. Da schwoll mir plötzlich das Herz über; und wie mich sonst die Sorge um ihn gepackt hatte, wenn ich ihm ins gequälte Angesicht sah, das zerrissene, liebelose, haßerfüllte, so packte mich jetzt heiß ein Schauer der Ehrfurcht, als ich ihm nun ins gewaltsam stille sah.

„Oh, Ihr armen Zersetzten und Zersetzenden! Vielleicht müßt Ihr leiden und Geißel sein, damit andere durch Euch den Weg finden! Denn letzten Endes sehe ich doch überall Euch als die Wegeweiser, wenn auch im Widerstand zum Licht. Ihr seid der Stein, an dem die andern ihre Schneide wetzen sollen."

Und mir war, als würde die ewige Gerechtigkeit, die diesen Toten geschaffen hat wie uns alle, ihn lohnen für das Amt, das er an andern hatte. Mir war, als läge ein leuchtender Friede über ihm — —

Bekämpfen muß ich Euch, Ihr Bittern, Ihr Miesmacher, Ihr Trüben! Aber verachten kann ich Euch nicht mehr.

*

Eines möchte ich noch lernen, was ich als größtes, schlichtestes Mittel erkenne: wie ich auch leide, verzichte und kämpfe — Freudigkeit ausstrahlen!

*

Wenn es nur Gehässigkeit wäre, die sich uns immer wieder in den Weg wirft. Oh, die wäre zu packen! Aber es ist so viel Dünkel und Dummheit — und so viel Schmutz, und die sind nicht so leicht zu packen. Es ist, als ob die Menschen nichts ertragen könnten, was leuchten will. Dort bin ich ihm gewichen; greift's mich hier wieder an? Wie sehr verstehe ich nun Christi Wort: „Kindlich" sein! Auch Nietzsche hat sich's ersehnt. Ja, alle Großen. Meine Kleinen hier — die sind's noch. Meine Arbeit an ihnen wächst. Oh, es ist noch sehr bescheiden; aber es ist doch ein Anfang. Sieh, zuerst kamen nur sechs, als ich rief; nun ziehen wir schon zu zwanzig, fünfundzwanzig aus. Und sie halten sich fein selbst in Zucht und singen und marschieren — singen am begeistertsten, wenn wir hinüberschauen aufs gestohlene, besetzte Land. Hier, Liebe, brennt es noch in den Herzen, das unbeugsame Potsdamer Feuer der Ehre und Liebe. Und wie fröhlich sie dann spielen und die jungen Glieder tummeln, daß sie stark und flink werden! Wenn ich aber das dicke Buch herausziehe — Du kennst es: das alte, grüne mit unsern Heldensagen —, schnell sitzen sie um mich her im Moos, auf Baumstümpfen und lauschen — es ist köstlich zu sehen, wie es eindringt! Aber komme ich nun zu den Großen, da geht es langsam vorwärts. Im einzelnen, ja, da tun sich die Herzen auf, und sie reden sich das Leid heraus und die Trostlosigkeit und nehmen gern den Strahl der stillen Freudigkeit auf — „Heiterkeit" würde Goethe sagen. Aber rufe ich sie mir zusammen, wie vor ein paar Tagen, dann kommen doch nur wenige. Es ist schwer, gegen die Dumpfheit anzuringen. Aber werfen lassen — nein, das gibt es nicht! Ringe auch Du mit der ganzen Sonnenkraft Deiner Seele darum, daß mir Mut und Zuversicht nicht ausgehen!

*

Dich verletzt das Wort: Selbst-Vertrauen? So nimm es als Gott-Vertrauen. Ob er's in Dich hineinlegt, ob Du Dich von ihm getragen fühlst — das Wesen ist das gleiche, nur das Wort wechselt. Adler — oder reiner Tor — sie sind aus einem Geiste. Da war es wieder, jene Angst, die mir lähmend am Herzen aufkriecht, wenn die Menschen alles Tun mit häßlichen Hintergedanken umgeben. Damals, als mein Leben zusammenfiel und ich aufschrie: „Wie, wie soll ich's nur dem alten Manne mitteilen!" Dem greisen Vater, um den mich das Herzeleid mehr schüttelte als mich selbst, und ich suchte noch Wege, wie es ihm zu sagen wäre, ohne daß es schmerzt, da gingen sie hin — sie, die ich für höhere Menschen gehalten — und sagten's ihm roh ins Gesicht, meinend, ich sei dazu zu — feige. Und wie ich neulich wieder einem meine Pläne offenbarte, wie ich arbeiten wollte hier in dieser bedrängten Gemeinde, in der er mir helfen sollte, da sagte er — der ein Leitender sein müßte —: „Aber was haben Sie dazu für eine Triebfeder?" Dann ist mir's immer, als risse man mir allen Boden unter den Füßen weg, und mir ekelt! Gibt's denn immer nur Gedanken an Geld oder Stellung oder — ? Mir ekelt's, daß ich nicht schlafen kann und die Menschen fliehe. Aber in der Nacht wurde ich doch wieder stille und sahe auf alle, die also ringen müssen, tausendmal schwerer als ich — die „Gottesleid" tragen um ihrer Liebe und Lichtkraft

willen. Und ich dachte an die Macht der guten Gedanken, die eine Kraft werden können, müssen, bis alles Gift aufgesogen ist und Heilkraft wird.

*

Einem häßlichen Streit wohnte ich wieder bei. Sie stritten — um ihre Parteien — und dann um ihre Religion. Als ob man um Liebe und Gott streiten könnte! Ich saß still dabei, als ginge mich's nichts an, und fühlte nur, wie mir von Zeit zu Zeit die Schamröte ins Gesicht stieg. Im Grunde liebten sie ja dasselbe, aber den heiligen Grund verloren sie — im Streit. Worte! Aber kein Seelenwort dabei — kein Herzblut.

*

Warum Ihr Vielen nur den Weg nicht finden könnt!
Durch falsche Scham und Stolz, Mißtrauen, Trotz.
Wenn ich schon diese Worte höre, schwillt mir das Herz:
Wißt Ihr's noch nicht! Daß — wie ein Riesenstamm
einsinkt im Feuer
und glühendes Metall sich läutert in den Flammen,
so gehen alle diese Erdenübel auf
in einer abgrundtiefen, weltbefreiten Liebe.

*

Du wunderst Dich über den Wandel, Liebe, der in meiner Seele vorgegangen? Ja, mir ist's selber wie ein Wunder. Und was mir half, kam nicht aus Menschentraft. Bin ich denn nicht freiwillig gegangen aus jener Umwelt voll Neid und Mißgunst und Beängstigung, wo einer immer mehr noch als der andere an der Seele riß und sie zerfetzte? Ich bin oft tief beglückt! Kennst Du die Geschichte jenes Inders, der, weil er einmal sterben mußte in der kältestarren Einöde, wenigstens noch sterben wollte an einem Rettungswerk. Und so nahm er den Erstarrten auf den Rücken — ob es nicht doch gelänge, ihn zu menschlicher Wohnung zu tragen. Und die Last war schwer; sein Blut schoß und strömte schneller und — teilte seine Wärme dem andern mit — und so waren — beide gerettet. Es ist das alte Geheimnis vom Leben-Hingeben und Leben-Gewinnen. Wer alles besitzen will, wird alles verlieren. Wer sich verzichtend begnügt, findet den Weg zu dem All!

*

Nichts, nichts ist das Wunder, das an mir geschehen, gegen jenes, das an denen geschieht, um die ich so viel leide, — litt. Denn jetzt liegt ja in mir schon längst die Freudigkeit über aller Not. Es ist Zeit, daß Du einmal zu mir kommst, damit ich Dir erzähle, wie es in jenen Herzen reift, durch Leid reift, durch Verzicht, der nun beseligt, — reift — was keine Glückszeit vermochte. Was auch sonst Frenssens Landpfarrerbuch wert oder vielmehr unwert sein mag: darin hat es recht: an den endlichen Sieg des Guten unerschüttert glauben! Das Leid anerkennen als wirksamsten Schmiedehammer der Gottheit, die Menschheit zur Heiligung zu führen. Siehst Du, bald verstehst Du es ganz — nun ist es meine Freude geworden:

Aus Leid und Verzicht geht die irdische Welt
trübselig, ein Opfer, zugrunde.
Aus Leid und Verzicht baut sich Ewigkeitswelt,
gottselig, im Opfern, zum Licht!

*

O Leidtragende! O deutsches Volk! Jetzt erst fängst du an — zu leben, zu wirken, um dann leidgesegnet königlich zu werden in der Welt! M.



Ricarda Huch und das Problem der Liebe in „Ludolf Ursleu"

Viele meinen, und besonders die jungen Leute und alte, die nichts erlebt haben, inmitten der unaufhaltbaren Bewegung, wo die erste Welle im Augenblick des Werdens schon mit der zweiten verschmilzt und so fort, und der vergangene und der nächste Augenblick so zwillingsmäßig miteinander verwachsen sind, daß sich kein kleinstes Stückchen mit Namen Jetzt oder Gegenwart dazwischen klemmen läßt, gäbe es so allerhand ewige Felsen. Damit meint man Liebe und Freundschaft und andere Empfindungen des Herzens; denn diese stimmen einen glücklich und darum gut, und darum hält man sie für heilig. Nun aber, was soll aus diesem kindischen Dinge, dem menschlichen Herzen, Ewiges kommen?"

So gibt die Dichterin in den „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" das Thema an, das dann wie ein tiefergreifendes Schicksalslied in erschütternden Tonfolgen sich ausklingt. So furchtbar aber ist solch Schicksal, daß es dem, der's aus nächster Nähe schaut, zum jähen Blitz wird, der die Welt verleidet, wie er sie einst dem jungen Luther verleidet hat. Auch Ludolf Ursleu, der Zuschauer, geht ins Kloster, weil ihm nichts mehr bleibend erscheint auf dem Meer des Lebens. „Ich sah auf einmal, wie ich jetzt ausführlich beschreiben will, daß es nichts und gar nichts gibt, was im Leben einen festen Stand hat."

So singt Ricarda Huch ihren Hymnus auf die Schicksalhaftigkeit und Macht der Liebe, indem sie durch ihren Wandel ihre Ewigkeit beweist, indem sie einen Menschen zermalmt werden läßt von der Kraft einer Liebe, die er selbst für tot hält. In den dumpfen Klängen trauernder Skepsis singt sie das Triumphlied des stärksten Gefühls, im Gewande lebenentsagender Resignation den brausenden Hochgesang des tiefsten Lebens.

Ezard und Galeide sind ein Ausdruck jener höchsten, gewaltigen, schicksalhaften Liebe, vor der stets die Poesie der Menschheit in Andacht und Ehrfurcht bewundernd niederkniete. Unerreichbar sind sie getrennt. Denn der Gatte Luciles darf Galeide nicht lieben. Der erschauernde Betrachter aber denkt in seiner Seele: „Wenn zwei so füreinander bestimmt zu sein scheinen, ist das nicht ein Fingerzeig Gottes oder der allweisen Natur, daß sie zusammen sein sollen? Ist solch eine Leidenschaft etwas anderes, als der Wille der Natur, der sich zuerst durch liebliche Anzeichen verkündet, dann aber, wenn man ihm widersteht, verheerend dahinfährt? Das nennt man Verhängnis und Schicksal. So sind im Grunde nicht sie es, die sündigen, sondern die Menschen, die nicht erkennen, was aus ihnen spricht, und ihre verkünstelten Formen an die Stelle des Natürlichen gesetzt haben." „Ja," dachte ich, „diese Liebe ist kein Frevel, sie ist Verhängnis. Sie sind von Gott ergriffen so gut wie die Propheten, und man steinigt sie wie jene." Die Dichterin nimmt die feinsten und zartesten, die stärksten und leuchtendsten Farben von der Palette der Kunst, um Ezards und Galeidens Liebe zu malen. Sie stehen, „noch glühend und zitternd von der stürmischen Begrüßung, aus der mein Eintreten sie aufgeschreckt hatte", aber nicht wie zwei ertappte Sünder, sondern „hoch aufgereckt und majestätisch", „wie etwa ein Steuermann auf einem untergehenden Schiffe, der die verschlingenden Wellen herankommen sieht und unerschüttert auf seinem Platze ausharrt". Und nun legen sie Meilen zwischen sich und nehmen Abschied. „Ich bemerkte, was mir einen besonderen Eindruck machte, daß Ezard es ängstlich vermied, auch nur in die leiseste Berührung mit Galeiden zu geraten, als wäre sie von Feuer und würde alles in Brand setzen, wenn er sich ihr näherte. Niemand, der ihn in diesen Stunden gesehen hat, würde ihn je als Frevler verurteilen können, eine solche Gewalt und Hoheit der Leidenschaft zugleich war in seinen Zügen. Wie soll ich es beschreiben? Es war, als ob sein Gesicht durchsichtig wäre und man sähe die heiße Seele durchleuchten." Nur mit einem langen, ineinandertauchenden Blicke nehmen sie Abschied. Nicht einmal ein Händedruck wird gewechselt. Und das ist wiederum ihr einziger Verkehr beim Wiedersehen nach langer Trennung in ungebeugter, vielmehr erhöhter Liebe. Wie eine geheimnisvolle, magische Kraft,

vor der sie selbst erschauern, legt diese Liebe alles nieder, was trennend zwischen den Liebenden steht. Schlag auf Schlag fallen sterbend vom Schicksal getroffen die Menschen, die dieser Liebe feind sind. Fällt endlich auch Lucile, das arme enttäuschte Weib, das von dieser brausenden Leidenschaft zertretene Leben. Ihrer Vereinigung steht nichts mehr im Wege und sie ist beschlossene Sache. Und nun vollzieht sich das Furchtbare, Eigenartige.

Es sei hier nicht dem feinen poetischen Schicksalsfaden der Tragödie nachgegangen, die Ricarda Huch sich mit tiefster, ethischer Geheimniskraft abspielen läßt. Der die Schwester abgöttisch verehrende Bruder des armen, zertretenen, toten Weibes Lucile faßt eine leidenschaftliche Zuneigung zu Galeide, und an dieser Zuneigung — eine Rache der Toten, über deren Leiche sich Ezards und Galeidens Hände fassen sollen — zerbricht das Glück der Liebenden. Dieses grauenhafte Ethos einer unschuldigen Schuld, einer rächenden Schicksalsverschlingung sei in seiner künstlerischen Komposition hier nicht weiter verfolgt. Was uns beschäftigt, ist das seelische Problem.

Das Rätselhafte geschieht. Galeide wird von der eigensinnig knabenhaften, herrischen Leidenschaft des jüngeren Gaspard innerlich erfaßt. Bewußt, mit gezwungenem Lächeln und Lachen gleichsam, läßt sie sich auf ein von ihr scherzhaft gedeutetes, aber unbewußt aus der Tiefe aufsteigendes Liebesspiel ein. Sie kann sich nicht mehr innerlich lösen. Ihr Gefühl ist gefesselt. Sie schildert sich selbst in der Aussprache mit dem Bruder. „Weißt du, wie ich mich zum Scherz in Gaspard verlieben wollte? Und nun liebe ich ihn im Ernste." — „Nein, ich liebe ihn gar nicht. Du weißt ja, daß ich Ezard liebe und nie, nie, nie einen anderen lieben kann. Ich schwöre dir, daß ich Ezard liebe, daß ich nicht anders für ihn fühle, als ich stets gefühlt habe, seit ich ihn liebe. Es ist etwas anderes; Gaspard hat es mir angetan. Ich weiß nicht wie, noch wie das überhaupt möglich sein sollte, aber so ist es, er hat mich behext und bezaubert, anders kann es nicht sein. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen." — „In der Art erzählte sie weiter, totenblassen Gesichts, mit offenen, träumenden Augen, wie eine Nachtwandlerin, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß sie mit Haut und Haaren im Wahnsinn der Liebe befangen war, wenn sie es sich auch selbst abstreiten wollte." Sie ist hocherfreut, als der Bruder sie tröstet mit der Deutung, es sei eine vorübergehende Verirrung ihrer Phantasie. Sie spricht von den belustigten Empfindungen, mit denen sie später an diesen „Unglücksfall" zurückdenken werde. Aber es kommt noch schlimmer. „Meine Liebe ist hin, die ich für ewig und einzig in meinem Leben hielt! Wie die Sonne vom Himmel gefallen! Wenn ich sie nicht für etwas Heiliges und Ewiges gehalten hätte, hätte ich dann alles das getan, was ich getan habe?" „Wir haben niedergerissen, was zwischen uns stand, und nun liegt es im Staube da, daß wir uns die Hände reichen könnten, und Ezard streckt sie aus nach mir, und ich? Ich gebe sie nicht! Ich kann sie ja nicht geben!" — „Wenn ich nun auch mich selbst wiederfinde, und alles vorbei ist, es kann doch nicht mehr werden wie es war. Ich habe keine Freude mehr an mir und keine mehr am Leben. Ich mag nicht mehr auf mein Herz hören, weil ich ihm nicht mehr traue."

Wie löst die Dichterin diesen Konflikt? Galeide flüchtet zu Ezard zurück. Sie faßt ihr gefühlsmäßiges Gebundensein an Gaspard nicht als Liebe, sondern als Phantasie oder Krankheit auf, als eine Art Behextsein. Sie sehnt sich danach, von diesem Gebundensein erlöst zu werden. Sie hat alle Kraft und Lebensfreude verloren. Und Ezard trägt alles „voll zartester Güte". Mit Schmerz und „bescheiden gedämpfter Liebe" sagt er ihr: „Du Bösewicht, was hast du angerichtet!" Manchmal reißt er sie jäh an sich, „wie eine Tote, der er mit Gewalt sein eigenes Lebensfeuer unter Küssen und Tränen einhauchen wollte". Aber er schämt sich dessen und zwingt sich zu geduldigem Warten. Galeide zittert vor der Möglichkeit, daß ihr Herz sie zwingen könnte, einen anderen je zu lieben als Ezard. Sie bittet ihn, sie dann zu töten. Sie ist selig, wenn sie meint, wieder an eine Rückkehr ihrer Liebe zu Ezard glauben und hoffen zu können. Doch Gaspard folgt ihr. Sie muß ihn als Gast betreuen. Ihre Liebe zu ihm füllt bezwingend wieder ihr Herz. Da rettet sie sich vor dieser ihr so entsetzlichen, unwiderstehlichen, Ezard raubenden Liebe, da überwindet sie den werbenden Gaspard, indem sie mit leisem,



frohlockendem, triumphierendem, fast spottendem Siegerlachen sich aus dem Fenster stürzt. Tot in den Blumen des Gartens liegend ist sie wieder Ezard zu eigen, der neben ihr sitzt, den Kopf an ihre Brust geschmiegt.

Welches psychologische Problem liegt in dieser Dichtung? Und welche Lösung? Die Größe dieser Dichtung besteht darin, daß sie die Frage nach dem Wesen der Liebe zu beantworten sucht, denn an die Wurzel dieses Wesens rührt die rätselhafte Qual, die der Liebende empfindet, wenn er seine Liebe schwinden fühlt. Sei es, daß die übergroße Leidenschaft sich selbst aufgezehrt hat und in Auflösung zergeht, sei es, daß ein neues Gefühl das alte, tiefbeseligende zu verdrängen droht. Aber wie ist hier ein Leiden möglich? Wenn das Gefühl aufhört, wenn gar ein neues beglückendes Gefühl an seine Stelle tritt, wie kann da die Liebe, die also nicht mehr existiert, aus ihrer Nichtexistenz heraus Leid verursachen? Wenn die Wurzel der Liebe, das Gefühl, geschwunden ist, wie kann da aus dieser nicht mehr vorhandenen Wurzel noch etwas Lebendiges, sogar eine besonders starke, vielleicht die grauenhaft stärkste Lebensäußerung der Liebe aufsteigen? Und wenn dem doch so ist, so zeigt das eben, daß nicht das Gefühl die Wurzel der Liebe bedeutet, daß sie tiefer wurzelt, daß das Gefühl ihr Sonnenlicht ist, in dem ihr Keim sich entwickelt, ihre Blüte sich entfaltet, ihre Frucht reift. Ohne das sie traurig und winterlich verkümmert und welkt. Ihr Leben aber, wenn sie einmal in der warmen Sonne Wurzel getrieben hat, hängt nicht mehr von dieser Sonnenatmosphäre des Gefühls ab. Ihre Wurzeln ruhen tief und stark, perennierend, im Willen. Der Vogel singt und jubiliert nicht mehr, er trauert, wenn seine Flügel gelähmt sind. Aber er bleibt ein lebendiger Vogel. Er lebt und existiert. Die Gefühle sind das Orchester, mit dem der Wille die Sinfonie seiner Liebe instrumentiert und zum Tönen bringt. Die Komposition drängt ihrer Natur nach zu dieser Lebensäußerung. Aber vorhanden ist sie als Schöpfung, als unzerstörbares Werk des Willens auch ohne diese Instrumente. Ja der Komponist, der in seiner Seele die feinsten Schwingungen der Musik erlauscht, vermag die Partitur zu genießen, auch wenn kein klingendes Orchester sie wiedergibt. Hat Beethoven die Jubelakkorde seiner Neunten nicht in sich klingen hören, obwohl sein totes Ohr nie einen Ton der brausenden Orchester in sich aufnehmen konnte?!

Nicht Ludolf Ursleu ist der Deuter und Versteher des Geschehens, in dem seine Erinnerungen weinend und lebenabgewandt verbluten. Ludolf Ursleu ist nicht Ricarda Huch. Die Dichterin steht mit rätselhaftem Lächeln hinter ihrem Werk, über ihm, nicht in ihm. Ihre Gestaltung der Tatsachen deuten es. Die Liebe, an die Galeide nicht mehr glaubt, weil sie sie nicht mehr fühlt, ist unvermindert stark in ihr. Denn ihr Wille sehnt dies Gefühl zurück, wie die Pflanze nach der Sonne verlangt. Allein schon daß sie zweifeln zu müssen glaubt an der Existenz dieser Liebe, allein schon das ist vernichtende Qual für sie. Und in diesem Zweifel und Sehnen wächst die Liebe ihres Willens erst zur höchsten Riesenkraft, zur Überwindung des stärksten Triebes, des Triebes der Selbsterhaltung. Sie tötet sich, um das Leben ihrer Liebe zu erhalten, das sie bedroht glaubt von dem neuen Gefühl zu Gaspard. Als sie dieses Gefühl übermächtig werden glaubt, da stürzt sie sich aus dem Fenster, hinunter zu Ezard, um sich und ihre Liebe zu retten vor diesem Gefühl. Ihre Liebe ist stärker als der Tod. Galeide ist eine heroische Heilige der Liebe, die freilich der kleine Ludolf Ursleu nicht zu fassen und zu verstehen vermag. Mit einem schelmischen Lächeln steht die Dichterin hinter seiner armen, am Leben und an der Liebe verzweifelnden Philosophie. Ist es nicht ein neckendes, symbolisches Vorspiel, das sie vorausschickt, da Galeide trotz ihrer Bangigkeit vor dem Dunkel um Mitternacht in den finsteren Saal niedersteigt? „Es kommt eben darauf an, daß eine andere Empfindung stark genug ist, die Furcht zu überwiegen", entgegnet sie ihrem erstaunten Bruder. Und der philosophiert, was er doch später nicht anzuwenden vermag in seiner Deutung des großen Geschehens. „Ja, dachte ich, davon hängt alles ab, welche Leidenschaft die stärkste ist im Menschen. Es haben zwar nicht alle so ausschlaggebende Leidenschaften, daß sie jeden anderen Trieb unter sich beugen; wer sie aber hat, den können sie zum Helden oder zum Schurken machen, je nachdem das Ziel höher

oder niederer ist, auf das sie losstürmen in ihrer vernichtenden Wildheit." Die Macht dieser tiefen, schicksalhaften Liebe tötete die Menschen, die zwischen ihnen standen, tötete aber auch Galeide selbst, als in ihrem eigenen Inneren sich ein Hemmnis dieser Liebe erhob. Diese Liebe war in Galeide stärker als der Lebensdrang, hatte ihr Wesen erfüllt und aufgesogen, war ihr stärkster Trieb geworden und überdauerte ihre persönliche Existenz. Ricarda Huch beweist lächelnd das Gegenteil von Ludolf Ursleus These: Die Liebe ist im Leben das Ewige, der Felsen in der Flut.

Ludolf Ursleu irrt in seiner Deutung, daß Galeides inneres und äußeres Leben zusammenstürzen mußte, weil der vermeintliche Fels ihrer Liebe, auf den sie beides gebaut, sich als Fata Morgana erwies. Wäre das gewesen, so hätte die „Liebe" zu Gaspard sie Ezard vergessen lassen. Weil ihre Liebe zu Ezard wirklich ein Fels war, darum zerschmetterte sie an ihm, als die Wogen des Lebens sie hin und her schleuderten. Denn in Wirklichkeit ist es weder „fein" noch „richtig", daß „keine Liebe von der anderen wesentlich verschieden sei, sondern daß es jede gleich ehrlich und ewig meine, daß aber die Dauer oder sogenannte Ewigkeit nur etwas zufällig mit ihr Verbundenes sei. Denn Liebe sei nichts als der Wunsch, sich mit einem Wesen zu vereinigen, und logischerweise vergehe der Wunsch mit seiner Erfüllung; von anderen Dingen hänge es ab, ob der Wunsch sich beständig gegen dasselbe Wesen erneuern lasse." Das ist die kluge Philosophie der kleinen Verliebtheit, der freienden Alltäglichkeit und der hundert Erlebnisse. Nicht aber die Seele der großen, schicksalhaften Liebe, die ein Menschenleben und ein Menschenlos bis in seine Grundfesten erschüttert. Ludolf sieht in der Vergänglichkeit auch der Liebe ein Naturgesetz. Galeide aber versteht ihr schwankendes Gefühl nicht, weil sie unerschütterlich weiß, daß die Liebe selber unvergänglich ist.

Worin liegt die künstlerische Idee der Ludolf-Ursleu-Figur in diesem Roman? Ludolf Ursleu ist wie die betrachtende Seele auf den naiven mittelalterlichen Bildern, die den dargestellten Vorgang in sich aufnimmt. Ist wie die personifizierte Menschenseele in den Büchern der mittelalterlichen Mystik. Aber er ist nicht die reflektierende Seele der Dichterin, die das Geschehen in sich erlebt und erwägt. Die Seele der Dichterin sinnt und erlebt in Galeide, in der tiefen, gewaltigen Liebesnot der Frau. Ludolf Ursleu ist nur ein Typ, keine Persönlichkeit. Er ist die Vielheit der Kleinen und Klugen ohne eigenes großes Erleben. Derer, die glauben, das Leben gar tief wie ein Spiegel zu reflektieren und doch nicht seine Gründe zu ermessen vermögen. Sie sind voll Liebe und Mitleid und gutem Willen. Aber eines fehlt ihnen: die große Leidenschaft. Darum erreichen sie nie das heroische Maß. Nicht in den Zielen, die sie anstreben, und nicht in den Mitteln, die sie aufwenden. Ludolf ist der träge Passive, der bei Georgine und Vera und Anna Elisabeth just in dem Augenblick seine Liebe aufgibt, wo die Leidenschaft statt zu verzichten, zur tragischen Größe wird im Heroismus selbstloser Hingabe, im Heroismus des schrankendurchbrechenden Konflikts, im Heroismus des ausdauernden Kampfes. Ludolf ist der großen Leidenschaft nicht fähig, und darum kann er sie nie ganz verstehen. Darum steht er fassungslos und erschreckt vor den Opfern, die sie fordert, und flüchtet vor den Wogen, die ihre Stürme im Meer des Lebens aufpeitschen, in die sicheren Häfen. Er ist edel und gut, aber nicht stark. Und darum schilt er das Leben, statt es zu meistern oder darin unterzugehen. Er kennt nicht die Seligkeit von Sieg und Tod. Er kennt nur die Resignation des Weisen.

Und Ricarda Huch, die das große Problem der Liebe im Heroenschritt des Schicksals durch ihre Dichtung schreiten läßt, gibt dem kleinen, klugen Weisen der trägen Passivität lächelnd die Deuterrolle in ihrem Mysterienspiel. Die vielen, die ihr Werk lesen, werden ihm glauben. Die wenigen, die es erleben, werden lächelnd über ihn den Kopf schütteln. Und gerade diese wenigen sind auserwählt, das Evangelium der Dichterin zu verstehen. Ricarda Huch, die Dichterin, ist eine Frau. Und wenn sie uns, so wir oberflächlich lesen und nicht denken, mit den Lippen Ludolf Ursleus täuscht? Mir hat einmal eine Frau gesagt: „Das wißt ihr ja noch nicht, ihr Männer! Wir Frauen meinen oft das Gegenteil von dem, was wir sagen!" Edmund Schopen



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Naturwissenschaft und Weltanschauung

Die Ausführungen Dr. A. Seeligers über „Die philosophische Bedeutung der neuzeitlichen Atomlehre“ im Novemberheft des Türmers bedürfen der Ergänzung und Berichtigung. So sehr die Annäherung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, das innige Zusammenarbeiten von Spezialdisziplinen und Weltanschauungslehre, wie es sich neuerdings in erfreulicher Weise anbahnt, gegenüber der zeitweisen völligen Isolierung dieser Gebiete gegeneinander zu begrüßen ist, so sehr ist andrerseits, gerade um der ersprießlichen Zusammenarbeit willen, auf die genaue und sorgfältige Grenzabsteckung der Gebiete, auf die reinliche Scheidung zwischen dem, was in den Bereich der Naturwissenschaften fällt, und dem, was die Philosophie oder Weltanschauungslehre angeht, zu achten. Hierüber scheint mir in dem Aufsatz Dr. Seeligers nicht genügende Klarheit zu herrschen.

Die neue Atomtheorie bleibt nicht wie die frühere bei den Atomen als den letzten, unteilbaren Bausteinen der Wirklichkeit, d. h. der Körperwelt, stehen, sondern sie weist nach, daß auch das Atom noch eine reich gegliederte, äußerst komplizierte Struktur besitzt, daß es gewissermaßen eine Welt im kleinen ist, ein Mikrokosmos, und daß das früher als Materie, d. h. als feste, kompakte, gleichförmige Masse Bezeichnete in Wirklichkeit Elektrizität sei bzw. ein dynamisches, mit elektrischen Spannungen geladenes Gebilde, wobei sog. Elektronen sich mit großer Geschwindigkeit um einen elektrisch positiven Kern bewegen, wie dies von Seeliger dargestellt worden ist. Es erhebt sich nun die wichtige Frage, ob mit dieser Auflösung der Materie in Elektrizität der materiale Charakter der Dinge der Körperwelt aufgegeben ist, ob wir uns die Wirklichkeit auf Grund dieser Hypothese prinzipiell anders zu denken haben als auf Grund der früheren Atomtheorie. Die Beantwortung dieser Frage dürfte von entscheidender Bedeutung für die philosophischen Folgerungen sein, die aus der Elektronentheorie gezogen werden können, bzw. darüber, ob, wie Seeliger meint, dem Materialismus durch sie ein für allemal der Boden unter den Füßen entzogen ist.

Es ist ganz klar und dürfte wohl nirgends auf ernsthaften Widerspruch stoßen, daß auch die Elektrizität etwas Körperliches ist, daß die Elektronen als ihre kleinsten Bestandteile nichts anderes als raumerfüllende Körperchen sind, so daß der Stoff, aus dem sich die Materie aufbaut, nach wie vor materieller, körperlicher Natur ist. Daran ändert die neue Hypothese nichts, die eben nichts anderes als „Hypothese“ ist, d. h. eine neue, tiefere, auf Grund von Experimenten und reicherer Erfahrung gewonnene Ansicht über die Strahlen dessen, was wir die Materie nennen. Auch die Elektronentheorie wird noch nicht die letzte Theorie über die Materie sein; eine noch weiter fortschreitende Wissenschaft wird vielleicht auch noch die Elektronen als gegliederte, weiterer Zerlegung fähige Körper erkennen; aber keiner naturwissenschaftlichen Hypothese wird es je gelingen, hier auf irgendetwas anderes als auf Materielles zu stoßen. Das liegt auch gar nicht im Sinne ihrer Forschung; denn alle Naturwissenschaft hat als Objekt ihrer Untersuchung die den Raum erfüllende, bewußtseinstranszendente, materielle Körperwelt, und es wäre töricht, wollte sie unter diesem ihrem Material plötzlich etwas prinzipiell anderes, als was voraussetzungsgemäß im Bereich ihrer Forschung liegt, entdecken. Es dürfte wohl jedermann einleuchten, daß eine noch so hoch entwickelte physikalische und chemische Forschung es immer nur mit Elektrizität, Elektronen, Äther, Atomkern und was auch immer für Bezeichnungen im Fortschritt der Wissenschaften angewandt werden mögen, zu tun haben

wird, daß sie aber niemals — und denken wir uns den Fortschritt auch unendlich — auf so etwas wie Empfindungen, Willensakte, Gefühlsregungen, also auf etwas Psychisches oder Seelisches stoßen wird. Es bleibt also dabei: Auch die neuzeitliche Atomlehre bleibt innerhalb des Bereichs der Materie, des Körperlichen, Raumerfüllenden, ein so verschiedenes Aussehen diese „neue" Materie auch gegenüber der alten gewonnen haben mag. Aber von einer Entmaterialisierung oder Entsubstantialisierung der Atome als der Bausteine der Materie kann nicht die Rede sein, es sei denn, daß man Materie in einem engeren Sinne als konstante, unveränderliche Masse auffaßt und ihr den mehr dynamischen, variablen Charakter der Elektrizität gegenüberstellt. Materiell aber im weiteren Sinn, d. h. im Gegensatz zum Psychischen, ist und bleibt auch das „elektronisierte" Atom.

Der Satz Seeligers, daß jeder Erdenrest des Materialismus (besser wäre zu sagen: des Materiellen) hierbei verschwunden sei, ist damit widerlegt. Auf die Beschaffenheit des Atommodells, auf seinen vom früheren gänzlich verschiedenen Bau kommt es für das, was Seeliger hieraus zu folgern gedenkt, keineswegs an; sondern nur darauf, ob die Struktur der Wirklichkeit aus der materialen Seinssphäre heraustritt oder innerhalb derselben verbleibt. Die Antwort darauf haben wir bereits gegeben.

Eine zweite wichtige Frage erhebt sich an dieser Stelle der Betrachtung. Dringt die Naturwissenschaft ins „Innere der Natur" ein oder vermag sie nur bis zur äußeren Erscheinung derselben zu gelangen? Vermag sie das Wesen der Dinge zu ergründen, bis zum An-Sich, zum Absoluten vorzudringen? Stellt sie sich überhaupt diese Aufgabe, verfolgt sie solche oder ähnliche Ziele? Die Fragen müssen verneint werden. Die Naturwissenschaft als die Wissenschaft von der Körperwelt hat einen fest umzirkten, in sich abgeschlossenen Forschungsbereich, damit feste, unverrückbare Grenzen des Erkennens, über die sie nicht hinaus darf, über die sie nicht einmal hinaus *wollen* darf, wenn sie sich nicht selbst als Wissenschaft aufgeben will. Vor allem muß sie sich der Demarkationslinie gegenüber der Philosophie und Metaphysik, wozu auch die Naturphilosophie gehört, stets voll bewußt sein. Die Naturwissenschaft ist nicht eine Weltanschauung, d. h. eine Schau des Weltganzen, der Welttotalität, da sie es nur mit einem *Teil* des Weltganzen zu tun hat, nämlich mit der *Körperwelt*; und selbst über den letzten Grund und Ursprung, das Wesen, den Sinn und den Wert dieser Körperwelt hat sie nichts auszumachen, denn sie ist eine empirische Spezialdisziplin, in der Wert- und Sinnfragen nichts zu schaffen haben. Im Unterschied von den Geistes- und Kulturwissenschaften verfährt sie bei all ihren Untersuchungen völlig wertfrei, d. h. ohne sich je mit Wertfragen zu befassen. Es ist also schon verkehrt, den Materialismus in irgendwelchen Zusammenhang mit naturwissenschaftlichen Spezialproblemen, wie mit der Atomtheorie, zu bringen. Auch die frühere Atomtheorie war kein Materialismus oder ein Bollwerk desselben, sondern lediglich eine Hypothese über die Struktur der Materie, und die Elektronentheorie ist ebensowenig eine Überwindung des Materialismus, sondern ebenfalls nur eine Hypothese über die Beschaffenheit des materiellen Seins. Materialismus aber ist eine philosophische Weltanschauung, eine Ansicht über die Welttotalität, und zwar diejenige, die versucht, das Wirkliche mit der Körperwelt zu identifizieren. Indem also der Materialismus, die Erfahrung überfliegend, sich anheischig macht, den Urgrund alles Seins als materiell zu deuten, ist er „echte" Metaphysik, ebenso echt und rein wie jeder Idealismus oder Spiritualismus. [NB. Hier können wir uns, dem geschätzten Referenten gegenüber, eines Bedenkens nicht enthalten. Wenn der Materialismus die „Erfahrung überfliegt", also vernachlässigt; wenn ihm andererseits das Erfahrungsgebiet, die Materie — dieses große Geheimnis — unter den Fingern zerfließt: wo bleiben die Grundlagen dieser „echten Metaphysik"? D. T.] Er ist einer der Haupttypen der Weltanschauung. Daß wir hierbei nicht stehen bleiben können, daß wir vor allem gegen die ethischen Folgerungen, die aus einer solchen Metaphysik gezogen werden können und oft gezogen worden sind, mit Aufbietung aller Kräfte zu Felde ziehen müssen, das braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu wer-



den. Zwischen spezialwissenschaftlicher Hypothese (wie es die Atomlehre ist) und philosophischer Weltanschauung oder Metaphysik (wie es der Materialismus ist), liegt ein unüberbrückbarer Abgrund, über den kein Naturforscher je eine Brücke schlagen wird. Es ist etwas prinzipiell Verschiedenes, ob ich sage: die Materie hat die und die Beschaffenheit, oder ob ich sage: alles Sein ist materielles Sein. Mit dem ersten Satz ist über das Bestehen anderer Wirklichkeiten, wie des Psychischen oder des Geistigen und Kulturellen, nichts ausgesagt, auf diese anderen Seinsformen wird hierbei nicht reflektiert, sie können aber sehr wohl neben dem materiellen Sein bestehen; mit dem letzten Satz aber ist die These des Materialismus ausgesprochen und damit alles Sein außer dem Materiellen geleugnet.

Aus all dem geht deutlich hervor:

1. Die von Dr. Seeliger aufgestellte Behauptung, daß diese eminent naturwissenschaftlich-mathematische Atomtheorie echte Metaphysik bzw. daß die Atomtheorie eine echte Schöpfung der Philosophie sei, muß mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. [Dem Wortlaut nach hat Referent recht. Dr. S. hat sich nur etwas gedrängt ausgedrückt: er meinte die Folgewirkung jener Entdeckung. D. T.] Ihre Begründer, Rutherford, Lenard, Bohr usw., würden dieses Ansinnen von sich weisen. Eine Atomlehre, d. h. eine empirische, auf Grund von Experimenten und daraus gezogenen Folgerungen gewonnene Ansicht über die Struktur der Materie kann nie und nimmer Metaphysik sein. 2. Der Materialismus dagegen als philosophische Weltanschauung ist echte Metaphysik, und zwar ganz unabhängig von der jeweiligen Hypothese über den Bau des Atoms oder die Struktur der Materie. Beide haben nichts miteinander gemein. [Hier ist immer wieder der springende Punkt der Frage. Vgl. oben! D. T.] Und so kann auch die Atomtheorie niemals eine Stütze oder ein Bollwerk des Materialismus bzw. das Gegenteil hiervon sein.

Wenn es nach alledem noch eines Beweises für die Unhaltbarkeit der Ausführungen Seeligers bedürfte, so möchte ich nur an hervorragende Denker der Philosophiegeschichte, etwa an Leibniz oder Berkeley erinnern. Ihnen lag die alte Atomtheorie vor, die nach Seeligers Ansicht dem Materialismus Vorspann leistet. Man lese etwa in dem prachtvollen Jugendwerk Berkeleys, den „Drei Dialogen zwischen Hylas und Philonous" nach, wie dort die Materie alter Struktur bis in die verstecktesten Schlupfwinkel hinein verfolgt wird und wie sich hieraus sieghaft eine spiritualistische Gottesmetaphysik von einer Erhabenheit und werbenden Kraft erlebt, die dem Materialismus wohl endgültig den Todesstoß hätte versetzen müssen, wenn es überhaupt möglich wäre, ihn jemals gänzlich auszurotten. Wie aber ist die lange Reihe idealistischer Denker von Platon bis Eucken zu erklären, die den Materialismus von jeher mit den scharfen Waffen ihres Geistes bekämpft haben, ohne der Mitstreiterschaft der neuzeitlichen Atomtheorie teilhaftig zu sein? Aus dem einfachen Grunde, weil hier überhaupt kein ursächlicher Zusammenhang besteht.

Der wissenschaftliche oder erkenntnistheoretische Materialismus als die Lehre von der Gleichsetzung von Sein und körperlichem Sein ist heute kein ernst zu nehmender Gegner mehr. Er kann als überwunden gelten, und wir wollen den wissenschaftlich längst Erledigten, der nur noch in gewissen Laienkreisen ein kärgliches Dasein fristet, auch nicht dadurch, daß wir ihm von neuem die Ehre der Widerlegung antun, irgendwelche Bedeutung schenken. Wohl aber wird, solange es eine Kulturmenschheit gibt, ein erbitterter Kampf zu führen sein gegen den Materialismus der Gesinnung, gegen den Materialismus als ethische Weltanschauung; dieser Materialismus gründet nicht in einer naturwissenschaftlichen Hypothese, noch in einer erkenntnistheoretischen Ansicht, so sehr er sich auf letztere auch stützen mag, sondern in den Tiefen der Menschenbrust selbst, in jenem Teil der menschlichen Seele, der den finsteren Mächten verfallen ist und den Glanz des göttlichen Lichtes nicht zu schauen vermag. Hier ist es die wichtigste Aufgabe aller großen Philosophie, die von jeher idealistische Philosophie gewesen ist, den Blick der erd- und stoffbefangenen Menschheit auf jene überzeitlichen Güter und Werte zu lenken,



auf jene anderen Wirklichkeiten, in denen sich uns der Sinn des Lebens, der zweckvolle Zusammenhang des Naturgeschehens und die Bedeutung des Weltalls erschließt und uns über das Dumpfe, Stoffliche, Erdenschwere hinaushebt ins Reich des Lichtes. Ich stimme gerne den letzten, vom idealistischen Schwung getragenen Sätzen Dr. Seeligers zu; nur muß ich mich auch hier wieder dagegen verwahren, daß das naturwissenschaftliche Licht und das hier gemeinte identisch sind. Hier handelt es sich um die symbolische Veranschaulichung eines Wertbegriffes, um „Licht" im übertragenen Sinn als den Ausdruck für eine Wertqualität, dort um ein völlig wertfreies, quantitatives, naturhaftes Phänomen, dessen Erforschung Sache der Einzelwissenschaften ist.

Dr. Rudolf Metz

* * *

Antwort:

Herr Dr. Metz wirft mir von seinem rein philosophischen Standpunkt aus Unklarheit vor. Ich greife aus seinen Ausführungen nur einige Punkte heraus:

1. Ich habe nirgendwo gegen eine scharfe Grenzabstechung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie gesprochen. Dies unterlegt mir Herr Dr. Metz.

2. Ich habe keine neue naturwissenschaftliche Lehre oder Theorie aufstellen wollen, sondern aus der neuzeitlichen Atomlehre mir nahe liegende Schlüsse gezogen.

3. Daß diese meine Schlüsse Berichtigungen oder Ergänzungen zulassen, ist selbstverständlich. Daß aber die Schlüsse des Herrn Dr. Metz solche „notwendigen" Berichtigungen oder Ergänzungen wären, das bestreite ich.

4. Daß insonderheit Herr Dr. Metz den Satz: „Jeder Erdenrest des Materialismus ist beseitigt" erschöpfend und zwingend widerlegt hätte, ist durch nichts bewiesen.

5. Tatsache ist doch unzweifelhaft, daß das Weltbild der neuzeitlichen Atomlehre im Gegensatze zum „materiellen" antiken ein durchaus „dynamistisches" ist; Herr Dr. Metz wird dies doch wohl kaum widerlegen können. Hier ist das Punctum saliens, um das es sich im tiefsten Grunde handelt. Weil die Naturwissenschaft auf ihrem ehrlichen, sachlichen Forschungswege von einem „materiellen" zu einem „dynamistischen" Letzten gekommen ist oder — rebus sic stantibus — kommen muß, darum muß der Philosoph den Schluß ziehen, daß der Materialismus, wenn er ehrlich und wissenschaftlich bleiben will, seine „materielle" Grundlage als unhaltbar aufgeben muß. Hat aber eine philosophische Lehre ihre Grundlage verloren, dann ist sie eben erledigt. Diese Voraussetzung und Folgerung geben Denker hohen Ranges ohne weiteres zu. Ich verweise hier auf die entsprechenden Ausführungen des ausgezeichneten Denkers Bernhard Bavink: „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft", zweite Auflage, Seite 150 uff. Ferner auf den Klassiker der Geschichte des Materialismus: Friedr. Alb. Lange und seinen Interpreten (in diesem Falle!) Prof. Dr. Runze. Vgl. dessen tiefgründiges Werk: „Metaphysik" (Leipzig, Weber, 1905, Seite 417). — Diese Denker sind nur wenige Beispiele einer großen Reihe einwandfreier Autoren, die das Grenzgebiet zwischen Naturwissenschaft und Philosophie in meinem Sinne behandeln bzw. bestätigen. Denn um ein Grenzgebiet mit Grenzfragen handelt es sich hier.

6. Man kann natürlich jeden Denker „widerlegen", wenn man ihm andere Voraussetzungen unterlegt, als er selber gewählt hat. Dies tut Herr Dr. Metz.

Ich muß demnach meine Ausführungen aufrecht erhalten.

Sanitätsrat Dr. Alfred Seeliger

Religion und Rasse

In dem Aufsatz „Religion und Rasse" von Karl Bleibtreu in Nr. 1 des „Türmer" sind mir einige sachliche Unrichtigkeiten aufgestoßen, die mir darauf zu beruhen scheinen, daß der Verfasser die neuen anthropologischen Methoden unberücksichtigt läßt und insbesondere die durch das grundlegende Werk „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans K. F. Günther, das soeben bei J. F. Lehmann in 5. Auflage herauskam, gezeitigten Ergebnisse nicht beachtet.

Der Begriff „Rasse" scheint mir vom Verfasser in einer Weise angewendet, die eine ständige Verwechselung von Rasse und Sprache unvermeitlich macht. Der Verf. schreibt (S. 21):

„Liegt solcher Handhabung der Jesulehre nur ein Problem der Rasseverschlechterung zugrunde? Doch Europa stieß ja möglichst alle Semiten aus, die Arier blieben unter sich."

Dieser Satz enthält doch die Meinung, daß sich in Europa eine einheitliche „arische Rasse" befindet oder befand? Indessen hat die Anthropologie seit langem nachgewiesen, daß in Europa schon seit vorgeschichtlicher Zeit vier verschiedene Rassen ansässig sind: die nordische (von Bleibtreu „arische" genannt), westische, dinarische und ostische (die Namen nach Günther). Von diesen Rassen hat die nordische bei fast allen europäischen Völkern früher einmal die Oberschicht gebildet und die indogermanischen (arischen) Sprachen geschaffen. „Arisch" sollte also nur als Sprach-, nicht als Rassebezeichnung gebraucht werden, denn diejenigen Völker, die heute arische Sprachen sprechen, sind nur zum kleineren Teil auch arischer, d. h. nordischer Rasse.

Im Zusammenhang damit möchte ich auch betonen, daß es falsch ist, wenn der Verf. sich dagegen wehrt, daß Chamberlain „den Begriff des Germanischen unstatthaft auch auf Slawen und Kelten ausdehnt". Wohl kann man sich dagegen wehren, daß Chamberlain für diesen gesamten Rassenkomplex die Bezeichnung „germanisch" wählt, aber daß Germanen, Slawen, Kelten körperlich unverschieden, also auch seelisch verwandt, nordrassisch („arisch") waren, steht wohl unumstritten fest. Germanen, Slawen, Kelten, Griechen, Italiker, Perser, Inder sind allesamt Zweige derselben nordischen Rasse, wie namentlich Günther überzeugend dartut. Was der Verf. „keltisch" nennt, ist offenbar westische Wesensart, was er „slawisch" nennt („dumpf viehhaft"), offenbar ostisch oder mongolisch-nordische Mischung, wie sie in Rußland häufig ist.

Weiterhin mag interessant sein, daß der vom Verf. erwähnte Pascal von Günther, der rein anthropologisch vorgeht, als nordisch bezeichnet wird, ebenso Lionardo; Dante dagegen als nordisch-dinarisch. Wenn der Verf. auf das „Gräkolateinische ihrer Ausdrucksform" hinweist, so schreibt auch Günther, im Hinblick auf Lionardos „Abendmahl":

„Nordische Menschen sind von dem reinrassig nordischen L. dargestellt. Aber sie haben die Ausdrucksfähigkeit der Westrasse angenommen."

Der Einfluß der Umwelt, in diesem Falle des Westischen („Gräkolatinischen") ist also nicht zu unterschätzen. Ist doch die ganze griechische Kunst nichts als ein Sich-selbst-Besinnen, Sich-selbst-in-Schutz-Nehmen des Nordischen innerhalb westischer Umwelt (sehr schön dargetan von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß im 4. Teil seines Buches „Die nordische Seele"). Nordisch ist die hellenische Kunst, aber auch die Shakespeares. Nordisch ist Napoleon, aber auch Friedrich d. Gr. Die seelische Reichweite des Nordischen ist größer, als der Verf. annimmt. Es sind in ihm viele Individualitäten möglich.

Ferner erklärt es der Verf. für einen Irrtum, wenn Chamberlain die „Staatsbildung" für eine arische Eigenschaft erklärt. Aber auch hier muß ich Chamberlain zustimmen: Was soll denn jeder Zweifel angesichts der einen gewaltigen Tatsache, daß alle Völker, die heute indogermanische Sprachen sprechen, einmal eine (später durch Rassenmischung zerstörte) nordische Oberschicht gehabt haben? Zeugt das denn nicht von einer ungeheuren staatenbildenden Intensität?

Zusammenfassend möchte ich hervorheben, daß es gefährlich ist, mit dem Begriff „Rasse" zu arbeiten, ohne ihn vorher eindeutig zu definieren. Versteht der Verfasser unter „Rasse" nicht bloß ein geistiges, sondern auch ein biologisches Prinzip, so sind ihm zweifellos die oben bezeichneten Irrtümer unterlaufen.

Wilh. Emil Mühlmann





Großmutter und Enkelin

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Brandes

Im Jahre 1854, als Raabe die Feder zu seinem Erstling, der „Chronik der Sperlingsgasse", ansetzte, das Buch, das seinen Namen in alle Welt tragen und seinen Dichterberuf bestimmen sollte, in diesem Jahre trat auch der fähigste Deuter und Wegbereiter des Meisters in dies Menschendasein ein, sein bester und treuester Freund Wilhelm Brandes. In einem braunschweigischen Forsthause kam er am 31. Juli des erwähnten Jahres zur Welt und verlebte abseits von Dorf und Straße unter glücklichsten Verhältnissen seine erste Jugend (vgl. die vor kurzem von Julius Zwißler, Wolfenbüttel, neugedruckten Kindheitserinnerungen). In der Landeshauptstadt absolvierte er glatt das Martino-Katharineum und ging 1872 zuerst nach Göttingen, ein Jahr später nach Leipzig zu Ritschl und Lange, um klassische Philologie zu studieren. Nach einem Hauslehrerjahre in Berlin promovierte er mit den Quaestiones Ausonianae, trat als Hilfslehrer in die Reihe seiner eigenen Erzieher und heiratete 1879 auf 600, demnächst 700 Taler Gehalt. Sein pädagogischer Weg führte aufwärts bis zum Direktor des Wolfenbütteler Gymnasiums und Mitgliede der Oberschulkommission. „Aus der letzteren Tätigkeit," so schreibt er in seinen ungedruckten Lebensdaten, „wuchs mir mit den Jahren der Schulrats- und Oberschulratstitel zu, daneben aber eine Anzahl weiterer Ämter, wie das im Kleinstaat unvermeidlich, die keine Sinekuren sind, sondern Versuche, wieviel Säcke und Säckchen der Rücken des ehrlichen Müllereſels wohl noch tragen kann, ohne daß er das Kreuz bricht." Nach dem Umsturz schied er aus einem Amte, das ihm ein Leben lang inneres Bedürfnis und Freude war — ein Lehrer- und Erzieherdasein wie alle: von vielen verkannt und mißachtet, von wenigen geschätzt und geliebt.

Zu dem aufrechten, zielbewußten Schulmanne gesellt sich der fleißige, tiefgrabende Forscher. Brandes ist von Hause aus klassischer Philolog, seine „Beiträge zu Ausonius" haben in der gelehrten Welt Beachtung erregt. Mit philologischem Scharfsinn, der etwas vom Geiste Lessings hat, untersucht er die Ephemeris des Ausonius und macht uns mit dem ersten Mimus aus der römischen Kaiserzeit bekannt. Ein weiteres Arbeitsfeld war die Rhythmenforschung, die letzte Abhandlung auf diesem Gebiete, „Des Auspicius von Toul rhythmische Epistel an Arbogastes von Trier" verwickelte ihn in einen Federkrieg mit dem galligen Großmeister dieser Wissenschaft, dem Göttinger Wilhelm Meyer „aus Speyer". Die moderne Forschung hat seiner Auffassung gegenüber Meyers irriger Lehre recht gegeben. Dieselben philologischen Neigungen finden wir wieder bei dem älteren Freunde Wilhelm Raabe, unzählige Male kehren Anspielungen ans klassische Altertum (entsprungen einer bei einem Autodidakten erstaunlich tiefen Kenntnis der Antike) in seinen Werken wieder. So nimmt es denn auch nicht wunder, wenn in Brandes' Philologenseele ein Stück Künstler mit Raabeschem Gemüt und Humor steckt. Für den Braunschweiger Kunstklub schrieb Brandes 1886 ein phantastisches Festspiel „Vom Wissen zur Kunst", und darin gibt es eine drollige Figur in volkstümlicher niederdeutscher Mundart, die kein bloß komischer Kauz, sondern ein ganzes rechtes Menschenkind ist, das zwar ein treuherzig, einfältig Lachen liebt, doch vor allem jenes, „das auf freien Lippen thront, während noch im Aug' der Wehmut echtes Kind, die Träne, wohnt". Für die alljährlichen Schulfeste des Wolfenbütteler Gymnasiums hat Brandes auch eine Reihe von Festspielen geschaffen, eins davon hat der

Dürerbund im Erinnerungsjahre 1913 für Aufführungen im Freien warm empfohlen („Anno Neun").

„Zwischen alledem" — schreibt Brandes in den schon erwähnten Lebensdaten — „habe ich mein Lebtage Verse gemacht, von vornherein mit der Neigung zur Ballade. Als Junge tastend, nachahmend von der Jugendlektüre ausgehend; ein ‚Rolands Tod' und ein ‚Admiral de Ruyter' haben sich aus dem 12. oder 13. Jahre erhalten. Dann kam die Zeit, wo man die Töchterschülerin ansang, und danach in Prima und in den Studentenjahren immer kunstmäßigere ‚Bierzeitungen', aus denen sich der Weg zu Eckſteins ‚Schalk' und den ‚Fliegenden Blättern' fand. Der ernste Ton wurde zuerst wieder 1880 in der ‚Spinne des Bruce', der ‚Heimkehr' usw. angeschlagen. Die Kleiderseller und Wilhelm Raabe, der mir selber Stoff zutrug, ‚Christians Ende' und ‚Magnus Torquatus' auswendig konnte und „Vor Sempach" die beste deutsche Ballade der letzten Jahrzehnte nannte, regten weiter an. In den letzten achtziger Jahren war infolgedessen die Ernte am reichsten." Sie liegt in dem schmalen Bändchen „Balladen" vor, dessen dritte Auflage 1908 bei Cotta erschien. Blättert man heute das Buch durch, so wird man wohl dieselbe angenehme Enttäuschung erleben wie einst Gotthold Klee, der diese Balladen wirkliche Dichtungen nannte, „einem warmen Herzen entsprungen, Erzeugnisse eines vielleicht spröden aber ursprünglichen Talents von großer Bildkraft, das über eine schlichte, aber kraftvolle, edle und wirksame, jedem Stoff sich anschmiegende Sprache verfügt, und eines Mannes, der innerlich viel erlebt hat und daher auch tief ins Menschenherz hineinblickt. Nur ein ungewöhnlich angelegter, reifer Mensch kann so Reifes schaffen, zugleich des tiefsten Ernstes wie des köstlichsten Humors mächtig sein."

Die erste Auflage der „Balladen" erschien 1891 als Widmung zum 60. Geburtstage Wilhelm Raabes, und damit knüpfte Brandes sein eigenes Schaffen an das Werk des geliebten und verehrten Freundes und Meisters. Zuerst hatte er nur im engsten Kreise für Raabe gewirkt, es war der inzwischen berühmt gewordene Bund der Kleiderseller, dessen Poet und Kantor der Barde Brandanus war. Wie oft mögen seine Lieder auf dem „Grünen Jäger" gesungen sein und wirkliche Männerfröhlichkeit ausgelöst haben! Zweifellos haben die erzbraven, aber ziemlich unbedeutenden Bierbankphilister der Kleiderſellerei wenig Ahnung gehabt, welchen Geist sie in Wilhelm Raabe unter sich sitzen hatten — einen ausgenommen, und das war wieder Brandes. Möglich, daß ihn diese Erkenntnis in den Kreis der Seller trieb, jedenfalls ist ihm der Ruhmeskranz des tapfersten, unverzagtesten Herolds Raabescher Muse zu winden. Das wichtigste Zeugnis seiner Treue zu Raabe war das 1901 erschienene Buch: „Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters" (jetzt leider völlig vergriffen). Auf Grund seiner genauen Bekanntschaft und Vertrautheit mit dem Leben Raabes in den letzten Jahrzehnten und mit seinem gesamten Werke, dank der fast kongenialen Aufnahmefähigkeit und der geistigen und seelischen Verwandtschaft mit dem Dichter ist Wilhelm Brandes der naturgemäße Anwalt der Manen Raabes. Sein persönliches Werk ist die Gründung der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes", die nunmehr im fünfzehnten Jahre ihres Schaffens steht und innerlich immer mehr erstarkt. Keine Nummer ihrer „Mitteilungen", wo nicht Brandes' freundlich führende und helfende Hand spürbar wäre. Und so war es auch hauptsächlich seine Arbeit, als 1916 die achtzehn Bände der Gesamtausgabe geschlossen vorlagen und eine fast einzig dastehende, mustergültige wissenschaftliche Genauigkeit und Zielsicherheit an den Tag legten. All dies wirkte er, wie er sagt, um einen nur schwachen Dank darzubringen für das, was Raabe ihm in seinem Leben und Schaffen gewesen ist und gegeben hat.

Möge der Siebenziger noch lange den Raabefreunden als Führer und Berater vorausschreiten, und möge ihm zuletzt nach seinem Wunsche zum stillen, steilen Pfad hinab nun Gottes Sternenschein beschieden sein! P. M.

Das geschriebene Exlibris

Zu Arbeiten des Berliner Graphikers Kurt Siebert

Die Schrift ist ursprünglich eine Kunst, den anderen Künsten gleichgeordnet; sie ist mit ihnen Lebenssymbol der Kultur, die sie geschaffen. Wenn man auch im einzelnen nachweisen kann, wie Schriftzeichen aus bildlichen Vorstellungen sich heraus entwickelt haben, so ist doch das Wesentliche der ausgebildeten Schrift eben das Losgelöstsein von der Gegenständlichkeit der sinnlichen Erscheinung. Eben die Verneinung bildhafter Darstellung ist es, was den Kunstcharakter der Schrift ausmacht. Wir bekommen unter diesen Gesichtspunkten erst ein richtiges Verständnis für das Wort „Schriftzeichen“. Diese Zeichen waren ursprünglich Symbol für geheimnisvolle Inhalte, und das Vermögen, sie zu deuten eine bevorzugte Wissenschaft. Uns heute ist die Schrift reines Mittel zur Gedankenübermittlung, bloßes Werkzeug geworden, dessen sich alle bedienen können. Sie ist jedem zugänglich und jedem verständlich. Wir sehen mit Recht darin einen gewaltigen Fortschritt; und doch liegt hier der Grund, daß die Schrift für uns ihres unpersönlichen Eigenwertes als Kunstwerk entledigt wurde. Wo sie uns mehr ist als Mittel zum Zweck, ist sie es höchstens als Objekt graphologischer Deutung.

Abb. 1



Abb. 2

So finden wir die Wirkungsmöglichkeit einer Schreibkunst zurückgedrängt auf die Gebiete der Reklame, der Buchausstattung, die Gestaltung von aller Art Drucksachen und nicht zuletzt das Exlibris. Es ist hier nicht unsere Absicht, davon zu reden, wie sehr auch hier die hinter uns liegende Epoche die Schrift zu einer Sache teils fader, teils aufdringlicher Zweckmäßigkeit, allenfalls geschmacklichen Raffinements machte.

Unsere Betrachtung soll dem Exlibris gewidmet sein und möchte Bücherfreunde, denen an einer gediegenen und sinnvollen Gestaltung ihres „Bucheignungsblattes“ gelegen ist, hierzu einige Anregungen geben.

Das Exlibris verdankt seine Entstehung dem ganz natürlichen Bedürfnis des Bücherbesitzers, sein Eigentum mit seinem Namen als solches zu kennzeichnen. Das geschieht am einfachsten durch handschriftliche Eintragung. Wird diese aus dem Wunsch nach sorgsamer Pflege des Bücherbesitzers, nach einer einheitlichen Form dieser Namenseintragung, zu einem Stempel, einer Buchmarke, wird der Name, von Künstlerhand aufgezeichnet, mit einem gedruckten Eignungsblatt in das Buch eingeklebt, so ist hiermit das Exlibris da. Diese seine eigentliche Bedeutung ist festzuhalten; sie ist ungefähr parallel der des Briefsiegels.



Abb. 3

Von der Verwendung des Familienwappens als Eignungszeichen bis zu dem Bildexlibris unserer Tage zeigt sich die Tendenz, das reine Schriftbild durch Ver-

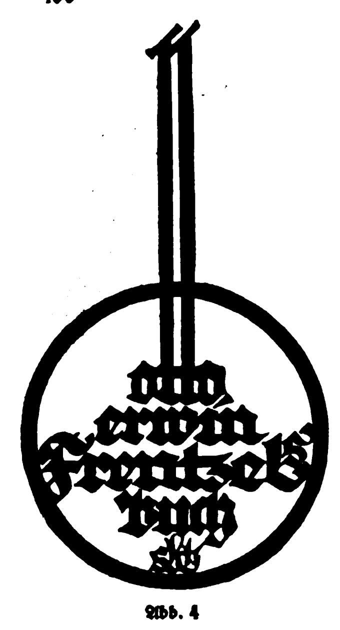


Abb. 4

bindung mit dem allegorischen Bild zu ergänzen und zu bereichern. Wesen, Beruf, Neigungen und Bestrebungen des Bucheigentümers sollen durch solche, in bildliche Darstellung gefaßte Hindeutungen zum Ausdruck gebracht werden. Wenn auch hierin eine Abkehr vom ursprünglichen Wesen des Exlibris liegt, so soll das damit umgeschaffene Bildexlibris durchaus nicht in grundsätzlicher Ablehnung als etwas Minderwertiges hingestellt werden. Ein Hinweis auf die bis zum Überschuß abgedroschenen Geschöpfe allegorisierender Künstlerphantasie wird genügen, um uns den nötigen kritischen Abstand zu diesen Dingen zu geben. In vielen sinnvollen Einzelfällen wird auch die künstlerische Ausgestaltung des Bildexlibris nicht zu beanstanden sein. Doch bleibt der ausgetretene Weg zwischen „Eule“, „Büchern in jeglicher Aufmachung“, „Schlange“, „Totenkopf“, „Winkelmaß“, „Tintenfaß“, „Stahlhelm“ und „Kavallerie-Säbel“, bis zum „Götterjüngling Merkur“, die wir zumeist auf solchen Erzeugnissen zu sehen bekommen, ein gedankenloser Kreislauf.

Wir haben nunmehr die Gesichtspunkte gewonnen, unter denen wir die Schriftkunst Kurt Lieberts betrachtet wissen wollen; wir führen sie unsern Lesern an Hand einer Auswahl von geschriebenen Exlibris vor. Was uns diese so interessant, ja wertvoll und bedeutend erscheinen läßt, ist ein Wiederbesinnen auf Wesen und Art der Schrift, auf Sinn und Zweck des Exlibris, die Kurt Lieberts Blätter zum Kunstwerk eigener Prägung vereinigen.

Der Verzicht auf das Bildmäßige bringt noch den Vorzug mit sich, daß die Schrift hier nie gezeichnet, sondern stets unmittelbar mit der Feder zu Papier gebracht ist. Das gibt allen Arbeiten jene Ursprünglichkeit des organisch Gewordenen, die wir etwa in Miniaturen des Mittelalters bewundern und die unsere in mühsamer, intellektuell zurechtgemachter Stilisierung prangenden Monogramme und Initialen nie erreichen können.

Zwei Vorzüge eignen vor allem der Schreibkunst Kurt Lieberts. Es ist jener architektonisch starke Duktus des Buchstabens, des Wortes, der ganzen Schriftkomposition, den seine Blätter tragen, auch wo sie mehr auf das Heitere, Spielende abgestimmt sind; und das bis in die letzte Ranke, bis in die freiesten Schwingungen jedes Schriftzeichens hinein fühlbare Ausklingen der Linien, das die Hand des Künstlers unmittelbar fühlen läßt.

Die dem Aufsatz beigegebenen Abbildungen seien durch einige kurze Hinweise ergänzt.

Auch für das reine Schriftexlibris war, wie für das Bildexlibris, die zunächst gegebene Form das Rechteck. Zu ihm gesellt sich — eine Reminiszenz an das Siegel — der Kreis der Buchmarke. Die Aufgabe der Schriftkomposition ist in beiden Fällen: entweder die Schrift, den gegebenen Rahmen mit ihr ausfüllend, diesem unterzuordnen (Abb. 1 und 3); oder aber die Umgrenzung als gleichgeordneten Faktor der Gesamtkomposition



Abb. 5

einzugliedern (Abb. 2 und 4). Wir verweisen hierzu ganz besonders auf das in Abb. 4 wiedergegebene Exlibris für Otto Erwin Frentzel. Ganz wundervoll ist hier der Ausgleich zwischen der konzentrischen Kraft der Kreisumrandung und der zentrifugalen der Schrift gefunden. Und Kraft bleibt Bewegung, auch wo sie sich gegenseitig die Wage hält.



Abb. 6

Gleichzeitig mit den Exlibris in rechteckiger oder kreisrunder Umrandung entstehen solche in freier Komposition. Anfangs (Abb. 5) herrscht noch der Gedanke, daß sich die Schrift, aus sich selbst heraus zeugend, eine Art Umfriedung schafft.

Die folgenden Abb. 6—8 zeigen sodann vollständig freie Schriftkompositionen, die alle, bei immer neuen Motiven der Linienführung, vornehmen Geschmack und — was um vieles mehr ist — Stil tragen.

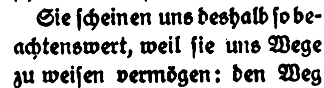


Abb. 7

In den Arbeiten des Künstlers paart sich mit einer klaren Erkenntnis von Wesen, Ursprung, Grenzen und Möglichkeiten der Schrift als Kunstwerk ein an Erfindung und Formgefühl reiches Gestaltungsvermögen. Eben in der Begrenzung auf das rein Schriftmäßige und dessen selbständige künstlerische Ausbildun liegt der Reichtum und ästhetische Wert dieser Blätter.



Abb. 8

Sie scheinen uns deshalb so beachtenswert, weil sie uns Wege zu weisen vermögen: den Weg zu einer modernen Schriftkunst, zum reinen geschriebenen Exlibris. Das Wesen unserer heutigen Stilbestrebungen ist gekennzeichnet durch Sachlichkeit, Vermeidung alles unwahrhaftigen Zierats, durch die Zweckform. Wir haben gesehen, daß aus der Erfordernis heraus, einer handschriftlichen Namenseintragung ins Buch künstlerische Gestalt zu verleihen, mit den einfachen Mitteln der Schrift eine Form des Exlibris geschaffen werden kann, die sowohl dessen Zweck entspricht, als auch einer neu erwachenden Schreibkunst reiches Betätigungsfeld sein kann. Mögen dem geschriebenen Exlibris unter den Bücherliebhabern, die ihrer Bücherei eine liebevolle Pflege angedeihen lassen, immer mehr Freunde erwachsen.

Ernst Völter

Bücher über bildende Kunst

Der Raumersparnis wegen sei ohne lange Einleitung kurz zusammengestellt, was letzthin an bemerkenswerten Neuerscheinungen eingelaufen ist.

Paul Fechter hat in seinem aufschlußreichen, umsichtigen Buche „Die Tragödie der Architektur" (Erich Lichtenstein, Weimar) den rühmlichen Versuch unternommen, die Wandelungen der Baukunst aus den kulturellen Vorbedingungen zu erläutern, und man kann der

fleißigen Arbeit für manche klare und bestimmte Formulierung aufrichtigen Dank zollen. Auch Richard Hamanns Studie „Der Impressionismus in Leben und Kunst“ (Kunstgeschichtliches Seminar, Marburg a. d. Lahn) bringt Gewinn und Einsicht, wenn mir auch der Begriff des Impressionismus allzu weit gespannt erscheint, z. B. bei Gelegenheit der Romantik, bei der doch starke expressionistische Kräfte unmöglich zu verkennen sind. Aber Hamann weiß immer zu fesseln und seinen Stoff trefflich anzuordnen. Minder überzeugend dünkt mich seine kleine Schrift „Kunst und Kultur der Gegenwart“ (ders. Verlag). Reiche Kenntnisse und und emsiges Forschen verrät das Werk von E. R. Fischer „Deutsche Kunst und Art“ (Sibyllenverlag, Dresden), das zweifellos eine tüchtige und beachtenswerte Leistung darstellt, wenn auch hier mancherlei Bedenken aufsteigen. So erscheint mir der Vergleich Bach-Lessing doch für beide Männer nachteilig zu sein; was über Romantik und Klassik gesagt ist, vermag nicht zu überzeugen; und was über gotische Musik dargelegt wird, entspringt einer falschen Einstellung, denn die Musik hat sich erst spät und dann in um so rascherer Folge entwickelt, so daß die eigentliche gotische Tonkunst erst in Bach erreicht ist, wenn anders man von Gesinnung, nicht aber von nur zeitlicher Begrenzung reden will. Immerhin aber bietet Fischers Buch viel Wahres und Bestimmtes. Auch Oskar Hagens „Deutsches Sehen“ (R. Piper, München) gehört unter die besten Leistungen auf diesem noch so wenig beachteten Gebiete. In sicheren Zügen wird namentlich die Kunst der Renaissance mit der deutschen in Bezug und Gegensatz gestellt, wobei sehr fruchtbare Ausblicke und Einsichten gefunden werden, indem der Widerspruch: Gestaltung — Darstellung deutlich vor Augen tritt. Gute Abbildungen vermitteln die Anschauung für diese ausgezeichneten Darlegungen, die sicherlich einer segensreichen Einkehr dienen können. Die kleinen Aufsätze von R. Engelbrecht, „Neuland in deutscher Kunst“ (Verlag für Volkskunst, R. Keutel, Lahr i. B.) sind zwar nicht besonders eigenartig, werden jedoch zur Beseelung gewiß mitwirken dürfen. In diesem Zusammenhange mag auch das knappe, aber reichhaltige Büchlein „Vom Verstehen und Genießen der Landschaft“, das Paul Schultze-Naumburg zum Verfasser hat, anerkennend erwähnt sein, da es vom Standpunkte des Künstlers aus geschrieben und mit wertvollen Hinweisen durchflochten ist (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.). Eine nachgelassene, im Umriß niedergelegte Arbeit von Fritz Burger, „Weltanschauungsprobleme und Lebenssysteme in der Kunst der Vergangenheit“ will mir zu allgemein im Urteil erscheinen, trotz mancher glücklichen Fassung (Delphin-Verlag, München). Dagegen ist Hans Heß in seiner „Naturanschauung der Renaissance in Italien“, einem bisher kaum beachteten Gebiete, willkommen zu heißen (Verlag des kunstgeschichtlichen Seminars, Marburg), denn er weiß trotz gelegentlicher Einseitigkeit so viel Neues und Würdiges beizubringen, daß man sich seiner Führung gern und dankbar anvertraut, wenn man auch den Abstand von echt deutschem Kunstempfinden niemals übersehen darf.

Über östliche Kunst. Der treffliche, hier schon erwähnte Hans Much führt in seiner „Islamik“ durch eine Fülle guter Bilder und mit einer feinen Einleitung in ferne und doch so bewundernswürdige Heimatkunst hinein (L. Friedrichsen, Hamburg). In Form einer Novelle schildert er fernerhin die Wiederauffindung des Tempels „Boro Budur“ auf Java, eines der erhabensten Bauwerke aller Zeiten. Die Erzählung ist vielleicht in der Verteilung von Licht und Dunkel, infolge ihrer deutlichen Tendenz, allzu grell (die Verführungsszene, das Erscheinen des Missionars); aber überall glüht ein reiner, hilfreicher, edler Geist, der wahrhaft aus der buddhistischen Weltanschauung geschöpft und sie nicht nur als verbrämenden Mantel gebraucht hat. Der Schluß erhebt sich zu verklärender Größe (Folkwang-Verlag, Hagen). Dagegen wirkt die gewiß ehrlich gewollte Arbeit von Ferdinand Guggenheim „Indische Kunst“ (Karl Reißner, Dresden) allzu wortereich und absichtlich; die Verse sind dürftig, die Darstellung häufig überstiegen; auch möchte man mehr positive, als nur stimmungshafte Aufschlüsse sehen. Die Illustrationen sind zu loben. Obgleich sehr trocken und mitunter abscheulich im Stil, vermag uns das prächtige Buch „Pagan“, ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst, von Th. H. Thomann

(Walter Seifert, Heilbronn), aufs tiefste zu fesseln; die reichhaltigen Abbildungen führen besonders schön in diese märchenhafte, hehre Gotteswelt ein, wo es herüberklingt von hohen, tragenden Ewigkeitstönen. Wenn der Verfasser die innere Schau eines Hans Much besäße — welch kostbare Gabe wäre hier erstanden! Aber wir wollen dennoch Fleiß und Redlichkeit nicht übersehen, die sich hier ausgewirkt haben. In der hübschen „Jedermanns-Bücherei" (Ferdinand Hirt, Breslau) sind drei kleine aber recht tüchtige Einleitungen in östliche Kunst gegeben, Otto Höver führt in die indische, Elisabeth Ahlenstiel-Engel in die arabische und Ludwig Bachhoder in die chinesische Kunst ein; es konnte nur das Allgemeinste gesagt werden; aber man empfängt doch ein klares erstes Bild, zumal auch recht brauchbare Bilder beigefügt sind.

Die hier schon empfohlenen ausgezeichneten niederdeutschen Heimatbücher, die Hans Much herausgibt (G. Westermann, Braunschweig), sind durch zwei neue erweitert worden. Der Herausgeber selbst beschäftigt sich in der ihm eigenen begeisterten und gesunden Hingabe mit dem „Niederdeutschen gotischen Kunsthandwerk" und weiß überraschende Schönheit zu erwecken, die von wahrhaft schöpferischem Geiste Zeugnis ablegt. Hilde von Beckerath plaudert über „Das niederdeutsche Dorf" und schenkt uns Einsicht in alte Kultur und Sitte. Beide Bücher sind mit reichhaltigen, mustergültig wiedergegebenen Aufnahmen geziert und vermitteln urdeutsches Wesen und Empfinden. — Derselbe Hans Much schenkte uns noch ein Werk, eine Dichtung, die vom „Sinn der Gotik" handelt (Karl Reißner, Dresden). Ein Hochgesang flutet empor. Nach der allgemeinen Einleitung ziehen mancherlei Bilder und Szenen vorüber, Gespräche und novellistische Darstellungen, aus denen die Hauptkünstler jener ragenden Zeit zu uns reden, aus denen wirklich etwas vom Geiste der großen und schmachvoll zerrütteten Epoche lebendig wird. Gerade Much ist der Berufene, hiervon Kunde abzulegen, und was er geschaffen, ist stark und tüchtig, so daß man immer wieder zu dem Buche greift, um Kraft und Vertrauen daraus zu nehmen in einer kleinen und armen Gegenwart.

Zwei ähnliche Sammlungen mögen gleichfalls Erwähnung finden. Die schmucken kleinen Kunstbücher des Delphin-Verlages, München, haben neue Bändchen über Tizian, Dürer, Hals, Michelangelo, Botticelli und Marées gebracht; alle empfehlenswert. Die Einführungen sind recht kurz, dafür entschädigen Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen der betreffenden Künstler und die rühmenswerten Bildbeigaben. Wer sich rasch unterrichten oder anregen lassen will, findet hier, was er sucht. Auch die „Bibliothek der Kunstgeschichte" (E. A. Seemann, Leipzig) verfolgt ähnliche Zwecke. Die Bücher sind noch kleiner und wirken besonders durch die Illustrationen. Es liegen vor: Pacher, Veit Stoß, Deutsche Zeichner, Die Landschaft in der nordischen Kunst, Deutsche Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts, Das Erklären von Kunstwerken, Die buddhistische Malerei Japans, Die Anfänger der Gotik in Deutschland, Die romanische Baukunst in Sachsen und Westfalen. Wie gesagt: der Text ist häufig nur Andeutung; aber als Gesamtheit darf man das Unternehmen mit guten Wünschen für eine gedeihliche Fortsetzung begrüßen.

Nachdem noch die feine und ehrfürchtige Studie von August Schmarsow über Botticelli (Karl Reißner) der Beachtung empfohlen sei, wenden wir uns der deutschen Kunst entgegen. Da ist zunächst das umfängliche und überaus kenntnisreiche Buch „Die älteste Kunst, besonders die Baukunst der Germanen von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen", von Albrecht Haupt zu nennen (Ernst Wasmuth, Berlin). Eine bisher fast übersehene Zeit in unserer heimischen Geschichte steigt strahlend ans Licht der erstaunten Gegenwart. Wir „Barbaren" haben eben doch eine eigene Kultur, die uns mit freudigem Stolze erfüllen kann. Der Verfasser hat unablässig geforscht, hat auf Reisen reiches Material gesammelt; besonders über die germanische Kunst in Spanien erfährt man Überraschendes. Die beigefügten Bilder (man betrachte nur die wundervollen Ornamente!) verleihen dem prächtigen Werke erhöhte Wichtigkeit; hier und da könnte eine Wiederholung im Texte vielleicht fallen; im ganzen jedoch darf man sich dieser emsigen Gelehrtenarbeit herzlich freuen. In einem sehr bedeutenden

Werke geleitet uns Oskar Beyer durch das ernste, sichere Reich der Romanik (Furche-Verlag, Berlin), wo objektive Werte galten und eine strenge und feste Frömmigkeit waltete. Das mit 81 wundervollen Abbildungen gezierte Buch ist geschrieben aus einer ergriffenen Haltung heraus, aus der Sehnsucht nach reiner, tief religiöser Einstellung, und es bedeutet wirklich ein Verdienst, neben der heute mitunter übermäßig gepriesenen Gotik auch diese beinahe vergessene Kunstart wieder zur Geltung geführt zu haben. Das reiche und wertvolle Buch wird sicherlich seinen Weg nehmen, den es vollauf verdient. In eine strenge, ehrbare und geradsinnige Welt führt auch die Veröffentlichung von Willy Kurth „Altdeutsche Holzschnitt-Kunst" (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf). Die Einleitung ist voll Wärme und Kenntnis; die Wiedergaben selbst lobenswert und gut gesichtet. Das ist treue, aufrechte, innige Kunst! Auch die „Mittelalterliche Holzplastik" von Wolter und Burger (Holbein-Verlag, München) leitet zu den Quellen hinauf. Man kann es geradezu als Prüfstein für das Verständnis germanischer Art bezeichnen, ob jemand diesem Buche Liebe und Beachtung entgegenbringt. Es wirbt ja so vielseitig, reizvoll und gütig, was hier geboten ist; die wichtige Einleitung führt so bestimmt in diese neuentdeckte Welt ein, und die Bilder vermitteln so kostbare Eindrücke. Hans Huth wählte sich ein begrenzteres Gebiet; „Künstler und Werkstatt der Spätgotik" behandelt seine fleißige, gleichfalls mit Bilderschmuck versehene Studie, die von emsiger Forschertätigkeit zeugt (Verlag Dr. Filser, Augsburg). Zwei sehr genaue „Kompendien zur deutschen Kunst" sind Meister Dürer gewidmet. Karl Schellenberg spricht über die Apokalypse und Joseph Meder über die Grüne Passion (O. C. Reichl, München). Die sehr sachlichen Texte untersuchen die Entstehung, Fassung, äußere Erscheinung der Werke mit wünschenswerter Gründlichkeit. Ziemlich karg ist Kurt Pfisters Darstellung der Brüder Van Eyck (Delphin-Verlag, München), dafür entschädigen die beigefügten Dokumente und die vollzählige Wiedergabe der Bilder, aus denen so viel gehaltener, guter und treuer Wille redet. Ein Sondergebiet wiederum behandelt Paul Ganz in seiner ansprechenden Erläuterung des Oberried-Altars in Münster, „Weihnachtsdarstellung Hans Holbeins d. J." (Verlag Dr. Filser, Augsburg).

Die mehr und mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung rückende romantische Bewegung hat wieder einige beachtenswerte Erzeugnisse hervorgebracht. Endlich ist eine umfassende Darstellung des von mir hier bereits gepriesenen Landschafters K. D. Friedrich erschienen (Mauritiusverlag, Berlin). Eine Schuld ist getilgt, freilich noch nicht vollständig. Willi Wolfradt gibt eine befriedigende, wenn auch nicht eben warme oder wahrhaft herzliche Einführung. Mancherlei Hinweise und Vergleiche muß man willkommen heißen, wie denn der Verfasser ohne Zweifel fruchtbare und gründliche Studien getrieben hat, so daß kleine Versehen (es handelt sich auf Seite 57 um die Stadtmauer von Pirna, nicht Greifswald) nicht schwer zu bemängeln sind. Die reichhaltigen Bildbeifügungen erhöhen den Wert dieser späten, aber nicht vergeblichen Ehrenrettung eines unserer echtesten und reinsten deutschen Künstler. Nichts Neues bietet Rolf Schotts Arbeit über Ludwig Richter (O. C. Recht, München), jedoch ist ein bisher kaum beachteter, nur dem Namen nach bekannter junger Romantiker, der Freund Overbecks, Franz Pforr, in einem umfangreichen Bande von Fritz Herbert Lehr behandelt worden (Kunstgeschichtl. Seminar, Marburg). Vor allem ist über den Beginn der romantisch-nazarenischen Kunst eine Fülle von neuem Material herbeigeschafft, so daß namentlich historisch eine gute Quelle erschlossen wurde. Daß der Verfasser seinen Künstler doch ein wenig überschätzt hat, mag seiner Entdeckerfreude zugute gehalten werden; tatsächlich hat er eine schmerzliche Lücke ausgefüllt und in seiner gediegenen Arbeit eine würdige und tüchtige Leistung vollbracht. Welch reines, frommes Streben ist doch bei diesen früh verblichenen romantischen Künstlern allzu rasch dahingewelkt! — Reizend ist die anmutige Plauderei von Paul Kaufmann „Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst", in welcher der Verfasser über seine Sammlung manches Fesselnde und Neue zutage gefördert hat (Georg Stilke, Berlin). Bei dieser Gelegenheit wäre auch die hübsche Auswahl aus Ludwig Richters Tagebüchern und



Jahresheften zu empfehlen, die Robert Walter herausgegeben hat (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). Diese innigen, deutschen und treuherzigen Bekenntnisse gehören zu den echtesten Zeugnissen wahrhaft heimatlicher Kunst.

Dem jüngst verstorbenen stillen Meister Wilhelm Steinhausen hat der bereits genannte Oskar Beyer eine ruhige, klarblickende Würdigung zuteil werden lassen (Furche-Verlag, Berlin). Ohne Überschwenglichkeit zeigt Beyer, was wir in dem Maler zu verehren haben und weist mit Recht auf seine erstaunlich weite, religiös unendliche Landschaftsmalerei hin, sowie auf manche biblischen, von zarten Schauern überzitterten Darstellungen. Das Buch gibt einige der besten Gemälde in trefflichen, zum Teil farbigen Wiedergaben; einzelne sind auch gesammelt in der kleinen Mappe „Augenblick und Ewigkeit" (derselbe Verlag), zu welcher der Künstler selbst ein kleines Vorwort geschrieben hat. Steinhausen darf nicht ohne weiteres zu den blassen, schmächtigen Christusmalern gezählt werden, wenn er auch ab und zu manches allzu Gelegentliche der Veröffentlichung wert hielt. Und so mag auch über das gut gemeinte, aber doch ziemlich schwache Büchlein „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn Jesus Christus" in Bild und Wort von Wilhelm und Heinrich Steinhausen nichts Übles gesagt werden (Deutscher Volksverlag, R. Keutel, Lahr). — Der liebe und hier schon öfters erwähnte Matthäus Schiestl erscheint in einem neuen, sehr ansprechenden Büchlein, in welchem die Bilder des Künstlers mit allerlei passenden Versen zusammengestellt sind (Heinrich Schneider, Höchst in Vorarlberg). Dem im Kriege gefallenen, jung verschiedenen Karl Thylmann hat der Furche-Verlag, Berlin, eine Mappe gewidmet, aus der das ernste Ringen und bedeutsame Streben eines deutsch-frommen Mannes werbend hervorleuchtet. — Auch der trauliche Meister Hans Thoma ist mit einer Sammlung „Graphische Kunst" (Ernst Arnold, Dresden) würdig vertreten. Der Band bietet einige der wichtigsten und schönsten graphischen Arbeiten dieses stillen, ehrlichen Künstlers, an den man sich aus voller Seele erquicken und erbauen kann. Namentlich dort, wo landschaftliche Betrachtung lockt, fühlt man sich mild und rein gehoben, hineingeführt in germanische Fluren und lockende Heimat. Wer sich zu diesem jetzt wohl allseitig erkannten Meister hinfinden möchte, der wird sich hier sehr gut und sicher leiten lassen können.

Das bekannte und verbreitete Buch von Paul Brandt, „Sehen und Erkennen", ist inzwischen bis zur Neuzeit, d. h. bis zum Expressionismus und Futurismus ergänzt worden. Ohne Zweifel hat es dadurch stark gewonnen und guten Zusammenschluß gefunden. Über das schöne Werk selbst ist hier nicht mehr ausführlich zu reden; es stellt den gelungenen Versuch dar, durch fruchtbare Vergleiche anzuregen, zum selbständigen Schauen zu erziehen. Daß manchmal die Objektivität mehr als erwünscht hervortritt, wo man gern persönliche Einstellung sähe, sei nicht zu schwer genommen; auch daß zwar nach bewährter, allzu bewährter Methode vor allem die griechische Kunst aus dem Altertum hervorgehoben und z. B. die indische völlig übersehen wird. Auch sollte unter den Romantikern ein K. D. Friedrich nicht fehlen. Allem in allem jedoch: die fleißige Arbeit verdient ihre Anerkennung vollkommen und wird auch weiterhin erfolgreiche Verbreitung erlangen (Alfred Kröner, Leipzig).

Schließlich noch einige Kunstblätter. Da sind vor allem die empfehlenswerten „Farbigen Kunstgaben" (Volksverlag Keutel, Lahr); zwei Mappen, von denen die eine Christusdarstellungen von Raffael, Dürer, Rembrandt, Leonardo da Vinci bietet, die andere sehr anheimelnde Gemälde von Rudolf Schäfer, alle in gediegener Wiedergabe, so daß man sie warm empfehlen kann. Edel Roth bringt „Verträumte Winkel aus Weimar" (Der innere Kreis-Verlag, Elgersburg i. Th.), die den anderen schon genannten der Zeichnerin sich anreihen und sich als Geschenkwerk sicherlich bewähren werden. Zum Schluß einige Holzschnitte von M. E. Voigt (derselbe Verlag), die von gotischem Wollen durchglüht sind und namentlich in einigen Stücken, wie in der Kreuzigung, der Auferstehung, Verkündigung und Anbetung sehr Beachtliches und Hoffnungsträchtiges zeigen, so daß man eine gute Entwicklung der noch jungen Künstlerin erwarten darf.

Ernst Ludwig Schellenberg



Brachvogels „Friedemann Bach" und die Musikgeschichte

Vor kurzem verzeichnete der literarische Jubiläumskalender den 100. Geburtstag Albert Emil Brachvogels. Zahlreiche Aufsätze und Zeitungsartikel frischten bei dieser Gelegenheit das Andenken dieses als Persönlichkeit heute vergessenen, vielseitig begabten Mannes wieder auf, der auf ein ungemein ertragreiches Wirken als Bildhauer und Medailleur, Schauspieler, Theatersekretär und freier Schriftsteller zurückblicken konnte, als er 1878 als Vierundfünfzigjähriger in seiner zweiten Heimat Berlin verschied. Durchweg beschäftigten sie sich hauptsächlich mit dem „Narziß", seinem Erstling und dramatischen Hauptwerk, das seinerzeit auf unseren Theatern förmlich epochemachend gewirkt hat. Heute soll von einem andern Werk Brachvogels die Rede sein, das zwar in der Literaturgeschichte keine so bedeutsame Rolle spielt, dem dafür jedoch das ungleich schönere Geschick beschieden ist, noch nach Generationen als wahres Volksbuch in der Gunst der Lesewelt weiterzuleben. Ich meine den Roman „Friedemann Bach".

Im Jahre 1858, ein Jahr nach dem genannten Drama entstanden, hat dieses Buch ungewöhnlich schnell Verbreitung gefunden, wozu jener unerhörte Bühnenerfolg des Autors sicherlich ein gut Teil beigetragen hat. Und heute liegt der Roman in so zahlreichen Neuausgaben vor, wie kaum ein zweites Werk der neueren deutschen Unterhaltungsliteratur.

Wie ist diese starke und anhaltende Beliebtheit zu erklären?

Unzweifelhaft liegt sie in erster Linie im Stoff begründet. Ein verkommenes Genie, der Sohn eines Großen der Menschheit — kann es ein dankbareres Romanthema geben? Und zumal, wenn seine Lebenspfade so vielfältig verschlungen sind, wenn Charakter und Geschick in so geheimnisvoll-tragischer Wechselwirkung stehen, wie im Falle des unglücklichen Friedemann Bach? Kommt hinzu, daß der geschichtliche Hintergrund, vor dem sich dieses erschütternde Künstlerdrama abspielte, schon an und für sich allgemeinster und dauernder Anteilnahme sicher ist: das Dresden Augusts des Starken, das Leipziger Kantorhaus Meister Johann Sebastians, endlich die Residenz Friedrichs des Großen — welche Schauplätze standen dem Autor zur Verfügung! Und man muß es ihm lassen, er hat sie zu beleben verstanden. Als Menschen von Fleisch und Blut, plastisch anschaulich läßt er all die historischen Gestalten, die hier einst agierten, vor uns erstehen. Mit dramatischer Bewegtheit reiht sich Szene an Szene; und jedes Kapitel ist in sich abwechslungsvoll angelegt und auf Wirkung und Spannung hin ausgearbeitet, so daß die Aufmerksamkeit des Lesers nicht einen Augenblick ermattet. Selbst nicht bei den ab und zu eingeschalteten philosophischen Intermezzi, die gerade populär oder richtiger flach genug gehalten sind, um auch den ungebildeten Leser nicht zu langweilen. Im Gegenteil, den muß dabei sogar ein heimliches Gefühl der Genugtuung kitzeln, daß seinem Geist das Vordringen in die gefürchteten Höhenregionen des „reinen Denkens" so unverhofft leicht und mühelos gelingt! So erscheint also, was die Darstellungstechnik angeht, die allgemeine Schätzung des „Friedemann Bach" als einer der bestgelungenen Unterhaltungsromane der neueren Zeit ganz gerechtfertigt.

Etwas anderes ist es aber, wenn man, ganz abgesehen von dem literarisch-künstlerischen Wert, der hier nicht untersucht werden soll, einmal die Frage nach der historischen Richtigkeit des Dargestellten aufwirft. Wofern man den Roman als reines Kunstwerk betrachtete, wäre eine solche Frage ja müßig. Niemand darf dem Dichter das Recht absprechen, mit dem geschichtlichen Tatsachenmaterial frei zu schalten und zu walten, es der leitenden Idee seiner Dichtung zuliebe selbständig umzubiegen. Gar zu nahe liegt jedoch die Gefahr gerade beim „historischen" Roman oder Drama, daß von dem nicht unterrichteten Leser das poetische Phantasiegebilde für bare Münze genommen wird. So ist auch die Mehrzahl derer, die Brachvogels „Friedemann Bach" die hauptsächliche, wo nicht gar einzige musikgeschichtliche Belehrung über das Bachzeitalter

verdanken, sicherlich überzeugt, aus einer ganz lauteren Quelle geschöpft zu haben. Daß dem in Wahrheit nicht so ist, soll im folgenden an einigen besonders charakteristischen Beispielen dargelegt werden.

Die berühmte Rolle des „roten Fadens", der das gesamte Gewebe der Handlung zusammenzuhalten hat, spielen in dem Roman bekanntlich die beiden Lieder „Willst du dein Herz mir schenken" und „Kein Hälmlein wächst auf Erden". Da ist es nun ganz interessant, diese Lieder einmal unter die kritische Lupe des Musikhistorikers zu nehmen. Das Ergebnis dürfte die meisten Brachvogel-Leser einigermaßen überraschen, obwohl es wissenschaftlich nicht erst seit heut' und gestern feststeht: Weder das eine noch das andere trägt den Komponistennamen Bach zu Recht! Über das erste, „Willst du dein Herz", geht die Meinung der Forscher heute fast einstimmig dahin, daß es dem zu Sebastian Bachs Zeit wirkenden Violinisten und Komponisten Giovannini zuzuschreiben ist. Der ist in der einzigen uns erhaltenen Abschrift des Liedes (in dem bekannten Notenbüchlein von Bachs Ehefrau Anna Magdalena) ja auch ausdrücklich als Autor genannt. Und auf nichts weiter als eine flüchtige Vermutung des alten Zelter, der von Giovanninis Existenz keine Ahnung hatte, stützte sich die lange verbreitete Annahme, „Giovannini" sei der „italisierte Schäfername" Johann Seb. Bachs und dieser also der Komponist der zierlichen Weise. Das zweite, „Kein Hälmlein", das noch immer in allen Liedersammlungen und Konzertprogrammen unter der Flagge Friedemann Bachs segelt, gehört in die Reihe der anonymen Produkte, deren Erzeuger den eigenen unbekannten Namen hinter einem berühmteren verbargen, dem sie ihr Musenkind unterschoben, um ihm den Weg ins Publikum zu ebnen. (Ein ganz ähnlicher Fall ist das allbeliebte „Mozartsche" Wiegenlied „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein", das in Wahrheit von dem Berliner Arzt Bernhardt Flies herstammt.) Die stilkritische Analyse nötigt uns, die Komposition in die dreißiger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu verlegen, also in eine Zeit, als Friedemann bereits etliche Jahrzehnte unter dem kühlen Rasen ruhte.

Unmöglich ist's, im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes all die romanhaften Ausschmückungen und Legenden, womit Brachvogel die Lebensgeschichte seines Helden verbrämt hat, im einzelnen zu kennzeichnen. Wieviel prosaischer und „normaler" Friedemanns Erdenwandel tatsächlich gewesen ist, das mag der Wißbegierige in der einzigen wissenschaftlich zuverlässigen Biographie, die wir besitzen, nachlesen. Sie stammt von Martin Falck und ist erschienen im Leipziger Verlag Kahnt Nachf. (2. Aufl. 1919). Auf eine gründliche Ernüchterung aus dem angenehmen Rausch poetischer Phantasterei muß man sich allerdings im voraus gefaßt machen.

Der ganze herzerweichende Liebesroman mit der schönen Antonie von Brühl bricht unter den grausamen Axtschlägen der wissenschaftlichen Kritik ebenso in nichts zusammen, wie die erdichteten Episoden im Hause des „dämonischen" Dr. Cardin und im wildromantischen Milieu des Zigeunerlagers. In Wirklichkeit ist nämlich Friedemann Bach von Dresden, wo er dreizehn Jahre lang zur vollen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde in aller bürgerlichen Ehrbarkeit als Organist wirkte, unmittelbar nach Halle übergesiedelt. Und zwar aus eigenem Entschluß und aus keinem anderen als dem verhältnismäßig trivialen Grunde, weil ihm dort ein besser bezahlter und künstlerisch befriedigenderer Posten winkte. Hier in Halle hat er sich (was die Enttäuschung aller für den schwarzlockigen „Bohemien" schwärmenden „schönen Leserinnen" unfehlbar besiegeln muß) mit der Tochter eines angesehenen vermögenden Hauses verheiratet. Die Ehe, der drei Kinder entsprossen, scheint recht glücklich gewesen zu sein. Sein Amt als Hallenser Städtischer Musikdirektor, das er beinahe zwei Jahrzehnte hindurch versah, hat Friedemann wiederum aus eigener Initiative aufgegeben. Hauptsächlich scheint es verletzte Künstlereitelkeit gewesen zu sein, die ihn bewog, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen. In Halle schätzte man ihn zwar als Organisten außerordentlich, ließ jedoch allem Anschein nach seinem kompositorischen Schaffen nicht die Anerkennung widerfahren, die er beanspruchen zu können glaubte. So war ihm denn eine Einladung teilnehmender Freunde, mit seiner Familie nach Braunschweig zu ziehen, hochwillkommen. Leider sollte sich seine Hoffnung, hier eine feste Anstellung



zu finden, nicht erfüllen, und er mußte auf seine alten Tage durch ausgedehnte Unterrichtstätigkeit und anstrengende Konzertreisen mühsam um seine Existenz kämpfen. Sicherlich trug sein eigensinniger, der inneren Festigkeit entbehrender Charakter ein gut Teil Schuld daran, daß es ihm trotz mancher günstigen Wendung in seinen Verhältnissen nicht gelingen wollte, in diesem freien Künstlerleben den sicheren Halt zu finden, den ihm so lange die geregelte Amtsstellung gewährte. Aber für die Behauptung, daß die Ausschweifungen der Trunksucht das Elend seiner letzten Jahre verursacht hätten, fehlt jeglicher Anhaltspunkt.

Den dreijährigen Braunschweiger Aufenthalt, der Friedemanns letzter Berliner Zeit unmittelbar voraufging, erwähnt Brachvogel merkwürdigerweise überhaupt nicht. Dafür behandelt er manche kleine Episode um so ausführlicher. Z. B. die Reise an den Hof Friedrichs des Großen, die Meister Johann Sebastian 1747 in Begleitung seines Ältesten unternahm. Die denkwürdige Begebenheit mußte ja die dichterische Phantasie des Erzählers ganz besonders reizen. Tatsächlich ist sie hier auch mächtig mit ihm durchgegangen. Nur wenige Berichtigungen sollen das erhärten. Das Thema, welches Bach für seine Improvisation vom Könige aufgegeben wurde, lautete nicht b—a—c—h—, wie Brachvogel schreibt. Dieses hatte vielmehr der Meister selbst schon viele Jahre zuvor einmal zu einer Fuge benutzt. In seinem nach der Heimkehr zu Ehren Friedrichs komponierten „Musikalischen Opfer" hat uns Bach das richtige königliche Thema überliefert. Was die äußeren Formen des Zusammenseins angeht, so stellt es Brachvogel ja so hin, als ob der König den Organisten als völlig Ebenbürtigen behandelt, als ob ein durch keinerlei konventionelle Schranken gehemmtes, rein vertrauliches Verhältnis von Mensch zu Mensch zwischen beiden bestanden habe. Bei aller Liberalität, die Friedrich d. Gr. im Verkehr mit Künstlern auszeichnete: das Hofzeremoniell machte doch auch hier seine herkömmlichen Rechte geltend. Außerdem verbanden den Philosophen von Sanssouci außerhalb der Musik so wenig menschliche und geistige Gemeinsamkeiten mit dem schlichten Leipziger Kantor, daß zu einer derartigen Vertraulichkeit auf seiner Seite gar keine innere Nötigung vorlag. Denn was war Bach für ihn schließlich anders als ein geschätzter Virtuose, den er sich zur Befriedigung seiner Neugier, nämlich um selbst festzustellen, ob er wirklich so phänomenal war, wie seine Musiker ihn oft gerühmt hatten, hatte holen lassen, und der ihm jetzt „seine Aufwartung" machte? Daß er wirklich zum vollen Verständnis der Künstlergröße Joh. Seb. Bachs vorgedrungen, daß er durch seine Kompositionen in so überschwengliche Begeisterung versetzt worden sei, wie Brachvogel uns glauben machen will, das darf bei der bekannten musikalischen Geschmackseinstellung des Alten Fritzen, dem Hasse und Graun in der Musik das Höchste bedeuteten, als gänzlich ausgeschlossen gelten. Was Friedemann selbst betrifft, so gehört sein angeblich bei dieser Gelegenheit angeknüpftes Liebesverhältnis mit der Astrua schon deshalb ins Reich der Fabel, weil diese berühmte Sängerin erst ein halbes Jahr später erstmalig in Berlin aufgetreten ist. Nach Brachvogel soll ja auch mit ihm zugleich sein jüngerer Bruder Philipp Emanuel um sie gefreit haben, obwohl dieser damals bereits drei Jahre ehrbarer Familienvater war!

Und so könnte man an Abweichungen von der historischen Wahrheit, die der Autor des „Friedemann Bach" sich geleistet hat, noch eine ganze Menge aufzählen. Zumal wenn man auch die allgemeingeschichtliche Darstellung in Betracht zieht. Leider läßt sich nicht verhehlen, daß dabei öfter die Lust an billigen Sentimentalitäten und verstandesmäßig berechnende Effektsucht die Feder geführt haben, als echte dichterische Intuition. Daß auch die von kritikloser Begeisterung eingegebenen Brachvogelschen Werturteile über die Kompositionen Friedemanns der fachmännischen Nachprüfung nicht standhalten, sei nur nebenbei erwähnt.

Durch all diese Einwendungen kann und soll aber das Verdienst Albert Emil Brachvogels, als erster für den lange verkannten, ebenso genialen wie unglücklichen Lieblingssohn Seb. Bachs die menschliche Teilnahme der Nachwelt erweckt zu haben, nicht geschmälert werden. Möge ihm dieser Erfolg weiterhin treu bleiben!

Dr. Alfred Morgenroth

Türmers Tagebuch

Nichträumung der Kölner Zone · Englands Tun und Englands Wollen · Die Barmatschande · Regierungskrisis und ihr Ende · Was uns versprochen war und wie es wurde · Die Gefahren der Reichsseele · Neudeutsche und altdeutsche Demokratie · Freiherr vom Stein als Wegführer

Verhallt ist der kurzsichtige Illusionsjubel über Z. R. III und den Anleiheerfolg. Der Deutsche freut sich laut, aber kurz. Daher haben auch unsre Feinde, die uns sonst keinen Spaß gönnen, duckmäuschenstill zugehört. Wohl mit den Gefühlen der römischen Patrizier, wenn alljährlich während der Saturnalien ihre Sklaven nach altem Brauche den freien Herrn spielen durften. Wußten sie doch, daß der Taumel mit dem Neujahrstage endete und der Knecht wieder Knecht wurde. Man wird ihm dies wohl desto empfindlicher beigebracht haben, je ausgelassener er sich gebärdet hatte.

Bei uns geschah's natürlich ebenso. Gleich nach Neujahr setzte es schon wieder den ersten Knuff der gepanzerten Faust. Man teilte uns in schöner Eintracht mit, daß man sich keineswegs an das papierne Versprechen von Versailles gebunden fühle. Köln werde also am zehnten Januar nicht geräumt werden.

Geschichts-, Zeit- und Menschenkenner nahm es keineswegs wunder. Welche feierliche Zusage gibt es denn, die uns nicht gebrochen worden wäre? Die Nichträumung Kölns ist auch nur die jüngste, leider bei weitem nicht unsre letzte Vergewaltigung. Bloß daß die Technik des üblichen Wortbruches diesmal außergewöhnlich roh und plump gewesen ist.

Von Frankreich war nichts Besseres zu erwarten. Es gibt dort zahllose Catone, die aber vom alten Cato Censor nur das eine Wort gelernt haben: Carthaginem esse delendam. Eine klare englische Politik freilich müßte dem entgegen sein. Deutschlands Entwaffnung ist Frankreichs Vorherrschaft, also Englands europäische Gefahr. Wurde der deutsche Teufel nur deshalb eingekreist, damit der französische Beelzebub aufkomme? Man versteht, daß England unsre Flotte zerbrach; natürlich gleichfalls unter Wortbruch. Wenn es aber mithalf, auch unsre Landmacht zu vernichten, so verrät dies, daß Staatskunst Genie ist und daß selbst eine Jahrhunderte alte Überlieferung keine Staatskünstler schaffen kann, wo die Schöpfung sie weigerte.

Wir sind leider vom Geschick bestimmt, Britanniens festländischer Knüppel aus dem Sack zu sein. Was war Friedrich der Große anders? An Rhein und Weser, bei Krefeld und Minden wurde Kanada erobert. Wenn Englands zwanzigjähriger Krieg gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich in vollen Sieg auslief, wem verdankt es dies als der Schlacht von Leipzig, wo kein einziger Engländer focht, sowie der Schlacht von Waterloo, wo Vater Blücher den bedrängten Wellington dem Verderben entriß? Die Stunde wird schlagen, da man wieder den englischen Stoßseufzer vernimmt: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen." Wenn wir dann nicht leisten können, was nötig wäre, dann ist's Englands eigne Schuld.

Möglich, daß man dort bereits erkannte, was Lloyd Georges Haß angerichtet. Allein man zieht aus dem militärischen Fehler eine nüchterne kaufmännische Folgerung. Deutschlands Waffen sind nun einmal zerschlagen. Schießen kann man damit nicht mehr. Aber man kann sie immerhin noch tonnenweise als Schrott verkaufen. So wird der Politiker zum Alteisenhändler, und was später einen Weltsieg bringen konnte, wird jetzt um Augenblickswerte verkitschelt.

Man lebt in Angst, daß die britische Reichsmacht in Asien wanke. Beim Araber glückt's nicht mehr, der Fellach ist aufsässig und selbst den lammesgeduldigen Hindu durchzittert Unruhe. Überall stößt man auf die vorwühlenden Maulwürfe Räterußlands. Wie, wenn gar noch der Franzose seine niederträchtigen Ränke spielen ließe von Tanger bis Tokio? Glücklicherweise ist ihm Deutschland wichtiger als der Osten, dem Briten hingegen der Osten mehr wert als Deutschland. Für den Augenblick wenigstens, und heute ist heut.

Sobald dies abgekartet war, hörte bei den englischen Mitgliedern des Überwachungsausschusses der Gentleman auf. Sie wurden schnüffelsüchtiger als der Franzmann. Ihre vaterländische Selbstverleugnung stand nicht an, den Verdacht militärischer Kindsköpfigkeit zu tragen. Jagdflinten, Blitzableiter und Hufeisen wurden für Kriegswaffen erklärt; stählerne Kohlensäureflaschen für Gasgranaten. Ein paar leere Munitionskisten und einige Rollen verrosteten Stacheldrahtes enthüllten finstere Anschläge. Daß Deutschland seinen tüchtigsten General an die Spitze des kleinen Heeres stellte, widerspricht dem Geist des Versailler Vertrages, der uns offenbar nur Schlafmützen verstattet. Kurzum: Deutschland rüstet, Deutschland ist eine Kriegsgefahr, und wenn nicht tatkräftig dazwischengefahren wird, kann der heilige Völkerfriede auf kein Jahr mehr verbürgt werden.

Wir seien wieder ebenso gefährlich wie 1914, versichert die englische Presse, die wie der Chor des Sophokles, wenn Neoptolemos den lahmen Philoktet beschwindelt, tapfer mitlügt. Ach, wenn dem bloß so wäre! Dann hätten wir nach dem neuen schreienden Gewaltstreich sofort unser gutes Recht mit der Waffe gewahrt. Aber es ist symbolisch, daß der ganze Park unserer Pioniere nicht zu einer einzigen Schiffsbrücke über den Rhein ausreicht. Zu schwach zum Schutz der Heimaterde, sollen wir stark genug sein zum Bruch des Völkerfriedens? Nichts alberner, als wenn der Wolf Hilfe fordert wider die tückischen Überfälle des Schafes.

Allein England ist wie immer hochherzig. Es will nicht strafen, keine Sanktionen verhängen. Beileibe nicht. Nur erziehen will es. Wir brauchen bloß alle 120 Anstände abzustellen, und die Kölner Zone wird bereitwillig geräumt.

Wer fällt auf solche Heuchelei noch herein? Mit Ausnahme ihrer unheilbaren Pazifisten ist sogar die patiens et submissa gens Germanorum nachgerade hellsichtig geworden. Selbst wenn wir einen Sanitätsgefreiten zum Oberbefehlshaber machten und unsre Artillerie mit den Lederfeldschlangen Gustav Adolfs versähen, wenn wir unsre Schutzpolizei ausputzten wie die Nachtwächter einer Biedermeier-Kleinstadt, mit Spieß, Laterne und Tuthorn, der Vorwand ist bereits da, selbst dann noch die Räumung zu weigern: „Die tatsächliche Erfüllung genügt nicht, die moralische muß folgen."

Wir sollen erfüllen und guten Willen zeigen. Wann haben unsre Feinde je erfüllt und guten Willen gezeigt? Sogar gegen die eigenen Verbündeten niemals. Bitter

beschwert sich Amerika, daß Frankreich, das wegen 10000 Telegraphenstangen die Ruhr besetzte, keinerlei Anstalt macht, die siebzehn Milliarden abzutragen, die es ihm entlieh. Noch nicht einmal Zinsen zahlt es, sondern benutzt die deutschen Wiedergutmachungsgelder zur Aufrüstung seiner polnischen, tschechischen und rumänischen Raubgesellen.

In Amerika ist man bibelfest. Vielleicht erinnert man sich dort jenes Gleichnisses, das uns Matthäus überliefert. Ich meine das von dem Schalksknecht, dem sein Herr eine Schuld von zehntausend Pfund erließ, der aber gleich darauf seinen Nebengesellen würgte und ausraubte, weil er ihm mit hundert Groschen im Rückstand war. „Sein Herr ward zornig und überlieferte ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte alles, was er ihm schuldig war.“ Amerika hat es in der Hand, zu tun, wie im Evangelium geschrieben steht. Senator Borah betreibt es mit großem Eifer. Er sagt sich mit Recht, daß ein solcher Druck hundertmal mehr wert ist, als ein Bäckerdutzend verlogener Völkerbünde. Denn ein einziger scharfer Mahnbrief von Washington nach Paris: dann stürzt am gleichen Tage noch der Papierfrank unrettbar in die Abgründe der Papiermark und des Räterubels.

Was ist die ganze Verbandspolitik überhaupt anderes, als ein mit moralischen Belangen betrügerisch vermummtes Geschäft? Selbst das Schreien Frankreichs nach unsrem Reichslande war weit weniger Sehnsucht nach den „geraubten Brüdern“ als ein wirtschaftliches Gieren nach den Eisenhütten und Hochöfen Lothringens, nach den Spinnereien und Kalifeldern des oberen Elsaß. Und wie es den ungeahnten Kriegserfolg ausbeutete, zeigen nicht nur die handelspolitischen Bedingungen des Versailler Diktates, sondern auch die unverschämten Erpressungen, die es jetzt bei den Handelsverträgen versucht.

Daß England überhaupt nur aus Brotneid in den Krieg trat, das zwitschern die Spatzen über, die Kolibris unter dem Äquator. Deutschland soll ein für allemal aufhören, Ausfuhrstaat zu sein. Das ist auch einer der geheimen Gründe, weshalb man sich dem französischen Drängen auf verlängerte Militärkontrolle so glatt und unbedingt anschloß. Unter diesem Deckmantel läßt sich nämlich bequem Erzeugungsschnüffelei und Patentdiebstahl treiben. Was auf dem Weltmarkt lästig werden kann, wie Hüttenwerke, chemische Betriebe und Luftschiffahrt, das legt man einfach als Rüstungsindustrien in ewige Ketten. Die englische Politik hat es immer handfest verstanden, Völkern, die in ihrer Macht waren, mit kaltherziger Roheit die Speiseröhre abzuschnüren. Irland und Indien haben daher eine fürchterliche Geschichte, wie bei Jonathan Swift und dem Mahatma Gandhi erschütternd nachzulesen.

Deutschland ist Ähnliches zugedacht. Die Fliege, die in die Spinnenwebe geriet, wird ausgesogen, bis nur ihr verdorrter Körper noch im Netze hängt. Nur wer sich auch dies klarmacht, der versteht den tieferen wirtschaftlichen Sinn der anscheinend rein militärischen Worte, die in diesen Wochen ein Londoner Blatt schrieb: „Die Sicherheit Frankreichs am Rhein ist auch die Sicherheit Englands.“

* * *

So dauert der Krieg fort; der Krieg nach dem Frieden; ja der Krieg durch den Frieden.

Die ganze gesammelte Kraft des deutschen Volkes wäre vonnöten, diesem steten Trug, dieser unaufhörlichen Gewalttat die Spitze zu bieten. Allein wann je in der



Politik hätten wir gelernt, klug zu werden? Selbst das Unglück wird uns nicht Schule, sondern nur Verführer zu noch blinderer Einsichtslosigkeit. Der Waffenkrieg sah wenigstens den hehren Seelenaufschwung, den fortreißenden Siegeswillen eines ersten August; dem Wirtschafts- und Kulturkrieg hingegen, den wir jetzt kämpfen, gebricht es völlig an Weitsicht, Stolz und Rütlisinn. „Nun, dann machen wir Überstunden", scherzten unsre Arbeiter, als die Kriegserklärungen auf uns niederprasselten. Heute halten sie den Achtstundentag für unantastbar in einer Zeit, da Mehrwerte zu schaffen zur drängendsten Lebensnothilfe wurde. Die Eigensüchte prallen aufeinander und wollen nicht lernen, daß nicht nur die edelste, sondern auch die klügste Eigensucht der Gemeingeist ist. Was sind wir daher anders als ein Haufen Katzen, die im Nachtdunkel einander anfauchen und ankrallen?

In diesem Katzbalgen wird die ganze Kraft vergeudet, die wir für das übermenschliche Ringen gegen draußen einsetzen müßten. Wachsende Zermürbung macht die Seele anfällig für die Versuchungen eines Geistes, der in den stinkenden Ghettos Halbasiens emporgediehen ist und jedes deutsche Fühlen selber anstinkt. Gleich feindlichem Giftgas wird er zu uns herübergeblasen, und eine Gasmaske für die Seele wurde noch nicht erfunden.

Wie schwillt die Zornesader auf der Stirn des Hochgemuten, wenn er die Ärgernisse liest, die sich zu enthüllen beginnen! Unsre Untersuchungsrichter arbeiten wie der Chirurg, der einen Krebs zu operieren hat, dabei aber, vom Herde ausgehend, mit Entsetzen gewahrt, wie weit dieser schon durch die Lymphdrüsen wuchernd vorgedrungen.

Ganz unscheinbar fing es an. Beamte der Berliner Fremdenpolizei wurden verhaftet, weil sie gegen ein eröffnetes Bankkonto Ostjuden strafbare Beihilfe geleistet. Daß an dieser Stelle etwas undicht sein müsse, wurde schon lange gefühlt. Spuren führten auf einen Jwan Baruch Kutisker, der es verstanden, sich in Firma E. v. Stein-Breslau ganz arisch herauszuputzen. Dieser Mann hat riesige Schiebergeschäfte mit deutschem Heeresgut getrieben. Die Kredite aber, die er brauchte, die lieh ihm freigebig unter Nichtachtung eigener Vorschriften und bankmäßiger Grundsätze die preußische Staatsbank.

In den Büchern dieser sogenannten Seehandlung stand gleich unter dem Namen Kutisker der eines gewissen Barmat. Man argwöhnte daher Zusammenhänge und forschte auch hier. Der Schluß war falsch gewesen, allein als glücklicher Zufall führte er auf die Fährte eines unabhängigen zweiten, noch krasseren Falles. Festnahme auf Festnahme erging; sowohl von Staatsbeamten wie von Angestellten eines fabelhaften Konzern-Rattenkönigs, und endlich des Julius (früher Judko) Barmat wie seiner Brüder Herschel, David und Salomon. Ein Riesenprozeß steht bevor, wegen Bestechlichkeit gegen die schuldigen Beamten; auf Bestechung, Luftgeschäfte, Zinswucher und Kreditbetrug aber gegen ihre fremdstämmigen Verführer. Das Panama der Nachrevolution ist da.

Es wird dem deutschen Volke eine vielseitige Geschichte erzählen, wie man heutzutage Millionär wird. Kutisker betrieb vor zwölf Jahren noch auf den Straßen Libaus einen sogenannten Buchladen. Barmat stammt aus der Ukraine und ist kaum des deutschen Schreibens kundig. In Holland, dem früheren Schauplatz seines Unwesens, verbot die Kaufmannschaft ihrer Gilde jeden Verkehr mit ihm, und erst



recht schroff lehnte die Haager Regierung ab, als Räterußland ihn als seinen Gesandten anbot. So handelt ein Land, das auf reine Straßen hält.

Bei uns war's anders. Als internationaler Sozialist wurde Barmat ein geschätzter Mann und spann goldwerte Fäden zu Großkopfeten der deutschen Republik. Man spricht von einem Ausweis, der ihn als einen, der ums Reich verdient sei, dem Wohlwollen aller Behörden empfahl. Der öffnete Zutritte, die selbst deutschen Industrie- und Finanzherzögen verschlossen blieben. Die Millionen, die dem verarmten deutschen Volke durch höhere Postgebühren groschenweise entzogen wurden, wucherten es in seiner geschickten Hand bis aufs Hemd aus. Denn ihm standen beliebige Reichskredite offen, derweil unsre gediegensten Betriebe um hunderttausend Mark für ihre Wochenlöhne betteln mußten — und meist vergebens.

Ein greulicher Stank steht bevor. Man liest, in den Weihnachtstagen seien gegen achthundert Ausländer bei Nacht und Nebel aus Berlin verduftet. Lauter Leute mit viel Gaumen im Tonfall, aber auch vielen Papierchen in der Brieftasche. Reiseziel unbekannt, Reise-Ursache aber offenbar der Schreck über die unheimlich schwirrenden Haftbefehle. Was bereits enthüllt wurde, ist furchtbar. Wie vieles aber wird sich nie enthüllen!

Ihren Raub haben sie wohl mitgenommen, ihr Gift jedoch dagelassen. Es hat angesteckt und weitergefressen. Ist das deutsche Blut noch gesund genug, den faulen Stoff aus dem Körper herauszueitern? Weh uns, weh aber auch der Welt, wenn der Geschichtschreiber über dies neueste Kapitel von unsrer Zeiten Schande das aus Goethes Götz bekannte Wort des Schweizers Haller setzen muß: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes in den Staub getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig.“

* * *

Dante vergleicht einmal seine Vaterstadt Florenz mit ihren ewigen Bürgerzwisten einem Kranken, der sich ruhelos im Bette wälze, weil er von dem Lagerwechsel vergebens Besserung erhoffe.

Das Bild ist scharf geschaut. Es paßt auf jedes Gemeinwesen, das von Krämpfen geschüttelt wird, daher zur Jetztzeit besonders auf uns. Wir werfen uns auf dem Lager herum, das wir uns in Weimar bereitet, weil wir niemals bequem darauf liegen. Allein wir zerwühlen es damit nur immer wüster. Das Laken wird zerknüllt, und seine Falten pressen sich schmerzhaft in die fieberheiße Haut unsres Körpers.

Auf jedes Jahr seit dem Umsturz kommen anderthalb Reichskanzler und noch mehr Reichskabinette. Man hat sich jedes Mittels bedient; bis zu dem, die heilige Verfassung, worauf Soldat und Beamter vereidigt werden, durch Ermächtigungsgesetze und Notverordnungen zu durchlöchern. Wegen steter Krisen lösten wir den Reichstag auf, allein den neuen Wahlen entsprangen nur neue Krisen.

Die Verfassung redet viel vom Volk, nie von Parteien. Demungeachtet sind gerade die Parteien die Allmacht des Reiches, und jede behauptet, das Volk zu sein. Der Reichspräsident ist Parteimann und nur als solcher emporgekommen. Seine Zu- und Abneigungen bleiben befangen; selbst wenn er sich persönlich frei machte, die alten Genossen zerrten ihn doch immer wieder an den Rockschößen zurück.

So ernennt er den Reichskanzler. Dieser braucht ein Kabinett, also Minister. Aber

nicht an Männer wendet er sich, sondern abermals an Parteien. Er muß nehmen, was diese ihm bieten. Es entscheidet für ihn nicht Eignung, sondern wieviel Fraktionsstimmen der Anwärter dem Kabinett zuführt. Für die Parteien hinwieder geben nicht Volkswohl und Staatsnotwendigkeit den Ausschlag, sondern taktische Hintergedanken und kurzfristige Sonderbelange.

Viel Parteien, viel Sinne. Eine jede strebt nach den einflußreichen Stellen. In diesem Ringen setzen die großen Gruppen einander matt, und schließlich hängen die wichtigsten Entscheide ganz undemokratisch von den kleinen und kleinsten ab, dieweil diese nun einmal das Wagenzünglein sind.

Die Reichstagsauflösung hat die Rechte zerschmettern und dem Linkskurs die Gasse öffnen sollen. Das mißlang; trotz des tatkräftigen Aufgebots der schwarzrotgoldenen Reichsbannerleute. Die Lage wurde heikler als je zuvor. Denn ohne Zentrum keine Rechts-, ohne Volkspartei hingegen keine Linksregierung. Beide aber bestanden nun auf ihrem Willen; ein Ausgleich wurde daher nicht möglich. Unter dem Einfluß erst Erzbergers, dann Wirths hat eben das Zentrum längst vergessen, was sein Führer v. Hertling einmal programmatisch feststellte, daß wenn es gelte, die konservativen Kräfte zu sammeln, die Partei stets rechts stehen werde.

Man mußte auf Auswege, auf Ausflüchte sinnen. „Vor allem haltet euch an Worte." Unsere ganze Politik lebt davon; freilich nur kümmerlich aus der Hand in den Mund, vom Fasching zum Aschermittwoch. Aber es hängt alles davon ab, wie man „dem politisch reif gewordenen Urwähler" die Sache aufzieht. Denn autoritätsfromm glaubt dieser noch immer, wenn er nur Worte hört, auch Taten zu sehen.

So begeisterte man sich im Wahlkampfe gläubig für das Wort von der „Volksgemeinschaft", und wie viele waren tüchtig genug, hindurchzuspüren, daß damit vielmehr die Volksgemeinschaft durchkreuzt wurde, ja durchkreuzt werden sollte?

Mit dem „überparteilichen Kabinett", das man jetzt ersann, ist's ähnlich. Der Gedanke an sich mutet an, denn aus dem Sumpfelende der Parteienwirtschaft müssen wir wieder heraus, wenn wir heraus wollen aus dem deutschen Elend. Er bedeutet eine gewisse Rückkehr zu dem konstitutionellen Regimente, das zwar auch Mängel besaß, worunter wir aber, wenngleich nicht immer gut, so doch jedenfalls besser behütet waren als heutzutage.

Könner und Kerle; ja, das ist's, was wir brauchen. Willensmenschen, die an nichts denken als an das Vaterland; die nicht an Parteistrippen hängen, sondern den Mut zur Unpopularität haben dürfen, wie Bismarck ihn hatte; den Mut, um des Volkswohles willen auch einmal dem Volksmehrheitswillen vor den Kopf zu stoßen.

Aber sofort erstand der Widerspruch der Demokraten. Wochenlang hatten sie sich gesperrt, mit Deutschnationalen im Kabinett zusammenzusitzen; jetzt aber forderten sie es sogar aus paritätischem Rechte. Gerade weil das Kabinett überparteilich gedacht sei, eben darum müsse es parteilich werden.

Aus alledem entstand schließlich unter der Kanzlerschaft Luthers eine wunderliche Mischform von einer Regierung: „Fachministerium mit fraktionellen Verbindungsmännern." Also weder parlamentarisch noch unparlamentarisch, weder parteilich, noch unparteilich; ein richtiger „Tragelaph" (Bockhirsch), wie Goethe solche Zwittergebilde zu nennen pflegte.

Der Deutschgesinnte muß natürlich auch ihm das Beste wünschen zu Nutz und

Frommen des Vaterlandes. Vielleicht wird auch sein Wirken besser, als sein Zustandekommen war. Allein, um solche Aushilfe zu schaffen, mußte darum wirklich drei Vierteljahre gekriselt werden? Derweil wir mit Worten Schaum schlugen, derweil wir mit talmudistischen Spitzfindigkeiten einander ins Auge stachen, erfolgte der neue Gewaltstreich der Feinde. Ein uneiniges Volk ist eine stete Versuchung für die Nachbarn, besonders wenn es sich gar noch obendrein wehrlos machte.

In einer Hinsicht freilich ist es gut, daß die Krisis über den 10. Januar dauerte. Wäre das Kabinett vor Weihnachten geworden, dann lärmte jetzt die ganze Pazifistenpresse falsch, aber echt demagogisch: „Das ist die Antwort. Warnten wir nicht immer? Da habt ihr den Salat!"

* * *

„Frieden, Brot, Freiheit!" So lauteten die Schlagworte, womit der Umsturz sich in seinen Aufrufen rechtfertigte. Er hat seine Zusagen eben so wenig erfüllt, wie der Feind die seinigen. Das zeigen die umrissenen Geschehnisse dieses Jahresanfangs.

Unsre Friedseligkeit brachte uns keinen Frieden. Vor dem Entwaffneten senkten die feindlichen Waffen sich nicht, wie es ritterliche Art, sie zischten vielmehr erst recht herb und treulos. Allein das deutsche Volk — „einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu befestigen", wie es im ersten Artikel der Weimarer Verfassung hochtönig heißt — erbringt noch nicht einmal die Kraft zu dem heißlodernden Zornesschrei vergewaltigter Vaterlandsliebe. Der Jenaer Aufruf Euckens und anderer Deutschmeister ist wie zwischen Polsterwänden verhallt. Wir müssen ja um Ministersitze kippern und wippern, haben daher keine Zeit, einig zu sein um des Reiches willen. Angewidert rief der Züricher Sozialdemokrat Rocher aus: „Wenn ich Deutscher wäre, würde ich jetzt trotz meiner Gesinnung ein schwarzweißrotes Abzeichen tragen. Solange der Deutsche sich hündisch benimmt, ist er wert, hündisch behandelt zu werden."

Was wir an kargem Brote jetzt genießen, muß blutsauer verdient werden. Gegeben hat der neue Staat uns keins; wohl aber viel genommen von dem, was nach dem Katechismus gleichfalls zu dem Begriffe des täglichen Brotes gehört. Als da sind „gut Regiment, Friede, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen". Steuerreform und Währungssturz haben den Mittelstand verarmt. Die Folgen sind zum großen Teile ungeheuerlich. Der Massenmörder Denke in Münsterberg verkaufte Menschenfleisch! Es sei daran erinnert, daß der Verlust seiner Ersparnisse es war, der ihn auf diese schauerliche Bahn trieb.

Das Blut stockt in den Adern bei den Berichten über sein Tun. Aber haben jene Inflationshyänen nicht noch schlimmer gewütet? Die Polizeiberichte meldeten keine Selbstmorde mehr, weil diese sich so grausig häuften. Tausende von alleinstehenden alten Damen, Hunderte von Rentnerehepaaren, die alles verloren, haben verzweifelt den Gashahn geöffnet. Vielleicht in denselben Nachtstunden, die von den Nutznießern ihres Untergangs mit Dirnen verpraßt wurden. Üppige Villen stehen im Grunewald, von der Straße vornehm getrennt durch Kunstschmiedegatter und saftiggrüne, wohlgeschorene Rasenflächen. Sie gleißen von Reichtum, wimmeln von Dienerschaft. Selbst der 22jährige Sohn Kutiskers besaß ja schon seine eigne! Aber ihre Bewohner stammten auch seelisch aus den Rokitno-Sümpfen, und der Raub deutscher Armut war in ihren Häusern.

Endlich: Zwangswirtschaft, Zwangsabbau, Zwangsmieter; ist denn das die versprochene Freiheit? Sogar dem Fleiße setzt das Arbeitszeitgesetz staatliche Schranken. Dem Beamten kürzt man Gehalt, die Vorteile seiner gesicherten Stellung und die Aussicht des Aufstiegs durch die Futterkrippenwirtschaft der regierenden Parteien. Muß da nicht der Charakter in die Brüche gehen? Wird da nicht der Streber gezüchtet und die Untreue, die blindlings am Staat frevelt, sobald der Versucher mit Goldstücken klappert?

Freilich: Freiheit ist auch gekommen. Aber nur für den Schrankenlosen. Freiheit für alle Lüste in Kunst und Schrifttum, die Freiheit der Tanzdielen, Likörstuben, Nacktänze und des Kinoschundes, der die Jungens verludert, die Mädels verdirnt und die deutsche Seele reif macht für die Fürsorge eines Magdalenenheims.

In monarchischer Zeit hat man über den Zickzackkurs gespottet. Nun ist das Volk souverän, aber gerade dadurch der Zickzackkurs zum Dauerzustand geworden. Denn bei den Wahlen siegt, wer die wildesten Leidenschaften hemmungslos aufwühlt. Findet nächstes Mal die Gegenpartei noch stärkere Mittel, so schlägt die Zufallsmehrheit und damit der Regierungskurs um. Was aber einst als Mangel getadelt wurde (und natürlich mit Recht), gilt jetzt als die feinste Blüte eines abgewogenen demokratischen Staatssystems. Denn „des Volkes Wille das höchste Gesetz". Wie nun, wenn dieser Wille, von berechnenden Führern irregeleitet, zwischen lauter Widersprüchen taumelt? Die „Frankf. Ztg." gab auf diese Frage die erbauliche Antwort, es sei besser, durch Mehrheitsbeschluß ins Verderben zu schreiten, als durch Diktatur zum Sieg. Denn dann sei wenigstens das Prinzip der Demokratie gerettet. Wäre es nicht volksdienlicher, man hätte weniger Sinn fürs Prinzip, dafür mehr Sinn fürs Gemeinwohl?

Das Berufsabgeordnetentum kam auf. Jenes ist das schlechteste noch lange nicht, das sittsam von den 500 Mark monatlichen Diäten sein Leben fristet. Viel gefährlicher das andere, das Volksvertreter nur darum wird, um desto ergiebiger Konzernvertreter sein zu können. Wie dieses die Wahlen, die Fraktion, die Parteiminister mißbraucht, wie es durch Türen und Hintertüren schleicht, und das Gemeinwesen in den Kessel wirft, um für sich das Fett herauszuschmoren, das werden die anstehenden Prozesse entschleiern.

Von dieser Art Demokratie gilt das Goethe-Wort: „Ich schleich' heran, an abertausend Enden, unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden." Dazu ist sie volksfremd bis auf die Knochen. Wir schauen, wie sie entdeutschend auf unser Ehrgefühl wirkt.

Wohl liegt in unsrem Volke ein demokratischer Kern; ich bin weit entfernt, ihn leugnen oder ersticken zu wollen.

Der Deutsche ehrt' in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er's, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

Die Selbstverwaltung ist germanisches Erbgut. Der Freie hatte immer das Recht, am Malthing oder auf dem Maifeld sein Wort zu sprechen, seine Stimme zu geben. Aus kerniger Sippenzucht entsprangen Stammesverband und Volksgefühl. Alles beruhte auf Treue und schuf eine Demokratie, die getragen wurde vom Adelsstolz der Seele, also im tiefsten Innern aristokratisch war.

Es war das unsterbliche Verdienst des Reichsfreiherrn vom Stein, daß er den Wiederaufbau seinerzeit gerade auf diesen alten Grundlagen begann: in schroffer Abkehr von der rationalistisch-romanischen Gedankenwelt der französischen Revolution, die damals selbst manchen hellen Kopf berückte.

Dieser Demokratie war auch Bismarck stets zugetan. Nichts hat größeren Eindruck auf den Fürsten Bülow gemacht, als daß er in dessen Schlaf- und Sterbezimmer ein Bild Ludwig Uhlands hängen sah. War das aber wirklich so auffallend? Der verehrungswürdige schwäbische Dichter war Demokrat, aber er war es im Steinschen Sinne. Geschichtlich und sittlich bedingt, vaterländisch vom Scheitel bis zur Zehe, voll tiefer Ehrfurcht vor den Lebensnotwendigkeiten des Staates und des Nächsten. Mit ruhiger, aber zäher Tapferkeit verteidigte er daher die urgermanische ständische Gliederung, „das alte gute Recht", gegen die zerwühlende Gleichmacherei Rousseauscher Hirngespinste.

Sollen wir wieder emporgedeihen, dann müssen wir da anfangen, wo Stein aufhörte. Es gibt zu denken, daß Napoleon ihn ächtete, während unsre heutige Demokratie damit stolz tut, daß sie Frankreich genehm sei. Wäre sie dem deutschen Volke nützlich, sie würde genau ebenso verlästert, wie der General v. Seeckt.

Was wir in diesem ersten Jahresmonate erlebten, sind drei Menetekel, die dem in Illusionen schwelgenden deutschen Belsazar mit Flammenfinger an die Wand geschrieben wurden. Wird er sich besinnen und umkehren?

Ich glaube an eine Auferstehung unsres gesunkenen Volkes trotz alledem. Ich glaube an ein Wiederaufglühen des heiligen Grals unsrer Reichsseele. Ich glaube, daß der Deutsche aus dem Fegefeuer dieser Tage reiner und deutscher herauskommen wird, als er hineingegangen. Und darum hoffe ich mit Max v. Schenkendorff, dem freidigen Ritter, in dem der Geist Steins flammte und trieb, dem Mitkämpfer der Leipziger Schlacht, dem hochgemuten Kaiserherold in trüben Tagen schier erloschener Hoffnung:

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken —
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache;
Das schauet, wer geglaubt.

Dann gilt's ein neues Bilden.
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft!
Man soll dich treulich pflegen,
Du teures Erb' und Gut,
Daß noch im Vätersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm in unsre Säle,
In unsre Schulen komm!
Mit rechter Treu' uns stähle
Und mach' uns wieder fromm.
Es haben ja die Alten,
Die weisen bärt'gen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich!
Das heiß' ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rate kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert."

F. H.

Auf der Warte

Ein Reichsehrenmal

für die Gefallenen des Weltkrieges ist geplant; man scheint sich freilich über die Wahl der Stadt noch nicht im klaren zu sein. Unseres Erachtens verdient für einen solchen nationalen Sammelpunkt eine Betrachtung in der „Baugilde" (Zeitschrift des Bundes deutscher Architekten, Nr. 23/24) aus der Feder von Dr.-Ing. Hugo Koch besondere Beachtung:

„... Es ist nicht etwa nur mein besonderes Arbeiten auf dem Gebiete der Gartenkunst, was mich zu der Auffassung führt, daß das Reichsehrenmal in irgendeiner Form mit der Natur verbunden werden muß. Schon bald nach Ausbruch des Krieges fand die Idee Willy Langes, jedem gefallenen Helden eine Eiche zu pflanzen, eine große Zahl von begeisterten Anhängern, wenn auch die Mängel dieses für den ersten Augenblick ideal erscheinenden Vorschlages bei näherer Prüfung von Einsichtigen bald erkannt wurden, ganz abgesehen von der Undurchführbarkeit der Idee an sich bei den gewaltigen Opfern, die uns der Krieg auferlegte. Ich erinnere weiter, wie der Gedanke der Kriegerheimstätte, dessen Urquell in der Liebe zur Natur zu suchen ist, Hunderttausende unserer Krieger erfaßte, wie das Erkennen der Bedeutung sportlicher Ausbildung eine Ausdehnung gewann, die vor dem Kriege kaum zu erwarten war, und wie schließlich mit diesem allgemeinen Streben nach Ertüchtigung in körperlicher Hinsicht ein gewaltiges Sehnen eintrat nach geistiger Vertiefung. Der Gedanke des Volkshauses, der leider durch kommunistische Tendenzen in seinen idealen Zielen später verdunkelt wurde, ergriff die Geister. Welch gewaltige Umwertung alles Denkens und Handelns bricht sich hier Bahn! Die Bedeutung der Vereinigung von Körper- und Geisteskultur ist als große allgemeine Erkenntnis in diesem gewaltigen Völkerringen geweckt worden. Diese tiefen Gefühle, die Hunderttausende von Helden erfaßten, für deren Verwirklichung sie ihr Herzblut opferten, sollten sie nicht stark genug sein, dem Ehrenmal des Reiches den großen Grundgedanken zu geben: ‚Die Idee, die alles andere ohne große Bemühungen bestimmen würde'?

Der Lösungen gibt es viele, die verfügbaren Mittel werden mitbestimmend sein, ein allmählicher Ausbau wird möglicherweise notwendig werden, der Grundcharakter aber steht fest: Eine Reichsgedenkhalle im Rahmen der Natur.

Die Gedenkhalle müßte zugleich eine geistige Wirkungsstätte für die Erneuerung und Ertüchtigung unseres Volkes werden, und der Rahmen der Natur wäre auszubauen zu einer idealen Volksertüchtigungsstätte. Nicht im Sinne eines üblichen Stadions, sondern eines Wiesenhains, der möglichst unberührt von Menschenhand, an den besonderen Gedenktagen des Reiches zu einer Turn- und Versammlungsstätte großer Volksmassen werden könnte. Solch Kriegergedenkhain des deutschen Volkes verkörpert die ideellen Ziele, für die unsere Helden starben, und vermag Wegweiser zu werden für ein neues, körperlich und geistig gefestigtes Deutschland.

Und der Ort? — Ohne Zweifel fern vom Getriebe der Großstadt, in der freien Natur, an geschichtlich bedeutsamer Stätte. Sollte die reizvolle Umgebung von Weimar, die Heimatstadt unserer Größten, im Herzen des Deutschen Reiches gelegen, zugleich der Begründungsort der neuen deutschen Staatsverfassung, nicht der gegebene Platz sein?" ...

Wir empfehlen den zuständigen Reichsstellen dringend, diesen Vorschlag ins Auge zu fassen. Es besteht in Weimar, ohne daß die klassische Gegend der Stadt davon beeinträchtigt wird, ein Gelände, das jene Reichsgedenkhalle in würdigster Weise mit Plätzen für körperliche Ertüchtigung verbinden kann: Stadion, Turnplatz, Schwimmbassin usw., so daß vor allem auch die deutsche Jugend sich dort tummeln könnte. Körper und Geist gehören zusammen,

wenn eins nicht verrohen und das andere nicht verkümmern soll. Es ist dies ein Grundgedanke neudeutscher Erziehung, seit wir keine allgemeine Wehrpflicht mehr haben. Dies wolle man beachten! Auch ein zweiter Platz, auf weihevolle Ehrung unserer Helden gestimmt (freilich ohne jenen an sich so wichtigen Begleitgedanken körperlicher Ertüchtigung), ist vorhanden. Soll Weimar so etwas wie eine Hochburg der Erneuerung Deutschlands werden, so durchdenke man die obigen Gedanken und baue sie aus! Heldenverehrung — paßt sie nicht vortrefflich zur Verehrung der großen Meister? Ist nicht Pflege der Ehrfurcht eine der jetzt wichtigsten Aufgaben? Wo könnte das besser geschehen als in der Stadt Goethes? L.

Zur Vertiefung des völkischen Gedankens

spricht auch der bekannte Rassenforscher Dr. Hans F. K. Günther in „Deutschlands Erneuerung" (Heft 12, München, Lehmann) einige beachtenswerte Mahnungen aus, die man als Ergänzungen zu dem im Januar-Hefte veröffentlichten „Mahnwort an die vaterländische Bewegung" des Westpreußen Veit beherzigen möge. Er schreibt:

... „Da ist zunächst — da es sich eben um Deutsche handelt — die bezeichnende deutsche Zersplitterung. Zehn und mehr Gruppen mit eigenen ‚Standpunkten'! Das rührt daher, daß man in Deutschland immer zuerst nach ‚Standpunkten' sucht, statt nach den Richtlinien einer dem Ort und der Zeit entsprechenden zweckmäßigen Handlungsweise. Dabei werden die verschiedenen ‚Standpunkte' bis in feinste Abweichungen hinein mit viel Hirnvergeudung erörtert, sogar ‚vertieft', dann ‚folgerichtig ausgebaut', mit ‚gedanklicher Schärfe' gegenüber dem anderen ‚Standpunkt' verteidigt. So entstehen schließlich ganze Lehrgebäude, die manchmal wirkliche Leistungen an ‚Gedankenarbeit' darstellen — aber dem gemeinsamen Gegner gegenüber ist es bei unwirksamen Behauptungen geblieben und zu einem Vorgehen überhaupt nicht gekommen. Gerade eine nordische Bewegung müßte nach der Nüchternheit zweckmäßigen Handelns als einer bezeichnend nordischen Erscheinung zu allererst trachten. Weniger ‚Standpunkte' und mehr nordisches Streben nach dem Erreichbaren; weniger scharfsinnige Erörterungen als geschicktes Handeln!

Um Einzelheiten solcher ‚Standpunkte' zu erwähnen: eine Gruppe glaubt zum Besten der nordischen Rasse (deren Bestes ist eine hohe Zahl von Geburten gesunder und tüchtiger vorwiegend nordischer Kinder) nur als Bekenner des Christentums wirken zu können, eine andere nur als dessen Gegner. Eine Gruppe hält den Weg der Pflanzenkost für den einzig gangbaren; eine andere meint, nur mit dem Wandervogelgedanken könne der Mehrung nordischen Bluts gedient werden; diese Gruppe will die Einehe, jene will andere Bindungen zwischen den Geschlechtern. Eine Gruppe hält die ‚Freiwirtschaft' des (gegen den Rassegedanken gerichteten) Silvio Gesell für die einzige Rettungsmöglichkeit der nordischen Rasse; eine andere meint, es gehe nicht ohne Abkehr von den Städten und ohne allgemeines Siedeln auf dem Lande. In dieser Gruppe entwirft man einen Kastenstaat, der retten soll; in jener sieht man diese oder jene Partei oder diesen oder jenen politischen Verband als einzige Rettungsmöglichkeit an.

Ich verkenne nicht, daß zu all diesen ‚Standpunkten' richtig erfaßte Gedanken geführt haben. Ich verkenne ferner nicht, daß in dem Durcheinander und Gegeneinander solcher Anschauungen sehr wohl etwas von dem Nietzscheschen ‚Chaos' sein kann, das einen ‚tanzenden Stern' gebären soll. Aber durch die Betonung der Ausschließlichkeit oder gar Unvereinbarkeit solcher ‚Standpunkte' wird die nordische Bewegung nicht gefördert werden. Die nordische Bewegung ist etwas für sich und erfordert Zielsetzung aus ihrem eigenen Wesen heraus. Wenn sie zur Erreichung ihrer Ziele Anregung und Weggenossenschaft da und dort findet, um so besser. Die nordische Bewegung wird sich gebunden fühlen gegenüber den lebensgesetzlichen (biologischen) Lehren der Rassenforschung und der Erb-

gesundheitslehre, und diese Lehren werden auch dem seelisch freiest gesinnten nordischen Mann nie als Zwangslehrsätze erscheinen. Als Zwang wird aber eben der nordische Mensch sehr leicht jeden ‚Standpunkt' empfinden, der die Bildung sich abschließender Gruppen bewirkt, die das Heil nur in dieser oder jener Maßregel erblicken ...

Was zu fordern ist, ist die Einigung aller nordisch gerichteten Gruppen auf den einen Zielsatz: Mehrung des nordischen Wesens. Das ist das Ziel, der Weg dahin kann für die eine Gruppe nach bestem Wissen und Gewissen anders verlaufen als für die andere Gruppe ...

Ist infolge der Entnordung Deutschlands der Wirklichkeitssinn beim Volke im Schwinden, so muß der Wirklichkeitssinn eben innerhalb nordisch gerichteter Gruppen endlich herrschend werden. Nach allerhand Rückschlägen und Kinderkrankheiten, welche keiner jungen Bewegung erspart bleiben, wird diejenige nordgerichtete Gruppe durchdringen, welche am meisten Wirklichkeitssinn entfalten konnte, nüchternen Blick, zweckmäßiges Handeln ...

Die Begeisterung für nordische Ziele, welcher Wirklichkeitssinn und zweckmäßiges Handeln zu Gebote stehen — nur diese wird den nordischen Gedanken durch Rückschläge und Fehler hindurch retten. Versagen wird auf die Dauer all die laute Germanenschwärmerei, die sich da und dort auch innerhalb nordgerichteter Gruppen zeigt — wenn auch diese Schwärmerei sich mehr auf der Seite rassisch-unklarer oder minder klarer Gruppen zeigt, die ‚germanisches' Wesen pflegen wollen. Da solche Schwärmereien der im Rassensinne ‚germanischen' d. h. nordischen Bewegung schädlich werden können, seien sie in Kürze betrachtet.

Da werden immer noch Hirngespinste weiter gepflegt und weihevoll verbreitet, wie sie ein Guido v. List und seine ‚Schüler' ersonnen haben, Hirngespinste, mit denen sich ein in der germanischen Altertumskunde und in der Sprachwissenschaft Heimischer selbst widerlegend und warnend kaum abgeben kann, so unhaltbar, verstiegen, wirr, so ungesund, wie letzten Endes hier alles ist. Nirgends anders als in der Lächerlichkeit wird jeweils enden, was wissenschaftlichem Geist so ins Gesicht schlägt. Aber die Spielereien mit besonders ‚weihevollem' Unsinn und Widersinn wird immer wieder einzelne entsprechend veranlagte Gehirne anziehen, und wir werden noch manche ‚erhaben' tönende Runendeutung und manchen Felsbilderunfug und ‚Ursprachen'aberwitz erleben. Schonungslos wird die nordische Bewegung jeweils solchen Ungeist von sich abweisen ...

Nicht minder betont wird die Abweisung sein, mit welcher die nordische Bewegung sich aller Schwärmerei für den ‚Blonden Menschen', für die ‚Blondheit' usw. fernhält. Der in Rassenkunde Erfahrene weiß ja, daß mancher Dunkelhaarige und Dunkeläuigige nordischer ist als mancher Blonde und Blauäugige. Das ist schon ein Einwand gegen die Blondenschwärmerei. Der Haupteinwand aber ist der, daß durch diesen Blondenweihrauch vielen die klare Aussicht auf den Sinn des nordischen Gedankens verhüllt wird. Vielen Blonden wird der nordische Gedanke dadurch grade in sein Gegenteil verkehrt; statt daß sie, einer gemehrten Verantwortung bewußt, dem nordischen Gedanken dienen, soll umgekehrt der nordische Gedanken ihnen dienen: sie brechen mit dem Kantglas (Prisma) der ‚Blondheit' das Licht des nordischen Gedankens und lenken es auf ihre Häupter ab, um in einem besonderen Schein zu stehen. So enden diese ‚blonden Menschen' in einer fruchtlosen Überheblichkeit und gereichen schließlich der nordischen Sache zum Schaden...

Ein ruhiger Blick auf das Ziel und entschlossene Ruhe des Handelns, nicht aber Blondenschwärmerei, Germanengerede und allerhand altertümelnder Mummenschanz und Nebensachen, sind Anzeichen des Gelingens ..."

— Dieses Mahnwort Günthers, der im völkischen Lager hohe Achtung genießt, ist besonders wertvoll. Es stimmt zu unserer eigenen Auffassung, daß schließlich doch die seelischen Werte das Entscheidende sind.

Dr. W. Ponndorfs Heilung der Tuberkulose

Zum 60. Geburtstag des Erfinders

Am 30. Dezember 1924 schloß Sanitätsrat Dr. Wilhelm Ponndorf in Weimar, der Vollender der Tuberkuloseheilung, sein sechzigstes Lebensjahr ab. Da wird es zur Pflicht, seiner segensreichen Tätigkeit zur Befreiung der leidenden Menschheit von einer der schwersten Volkskrankheiten zu gedenken.

Am 30. Dezember 1864 wurde Wilhelm Ponndorf geboren als Sohn des Lehrers Ponndorf in Orlishausen in Thüringen. Seine Vorfahren waren Landwirte, Lehrer und Pastoren. Er besuchte das Gymnasium in Weimar, studierte in Jena und bildete sich in Dresden und Straßburg an Lymphanstalten und Serumwerken weiter. In Weimar ließ er sich 1890 als praktischer Arzt nieder.

Karl Ludwig Schleich, der Erfinder der Lokalanästhesie, sagt in seinen Lebenserinnerungen: „Eine medizinische Erfindung, die nicht wenigstens fünfzehn Jahre braucht, sich durchzusetzen, ist keine." Auch jetzt sehen wir wieder, wie auf dem Gebiete der Tuberkulosebekämpfung seit mehr als zehn Jahren ein erbitterter Kampf entbrannt ist zwischen den Anhängern der alten physikalischen Heilmethode — Heilanstalt, Liegekur, starke Ernährung — einerseits und Dr. W. Ponndorf und seinen Schülern andererseits, die auf dem Wege der spezifischen Einwirkung die Seuche bekämpfen. Dr. W. Ponndorf sagt, daß mit dem alten Verfahren eine Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit, die durchschnittlich fünfzehn Prozent beträgt, nicht erreicht worden ist. Den Grund sieht er darin, daß man den Tuberkelbazillus, diesen Erreger der Krankheit, im erkrankten Körper nicht abtöten konnte.

Dr. Ponndorf steht als gewissenhafter und medizinisch durchgebildeter Forscher auf dem festen Boden der Wissenschaft. Er hat im Jahre 1891 im Sophienhaus in Weimar die subkutane Tuberkulinbehandlung geleitet und sich dabei überzeugen können, daß durch die direkte Einführung des Tuberkulins in das Blut der Krankheit kein Einhalt geboten werden konnte.

Auch die nach der Kochschen Ära angewandte Methode, lange Zeit hindurch kleinste Dosen von Tuberkulin subkutan zu geben, führte nicht zum Ziel.

Nachdem Dr. Ponndorf im Jahre 1908 das bis dahin von Geh. Medizinalrat Dr. Pfeiffer geleitete Impfinstitut übernommen hatte, richtete er seine wissenschaftlichen Untersuchungen auf die Herstellung einer lange haltbaren und in unseren tropischen Kolonien verwendbaren Trockenlymphe und die Immunitätsverhältnisse der Haut nach Pockeninfektion. Es gelang ihm, eine Tropenlymphe mit hoher Virulenz und mehrjähriger Haltbarkeit herzustellen, die von Regierungsärzten der Südsee als „Pockenlymphe der Zukunft" bezeichnet wurde. Diese Lymphe Ponndorfs erhielt 1912 in Wien die große goldene Medaille bei einer Naturforscherversammlung. Bei einer damit verbundenen Versammlung der staatlichen Impfärzte Deutschlands trug Ponndorf gleichzeitig die Ergebnisse seiner Forschungen über Hautimmunität vor. Er zeigte, daß man bei Tieren, die mit Pocken geimpft waren, mit dem abgetöteten Blatterngift bestimmte Hautreaktionen im Impfschnitt erzielen konnte. Diese Reaktionen stellten Entzündungen in dem und um den Impfschnitt verschiedenen Grades dar — von einfacher Rötung bis zur Blasenbildung, die durch die Schwere der vorangegangenen Infektion und der verflossenen Zeitdauer bedingt waren.

Nach vielen Versuchen fand Dr. Ponndorf, daß die Bazillengifte, die infolge der Pockenimpfungen in der Blutbahn und den Geweben entstehen, in der Haut abgelagert und hier biochemisch umgearbeitet werden.

Die mit Hilfe der mit den Epithelien der Haut und gleichzeitig mit dem abgetöteten Pockengift vorbehandelten Tiere waren gegen eine Impfung mit lebenden Pockenerregern immun.

Andererseits versuchte Dr. Ponndorf durch wiederholte Hautimpfungen mit dem abgetöteten Pockentoxin vorher gegen Pocken geimpfte und daher pockenimmune Tiere zu entgiften, so daß sie von neuem für eine Impfung mit lebenden Pockenerregern empfänglich wurden.

Da ihm nun bekannt war, daß die Haut tuberkulöser Tiere und Menschen gegenüber den Tuberkulinimpfungen der Haut gleiche Reaktionen gibt, benutzte er diese gefundenen Tatsachen, um die behafteten Körper von totem und lebendem Tuberkulosegift zu befreien.

In konsequenter Weise hat er dann tuberkulöse Tiere, zunächst Kaninchen und Rinder, später auch Menschen mit Tuberkulin-Hautimpfungen behandelt und konnte nach mehrjährigen Erfahrungen in einem Aufsatz „Beitrag zur Heilung der Tuberkulose“ in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ 1914, Nr. 14 und 15, seine Erfolge zur Nachprüfung veröffentlichen.

In den nächsten Jahren hat Ponndorf dann das Verfahren weiter ausgebildet und namentlich den Impfstoff verbessert, indem er nicht nur das reine Tuberkulin gebrauchte, sondern seinen Hautimpfstoff A herstellte, der neben dem Alttuberkulin Koch auch die aufgeschlossenen Bestandteile der Tuberkelbazillenleiter und -hüllen enthält.

Als nach dem Kriege die Tuberkulose den Volkskörper in höherem Maße heimsuchte, ließ Dr. Ponndorf zum 27. November 1921 eine Einladung zu einer Ärzteversammlung in Weimar ergehen, der etwa 400 Ärzte Folge leisteten. Hier kamen Anhänger und Gegner des Verfahrens zum Wort. Durch die Referate einer Reihe erfolgreicher Impfärzte wurde das Interesse in weiteren ärztlichen Kreisen geweckt. Und jetzt werden von Tausenden von Ärzten des In- und Auslandes die Ponndorf-Impfungen mit großem Erfolge ausgeübt. Der Erfinder sagt, daß der Heilerfolg ganz sicher eintritt, solange noch gute Reaktionen nach den ersten Impfungen auftreten, daß aber nach Zerstörung des größten Teils der Lunge und bei allgemeiner fieberhafter Phthise die Reaktionen ausbleiben, und daß dies immer als ein prognostisch ungünstiges Zeichen hinsichtlich der Heilung aufzufassen ist, weil dann die Vergiftung des Körpers zu weit vorgeschritten und die spezifische Reaktionsfähigkeit der Haut verloren gegangen ist.

Dr. Ponndorf mahnt deshalb, bei tuberkulösen Erkrankungen die Impfung möglichst frühzeitig vorzunehmen. Dann aber sah er sicheren Erfolg bei allen Formen der Tuberkulose, der Lungen-, Kehlkopf-, Knochen-, Darm-, Bauchfell- Nieren-, Hauttuberkulose (Lupus u. a.).

Die Heilung kommt dadurch zustande, daß die in der Hautimpfstelle erzeugten Antikörper durch die Lymphbahnen ins Blut gelangen und sich an die Tuberkelbazillen und das tuberkulöse Gewebe anhängen und hier eine spezifische Entzündung, die Herdreaktion, hervorrufen.

In einer Arbeit in der Zeitschrift „Kindertuberkulose“ hat Dr. Ponndorf die prophylaktische Impfung bei skrophulösen, rhachitischen, bleichsüchtigen Kindern warm befürwortet. Ebenso empfiehlt er die prophylaktische Impfung in allen den Familien, in denen ein Angehöriger an akuter Tuberkulose erkrankt oder zugrundegegangen ist. Er hat nachgewiesen, daß diese skrophulösen und tuberkulös gefährdeten Kinder in kurzer Zeit nach den Impfungen bestes Wohlbefinden, stärkeren Appetit, erhebliche Gewichtszunahme und kräftiges, namentlich in die Breite gehendes Wachstum zeigten. Niemals trat eine Schädigung der Impflinge ein.

Noch eine andere Gruppe von Krankheiten konnte durch die modifizierte Ponndorfsche Impfung beseitigt werden. Ponndorf wies nämlich nach, daß im Körper Tuberkulöser neben der Hautinfektion mit Tuberkelbazillen sehr häufig eine Mischinfektion von Kokken, besonders Streptokokken und Staphylokokken, einhergeht. In dem Blute der Erkrankten konnte er durch Kulturen diese nachweisen. Auch in der Krankengeschichte zeigte es sich, daß Personen, die einmal eine Skrophulose oder einen Spitzenkatarrh durchgemacht haben, vorwiegend von Angina, von akutem und chronischem Rheumatismus, Basedowscher Krankheit, Furunkulose, Kopfrose und anderen Kokkenerkrankungen heimgesucht werden. Auf Grund dieser Beobachtung mischte

Ponndorf seinem Hauptimpfstoff A diese Kokkentoxine bei und bezeichnete sie als Hautimpfstoff B. Wird dieser bei den erwähnten Krankheiten benutzt, so erzeugt er starke Hautreaktionen und vermag mit Hilfe der hierdurch hervorgebrachten Antikörper den erkrankten Körper von den Kokken zu befreien.

Bei Rose z. B. genügt meistens eine Impfung, um den akuten Anfall innerhalb weniger Tage zu beseitigen. Bei akutem Gelenkrheumatismus reichen gewöhnlich drei bis vier Impfungen in Zeiträumen von drei bis vier Tagen aus, um sichere Heilung zu erzielen. Bei chronischem Gelenkrheumatismus aber, der oft zwanzig und mehr Jahre besteht, müssen oft acht bis zwölf Impfungen im Zeitraum von zwei Jahren gemacht werden.

Dr. Ponndorfs Kutanimpfung ist eine so hervorragende Errungenschaft der neueren Medizin, daß man ihre weitgreifende Tragweite heute noch nicht übersehen kann.

Dadurch, daß Ponndorf das Gegengift dem Schutzorgane des Körpers, der Haut, anvertraute, hat er es jedem praktischen Arzte möglich gemacht, durch Tuberkulinimpfung die Tuberkulose und ihre Mischinfektionen zu bekämpfen, wenn er sorgfältig die vorgeschriebene Technik der Hautimpfung ausführt, in der noch viele Hände ungeschickt verfahren, ebenso wenn er nicht von bereits Sterbenden ein Heilungswunder erwartet.

In seinem Buche „Die Heilung der Tuberkulose und ihrer Mischinfektionen“ (1. Aufl 1921 im Selbstverlag; 2. Aufl. 1923, F. C. W. Vogel, Leipzig) legte Dr. Ponndorf seine zehnjährigen Erfahrungen nieder.

Für Mai 1925 ist wieder eine Versammlung geplant, zu der schon zahlreiche Ärzte des In- und Auslandes ihr Erscheinen in Aussicht gestellt haben. Dr. H. Göring

Karl Spitteler †

Einer der bedeutendsten Schweizer Künstler, der Dichter des „Olympischen Frühlings“ und des „Prometheus und Epimetheus“ ist am 29. Dezember in seiner Villa zu Luzern im Alter von 79 Jahren gestorben.

Spitteler war vor dem Kriege, durch die Bemühungen seines Verlegers Eugen Diederichs in Jena und des Kunstwart-Leiters Avenarius, im Begriffe, bei uns eine führende Stellung einzunehmen. Allgemein bewundert wurde seine stilistische und sprachliche Kraft und Eigenart, dieses großzügige Barock, und zugleich eine Art Monumentalität in der Prägung seiner Stoffe. Aber es erging ihm wie seinem Landsmann Hodler: unpassende Äußerungen, die er sich zu Beginn des Weltkriegs gegen Deutschland leistete, ließen ihn unsere Sympathien verscherzen. Er war immer ein Abseitsmensch; und nun ward es ganz still um ihn. Wie denn überhaupt etwas Bitterkeit oder Ironie auch im Gestalter Spitteler menschenverachtend und satirisch oft hindurchbricht.

Er gehört in einigem Betracht in die Bezirke Nietzsches. Sein Mythos, den er zu schaffen suchte, läßt Spitteler als heroischen und amoralischen Dichter-Denker erscheinen, als eine prometheische Natur. Es ist Firnenkälte in dieser Welt von Fabelgöttern. Man staunt, bewundert, aber man wird nicht warm. Insofern ist Spitteler doch ein Erzeugnis des intellektualistischen Zeitalters, wenn wir auch die Alexandriner seines „Olympischen Frühlings“ und die rhythmische Prosa seines „Prometheus“ an sich mit hoher Achtung lesen.

Spitteler wurde geboren in Liestal im Baselgebiet (24. April 1845); die Universität Basel hat ihn zum Ehrendoktor ernannt. Er studierte in Heidelberg und Basel, war Lehrer in Bern, dann Schriftleiter in Basel und Zürich. Bekannt sind noch seine „Lachenden Wahrheiten“, „Schmetterlinge“, „Friedli der Colderi“, „Conrad der Leutnant“, „Imago“ — kurz, Lyrik, Balladen, Erzählungen und Betrachtungen, die eindrucksvoll, aber nicht so wirkten wie die erstgenannten epischen Werke.

Uns scheint er mehr als Formtalent großen Stils in Betracht zu kommen. Und wir schwer kämpfenden Deutschen von heute haben bei seinem Ableben kaum die Empfindung, daß wir hier wichtige Lebenswerte verloren haben.

nicht an Männer wendet er sich, sondern abermals an Parteien. Er muß nehmen, was diese ihm bieten. Es entscheidet für ihn nicht Eignung, sondern wieviel Fraktionsstimmen der Anwärter dem Kabinett zuführt. Für die Parteien hinwieder geben nicht Volkswohl und Staatsnotwendigkeit den Ausschlag, sondern taktische Hintergedanken und kurzfristige Sonderbelange.

Viel Parteien, viel Sinne. Eine jede strebt nach den einflußreichen Stellen. In diesem Ringen setzen die großen Gruppen einander matt, und schließlich hängen die wichtigsten Entscheide ganz undemokratisch von den kleinen und kleinsten ab, dieweil diese nun einmal das Wagenzünglein sind.

Die Reichstagsauflösung hat die Rechte zerschmettern und dem Linkskurs die Gasse öffnen sollen. Das mißlang; trotz des tatkräftigen Aufgebots der schwarzrotgoldenen Reichsbannerleute. Die Lage wurde heikler als je zuvor. Denn ohne Zentrum keine Rechts-, ohne Volkspartei hingegen keine Linksregierung. Beide aber bestanden nun auf ihrem Willen; ein Ausgleich wurde daher nicht möglich. Unter dem Einfluß erst Erzbergers, dann Wirths hat eben das Zentrum längst vergessen, was sein Führer v. Hertling einmal programmatisch feststellte, daß wenn es gelte, die konservativen Kräfte zu sammeln, die Partei stets rechts stehen werde.

Man mußte auf Auswege, auf Ausflüchte sinnen. „Vor allem haltet euch an Worte." Unsere ganze Politik lebt davon; freilich nur kümmerlich aus der Hand in den Mund, vom Fasching zum Aschermittwoch. Aber es hängt alles davon ab, wie man „dem politisch reif gewordenen Urwähler" die Sache aufzieht. Denn autoritätsfromm glaubt dieser noch immer, wenn er nur Worte hört, auch Taten zu sehen.

So begeisterte man sich im Wahlkampfe gläubig für das Wort von der „Volksgemeinschaft", und wie viele waren tüchtig genug, hindurchzuspüren, daß damit vielmehr die Volksgemeinschaft durchkreuzt wurde, ja durchkreuzt werden sollte?

Mit dem „überparteilichen Kabinett", das man jetzt ersann, ist's ähnlich. Der Gedanke an sich mutet an, denn aus dem Sumpfelende der Parteienwirtschaft müssen wir wieder heraus, wenn wir heraus wollen aus dem deutschen Elend. Er bedeutet eine gewisse Rückkehr zu dem konstitutionellen Regimente, das zwar auch Mängel besaß, worunter wir aber, wenngleich nicht immer gut, so doch jedenfalls besser behütet waren als heutzutage.

Könner und Kerle; ja, das ist's, was wir brauchen. Willensmenschen, die an nichts denken als an das Vaterland; die nicht an Parteistrippen hängen, sondern den Mut zur Unpopularität haben dürfen, wie Bismarck ihn hatte; den Mut, um des Volkswohles willen auch einmal dem Volksmehrheitswillen vor den Kopf zu stoßen.

Aber sofort erstand der Widerspruch der Demokraten. Wochenlang hatten sie sich gesperrt, mit Deutschnationalen im Kabinett zusammenzusitzen; jetzt aber forderten sie es sogar aus paritätischem Rechte. Gerade weil das Kabinett überparteilich gedacht sei, eben darum müsse es parteilich werden.

Aus alledem entstand schließlich unter der Kanzlerschaft Luthers eine wunderliche Mischform von einer Regierung: „Fachministerium mit fraktionellen Verbindungsmännern." Also weder parlamentarisch noch unparlamentarisch, weder parteilich, noch unparteilich; ein richtiger „Tragelaph" (Bockhirsch), wie Goethe solche Zwittergebilde zu nennen pflegte.

Der Deutschgesinnte muß natürlich auch ihm das Beste wünschen zu Nutz und

Frommen des Vaterlandes. Vielleicht wird auch sein Wirken besser, als sein Zustandekommen war. Allein, um solche Aushilfe zu schaffen, mußte darum wirklich drei Vierteljahre gekriselt werden? Derweil wir mit Worten Schaum schlugen, derweil wir mit talmudistischen Spitzfindigkeiten einander ins Auge stachen, erfolgte der neue Gewaltstreich der Feinde. Ein uneiniges Volk ist eine stete Versuchung für die Nachbarn, besonders wenn es sich gar noch obendrein wehrlos machte.

In einer Hinsicht freilich ist es gut, daß die Krisis über den 10. Januar dauerte. Wäre das Kabinett vor Weihnachten geworden, dann lärmte jetzt die ganze Pazifistenpresse falsch, aber echt demagogisch: „Das ist die Antwort. Warnten wir nicht immer? Da habt ihr den Salat!"

* * *

„Frieden, Brot, Freiheit!" So lauteten die Schlagworte, womit der Umsturz sich in seinen Aufrufen rechtfertigte. Er hat seine Zusagen eben so wenig erfüllt, wie der Feind die seinigen. Das zeigen die umrissenen Geschehnisse dieses Jahresanfangs.

Unsre Friedseligkeit brachte uns keinen Frieden. Vor dem Entwaffneten senkten die feindlichen Waffen sich nicht, wie es ritterliche Art, sie zischten vielmehr erst recht herb und treulos. Allein das deutsche Volk — „einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu befestigen", wie es im ersten Artikel der Weimarer Verfassung hochtönig heißt — erbringt noch nicht einmal die Kraft zu dem heißlodernden Zornesschrei vergewaltigter Vaterlandsliebe. Der Jenaer Aufruf Euckens und anderer Deutschmeister ist wie zwischen Polsterwänden verhallt. Wir müssen ja um Ministersitze kippern und wippern, haben daher keine Zeit, einig zu sein um des Reiches willen. Angewidert rief der Züricher Sozialdemokrat Rocher aus: „Wenn ich Deutscher wäre, würde ich jetzt trotz meiner Gesinnung ein schwarzweißrotes Abzeichen tragen. Solange der Deutsche sich hündisch benimmt, ist er wert, hündisch behandelt zu werden."

Was wir an kargem Brote jetzt genießen, muß blutsauer verdient werden. Gegeben hat der neue Staat uns keins; wohl aber viel genommen von dem, was nach dem Katechismus gleichfalls zu dem Begriffe des täglichen Brotes gehört. Als da sind „gut Regiment, Friede, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen". Steuerreform und Währungssturz haben den Mittelstand verarmt. Die Folgen sind zum großen Teile ungeheuerlich. Der Massenmörder Denke in Münsterberg verkaufte Menschenfleisch! Es sei daran erinnert, daß der Verlust seiner Ersparnisse es war, der ihn auf diese schauerliche Bahn trieb.

Das Blut stockt in den Adern bei den Berichten über sein Tun. Aber haben jene Inflationshyänen nicht noch schlimmer gewütet? Die Polizeiberichte meldeten keine Selbstmorde mehr, weil diese sich so grausig häuften. Tausende von alleinstehenden alten Damen, Hunderte von Rentnerehepaaren, die alles verloren, haben verzweifelt den Gashahn geöffnet. Vielleicht in denselben Nachtstunden, die von den Nutznießern ihres Untergangs mit Dirnen verpraßt wurden. Üppige Villen stehen im Grunewald, von der Straße vornehm getrennt durch Kunstschmiedegatter und saftiggrüne, wohlgeschorene Rasenflächen. Sie gleißen von Reichtum, wimmeln von Dienerschaft. Selbst der 22jährige Sohn Kutiskers besaß ja schon seine eigne! Aber ihre Bewohner stammten auch seelisch aus den Rokitno-Sümpfen, und der Raub deutscher Armut war in ihren Häusern.

„Hörst du den Ton?"

Ein paar Worte zu einem lyrischen Buch von Klara Faißt dürften grade den Türmerlesern willkommen sein, denen die Vertonung von Lienhards „Odilia" als Beilage zum „Türmer" bekannt ist (inzwischen bei Spielmeyer, Göttingen, erschienen).

Die deutsche Frau lebt wieder auf in ihrem Besten, das ja nie gestorben ist. Aber es gab doch Jahre, die ihr die Gloriole nehmen wollten. Nicht auf der lärmumtosten Rednertribüne, die der politische Ehrgeiz baut, sucht die deutsche Frau ihr höchstes Ideal. Sie will den Kampf nicht; sie will Harmonie; sie lebt dem Schönen, und sie wirbt dafür. Die besten Dichterinnen waren immer Hüterinnen des Lichts, so Annette von Droste-Hülshoff und Selma Lagerlöf, so Lulu von Strauß-Torney, Agnes Miegel und Ricarda Huch ...

Zu ihnen tritt als neue Künderin des Schönen die badische Dichterin und Komponistin Klara Faißt. Ihr Buch führt den Titel „Hörst du den Ton?" (Verlag von Bielefeld in Freiburg i. B.). Der Titel ist eine Frage an jeden, der in diesem Buche liest; aber ich fürchte, es werden nicht alle, die mit „ja" antworten, die Schwingungen der Verse richtig hören, obgleich Klara Faißts Dichtungen meist auf dem reinen Dreiklang aufgebaut sind, der auch das Titelbild von Professor H. A. Bühler, einen stilisierten Blumenkorb, bandartig umschlingt: „Hinauf, hinan, sonnenwärts." Tonkunst und Poesie sind in der Künstlerin Klara Faißt eng vermählt, und beide geben eine Melodie: die Melodie, die aus den Sternen klingt. Und das ist das große Leitmotiv, das Menschen verbindet, die durch Freud' und Leid zur Gralsburg ihrer tiefsten Sehnsucht schreiten. Es gilt, die Lichtspur in des Lebens dunkler Nacht zu finden, wenn um uns her die Menge vor den trügerischen Götzen kniet:

„O klinge, klinge denn im Wechselspiele,
Du Tröstesang, der Weh und Lust vereint!
Ich trinke dich, wie Luft der Bergesfirnen!

Auf dunkler Lebensstraße wandern viele,
In deren Seele heiße Sehnsucht weint.
Leg' deine Töne sanft um ihre Stirnen!"

So heißt es in dem Largo (Nr. 8) des Sonettenzyklus „Der Geiger", der Klara Faißt als eine sichere Beherrscherin der vornehmsten lyrischen Kunstform legitimiert. Auch die vier „Intermezzi für Geige" tönen aus einer echten Künstlerseele. Immer wieder ist es die Tonkunst, die ihr das Tor in Wundergärten öffnet; bald hört sie Mozarts göttliche Musik, bald huldigt sie den Manen Meister Brahms', oder sie greift selbst in die Tasten des Flügels, um mit ihrer Muse selige Zwiesprache zu halten:

„Das Zimmer wird Tempel,
der Flügel wird Psalter,
auf dem meine Seele singt,
ihr Geheimnis singt,
das sonst sie verbirgt.

Aus der Stille des Schweigens,
das uns umgibt,
hör' ich das feine Schwingen
eines Tones,
des Tones deiner Seele,
der sich dem meinen vereint.
Wie schimmern die Sterne so hell
über unserer Nacht!

Der deutschen Kunst errichtet Klara Faißt ein festliches Pantheon; sie steht in Andacht vor den Bildern Professor H. A. Bühlers und bekennt: „Was du uns schenkst in edelster Verschwendung, ist deutschen Wesens innerste Vollendung." Auch Erwin von Steinbach, der das Wunder des Straßburger Münsters ersann, und Friedrich Lienhard, der deutscheste Sohn des Elsaß, sind ihr Führer durch das Geistesland. So widmet sie dem letzteren Worte des Dankes und der Liebe, die Tausenden aus der Seele gesprochen sind:

Die Gedichte „Aus dem Wanderbuch" zeugen von bewußtem Einssein mit dem Zauber der Natur, und manche Bilder sind von einer Kraft und Fülle, wie wir sie in der meist kränkelnden Lyrik unserer Tage nicht oft zu bewundern haben. Die letzten Abschnitte des Buches tragen neben bunten Blättern der Erinnerung auch Blumen des Herbstes und der Entsagung herbei; der Schlußakkord aber gilt der unendlichen Fülle des brausenden Lebens.

Fritz Droop

Neue Faust-Ausgaben

Nach dem Kriege war Mangel an Faust-Ausgaben; die Zuhörer hatten größte Mühe, zum Zweck der Vorlesungen sich Texte zu verschaffen. Der Faust war, zumal in den guten Ausgaben mit Erläuterungen, vergriffen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse wieder gebessert. Eine ganz neue vortreffliche Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen bot A. Trendelenburg in zwei Bänden 1921/22; ebenso empfehlenswert wegen ihrer kritischen Textgestalt, mit Zugabe der wichtigsten Paralipomena, und wegen ihrer wissenschaftlichen und doch gemeinverständlichen Erläuterung ist die Ausgabe von R. Petsch (Leipzig 1924). Unter den Bilderausgaben verdient die zweibändige der Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst (Berlin 1920), mit 163 Federzeichnungen von Franz Staſſen, hervorgehoben zu werden. In Borngräbers Monumental-Bücherei erschien soeben (Leipzig 1924) eine künstlerisch ausgestattete Ausgabe in einem Band, eingeleitet von Hermann Türck, mit 12 Bildern von Héroux. Der Borngräbersche Faust vereinigt in glücklicher Weise den Gedanken des schönen Buches mit dem einer gediegenen, eigenartigen Einleitung, zu der Türck gewonnen wurde, der sich seit Jahren in den Faust vertieft hat und jetzt in einer kurzen Fassung die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen darbietet. Neben Türcks großen Werken über den „genialen Menschen“ und „Faust, Hamlet und Christus“ ist das Buch „Goethe und sein Faust“ (Leipzig bei Borngräber 1911) als eine fortlaufende Erläuterung des Dramas, als eine inhaltsreiche Darstellung der wichtigsten Lebensumstände Goethes und ihres innigen Zusammenhangs mit der Entstehung des Faustgedichtes hier zu empfehlen. Was dort ausführlich behandelt wurde, ist in der Einleitung zusammengedrängt und mit einigen neuen Beweisen vermehrt worden. Türcks Auffassung ist bekannt, sie betrifft vornehmlich den Gedanken der Magie, von dem aus die ganze Dichtung empfangen und entworfen ward. Die göttliche Magie ist die Fähigkeit des tief angelegten genialen Menschen, die Dinge in ihrem innersten Wesen zu erfassen und dementsprechend schöpferisch tätig zu sein. „Die Magie ist nicht Teufelswerk, sondern eine göttliche Gabe, und der Magier hängt mit der Gottheit zusammen, die ihm die Augen für die wirkliche Natur der Dinge öffnet und ihn befähigt, im großen zu wirken.“ Der die Heilige Schrift innig verehrende Magier, der Faust Goethes, ist durch einen tiefen Abgrund vom Zauberer des Volksbuchs, vom Dr. Faust, geschieden. Faust ist Goethe und daher ein Knecht Gottes, nicht des Teufels. „So kehrt Goethe das Verhältnis von Zauberer und Teufel, wie es im Volksbuch erscheint, um; seine Magie ist nicht eine Hingabe an den Teufel, sondern im Gegenteil eine Hinwendung zu Gott, ein Gewahrwerden und Benutzen der eigenen göttlichen Kräfte.“ In diesem Sinne ist die Magie im ganzen Faust zu fassen. „Wenn am Ende des zweiten Teils der hundertjährige Faust von der Magie sich trennen möchte, so ist das ein deutliches Zeichen, daß er, schwach gemacht durch das Alter, seiner göttlichen Kräfte sich nicht mehr bewußt ist und von seiner Höhe herabzusinken begonnen hat.“ Neu ist Türcks Hinweis auf Wielands Musarion:

> Der Weise sieht und liebt im Schönen der Natur
> Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
> Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
> Den nur die Quelle stillt!

Wie hoch Goethe „Musarion oder die Philosophie der Grazien“ als uralte griechische Weisheit, in reizender Form ausgesprochen, schätzte, ist bekannt. Dazu kommt noch die gottinnige Gedankenwelt der deutschen Mystik und Spinozas beim Erfassen der ersten Idee wie beim weiteren Ausgestalten des Faust. Türck stellt alle diese Zeugnisse eindrucksvoll zusammen, um den Leser zu überzeugen. Das Hauptgewicht der Einleitung fällt auf die Anfänge der Dichtung, die spätere Arbeit an Faust ist nur kurz gestreift.

Am bedenklichsten erscheint die Deutung des Schlusses: „Der blinde Faust wird von der Hoffnung genarrt, alles geschwind und leicht ausführen zu können, während er in Wahrheit bereits die Herrschaft über die Geister verloren hat und nichts mehr zustandezubringen ver-

mag." In der schwächsten Stunde seines Lebens würde also die göttliche Gnade und Erlösung eingreifen! Der göttlichen Magie, die Türck hervorhebt, und der ich durchaus zustimme, entspricht etwa die Bemerkung im Paralipomenon 1: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur." Mit der Magie ist aber doch auch das Allzumenschliche, oder vielleicht Allzuteuflische, unlöslich verhaftet. Und von diesem Erdenrest loszukommen, ist Fausts Wunsch am Ende: „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen." Er hat sich eben doch in seinem Lebenslauf der Dienste des Teufels bedient, das ist nicht abzustreiten, und darin berührt sich auch der Goethesche Faust mit dem der alten Historia. Mephisto ist an Stelle des Erdgeists getreten, der große Geist verschmähte die Gemeinschaft mit Faust und gab ihm den Gesellen, den er nicht entbehren konnte. Nach strengster Logik hätte Türck recht, wenn die Magie am Schlusse völlig gleichzusetzen wäre mit der Magie des Eingangsmonologs, dem „idealen Streben nach Einfühlen in die ganze Natur". Wir müssen im Faust aber wie im wirklichen Leben mit Widersprüchen rechnen, die sich aus den verschiedenen Stimmungen ergeben. Fausts Tod und Verklärung ist der Erlösungsgedanke Goethes, die Auslegung Türcks würde zu Fausts Zusammenbruch oder Verdammnis führen. Der zweite Teil kann, nach Schiller, „die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen", d. h. er ist sinnbildlich zu verstehen, man wird „vom Gegenstand zu Ideen geleitet". Ich erblicke die letzten Befehle Fausts durchweg unter dem Gesichtspunkt des „letzten Aufflammens des genialen Bewußtseins", nicht als „die Nacht des Philisteriums, die über ihn hereinbricht".

Wir besitzen zahlreiche, überaus wertvolle und förderliche Faustausgaben mit Erläuterungen, denen sich jetzt auch die Türcks anreiht. Aber ich vermisse noch immer eine wahrhaft großzügige, aus echter, tiefer künstlerischer Empfindung geschaffene Ausgabe mit dem Ziele, in „diesem Werk, das wie kein anderes in dem plastischen Geiste des deutschen Theaters wurzelt, die konsequenteste Ausbildung des originalen deutschen Schauspiels" nachzuweisen. Richard Wagner sah im Faust das „unbegreifliche Kunstwerk", das eben nur als Drama verstanden werden kann. Die vielen Bühnenbearbeitungen des Faust erfüllen diesen Wunsch nur einseitig und meist mangelhaft, mit erschreckenden Mißverständnissen im ganzen und einzelnen. Die wissenschaftlichen Ausgaben verlieren sich oft zu sehr ins gelehrt Philologische. Die rein geistige Erfassung des Leitgedankens versagt zuweilen auch, weil sie zu weit „vom plastischen Geiste des deutschen Theaters" ablenkt. Das stilgemäße Faust-Festspiel, sei es auch nur in der Idee dargestellt — denn zu seiner Verwirklichung auf der Bühne bedürfte es einer geistesgleichen wahrhaft deutschen Spielleitung, etwa so wie im Bayreuther Festspiel — würde alle Rätsel lösen und den Zuschauer und Zuhörer „bald in die Klarheit führen".

Prof. Dr. Wolfgang Golther

Wanderung und Ziel

Ein übermächtiges Herzenserlebnis hat bei dem Dichter Edwin Krutina aus Tiefen der Gebundenheit die Quellen hervortreten lassen, die in strömenden Stürzen die Tag- und Traumlandschaften seines poetischen Gebietes durcheilen. So stark ist die treibende Kraft dieser Urwasser, daß sie auf lange Strecken hin, in Schäumen und Wortstrudeln, nicht zu der Klärung in die Tiefe kommen können, die, letzten Endes, das Geheimnis aller großen Kunst ist. Aber dort, wo sich die Herzensströme des Dichters beruhigen und sammeln: in den Brunnentiefen seines Heimatempfindens, in den wald- und bergumstandenen Erinnerungsseen dieses Empfindens: da gewährt er dem Empfänglichen den Lautertrank der Poesie. In diesem Bilde schon ist es gesagt, daß die vereinzelten Mängel des Buches: Trübungen der Klarheit, Beirrungen des Rhythmus, Störungen in der Melodie — nicht in einem Nichtkönnen des Dichters ihre Ursache haben, sondern gerade in seinem drängenden inneren Reichtum, seinem heißen Atem und Temperament, dem nur noch manchmal mit Wind und Welle die Segel entflattern.

Um zur Begründung nur ein paar Beispiele herauszugreifen. Im „Blick zum Westen" z. B. oder noch mehr im „Blick in die Unendlichkeit" liegt für die Ungleichmäßigkeit der einmal kurzen, einmal längeren, einmal gar überlangen Verszeilen nach meinem Empfinden keine innere Notwendigkeit vor, und auch Rhythmus und Takt sind so unregelmäßig bewegt, daß wohl auch der Reim, indem er weder rhythmisch noch organisch herauswächst, besser unterblieben wäre. Ein zum Glück nicht gereimtes, ganz herrliches Gedicht dieser Art ist jedoch „Maria vor den Bergen". Es ist so dichterisch im Gedanken, Wort und Empfinden, daß ihm selbst dieser unausgesetzte Wechsel der Versmaße, bald trochäischen, bald jambischen, bald daktylischen, bald anapästischen Schrittes, nichts anhaben kann. Ich meine: wenn es einmal Verse sein sollen, dann müssen es aber auch Verse sein. Sonst lieber dichterische Prosa, die freilich auch keine Willkür ist, sondern, wie jede Kunst, ihren zwingenden Rhythmus in sich trägt. Vielleicht sind diese sogenannten „freien" Rhythmen sogar die schwierigsten in der Poesie, jedenfalls die ursprünglichsten. In der streng gebundenen Strophe dichtet immer die lebendige Form mit: hier aber entscheiden Silbenenergien, Atemhauche, Spinnwebengewichte. Empfindung ist alles.

Diese, dem Ganzen gegenüber, geringfügigen Einwände sagen nichts gegen den Dichter, nur hier und da etwas wider den Künstler des Buches.

Demgegenüber aber stehen Verse, Strophen, ganze Gedichte von letzter Vollendung und Schönheit. Ich stehe nicht an, Gedichte wie z. B. die „Schwarzwaldhöhe bei Schönwald" (trotz des m. E. nicht ganz glücklichen Bildes in der ersten Zeile), oder das „Lied beim Wandern",

> Einsamkeit wohnt nur in Gassen,
> Und allein sein heißt: All-Eins! —,

dann das „Lied an den Abend", den „Weg zur Heimat", „Nutzlose Sehnsucht", auch die längeren Gedichte „Seliges Vorübergehen" und „Seliges Finden" (trotz mancher Unverständlichkeiten hier) zu dem Edelsten und Schönsten zu zählen, was seit langem in erhabener Poesie gedichtet worden ist. Einzig schön die Erhöhung der Geliebten, die dem Dichter zum Gefäße seines kosmischen Unendlichkeitsgefühles wird: zu einer Offenbarung des Alls, Gottes und der himmlischen Madonne!

Und noch ein Erfreuliches. Das starke Temperament des Dichters, das in seinen Ursprüngen oft noch in schäumenden Wortwirrungen ungebändigt hervorsprudelt — ganz „expressionistisch": es macht dennoch keine Zugeständnisse an die bald überwundenen Geschmacksverirrungen des Tages. Das hier sind Expressionen, die man gelten lassen kann. Nicht mit der Nadel noch dem Punktierbuche gefundene Wortreihungen eines Modeepigonen, sondern Stammelungen, Bündigkeiten und Ballungen, wie sie in der Ekstase seit ewigen Zeiten noch jeder echte Dichter hatte. Auch hierfür ist das „Lied an den Abend" ein schönes Muster.

Von schlackenlosem Glanze sind auch die Lieder der Kalypso aus dem „Abschied auf Ogygia" und die herrlichen Rhythmen im „Gesang der Sphären":

> Wandelnd über Zeit und Fernen,
> Nie begonnen, endend nie,
> Klang bei Klang und Stern bei Sternen,
> Unerhörter Melodie.

Es sei noch erwähnt, daß dem Buche (Verlag F. Fontane & Co., Berlin) vier stimmungsvolle Radierungen von Albert Haueisen mitgegeben sind. Kurt Geucke

Ein nachdenkliches Gedichtbuch

Richard Jahnke, der bewährte führende Berliner Schulmann, hat früher schon einige Bände, Sprüche, Novellen und Plaudereien aus der Welt des Erziehers hinausgehen lassen, die seine Persönlichkeit über das Pädagogische hinaus als einen echten deutschen Idylliker bezeichnen. In seiner „Mappe eines Glücklichen" findet sich manches Blatt feiner, geklärter Lebensweisheit. Jahnkes Empfinden ist tief deutsch. Er hat die Kraft des Gedankendichters, der es sich erlauben darf, auch ohne bestrickende Bilderfülle dichterisch zu reden, und der durch die Kraft eines starken Lebensgefühls nachhaltig wirkt.

Er schenkt uns in dieser Notzeit wieder ein

Buch. Diesmal sind es Gedichte, Dichtungen fast melancholischer Stimmung, wie schon der Titel verrät: „Es naht des Herbstes Zeit“. Aber diese Gedichte sind der Ausdruck eines so in sich selbst sicheren abgeklärten Lebens, einer männlichen und zugleich tief gütigen Seele, die zu ernst ist, um schwärmend über die harten Grenzen der Wirklichkeit zu fliegen, doch musikalisch genug, um diese nüchterne Wirklichkeit des Alltags zum Tönen zu bringen. Man kann sagen, hier ist ein Mythus des Alltags geschaffen, eine Verklärung des Nahen und Nächsten. Das Herbstmotiv eines ganzen Lebens tönt darüber hin; es ist die Stimmung eines Herbstsonntags voll seeliger Erinnerung an Frühling und Sommer, an den verklungenen Rausch der Natur. Der Ton dieser Dichtersprache ist schlicht, rein und herb. Das Versvorbild aus dem Französischen, von dem Jahnke in einem Nachwort berichtet, ist ganz eingedeutscht und dem Rythmus unserer Sprache angepaßt. Mit wie viel Kunst dies geschehen ist, möge der Leser selbst erleben. (Der Band „Es naht des Herbstes Zeit“ erschien im Verlage Velhagen & Klasing.) C. Hotzel

Massenmord und „Wissenschaft“

Der scheußliche Haarmann-Prozeß, der just in den Adventswochen die deutsche Leserwelt belästigt und vergiftet hat, gehört zu jenen Erscheinungen, die ein gesundes Volk rasch und kräftig aus dem Empfindungs- und Vorstellungsleben auszustoßen trachtet. Im Mittelalter hätte man den Massenmörder gerädert. Heute nicht so! Jetzt will sich die „Wissenschaft“ noch weiterhin mit dieser Bestie beschäftigen: die „Umschau“ (1925, Heft 3) schlägt gleich zweimal vor, man möchte den Unmenschen zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigen, um der Psychologie und Kriminalistik „Gelegenheit zu geben, dieses außergewöhnliche Exemplar zu studieren“!

Wir haben Herrn Prof. Dr. Friedländer und Herrn Dr. Heinrich zu antworten: Dies Experimentieren an einem solchen Scheusal ist nicht mehr Wissenschaft, sondern eine Form von wissenschaftlicher Lüsternheit, eine perverse Neugier, die mit perverser Monomanie solcher Verbrecher vergleichbar ist. Es gibt Abgründe im Seelenleben und Auswirkungen dieser bestialischen Verirrungen nach außen, die sich von echter Wissenschaft schlechterdings nicht ergründen lassen — so wenig wie auf der andern Seite, auf den Höhen, das Geheimnis des Genies. Auch im letzteren Falle „erklären“ wir nicht, sondern verehren; im entgegengesetzten Fall „experimentieren“ wir nicht, sondern vernichten, rotten aus. Das ist uralt menschliches Bedürfnis, gesellschaftlicher Selbstschutz. Hier muß das unmittelbare Gefühl recht behalten.

Wir bedauern aufs schärfste, daß solche Vorschläge überhaupt zur Erörterung gestellt werden.

Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater
(Sommer 1925)

Auch in dieser Nummer müssen wir die Leser des Türmers bitten, die Einsendung eines Beitrages zur Stärkung des Festspielgrundstockes fortzusetzen. Der Gedanke der Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater ist begeistert aufgenommen worden. Allen denen, die ihre Beiträge schon eingesandt und die uns in unserer Werbearbeit unterstützt haben, aufrichtigen Dank!

Der Arbeitsausschuß der Festspiele

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Maria und Elisabeth Rud. Schäfer



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | März 1925 | Heft 6

Wenn ich in der Abenddämmerung noch im Atelier saß und träumte, tauchten die traulichsten Bilder aus der Heimat auf, dunkle Wälder und rauschende Wasser, arme Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch sich an dunklen Nadelholzbergen hinzieht. Deutsche Natur erschien mir immer als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust, die italienische Natur wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenia. Die Bewunderung für den Adel der Königstochter war in mir höher und höher gestiegen, aber meine Liebe war das schlichte Bürgerkind.

Ludwig Richter

Vom Werden und Wesen der deutschen Bodenreformbewegung

Von Dr. jur. h. c. Adolf Damaschke,
Vorsitzender des Bundes Deutscher Bodenreformer

Nach dem Zusammenbruch vor 120 Jahren erklärten viele ehrliche Vaterlandsfreunde, jede innere Reformarbeit sei vergeblich, ehe nicht der Friede von Tilsit „revidiert" werde, genau so, wie heute Millionen wertvoller Volksgenossen hoffnungslos zur Seite treten. Aber glücklicherweise drang ihre Meinung nicht durch. Andere tapfere Vaterlandsfreunde erklärten, daß ein Zusammenbruch über ein Volk nie komme, ohne daß auch eigene Schuld vorhanden sei. Dieses gelte es zu erkennen, ihre Ursache zu überwinden — dann erst sei auch der äußere Aufstieg wieder möglich. Und diese Tapferen und Starken, an deren Spitze der Reichsfreiherr vom Stein stand, siegten. Eine der tiefsten Ursachen der inneren Schuld: die unbeschränkte Macht der Bureaukratie, wurde überwunden durch die Städteordnung, die dem Bürgertum die Selbstverwaltung brachte. Auf der anderen Seite wurde der Landbevölkerung durch die großen Bauernbefreiungsedikte versprochen, was sie schmerzlich entbehrte: Freiheit und Land!

Und das preußische Volk stand auf und vollbrachte die Wunder der Freiheitskriege. Aber als die Gefahr gebannt war, kam eine verhängnisvolle Stunde. Am 29. Mai 1816 hat man durch eine „Deklaration" der Bauern-Befreiungsedikte die große Zusage — Land — verengt, verkümmert, zum Teil ins Gegenteil gewandelt. Es setzte ein Bauernlegen ein, wie es bis dahin nur in den dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte möglich war. Von 1816 bis 1870 wurden allein in den alten preußischen Provinzen östlich der Oder 1 Million ha Bauernland in Rittergutsland verwandelt. Und in anderen Gebieten, zumal Mecklenburg, geschah ein Gleiches. Ein Sohn des norddeutschen Bauerntums, Fritz Reuter, hat die Tragödie jener Tage geschrieben in seinem „Kein Hüsung" — ein Werk, von dem er am 11. Januar 1865 selbst zeugte: „Ich habe es mit meinem Herzblut geschrieben im Interesse der leidenden Menschheit; ich halte es für mein Bestes."

Wie hat sich die Landbevölkerung diese Entwurzelung gefallen lassen? Warum ist es nicht zu einem Bauernkrieg gekommen? Zu derselben Zeit, als in Deutschland die Menschen entwurzelt wurden, begannen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre große Heimstättenpolitik. Sie gaben jedem, der arbeiten wollte, Wald- oder Prärieboden umsonst oder gegen geringes Entgelt. So ist es zu erklären, daß im 19. Jahrhundert 5600000 deutsche Menschen, und zwar die tapfersten und stärksten, das Gebiet des alten Reiches verlassen haben, von denen 90 v. H. in die Union gingen, die ihnen bot, was das alte Vaterland ihnen genommen hatte: eine Heimstätte. Wer da weiß, wie kinderreich Siedlerfamilien sind, der kann ermessen, wieviel deutsches Blut wir in diesen mehr als 5000000 starken und tapferen deutschen Menschen dem Angelsachsentum geschenkt haben! Und wer Weltgeschichte einmal unmittelbar erfahren will, der erwäge: Die Söhne und Enkel jener durch ein falsches Bodenrecht Entwurzelten kehren in den schwersten Schicksalsstunden des

Vaterlands über das Meer zurück und führen die Entscheidung herbei gegen das alte Reich, das einst ihre Väter „elend" — ohne Land — gemacht hatte. Von den amerikanischen Offizieren, die in Trier eintritten, waren 40% deutschamerikanischer Herkunft!

Und auch im neuen Reiche ging jene Entwicklung ihren verhängnisvollen Weg. Der Großgrundbesitz wird — wie wohlwollend auch immer einzelne seiner Träger sein mögen — im Wettbewerb alle Wege beschreiten, welche die Rente erhöhen, d. h. den Lohn der Arbeit auf dem Lande niedrig halten. Williger und billiger aber als deutsche Menschen sind slawische Menschen mit ihren niederen Kulturansprüchen: im Osten russische, polnische, galizische; in der Südmark slowenische und wallachische Arbeiter. Die größte soziale Tat, die das deutsche Volk bisher vollbracht hat, ist die mittelalterliche Ostlandsiedlung. Sie hat mit Schwert und Pflug etwa drei Fünftel des Reichsgebiets dem Slawentum abgewonnen. Jetzt nun beginnt zum erstenmal in der Geschichte das Gegenspiel: die Slawenflut von Osten dringt wieder nach Westen, zunächst gerufen vom deutschen Großgrundbesitz. Zuerst waren es 10000 slawische Wanderarbeiter, dann 100000 — im letzten Friedensjahre waren es 437000, die allein durch die amtliche Feldzentrale aus Galizien und Russisch-Polen ins Land gerufen wurden. Sie brauchen ja keine Familienwohnungen, keine Schulausgaben, sie sind mit „Schnitterkasernen" zufrieden, sie fordern geringeren Lohn. Wo slawische Arbeiter kommen, müssen deutsche Menschen deutschen Boden verlassen. In den letzten Vorkriegsjahren verließen täglich über 600 Menschen die preußischen Dörfer — jährlich etwa 240000. Sie wandern nun nicht mehr **aus**, sie wandern **ab**, d. h. sie ziehen in die aufblühenden Industrieorte.

Aber auch hier erwartet sie Großgrundbesitz. Seitdem eine falsch verstandene liberale Wirtschaftsanschauung auch den vaterländischen Boden zu einer Ware herabgedrückt hat, die man gebrauchen kann und mißbrauchen, wie der Privatprofit es erfordert, die man kauft und verkauft, wie irgendeine beliebig herstellbare und beliebig bewegliche Ware, hat das Kapital bald erkannt, daß es keinen Faktor gibt, der so sicher ist wie der unzerstörbare Boden, keiner, der auf die Dauer in einem wachsenden Volk soviel Gewinn verheißt wie dieses unvermehrbare, unentbehrliche Gut. In den Industrieorten setzt die Bodenspekulation ein. Gewöhnlich sind es, da man den eigenen Namen dabei gern schont, Aktiengesellschaften der Terraininteressenten (ein deutscher Name wäre für diese undeutsche Sache zu schade). Berlin zählte z. B. im Jahre vor dem Kriege 76 solcher Terraingesellschaften, die in Grund und Boden „arbeiteten". Die Vertreter dieser Spekulation setzen das Mietkasernensystem durch. Je höher man sie bebauen kann, je mehr Hinterhöfe auf ihnen errichtet werden können, desto höher kann man auch den Wert der Baustellen treiben. Und nun entsteht das, was die dunkelste Seite der deutschen Kultur im kaiserlichen Deutschland darstellt: das Wohnungselend unserer Industrieorte. Nur eine Angabe. Mitten aus der Zeit des glänzendsten wirtschaftlichen Aufstieges, eines Reichtums, um den uns die Völker der Erde beneideten — vom 2. Dezember 1905 —, berichtet eine amtliche Aufnahme des „Statistischen Jahrbuchs der deutschen Städte". Es muß schon als eine Kulturschmach erscheinen, daß als „übervölkert" in dieser Aufnahme nur angesehen werden Wohnungen, bei denen auf **ein einziges** heizbares Zimmer minde-



stens sechs Personen verschiedenen Alters und Geschlechts als dauernde Bewohner kamen. Keine Macht der Darstellung kann die Fülle des leiblichen und seelischen Elends auch nur andeuten, das eine solche Zahl umschließt. Und solche Wohnungen fanden sich nun nicht nur vereinzelt. Die amtliche Zählung stellte fest, daß es z. B. in Leipzig, dieser stolzen Stadt, 3987 solcher Wohnungen gab; in unserer alten Krönungsstadt Königsberg 4630; in der reichsten Handelsstadt des Festlandes, Hamburg, 5662; in der deutschen Vorhut des Ostens, in Breslau, 6876 und in unserer glänzenden Reichshauptstadt Berlin 24440 — wohlgemerkt, nicht etwa Menschen, die in solchen Wohnungen um jedes gesunde und sittliche Familienleben betrogen wurden, sondern Wohnungen, die 6—13 Menschen in einem heizbaren Zimmer aufwiesen!

Die Folgen mußten furchtbar sein: Alle Woche schickten wir mehr als 1000 „jugendliche Verbrecher" in die Gefängnisse, im Jahre etwa 54000! Wir schufen das furchtbare Gesetz, das dem Staat das Recht gibt, die Kinder den Eltern zu nehmen, wenn sie bei ihnen sittlich zu verderben drohen, das sogenannte Fürsorge-Erziehungsgesetz, und haben im ersten Jahrzehnt aus solcher Ursache über 71000 Kinder deutschen Eltern nehmen müssen! Und wir wissen doch alle, daß die Kinder nicht die Schuldigen waren, daß unsere Kinder genau so verderben müßten, wie die, die wir verurteilen, wenn sie aufwachsen müßten in Verhältnissen, in denen die Reinheit des Leibes und der Seele unmöglich gewahrt werden kann.

Nur die Gewohnheit, die wie überall auch hier abstumpft, ließ es uns ertragen, daß alle Jahre etwa 100000 Volksgenossen im kräftigsten Alter durch die Tuberkulose aus unserer Mitte gerissen wurden. Wir bauten „Tuberkuloseheime", d. h. Häuser mit Luft und Licht und Sonne; wenn aber die armen Kranken dort Besserung gefunden hatten, dann zwangen wir sie, zurückzukehren in die dumpfen Löcher der Hinterhäuser, wo jeder Atemzug bei der Überfüllung neues Siechtum und neuen Tod verbreiten mußte. Die Zahl der Geschlechtskranken wuchs und vergiftete unser Volk. Der Alkoholismus stieg in ungeahntem Maße. Volksfreunde schufen billige Bücher, billige Kunstwerke aller Art und mußten doch von Millionen Volksgenossen hören: Wo ist auch nur die Möglichkeit, daß ich mit meiner Frau ein stilles, gesichertes Plätzchen in meiner Wohnung finden kann, um das, was Ihr bietet, zu genießen?

Da wurde die deutsche Bodenreformbewegung eine Notwendigkeit. Es wäre schlimm um unser Volk bestellt, wenn in solcher Not nicht Menschen aufgestanden wären, die da sagten: Hundert Jahre ist nun der deutsche Boden eine Ware — zum Mißbrauch und Gebrauch jedem Einzelnen ausgeliefert. Der Erfolg auf dem Lande ist ein Zurückdrängen des Deutschtums, ein Vordringen des Slawentums — in den Städten ein Wohnungselend, das Leib und Seele immer weiterer Volksmassen zu verderben droht. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Ein Bodenrecht, das solche Früchte bringt, kann unmöglich die Grundlage unseres Vaterlandes bleiben. Seit 34 Jahren bin ich nicht müde geworden, durch das deutsche Volk zu gehen und zu mahnen: Ob ihr konservativ seid oder sozialdemokratisch, ob katholisch oder protestantisch — hier handelt es sich um eine Lebensfrage unseres Volkes; hier handelt es sich um unsere Kinder, um unsere Zukunft. Laßt einmal zurück, was Euch sonst scheiden mag, und vereinigt Euch hier in der einen Forderung, die der Bund Deut

scher Bodenreformer aufstellt: Für den deutschen Boden, diese Grundlage alles nationalen Seins, ein Recht zu erringen, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte fördert und jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, für die Kulturaufgaben der Volksgesamtheit nutzbar macht!

Niemand kann die deutsche Bodenreformbewegung beurteilen, der sich nicht diese ihre Grundlage klar macht!

Als der größte Nationalökonom des kaiserlichen Deutschland, Adolph Wagner, in seiner letzten Krankheit erblindet war, da ließ er sich noch einmal die Programmschrift unseres Bundes, mein Buch „Die Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not" (136. Taus. Gustav Fischer, Jena) Wort für Wort vorlesen und dann diktierte er sein sozialpolitisches „Vermächtnis", in dem es heißt:

„Die bodenreformerischen Gedanken üben einen segensreichen Einfluß auf die wirtschaftlichen Anschauungen in unserem öffentlichen Leben aus, und wenn nur guter Wille vorhanden ist und Mut und Glauben an das, was man als wahr und richtig erkannt hat, und wenn man das dann auch treu und tapfer öffentlich vertritt: dann wird diese Bewegung ihre Zukunft haben, auch wenn im einzelnen hier und da einmal Fehler gemacht werden!

Selbst wenn die Bodenreformer diese und jene einzelne Forderung aufgeben müßten, so bliebe doch ein ungeheuer großer Bestand von durchaus Wahrem und Richtigem, an dem festgehalten werden muß!

Wir müssen zu einem neuen ‚deutschen Frieden' kommen, der hoffentlich ein besserer wird als der, der bisher auf der Erde geherrscht hat, und in dem zuletzt auch die wahren Interessen der anderen vertreten sein werden. Das kann aber nie Wahrheit werden ohne feste ethische Grundsätze auch im Wirtschaftsleben, wie sie die Bodenreform zur Geltung bringen will! An ihr muß deshalb helfen, wer eine Mitverantwortung für unseres Volkes Zukunft fühlt!"

An die Nacht

Von Albert Raetz

Trösterin Nacht, hüll' meine Tagespein
In den bräutlichen Schoß deines Erbarmens ein!

Banne mit deiner Silberaugen ruhigem Glanz
Heißer Wünsche rastlosen Flackertanz!

Löse mit deinen Ewigkeitsharmonien,
Was an gellendem Mißklang meine Tage schrien!

Falte du ineinander zuckende Hand zu Hand,
Bis der kreisende Strom göttlichen Frieden fand!

Der Schulmeister von Preisingen

Eine Erzählung von Eilhard Erich Pauls

(Schluß)

Das Schulmeisterlein ging zu seiner Nachmittagsschule und ging dahin so sicher und zufrieden, so glücklich, daß er Liebe erntete, wo er Liebe aussäte, daß keine Ahnung von dem Unheil in ihm erstand, das er angerichtet hatte. In der Schule erwarteten ihn die Kinder immer mit der gleichen Freude, erwartete ihn der schweinslederne Homer, den er nicht genug lesen konnte, daß die Kinder schier eifersüchtig wurden und von neuem und in anderer Art als früher diesen alten griechischen Sänger als Feind betrachteten, bis Heinrich anfing, ihnen von Troja zu erzählen. Sie waren durchaus Partei dabei und hielten es mit Hektor und dem alten Priamos. Aber der Nachmittag galt dem Singen. Weil sie aber das nun schon recht geübt hatten, und weil die hellen Juninächte kamen, so rief Heinrich seine Kinder für den Abend wieder zusammen. Auf die Höhe vor dem Walde wollten sie steigen und wollten singen.

Hell im Westen stand der blasse Bogen, dahinter die Sonne gegangen war. Die Nacht war zu hell, als daß die Tiere zur Ruhe gehen konnten. Warum sollten die Menschlein schlafen? Die Meisen flatterten noch in den Zweigen, und im Walde gurrte der Tauber. Wenn jetzt die Hexe aus dem Märchen von Jorinde und Joringel herausgetreten wäre, alle die großen, schlanken Schulmädchen zu bezaubern, wäre ihr Schulmeisterlein stark genug gewesen, sie zu befreien? Aber er hatte ja die Zauberblume, von der er ihnen so gern erzählte, und nun stand er in ihrer Mitte, aber mit einer so innigen Freude auf seinem stillen Gesichte, daß sie ihn nicht zu fragen wagten. Die großen, schlanken Schulmädchen bildeten einen Kreis um ihn, daß die großen, eckigen Jungen ihn nicht stören konnten. Sie drängten sich und schoben sich mit heimlichen Püffen, denn eine jede neidete der anderen die größere Nähe des Schulmeisters und die größere Vertrautheit. Der Schulmeister aber, kaum zwanzig Jahre alt, und ein Schneiderlein von Beruf und Erziehung, versank vor der weiten Höhe dieser Nacht in Empfindsamkeit. Kaum daß der Osthimmel dunkler war, die helle Blässe des westlichen Horizontes war, als sei der Himmel aufgetan. Es zog den Blick des armseligen Menschenkindes, des armen, seligen Menschenkindes, es zog den ganzen Menschen wie mit tausend Magneten nach diesem Westhimmel hin. Nun sich die Tore aufgetan hatten — nur so am still gewordenen Abend konnten sich die Tore öffnen — nun sich aber die Tore aufgetan hatten, nun mußte es gleich geschehen, daß die Seligen heraustraten. In stillen, weißen Gewändern, mit Frieden lächelnd herniederblickend mußten sie heraustreten. Der Großvater und die liebe Mutter an seinem Arme. Gottvater in kaum erkennbarer Höhe. Aus seinen Armen senkte sich die Taube herab.

Eine Eule flog lautlos aus dem Walde heraus, strich dicht über ihren Köpfen dahin, schrie häßlich.

„Der Totenvogel!“ sagten die großen, schlanken Schulmädchen und ängsteen sich.

„Laßt uns singen!“ sagte der Schulmeister.

Dann sangen sie in die beseligte Abendstille hinein, und die beiden Stimmen der

Knaben und Mädchen klangen wunderbar zusammen. Es waren ein paar Mädchen darunter, die in die Seele ihres Soprans alle unverstandene junge Liebe zu ihrem seltsamen Schulmeister hineinlegten, und ein paar andere, die in trotzigem Alt begleiteten. Die kleinen Jungen schmetterten fröhlich darein, denn von Sehnsucht und weicher Empfindung kannten sie nichts. Ein paar größere Jungen wagten die dritte Stimme, wenn der Schulmeister sie an der Stange hielt. Sie sangen die süßen, liebevollen Choräle aus den Kreisen der Stillen im Lande, die ihnen ihr neuer Schulmeister mitgebracht hatte, sie sangen sie in weichen, wiegenden Melodien. Die Mädchen drehten sich in den Hüften, die Jungen hoben die Füße im Takte. Es war fast ein Tanzen, Gleiten, ein willenloses Hingeben in einen höheren Willen in diesen frommen Weisen. Oder sie sangen alte Festlieder, die halb Lieder waren, für die letzten Kirchenfeiertage bestimmt, halb Lieder, weinende Kinder in den Schlaf zu singen.

„Zu Bethlehem im Stalle hält
Maria das Kind in den Bündeln.
Silbern von dem Dache fällt
Das Sternenlicht von den Schindeln."

Dann horchten sie wieder halb ängstlich, halb feierlich in die angehaltene Stille des späten Abends hinein. Die Vögel waren unter ihrem Sange zur Ruh gekommen. Kleiner war der Bogen fahler Blässe am Nachthimmel geworden, aber er wich nicht ganz der Dunkelheit des hohen Himmels über ihren Häupten. Das Tor war nicht mehr aufgetan im weiten Westen. Gottvater hatte die Seinen zurückgerufen in seine Herrlichkeit. Aber ein Spalt war aufgeblieben des Tores. Ein Trost und eine Hoffnung sollte herüberscheinen über die ganze Erde, daß nie ganz und gar die Nacht anbräche, Gottes Liebe bliebe doch auch auf der ganzen Erde.

Im Tale leuchteten die lampenerhellten Fenster, kleine Punkte vertrauter Heimlichkeit.

„Dort ist unser Haus", sagte eins der großen Mädchen. „Vater hat das Fenster aufgetan, er hört uns gerne singen."

Heinrich sah hinunter in das Tal. Ein Fenster war weit geöffnet. Zwei Mädchen saßen in dem offenen Fenster. Zwei Mädchen hörten bange in die Nacht.

Aber Heinrich konnte das nicht sehen, und seine Gedanken gingen nicht dahin, daß er könnte ein Unheil angerichtet haben.

Dann sangen sie noch ein letztes Lied.

„Noch einmal hinter dem Waldesrand
Grüßt die Sonne zum Scheiden.
Der Abend gibt mir deine Hand
In meine, ach! zum Meiden.
Nachtigall singt: Zikut, zikut.

Und soll es denn gemieden sein
Am Abend unter den Sternen,
Ade, mein Schatz, in die Welt hinein,
Ade, und aus allen Fernen —
Nachtigall singt: Zikut, zikut.

Aus allen Fernen am Abend weht
Zu dir mein stetes Grüßen,
Bis das mein Herz in Stücke geht.
Du trittst die Scherben mit Füßen.
Nachtigall singt: Zikut, zikut."

Wenn sie gesungen hatten, gingen sie still den Berg hinab, und im Dorfe gaben sie ihrem Schulmeister die Hand, heiße Hände, kühle Hände, zitternde Hände. Dann gingen sie zu ihren Häusern und Hütten, und Heinrich ging nach Hause.

Er stieg die Treppe zu seiner Kammer herauf. Da stand die Türe auf, die zu der Schlafkammer der Schwestern führte, und beide Schwestern saßen im offenen Fenster, eine jede stumm. Heinrich trat zu ihnen. Alle Weisen, alle Töne klangen noch in seinem Herzen, und der Himmel, der hoch und offen gewesen war, hatte ihn mit großer Feierlichkeit und staunender Ehrfurcht erfüllt.

„Wir haben euch singen hören", sagte Maria. Aber Anna saß blaß im Winkel und drückte sich an die harte Mauerwand. Ihr zitterte das Herz. Denn nun würde das große Wehtun kommen, das wußte sie. Aber zu retten war nicht mehr, nur zu erleiden.

Maria reichte dem Schulmeister die Hand. Es war nur ein wortloser Dank für alles tiefe Empfinden, das mit dem Gesang aus der nächtlichen Höhe in sie hineingezogen war, aber das Schulmeisterlein hielt diese Hand und strich liebkosend darüber hin.

„Wir müssen uns sehr lieb haben, Maria", sagte das Schulmeisterlein und ging aus der Kammer.

Lautlos weinte Anna. Aber wenn Maria auch ihre Schwester so lautlos weinen sah, so konnte sie doch nicht zu ihr gehen und die Weinende in ihre Arme schließen, und sie erschrak sehr.

Maria schlief in seligen Träumen, aber Anna trat am anderen Morgen vor ihre Mutter und begehrte, die Tante besuchen zu dürfen, die im Nachbardorfe, eine Stunde Weges entfernt, wohnte. Die dunklen Augen in dem blassen Gesichte des Mädchens schienen noch größer geworden zu sein, sie lagen noch tiefer verborgen hinter dem blau geäderten Vorhang ihrer Lider. Die Hände strichen ein wenig ruhelos über die Schürze, ach! das Herz tat dem Mädchen weh. Aber die Mutter trug keine Sorge. Den freundverwandtschaftlichen Verkehr mit der Schwester pflegte sie als eine beruhigende Angelegenheit ihres Gemütes, und so ließ sie das Mädchen ziehen. Als Heinrich aus der Schule zurückkam, ahnungslos und zufrieden, war Anna schon fort. Dafür nahm er Maria mit in seine Schule. Ach, wie bebte das Glück in dem Mädchen! Mußte es nun nicht auf sie niederregnen ohne Ende? Wenn sie in seinem Schulzimmer allein mit ihm war, dem sie in ihrem Herzen Wohnung gemacht hatte, wenn alle Welt draußen in der Sommersonne unterging, mußte die Zauberblume nicht aufblühen, als ob sie vom Tau des Himmels wäre befeuchtet worden?

„Des Herrn Wege sind gut immerdar!" sagte Heinrich, als sie das Schulzimmer betraten. Das war der neue Spruch, den er über die Türe geschrieben hatte, und er nahm sie an ihrer zögernden Hand und führte sie in die Mitte des niedrigen Zimmers. Mußte die Hand nicht zögern, die in die Seligkeit greifen wollte?

„Alles, was einmal in irgendeiner Zukunft geschieht," sagte Heinrich, „das nimmt seinen Weg durch die Schulstube. Alles, was einmal in der Welt hell aufglänzen soll, wird in der Schulstube reingefegt und geputzt. Alles, was von Gott aus einmal der Menschheit eine Segnung werden soll, wird hier zuerst dem Schulmeister in die Hände gelegt. Es müssen Gott wohlgefällige Hände sein, die der Schulmeister seinen

Kindern entgegenstreckt. Aber nur in Demut vollbringt er Gottes Werk an den Kindern."

Maria hörte alles und hörte kaum, was Heinrich sagte. War sie ihm nicht etwas ganz anderes, sollte sie ihm nicht etwas anderes werden, nun er die Tür geschlossen und alle Welt ausgeschlossen hatte? Wann würde sie zitternd die süßen Worte hören, die sie danach in ihrer Seele halten wollte und nie wieder vergessen?

Nun wies ihr Heinrich die Sonnenuhr, die er gemacht hatte. In einem großen halben Bogen waren an die Decke die Ziffern der Tagesstunden geschrieben. Kluge Berechnungen hatte der Schulmeister angestellt, und eine jede Ziffer war an ihren richtigen Platz gesetzt. Vor dem Fenster fing ein Spiegel die Sonne auf, aber quer über den Spiegel war mit Farbe ein schwarzer Strich gezogen. Nun warf der Spiegel zugleich mit dem Sonnenschein diesen Schattenstrich an die Decke, und er traf zur gewiesenen Zeit die Ziffer, welche die Stunde anzeigte. Durfte der Schulmeister nicht stolz sein über sein Werk? Aber immer blühten ihm seine Gedanken zu allem seinen Werk.

„Bereit sein nur und stille warten", sagte Heinrich. „Bereit sein nur und stille warten ist alles, was unser Herrgott von seinen armen Menschenkindern verlangt. In einer von diesen Stunden werde ich glücklich sein, und in einer von diesen Stunden werden wir sterben. Es ist nicht viel, was unser Herrgott von seinen Menschenkindern verlangt, aber es ist alles, und im Bereitsein jeden Augenblick liegt ein seliges Leben. Dem Glück und dem Leid und zuletzt dem Tode standhalten, Maria, dazu wollen wir uns üben."

Warum konnte Maria nicht in Rührung seinen Worten folgen, wie sie es doch sonst getan hatte?

Heinrich setzte sich auf seinen Schulmeisterplatz und faltete die Hände auf dem Pultdeckel. Maria stand vor ihm, doch fast wie ein schuldbeladenes Schulmädchen, dem die Tränen locker saßen.

„Ich habe immer gemeint," sagte Heinrich, „daß der ein guter Mensch sein müsse, solange er immer noch gern wieder auf der Schulbank säße und auf seines Lehrers Worte hörte."

Aber Heinrich saß und träumte freudevoll vor sich hin, und der Schattenstrich der Sonnenuhr zeigte seine Stunde. Was hieß es nun, bereit zu sein? Hatte sie nicht alle Tore aufgetan für das große Glück? Aber die Stunde des Glückes zeigte die Sonnenuhr nicht.

„Laß uns gehen, Heinrich", bat Maria; daß sie mit seltsam bedrückter Stimme sprach, auch das merkte Heinrich nicht.

Sie gingen nach Hause.

Ein wenig weinte Maria in ihrer Kammer. Aber dann besann sie sich, daß sie ein resolutes Mädchen sei. Und es war Erbteil von der Mutter genug in ihr. Dazu war sie nicht gemacht, den Kopf hängen zu lassen. Sie hatte helle Augen und einen glatten blonden Scheitel. Da mußte sie dem Leben klar in seine Augen schauen, und glatt und eben mußte ihre Straße vor ihr liegen. Sie wusch sich die rotgeweinten Augen und ging hinunter zu der Mutter.

„Der Balthasar vom Teichmüller —", begann sie doch ein wenig verlegen.

Aber die Mutter schlug die Hände zusammen, und die Freude glänzte breit auf ihrem Gesicht.

„Oh, der Balthasar vom Teichmüller!“ rief die Mutter. „Mädel, daß du mir die Freude machen willst! Hat der Balthasar nicht gefragt und wieder gefragt? Habe ich nicht gestern noch mit der Teichmüllerin mein Schälchen Kaffee getrunken? Schollen, hat sie gesagt, der Balthasar und die Maria — in den Jahren passen sie, und was sonst passen soll, paßt auch. Mädel, als Teichmüllerin bist du bald ebenso dick wie ich. Gleich gehe ich, um es richtig zu machen.“

„Ach, Mutter —“, wehrte Maria.

Aber die Mutter hatte ihr Tuch schon umgeschlagen. Und Maria hielt die Mutter nicht. Sie saß ein wenig still im dämmerigen Zimmer. Aber als sie aufstand, stampfte sie mit dem Fuß zornig auf den Boden. Der Schlechteste war Balthasar noch lange nicht.

Nur daß Anna nicht zurückkam. Der Balthasar kam am andern Tage und benahm sich gar nicht ungeschickt. Der Schulmeister gelangte gar nicht recht dazu, seinen Glückwunsch aufzusagen. Der Balthasar sah ihn kaum, und die anderen hatten alle Hände voll zu tun.

Aber der Schulmeister war auch in schweren Gedanken. Er hatte sich eine neue Art ausgedacht, seinen Schulkindern das Lernen zu einem Spaß zu machen. In aller Harmlosigkeit und Unschuld und in aller Unschuld und Ehrbarkeit. Als Heinrich Jung einmal bei einer ermüdenden Wanderung in eine Wirtsstube geraten war, hatte er mit Erstaunen und leisem Gruseln die Leidenschaft gesehen, mit der sie alle beim Kartenspiel saßen. Von den Verführungen dieses Spieles wußte er nichts, aber daß schon seine großen Schuljungen mit diesen Blättern umzugehen wußten, bemerkte er doch. So mußte das Spiel in seine Dienste gezogen werden. Und waren seine Zwecke keine guten und seine Mittel gutgemeinte? Ein Kartenspiel verschaffte er sich bald, schrieb aber auf jede Karte unter Ziffer oder Bild eine Nummer des Heidelberger Katechismus, den er mit seinen Kindern fleißig zu traktieren hatte. Nun saßen sie beim Spiel, das nach den alten Regeln ging. Coeur-Dame warf ein Bursche frechen Gesichtes auf den Tisch, aber weil die Nummer 89 unter der Dame verzeichnet stand, so hatte er aus dem Gedächtnis heraus die betreffende Frage herzusagen.

„Was ist die Absterbung des alten Menschen?“ klang die herausfordernde Frage. Und wenn der zweite Spieler seine Herzen-Zehn vorsichtig lauernd darüberschieben wollte mit einem zweifelnden Seitenblick zu dem dritten Partner, so mußte er die Antwort wissen:

„Ihm die Sünde von Herzen leid sein und dieselbe je länger je mehr hassen und fliehen.“

Und zugleich las er auf seiner Karte die achtundfünfzigste Frage, die er im Gedächtnis haben mußte:

„Was tröstet dich der Artikel vom ewigen Leben?“

„Mädchen, wo willst du hin?“ schrie der dritte Spieler und warf seinn Hauptmatador mit dröhnendem Aufschlagen auf den Tisch. Aber ein wenig bescheidener fügte er hinzu:

„Daß, nachdem ich jetzunder den Anfang der ewigen Freude in meinem Herzen empfinde, ich nach diesem Leben vollkommene Seligkeit besitzen werde, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz nie kommen ist, Gott ewiglich darin zu preisen."

Aber ehe er mit seinem Treffbuben den ganzen Strich einheimsen konnte, warf er als neu Ausspielender noch die vierundsiebzigste Frage seiner Karte auf:

„Soll man auch die jungen Kinder taufen?"

Die Bauern, als sie davon hörten, machten doch lange Gesichter, und die Knechte in den Wirtsstuben ahmten das Spiel nach, soweit ihre Kenntnisse noch reichten. Und alles Gute und Liebe, was das Schulmeisterlein mit seiner Schule bis dahin angestellt hatte, ging im rohen Gelächter unter.

Es zogen Wolken herauf, und Anna kam nicht wieder. Es waren nun doch schon Tage vergangen, seit sie zu ihrer Tante gezogen war, und gerade, weil Maria sich zu dem Balthasar Teichmüller geschlagen hatte, eine Hochzeit gerüstet wurde, so entbehrte die Mutter ihre andere Tochter. Ob der Schulmeister Anna von ihrer Tante herbeiholen wollte, fragte Madame Scholl. Heinrich Jung aber war ein wenig überflüssig im Hause geworden, so erklärte er sich mit Freuden bereit, die Reise zu unternehmen. Doch die Freude hielt nicht lange an. Am Abend war Heinrich von Preisingen aufgebrochen. Über eine öde Heide führte der Weg. Heinrich Jung war viel zu empfindsamen Herzens, als daß nicht die Natur dieser armen Verlassenheit sich schwer auf sein Denken und Träumen legen mußte. Die Wacholder geisterten wie erschreckte Gespenster, der Wind kämmte trostlos das Heidekraut. Trocken flüsterte der Wind in den raschelnden Blättern. Durch weichen Flugsand mühte sich der Fuß des Wanderers. Es war ein verlorenes Land, von Gott in seinem Zorn geschaffen. Aber des armen Menschenkindes Seele litt unter dem Zorn seines Gottes und zerrieb sich an der Schuld seines Menschentums, die es empfand, ohne sie zu kennen.

Nach einer Stunde tapferen, dennoch verzagten Wanderns kam Heinrich an das Ziel seiner Wanderung. Als er in das Zimmer trat, sprang das Mädchen von seinem Sitz im stillen Winkel jäh auf und umtanzte ihn. Die losen Haare flogen um ihren Kopf, die Augen loderten in ihrer Tiefe.

„Mein lieber Knabe ist gekommen. Bist mein lieber Knabe du? Blumen hat mein Knabe gebrochen, ach, sie sind für eine andere gepflückt."

Heinrich sah erschrocken zu der Tante hinüber. Die Tante weinte laut.

Das Mädchen aber stand still, neigte den Kopf und hielt den Finger auf zuckendem Munde.

„Und wir hätten einen solchen wunderschönen Strauß zusammen pflücken können", klagte das Mädchen.

Seit ein paar Tagen sei sie so, sagte die Tante, sei des Abends gesund zu Bett gegangen, still, wie sie doch immer ein stilles Kind gewesen sei, und sei des Morgens so aufgestanden. Nicht diesen Abend noch durften sie über die Heide gehen, am anderen Tage sollten sie gehen.

Als sie zu Abend aßen, saß sie still und bedrückt auf ihrem Platze.

„Schmeckt dir das Essen nicht?" fragte Heinrich.

Anna schüttelte betrübt das Köpfchen.

„Mag nicht essen heute, habe Herzweh, Heinrich“, antwortete sie traurig.

Aber dann fuhr sie lebhaft auf.

„Soll ich dir ein Stückchen erzählen, Heinrich?“ sagte sie. „Mußt fein hören, lieber Knabe.“ Es hatte alles, was sie sagte, seinen eigenen Klang und Tonfall, war fast mehr gesungen als gesprochen. „Es war einmal, ach! eine alte, alte Frau.“ Sie sank in Krümmung zusammen, nahm einen Stock in die Hand und stapfte an ihm in der Stube herum. „So alt war diese Frau und auch so arm. Sie kam an eine Tür, an eine Tür. Da trat ein Knabe daraus hervor, ein lieber Knabe war es, so wie —.“ Sie winkte dem Schulmeisterlein mit ihrem Finger, und dem stand das Herze still. „Der Knabe sprach so freundlich zu der armen alten Frau, daß sie sich wärmen sollte an seinem Feuer.“ Nun stand das Mädchen kältebebend neben Heinrich. „Sie aber kam zu nahe an das Feuer. Da brannten ihre armen, alten Lumpen. Nicht, der feine Knabe kam zu löschen? Ach, es kam der feine Knabe nicht. Hätt's doch löschen sollen, Heinrich, hätt's doch löschen sollen.“

Zitternd ging das Schulmeisterlein auf ihr elendes Spiel ein.

„Wenn er nun kein Wasser hatte, Anna?“ sagte Heinrich zaghaft. „Nein, er hatte wohl kein Wasser, Anna.“

„So hätte er weinen sollen, Heinrich“, antwortete Anna, selbst mit großen, rollenden Tränen in ihren scheuen Augen. „Hätte weinen sollen aus seinen beiden Augen, Heinrich, das hätt' zwei hübsche Bächlein geben.“

Heinrich auch weinte, da trocknete sie ihm die Tränen mit ihrer Schürze.

Nachher schlafen konnte Heinrich nicht. Dämmerte ihm irgendwo da eine Schuld? Fiel auf ihn das Los des Menschleins, daß der Mensch in Schuld geriet, schuldlos in schwere Schuld? Hatte er nicht immer getan, was ihm sein Herz zu tun gebot, ein Herz, das voller Liebe zu allen Menschen war? Und war das nicht eine solche Liebe, wie sie sein Heiland vorgelebt hatte, den er allezeit in seiner Seele trug? Aber so war das Menschenleben nicht. Sorge und Angst war des Menschen menschliches Teil, und wenn es irgend etwas gab, was ihn vor dem Versinken bewahrte, so war das kein irdisches Verdienst des armen Menschenkindes, so war das nur als Gnade unverdient von Gott geschenkt. Wo war denn nun sein menschliches Verschulden? Aber irgendwo lag doch die tiefe Schuld, wie sie in allem Tun des Menschen irgendwo verborgen liegt. Alle sind wir Menschen und verurteilt, Schuld zu tragen. Daß du nicht erliegst, das ist nur Gnade von Gott, Schulmeister. Wenn du irgendeinen Stolz in deinem Herzen heimlich gehabt hast, Schulmeister, von hier an ist er gebrochen, und nur in Demut kannst du Gottes Gnade empfangen.

Am anderen Morgen gingen sie über die Heide.

„Aus allen Fernen am Abend weht
Zu dir mein stilles Grüßen,
Bis das mein Herz in Stücke geht.
Du trittst die Scherben mit Füßen.
Nachtigall singt: Zikut, zikut.“

Leise und schier geheimnisvoll sang es das Mädchen.

„Fühlst du, wie mein Herze klopft“, sagte das Mädchen und nahm seine Hand. „Es hätte drin der Himmel können sein, nun ist darin die Hölle.“

Und wieder weinend fast nach langer Weile:

„Bist du da drinnen, Heinrich, wie ein böser Engel?" fragte das Mädchen.

Als sie nach Hause kamen, weinte die Mutter laut auf. Aber Anna flog ihr um den Hals. Stiller, ruhiger wurde ihr Gesichtchen. Sie war wie geborgen am Halse ihrer Mutter. Sie hielt sich dran wie ein verschüchtert Vögelchen, das der Habicht erschreckte.

Der Schwester drohte sie mit den Fäusten.

„Hast mir meinen Knaben genommen," rief sie; „Nachtigall singt zikut, zikut", sang sie müde.

Aber der Balthasar Teichmüller stand neben Maria, und in seinen Armen verbarg sich die Schwester. Es ging wie ein leises Erwachen über des armen Mädchens Züge, dann fielen ihr die Augen zu, denn sie war sehr müde. Sie schlief bis in den hellen Tag hinein. Sie lag auch erwacht mit offenen Augen lange Zeit im Bette. Hatte sie sich verlaufen? Ein armes Kind, allein und in die Irre gegangen? Und war nun nach Hause gekommen? Als die Mutter an ihr Bette trat, schloß sie die Augen. Es war ein so köstliches, so sehr beruhigendes Gefühl, die Mutter einhergehen zu hören mit vertrauten Schritten. Nun stand die Mutter vor ihrem Bette, wagte nicht, sich herabzubeugen. Denn sie schlief ja, das arme, verirrte Täubchen. Nun faltete die Mutter die Hände, die so sehr weich waren. Und nun ging die Mutter wieder aus dem Zimmer, mit den vertrauten Schritten, ein wenig schlürfend, ein wenig schwer unter der Last ihrer Fülle. Das war alles so, daß man nun keine Angst mehr zu haben brauchte, daß man nun doch vielleicht sich ausruhen konnte. Anna lag wieder mit offenen Augen, aber sie erhob sich nicht. Sie duldete die Pflege der Mutter um sich, denn das streichelte eine kranke Stelle sehr liebevoll. Sie blieb auch den nächsten Tag im Bette, aber schon erzählte die Mutter, was zwischen Maria und Balthasar geschehen war. Die Mutter baute darauf ihre Luftschlößlein und baute noch weiter, als Anna schon unter dem Schwall ihrer Worte beruhigt eingeschlafen war.

Am anderen Tage stand Anna auf. Still war sie, ein wenig stiller noch als vorher. Sie zog gern den Hang ihrer Lider vor die dunklen Augen, ein Weniges häufiger noch als vorher. Aber als sie die Schwester in ihre Arme schloß und sie innig küßte, war sie gesund. Sie brauchte nicht mit ihr zu weinen, als Maria helle Tränen fließen ließ.

Aber von dem Schulmeister hielt sie sich fern. Sie ging ihm überall aus dem Wege, und der arme Heinrich wußte nun gar nicht mehr, wohin mit sich.

Doch nicht für lange, denn eines Tages berief ihn der Pfarrer in das Kirchdorf. Er müßte ja nun wohl einsehen, daß die Schulmeisterei für diesmal wieder ein Ende habe. Mit liebevollen Worten setzte ihm der Pfarrer auseinander, aber zu deuteln und zu drehen gab es an seinen Worten nichts. So stände eben die Sache: Entweder die Schulbehörde und die Kirchenbehörde hörte von seiner Art, und dann verböte sie ihm ein für allemal jegliches Schulehalten, weil sie natürlich nicht zulassen könnte, daß ihre Einrichtungen lächerlich gemacht würden. Dann sei aber der Schneidertisch sein Schicksal sein Leben lang.

„Oder du verläßt sofort freiwillig Preisingen", sagte der Pfarrer, und es lag verwandtschaftliche Liebe genug im Tone seiner obrigkeitlichen Vorhaltungen.



Heinrich begriff freilich nicht gleich, was geschehen war. Aber daß die Knechte ihn in den Wirtshäusern verspotteten, und daß die Bauern ihn nicht hielten, das mußte er doch endlich einsehen.

„Du hast Gutes gewollt, Heinrich," sagte der Pfarrer, „aber du mußt noch lernen."

Und Heinrich bezog es nicht auf das Kartenspiel der Katechismuslehre, sondern auf sein Verhältnis zu den Mädchen der Madame Scholl. Wenn Schuld war, so mußte sie bezahlt werden. Das wußte er. Es war eine Gnade, bezahlen zu dürfen. Denn wer will aus der Schuld kommen, der sie nicht büßet?

Es war kein großes Bündel, das geschnürt werden mußte. Anna ließ sich beim Abschied nicht sehen, so wanderte Heinrich Jung, der Schulmeister, kläglich aus Preisingen heraus. Aber er wußte schon auf der Höhe, die über dem Dorfe war, daß Gott schicken mag Liebes oder Leides, so darf das Menschlein doch um seiner selbst willen nur danken, daß Gott geschickt hat.

Heimat im Moor

Von Georg Kläbe

Du unsere harte Heimat willst ergraben sein.
Wer mit blankem Eisen die braune Scholle dir schlägt,
Die Jahr für Jahr nur karge Nahrung ihm trägt,
Der gräbt ein Herz voll Wünschen und Hoffen hinein.
Du unsere harte Heimat willst ergraben sein.

Du unsere weite Heimat willst erschritten sein.
Wer deine endlose Fläche täglich durchmißt,
Lernt Schritt für Schritt, daß du nicht seelenlos bist.
Dem wandernden Freunde zeigst du dich klar und rein.
Du unsere weite Heimat willst erschritten sein!

Du unsere schöne Heimat willst erschauet sein.
Wenn die Birke sich wiegt im lichtdurchflimmerten Kleid,
Wenn die Erika rosige Blütenperlen sich reiht,
Wenn des Waldes Schneekleid schimmert im Mondenschein,
Du unsere schöne Heimat willst erschauet sein!

Du unsere neue Heimat willst erstritten sein.
Dich sucht ein jeder schürfende Spatenstich,
Jeder Schritt in deinem Reiche wirbt neu um dich,
Jeder Blick senkt sich tiefer in deine Seele hinein —
Du unsere neue Heimat wirst uns die liebste sein!

Unterirdische Welten und tägliches Brot

Von Annie Francé-Harrar

Von je ist die Erde heilig gewesen. Man schwor bei ihr, man küßte sie, wenn man ein Eroberer war oder nach langen Irrfahrten zum erstenmal wieder auf heimischen Boden trat. Man weihte sie, nicht nur, um Tote darein zu betten. Und wenn man davon überzeugt war, daß sie von ganz besonderen Orten stamme, dann trug man sie oft lebenslang wie die Kreuzritter in einem Beutelchen am Halse umher als Talisman, oder man legte die unscheinbare Handvoll dürren Staubes in ein kostbares Kästchen unter Glas und Rahmen und bewahrte es mit anderen Erlesenheiten.

Trotzdem hat man bis vor noch nicht einem Menschenalter nicht gewußt, was Erde eigentlich ist. Nun ist das freilich Menschenart, Dinge zu verehren und zu pflegen und sich ihnen ganz zu widmen, von denen man erst ein oder viele Lebensalter später erfährt, welch tiefe Ursache dahinter steckt. Und bei der Erde kannte man doch wenigstens die Auswirkungen, wenn man auch schon nicht ahnte, woher diese Wirkungen kamen. Schon die alten Pfahlbauern haben es gewußt, daß aus Erde Getreide wird und Gräser und Blumen, mit denen sich die Tiere ernährten, die man um ihres Fleisches willen jagte. Diese sonst ganz unwissenden Urahnen hatten schon so etwas wie eine primitive Feldkultur. Sie hatten „Hochäcker“, um ihren Dinkel, eine einkörnige Kornart, darauf zu bauen. Solch ein Hochacker war ein schmales, erhöhtes Beet, das sorgfältig von anderen Pflanzen reingehalten wurde. Er muß sich bewährt haben, denn noch heute baut man auf solchen „Bifangen“ wenn auch nicht Getreide, so doch Gemüse überall im Fränkischen, besonders dort, wo der Untergrund feucht und sumpfig ist.

Ganz sicher länger als zweitausend Jahre hat man Feldwirtschaft getrieben und viele Millionen von Menschen im Laufe der Zeiten damit ernährt und hat sich ganz zufrieden gegeben mit den dabei gemachten Erfahrungen und wiederum nach diesen Erfahrungen gehandelt. Durch die Weidetiere ist man wahrscheinlich darauf gekommen, daß es vorteilhaft sei, das Feld zu düngen. Wollte es trotzdem nichts mehr tragen, stand der Roggen darauf klein und dünnschäftig und mit tauben Ähren, so ließ man den Acker in Ruhe. Ein, zwei Jahre wuchsen darauf Disteln und die schönen, bunt blühenden „Unkräuter“. Dann kam der Bauer wieder, pflügte unbarmherzig alles in den Boden, und sieh, aus den „ausgeruhten“ Schollen ward abermals ein fruchtbares Feld. So bürgerte sich die sog. Dreifelderwirtschaft ein, die viele Generationen lang das Um und Auf bäuerischen Wissens war.

Aber zunehmende Übervölkerung eines Landes ist ein Faktor, der unablässig alle Dinge und alle Zusammenhänge ändert. Eine Einrichtung mag noch so trefflich sein — fünfzig Jahre später ist sie überflüssig, unzureichend oder gar schädlich. Die Dreifelderwirtschaft mit ihrer natürlichen Brache war zweifellos gut und richtig. Aber sie beschnitt in jedem Jahr die Ernte um eine erhebliche Anzahl unbebauter Ländereien. Das wurde um so fühlbarer, je mehr Menschen essen wollten, und je schlechter die ausgenützten Böden trugen. Denn in keinem Land, vor allem nicht in Deutschland, konnten so viele Tiere gehalten, gezüchtet, gefüttert und gekauft werden,



um in einem natürlichen Kreislauf dem Boden das zurückzugeben, was man ihm an Stickstoff und mineralischen Salzen in jedem Herbst entnahm. Harmonie ist nicht nur eine Frage für Denker und Philosophen. Harmonie greift ebenso in alle Verknüpfungen des tätigen Lebens ein und ordnet und regelt sie auf die bestmögliche Weise. Wenn man dem Boden also fortwährend Stoffe entzieht und ihm wenig oder nichts zuführt, so ist das eine Disharmonie, und alle Disharmonien haben nur eine einzige Folge, an welchen Objekten sie immer sich auch auswirken mögen: sie verursachen nach einer bestimmten Zeit eine grundlegende Änderung der Verhältnisse, die einen besseren Ausgleich der widerstrebenden Punkte gewährleistet.

Auch in der Frage der rasch sinkenden Bodenfruchtbarkeit — einmal eine der grauenvollsten für das zivilisierte Europa — haben sich solche Um- und Neubildungen ereignet. Es ist nicht uninteressant, sie in einer großen Linie zu verfolgen. Zuerst kam Liebig als kühner Reformator. Er ging von der künstlichen Verarmung der Böden aus und begriff (denn er war nicht weniger klug als energisch), daß von diesem Punkt aus die Verbesserung einsetzen müsse. Weil er aber zugleich ein Kind seiner Zeit war, so vermochte er sich eine Anreicherung nur in ihrem Geiste vorzustellen. Dieser Geist aber hieß: Chemie, das achte Weltwunder! Man erinnert sich, daß damals der Materialismus begann, daß das Aufstreben der Industrie einsetzte, daß die soziale Frage anfing, am Himmel einer Zukunft aufzulodern, über dem schon das Abendrot der niedergehenden bürgerlichen Biedermeieridylle (die für ihre Epoche ein gar nicht übler Ausgleich zwischen Mensch und Natur und Mensch zu Mensch war) glänzte. Liebig konnte die ganze Frage also nur als „chemisches Problem“ sehen. Aber innerhalb dieser Beschränkung durchdachte er sie mit sehr großem Scharfsinn. Er sah, man mußte den unfruchtbar werdenden Feldern einen Teil ihrer Einbuße künstlich liefern, weil der natürliche Ausgleich sich als nicht mehr durchführbar erwies. Er riet zum Ersatz der Mineralsalze und des Stickstoffes, und aus diesem Rat hat sich in ausgedehntester Arbeit seit noch nicht ganz drei Menschenaltern die ungeheure Industrie der künstlichen Düngstoffe heraus entwickelt, die erst die deutschen Kalischätze zu so unermeßlichen Werten machte und die halbe Welt gegenwärtig mit Pflanzennahrung versorgt.

Um 30 Prozent haben sich durch diese Liebigsche Entdeckung die Ernteerträge steigern lassen. Das Gespenst einer dauernden europäischen Hungersnot schien für alle Zeiten gebannt zu sein.

Aber sehr bald stellte sich heraus, daß auch die Kunstprodukte ihre Nachteile hatten. Um der durch sie zuweilen verursachten Bodenveränderung entgegenzuwirken, war man abermals genötigt, das in Wirklichkeit immer noch ganz unerforschte Ding „Erde“ genauer zu untersuchen. Es ist bezeichnend, daß man ein „Leben“ in ihr erst dadurch zu vermuten begann, daß bei chemischen Untersuchungen — man machte lange Jahre hindurch nur solche — sich ständig ein größerer Stickstoffgehalt, als berechnet, feststellen ließ.

Wieder eine kulturelle Erinnerung! Den plötzlich verbesserten Mikroskopen folgte flink der Bakterienrummel. Kleinwesen kannte man seit 300 Jahren bereits und beobachtete sie in „Aufgüssen“ auf alle möglichen Stoffe als „Aufgußtierchen“ oder Infusorien. Aber das waren Ungetüme im Vergleich zu einem Cholerabazillus

oder Schweineseucheerreger. Mit einmal wimmelte die ganze Welt, Luft, Wasser, die Oberfläche aller Gegenstände von Bakterienheeren. Man hielt sie gewissermaßen für „Urformen des Lebens", verlegte in ihre Nähe die viele Jahre durch mit Ausdauer und Eigensinn gesuchte „Urzeugung", wußte zwar nicht recht, wie und warum das Sein sich gerade auf sie aufbauen sollte, und von seiner gesetzmäßigen Stufenfolge nur das, was sich mit den Begriffen Einzeller — Vielzeller zusammenreimen ließ — maß aber für alle Fälle der Mikrobenwelt eine weit überschätzte Bedeutung zu. Der verblüffend größere Stickstoffgehalt, der sich bei Bodenuntersuchungen herausstellte, konnte in der Zeit allgemeiner Bakterienpsychose also nur von solchen unbekannten Kleinwesen herrühren, die zu winzig waren, um im einzelnen beobachtet zu werden, wohl aber vielleicht in Kulturen züchtbar sein konnten. Ihrem zersetzenden und umbauenden Wirken maß man nun von vornherein alle Vorgänge im Boden, vor allem die der Verwesung und des Freiwerdens gewisser Elemente bei.

Der Entwicklungsgedanke im Haeckel-Darwinschen Sinn, der zeitlich an alle diese Erscheinungen untrennbar gebunden ist, bedingte es, daß man die Welt als eine steil ansteigende, sich irgendwo im Unausdenkbaren verlierende (und dann allerdings ebenso unberechtigt wieder absinkende) Linie sah. Diese geistige Einstellung schließt von vornherein den Gedanken eines Kreislaufes aus, denn sie befürwortet prinzipiell die Möglichkeit aller Vollendung auch dort, wo sie auf dem eingeschlagenen Wege nicht gegeben ist, daher umbiegt, um den Ring der Tatsachen zu schließen. Mit anderen Worten und auf die Frage der Bodenwissenschaft bezogen: man kann das Leben nicht als eine himmelragende Pyramide auf niederste Stufen stellen, weil diesen niedersten Stufen einfach sonst die Daseinsmöglichkeit fehlt. Im Gegenteil verhält sich die Wirklichkeit so, daß ein an keiner Stelle unterbrochener Reigen von Gestalten die Schicksale aller Eiweißzusammensetzungen umtanzt: Einzeller, Kleinwürmer, Pflanze, Tier, Mensch, Kunstprodukt, und dann doch wieder aus Zerfall und absichtlicher Bindung ein Auftauchen als Bakterium und neuer Beginn des tausendfältigen Seins.

So hat die halb zufällige Vermutung, im Boden müßte irgend etwas von Leben vorhanden sein, zwar so lange keine zuverlässigen Einsichten vermitteln können, als man eben nur an Bakterien dachte, wohl aber von dem Augenblick an, da ein genügend guter Kenner der wirklichen Weltstruktur sich damit beschäftigte.

Liebig hatte den „Humus" als etwas ganz Nebensächliches abgelehnt (denn seine vorhin schon begründeten „chemischen Weltbegriffe" ließen ihn alle biologischen Vorgänge mißverständlich unterschätzen) und sich dadurch in unheilbaren Gegensatz zu aller praktischen Erfahrung gestellt. Es wäre erst noch zu bedenken, ob der außerordentliche Widerstand, den er mit seinen unleugbar segensreichen Reformen fand (in Bayern predigten sogar die Bischöfe gegen ihn als „gefährlichen Ketzer"), nicht mit diesem seinem Einbruch in uralt vererbtes Wissen zusammenhing. Es war also nur folgerichtig, daß wiederum bei dem Begriff des Humus die Einsicht begann.

Heute blickt man auf alle jene Dinge ein bißchen hochmütig lächelnd zurück. Vor noch nicht zwanzig Jahren aber hatte wirklich niemand eine Ahnung, daß diese schwarzbraune, feuchtkrümelige und eigentümlich frisch duftende Masse, die sich überall in Feldern, Wäldern, Wiesen und Gärten in Menge vorfindet, etwas anderes

sein könnte als ein chemisch-mineralisches, mit Fäulnisstoffen angereichertes Gemisch. Vielleicht mußte man in Wahrheit erst dazu reif geworden sein, um den Gedanken in sich abgeschlossener und dennoch hundertfach und unzerreißbar aneinandergeknüpfter Lebewelten zu durchdenken, die in einem großen Kreislauf nicht nur der Materie, sondern auch der Lebenserscheinungen zusammengeschlossen sind.

So ist die Entdeckung des „Edaphons" (so genannt von ihrem Entdecker R. H. Francé, der in verschiedenen Werken und Experimenten diese Erkenntnis ausführlich dargestellt hat), des „im Boden Lebenden", zutiefst in den Geist der Zeit, in die von zahllosen, über die ganze Kultur und die gesamte Wissenschaft verstreuten Vorbedingungen einer sich schrittweise auf das Wirkliche umstellenden Einsicht verwurzelt und verankert. Wie sie aus richtig angewendetem Menschenwillen entsprang, so wird aus ihr, die wiederum eine Stufe zur Verbesserung des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur bedeutet, auch ein großer Strom von Begriffen hervorgehen, die alle auf eine Wiederherstellung der ursprünglichen Harmonie wenigstens in diesem Winkel der Notwendigkeiten hinlenken werden. Denn nicht nur im Weltenbau, sondern auch in den Ereignissen der Menschengeschichte gibt es, genau betrachtet, nichts Großes und nichts Kleines.

Was aber ist „Edaphon"?

Die Wissenschaft der Bodenkunde, so jung sie noch ist, besitzt, besonders in England und Amerika, in Frankreich, Italien und Holland eine Reihe von Fachwerken, Laboratorien und Versuchsstätten, die sich mit der Lösung dieser Frage beschäftigen. In jedem Jahr werden neue Lebewesen entdeckt, die im Humus ihre Heimat haben, oder die Beziehungen besser durchschaubar gemacht. Abgesehen aber von diesen ständig wechselnden Forschungsergebnissen im kleinen stellt sich das Edaphon als eine Lebensgemeinschaft der Erde dar, die zum allergrößten Teile aus Kleinpflanzen und Kleintieren, ergänzend aus Erdinsekten, mikroskopischen Würmern bis zum Regenwurm hinauf besteht, der eine entscheidende und gar nicht zu überschätzende Rolle in seiner unterirdischen Welt spielt.

Ein Ring von Lebewesen greift wohlverkettet ineinander ein. Bunt ist dieser Ring, sinnvoll an Gestalt und Funktion. Auch Bakterien sind dabei, ganze und halbe Fäulnisverzehrer, ganz besonders jener langsam berühmt werdende Apitibacter, dem man, massenhaft, wie er vorkommt, vor allem die Aufspaltung der sich zersetzenden hochorganisierten Eiweiße, die mit Tier- und Pflanzenleichen, nicht zuletzt aber auch als Kunstdünger in die Erde gelangen, zuschreibt. Einer paßt sich an den anderen an, viele fressen einander. Alle sind darauf eingerichtet, daß sie in wassergefüllten, oft eintrocknenden Bodenspalten leben können. Sie brauchen in der Mehrzahl, von den Grünalgen abgesehen, kein oder nur wenig Sonnenlicht, denn sie besiedeln durchschnittlich die obere Erdzone zwischen 10 und 30 cm Tiefe. Weiter als einen halben Meter steigt keines dieser Geschöpfe hinab, auch nicht die unterirdischen Bodenpilze, die in langen, dunkelbraunen oder schneefilzigen Fäden alle Ritzen durchwuchern und unaufhörlich von den beschalten und unbeschalten Amöben (niedrigsten, schleimtropfenartigen Wesen, die zum Teil, um sich vor Austrocknung zu schützen, in reizenden, teils aus Steinchen, teils aus Kieselsäure erbauten Häuschen sitzen) abgeweidet werden. Auch viele Bakterien treten auf diese Weise den Weg zum großen



Die Wunderwelt des Edaphons

Man sieht in einen der zahllosen Erdkanäle hinein, mit denen jeder Boden durchsetzt ist. Von rechts kommt mit dem Wasserstrom ein Zug Kieselalgen herangeschwommen. Darunter kriecht eine beschalte Amöbe. Zwei andere Wurzelfüßler schreiten gravitätisch in der Mitte. Man sieht durch das Gehäuse hindurch die verschluckten Kieselalgen. Überall wuchern Bodenpilze mit runden Sporentöpfchen in den Gang hinein. Einige ganz große Kieselalgen treiben im Hintergrund, während links vorne eine kleinere Art sich mit ausgeschiedener Gallerte strahlig zusammengesetzt hat. Nach der Natur gezeichne von R. H. Francé

Kreislauf an. Die unvorstellbar gewaltige Schar der Kieselalgen wieder lebt nur in einzelnen Vertretern von Fäulnisstoffen. Sonst assimilieren sie, wie die großen Pflanzen auch, denn auch sie sind Pflänzchen, in gläserne Schiffe eingesperrt und frei beweglich, damit sie die Bodenlösung und Lichtspuren besser ausnützen können. Geißelwesen, oft smaragdgrün und mit roten Augen, treiben sich räuberisch in den engen Kanälen umher. Langsam wandern die Wurzelfüßler und fangen mit Schleimfüßchen sich allerhand tanzendes Kleinvolk. Durchsichtige Würmer von erstaunlicher Lebhaftigkeit jagen bewaffnet und gierig dahin, alles verschluckend, was ihnen in den Weg kommt. Wimpertierchen, nicht weniger gefräßig, glasklar bis in die innersten Geheimnisse ihrer Eingeweide hinein, verschlucken Kieselalgen. Große grüne, bläuliche oder amethystfarbene Algenfäden durchkriechen langsam tastend das Dunkel und finden Schmarotzer, die sich wiederum an ihnen mästen. Die Erdinsekten verfolgen

Milben und Springschwänze, die ihrerseits von Kleinwesen ihr Leben fristen, und alles gräbt, wühlt, kratzt, zappelt, lebt und stirbt in krausem Durcheinander, verdaut sich und wird verdaut, zerpflückt alle Lebensreste in kleinste Krümchen, und endet dann (nicht immer, aber häufig) im Darm des Regenwurmes, der, träge und freßgierig, gewissermaßen tagaus, tagein seine Suppenschüssel samt Inhalt, nämlich den Humus samt seiner Lebewelt verzehrt.

Man begreift, daß alles, was der Mensch zur Daseinserleichterung der Pflanzenwurzel tun kann, um ihr Luft und Nährstoffe und Raum zu verschaffen (und alle Feld- und Gartenarbeit ist letzten Endes nichts anderes), eine jämmerliche Dilettanterei darstellt gegenüber der Tätigkeit dieser zahllosen Lebewesen, die alle zugleich arbeiten, den Boden mit Sauerstoff anreichern, ihn düngen und die Verwesungsstoffe um- und abbauen. „Das Edaphon wandelt Nitrite in Nitrate um", sagt die Bodenkunde lakonisch dazu und meint damit einen Vorgang von so unbeschreiblicher Kompliziertheit, daß er heute noch nicht in allen seinen Kleinigkeiten aufgedeckt ist. Nur das Resultat kennen wir, und es ist unbestreitbar. Es heißt Bodenfruchtbarkeit. Denn aller Dünger, ob natürlicher oder künstlicher, muß erst den Weg durch diese Organismengemeinschaft nehmen, ehe die Großpflanzen von ihm Nutzen haben können. Und ebenso nagen die Unterirdischen am Steinskelett der Erde, zerlösen es mit Säuren und lassen es, Körnchen um Körnchen, den unabsehbaren Weg durch die Welten des organischen Lebens antreten. Man erhält einen Begriff von der unheimlichen Gewalt dieser Winzigsten, wenn man erfährt, daß ein Kubikzentimeter Humus bis zu 300000 von ihnen enthalten kann.

Tatsächlich sind sie es, die unseren Boden in unglaublichen Mengen bevölkern. Dazu kommt, daß die meisten von ihnen Luftformen besitzen, die ihnen gestatten, oft jahrelang unbeschädigt mit allen Winden rund um den Erdball zu reisen, sich überall niederzulassen (darauf beruhte z. B. mit der Erfolg der natürlichen Brache) und so buchstäblich überall Fruchtbarkeit für Mensch und Tier auszusäen. Sagen wir die Wahrheit, so heißt sie, daß wir von Gnaden des Edaphons leben und (wie es ja auch heute schon in einer Reihe von Fabriken geschieht) nichts Besseres tun können, als diese Erkenntnisse so vollkommen als möglich zu machen, um sie zu unseren Gunsten auszunutzen.

Aber merkt man, daß damit eine neue Epoche der menschlichen Einsicht anhebt? Daß die mechanisch-chemische Periode, nachdem sie nur unvollständig uns helfen konnte, abgelaufen ist, wie eine Uhr? Daß auch die tastenden Versuche endgültig vorbei sind, die den einzelnen Lebensgruppen disharmonisch und ungerechtfertigt Wirkungen zumuteten, zu denen nur eine ganze Lebensgemeinschaft fähig ist? Ganz anders und immer besser verstehen wir doch seitdem die großen Weltgesetze, und noch einmal wird es uns dadurch möglich sein, die trotz Kunstdünger schon wieder langsam sinkende Bodenfruchtbarkeit zu steigern, so wie dies bei einzelnen Versuchen (z. B. in Ungarn) durch richtige Anwendung der Edaphologie schon bis zu hundert Prozent gelungen ist (nach Gothard). Aber zugleich werden wir es uns bis dahin auch eingeprägt haben, daß wiederum nur Harmonie, nämlich dann die Harmonie von Volk und Land und Natur, unseren Bestrebungen Dauer verleihen und sie mit jenem Erfolge segnen kann, der nur gibt und nirgends zu nehmen braucht.

Rückschritt oder Fortschritt?

Eine politisch-philosophische Zeitglosse

Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm

Wenn je ein Wahnsinn Methode hatte, so ist es der Bolschewistenwahn, eine der größten psychischen Seuchen, die den Menschen ergriffen hat.

Jüngst hat der Bolschewismus in Moskau Totengericht über Leo Tolstoi gehalten und die Komödie dieser Gerichtsverhandlung dem Lenin-Klub zugewiesen. Die Witwe des Diktators, grundsätzlich schmutzstarrend wie immer, führte den Vorsitz bei diesem merkwürdigen Verfahren. Dem toten Dichterphilosophen war ein Anwalt vergönnt, denn zur Unterscheidung von gewöhnlichen Verbrechern teilt man im Sowjetstaat angeklagten Intellektuellen einen Verteidiger zu, um der Sache ein Gesicht zu geben.

Tolstois Advokat, ein gewisser Lunatscharsky, versuchte ihn von dem Vorwurf zu reinigen, er habe in seinen Werken eine bürgerliche Weltanschauung vertreten. In der Tat enthalten seine Schriften keine Verherrlichung des Proletariats, und dies ist der einzige literarische Stoff, der heute in Rußland gestattet ist. Tolstois interessanteste Typen gehören zumeist den nunmehr zermalmten Gesellschaftskreisen an und vertreten deren Wesen. So herzlich gut es der Philosoph mit dem russischen Volk meinte, so grimmig seine Anklagen sich gegen die gedankenlose Genußsucht der Besitzenden erhoben, so zerknirscht er sich selber zeigte, wenn er meinte mitgetan zu haben, er wandte sich doch gegen die Auswüchse des Sozialismus als einer gefährlichen Irrlehre und hoffte Rußlands Heil nicht von äußerlichem Umsturz, sondern von innerer Umkehr, indem er von einem mystischen Sieg höherer Sittlichkeit träumte.

Das stempelt ihn zum Feind der heute Hochmögenden in Moskau, und sie warfen sein Werk vor ihr Gericht, darüber abzuurteilen. Die bolschewistischen Richter gönnten sich den grimmigen Spaß, Tolstoi für schuldig zu erklären, schuldig der Verbreitung bürgerlicher Ideen. Seine Bücher sollen deshalb eingestampft und das gewonnene Stampfpapier zum Druck der Schriften Lenins und anderer Gesinnungsgenossen verwendet werden. „Wirtschaft, meine Herren, Wirtschaft!“ könnte ihnen ein moderner Hamlet zurufen.

Dieser Kommunismus ist keine politische Partei mehr, wie sein älterer Bruder, der Sozialismus, keine Weltanschauung, die irgend mit sich reden läßt, er hat sich zu religiös fanatischem Glauben ausgewachsen, ähnlich den zerstörenden Sekten, die das Christentum mehr als einmal im Lauf seiner Geschichte aufweist.

Bewußt tritt er als neue Religion auf, indem er die alte ausschließt und bekämpft.

In Khalturine bei Petersburg hat die kommunistische Jugend Gott verurteilt, wie die Moskauer mit Tolstoi getan, und der Bibel ist das gleiche Schicksal wie den Werken des Philosophen bestimmt. Doch vollständig kann auch der Wildeste sein Jahrhundert nicht verleugnen, für wissenschaftliche Arbeiten bleibt in öffentlichen Bibliotheken je ein Exemplar.

Es ist merkwürdig, daß trotz solchen immer wieder eintreffenden Vorkommnissen und trotz der despotischen Grausamkeiten, die von den Moskauer Machthabern aus-

gehen, genau wie einst von den berüchtigten Moskauer Großfürsten, der westliche Sozialismus noch immer nicht voll erfaßt, welch beschämenden Rückschritt in der Menschheitsgeschichte der Bolschewismus bedeutet. Seine Anhänger bilden nichts als eine wiedererstandene zerstörende Sekte, wie sie schon oft von Asien ausgegangen, nur diesmal zu gigantischen Maßen angeschwollen. Durch ungeheuren Machtrausch ist die Haßgewalt alter Sektierer unermeßlich geworden. Unheimlich fratzenhaft gesellt sich zu seiner Altertümlichkeit das Neueste des Neuen und macht eine technisch vervollkommnete Despotie möglich — ein wunderliches Gemisch von Gefühlsbarbarei, Halbwissen und irrsinniger Genialität.

Wichtig bleibt festzuhalten, weil es das Einzige sicher zu bezeichnende an der verwirrten und verwirrenden Bewegung ist: es handelt sich um fanatischen Glauben, dem es gilt, sich durchzusetzen mit allen Mitteln, denn der vorschwebende Zweck — die Weltrevolution — heißt alle Mittel gut.

Der Kommunismus, wie er heute von Rußland ausgeht und die Welt umstürzen will, bedeutet das Zusammenströmen des gesamten Sektengeistes, der je verödend und zerstörend als psychische Ansteckung gewütet hat.

Liest man die fanatischen Ausdrücke früherer Schwärmer, insbesondere der Chiliasten, die an das tausendjährige Reich glaubten und aufräumen wollten mit jeder Staatsordnung und jedem Besitz, die Rache und Triumph der Armut zu bringen gedachten; erinnert man sich der antiken Bolschewisten, die schließlich Hellas zerstörten, der Zelotenpartei in Jerusalem, die den gebildeten hellenistischen Juden und deren Ansehen Vernichtung brachte und für das unglückliche Jerusalem entsetzliche Zerstörung heraufbeschwor, ferner der sozialen Unruhen im Mittelalter und der Renaissance, wie Bauernkrieg und Wiedertäufertum, so erkennt man, daß Rußlands heutiger Kommunismus genau auf derselben kulturfeindlichen Stufe steht, durchaus mit jenem Sektenwahn zusammenhängt und in geistiger Verwandtschaft denselben Glaubenscharakter trägt.

Marx, der Rußland von ganzem Herzen haßte, erhält dort Standbild auf Standbild in futuristisch-byzantinischem Stil. Wahrscheinlich wäre er erstaunt über die asiatische Auslegung seiner Lehre, aber noch erstaunter wäre Hegel, daß seine Philosophie nicht ohne Einfluß blieb auf diese methodische Barbarei, und am erstauntesten wären die Menschenfreunde, die Theoretiker des Sozialismus, müßten sie, wieder auferstanden, ihren Traum in einen so drückenden Alb verwandelt sehen und zur Einsicht gelangen, daß nichts gefährlicher ist, als den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Dies geschieht jetzt von allen Seiten und zum Hohngelächter der Hölle.

Wie viele Idealisten jubelten einst den hochtönenden Freiheitsphrasen der französischen Revolution zu und versanken in schmerzliche Enttäuschung, als die Sache in Schreckensherrschaft endete und das vergossene Blut nach den Regeln der antiken Tragödie immer wieder Blut forderte.

Wie viele Idealisten freuten sich in unseren Tagen, als von den Kleinen und Armen in Rußland Heilsbotschaft zu kommen schien. Als der Friede von dort gefunkt wurde, glaubte man das Licht wieder einmal im Morgenland aufleuchten zu sehen: ex oriente lux. Und warum sollte das Lied „Friede auf Erden“, das die Hirten Palästinas einst anstimmten, nicht von den Lippen der russischen Bauern erklingen?

Für die Einsichtigen war die Enttäuschung noch entsetzlicher als jene, die Frankreichs Schreckenszeit den Idealisten von damals bereitete.

„Da werden Weiber zu Hyänen“ schrieb Schiller und wendete sich mit Entsetzen von dem wilden Taumel ab, enttäuscht, daß die Freiheitsbotschaft in Tyrannei mündete. Doch die verwilderten Pariser Weiber begnügten sich, dem Henker zuzujubeln und die Opfer zu umtanzen. Hyänenhafter benehmen sich russische Weiber, denn es verlautet, daß sie selbst den Beruf des Henkers ergreifen, und zwar mit Begeisterung, sie töten mit unerhörtem Zynismus, die Zigarette im Mund. Die französische Schreckensherrschaft hat ungefähr einer Million Menschen das Leben gekostet, die russische forderte ungezählte Millionen und brachte es zuwege, alle, die an Bildung, Wert und Bedeutung aufragten, wie Mohnköpfe zu fällen.

Ja, selbst die großen Toten mußten noch einmal sterben. Puschkin ist ausgewiesen, Tolstoi zerstampft. Übrigens nicht unlogischerweise. Denn Tolstoi erklärte sich vor allem leidenschaftlich gegen den Militarismus und beschützte grundsätzlich die den Soldateneid verweigernde Sekte der Duchoborzen. Nun ist Rußlands Sowjetmacht, wie jede Despotie, eine durchaus soldatische. Die rote Armee gibt den Rückhalt der Macht, und da sie allein unter allen Umständen zu essen hat und auch bekleidet wird, ist es nicht schwer, sie aufrecht zu erhalten troß des Hasses gegen die Soldaterei, den der Russe während und nach dem Krieg aufrichtig bekundet hat.

Den Traum des Zarenreiches, Konstantinopel zu erringen, übernahm die Räterepublik, obwohl sie es anfangs geleugnet hat. In diesem Jahr (1924) bestellte sie, deren Friedensruf zuerst so süß geklungen und manchen westlichen Idealisten begeistert hat, gewaltiges Rüstzeug im Ausland, man spricht von 750 Flugzeugen, 65 Unterseebooten und 40 Tanks. Das alles troß der Hungersnot, die wieder einen Teil des Volks in ihren Fängen hält! Die Räterepublik rechnet bei ihren auswärtigen Plänen auf die Mitwirkung der Kommunisten in Polen, in der Tschechei, in Deutschland und in Bulgarien, wo ohne besondere Heimlichkeit Anschlag über Anschlag vorbereitet war. Sie wühlt vor allem im Balkan, genau wie es vom einstigen Rußland aus geschah.

Nur der mystische Ehrgeiz ist nicht mehr damit verquickt, das Kreuz siegreich über dem Halbmond aufzupflanzen, sondern ein neuer Mystizismus treibt und drängt. Sein Sinnbild ist der Sowjetstern, und er träumt ganz anders von Expansion, als es die alte Orthodoxie, die Politik des Panslavismus, getan. Der Balkan genügt ihm nicht, er braucht die Welt, die Weltrevolution, und zwar in ganz anderem Sinn als der westliche Sozialismus sich die Weltrevolution dachte.

Durch welche Gegensätze spricht sich der Unterschied zwischen Sozialisten und Kommunisten am deutlichsten aus? Ursprünglich war ihr Ziel dasselbe, die Herrschaft der Arbeit an Stelle der Herrschaft des Kapitals zu bringen und dadurch den Kollektivistischen oder Kommunistischen Staat herbeizuführen. Sie geben vor, aus derselben Lehre zu stammen, aus jener des Karl Marx, aber sie stehen heute vor der Wahlurne als feindliche Brüder und bekämpfen einander bis zur Leidenschaft. Das bedeutet getrennte Taktik auf allen Wegen.

Ist es nötig, an den Hauptgedanken des orthodoxen Marxismus zu erinnern und seiner Aktionsmethoden kurz zu gedenken? Das kapitalistische System, das dem

Feudalsystem folgte, hat die Gesellschaft in zwei Gruppen gespalten. Die eine besitzt die Mittel, die andere die Kräfte zur Produktion. Die eine nimmt ab an Zahl, indem die Mittel eine Tendenz haben, sich in immer weniger Händen zu vereinen, die andere wächst zur Masse, mehr und mehr proletarisiert, organisiert sich und endet unabwendbar damit, „die Eigner zu enteignen". Marx hat denselben Vorgang für die Landwirtschaft vorausgesehen, aber die Ereignisse haben das Gegenteil gezeigt, sobald Europa westlich der Weichsel in Betracht kommt, und der Kampf gegen das Bürgertum beschränkt sich auf Großstädte und Industriegebiete.

In dem Maß, in dem die sozialistische Partei in den Parlamenten durch ihre Zahl gezwungen ist, am politischen Apparat mitzuarbeiten, statt nur in Opposition zu stehen, macht sich die Trennung zwischen Sozialismus und Kommunismus deutlich geltend, und der erstere schließt sich notgedrungen dem Bürgertum an, seit ein großer Teil seiner Wähler aus dem Kleinbürgertum stammt und von phantastischem Umsturz nichts wissen will.

So stehen die Abgeordneten der sozialistischen Partei in Deutschland, England und Frankreich zu ihrer Theorie in Widerspruch, denn sie müssen da wie dort an einem Staatshaushalt aktiv mitarbeiten, der trotz aller Phrasen eben ein bürgerlicher Staatshaushalt geblieben ist, und sie sind deshalb auf der dritten Moskauer Internationale, wenn man den kirchlichen Ausdruck gebrauchen darf, exkommuniziert worden als „Sozialpatrioten und Kleinbürger".

Die entgegengesetzte Taktik der Kommunisten hat in Rußland einer Minderheit gestattet, eine der gewaltsamsten Diktaturen aller Zeiten aufzurichten und den Bürger überhaupt auszurotten, sie hat Lenin auf den Gipfel der Macht gehoben und Erfolge erzielt, wie sie Kerenski oder die schwächlichen Menschewiken niemals erreicht hätten. Aber Rußland ist Asien, wo es von je einem willensstarken Mann zusammen mit einigen Kreaturen gelingen konnte, die Volksmassen in sklavischer Furcht zu halten, wo von jeher mit Tyrannen Götzendienerei getrieben wurde, wie heute mit dem toten Lenin. Der ihm dargebrachte Kultus ist durchaus ein Abklatsch der Götzenverehrung, die einst Iwan, dem Schrecklichen, gezollt wurde, nachdem er ebenso alle, die es zu Reichtum und Bedeutung in Rußland gebracht, ausgerottet hatte.

Durch Furcht zusammengeschweißt, zur schlimmsten Tyrannei geworden, die sich der moderne Mensch ausdenken kann, durch Europas Uneinigkeit gestützt, hat dieser Kommunistenstaat die Kritik des Sozialismus in den meisten Ländern heraufbeschworen. Eine Versammlung englischer und französischer Syndikalisten, in der mehrere Genossen von ihrer Reise nach Rußland berichteten, faßte ihren Eindruck erschrocken in die Worte: „Was wir den Sowjets vorwerfen, ist, im Namen der Revolution Revolutionäre so grausam zu behandeln, daß es die bürgerliche Einbildungskraft übersteigt, und daß sie jede Freiheit der Organisation, der Presse und der Rede vernichten. Es ist in Rußland sogar verboten, zu denken. Die sogenannte revolutionäre Regierung ist autokratischer, als es der Zar gewesen."

So kehren die Dinge in ihrem Kreislauf auf sich selbst zurück.

Was aus der Doktrin zum Dogma, aus der Lehre zum Glauben und aus der Weltanschauung zum Fanatismus wird, hat die Tendenz (und hat immer die Tendenz

gehabt), sich zum Gegenteil des ursprünglich Gewollten zu verkehren. Geträumte Freiheit wird Sklaverei, Herrentum für alle wird Knechtschaft, und die Errungenschaften der Jahrtausende gehen zugrunde, wenn es zu viele werden, die daran teilhaben wollen.

Lebenbestimmend für Europa ist es, daß sich der westliche Sozialismus über den Unterschied vom östlichen vollkommen klar wird.

Nur wenn dies geschieht, kann Europa, so klein und schwach es auch geworden, im Riesenkampf gegen Asien Front machen, Europas Persönlichkeit wahren, was es durch viele leidvolle Jahrhunderte gewann, gegen eine despotische Häresie, die von Haßflammen genährt wird, behaupten und damit den Weltbrand, die Götterdämmerung noch aufhalten.

Instinktmäßig erhebt sich überall die nationale Leidenschaft zur Wehr, denn um zu wirken, muß der Klassenkampf international sein. Wir stehen vor der seltsamen Tatsache, daß Kriegsfurcht und Kriegsbereitschaft zu Hütern der Kultur ausgerufen werden. Das Ideal des Marxismus, die Grenzen einzureißen, führte nicht zur liebevollen Verbrüderung der Völker, sondern zur Verbrüderung eines neuen Hasses, der Proletarier an Proletarier schließt, um gegen den Besitz und jede Gliederung in der Gesellschaft zu wirken. Das Ergebnis zeigt Rußlands Niedergang. Verheerender als in diesem uneuropäischen Gebiet müßte es im kulturgedrängten Europa zugehen. Ist aber der Teufel nur mit Beelzebub auszutreiben? Muß der Mensch streiten und hassen, sei es mit Nationalhaß, sei es mit Klassenhaß?

Der Sozialismus erhob das Banner der Internationale. Er glaubte und hoffte dadurch, die Menschheit vor dem Krieg zu bewahren. Aber dies mißglückte, und außer den nationalen Gegensätzen entstand der furchtbare Klassenkampf. Er ist mit der internationalen Idee verquickt worden und deren größter Feind, denn nur im Erstarken des Nationalen sieht ein Teil der Menschheit die Möglichkeit, demselben die Stirn zu bieten.

Wer Rußlands Schicksal betrachtet, bleibt eingedenk, daß Sozialismus und Kommunismus ursprünglich demselben Ziel zustrebten und nur in den Wegen auseinandergehen wollten, der erste langsam durch das Gesetz, der zweite gewaltsam durch Vernichtung von Besitzer und Besitz, die Macht auf den bisher Besitzlosen übertragend. Allen Sozialisten steht das von ihnen angestrebte Ergebnis in Rußland verwirklicht vor Augen, und wenn sie sich recht besinnen, werden sie zu der Erkenntnis kommen, daß ihrem Ideal das Erreichte wenig entspricht, nicht nur, weil die Taktik eine verkehrte war, sondern weil das angestrebte Ziel zu phantastisch ist, kein Ideal, sondern e'ne Ideologie umfaßt.

Nicht der Besitz, das Kapital an sich, sondern die unbeschränkte Macht zum Bösen, insbesondere die Macht, einen Angriffskrieg heraufzubeschwören, wie sie immer wieder den friedlichen Ausgleich der Klassen und Stände verhinderte, ist das feindliche Element. Es ist durch den siegreichen Kommunismus keineswegs zerstört worden, er hat diese Macht skrupellos einigen Wenigen verstärkt in die Hand gegeben, die sie zum Bösen verwenden.

Die Weltverbesserung ist nicht erreicht und kann in dieser Richtlinie nicht erreicht werden. Es gilt also, eine neue einzuschlagen. Dazu wollte und sollte der Pazifis-



mus dienen. Er ist aber in Verruf gekommen und muß immer scheitern, weil er sich dem Sozialismus und sogar dem Kommunismus in die Arme warf, weil nur dort eine grundsätzliche Abneigung gegen den Krieg verkündet wurde.

Es barg einen scheinbaren Widersinn, national und zugleich pazifistisch zu denken.

Diese Auffassung enthält einen schweren Irrtum. Denn für keine Nation ist ein Grund vorhanden, nur auf Kosten der anderen zu gedeihen.

Wie ein Gesunder unter Kranken leicht angesteckt wird, leidet jedes Volk unter sozial und infolgedessen finanziell kranken Völkern. Es wird mehr oder weniger von deren Siechtum befallen. Hygiene in ausgedehntestem Sinne, auch soziale und damit verbunden finanzielle Hygiene kann nur international sein.

Jede Pest und jedes Feuer frißt um sich, kann gar nicht anders. Daß der kommunistische Brand immer weiter um sich greift, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß zu viele sich ihm gegenüber gleichgültig fatalistisch verhalten, genau wie sich der russische Bauer bei einem Brand im Dorf verhielt. „So Gott will, brennt es", meinte er und verschmähte Löschgerät oder handhabte es ungeschickt.

Nicht Kanonen besiegen Ideen, nur eine Idee die andere. Gegen Häresie kann nur ein starker Glaube siegreich ankämpfen oder eine klare Erkenntnis.

Werden wir eines Brandes Herr, wenn wir denselben für eine schöne Beleuchtung halten, vielleicht gar für das Morgenrot?

Es sind nicht Rosenfinger, die ein goldenes Sonnentor auftun, es ist ein unheimliches Glühen und Schwelen im Osten, und die Funken springen weit.

Einst erlag das kleine Hellas, das damals Europa bedeutete, dem heimlich einströmenden persischen Gold. Ebenso strömt heute russisches Gold fortwährend zu, das bolschewistische Umsturzwerk zu finanzieren. Die einen werden geblendet und verführt, die anderen gekauft. Und noch ist das Erlösungswort nie richtig auf die richtigen Lippen gekommen: „Europa den Europäern!"

Begreifen wir es nicht, so wird Rückschritt unser Teil, auch wenn die größten technischen Fortschritte uns täuschen.

Blutsaat

Von J. von Rhein

„O sage mir, mein Sohn, was willst du werden,
Und welches Handwerk möchtest du betreiben?"

„Ein Deutscher! Mir dies Heimatrecht auf Erden
Mit meinem Herzblut, wenn es not tut, schreiben!"

„Und womit willst dein Tagewerk du schaffen,
Wenn harte Nöte dich der Kraft berauben?"

„So gibt Gott selbst mir alle Arbeitswaffen,
Verleiht mir Heldenmut und Siegerglauben!"

„Doch solltest du der Übermacht erliegen,
An deinem Lebenswerk zu Grunde gehen?"

„Dann wird mein Unterliegen dennoch Siegen:
Denn aus der Blutsaat wird die Frucht erstehen!"

Mein grünes Buch

Von Paul Bülow

Ein grünes, starkes Buch mit weißen Blättern liegt auf meinem Schreibtisch immer vor mir. Auf die erste Seite schrieb ich seinen Wunsch und Willen: Worte der Weisheit sind Licht.

Einer glücklichen Stunde weiß ich Dank für diesen Einfall.

Bücher sind mir liebe und treue Freunde. Aber sie müssen Leuchtkraft haben. Sie müssen Weisheit schenken; und Weisheit ist Lebensbalsam. Aus jedem Buche, das ich lese, wünsche ich mir Worte erhabener Welt- und Lebensweisheit, die ich in meines Herzens Gluten einschmieden kann zu dauerndem Besitz.

Kommen mir nun neue Bücher ins Haus, so betrachte ich sie unter dem Gesichtspunkt dieses inneren Wertes. Es ist herrlich zu sagen, daß ich viele Seiten meines grünen Buches bereits beschreiben konnte.

Solche stählende, daseinerhellende Weisheit veredelt das Innere, wirft einen ruhigen Glanz auf den rauhen Lebensweg. Deshalb will ich sie festhalten. Das grüne Buch soll einst meinen Kindern ein teures Erbe sein! Unsre Kinder und Enkel sollen wissen, daß es auch in dieser furchtbaren Zeit stille Deutsche der gesammelten Kraft und Weisheit gab — wenn wir auch unser Zeitalter noch nicht beeinflussen können.

In goldesarmer Zeit sammle ich Gold der Weisheit deutschen Geistes. Hier ist unsere große Trauer um Volk und Land in verklärendes Licht erhoben.

Und wenn draußen die Stürme brausen, wenn finstre Wolken über Deutschland sich zusammenballen, wenn dumpfer Donner grollt im Dasein unsres Volkes — dann versenke ich mich in die Seiten meines hoffnungsgrünen Buches, das ich erst dann mit dem Zeichen der Rose schmücke, wenn das Rosenkreuz einst über Deutschland steht.

An diesen Tag aber lerne ich glauben, wenn ich die Weisheit der Meister lese, die so tröstend und zuversichtlich über allem Jammer dieser zerrütteten Zeit sich erhebt.

Und kommt ein lieber Mensch in mein Arbeitszimmer und sitzt bei mir zu vertrauter Zwiesprache, dann greife ich nach dem grünen Buch mit seinen herrlichen Weisheitsworten und lese dem Besucher vor, was edeldeutscher Geist inmitten der Niedrigkeit dieser Zeit zu sagen hat.

Pflückt sie euch mit mir, liebe Freunde, diese Rosen am Wege zum Meisterland! Sie welken nicht, sie behalten ihren Duft und Zauber.

Ältere Erzählungskunst

Elsi, die seltsame Magd

Von Jeremias Gotthelf

Vorbemerkung. Der ebenso gesunde wie bedeutende Schweizer Erzähler hat neben seinen größeren Romanen auch eine Reihe von kleinen Geschichten geschrieben, die weniger bekannt sind. Wir bringen hier eine der besten. D. T.

* * *

Reich an schönen Tälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? In keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Tal, in welchem Heimiswyl liegt und welches oberhalb Burgdorf ans rechte Ufer der Berner-Emme sich mündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar; es sind mächtige Emmentaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Äckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Tale die Fernsicht nicht, da es ein Quertal ist, welches in nordwestlicher Richtung ans Haupttal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Tal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel. Herrlich ist das Wasser, das allenthalben aus Felsen bricht, einzig sind die reichbewässerten Wiesen und der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Tal, schön und zierlich die Häuser, welche das Tal schmücken. Wer an den berühmten Emmentaler Häusern sich ergötzen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Tale.

Auf einem der schönsten Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein). Sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte, wer sie war und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Türe geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches für Übernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirtshaus meidet, um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch abends und morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es gibt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus selten eine Nacht ohne Übernächtler ist.

Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zueche hocke. Auf der Bäuerin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Übernächtlerin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglich war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Übernächtlerin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verleugnen noch erkünsteln läßt; und es kam allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: wo chunst und wo

wottsch antwortete: Es sei ein arm Meitli, die Eltern seien ihm gestorben, es wolle Platz suchen als Jungfer in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe als im Ernst sagte: „Wenn es dir Ernst ist, so kannst du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer", und das Mädchen antwortete: Das wäre ihm gerade recht, so brauche es nicht länger herumzulaufen, so verwunderten sich alle noch mehr und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Jungfer werde sein wollen.

Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst; aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbschaften und Teilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Mäß gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloser Übermut eingebrochen, und viele taten so hoffärtig wie der verlorene Sohn, ehe er zu den Trebern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neutalern in die Wette um die Emme warfen und machten, „welcher weiter". Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: wer mit dem Rifershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden. So einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er alle, die in einem Wirtshause waren, und mußte es am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen. Er war imstande, als Dragoner an einer einzigen Musterung hundert bis zweihundert Taler zu brauchen und ebensoviel an einem Markt zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einsaß in einem Wirtshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer ins Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken oder er kriegte Schläge von ihm. Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah.

Sie ahnte das Ende lange voraus, aber aus falscher Scham deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheiratet, denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirat erzwungen, auf Besserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch manche arme Braut — und statt besser war es immer schlimmer gekommen. Sie durfte deswegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute — wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne — den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb. Da war nun niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag, der Geltstag brach aus, verzehrte alles, und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus zu Haus, dies ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt und sie so oft noch um mehr bringt als um das leibliche Gut. So einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermütige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Übermute gesetzet ist.

Zwei Söhne hatte der Müller, diese waren schon früher der väterlichen Roheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause, die schönste, aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig teilgenommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu; Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der

andere, einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrie ihren Übermut. Zu einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff alles an und alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, sah sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte.

Als nun die Mutter gestorben war und das Unglück ausbrach, da war's, als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden, und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr, denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und alle sagten, es gebe sicher ein Unglück; aber niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubeugen. Alle dachten und viele sagten es, es geschähe Elsi schon recht, Hochmut komme vor dem Falle, und so sollte es allen gehen, die so stolz wie Elsi täten; und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten alle: da hätte man's, und sie hätten es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten einige darauf hin, daß einer sei, der schon viele geholt und absonderlich Stolze und Übermütige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie einer sei, der gerade Stolze am liebsten nähme, sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr gesehen.

So übel war es indes der armen Elsi nicht ergangen; aber Böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als klemme ihr jemand das Herz entzwei, als türmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten; und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht imstande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporwachsen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so tut es Gott oft — eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere; und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demütigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Äußeres beherrschte es nicht, und darum gebärdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Untat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht antun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben; aber wie sich helfen, wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd am einsamen Orte und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen, so lange es Gott gefalle. Wie in starken Gemütern kein langes Zögern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elsi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffart dahinten gelassen, nur mitgenommen, was für eine Magd schicklich war, keinem Menschen ein Wort gesagt und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Tale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie gekommen bis ins Heimiswyltal. Dort hinten im heimeligen Tale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war anfangs der Bäuerin nicht recht; sie

kapitelte den Mann ab, daß er ihr da eine aufgebürdet habe, die so zimpferlich aussehe und zu hochmütig, um sich etwas befehlen zu lassen. Des tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gedungen sei, man also dasselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um dasselbe herum wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe absitzt.

Aber bald erkannte die Bäuerin, daß sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete, was sie zu tun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu tun war und tat es ungeheißen, rasch und still; und wenn die Bäuerin sich umsah, so war alles schon abgetan, als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da gewesen wären. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienstboten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nötig wäre, und wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen wenigen sind wiederum wenige, die zum Dienen kommen oder sie dienen selten lange, denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elsi nichts auf Reden, hatte mit niemandem Umgang, und was sie sah im Hause oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das mindeste, sie mochte es anstellen wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elsi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten, denn Elsi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weiblichen Geschlechte, und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt. Niemanden verklagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst tun konnte, so zögerte Elsi nicht, und manches tat sie ab in der Stille, was die andern vergaßen und deshalb hart gescholten worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elsi bald der rechte Arm der Meisterfrau, und wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elsi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deswegen ärgerte sie sich an Elsi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie wunder, wer Elsi war und woher sie kam; denn daß sie nicht ihr Lebtag gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar vielem, besonders eben daran, daß sie selbst dachte und alles ungeheißen tat. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elsi seufzte wohl, aber sagte nichts und blieb fest dabei, wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht und nach den Schriften gefragt, absonderlich nach dem Heimatscheine, den man hinterlegen müsse, wenn man nicht in der Buße sein wollte; damals dachte man an solche Dinge nicht, und im Bernbiet konnte man sein Lebtag inkognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht; und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerstage gingen, so sandte sie Elsi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Elsi richtete aufs treulichste alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging sie in ein Wirtshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von alt und jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei und fing an nach Landessitte zu schreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elsi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war noch keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor

denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals in Heimiswyl viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß für jeden eine im Tale selbst zu finden sei. Freilich wollten die meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Elsi vor diesen alle Tage weniger sicher, sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg und des Nachts hoscheten sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fingen sie wieder von vornen an, aber alles umsonst. Elsi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden denen vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadentüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer oder sie stieg durchs Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine schön und gut genug gew.sen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirtschaftete. Christen war hübsch und stolz, keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtigeren Bauer in der Arbeit und keinen kuraschierteren Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren — jetzt ist es das Geld —, waren ihm verleidet; er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elsi hatte so etwas Apartes in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mägden zählte und daß alle darüber einig waren, von der Gasse sei sie nicht. Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich, aber man erforschte es nie. Dies war zum Teil Zufall, zum Teil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war sich fremder, als was jetzt fünfmal weiter auseinander ist. Wie allenthalben, wo ein Geheimnis ist, Dichtungen entstehen und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Elsis Herkommen und Schicksalen. Die einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, andere eine entlaufene Ehefrau, andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirat entflohen, noch andere eine uneheliche Schwester der Bäuerin oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise ins Haus geschmuggelt worden.

Aber weil Elsi unwandelbar ihren stillen Weg ging, fast wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnisvolle in dieser Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elsis Dienstort, das Land stieß fast aneinander, und wenn Christen ins Tal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs tat er sehr kaltblütig. Wenn er Elsi zufällig antraf, so sprach er mit ihr, stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wusch oder was anderes. Elsi gab ihm freundlichen Bescheid, und ein Wort zog das andere nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel als ihnen selbst. Auch Christen wollte Elsi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirtshause vorbei. Aber ihm so wenig als andern wollte Elsi folgen und ein Glas Wein ihm ab-



Lebensalter Rud. Schäfer

trinken. Das machte Christen erst bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel anstünde es ihr, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es mit allen so machte, und hörte, daß sie nie noch ein Wirtshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das, und zwar immer mehr. Das wäre eine treue, dachte er, die nicht mit jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnstiel mit jedem hinging, wo er hin wollte; wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, daß jemand anderes ihm ins Gehege käme. Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Elsi auf einem Wege traf, sie zum Weine zu laden oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gehe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böse, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist kurios mit dem Weibervolk und mit dem Mannevolk. Solange sie ledig sind, bloß werben oder Brautleute sind, da ist das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen, und sollt' er ihn unter den Nägeln hervorpressen, versteigt sich zu rotem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus dem Welschland! Und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er tut, als ob er ein Krösus wäre und sein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheiratet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto karger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ins Wirtshaus will, so setzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahre lang vor. Ähnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach, der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann, warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein?

Trotz dem Bösewerden ward Elsi dem Christen immer lieber, immer mehr drang sich ihm die Überzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' tat er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich, und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Elsi kam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unters Fenster und redete mit ihm, aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen; wenn er vom Heiraten sprach, so brach es ab, und wenn er zutraulich wurde, die eigenen Verhältnisse auseinandersetzte und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse, er ahnte nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her, aber allgemach war eben dieses Alleinestehen ihr zu Pein, denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Not bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, tat es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heiraten, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimat sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land auf Land ab, und daß man in diesem Tale hundertmal lieber ein armes Tagelöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht

helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Öl ins Feuer, und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht und hätte es viel weniger einem Manne zugemutet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheinet, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimnis konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Tränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimnis entdeckt; aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge anderer verborgen. Es kam Elsi oft an, wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimat verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermütig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäurin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen getan hätten. Bei diesen Anlässen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus; und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchem nach dem alten Dato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäurin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber bürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen einige hier und da verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern; und sie taten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend.

Als die Bäurin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte sie dem Wirtshause zu, denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen, welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie hätte nichts nötig, und wenn sie beide hineingingen, so müßten sie sich eilen, weil niemand daheim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäurin bleiben, so lange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft fände für heim oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzten miteinander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte zu Elsi, jetzt müsse sie hinein, das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirtshaus wollte. Elsi blieb fest und lehnte manierlich ab; sie möge den Wein nicht erleiden, sagte sie, und daheim mache niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen, trinken könne sie so wenig sie wolle und gehen, wenn sie wolle,

aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht.

Das sei einfältig von ihm, sagte Elsi, er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich zu machen, sondern erst zu sinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäurin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und nicht Mögen, half drängen und sagte, das sei doch wunderlich getan, und wenn zu ihrer Zeit sie ein ehrlicher, braver Bursche zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, es ihm abzusagen und ihm diese Schande anzutun. Es ist nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Beistand, darum ward Christen immer ungestümer und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte Christen im Zorn: „He nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirtshaus darfst, aber wenn du nicht willst, so gibt es andere.“ Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäurin warf Elsi einen bösen Blick zu und sagte: „Säll, jetzt hast's!“ und ging nach.

Da stand nun Elsi, und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Christens verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich, denn vor den Wirtshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zugrunde gegangen, hatte sie einen Abscheu und zugleich weil sie in demselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirtshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen und sich Zeit nehmen zu betrachten und hinzuweisen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht.

Elsi ging heim, aber so finster war es in ihrem Herzen nie gewesen, seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Weinens fast nicht enthalten, aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit niemandem etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als sie mußte, und so bald als möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könnte.

Als die Meisterfrau heimkam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegenteil, aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in bezug auf die Worte. Die Frau erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf, und sicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne niemand wissen, das Mädchen sei hübsch und reich und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elsi recht geschehen und sie möchte es ihr gönnen, denn das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an, zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei, anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Elsi nichts als trotziges Schweigen entgegen.

In trotzigem Schweigen ging sie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christens Stimme laut ward vor demselben. Dieser hatte es doch nicht übers Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu lassen über seinem Zwist mit Elsi. Er trank, wie man sagt, guten Wein, und je mehr er trank, desto besser ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Elsi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirtshaus zu Heimiswyl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur,

um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Essen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte und erschien nicht wieder. Das Mädchen war wie gesagt nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen andern zu Gast, und so fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen ging es nicht so gut. Elsi, durch die Bäurin neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest und antwortete nicht, wie Christen auch bat; sie mußte den Kopf ins Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen tat endlich wild, aber Elsi bewegte sich nicht, zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Elsi habe zu hart geschlafen und ihn nicht gehört.

Aber er ward bald inne, wie Elsi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elsi tat durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Notwendigste, dankte, wenn er ihr die Zeit wünschte, in allem Übrigen war sie unbeweglich. Christen ward fuchswild darob und konnte Elsi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen, und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine andere zu freien und so dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elsi sich so gegen ihn verhärte.

Während Christens Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen; viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen bereits gegenüber, welche an den Grenzen lagen und im Waadtlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen, und unterdessen schlichen viele herum, die das Gerücht zu verbreiten suchten: die Herren wollten das Volk verraten; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen, aber er passe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig sei. Das echte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathause; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verleumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botschaft, losgebrochen sei der Krieg, und die Postboten flogen durch die Täler, alle eingeteilte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten.

Es war den ersten März spät abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an, und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordioteufel!"

Christen mochte nicht warten, bis der letzte fort war; aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör', Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so tust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, so lange du lebst." Die Worte drangen Elsi ins Herz, sie mußte aufstehen und ans Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch; aber jetzt gib mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's."

Elsi gab ihre Hand, aber schwieg. „Versprichst mir's?" fragte Christen. Es wollte Elsi das Herz abdrücken, und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch, sag' mir, du wollest

mich, daß ich auch weiß, woran ich bin," antwortete sie: „Ich kann nicht." — „Aber, Elsi, besinn' dich," sagte Christen, „denke, du könntest reuig werden, sage ja." — „Ich kann nicht," wiederholte Elsi. „Elsi, besinn' dich!" bat Christen dringend, „sag' mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst, sag' ja, um Gotteswillen bitt' ich dich." — Ein Krampf faßte Elsis Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht." — „So sieh, was du gemacht hast!" antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott!"

Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Tale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und so begann erst spät des Tages Geräusch. Elsi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt und fühlte Mitleiden mit Elsis Aussehen, welches sie der Angst um Christens Leben zuschrieb. Sie tröstete, so gut sie konnte, und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so hätte sie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige, und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe und nicht so wie ein Sturm drein zu rennen, ohne sich zu achten wohin; Elsi sollte nur nicht Kummer haben, es werde noch alles gut gehen, und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben.

Dieser Trost wirkte aber wiederum umgekehrt, und Elsi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin schuld daran!" rief sie verzweiflungsvoll. — „Aber mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deswegen gekommen sein und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt." — „Nein! habe ich gesagt und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen." — Da schlug die Bäurin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter? Eins von diesen dreien muß sein, sonst hättest du es nicht übers Herz gebracht, einen solchen Burschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? Ich will es jetzt wissen." — „Keins von beiden bin ich," sagte Elsi, tief verletzt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater getan hat, dessen bin ich nicht schuld." — „So, was hat der gemacht?" fragte die Frau, „er wird jemanden gemordet haben oder falsches Geld gemacht und ins Zuchthaus gekommen sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmste ansinnet." — „Aber etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „das ist nicht wahr; er hat Geltstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich heraussagen, sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnehin bald alles aus sein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes ins Grab redete." — „Was, geltstaget, und deswegen willst du nicht heiraten, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reicheren Mann bedarfst du. Wenn niemand heiraten wollte, in dessen Familie irgend einer Geltstag gemacht, denke nur, wie viele ledig bleiben müßten, denen das Heiraten so wohl ansteht!" — „O Frau," sagte Elsi, „Ihr wißt nicht, wer wir gewesen sind und was unser Unglück für mich war." — „Oh, doch nicht etwa unserem Herrgott seine Geschwister?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! sie kommen, sie kommen!" schrie draußen ein Kind. — „Wer?" rief die Frau. — „Die Franzosen! Sie sind schon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör', wie sie schießen!" „O Christen, o Christen!" schrie Elsi; alle liefen

hinaus. Draußen stand alles vor den Häusern, so weit man sehen konnte, und „Pung, Pung" tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber, und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an oder legte die Hand in die seine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böses Wort mehr geben!"

Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch, jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Gränchen mustern, hört man das Schießen akkurat so. In Lengau stehen die Berner, und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen, das sind die rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die lustigsten."

Das machte den Weibern wieder Mut, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf stand, war der Ausspruch nicht recht. „Wir gehen gleich," sagte einer, „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald fortmarschieren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn einer hier läuft, der andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geschossen und die Feuer brennen auf, läuft alles miteinander in Gottes Namen, was Hände und Füße hat, dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt, ins Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet."

Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?" frug bebend Elsi an des Alten Seite. — „O nein," sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf ausrücken gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen, weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts, wenn jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören, was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden, und, wo nicht tot, doch schon mehr als halbtot seien; die Franzosenfreunde wußten das Umgekehrte: das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verraten, und predigten laut, man solle sich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerschossene oder zerstochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinandergehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört; es war ruhig geworden auf der Landschaft; man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäurin sagen müssen, wer sie eigentlich sei; und da hatte diese wiederum die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Tun und Reichtum; und da ihr nun dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit rechtem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllerstochter sich so stellen könne, aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das hätte sie ihr doch gleich anfangs angesehen. „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hudel ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß Einer eins gegen das andere rechnen. Oh, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte! Du würdest sehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme." — „Das begehre ich nicht," sagte Elsi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammen zu kommen, und Christen kann ich doch nicht heiraten, ich will gar nicht heiraten, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vor-

halten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannesvolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne tut, was unrecht ist, und den Tod sucht, ich überlebte es nicht.“ — „Du bist ein Tröpflein,“ sagte die Bäurin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmut, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Bescheid machen; es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den Soldaten sind, etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser; da will ich dem Christen sagen lassen, es sei daheim ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heim käme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist.“

Elsi wollte davon lange nichts hören, klagte, wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heim komme, so wolle sie gerne auf der Stelle sterben, aber heiraten wolle und könne sie nicht. Die Bäurin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirat im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirat auf dem Korn hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäurin nicht, bis sie einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeschickt wurde von einer sorgsamen Mutter, und schärfte dem es ein, was er dem Christen zu sagen hätte.

Was die Bäurin getan, goß Balsam in Elsis Herz, aber sie gestand es nicht ein; sie zankte mit der Bäurin und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimnis vor den Mund gelassen, sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein, wie einem Festungskommandanten, der erst von Verteidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen, und dem allgemach die Überzeugung kommt, das trüge nichts ab und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner; aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn, die Stadt Büren sei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, so weit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern, aber erst müßten die Schelmen an den Tanz, die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von Wynigen kommend quer durchs Tal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weißenstein und alles sei aus; die einen hätten kapituliert, die andern seien sonst auseinander gegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab, es war akkurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmut wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgesandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am vierten März, zurück, aber mit bösem Bescheid. Christen hätte er nicht finden können, sagte er aus. Es hätte geheißen, er sei gegen Bätterkinden zu gerückt mit seiner Batterie, dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzosen hinein wie in ein Hornissennest, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so hätte man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und andere meinten, man warte nur auf Zuzug und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elsi fürchterlich auf. Also Krieg war's, und dahinein war Christen von Elsis Nein gejagt, und niemand besänftigte ihn und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie, ihm die Botschaft selbst zu bringen; aber sie wußte keinen Weg und fürchtete so allein in die Franzosen zu laufen; und die Bäurin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen, da mache sich

alles, da könne sie mit, sie wolle für sie daheim bleiben, denn wegen des Viehes könne doch nicht alles fort. So werde sie früh genug kommen, denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis alles beieinander sei.

Alles rüstete sich, jeder suchte seine Waffe sich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welcher man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elsi sich zur Hand und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am fünften März war's, als der Franzos ins Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landsturm aus allen Tälern brach, der Landsturm, der nicht wußte, was er sollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Tälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man solle auf Fraubrunnen, die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden, dort warteten die Berner und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durcheinander; an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu, als ob es gälte, eine Herde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es schien jedem angst zu sein, er käme zu spät. Unter den Vordersten war immer Elsi, und jeder Schuß traf ihr Herz, denn sie mußte denken, hat er Christen getroffen?

So wie sie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstaunt standen die Landstürmer; sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter Hunderten nicht einer. Wie das so fürchterlich zuging hin und her, und von weitem wußte man nicht einmal, wer Feind wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erstaunten sie, es begann ihnen zu grusen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen und alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gehe; wenn man da so aufs Geratewohl zumarschiere, so könne man unter die Lätzen kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu begeistern, rasch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloser Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Mut noch dato können, bei Neuenegg erfuhren sie es.

Elsi war es himmelangst, als man so müßig da stand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus." Und wenn niemand zu Hilfe wolle, so gehe sie, wofür man denn bis hierher gekommen, sagte Elsi. Wenn sie nur den kürzesten Weg übers Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Bursche; und die Masse verlassend eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu.

Als sie dort auf die Landstraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohnegleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Bernersoldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderlichste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel anzugreifen. Keiner unterstützte den andern, höchstens wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und harre des gleichen Schicksals.

Das alles sah Elsi im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Püffen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn

sie da stünden wie die Tröpfe, so müßte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütz wären, so gingen sie vorwärts und hülfen den andern.

Elsi hatte vom Moos weg eine große Linde gesehen und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen; dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast.

Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler schlugen, donnerten die Kanonen noch; aber Elsi sah, wie rechts zwischen Straße und Moos, vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher gesprengt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!" rief Elsi, so laut sie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was sie wollten; sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug', lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese ohne nähere Bedeckung, suchten zwischen ihren Kanonen sich zu verteidigen, aber einer nach dem andern fiel. Einen Einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es war ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!" schrie Elsi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Elsi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder. Elsi stürzte mit der Wut einer Löwin auf die Franzosen ein, diese riefen ihr Pardon zu, aber Elsi hörte nichts, rannte mit ihrer Sabel den ersten vom Pferde, rannte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen; da fuhren zischende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang sich durch, und erst zwischen den Kanonen fiel es zusammen. Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?" rief Elsi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht; die blutige Hand reichte er ihr, und Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden.

Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten, wurden sie wehmütig und sagten, wenn sie gewußt hätten, was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langem Fragen.

Rundschau

Von junger, gläubiger Kultur

Wie dem völlig gesunden Menschen der erfreuliche Zustand seines Körpers meist gar nicht zum Bewußtsein kommt; wie der Geist des Denkers und des Künstlers gerade dann seine stolzesten Gipfel zu ersteigen pflegt, wenn sie von ihrem kühnen Tun nichts wissen; wie ein Kind, auch wenn es in seinem Blut und in seinen feinen Gehirnwindungen ein Leibniz- oder Goetheschicksal mit auf die Welt brachte, in seiner Wiege formlos lallt oder grimmig schreit: so auch unsere Zeit!

Sie ist voll Kultur, aber sie klagt über ihre Barbarei. Sie legt den Grundstein zu Hallen und Domen, an denen noch Jahrhunderte und Jahrtausende gesegnet bauen werden; aber sie duckt sich unter Oswald Spenglers anmaßendes Wort: Es gibt keine ewigen Werte!

Gewiß, es gibt keine „ewigen Werte". Nach hundert Millionen Jahren rauschen vielleicht auf deutschem Boden keine Eichen mehr. Aber denken denn Spengler und seine Jünger an solche Zeiträume? O nein! Was sie vom Gestern der Geschichte gelernt haben, wollen sie dem Morgen dienstbar machen und kommen trotzdem zu so wirren und lendenlahmen Schlüssen.

Und mit welcher Methode? Weil eine „Raupe" nicht „ein paar Jahre" wächst, eine tausendjährige Eiche nicht „mit dem eigentlichen Lauf ihrer Entwicklung" erst noch beginnt, wird auch der „Geschichte des höheren Menschentums" nur eine karge Zeitspanne zugemessen. Wo bleibt da die Logik? Wo die Sorgfalt, der Tiefblick, die Spengler so oft und so hämisch bei anderen vermißt? Will man schon Pflanzen und Tiere mit Menschen vergleichen, um über den Lebensodem von Nationen etwas auszusagen, dann vergleiche man doch mindestens ganze Völker von Pflanzen und Tieren mit Menschenvölkern. Wenn einmal alle Eichen und Raupen ausgestorben oder so verwandelt sein werden, daß ein Auge und Gehirn des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts sie nicht mehr als Eichen und Raupen erkennen würde, dann mag ja auch wohl das deutsche Volk als solches nicht mehr auffindbar und die Kultur des Abendlandes im Schoße der Zeiten versunken sein. Aber lohnt es sich denn nicht, für die Jahrhunderte und Jahrtausende zu arbeiten? Ganz ohne Zweifel; aber den Mut und die Freudigkeit dazu behält man nur, wenn man den Blick von denen abwendet, die im Kultursturm unserer zukunftsträchtigen Zeit vor lauter Afterweisheit des Petrus jämmerlichen Angstruf wiederholen: „Herr, hilf uns, wir versinken!"

Es gibt keine ewigen Werte! Aber schon vor zehntausend Jahren war eine gesunde, blühende Mutter mit einem gesunden blühenden Kinde auf den starken Knien oder an der üppigen Brust ein hoher Wert; sie werden's auch nach zehn- und hunderttausend Jahren noch sein. — Recht und Gesetz wandeln sich; aber der gerechte Mensch, der mit reinem Herzen und klarem Verstande das Recht seiner Zeit auch in den verwickeltsten und gefährlichsten Einzelfällen zu suchen und zu finden wagt, ist — menschlich gesprochen — ewig! — Auch das Wissen ist nicht im absoluten Sinne ewig. Die Erkenntnis von vorgestern wurde gestern bestritten, sie wird heute belächelt, man wird sie morgen vergessen haben. Aber der wissende Mensch ist so ewig wie die träumenden Eichen, die spinnenden Raupen. Er lauscht mit Ehrfurcht oder auch mit keckem Mut hinab in das tausendstimmige Tosen und Raunen der Natur und stellt ihr Fragen, Fragen des Kindes, Fragen des Knaben, Fragen des Jünglings, des Mannes, des Greises. Und die gütige Urahne und Mutter Natur gibt jedem die Antwort, die er verstehen und in seinem Leben verwerten kann. — Es gibt keine ewigen Werte, aber es gibt Werte, für die man eine Ewigkeit arbeiten möchte, eine Ewigkeit werben, eine Ewigkeit leiden und sterben.

Wir wollen hier keine Kritik von Spenglers bekanntem Buch schreiben, so nötig es auch — trotz

allem, was dagegen schon gesagt worden ist — noch wäre. Wir wollen von junger, gläubiger Kultur Zeugnis ablegen, und da pflanzte sich mitten auf unseren blumigen Weg das greisenhafte, ungläubige Gespenst, das wir soeben mit ein paar Herztönen beiseite gestoßen haben.

Jetzt ist die Bahn frei für die Erörterung einer Kulturbewegung, die wir in Deutschland mit ihrem Schöpfer Adolf Damaschke Bodenreform nennen, während sie in den angelsächsischen Ländern der Erde mit Einschluß der Vereinigten Staaten Nordamerikas den dürren und fast abschreckenden Namen Single-Tax-Bewegung, also etwa „Einheitssteuer-Bewegung" angenommen hat, wobei noch bemerkt sei, daß die „Einheitssteuer" zugleich auch die einzige Steuer sein soll, die man nach Durchführung der geplanten Bodenrechtsreformen noch erheben würde.

Diese große Kulturbewegung, die das Ziel verfolgt, den freien Menschen mit dem freien Boden — das heißt dem frei zugänglichen und dem von jedem Wucher befreiten — zu verbinden, um alle freiwillige Arbeit zu entfesseln, den Müßiggang durch Entbehrungen zu strafen und zu spornen, die Gütermenge zu vergrößern, die Stunden der Erholung zu mehren und zu veredeln, ist — seltsamer Kontrast, noch seltsamerer Einklang! — unter den Angelsachsen von einem Manne eingeleitet worden, der auch vom Untergang des Abendlandes geschrieben und geredet hat, von Henry George!

Aber mit einer grundlegenden Abweichung; er sagte nicht: Der Untergang ist unvermeidlich, ihr müßt euch damit abfinden! Sein Urteil lautete: Wenn ihr untergeht, dann wegen eurer Blindheit, die euer Bodenunrecht nicht sah, oder wegen eurer Feigheit, die es nicht wagte, gegen den Willen der machtvollen Grundrentenbezieher Unrecht in Recht zu wandeln.

Mit Spengler stimmt er darin überein, daß auch er die Weltstädte, wie sie heute sind, für Kulturgräber hält. Aber während Spenglers müder Fatalismus — wie weit er auch unseren Vorwurf von sich weisen mag — vor diesen Massengräbern Götzenopfer einer geradezu dumpfen Fügsamkeit bringt, reckt George sich, vor Zorn und Liebe flammend, empor und ruft mit seinem unsterblichen Hauptwerk „Progress and Poverty" (als „Fortschritt und Armut" auch deutsch wiederholt erschienen): Schöpft die Grundrente der Weltstädte und leitet sie in die öffentlichen Kassen; laßt sie von dort hilfespendend unter die entartenden Großstädter zurückfließen; schafft vernünftige Bauordnungen, öffnet die Umgebung als Siedlungsland und — feiert einen überwältigenden Kultursieg über die finsteren, knirschenden Barbarenscharen der „slums" und „Scheunenviertel", die sonst wohl euch gegenüber die Rolle der Goten und Vandalen spielen könnten.

Was dieser mannhaft entschlossenen Kulturbewegung ihre Schwingen verleiht, ist — in scharfem Gegensatz zu Spengler — gerade ihr Glaube an die Ewigkeit der Völker und an den absoluten Wert der sittlichen Tat. Noch kein Kulturvolk, so sagt sie, ist eines natürlichen Todes gestorben. Äußere Gewalt oder innere Fäulnis haben, einzeln oder vereint, die verschwundenen Kulturvölker der Vorzeit vom Erdboden vertilgt. Beidem kann man entgegenwirken; der äußeren Gewalt dadurch, daß man ihr durch Befreiung der Erde aus den Klauen des Wuchers und durch ihre Heiligung zum allgemeinen Arbeitsfelde aller Völker den Anlaß nimmt, sich zu betätigen; der inneren Fäulnis dadurch, daß man durch ein vernünftiges und sittliches Bodenrecht überall die Schranken zwischen Arbeitslust und Arbeitsgelegenheit entfernt, dem Bauernlegen ein Ende macht, und wo es schon tödlich zu wirken droht, eine Wiederbesiedlung des nichtstädtischen Bodens ins Werk setzt.

Soweit dieses kühne Programm international ist, stehen seiner Durchführung schier unüberwindliche, wenn auch nicht ganz hoffnungslose Schwierigkeiten gegenüber. Soweit es aber national ist, also dem Faulwerden eines Volkes in seinem Innern vorbeugen will, kann es in einem einzigen Jahrzehnt begonnen und durchgeführt werden.

Es kennzeichnet die hohe Vernunft, die aus Adolf Damaschkes gesamtem Lebenswerk spricht, daß er seine ganze Kraft dem nationalen Programm der Bodenreform widmete und das inter-



nationale nur mit flüchtigen Blicken streifte, wie er sich denn auch sein Leben lang gegen das dürre Gespenst der „Einheitssteuer" mit vollem Erfolg gewehrt hat. Er schreitet nicht auf einem, sondern auf Dutzenden von Wegen zum Ziel. Wohnungsnot, Arbeitsnot, Nahrungsnot, Lohn- und Steuerfragen, Siedlungs- und Verkehrspläne, Ackerland und Stadtland, Kanäle und Wege, Wasserkräfte und Kohlenschätze, Volksgesundheit, Volksbildung, Heimatschutz und Heimatliebe, Nationalkraft, Nationalstolz, Kultur: alles wurde und wird ihm in beseelten Händen zum willigen Gefäß, das seinen heilenden und stärkenden Trank aufnehmen muß. Dabei wußte er, der, überall erfolgreich, auch überall als Bundesgenosse begehrt wurde, seine Lehre von allen fremden Beimischungen rein zu erhalten. So schuf er den einen großen, ganz Deutschland überspannenden „Bund deutscher Bodenreformer", der Mitglieder aller politischen Parteien, Leute aus allen deutschen Ständen, Landschaften, Konfessionen und Weltanschauungslagern umfaßt.

Eine große Tat, die aber erst dann in richtiger Beleuchtung vor uns steht, wenn wir, die sonst so uneinigen Deutschen, einen prüfenden Blick nach dem benachbarten England werfen. Wir bemerken dann nicht ohne Staunen, daß dieses nationalste Volk Europas, das seine feste Eigenart einem erheblichen Bruchteil der ganzen Erde aufzuzwingen wußte, zu einer einheitlichen, nationalen englischen Bodenreform bis heute nicht durchgedrungen ist. Vielmehr gibt es dort drei Bodenreformrichtungen, die radikalen „Bodenenteigner", die gemäßigten „Bodenbesteuerer" und die mehr als vorsichtigen „Bodenkäufer". Jede dieser Richtungen hat sich eine feste Organisation gegeben. Es stehen daher in der oben eingehaltenen Reihenfolge neben- und gegeneinander die „Bodenpartei des Gemeinwesens" (The Commonwealth Land Party), „Das Vereinigte Komitee für die Besteuerung der Grundrente" (The United Committee for the Taxation of Land Values) und „Der Landnationalisierungsbund" (The Land Nationalisation Federation). Dies unerquickliche Verhältnis gestaltete sich dadurch noch stacheliger, daß zwei politische Parteien Englands für zwei verschiedene heimische Bodenreformgruppen eintreten, nämlich die Liberalen für „das vereinigte Komitee" — was sie übrigens nicht hinderte, gelegentlich auch mit den „Bodenkäufern" zu liebäugeln —, die „Unabhängige Arbeitspartei", der sozialistische Stoßtrupp der massigen „Labour Party", für die „Enteigner". Inzwischen hat aber die „Labour Party" die Stürmer und Dränger der „Independent Labour Party" an die Kandare genommen und ein sehr behutsames, aber doch wirksames Bodenreformprogramm aufgestellt, in dem Gedanken der „Käufer" und der „Besteuerer" mit sozialistischen Erwägungen verschmolzen sind. Diese Wendung der Dinge bestimmte den geistvollen Führer der radikalen „Enteigner", Herrn Robert Leonard Outhwaite, den sein heißer Bodenreformatem schon von den Liberalen, unter denen er jahrelang im Unterhause saß, zu den Sozialisten getrieben hatte, nunmehr, d. h. am 15. August 1923, aus der „Unabhängigen Arbeitspartei" und damit auch aus der „Labour Party" zu scheiden und seine eigene „Partei" zu gründen, die aber noch keinen Parlamentssitz zu gewinnen vermochte. (Wer näheren Aufschluß über die hier berührten Gruppierungen und Verwickelungen und über die gesamte Geschichte der englischen Bodenreform wünscht, sei auf das Buch: „Bodenreform und Bodenreformpartei in England" von Dr. Karl Schewe, Verlag G. Fischer, Jena 1925, verwiesen.)

In anderen Ländern, angelsächsischen und nicht angelsächsischen, ist die Bodenreformbewegung einheitlicher, in wieder anderen, wie vor allem in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, ist sie noch mehr zersplittert, geradezu unter Klubs und Konventikel verzettelt.

Eins aber haben alle diese Organisationen gemeinsam: den jugendfrohen und jugendstarken Glauben an den Fortschritt der Kultur, an die Erlösung der edlen Schaffenskräfte der Menschheit aus den Banden und Krallen des Wuchers.

In diesem Glauben besitzen sie, bewußt oder unbewußt, eine neue und kerngesunde Philosophie, deren Inhalt wir bereits angedeutet haben. Sie gipfelt in zwei Sätzen:

1. Das natürliche Lebensalter der Völker zählt nach Jahrtausenden.

2. Wenn man dem arbeitswilligen Menschen die freie Erde erschließt, dann werden seine guten Eigenschaften seine bösen überwuchern.



Wie man sieht, wurzeln beide Sätze in einem dritten, ihrem mütterlichen Reimgrund. Dieser dritte Satz lautet: Der Weltgrund ist vernünftig!

Mit dieser Erkenntnis bricht eine Flut von Licht herein über die allgemein beobachtete Tatsache, daß die Bodenreform in allen Ländern und allen Lagern, wo sie verkündet wurde, neben schlichten Herzen auch hervorragende Köpfe rasch gewann und lebenslang fesselte, ohne aber zu einer elementaren Massenbewegung zu werden wie vor Jahrzehnten der Liberalismus und dann der Sozialismus und nun jüngst sogar der Kommunismus.

Sie setzt — das ist die Erklärung — ein viel größeres als das liberale, sozialistische oder kommunistische Abstraktionsvermögen voraus, um den Schritt von den tausend Übeln des Alltags zu dem einen Grundübel des Bodenunrechts zu ermöglichen; aber auch wieder die beweglichste Phantasie, um diese zentrale Wahrheit zu den Nöten jedes Tages und jedes Jahres in die richtige Beziehung zu bringen.

Ja, sie erfordert, um in ihrer ganzen Tiefe erfaßt werden zu können, den Glauben an die Vernunft des Weltgrundes, also eine metaphysische Kraft, die mit dem Menschen geboren wird wie die Gabe des Sehers, des Künstlers.

Wie aber jede große Heilslehre neben ihrer esoterischen auch eine exoterische Form hervorgebracht hat, so auch die Bodenreform. Als schlichte, aus einzelnen volkswirtschaftlichen Sätzen für den praktischen Verstand aufgebaute Lehre von dem Kampf gegen Wohnungsnot, Nahrungsnot, Arbeitsnot, Krankheit und Erbitterung vermag sie immer noch Begeisterung und Opfermut zu wecken. Ja, sogar der auf einen Punkt eingestellte Kampf für wucherfreie Heimstätten ist, bewußt oder unbewußt, ein Kampf junger, gläubiger Kultur.

Wem es aber vergönnt ist, im Aufblick zur Ewigkeit die weitausladende Krone dieses ganzen Reformbaumes zu sehen und dabei in der Tiefe unter seinen Füßen ihre verborgensten und stärksten Wurzeln zu spüren, der ist für alle Zeit und in jeder Lage gefeit gegen die müde Afterweisheit der Fatalisten aller Zonen und Zungen.

Dr. Karl Schewe

Die Krise in der sozialistischen Arbeiterbewegung Europas

Der beispiellose Aufschwung, den die Arbeiterbewegung Europas und besonders die sozialistische — oder wie sie sich nennt freigewerkschaftliche — Arbeiterbewegung nach Kriegsende und den damit verbundenen politischen Umwälzungen genommen hat, und der im Jahre 1920 wohl seinen Höhepunkt erreichte, ist in der Folgezeit und besonders in den Jahren 1921—1923 einem stetigen Mitgliederrückgang gewichen. Die statistischen Berichte der einzelnen Länder bestätigen dies. Allein im Jahre 1923 verloren die freien Gewerkschaften in Deutschland 1500000, in Frankreich 700000, in England 600000, in Österreich 160000, in den Niederlanden 40000, in der Schweiz 30000 usw. Mitglieder.

Die Ursachen für diesen Niedergang sind zum Teil auf die wirtschaftlichen Krisen, zum Teil aber auch auf die Zerrüttung innerhalb der Arbeiterbewegung — besonders auf den Kampf zwischen Sozialisten und Kommunisten um die gewerkschaftliche Form und Taktik — zurückzuführen. Überall in Europa macht sich die kommunistische Zersetzungsarbeit bemerkbar, welche wirksam von den russischen Bolschewisten unterstützt wird. Zur Durchsetzung und Zermürbung der freien Gewerkschaften hat nämlich Moskau die Zellentheorie verkündet und praktisch angewandt. Die freien Gewerkschaften werden als wichtiges Hilfsmittel des Kommunismus gewertet. Wie großzügig die Bearbeitung der freien Gewerkschaften betrieben wird, erhellt schon allein die Tatsache, daß Moskau in Berlin ein „Mitteleuropäisches Bureau" unterhält, welches

mit 18 Sekretären besetzt, die Aufgabe hat, die Durchdringungsarbeit in den freien Gewerkschaften zu leisten. Neben dem „Mitteleuropäischen Bureau“ besteht in Deutschland dann noch ein „Reichsarbeitsausschuß der revolutionären Gewerkschaften“. In diesem Ausschuß ist die „Opposition“ der freien Gewerkschaften vertreten. Auch die Verbände der ausgeschlossenen Bauarbeiter und Eisenbahner, die Union der Hand- und Kopfarbeiter und der Schiffahrtsbund sind beteiligt. Die Organisation der Zellenbildung geschieht nach Industriegruppen gesondert. Der ganze kommunistische Gewerkschaftsaufzug figuriert in der „Roten Gewerkschaftsinternationale“ als „Deutsche Landeszentrale“.

Auf sozialistischer Seite steht man diesen Dingen mit Besorgnis gegenüber. Viel verspricht man sich von der Konzentration der gewerkschaftlichen Kräfte. Der Leipziger Gewerkschaftskongreß von 1922 nahm mit überwältigender Mehrheit an Stimmen eine Resolution an, in welcher die Errichtung von Industrieverbänden durch den Zusammenschluß der heute bestehenden Berufsorganisationen gefordert wird. Die Verwirklichung derartiger Ideen ist natürlich nicht immer ganz einfach. Vielfach rennen die Zusammenschließungsbestrebungen in der gewerkschaftlichen Verwaltungspraxis scharf aufeinander. Man nehme nur die vielen Grenzstreitigkeiten zwischen den Gemeindearbeitern und Verkehrsarbeitern wegen der Zugehörigkeit der Straßenbahner. Man erinnere sich ferner des tarifwidrigen Streiks der sozialistischen Heizer und Maschinisten gegen einen vom sozialistischen Metallarbeiterverband abgeschlossenen Tarifvertrag für die Eisen- und Stahlindustrie, weil die Heizer als selbständiger Tarifkontrahent anerkannt werden wollten und ihr Organisationsfeld gegenüber dem Metallarbeiterverband und den anderen Fachgewerkschaften keineswegs abgegrenzt war.

Ob man aber mit der Konzentration der Kräfte den Verfall innerhalb der Gewerkschaftsbewegung wirksam Einhalt tun kann, bleibt dahingestellt. Wenigstens lassen die bisherigen Erfahrungen nicht darauf schließen. So steht beispielsweise der auf dem Leipziger Kongreß mit so vielen Hoffnungen ins Leben gerufene „Allgemeine Deutsche Beamtenbund“, der auch durch einen Organisationsvertrag mit dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und der Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände eng verbunden ist, heute vor dem Zusammenbruch. Die heftigen Parteikämpfe innerhalb der freien Gewerkschaften Deutschlands spiegeln sich in den Berichten der einzelnen Organisationen. Die freien Gewerkschaften sind längst nicht mehr frei; sie sind heute nur zum Teil noch sozialistisch, zum Teil sind sie kommunistisch geworden. In den meisten andern Ländern Europas kann man dasselbe Bild beobachten. Bereits im Dezember 1921 hat sich in Frankreich die kommunistische Richtung von der sozialistischen Gewerkschaftszentrale, der „Confédération Générale du Travail“, abgespalten und in der „Confédération Générale du travail Unitaire“ zusammengeschlossen. Etwas früher noch hat sich die Spaltung, in der spanischen Arbeiterbewegung vollzogen. Die Zustände in der spanischen Gewerkschaftsbewegung werden so recht durch die Vorgänge anläßlich der Eröffnung des Kongresses der „Union General de Trabajaderes de España“, der vom 18.—24. November 1922 zu Madrid tagte, beleuchtet. Bei der Begrüßungsrede wurden von kommunistischer Seite von der Galerie zwei Revolverschüsse in der Richtung nach dem Redner abgefeuert, wodurch drei Kongreßteilnehmer verwundet worden sind, und zwar einer tödlich. Auch in Belgien und den Niederlanden tobt heute mehr denn je zwischen den Sozialisten und Kommunisten der Kampf um die Führerschaft in der Arbeiterbewegung. In den Gewerkschaften in der Tschechoslowakei und in Polen gewinnt der Kommunismus immer mehr an Boden. Während in Schweden der Einfluß der sozialdemokratischen Linkspartei, die der kommunistischen Bewegung sehr nahesteht — sie ist der Roten Gewerkschaftsinternationale angeschlossen —, unter den Gewerkschaften immer mehr wächst, sind die Gewerkschaften Norwegens, Finnlands und Lettlands heute schon vollkommen in der Hand der Kommunisten.

Bei dem Wirrwarr in der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung nimmt es kein Wunder, wenn diese Bewegung heute selbst in Arbeiterkreisen einen großen Teil der Sympathie verloren

hat, die ihr bisher in so reichem Maße entgegengebracht wurde. Der Hochgang der christlichen und nationalen Arbeiterbewegung in einer Reihe von Ländern ist nicht zuletzt die Folge der Krise in den freien Gewerkschaften. So hat beispielsweise in Deutschland die christlichnationale Organisation es verstanden, namentlich durch Angliederung gewerkschaftlicher Angestelltenverbände, ihre Zahl auf 40% des Bestandes der freien Gewerkschaften zu heben. In Österreich stieg die Zahl der christlichen Gewerkschaftsmitglieder von 20000 im Jahre 1918 auf 80000 im Jahre 1923. In Frankreich hat die Zahl der Anhänger der „Confédération Française des Travailleurs Chrétien" (Christliche Arbeiterzentrale) die der sozialistischen und kommunistischen Zentralen erreicht. Beachtenswerte Erfolge hatten weiter die christlichen Gewerkschaften Belgiens, der Niederlande, Ungarns, der Tschechoslowakei, Polens usw. zu verzeichnen. Eine nicht minder bedeutsame Stärkung hat aber auch der nationale Gedanke in der Arbeiterbewegung erfahren. Man nehme nur — um ein Beispiel herauszugreifen — den Aufstieg der faszistischen Arbeiterbewegung in Italien. Selbst in die Hochburgen der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung ist hier der nationale Faszismus eingedrungen. Nach Mitteilungen von „Lutte Syndicale" vertreten auf dem kürzlich abgehaltenen Kongreß des italienischen Metallarbeiterverbandes, dessen Mitgliederzahl von 181930 im Jahre 1920 auf 23523 im Jahre 1923 zurückgegangen ist, die nationalen Faszisten 10% der Mitgliederstimmen.

Einen Teil der Schuld an dem Zerfall der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung trägt die innere Beschaffenheit der Organisationen selbst. Von den englischen Gewerkschaften pflegte man früher zu sagen, daß sie auf die Organisation von Facharbeitern beschränkt, die Aristokratie der Arbeiterschaft vertrete. Dies ist heute nicht mehr ganz zutreffend. Durch die Organisierung der ungelernten Arbeitermassen kamen unruhige Elemente in der englischen Arbeiterbewegung zur Geltung, welche die Gewerkschaftsbewegung wenn auch nicht bestimmten, so doch manchmal nicht unwesentlich beeinflußten. Nach „Labour Gazette" nimmt beispielsweise die „Amalgamated Engineers Union" (Maschinenbauer-Verband) zurzeit Berufsangehörige auf, nachdem sie drei Monate in der Maschinenindustrie gearbeitet haben. Früher war eine zweijährige Berufsangehörigkeit Aufnahmebedingung. Auch in Deutschland war die Gewerkschaftsbewegung in ihren Anfängen auf einer fachlichen Vertretung aufgebaut. Dies hat sich heute gänzlich verändert. Die Berufsverbände sind im Laufe der Zeiten gemischt-fachlichen Facharbeiterorganisationen, deren Entwicklung heute weder theoretisch noch praktisch abgeschlossen ist, gewichen. Und besonders durch die Revolution ist der innere berufsständige Wert der Gewerkschaften verloren gegangen. Hierzu kommt noch, daß sich die Gewerkschaften durch die satzungsgemäße Pflicht, alle Maßnahmen der Führer einer Urabstimmung vorzulegen, den verderblichen Masseneinfluß verstärkt haben. In den Gewerkschaftsversammlungen stellt heute das jugendlich-radikale Element die Masse und beherrscht folglich die Masse. In den meisten andern europäischen Ländern trifft man ähnliche Zustände. So sind beispielsweise in Frankreich, und zwar im Pariser Bauarbeiterverbande, neben gelernten Bauhandwerkern alle möglichen Arbeiterkategorien, wie ungelernte Arbeiter, Kutscher usw. vereinigt. Überhaupt kann man in Frankreich — gerade wie in Deutschland — eine Bewegung beobachten, die darauf hinauszielt, alle nur denkbaren Berufsarten des Landes in gewerkschaftlichen Syndikaten zusammenzuschließen. In der „Confédération Générale du Travail" findet man neben der Lohnarbeiterschaft Beamte, Lehrer, Künstler usw. vertreten, die — gerade wie in Deutschland — vielfach radikaler als die Arbeiter selbst sind.

Während des Krieges und in der nachfolgenden Zeit hat der Gedanke der internationalen Arbeiterverbrüderung wohl das größte Fiasko erlebt, das jemals eine Idee erleiden kann. In Erinnerung steht noch die Absage, die der freien Gewerkschaftsbewegung Deutschlands seitens der Arbeiterbewegung in den Ländern der Alliierten zuteil ward. Ungeachtet dieser und verschiedener anderer Erfahrungen hält die freigewerkschaftliche Arbeiterbewegung und besonders diejenige Deutschlands mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, an dem inter-

nationalen Gedanken fest. Das kommt wohl daher, daß der deutsche Arbeiter und speziell der freigewerkschaftlich organisierte, Illusionist ist. Trotz der gewaltigen Enttäuschung, die beispielsweise die Politik der Arbeiterregierung Ramsay Macdonalds den deutschen Illusionisten bereitet hat, halten letztere unentwegt an den Phantastereien und Irrtümern fest. Die freigewerkschaftlichen Arbeiter Englands und Frankreichs denken in dieser Hinsicht ganz anders. Auf einem internationalen Sozialistenkongreß konnte es sich ereignen, daß ein französischer Sozialist den Satz vertrat, die Vertretung nationaler Interessen Frankreichs durch Sozialdemokraten verstoße nicht gegen den Internationalismus, während bei derselben Tagung und schon vorher deutsche Sozialisten und Gewerkschaftler der Internationalen zuliebe das Bekenntnis von der alleinigen Schuld Deutschlands am Weltkriege aussprachen! Bemerkenswert ist noch, daß von einem praktischen Einfluß der deutschen freien Gewerkschaften in der Internationale — von Redensarten abgesehen — überhaupt nichts zu merken ist.

Ein Mangel der freien Gewerkschaften, der ebenfalls von tiefeinschneidender Bedeutung ist, ist die Verquickung von Gewerkschafts- und Parteipolitik. Der hohe Idealismus, der die Arbeiterbewegung in ihren Anfängen getragen und der sie zu machtvollen Organisationen aufblühen ließ, ist heute längst verschwunden. Die freigewerkschaftliche Arbeiterbewegung kennt heute keine ethisch-nationalen, sondern nur noch eigennützig-materielle Gesichtspunkte. Der Sozialismus mit seiner veralteten starren Parteidogmatik gibt heute der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung das Gepräge. Dies gilt ganz besonders für Deutschland. Hier bilden die freien Gewerkschaften eine Nebenregierung, die an die Staatsleitung Forderungen rein politischer Art stellt und deren Durchführung unter Androhung des Generalstreiks förmlich erzwingt. Man nehme nur beispielsweise die Märzereignisse 1920. Um die Gegenrevolution zu unterdrücken und den kommunistischen Terror im Ruhrgebiet zu bekämpfen, mußten erst lange Verhandlungen mit den Gewerkschaften geführt werden. Bezeichnend ist ferner die Tatsache, daß 1922 der deutsche Reichstag seine Verhandlungen aussetzen mußte, bis die freien Gewerkschaften auf ihrem Verbandstage zu Leipzig zu den strittigen Fragen Stellung genommen hatten. In den letzten Jahren haben sich auch die englischen Gewerkschaften immer mehr auf das politische Gebiet begeben. Dies zeigt so recht das Eindringen der Arbeitervertreter in das englische Parlament. Hier waren 1900: 2, 1906: 29, 1910: 40, 1918: 70, 1922: 142 und 1923: 192 Arbeitervertreter. Analog mit der Politisierung der englischen Gewerkschaften ging die Steigerung der Forderungen auf politischem Gebiete. Heute verlangt man das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, das durch schrittweise Ausschaltung des Privatkapitals, namentlich durch schleunig durchzuführende Verstaatlichung der Eisenbahnen, Bergwerke und der elektrischen Kraft erreicht werden soll; ferner verlangt man eine scharfe steuerliche Erfassung des Privatbesitzes, demokratische Verwaltung der Wirtschaft und Ausbau der sozialen Einrichtungen. Überall in Europa nehmen heute die politischen Forderungen in dem Programm der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung Vorderstellung ein.

Dabei macht der Radikalismus immer mehr und mehr Schule. Auf dem skandinavischen Arbeiterkongreß, der am 8. Dezember 1919 in Stockholm tagte, wird ausdrücklich betont, daß die Gewerkschaften nicht allein Werkzeug zur Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiterklasse, sondern in erster Linie ein Mittel seien, die bestehende Gesellschaft zu stürzen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit maßen die freien Gewerkschaften sich heute das Machtgefühl an, die politischen Fragen ausschlaggebend zu bestimmen und als Diktatoren aufzutreten. Brachte es doch die Gewerkschaftsinternationale in Amsterdam sogar fertig, an einen europäischen Staat, Ungarn, gewissermaßen den Krieg zu erklären. Das Resultat war natürlich eine ungeheure Blamage. Das Beschreiten der politischen Pfade hat der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung kein Glück gebracht. Nicht zuletzt ist es die Ursache der gegenwärtigen Krise. Das ureigene Gebiet der Gewerkschaftsbewegung ist das wirtschaftliche und niemals die Politik.

Heinrich Göhring

Rußland und wir

Seit sich in Rußland vor nunmehr acht Jahren in schwindelnd rascher Folge die Übergänge von der Herrschaft des Zarenadlers bis zum Siege der roten Fahne vollzogen, sucht man in Deutschland — immer noch vergeblich — die richtige Einstellung zu dem neuen, rätselvollen Staatengebilde zu gewinnen. Diese Hilflosigkeit, die leider auch die Politik des auswärtigen Amtes kennzeichnet, beruht auf dem alten deutschen Fehler, völlig andersartige Menschen und Verhältnisse mit den aus heimischen Zuständen gewonnenen Maßen messen zu wollen, einem Fehler, der namentlich bei der Einschätzung Rußlands von jeher zu den lächerlichsten Entgleisungen geführt hat. Der Rußlandreisende glaubte, Land und Volk in Petersburg und Moskau als den Brennpunkt russischen Lebens studieren zu können, ohne zu ahnen, daß die in den Städten sich verkörpernden Daseinsformen und die von den Städten ausstrahlende bürokratische Verwaltung überhaupt das einzige halbwegs Europäische in Rußland waren, vergleichbar der englischen Verwaltung und den europäischen Stadtvierteln in Indien. Und doch scheint mir dieser Umstand von ausschlaggebender Bedeutung für die Beurteilung der heutigen Zustände in Rußland und für die Frage, was Rußland, jetzt und künftig, für Deutschland bedeuten könne.

Wer in Kriegszeiten russische Gefangene häufiger beobachten konnte, wird den Typus eines ziemlich klein gewachsenen, aber gedrungenen und derbknochigen rundschädeligen Menschen im Gedächtnis haben. Er ist in Rußland vorherrschend. Der russische Typus, wohl überwiegend gotischen und normannischen Geblüts, eine langschädelige Edelrasse von hohem Wuchs, mit rötlichblondem Haar und lichtblauen Augen, ist nur selten, am häufigsten noch in einigen zentralen Gouvernements und wohl auch in Sibirien, vertreten. Beim Anblick solcher Menschen wurden mir die Gestalten der russischen Heldensage, die Kämpfe und Sitten des ritterlichen Zeitalters der Russen verständlich. Der heutigen Rasse stehen sie weltenfern. Sie ist das Ergebnis einer Mischung jener alten, in ihrem Wesen europäischen Rasse mit vollkommen blutfremden, in der Hauptsache finnischen und tatarischen Völkern; der Russe von heute ist ein ausgesprochen asiatischer Mensch geworden. Den Gegensatz dieser grundverschiedenen Menschenarten kann ich, ohne ein Werturteil aussprechen zu wollen, etwa durch folgende Gegenüberstellungen anschaulich machen: Willensmensch — Triebmensch; formenschaffend — ins Formlose zerfließend; handelnd — duldend. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts war die Asiatisierung der Rasse längst vollzogen. Aus dem von den Tatarenhorden über den Haufen gerannten mannigfach gegliederten Kleinstaatengebilde voller Leben und Eigenart war ein formloser Brei geworden, dessen trägem Fluß jeweilig von dämonischen Führernaturen, wie Iwan dem Schrecklichen, eine die benachbarten kleinen Staaten mit dem Erstickungstode bedrohende Richtung gegeben wurde. Diese zerfließende Masse wurde dann von Peter dem Großen, einem europäischen Willensmenschen, doch mit asiatisch ungezügelten Trieben, in europäische Staats- und Gesellschaftsformen gezwungen, die sie, anfangs widerstrebend, dann immer widerstandsloser sich fügend, dulden mußte. Bis zum Jahre 1917 hat das russische Volk diese Formen geduldet, die ihm von außen aufgezwungen, innerlich aber durch die zwei Jahrhunderte ihrer Geltung unverändert fremd geblieben waren; und es hätte sie durch absehbare Jahrhunderte, als gottgewollte, duldend getragen, wenn nicht seinem stumpfen, unbewußten Widerstreben durch eine dritte Kraft, die in der jüdischen Rasse tätige, jene scharfe, zersetzende Wirkung gegeben worden wäre, die, als die durch frühere Stöße erschütterten Formen nun innerlich morsch und zerfressen waren, ihren fast lautlosen Zusammenbruch herbeiführte.

Ich verglich vorhin die dem russischen Volke übergeworfene europäische Zwangsjacke mit dem englischen Element in Indien. Der Vergleich führt mich weiter: Auch zwischen den Völkern spürt der einfühlende Beschauer zutiefst wesensverwandte Züge. Wer russischem Wesen näherkommen will, dem seien etwa Rainer Maria Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" empfohlen. Er wird dieselbe Gleichgültigkeit allen Dingen und Bindungen des äußeren Lebens gegenüber bemerken,

die auch dem Inder eigen ist. Aus der Seele seines Volkes heraus hat Tolstoi für sie das Wort vom „Nicht-Widerstreben dem Bösen" geprägt; das Böse ist aber dem Russen alles, was dem freien Ausströmen seiner seelischen Kräfte, der ungehemmten Entfaltung seiner mystisch-religiösen Triebe Gewalt antun will: jede Form politischen oder gesellschaftlichen Zwanges, jede Regierung, jede äußere Ordnung überhaupt. Der Russe hat seine Revolutionen nicht selbst gemacht. Er hat sich unter hypnotischem Zwang von einem fanatischen fremden Willen dazu führen lassen. Einen unauslöschlichen Eindruck habe ich von den tausend- und aber tausendköpfigen Massen empfangen, die im Februar 1917 vor dem Zusammenbruch sich langsam durch die Straßen Petersburgs, über die Brücken des gewaltigen Newastromes schoben, nicht tobend und schreiend, sondern mit dumpfem, einem fernen Donner gleichen Murmeln. Und als das Zwangsgerüst der Zarenregierung zusammengebrochen war, ergossen sich dieselben Fluten über die Straßen, feierlich und würdevoll, wie endlose kirchliche Prozessionen, und die Zeitungen konnten mit Recht bewundernd „Seine Majestät, das Volk" preisen. Aber dann ist „Seine Majestät, das Volk" wieder zu Taten von unerhört kannibalischer, aller europäischen Möglichkeit spottender Scheußlichkeit hypnotisiert worden.

An den Inder gemahnt neben der Wirklichkeitsverneinung andererseits das ganz in innerem, brünstig religiösem Schauen aufgehende Seelenleben des Russen. Nur daß es nicht so fruchtbar ist: nie hat es diese tropische Fülle grotesker Gestaltungen getrieben. Wie Weihrauch von mystischem Duft liegt es auf der uferlosen Steppe, verdichtet es sich in dem in mattem Altgold schimmernden, von einem Heer lebendiger Kerzenflämmchen erwärmten, schweren und süßen Dämmer der Kirchen. Ja, die Kirche: ihre Diener sind lächerliche, belachte Narren; aber das Priesterkleid ist heilig, heilig, wie der Kultus, den das russische Volk seinem russischen Christus weiht. Heute ist auch die Kirche, diese echte Schöpfung der russischen Rasse, dem allgemeinen Zersetzungsprozeß zum Opfer gefallen. Mit tödlichem Haß befehden sich die „alte" und die neue „lebendige" Kirche. Als ob der Russe eine „lebendige" Kirche brauchte! Sie soll ihm nichts sein als das in tausendjähriger Heiligkeit strahlende Gefäß für seine religiöse, durch keinerlei Dogmenzwang gehemmte Inbrunst.

Ein tief im russischen religiösen Wesen wurzelnder, gleichfalls mit dem Inder ihm gemeinsamer Zug, ist die — der Europäer urteilt: abergläubische — Verehrung der Besitzlosigkeit, der körperlichen und geistigen Armut, ja auch der körperlichen und geistigen Krüppelhaftigkeit. Der barfüßige Pilger im rauhen Linnenkleide, der Einfältige, der Krüppel, der Idiot sind Gottes liebste Kinder. Sie brauchen nicht das Mitleid der Gesunden, Starken, Reichen; sie sind ihnen keinerlei Dank schuldig für Brot und Obdach; nein, umgekehrt: diese, die Weltkinder, bedürfen der Sühne durch Gaben, die sie demütig jenen Christusboten darbringen. Wie sehr dieser Zug selbst in den höchsten Kreisen noch verbreitet war, beweist die unheimliche Rolle, die der in der Tat mit dämonischen Kräften ausgestattete Wollüstling und Betrüger, der kaum des Lesens und Schreibens kundige Grigori Rasputin, jahrelang, bis zu seiner Ermordung 1916, am Kaiserhofe spielte. Dieser Kultus der Armut entströmt den Tiefen russischen Wesens; in ihm tritt das heimliche Ideal zutage, das dem Russen, bewußt oder unbewußt, im Blute liegt: das Ideal der Besitzlosigkeit, der allgemeinen Gleichheit und dienenden Liebe, das kommunistische Ideal im altchristlichen Sinne, ein nur der asiatischen Menschenart gemäßes Ideal! Der Versuch, es unter europäischen Menschen in Wirklichkeit umzusetzen, schafft wilde, rohe Zerrbilder. Unter Vorspiegelung dieses — des kommunistischen — Ideals gelang es den heutigen Machthabern, den Totengräbern des Zarentums, mit unglaublicher Leichtigkeit und Schnelligkeit, sich des Erbes zu bemächtigen, der Regierungsgewalt, die sie nun mit unerhört blutiger Tyrannei handhaben. Nie hat es sich für sie um Verwirklichung jenes echt russischen Ideals in seinem wahren Geiste gehandelt; ja, keiner von ihnen, weder Trotzki-Bronstein, noch Sinowjew-Apfelbaum, ebensowenig wie Kamenew-Rosenfeld oder Radek-Sobelsohn, und wie sie alle sonst heißen mögen, konnte und kann es auch nur im entferntesten verstehen oder nachempfinden.

Wer sind sie, diese unheimlichen orientalischen Blutsauger, die plötzlich auftauchten in Rußland und überall waren, in den Volksansammlungen, auf den Straßen, in den Kasernen, in den Lazaretten? Wie auf einen geheimen Ruf waren sie alle erschienen, aus der Schweiz, aus dem Neuyorker Ghetto, aus der Bolschewistenschule zu Capri. Aus der Schweiz war das geistige Haupt des Ordens herbeigeeilt, Lenin-Uljanow, seiner Abstammung nach ein Angehöriger jenes halbwilden mongolischen Steppenvolkes der Kalmücken, das noch heute in Gesichts- und Körperbildung unverkennbar die Merkmale der Hunnen der Völkerwanderung trägt. Überragend an Geistesschärfe und unwiderstehlich suggestiver Willenskraft, wurde er der Attila, unter dessen Fuß alles Leben erstickte, auf dessen Wink tausend Schwerter blitzten und Blutströme quirlten, unter dessen Faust das Mütterchen Rußland, die heilige Dulderin, wimmernd verröchelte. Im September 1917 besetzte Lenin unter den Augen der liberalen Regierung Kerenskis gemeinsam mit den aus Neuyork erschienenen Trotzki-Bronstein und Sinowjew-Apfelbaum ein Palais an der Dreifaltigkeitsbrücke und machte es zu seinem Hauptquartier. Hier sah ich Lenin in seinen Anfängen eine Rede an ein dürftiges Menschenhäuflein halten; es waren keine fünfzig Menschen, zur Hälfte Neugierige und Spötter. Anderthalb Monate später war er der ungekrönte Zar, der das Grauen der Hölle, finsterer als der Schatten Iwans des Schrecklichen, auf das Land beschwor. Kerenski, der einzige sozialdemokratische Minister des ersten revolutionären Kabinetts, der nachmalige allmächtige Diktator, war nur dazu dagewesen, ihm den Weg zu bereiten; seine Regierung war weggeblasen, wie die des letzten Zaren.

Was wollte Lenin? War er nur gekommen, um zu zertrampeln, zu zertrümmern, zu morden? Lenin ist nun tot. Daß er ein Gläubiger war, ein von seiner Sendung innerlichst erfüllter Prophet des kommenden Reiches der kommunistischen Glückseligkeit, daran ist nicht zu zweifeln. Er glaubte an das Symbol, den aus dem Blutmeer — nach wievielen Menschenaltern? — aufsteigenden Stern. Was ist aber dieser Stern seinen Genossen? Was ist er jenen geheimnisvollen Unbekannten, die durch unbegrenzte Guthaben in den größten Bankhäusern Amerikas und Europas den Staatsstreich möglich machten, seinen Trägern die Millionen zusteckten, die sie verschwenderisch im Volke verstreuten, bis sie das russische Nationalvermögen in ihren Klauen hatten, das nun, dem verhungernden Rußland ausgepreßt, den umgekehrten Weg wanderte und noch heute wandert, um durch den teuflischsten Betrug der Weltgeschichte die europäischen Staatengebilde zu unterwühlen und auch auf ihren Trümmern den Stern der Herrschaft aufzupflanzen? Wem es gelang, durch den dichten künstlichen Nebel, der das wahre Geschehen drüben verhüllt, einen Einblick zu erhaschen, dem muß es längst klar geworden sein, daß Kommunismus, „Bolschewismus" ihnen nur ein Schlagwort war, dessen Schlagkraft naturgemäß das Volk mit der geeignetsten seelischen Einstellung zuerst, und zwar widerstandslos, erlag. In keinem Volke konnten sie mit gleicher Leichtfertigkeit ihren Stützpunkt aufrichten, wie in dem russischen, das nie einen nationalen Staat aus sich heraus geschaffen hat, dessen weiche Seele nur zerfließende, mystische Gebilde treiben, aber keine eigenen festen Formen schaffen kann. Die fieberhafte Tätigkeit, die sie entwickeln, die Minen, die sie von Rußland aus nach allen Seiten graben, um alle Staaten, denen europäische Zivilisation noch die Form gibt, und die sie durch das internationale Kapital schon geheim, doch unbeschränkt beherrschen, nun ganz zu zertrümmern und zu unterwühlen, zeigt, daß Rußland ihnen eben nur der Stützpunkt ist, durch dessen Ausfalltore die Weltherrschaft errungen werden soll.

Das erste Opfer sollte Deutschland sein. Schon glaubte man es sturmreif und war des Erfolges sicher. Und wahrlich, ein verlorener Weltkrieg, ein Versailler Friedensdiktat, ein tief erschöpftes an sich selbst verzweifelndes Volk, dessen berufene Führer in wilden Parteikämpfen einander zerfleischen: von Deutschland war kein ernster Widerstand mehr zu erwarten. Und doch hat es bisher noch standgehalten. Sind seines Volkes Lebenskräfte noch nicht versiegt, ist sein Kern noch triebkräftig? Wir dürfen es glauben. Aber wir dürfen nicht durch vorzeitiges Jubeln ihr stilles

Wirken gefährden. Daß sich gegen den Druck von außen ein erstarkendes nationales Bewußtsein stemmt, ist ganz natürlich und gibt an sich noch keinen Anlaß zum Frohlocken. Vielmehr wird durch die Erregung innerer Widerstände und die Entfachung des immer neuen verfluchten Parteigezänks das stille Walten und Gesunden der wirklichen, unbewußten Wesenskräfte des deutschen Volkes gehemmt, die allein das schleichende Gift überwinden können, das seinem Körper seit dem Friedensschluß von Brest-Litowsk unablässig eingeimpft wird. Nur das Wiedererstarken dieser geheimen inneren Kräfte ist imstande, deutsches Wesen vor endgültiger Zersetzung zu schützen. Solange die wirtschaftliche Not, der natürliche Nährboden der Krankheitserreger, anhält, ist das deutsche Volk nur auf diese ihm wesenseigenen Kräfte zum Widerstande angewiesen. Werden sie standhalten? Wenn ihre Quellen nicht gespeist werden, sicher nicht. Das Ende der wirtschaftlichen Not ist aber nicht abzusehen; sie wird immer schärfere Formen annehmen und immer neue, immer größere Scharen dem Zeichen des blutigen Sternes zuführen. Und die unter diesem Zeichen kämpfen, werden durch die bisherigen Mißerfolge nur zu immer neuen Anstrengungen angestachelt werden.

Das deutsche Wesen ist dem des heutigen Russen schnurstracks entgegengesetzt. Ist für diesen eine ausgesprochene Ordnungs- und Gestaltungsfeindschaft und eine im wirklichen Sinne kommunistische Einstellung bezeichnend, so liegt zutiefst im Deutschen ein Bedürfnis nach Ordnung: Ordnung in geistigen und irdischen Dingen, und die Freude am Eigenen, Selbstgeschaffenen. Das Ordnungsbedürfnis spricht sich schöpferisch aus im Trieb zu gliedern, zu gestalten. Das Leben des einzelnen, der Familie, des Stammes ringt nach Gestaltung in seinem Wesen entsprechenden Formen. Der Freude am Eigenen steht die Achtung vor dem Fremden ergänzend gegenüber, die Anerkennung des Rechtes eines jeden auf das von ihm selbst Erbaute, Erworbene. Diese Züge, durch Gemeinsinn geadelt, durch eine Weltanschauung auf religiöser (das religiöse Sehnen und Fragen ist trotz der Abkehr weiter Kreise des Volkes von den kirchlichen Formen stärker als je!), auf innerlichst religiöser Grundlage geeinigt und erstarkt, geben die Voraussetzung zur Schaffung eines nationalen Staates, die dem Russen von Natur abgeht. Dieser Mangel hat Rußland zum willenlosen Opfer seiner heutigen Machthaber werden lassen.

Haben wir denn einen nationalen Staat? Daß Deutschland in seiner heutigen politischen und gesellschaftlichen Gestaltung ein solcher ist, wird wohl keiner mehr im Ernst behaupten wollen, der über die Gründe der unaufhörlichen Krisen, des heillosen Parteiwesens, der allgemeinen tiefgehenden Unzufriedenheit nachgedacht hat. Nicht diese Regierung, nicht dieser Reichstag ist schlecht, sondern das ganze System, der unbesehen in abergläubischer Verehrung fremdländischer Schöpfungen übernommene Parlamentarismus, ist dem deutschen Volke nicht gemäß; sonst hätte schon längst aus seinem Willen die richtige Regierung, der richtige Reichstag entstehen müssen. Dennoch, diese Form zerbrechen wollen, bevor das Haus von innen heraus erneuert ist und die entsprechende Form sich naturnotwendig herausgebildet hat, wäre ein Wahnsinn. Auf den inneren Ausbau kommt jetzt alles an, auf die Umformung der gesellschaftlichen Gliederung. Die herrschende schichtenweise Lagerung der Stände bzw. Klassen des deutschen Volkes hemmt in verhängnisvollster Weise die Auswirkung der gesunden Volkskräfte, ja, sie macht das gleichmäßige Kreisen seines Lebensblutes durch die vielfach unterbundenen Adern des Volkskörpers unmöglich. Die Grenzen der Stände sind Einschnürungen im Volkskörper, die ihn zu einem mißgebildeten Krüppel machen und sein allmähliches Absterben zur Folge haben müssen.

Zu den gewaltigsten und schönsten Schöpfungen des deutschen Volkes gehören die großen reichsstädtischen Einheiten in ihrer mittelalterlichen Blütezeit, versinnbildlicht durch die stolzen, turmüberragten Städtebilder mit den von hochgiebligen, strebenden Häusern eingefaßten Straßen. In ihrer zunftmäßigen Gliederung ist der Gedanke der berufsständischen Ordnung verwirklicht. Es fehlt nicht an wertvollen Anregungen zur Übertragung dieses Gedankens auf das neuzeitliche, industriell eingestellte Deutschland. Es sind Wege gewiesen worden, wie die

unseligen Gegensätze zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern überbrückt, wie aus beiden Schichten in den einzelnen Erzeugungsgebieten Arbeitsgemeinschaften geschaffen werden können, die durch das Interesse am Gedeihen ihres Berufszweiges vom letzten Handlanger bis zum obersten verantwortlichen Führer unlöslich verbunden sind. Diese in sich festgefügten Gebilde ohne tödliche Querschnitte, aus gemeinsamem Boden entsprossen und in ihren Vertretern zu umfassender höherer Einheit verbunden, ergäben den deutschen nationalen Staat mit der aufrecht gegliederten Gesellschaftsordnung, im Gegensatz zu der schichtweise gelagerten. Ein solches Vaterland müßte ein jeder, der an seinem Aufbau mit beteiligt ist — und das sollen alle ohne Ausnahme sein —, mit der selbstverständlichen phrasenlosen Liebe umfassen, mit der wir unser Heimwesen hegen; ein solches würde auch der letzte Mann bis zu seinem letzten Blutstropfen verteidigen, ohne der Aufstachelung durch „patriotische" (das Wort ist undeutsch, darum wähle ich es) Reden, Auf- und Umzüge zu bedürfen. Von einem solchen in sich selbst verankerten Staate würden die wildesten Anstürme des moskowitischen Kommunismus machtlos abprallen.

Dieser gesellschaftlichen Umformung werden sich am erbittertsten diejenigen widersetzen, die von der Parole „Klassenkampf" leben, die aus seiner angeblichen Notwendigkeit ihre Daseinsberechtigung herleiten. Und doch hätte gerade die Sozialdemokratie Grund genug, sich mit den von ihr bekämpften Volksteilen zu möglichst fester Gemeinschaft zu verbinden; denn gegen sie richten sich in erster Linie die Angriffe der Kommunisten; ihre Zertrümmerung ist der K.P.D. ausdrücklich von ihren Moskauer Gebietern als Vorbedingung der Weltrevolution befohlen worden.

Stelle ich zum Schluß noch einmal die Frage nach der Bedeutung Rußlands für uns, so ergibt sich aus dem Gesagten, daß zwischen dem politischen Rußland und dem russischen Volke, wie von jeher, so namentlich heute scharf unterschieden werden muß. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterungen, daß jede Verbindung mit dem heutigen politischen Rußland nur die verhängnisvollsten Folgen für uns haben kann. Die ganze Politik der Sowjetunion ist auf den einen Gedanken der Weltrevolutionierung eingestellt. Zur Verwirklichung dieses Gedankens werden alle Beziehungen zu anderen Staaten, seien sie politische, wirtschaftliche oder kulturelle, ausgenutzt. Zur Erreichung dieses Zweckes ist ihr jedes Mittel recht, jede sonst zwischen Kulturstaaten übliche Verkehrsform nur Vorwand.

Mit großem Interesse hat man neuerdings den Kampf um die Vorherrschaft innerhalb der kommunistischen Führerschaft beobachtet, der durch die Beseitigung Trotzki-Bronsteins sicher nur vorübergehend beendet ist. Uns kann es vollkommen gleichgültig sein, ob Bronstein oder Apfelbaum am Ruder sitzt. Aus dem Vorhandensein von Spaltungen auf den baldigen Zusammenbruch zu schließen, wäre völlig verfehlt.

Die Hoffnung hat schon so oft getrogen und darf uns am wenigsten dazu verführen, die Gefahr als beseitigt oder auch nur im geringsten vermindert anzusehen. Es ist im Gegenteil mit einer umso fieberhafteren Tätigkeit nach außen hin zu rechnen, damit, wenn ein Stützpunkt wankt, ein neuer schon geschaffen sei.

Auch über die andere Frage, ob das russische Volk in seiner Eigenart uns etwa seelische, geistige Werte vermitteln kann, glaube ich mich kurz fassen zu können. Ich habe die durchgehende Gegensätzlichkeit der beiden Menschenarten, der russischen und der deutschen, gekennzeichnet. Es führen keine Brücken hinüber und herüber. Uns kann der Russe lebhaftes Interesse einflößen; wir können uns an seiner Art erfreuen, sofern sie sich in mystischer Schönheit kundtut; aber wir dürfen nicht, wie verschwommene Schwärmer es tun, von Rußland die Erneuerung und Wiederbelebung des erschöpften Deutschtums erwarten. Denn eben wo die eigentlichen, schöpferischen Kräfte unseres Wesens sind, finden wir bei dem Russen — ein Nichts.

Immer lauter, immer eindringlicher muß die Mahnung ertönen: Deutscher, hilf dir selbst, steh auf eigenen Füßen! Nur durch Kräftigung und Ausbau deiner innersten Wesensart ist Gesundung möglich!

Erich Hoffmann

Der Aufbau der deutschen Verfassung

Bei der völligen Unkenntnis dieses Stoffes in weitesten Kreisen scheint uns ein sachlicher Artikel, ohne Parteistandpunkt und volkstümlich gefaßt, wünschenswert. D. T.

Von Natur kritischen Geistes und besonders in unruhigen Zeiten wie jetzt leicht zu Extremen neigend, ist das deutsche Volk auch in allem, was Staat und Volk heißt, in mehrere feindliche Lager zerteilt. Selbst wenn man von dem Standpunkt der Leute absieht, die sich das Wort: „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt", zu eigen gemacht haben, so bleiben doch selbst in den weiten Schichten der staatsbejahenden Bevölkerung noch viele übrig, die in der Hitze der politischen Debatte gern einmal Staat und Staatsform verwechseln. Man sollte doch als Motto über allen Streit über Einrichtungen und Maßnahmen des Staates die Überlegung stellen: Nicht um eine äußerliche Einrichtung des Staatsbaues, nicht um eine Maßnahme irgendeiner Staatsbehörde geht es, auch nicht um das Wohl des einzelnen — es gilt vielmehr den Bestand und das Wohl des gesamten Volkes, des ganzen Vaterlandes, und deren Bestehen als selbständiger Staat im Ringe der Völker. Für uns sind heute Staat — Vaterland — Volk in der Praxis nur zu oft dasselbe. Das Vaterland ist gleichsam der Grund und Boden, auf dem das Gebäude des Staates errichtet ist, in welchem dann wiederum das Volk wohnt. Vaterland und Staat, der Grund unter den Füßen und das Dach über dem Kopf, müßte jedem Patrioten unantastbar hoch stehen. Anders ist es mit der Staatsform, der Verfassung, dem Ausbau des Staatshauses: Über sie mag man sich streiten, sofern nur das ganze Haus darüber nicht zusammenstürzt. Hat doch die Geschichte wiederholt gezeigt, wie ganze Völker verschwunden sind, sobald nur ihr Staat, der sie als Volk zusammenhielt, zerstört war.

Jedes Volk hat die Verfassung, die es verdient. Da aber Wert und Anschauungen eines Volkes sich ändern können, kann auch eine Verfassung nichts absolut Unveränderliches sein. Wir selbst haben ja innerhalb eines Menschenalters zwei von Grund auf umwälzende Verfassungsänderungen erlebt: 1871 die Zusammenfassung der vielen Einzelstaaten in ein einiges Kaiserreich, und 1919 die Verwandlung dieses Reiches aus einer Monarchie in eine Republik. So plötzlich und unerwartet solche Ereignisse dem Laien auch kommen mögen, so haben sie sich doch stets des längeren angekündigt. Auf die Schaffung des Reiches von 1871 zielten schon das Frankfurter Parlament, der Nationalverein und der Norddeutsche Bund hin. Die Umwälzung von 1918 aber hatte ihre Vorboten nicht nur in der steigenden Unzufriedenheit des Volkes während des Krieges, sondern z. B. auch in den erbitterten Wahlrechtskämpfen. Auch die Änderung der alten Verfassung vom Oktober 1918 kam der neuen Verfassung schon entgegen, als dem Reichstag die Entscheidung über Krieg und Frieden gegeben, die Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Reichstag eingeführt und die bisherige Stellung des Bundesrates eingeschränkt wurde — alles Momente, die schon eine deutliche Verschiebung zum parlamentarischen System bedeuteten. Der Umsturz des November 1918 trieb dann mit Riesenschritten zu der neuen Verfassung, die von der Nationalversammlung in Weimar geschaffen, von Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten, die damals die Mehrheit des deutschen Volkes hinter sich hatten, am 31. Juli 1919 angenommen und am 11. August vom Reichspräsidenten verkündet wurde.

Den Grundgedanken des deutschen Staatsbaues drückt der Satz aus: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus." So lautet es in der Reichsverfassung und ähnlich in denen aller Länder. Das Volk in seiner Gesamtheit, zusammengesetzt aus lauter gleichberechtigten Staatsbürgern, ist die einzige Rechtsquelle, alle Reservatrechte sind abgeschafft. Dem entspricht auch das deutsche Wahlrecht, das das freieste der ganzen Welt ist. Jeder unbescholtene Deutsche, Mann und Frau, der das 20. Lebensjahr überschritten hat, kann wählen. Er wählt in geheimem Wahlgang direkt seinen Abgeordneten: Niemand kann seine Parteizugehörigkeit erkennen, und kein Mittelsmann schiebt sich zwischen Wähler und Abgeordneten. Auf 60000 abgegebene Stimmen kommt ein Volksvertreter. Bleiben in den einzelnen der 35 Wahlkreise, in die das Deutsche Reich eingeteilt

ist, Reststimmen übrig (über runde 60000 hinaus), so fließen diese mittels des Verhältniswahlsystems an die Wahlkreisverbände, zu denen sich immer 2—4 Wahlkreise zusammentun. Diese können aus den summierten Reststimmen wiederum Abgeordnete entsenden und geben schließlich ihre Reststimmen noch an die Reichslisten weiter, wo dasselbe noch einmal geschieht (Abb. 1). So geht tatsächlich keine einzige Stimme verloren, jede kommt zur Geltung. Zugleich richtet sich dadurch die Zahl der Abgeordneten nach der Zahl der abgegebenen Stimmen. Wir hatten z. B. 1920: 469 Reichstagsabgeordnete, seit der Wahl vom Mai 1924 aber 472. [Nach einem neuen Gesetzentwurf der Reichsregierung soll jetzt die Zahl der Abgeordneten vermindert (statt auf 60000 auf 75000 ein Abgeordneter) und auf 399 Abgeordnete gemacht werden. Gleichzeitig werden die Wahlkreise an Umfang erheblich verkleinert und ihre Zahl entsprechend auf ca. 160 erhöht.] — Auch früher schon war unser Reichstagswahlrecht dasselbe. Unterschiede bestanden in dem Wahlalter, das früher 25 Jahre betrug, der Beschränkung des Wahlrechts auf die Männer und dem Fehlen des Verhältnissystems, d. h. die Zahl der Ageordneten war zunächst feststehend. Während wir aber heute auch in den Ländern (zu den Landtagen) dieses selbe Wahlrecht haben, war das früher anders. In Preußen z. B. hatte nicht, wie jetzt überall, jeder Wähler gleichmäßig nur eine Stimme, sondern auf Grund höherer gezahlter Einkommensteuer, hervorragender Stellung oder besonders hohen Bildungsgrades konnte sich die Zahl der Stimmen für einen Wähler steigern. Als Grundprinzip galt dabei nicht eine prinzipielle Gleichberechtigung aller Menschen, sondern ein mit den Leistungen und dem Verständnis für den Staat sich steigernder Einfluß. Ähnlich ist es heute noch in England, wo ausschlaggebend der Grundbesitz ist. Schließlich schob das alte preußische Wahlrecht Mittelsmänner zwischen Wählerschaft und Parlament ein, sogenannte Wahlmänner, die vom Volke gewählt wurden und erst ihrerseits die Abgeordneten wählten; auch war die Wahl öffentlich, die Parteizugehörigkeit mußte in Listen eingetragen werden.

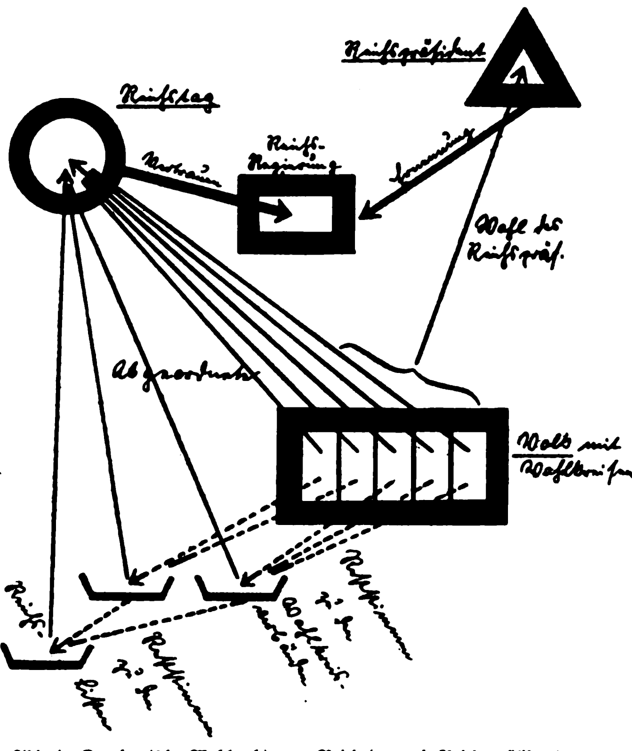


Abb. 1. Das deutsche Wahlrecht zum Reichstag und Reichspräsidenten, sowie Regierungsbildung

Der Reichstag ist heute das weitaus bedeutungsvollste Glied unseres Staates. Alle wichtigen Angelegenheiten werden in ihm und durch ihn erledigt. Die Bildung der Reichsregierung, die gesamte Reichsgesetzgebung, die Entscheidung über Bündnisse und Verträge, über Krieg und Frieden liegen in seiner Hand. Kriegserklärung und Friedensschluß waren früher Sache des Kaisers als Obersten Kriegsherrn; er brauchte aber die Zustimmung des Bundesrates, während der Reichstag nicht gefragt wurde. Heute, da es keinen Bundesrat mehr gibt, entscheidet allein

der Reichstag durch Beschluß eines entsprechenden Reichsgesetzes. Der Reichspräsident, der zwar auch den Oberbefehl innehat, aber sonst längst nicht die Geltung wie der Kaiser, führt dann den Beschluß des Reichstages nur „im Namen des Reiches" aus. — Die Lebensdauer des Reichstags (Legislaturperiode) beträgt höchstens 4 Jahre (früher 5), dann müssen Neuwahlen stattfinden. Die Entscheidungen werden immer in der Vollversammlung des Reichstags (Plenum) getroffen, hier werden die Beschlüsse gefaßt, die die Reichsgesetze schaffen. Die hauptsächlichste stoffliche, vorbereitende Arbeit dagegen wird in den Ausschüssen geleistet, wo bei der Fülle und Kompliziertheit der Vorlagen eine fruchtbare Arbeitsteilung möglich ist. Die wichtigsten Ausschüsse sind: Der Ständige Ausschuß, der den Reichstag während seiner Ferien vertritt, der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, der ein parlamentarischer Beirat für die Geschäfte des Außenministeriums ist, und die verschiedenen Sonderausschüsse, wie die für den Reichshaushalt, für Beamtenangelegenheiten, für soziale Angelegenheiten usw. An allen diesen Ausschüssen nehmen die Abgeordneten je nach ihrer beruflichen Eignung im Auftrage ihrer Parteien teil, so daß sich ihre Tätigkeit also in die im Plenum und die in den Ausschüssen teilt. — Die Stellung des Reichstages ist gegen früher nach alledem viel mächtiger geworden. Früher stand der Bundesrat neben, wenn nicht über ihm als Vertreter der Fürsten und freien Städte — heute ist er die einzige beschließende Kammer. Früher stand die Reichsregierung gewissermaßen über dem Reichstag — heute braucht sie sein Vertrauen, ist von ihm abhängig und die Minister sind ihm verantwortlich. Auch der Reichspräsident hat nicht mehr die gleichen Rechte gegen ihn wie früher der Kaiser.

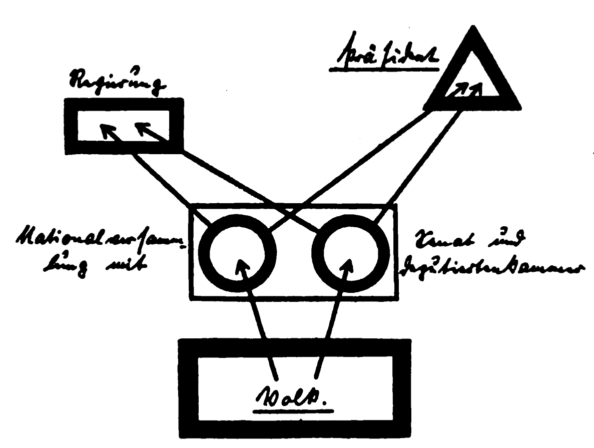


Abb. 2. Wahl des Präsidenten der Republik und Regierungsbildung in Frankreich

Der Reichspräsident wird auf dieselbe Art unmittelbar vom ganzen Volke gewählt wie der Reichstag (Abb. 1), nur daß natürlich das Verhältnissystem (Wahlkreisverbände, Reichslisten) fortfällt. Dadurch unterscheidet sich die deutsche Verfassung z. B. von der französischen, wo der Präsident der Republik von Senat und Kammer, die etwa dem früheren Herren- und Abgeordnetenhaus in Preußen entsprechen, gewählt wird. Damit ist er aber, was bei uns vermieden ist, vom Parlament abhängig (Abb. 2). Der Reichspräsident braucht bei uns nicht wie in Frankreich das Vertrauen des Reichstags. Er ist mit diesem aber insofern verbunden, als alle Gesetze und Verordnungen, die er ebenso wie früher der Kaiser „erläßt", der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen, der ja unmittelbar vom Reichstag abhängt. Diese Gegenzeichnung bestand ja früher auch schon, aber damals hatte der Reichstag keinen direkten Einfluß auf die Stellung des Kanzlers; Krone und Kanzler hatten gegenüber der Volksvertretung viel größere Bewegungsfreiheit. — Der Reichspräsident wird auf 7 Jahre gewählt. Seine Pflichten sind vorwiegend repräsentativen Charakters, doch hat er neben vielen rein formalen auch mehrere wichtige Rechte. Er hat das Reich nach außen völkerrechtlich zu vertreten, beglaubigt die Gesandten anderer Mächte und ist damit wenigstens äußerlich der Knotenpunkt der außenpolitischen Beziehungen. Daß er die vom Reichstag beschlossenen Gesetze „verkündet", d. h. in Kraft setzt, ist lediglich formal, ebenso das Recht der Ernennung von Beamten und Offizieren; wichtig dagegen das der Begnadigung. Er kann auch ein Gesetz, das vom Reichstag beschlossen ist, das er aber nicht für richtig hält,

zurückweisen und einen Volksentscheid, d. h. eine allgemeine Abstimmung darüber herbeiführen. Wie früher der Kaiser als Spitze des Reiches, so besitzt heute der Reichspräsident den Oberbefehl über die deutsche Wehrmacht. Jedoch erscheint diese Kommandogewalt viel äußerlicher als früher, wo der Kaiser und sein Haus durch die eigene militärische Laufbahn enger mit dem Heere verwachsen waren, als es jetzt möglich wäre. Der Reichspräsident beruft auch den Reichskanzler und beauftragt ihn mit der Regierungsbildung und ernennt die Minister, die aber zu ihrer Amtsführung das Vertrauen des Reichstages haben müssen. Seine Stellung gegenüber dem Reichstag wird weiter dadurch gekennzeichnet, daß er diesen auflösen kann, etwa wenn er selbst die Politik einer Regierung billigt, der Reichstag aber nicht. Umgekehrt jedoch wieder hat der Reichstag das Recht, die Absetzung des Reichspräsidenten zu beantragen und einen Volksentscheid darüber herbeizuführen.

Die Stellung der Reichsregierung ist bereits verschiedentlich berührt. Sie erklärt sich ebenso wie ihre Zusammensetzung und Befugnisse aus der Tatsache des „parlamentarischen Regierungssystems“: Kanzler und Minister bedürfen zu ihrer Amtsführung des Vertrauens des Reichstags und müssen zurücktreten, wenn die Mehrheit ihnen dieses entzieht, ihre Politik mißbilligt. Sie sind dem Reichstag für alle Regierungsmaßnahmen verantwortlich (Abb. 1). Ebenso ist es in Frankreich, wo ja sogar auch der Präsident der Republik durch die Vertrauensformel vom Parlament abhängt (Abb. 2). In Amerika dagegen ist die Regierung nur dem Präsidenten verantwortlich, wie sie es früher bei uns gegenüber dem Kaiser war. Während aber früher der Kanzler der Vorgesetzte der Minister war, ist er heute lediglich Vorsitzender des Kabinetts, und die einzelnen Ressorts sind selbständig. Die Richtlinien der Gesamtpolitik liegen aber natürlich in den Händen des Kanzlers, der sich seine Minister aussuchen kann und bei Regierungsbildungen usw. die Verhandlungen mit den Parteien führt. — Es gibt heute 12 Reichsministerien: Äußeres, Inneres, Schatz, Finanz, Wehr, Wirtschaft, Arbeit, Verkehr, Ernährung und Landwirtschaft, Justiz, Post, Wiederaufbau. In dem letzteren erkennt man ohne weiteres eine Neubildung; aber auch im Reichsfinanzministerium, Reichsschatz-, Reichsverkehrs- (Eisenbahn!) und Reichswehrministerium kommt zum Ausdruck, daß diese Gebiete seit der Revolution ungleich mehr als früher aus Landesangelegenheiten zur Reichssache geworden sind.

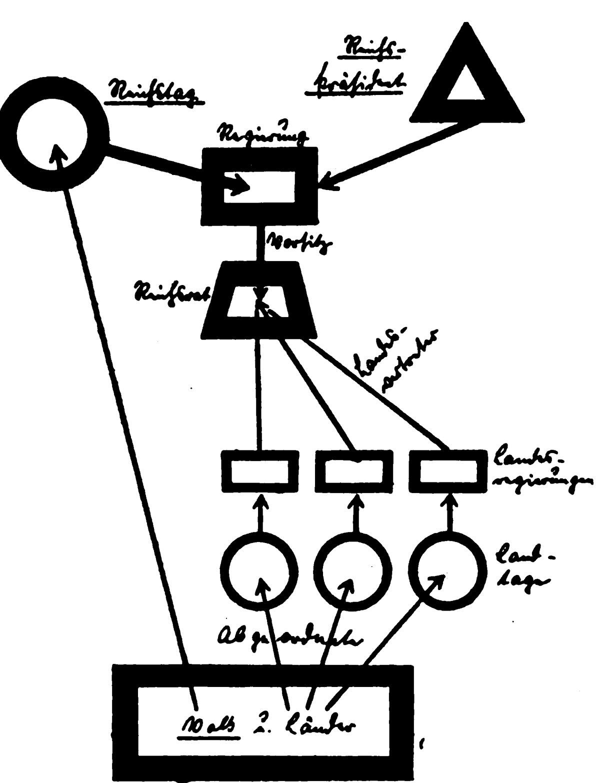


Abb. 3. Entstehung und Stellung des Reichsrates

Trotz der starken Strömungen zur Schaffung eines Einheitsstaates ist beim Aufbau der Weimarer Verfassung ein gewisser Föderalismus, den früheren Bundesstaaten und der Stammes-

gliederung des Volkes entsprechend, gewahrt worden. Der eben erwähnte Punkt deutete schon darauf hin, daß nach der neuen Verfassung die Rechte und Funktionen des Reiches auf Kosten der der Länder stark vermehrt sind. Die früheren Bundesstaaten bestehen zwar als „Länder" auch jetzt noch, aber die Vereinheitlichung und Zentralisation ist doch viel größer geworden. So sind die meisten Steuern Reichssteuern, während die Länder nicht mehr in dem Umfange wie früher eigene Steuern erheben können. Das eigene Militär der Bundesstaaten, das selbst in der feldgrauen Einheitsuniform noch durch die Kokarde kenntlich war, ist verschwunden und hat der Reichswehr Platz gemacht. Bei der Leitung der Reichspolitik sind die Länder allerdings, wie früher durch den Bundesrat, so heute durch den Reichsrat vertreten. Beide besitzen wohl äußere Ähnlichkeit, sind doch aber durch Rechte und Funktionen und auch, infolge der Ernennung der Vertreter, durch ihre Zusammensetzung wesentlich verschieden. Die Vertreter wurden nämlich früher von den Fürsten ernannt, soweit sie nicht durch Geburt Mitglieder waren, heute aber werden sie von den parlamentarischen Landesregierungen bestellt (Abb. 3). Während auch früher der Bundesrat z. B. bei der Gesetzgebung mit gleicher Beschlußberechtigung neben dem Reichstag stand, hat der heutige Reichsrat nur gutachtliche Rechte, dazu Antrags- und Einspruchsrechte. Aus einer beschließenden ist er zu einer beratenden Stelle herabgedrückt, wodurch eben das Reich aus dem Bundesstaat mehr Einheitsstaat wurde. Der Reichsrat wird von den Ländern im Verhältnis ihrer Größe beschickt; es darf aber kein Land mehr als zwei Fünftel der Stimmen allein, also keine absolute Mehrheit, haben. Preußen z. B. hat 26 Stimmen, Bayern 10, Sachsen 7 usw. Da der Reichsrat das Recht der Vorberatung jeden Gesetzentwurfes hat, wird den Interessen der Länder bei der gesamten Reichsgesetzgebung von vornherein Berücksichtigung gesichert. Daß bei diesem zweifellos wichtigen Einfluß der Länder die Anschauungsunterschiede gegenüber dem Reichstag nicht zu kraß werden können, ist ja vermieden durch die Bestimmung der Verfassung, daß alle Länder ebenfalls republikanische Staatsform haben müssen. Auch insofern ist das Deutsche Reich heute noch mehr Einheitsstaat geworden, und verfassungsmäßig könnte heute kein Land ohne weiteres z. B. Monarchie innerhalb des Reiches werden.

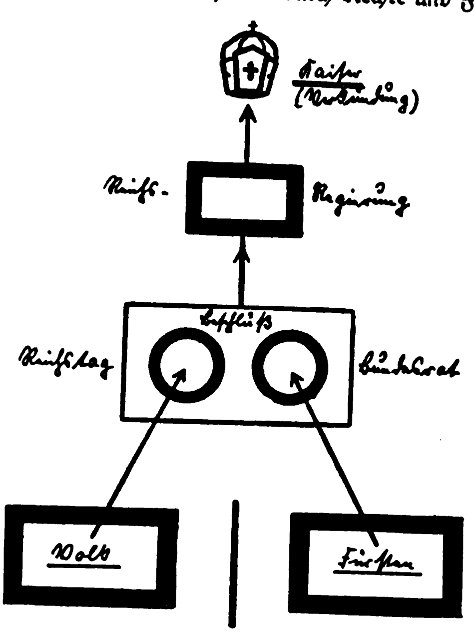


Abb. 4. Entstehung eines Reichsgesetzes nach der alten Verfassung (1871—1918)

Ebenfalls eine Neuschaffung ist der Reichswirtschaftsrat. Er nimmt eine Sonderstellung ein, ist auch noch nicht endgültig organisiert, sondern nur erst „vorläufig". Bei seiner Einrichtung ist das Grundprinzip des gleichen Wahlrechts, nämlich die Gleichberechtigung aller Staatsbürger, auf das besondere Gebiet der Wirtschaft übertragen und auf Arbeitgeber und -nehmer angewandt. Über den bereits allerorts bestehenden Betriebsräten bauen sich Bezirkswirtschaftsräte auf, die zu gleichen Teilen aus Arbeitgebern und -nehmern zusammengesetzt sind und aus denen wiederum der ebenfalls paritätische Reichswirtschaftsrat gebildet wird. Er stellt im wesentlichen eine Sachverständigenkammer für wirtschafts- und sozialpolitische Fragen dar und hat bei der Gesetzgebung antragstellend und begutachtend mitzuwirken:

Alle bisher erklärten Instanzen sind bei der Reichsgesetzgebung maßgebend beteiligt. Und in einer Zeit einer ungeahnten Hochflut von Gesetzen ist die Frage: „Wie entsteht ein Gesetz?" ja die für den leidenden Staatsbürger bei weitem interessanteste. Man macht sich das praktisch an dem Unterschied zu früher klar. Früher hatten wir im Bundesrat und Reichstag zwei gleichberechtigte beschließende Kammern. Ein Gesetzentwurf ging so lange zwischen Reichstag und Bundesrat hin und her, bis beide Kammern die Annahme einer endlich hergestellten Fassung beschlossen hatten. Nahm eine von beiden nicht an, so fiel das Gesetz oder der Reichstag konnte aufgelöst werden. War das Gesetz von Reichstag und Bundesrat beschlossen, so leitete die Regierung es zur Krone, die es verkündete, in Kraft setzte (Abb. 4). Heute hat allein der Reichstag, also nur die Volksvertretung, Beschlußkraft. Der Reichsrat an Stelle des früheren Bundesrates hat zwar jedes Gesetz zu prüfen, kann aber nicht über Annahme oder Ablehnung beschließen, sondern nur sein Gutachten abgeben, event. noch hinterher Einspruch erheben und die Verkündigung verhindern. — Der Gesetzesantrag kann von den verschiedensten Stellen ausgehen. Gewöhnlich werden die Entwürfe von Reichstag oder Reichsregierung eingebracht werden. Aber auch der Reichsrat, der Reichswirtschaftsrat und sogar das ganze Volk (Volksbegehren) können Gesetze einbringen, die dann verhandelt werden müssen. Die Vorlagen gehen meistens aus dem Plenum des Reichstags in einen der Ausschüsse, werden dort gründlich durchgearbeitet und kommen zurück ins Plenum. Hier müssen sie drei „Lesungen" durchmachen, d. h. dreimal durchberaten und zweimal angenommen werden, wobei sie oft nochmals einem Ausschuß überwiesen werden. Erst wenn das Gesetz in allen drei Lesungen die Mehrheit der Volksvertretung gefunden hat, geht es über die Regierung zum Reichspräsidenten, der es in Kraft setzt. Die Wege, die ein Gesetz im Falle seiner Annahme je nach seiner Herkunft geht, sind also folgende (Abb. 5):

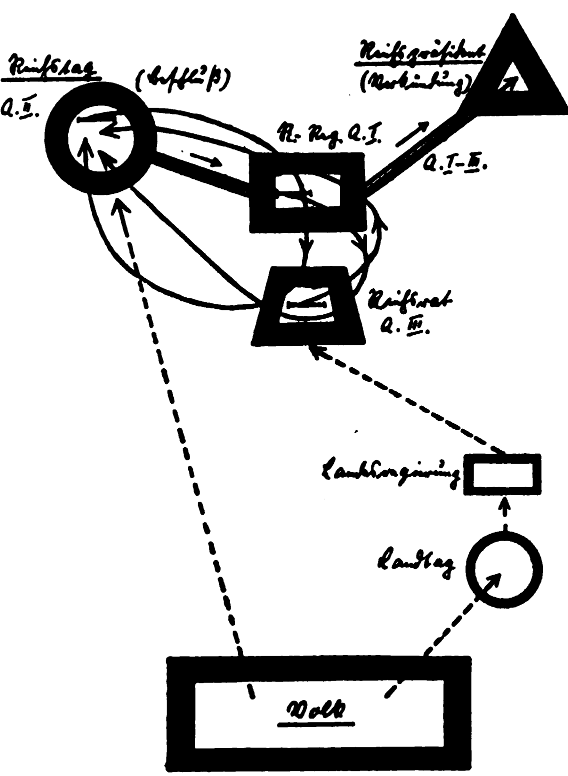


Abb. 5. Entstehung eines Reichsgesetzes seit 1919
I. auf Antrag der Reichsregierung. II. des Reichstages,
III. des Reichsrates

I. Antrag Reichsregierung (Abb. 5, a. I) — Reichsrat (Gutachten) — Reichstag (Ausschüsse, 3 Lesungen, Beschluß) — Reichsregierung — Reichspräsident (Verkündigung).

II. Antrag Reichstag (Abb. 5, a. II) — Regierung (Stellungnahme) — Reichsrat (Gutachten) — Reichstag (Ausschüsse, 3 Lesungen, Beschluß) — Regierung — Reichspräsident (Verkündigung).

III. Antrag Reichsrat (Abb. 5, a. III) — Regierung (Stellungnahme) — Reichstag (Ausschüsse, 3 Lesungen, Beschluß) — Regierung — Reichspräsident (Verkündigung).

IV. und V. Antrag Reichswirtschaftsrat oder Volk (durch Volksbegehren) — Regierung (Stellungnahme) — Reichsrat (Gutachten) — Reichstag (Ausschüsse, 3 Lesungen, Beschluß) — Regierung — Reichspräsident (Verkündigung).

Im Falle ein Gesetz vom Reichstag nicht angenommen wird, bricht die Reihe mit der dritten Lesung ab, die Verkündigung unterbleibt. Dies kann jedoch auch eintreten, wenn der Reichsrat oder der Reichspräsident gegen ein vom Reichstag beschlossenes Gesetz Einspruch erheben. Dann geht, tut es der Reichsrat (was schon öfter geschehen ist), das Gesetz zurück an den Reichstag; tut es der Reichspräsident (noch nicht geschehen), findet Volksentscheid statt. — Eine besondere Behandlung erfahren die verfassungsändernden Gesetze, wie wir sie z. B. im Gesetze zum Schutze der Republik und in den Ermächtigungsgesetzen der Kabinette Stresemann und Marx kennengelernt haben. Es erhellt, daß sich mit den fortschreitenden Verhältnissen auch Recht und Verfassung ändern können. Andererseits müssen aber Übereiltheiten vermieden werden, und zwar werden sie durch Erschwerungen der Beschlußfassung ausgeschaltet. Es müssen mindestens zwei Drittel aller Abgeordneten anwesend sein, und von diesen wiederum zwei Drittel für die Änderung stimmen. So erscheint rein verfassungsmäßig bei der Gesetzgebung dem Willen des Volkes weiteste Ausdrucksmöglichkeit gegeben. —

Gleich welcher Partei sich jemand zubekennt: Pflicht jedes Staatsbürgers ist es, nach seinen Kräften am Staate mitzuarbeiten. Verfassungen waren nie Volksbücher, und wenn die unsere heute auch jedem schulentlassenen Deutschen überreicht wird, so ist sie doch dem weitaus größten Teil des Volkes bis hoch hinein in die Schichten der Gebildeten ein Buch mit sieben Siegeln. Alle geübte Kritik kann aber doch nur berechtigt sein, wenn sie sich auf Wissen gründet. Man braucht nicht der Naturrechtslehre zu huldigen, um anzuerkennen, daß Verfassungsänderungen erlaubt und event. nötig sind. Vor jedem Umstürzler aber wird die Verantwortung vor der Geschichte auftauchen, ob der gewählte Weg die Grenzen innehielt, in denen der Staat als solcher lebenskräftig fortdauern kann, oder ob er sie überstieg, so daß Gefahr für das Bestehen des Staates überhaupt eintritt. Eine Verfassungsänderung kann sehr wohl der Beginn neuen Aufstiegs werden, ist aber auch schon oft der Anfang vom Ende gewesen. Sachgemäße Schulung ist daher Pflicht gegen das Ganze.

Dr. Paul Hirth



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Völkische Jugend

Im Türmer wurde neulich die Frage behandelt, ob die Jugendbewegung von heute, die im Unterschied zu der „reinen" Jugendbewegung von einst sich Zeitproblemen und ihrer Lösung zuwandte, einen Endpunkt in der Entwicklung bedeute oder ob sie nicht noch ganz andere Bahnen einschlagen müsse. Wenn der Verfasser schreibt: „Sobald infolge historischen Geschehens die nationale Frage nicht mehr ein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit ist, ist der heutigen völkischen Jugendbewegung ein Teil ihres Inhaltes genommen", so kann ich dem nicht zustimmen. Es fehlt hier die Scheidung zwischen „national" und „völkisch". Die Frage der völkischen Jugend ist im tiefsten keine bloß nationale, sondern eine religiöse. Aber nicht glaubt man diese durch ein „formales Bekenntnis zum Christentum gelöst". Unser Verhältnis zur Religion ist einerseits ein suchendes: Von unserm Suchen als von einem Zurück in den deutschen Wald, dem Quellort unsrer Religion, hat man öfters gesprochen. Wohl kann im Naturleben das Religiöse im Menschen zu quellen beginnen. Aber bald wird es versiegen, strömen ihm nicht von anderswoher neue Wasser zu. Sie kommen z. B. aus dem Volksganzen, aus der Volksgeschichte mit ihren tausendfachen Formungen und Kristallisierungen des religiösen Erlebnisses, mit ihren rück- und wegweisenden Erkenntnissen. Wohin weist uns unsre Geschichte zurück? Zu Christus, zu einem „christozentrischen Standpunkt"?— Zunächst wohl kaum. Sie führt uns, ist sie echt und lebenerfüllt, zur Erfassung unsres eigenen Wesens. Und dieses Wesen läßt sich nicht als irgendein Standpunkt, sondern als eine vorwärtsweisende Richtung aufzeigen. Christus ist uns nicht Ziel und Mittelpunkt, sondern Führer und Begleiter auf dem Weg.

Aber in der Völkischen Jugendbewegung ist nicht nur ein Suchen, sondern teilweise ein Finden und Gefundenhaben. In mir klingen noch die Feststunden nach, die wir Adler und Falken im Ernting 1924 in Wertheim verleben durften. Vielleicht gibt ein kurzer Überblick auch denen, die nicht dabei waren, ein Bild neudeutschen Jugendwollens.

Auf weiter Wandrung durch deutsche Lande waren die Scharen in das stille Städtchen gekommen. Am Sonntagabend begann die Tagung mit einer Gedächtnisfeier für die Gefallenen. Auf dem Kiliansplatz, mitten inne zwischen der Stadtkirche und dem köstlichen gotischen Schmuckkästchen: der Kilianskapelle erklangen ernste Lieder. Die Fackeln, die die bunten Wimpel und die tausend jungen Menschenkinder beleuchteten, senkten sich, als „Ich hatt' einen Kameraden" aufklang. Die Worte: „Die Toten starben für uns, und wir wollen leben für sie", gruben sich in manches offene Herz. Sie klangen durch alle die Stunden dort in Wertheim hindurch.

Gottesdienst in der Frühe: der Dichter Wilhelm Kotzde als Bundesführer sprach über das große Abendmahl. Zur Gottverbundenheit im großen Abendmahl soll unser ganzes Wollen hinzielen. Uns offenbart sich Gott vor allem in unserm Volk. Es fragt sich nun, wollen wir in die Gottverbundenheit mit ihrer Seligkeit und ihrem Leid oder sinnen auch wir Entschuldigungen? Die Altniederl. Volkslieder beschlossen die Morgenfeier. Die beiden folgenden Tage waren voll tiefer Eindrücke: den einen umrahmten Dichterstunde und Kirchenmusik, den andern Mysterienspiel und Vortrag über Ostlandfahrt. In der Dichterstunde stellte Eberhard König den heldischen Menschen vor die aufleuchtenden Augen seiner jungen Hörer. Der Vortrag über die Ostlandfahrt führte über die Schlachtfelder Masurens und zu den Gedenkstätten dreier deutscher Männer nach Schönhausen, Königsberg und Wittenberg. Das Wettsingen und Wettanzen zeigte altes neuausgegrabenes Volksgut. Die Tanzlaiche der Wiener ließen altdeutsches Weihehandeln in unsrer Mitte erstehen. Das Feuer hoch oben auf einer Wald-

wiese beschloß die Tagung ... ein Feuer, das brennt und reinglüht, das in die Nacht leuchtet und erlischt, dessen Sinn jeden Bruder und jede Schwester rings im Kreise seltsam ergreift. Neben den Feierstunden — von ihnen getragen und sie wieder tragend — gingen die Arbeitsstunden dahin. Die Arbeitsämter, die ratgebend und pfadweisend im Bunde stehen und fast alle von sehr tüchtigen Kräften geleitet werden, zeigten schon auf dem Bundestag, was sie leisten. Weiter ausgebaut, werden sie — überbündisch — dem Volksganzen dienen.

Überhaupt steht uns für unser Schaffen das deutsche Volk im Mittelpunkt. Und was ist uns Christus? — Christus ist uns das heldische Vorbild in seinem Kampf gegen Krämer- und Pfaffentum, in seinem heldischen Schreiten durch die Abgründe des Innern bis zu jenem „Wie du willst, so will auch ich", bis zum freudigen Jasagen (das ist uns „Glaube") zu Schicksal und Gott. [Das reicht nicht aus, um die Christusbotschaft in ihrer Bedeutung und Tiefe zu kennzeichnen. D. T.] Wenn wir nicht viel vom Religiösen reden, so ist es nicht ein Zeichen dafür, daß diese Frage uns nicht doch die wichtigste ist. Wir warten in der Stille auf den Berufenen, der die Klänge, die mannigfach durch unsre Tage rauschen, zusammenfaßt zu einem Werk, das uns unser geheimes Wollen klar zeigt und das Volk zum Aufhorchen zwingt. Inzwischen arbeiten wir uns in ernster und treuer Arbeit auf dem Weg weiter, auf dem Heil zu finden ist — eben im Dienst an Brüdern und Schwestern. Wilhelm Bohlender

Nachwort des Türmers. Wir schlagen immer wieder gelegentlich einen Ton aus der Jugendbewegung an, ohne jedoch die Bedeutung dieser mannigfaltigen und untereinander uneinigen Gruppen zu überschätzen. Eben liegt uns wieder eine Schrift vor „Die Nichtigkeit einer Jugendbewegung" (Kassel, Bundesgeschäftsstelle des Deutschwandervogel), die gegen eine ganze Reihe von Erscheinungen innerhalb der Jugendbewegung kritisch vorgeht. Selbstverständlich kann da Kritik einsetzen; verächtliches Lächeln ist billig. Doch außer einem lesenswerten Kapitel über „Pazifismus und völkischen Gedanken" haben wir auch in diesem Heft, das von drei jungen Leuten verfaßt ist, nichts Positives gefunden (dafür aber einen unnützen Seitenhieb auf Eb. König). Horaz und Vergil gehören zur Größe Roms genau so wie Fabius und Scipio; Weimar und Potsdam gehören zusammen; „Wirklichkeitssinn" heißt nicht nur für sachliche, sondern auch für seelische Werte volles Verständnis entfalten. Im übrigen sollen junge Menschen lernen, aber nicht führen. Ein greises Genie wie Blücher ist uns lieber als ein junger Wortemacher. D. T.

Der Neandertaler

„Keine Spur von den schrecklichen Augenwülsten, wie sie den Neandertaler so tierisch machen", stand zu lesen in der trefflichen Hallstatt-Abhandlung des Türmer-Oktoberhefts. Ei, gibt's in der Tierwelt Augenwülste? Der falsch gewählte Ausdruck meint Stirnwülste oberhalb der Augen. Da sie einzig dastehen, ohne Verbindung mit irgendeiner ähnlichen Form, so müssen sie etwelche besondere Bedeutung haben. Man beleidigt die Natur, wenn man diese merkwürdige Spielart als Wulst bezeichnet, d. h. als rohen plumpen Auswuchs. Vielmehr ist die seltene Bildung streng symmetrisch, gleicht zwei Rundbogen romanischen Stils. Also wuchs sie organisch aus der Stirn heraus.

Bekanntlich erhob sich bei Auffindung des Neandertalers ein komischer Streit. Huxley sprach ihm die Menschenform ab, in der üblichen Darwinistenangst, wie sie ja auch obige Kennzeichnung „tierisch" bewegt, vor zu früher Menschwerdung, weshalb die Eozän- und Miozänfunde möglichst totgeschwiegen werden. Virchow dagegen sah einen anormalen Menschen mit krankhaften Merkmalen, worunter er wohl besonders die „Wülste" verstand. Das erinnert an die Verliebtheit Dubois' in sein gefundnes Schädeloberdach, das durchaus einem Pitekanthropos gehören sollte und daher mit höchst anfechtbaren kraniologischen Vorzügen ausgestattet wurde, während Cun-



ningham und Schwabe trocken einen Gibbon feststellten. Dabei wird es wohl bleiben, ebenso wie jeder Widerspruch gegen die vollkommene Menschlichkeit des Neandertalers verstummte. Diesen als Vorläufer der Gibraltar- und Aurignacrasse zu erkennen, genügt ein Blick. Über deren großartige Schädelform besteht aber so wenig Zweifel, daß selbst der fanatische Darwinist Professor Sollas-Oxford diese Paläolithen als „hochintellektuell" bewundert. Sie waren aber mehr als das, da das vieldeutige Wort Intelligenz auch etwas sehr Gewöhnliches umschreibt, sie waren, wie Quatrefages zugab, von hohem geistigem Rang. Denn noch mehr als auf ihren Stirnumfang legen wir Gewicht auf ihre Gesichtsbildung, da wir gottlob vollständige Skelette haben. Sie stellen sich als ein Geschlecht von Denkern dar, mit tiefliegenden Augen, starken Nasen, schmalen Lippen und geringem Kinn. Letzteres hat nichts mit fehlendem Affenkinn gemein, sondern es kommt noch heute in solcher Form grade bei begabten Europäern vor und verrät einfach Mangel an brutal-egoistischer Energie. Besonders ausgeprägtes Kinn (Napoleon) eignet Willenstätern und Verbrechern, oft findet man breites Kinn bei enger niedriger Stirnpartie. Das Aurignaciergesicht paßt ganz zu jenen tiefsinnigen Künstlern, die u. a. in der Schraffierung „Renntier auf der Weide" Proportion und sogar Perspektive meisterlich handhabten, wie erst Lionardo es im „Abendmahl" in die Malerei einführte.

Diese Rasse wird aufgefaßt als dunkelhäutig, von kurzem gedrungenem Körperbau, doch gibt es viel Abweichungen; in Kroatien und Dordogne fand man ebenso Hochgewachsene wie die „Hallstätter". Übrigens sind zwei Meter noch gar nichts, in Kalifornien und Texas will man Spuren und Reste wahrer Riesen aufgestöbert haben, sehr im Gegensatz zu den kleinen Tertiär-Leuten der Amaghino-Funde am La Plata. Auch setzen die Kolossalstatuen der polynesischen Osterinsel, ähnliche in Zentralasien und die sogenannten Zyklopenbauten außer unbekannten technischen Werkzeugen große Körperkräfte voraus. Der größere oder kleinere Knochenbau — in Belgien fand man recht erbärmliche Höhlenbewohner als Zeitgenossen von Löwen und Hyänen, auch der „Tyroler" Urtyp stand augenscheinlich tiefer als der „Heidelberger" — beweist natürlich nicht im geringsten eine Auseinanderentwicklung, sondern Nebeneinanderbestehen sehr ungleicher Rassen, von denen eben jede einem verschiedenen Protoplasma entsprungen sein müßte. Hier gibt es außerdem überraschende Fußangeln für vorschnelle Darwinisten. Die letzten Überreste einer angeblich neolithischen (wahrscheinlich tertiären) Rasse, Tasmanier und Wedda, würden auf darwinischer Stufenleiter zu unterst stehen: aber Haeckels „Indische Reisebriefe" schwärmen für nobeln Charakter und ruhige Verständigkeit der Wedda; die Flöße und Rindenrunen der Tasmanier geben uns weit höheren Begriff von ihren Geistesfähigkeiten, als man nach ihrem Schädelumfang schließen sollte, der freilich den des Schimpansen noch fast dreifach übertrifft. Ihre Verwandten, die Papuaneger, schätzte man gering ein, bis sich diese Oberflächlichkeit bekehrte, je mehr man staunend von ihrer Religionsanschauung kennenlernte. Den Buschmännern endlich bestritt man jüngst die Autorschaft genialer Fresken und Skulpturen, die sicher eine untergegangene Vorrasse geschaffen haben müsse, indessen steht doch fest, daß dies Hirten- und Jägervölkchen eine heilige Künstlerkaste pflegte und schon in Nubien Spuren künstlerischer Tongefäße hinterließ. Wenn nun die Buschmänner, ein sehr altes Volk, in Südafrika schon erloschene alte Kultur vorfanden, so müßte letztere sich wohl tief ins Tertiär erstrecken, wobei ungewiß, ob sie mit westafrikanischen Frobenius-Atlantiern oder mit Madagaskar, d. h. dem untergegangenen Lemurien zusammenhing. Alle Zeitbestimmungen über Menschheitsalter sind beweis- und sinnlos, sobald sie, um sich dem Darwinismus anzupassen, die Menschwerdung ins Quartär, d. h. die europäische Eiszeit und ihre Zwischen-Diluvialpausen verlegen und nur nach Jahrhunderttausenden rechnen, was man neuerdings auch für Atlantis beliebt. Jede Kunde darüber kam uns aus einzelnen Schichten, die schon einer Nachzeit angehören können. Die asiatische Eiszeit (Vereisung von Hyperboräa) fand sicher viel früher statt als die europäische, und Richthofen-Rohrbachs Hypothese, deshalb seien von Turan her China, Indien, Ägypten, Kleinasien, Europa besiedelt worden, ist um so phantastischer, als geologisch nur Lemurien und Atlantis als Ursitz

erster Menschen in Frage kommen. Wenn dies bei Lemurien bis ins Sekundär zurückgeht, so zeigt jedenfalls die Überlieferung von Drachen und Drachentötern bei allen Völkern, daß der Mensch schon mit den Sauriern kämpfte (am La Plata Beweisstücke dafür gefunden). Wahrscheinlich ging also der Steinzeit eine ganz andersartige Bewaffnung vorher, und es ist grenzenlos naiv, weil das damalige winzige Europa bisher keine andere Ausbeute lieferte, unsere Höhlenbewohner für die ersten Menschen zu halten, denn ihre ungeheure Kunstbegabung verbürgt psychologisch eine sehr lange seelische Vorgeschichte.

Nun wohl, der Ahnherr dieser hochstehenden Rassen war der Neandertaler, den von den Paläolithen nur eine geringe Zeitspanne trennte, denn er war, wie sie, ein Zeitgenosse von Elefant und Flußpferd. Also muß schon er ein Erbe großer Eigenschaften hinterlassen haben. Blickt man vorurteilslos auf seinen gewölbten Schädel, so wäre man versucht zu glauben, daß seine förmlich künstlerisch vorgelegten symmetrischen „Wülste" eher einer noch höheren psychischen Form entsprechen. Darüber ein physiologisches Urteil zu fällen ist sinnlos, denn bei ihrer Einzigartigkeit fehlt jede experimentelle Möglichkeit, ihren Zusammenhang mit den Markganglien und ihre damalige Notwendigkeit für das Blutnervenfluidum zu erkunden. Daß sie aus besonderen strukturellen Gründen notwendig gewesen sein müssen, wird gerade ein Darwinist zugeben. Für die Beschaffenheit dieser Anpassung dürfen wir höchstens an etwas anderes Ausgestorbenes denken, nämlich das in die Zirbeldrüse eingetrocknete Zyklopen-Einauge oder das Dreiauge, wie uralte Götterstatuen der mykenischen Zeit es nachbildeten. Nach okkultistischer Auslegung bedeutet das spätere Augenpaar zunehmende Materialisationsentartung, das Einauge hingegen sozusagen das Auge des Unbewußten. Wie dem auch sei, die Logik liegt nahe, daß die Bogenwülste oberhalb der Augen damals etwas Besonderes bedeuteten. Noch heute bekunden starke überhängende Brauen (siehe Bismarck) zielstrebige Leidenschaftlichkeit. Wir ahnen in den „Wülsten" etwas Dämonisches. Der Neandertaler war vielleicht ein Kulturpionier jener sprunghaften Art, deren Mutationstheorie (de Vries) sowohl Sozialismus als Darwinismus bereitwillig annehmen, ohne zu begreifen, daß dies dem „historischen Materialismus" und der langsam allmählichen „Evolution" jeden Boden entzieht: nicht Produktions- und Anpassungsverhältnisse bestimmen das sprunghafte Auf und Ab der Geschichte, sondern Psychisch-Individuelles.

Unser ehrwürdiger Patriarch, schon als Aurignacier-Ahne hochverdienstlich, obschon seine technische Handfertigkeit noch nicht so weit gedieh — so scheint es wenigstens, die Gorillahand müßte sich aber nach darwinischem Standpunkt früher ausgebildet haben als die Denkkraft, indessen erst die kunstlosen Neolithen in Handtechnik schwelgten — zeigt im sonstigen Schädel bedeutenden Intellekt. Also müssen wir ahnen, daß die „Wülste" organisch damit verwachsen und Kennzeichen nicht eines atavistisch Tierischen, sondern einer Originalität waren. Wer weiß, ob nicht die untergegangenen Atlantier, an deren fabelhaftem Dasein nur Verstockte noch zweifeln, das gleiche eigenartige Merkmal hatten, dessen Ablegen durchaus keine Entwicklung, sondern relative Entartung bedeuten könnte. Man bleibe sich doch bewußt, daß zoologisch Tierisches uns auch heute noch anhaftet wie unsern sodomitischen Bastarden, den Anthropoiden, deren erste Spur man im Miozän findet — und die seither nicht die kleinste Verwandlung aufwiesen. Was heißt überhaupt tierisch! Wenn der Mann von Correze eine brutale Kinnlade hatte, so erklären wir dies mit Zermalmung von Markknochen, die er wie die Raubtiere bevorzugte, und kleine Abweichung der Kniekehle mit lokalen Sitzverhältnissen. In diesem — aber nur in diesem — Sinne gilt stets „Anpassung", wie denn in fremde Zonen verpflanzte Fauna und Flora nie Artänderung, sondern nur Änderung unbedeutender Äußerlichkeiten aufweisen. Dagegen können alle Urmenschen, bei denen naturgemäß das Unbewußte überwog, geistige drahtlose Telegraphie und telephonische Fernwirkung instinktiv-intuitiver Telepathie besessen haben sowie elektrische Eigenkraft — lauter Probleme der Zukunft für die neue „fünfte Rasse" —, sonst hätten sie sich mit Steinwaffen nicht gegen den Tiger mit dem Säbelzahn und andere Ungeheuer halten können. Wenn wir den Neandertaler samt seinen „Wülsten" richtig kennten, würden wir ihn vielleicht für etwas allerdings Abnormes halten: für ein Genie! **Karl Bleibtreu**



Nach dem Regen Gerd Schniewind

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ludwig Fahrenkrog: Gott im Wandel der Zeiten

Uralt ist der Gottesgedanke in der Menschheit. Ja, vielleicht fällt der Augenblick der Menschwerdung, d. h. des Bewußtwerdens des eigenen Ich mit dem Uranfange der Gottesverehrung zusammen, und der Gottesgedanke ist nicht eine willkürliche Zutat, sondern ein Bestandteil des Geist-Menschwesens. Alles spricht dafür, daß es so ist. Das Menschsein wird ganz offenbar von Uranfängen an als in engster Beziehung zu dem Gottsein empfunden. Gott ist nimmer, wozu ihn Materialismus und Monismus der letzten Jahrzehnte herabwürdigen wollten, eine Erfindung des Menschenhirns, sondern vielmehr das in seinem rein geistigen Sein unbegreifflich einheitliche, harmonische Widerspiel zu dem in Körperlichkeit und Geistigkeit zerspaltenen Menschen. Und das Wissen von diesem höchsten Wesen ist, auch wo es zunächst erst ein dumpfes Ahnen sein mag, als eine der köstlichsten und beglückendsten Gaben dem Menschen von der gütigen, allwaltenden Gottheit mit in die Wiege gelegt.

So kann es denn auch nicht ausbleiben, daß mit der immer reicheren Entfaltung der geistigen Fähigkeiten einmal der Zeitpunkt kommen muß, da nun der Gottesgedanke selber Gegenstand des Nachdenkens und Grübelns wird.

Ist nun aber wirklich ein gedankliches Befassen mit der großen, uns uranfänglich innewohnenden und geläufigen Gottesidee immer ein Zeichen für den Verfall echten religiösen, d. h. einfältig innigen, unmittelbaren Verbindung mit Gott suchenden Lebens? Vernichtet Wissen den Glauben, kann es ihn überhaupt vernichten? Muß nicht vielmehr alsbald bei einigem Nachdenken die Erkenntnis gewonnen werden, daß Wissen und Glauben zwei grundverschiedene Dinge sind? Man mag heute Schleiermachers Satz, daß Glaube eine Bestimmtheit des Gefühls sei, nicht mehr gelten lassen. Man bemüht sich, am Glauben kennzeichnende Eigenschaften des Intellekts festzustellen, aber ich sehe nicht, daß man dabei einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen ist.

Scharf- und Tiefdenken über Gott braucht nicht zur Glaubenslosigkeit zu führen. Im Gegenteil, es kann — wie uns die altindischen Denker der Upanishaden zeigen — zu einer letzten Verinnerlichung des Glaubenslebens leiten. Gültige Beweise dafür sind ja auch die Schriften unserer großen deutschen Mystiker, die dem Wesen Gottes mit allen Mitteln ihres eindringenden und durchschauenden Verstandes nachsannen, um als höchstes Ziel alles menschlichen Emporringens doch immer die vollkommene Vereinigung der Seele mit Gott in einem starken, sich ganz aus sich selbst und aus dem Weltzusammenhange heraussetzenden Gefühl zu preisen.

So ist denn gerade im Hinblick auf die Notwendigkeit einer reicheren Entfaltung unseres gegenwärtigen religiösen Lebens jedes Werk mit Freuden zu begrüßen, das dem Gottesgedanken, seinem Entstehen und Werden, seiner Verinnerlichung und Vertiefung mit erkenntnissuchendem Ernste nachgeht. Ein solches Werk aber hat mit erstaunlichem Wagemut Ludwig Fahrenkrog, der Malerdichter, begonnen, da er kürzlich die ersten drei Bände seiner breit angelegten, im Plan auf sieben Bände berechneten, in der Form künstlerisch-belletristisch gehaltenen Religionsphilosophie „Gott im Wandel der Zeiten“ erscheinen ließ (Verlag Wilhelm Hartung, Leipzig)

Anlaß, auch tieferer Grund wie Absicht des monumentalen Werkes sind klar. Fahrenkrog ist einer von den wenigen bildenden Künstlern, die nicht nur Künstler im Sinne eines hochent-

wickelten technischen Könnens, sondern auch Denker sind. Kein Wunder, daß ihn die religiösen Probleme mit besonderer Macht schon vor Jahrzehnten packten und ihn bis auf den heutigen Tag in steigendem Maße fesselten; ist er doch gerade auch als religiöser Maler zuerst einem breiteren Publikum bekannt geworden; zudem hat er bereits vor nahezu zwanzig Jahren ein rein religionsphilosophisches kleineres Werk, die „Geschichte meines Glaubens“, das von eingehenden philosophischen Studien über die religiösen Probleme zeugt, herausgegeben.

Bei stets erneuter näherer Beschäftigung mit diesem Stoffe ist er nun zweifellos zu der Erkenntnis gekommen, daß für das religiöse Suchen unserer Zeit eine rein wissenschaftliche Behandlung der religiösen Probleme in breiten Kreisen ernst nach Erkenntnis Ringender unfruchtbar bleiben müsse, daß aber hier in der Kunst sich eine Pforte erschließen lasse, die leichter und müheloser in das Reich der Wahrheit führe. So hat der Denker Fahrenkrog denn planvoll den Dichter und Maler, den Künstler Fahrenkrog mit der Durchführung des hoch und herrlich in prächtiger Gedankenweite geplanten Werkes beauftragt. Und Dichter und Maler haben sich bislang — nach den vorerst erschienenen drei Bänden zu urteilen — ihres Auftrages in jeder Beziehung würdig erwiesen.

Das Werk offenbart in Stil und Sprache wie auch in seinem nach Gemälden und Zeichnungen Fahrenkrogs gefertigten Buchschmuck voll die Eigenart des Verfassers, in die sich Auge und Ohr freilich erst mit Liebe eingewöhnen müssen. Fahrenkrogs Bilder bedürfen der dichterischen Deutung, seine Dichtungen der bildnerischen Erläuterung. Das ist ein gewichtig Teil ihrer Sonderart, die wir aber gerade bei kerndeutschen Meistern häufiger antreffen. Lessingsche Kunstlehre wird hier einen Mangel sehen, wo wir, die wir das Gesamtkunstwerk Richard Wagners erleben durften, uns über einen offenbaren Fortschritt in der Richtung der Wagnerschen Kunstlehre freuen.

Wie denkt sich nun Fahrenkrog den Urgrund und den Werdegang des Gottesgedankens? Der Titel des ersten Bandes lautet: „Das Grauen vor dem Unbekannten“. Den Anfang des Gottesglaubens sieht der Dichter in einem dumpfen Ahnen der Gottheit, dessen wesentlicher Bestandteil die Furcht ist. Diese Auffassung ist nicht neu; man bezweifelt heute von seiten der Religionsphilosophie wie der Ethnologie ernstlich ihre Richtigkeit. Aber Fahrenkrogs Werk ist ja keine Religionsphilosophie, sondern eine Dichtung, und es kommt alles darauf an, ob es dem Dichter gelungen ist, seine Meinung mit echter künstlerischer Überzeugungskraft anschaulich zur Darstellung zu bringen. Und in der Tat, ein großes, „barbarisches“ Schlichtmenschentum voll Wucht und Unmittelbarkeit des Empfindens tritt uns vorweltlich riesenhaft in der Dichtung des ersten Bandes entgegen. Es hätte kaum der Beigaben bedurft, um die Anschaulichkeit des Werkes zu erhöhen.

Mit dem zweiten Bande tritt Fahrenkrog in das Reich seiner besonderen Dichter- und Künstlerliebe ein, in das Reich der altgermanischen Naturmythen und Göttersagen, dem er ja bereits die Stoffe zu verschiedenen Dramen und zu einer ganzen Reihe bekannter Gemälde entnommen hat. Im Mittelpunkte der Dichtung dieses Bandes, der „Feuer und Sonne“ überschrieben ist, steht der altgermanische Licht- und Sonnenmythus von Baldur, dem ehrlich offen kämpfenden, gegen die Mächte der Finsternis, gegen Lüge und Verrat unterliegenden, endlich aber doch sieghaft erstehenden Lichtheros. Der ethische Hochflug des germanischen Lichtmythus ist hier mit großer dichterischer Kraft überzeugend, ja begeisternd gestaltet. Die Handlung entfaltet sich breit und mit dramatischer Steigerung der Szenenfolge. Überhaupt läßt die Epik Fahrenkrogs stets den Dramatiker deutlich verspüren. Sprachlich hätte ich gern diesen und jenen zur Hochstimmung der Dichtung nicht passenden Ausdruck aus der Alltags- und Zeitungssprache den Dichter vermeiden sehen. So etwa, wenn ernsthaft von „verpersonifizierten“ Gottheiten, von „spontanem Scherz“ u. a. geredet wird oder wenn mitten in den sprachlichen Schwung der Dichtung ein Wort wie „verhältnismäßig“ oder eine Wendung wie „von höherer Warte gesehen“ ernüchternd hineinstößt. Doch das sind leicht zu beseitigende Geringfügigkeiten im Vergleich zu

der großen Idee des Ganzen und zur Bewältigung der gewaltigen Aufgabe, die sich der Malerdichter mit seinem Werke gestellt hat. Denn Fahrenkrog ist in seiner eigenen, ursprünglichen Art tatsächlich Meister des schwer zu behandelnden, unserm modernen Empfinden fern liegenden Stoffes geworden.

Das gilt durchaus auch von dem dritten, „Der Götze“ überschriebenen Bande, der wiederum rein episch den Kampf der alttestamentlichen Propheten gegen den Baal- und Astartedienst schildert. Im Widerspiel zum völlig materialistischen Götzendienst wird der Schritt zur Vergeistigung der Gottesidee vollzogen. Nun wird der Mensch, das Geschöpf, selber zum Schöpfer und schafft sich nach seiner Auffassung von idealer Schönheit und Vollkommenheit ein Götterbild von höchster Vollendung reiner Menschlichkeit.

Mit diesem Hinweis auf den Gottesgedanken der Antike schließt der dritte Band. Man darf auf die im Plan des ganzen Werkes noch vorgesehenen weiteren vier Bände gespannt sein. Die größten Schwierigkeiten werden ja erst in diesen kommenden Dichtungen zu bewältigen sein, da es nun gilt, den Weg zum geistigen Monotheismus des Johanneischen Christentums, zur Alleinslehre der alten Inder und zur Vergottungslehre der deutschen Mystik darzustellen.

Ein Wort besonderer Anerkennung muß über die buch- und wiedergabetechnische Ausstattung des Werkes gesagt werden. Die Bildbeigaben zeugen wie der Druck, das Papier, der Satzspiegel von ungewöhnlicher Sorgfalt und von dem ernstesten Bemühen, ein seiner Eigenart nach auch in der äußerlichsten Form völlig ausgeglichenes Werk zu gestalten.

Kurt Engelbrecht

Aus Ernst von Wolzogens Erinnerungen

Unter dem sonderbaren Titel „Wie ich mich ums Leben brachte“ (Braunschweig, Georg Westermann) hat der nun siebzigjährige Ernst von Wolzogen, der Bruder des Bayreuther Hans von Wolzogen, vor einiger Zeit seine Erinnerungen und Erfahrungen festgehalten: erstaunlich offenherzig, derb-deutsch, reich an fesselnden Einzelerlebnissen und auffallend durch die scharfe Wendung zum Antisemitismus, den man bei dem großstädtisch gestimmten Gründer des Überbrettls am wenigsten vermuten würde.

Wir teilen im folgenden einige bezeichnende Abschnitte mit:

... „In jener Zeit hatte ich mit den anderen Friedrichshagenern auch Gerhart Hauptmann einigemal bei mir zu Gaste. Er sah damals genau so aus, wie sein temperenzlerischer Fanatiker Loth geschildert ist. Die schlanke Jünglingsgestalt steckte in einem langen, bis hoch um den Hals geschlossenen Predigerrock, und der ausdrucksvolle Kopf mit der Riesenstirn, den versonnenen Augen und dem großen schmallippigen Munde stellte schon damals ein seltsames Mittelding zwischen Apostel und Zuchthäusler dar. Er lebte auch seine Überzeugung insofern, als er sich des Alkohols, des Tabaks und aller niedrigen lauten Freuden gemeiner Menschenkinder enthielt. Übrigens war er damals nichts weniger als ein sprühender Gesellschafter und seine Seele ebenso zugeknöpft wie sein Priesterrock. Vermutlich rührte auch sein schweigsames Lächeln von Menschenscheu und leicht verletzlicher Zartheit her. Er wurde dann zu seinem Schaden noch mehr verzärtelt durch die anbetungsvolle Liebe seiner blutjungen Gattin und der anderen Tempeljungfrauen im Dienste seines Genius. Die schleppten ihn aus dem Getriebe der rauhen Welt in eine versteckte Waldkapelle, hüllten ihn in Prunkgewänder und breiteten Weihrauchwolken unter seine Füße. Ich führe die beklagenswerte Tatsache, daß es Hauptmann niemals gelungen ist, einen männlichen Helden zu schaffen, einen frohen Tat- und Willensmenschen, auf jenen Kult zurück, den ekstatische Frauen in seiner Jugend mit ihm getrieben haben. Als ich ihm ein Dutzend Jahre später auf Hiddensee wieder begegnete (er hatte damals bereits sein Rautendelein geheiratet), erschien er

mir bedeutend frischer und menschlicher als in seiner Jünglingszeit. Er balgte sich mit seinen Söhnen und Neffen, trieb allerlei gesunden Sport, war braungebrannt und ging frisch-fröhlich aus sich heraus. Mit dem Dichter Hauptmann bin ich eine gute Strecke Wegs freudig mitgegangen, bis mir seine allegorische Geheimniskrämerei und seine immer schlapper werdenden Mannesgestalten allmählich den Geschmack an seinem Genius verleideten. Mit dem Menschen bin ich kaum noch zusammengetroffen, seit er als großer Herr und Sybarit zu Agnetendorf Hof hält und sich mit einer jüdischen Leibwache umgeben hat. Meine schönste und stärkste Erinnerung an Gerhart Hauptmann wird immer der Abend in Otto Brahms Junggesellenbude bleiben, wo er einem ganz kleinen Zuhörerkreis, in dem Paul Schlenther und ich die einzigen Deutschen waren, seinen ‚Kollegen Crampton' vorlas — und zwar sehr gut, denn er gehört zu den wenigen deutschen Dichtern, die sich durch den Vortrag ihrer eigenen Werke nicht um allen schuldigen Respekt bringen ...

Die freundlichste Erinnerung bewahre ich an die Häuslichkeit Friedrich Spielhagens. Da traf sich eine buntgemischte, aber immer erlesene Gesellschaft von mehr oder minder belangreichen Persönlichkeiten. Spielhagen selbst, seine feine, liebenswürdige Gattin und seine vortrefflichen Töchter waren die aufmerksamsten Wirte, die man sich denken konnte, und verstanden die feine Kunst, die Unterhaltung um tote Punkte geschickt herumzubugsieren, Anregungen zu lebhaftem Meinungsaustausch hinzuwerfen und rechtzeitig zu bremsen, wenn der Kampf etwa roh zu werden drohte. Spielhagen selbst war nicht nur ein sehr gewandter, schlagfertiger Tafelredner, sondern auch ein Plauderer, der niemals seicht, ein Dozent, der niemals langweilig wurde. Ich trat Spielhagen näher in einer Zeit, da er schmerzlichst unter dem Gefühl litt, sich überlebt zu haben. Die Jungen hatten ihn hohnlachend zum alten Eisen geworfen, und auch bei seinem älteren Leserkreise war sein strammer achtundvierziger Liberalismus gänzlich aus der Mode gekommen. In den Zeitungen wurde sein Name kaum mehr erwähnt, und wenn, dann nur im überheblichen Tone des Spottes über den kraftlos gewordenen Alten. Für einen Dichter, der Jahrzehnte hindurch der Abgott seines Volkes, der angeschwärmte Führer seiner Jugend gewesen war, mußte es eine unerträgliche Demütigung sein, sich bei lebendigem Leibe zu den Toten geworfen zu sehen. Er war sehr eitel, doch in einer harmlos liebenswürdigen Art, und so wohlerzogen, daß sein begreiflicher Groll gegen das rücksichtslose Erdreisten der Jugend doch niemals, wie bei manchen von den anderen Alten, in wüstes Geschimpfe ausartete. Er gelangte zwar nicht dazu, sie zu verstehen, aber er bemühte sich doch darum.

Ich selbst habe erst in späteren Jahren erkannt, was Spielhagen für die Entwicklung unserer deutschen Erzählungskunst geleistet hat. Es steht für mich fest, daß er derjenige gewesen ist, der dem deutschen Roman sein modernes Tempo und, für ein Vierteljahrhundert mindestens, den vorbildlichen Stil gegeben hat ...

Im Gegensatz zu Spielhagen war es Theodor Fontane gegeben, bis zum Ende seiner Tage mit der Zeit Schritt zu halten. Allerdings war ihm das Parteigetriebe immer ziemlich gleichgültig gewesen. Mit seinem ganzen Herzen war er Aristokrat, königstreu bis auf die Knochen, ein begeisterter Heldenverehrer und Soldatenfreund, seiner französischen Abkunft zum Trotz ein strammer Altpreuße. In seinen jüngeren Jahren hat er für die ‚Kreuzzeitung' geschrieben, im Alter schrieb er für die ‚Vossische Zeitung', ohne daß er doch seine Grundgesinnung irgendwie geändert hätte. Und das ermöglichte sich ohne Gewaltsamkeit und ohne Spiegelfechterei, weil seine stets lebendige, gemütliche Teilnahme nicht der Losung des Tages, dem Kampf der Lehrmeinungen und Moden, sondern allein den Menschen galt.

Menschen in ihrem Tun und Treiben, in ihrem Lieben und Hassen, ihrer eitlen Überhebung oder stillen Demut, ihrer niederträchtigen Bosheit wie in ihrer heldenhaften Aufopferung, ihren Leiden und Sorgen wie in ihrem hellen Jubel und trunkenen Taumel zu beobachten, sie lächelnd zu begreifen, liebend nachzubilden: das war seines Lebens Lust und Inhalt. Es fiel ihm nicht ein, Zensuren zu erteilen wie ein Schulmeister: lobenswert, gut, im ganzen kaum ziemlich genügend—

sie waren ihm alle gleich wert als unerschöpfliche Gegenstände seiner behaglichen Betrachtung, und er hätte gewiß in seiner bunten Sammlung eher noch die langweiligen Tugendbolde als die großen Bösewichter vermissen mögen. So wurde Fontane schon verhältnismäßig früh als Menschenschilderer ein realistischer Humorist, und daher konnte es ihm nicht schwer fallen, noch als Sechziger zu einem Bannerträger der Jüngsten zu werden. Er betete deswegen das Dogma des Naturalismus keineswegs an. Er ließ sich lediglich stilistisch von dem Bestreben, die Wirklichkeit mit rücksichtsloser Genauigkeit abzuschildern, ein wenig beeinflussen. Seine abgeklärte Altersweisheit und sein gereifter Geschmack bewahrten ihn davor, die Roheiten und törichten Übertreibungen der jungen Brauseköpfe mitzumachen. Und so konnte es geschehen, daß der Siebziger, ohne selbst Naturalist zu werden, doch der neuen Schule der Naturalisten nicht nur als Kritiker mit Verständnis entgegenkam, sondern in seinen eignen Werken für jene Richtung maßgebend wurde.

Dabei war dieser feinsinnige Freund und Führer der Moderne in seinem äußeren Gehaben, besonders aber in seinem Heim, ausgesprochen altmodisch. Kein Mensch wandelte mehr, wie er, die Potsdamer Straße entlang, einen schottischen Plaid um die Schultern gewickelt. Kein Mensch trug auch mehr solchen Backenbart, der das zurückgestrichene Haupthaar über die Ohren hinweg bis zur Höhe des Mundes verlängerte. Überaus selten auch waren diese großgeschnittenen klaren und dabei freundlichen Augen geworden. Und seine gute Stube vollends in dem obersten Stockwerk jenes altmodischen Hauses an der Potsdamer Straße 114 war die typische Wohnung eines besseren Bürgers aus den vierziger bis sechziger Jahren. Weder die altdeutsche Periode, noch die Renaissance, noch sonst ein ohnmächtiger Anlauf zur Stilerneuerung durch fabrikmäßige Nachahmung alten Kunsthandwerks hatte irgendwelche Spuren in diesem recht nüchternen, aber sauberen Poetenheim hinterlassen. Auch die musterhaft deutliche und durch die Freude an anmutigem Schnörkelwerk malerisch gestaltete Handschrift war bezeichnend für das Wesen dieses Prachtmenschen. In der Unterhaltung war er keineswegs glänzend. Es lag ihm nichts daran, ‚Eindruck zu schinden', sich in wirkungsvolle Dichterpose zu setzen; aber man schied nie von ihm, ohne eine geistige Anregung, Aufhellung eines Zweifels, eine freundliche Herzstärkung hinwegzunehmen. In der Kneipe habe ich Fontane nie getroffen, immer nur in seiner stillen Häuslichkeit. Und man wurde dort nicht eilig abgefertigt wie ein lästiger Bittsteller, sondern das Gespräch wurde immer so weit fortgesetzt, bis es zu einem gewissen Ergebnis, zu einem Punkt mit nachfolgendem Gedankenstrich geführt hatte.

Ich liebte den alten Herrn zärtlich. Keiner hat mir mehr gegeben, weder von den Älteren, noch von den Jüngeren, und ich fühlte mich wohl deshalb so stark zu ihm hingezogen, weil ich ihm nach Abstammung und künstlerischer Wesensart verwandt war: auch ich Mischblut mit französischem und englischem Einschlag, Aristokrat nicht nur von Geburt, sondern auch von Gesinnung, und vorurteilsloser Liebhaber aller Menschlichkeit. Auch ich Realist mit humorig-ironischer Grundstimmung ...

Unvergeßlich bleibt für mich die Feier von Fontanes 70. Geburtstag am 30. Dezember 1889. Ein Festmahl in einem großen Hotelsaale vereinigte alles, was Berlin an glänzenden Namen in der Literatur aufzuweisen hatte. In den tagebuchartigen Erläuterungen zu meinen Versen (‚Verse zu meinem Leben', 3. Auflage, Berlin 1907, Fontane & Co.) finde ich darüber folgende Notiz:

Friedrich Spielhagen präsidierte der Tafel und waltete mit Würde seines Amtes als Schleusenmeister der Beredsamkeit. Der Kultusminister sprach, der alte Mommsen sprach, der alte Frenzel sprach, und ich weiß nicht, wer noch lauter hochansehnliche, hochmögende und hochzuverehrende Herren. Auch mir brannte ein Manuskript in der Busentasche, und von Zeit zu Zeit pirschte ich mich unter dem Getümmel des Hochrufens und Gläserklingens an den Vorsitzenden heran und bat ums Wort. Und immer hatte er mir noch etliche ehrwürdige Namen zu nennen, die bereits vorgemerkt waren. Beim Eis hatte der Champagner bereits so gründliche Arbeit getan, daß des



letzten Redners Worte rettungslos in dem Getöse versanken. Da winkte mich Spielhagen heran und schrie, um sich in dem wüsten Spektakel vernehmlich zu machen, mir ins Ohr: ‚Wenn Sie's nach dem Käse noch versuchen wollen ...? Ich möchte Ihnen aber abraten, Sie sehen, es ist hoffnungslos!' Es wollte mich bedünken, als ob ein leichter Ton von Schadenfreude durch das weinwarme Wohlwollen des Altmeisters hindurchklinge, und da regte sich mein alter guter Trotz in mir. Nu gerade! dachte ich. Und als der Käse kam, schlug ich ans Glas und brüllte wie ein Stier: ‚Ich bitte um Ruhe!' Und dann ließ ich meine Verse los. Ich donnerte, ich knallte wie ein von bösen Buben überladener Böller — und wahrhaftig! Ich brachte das Unmöglichscheinende zustande, man hörte mucksmäuschenstille zu, und keines meiner Worte ging verloren. Dann aber brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Es hatten nämlich bisher nur Männer über fünfzig gesprochen — meine Käserede hatte endlich der Jugend Gehör verschafft, jener Jugend, die den Jubelgreis als einen der Ihrigen verehrte, weil er noch in seinem sechzigsten Jahre eine neue Richtung eingeschlagen und den Werdenden den Weg gewiesen hatte. Der alte Fontane umarmte mich wortlos, und dann kamen die Jungen, manche mit Tränen in den Augen, und dankten mir für mein erlösendes Gebrülle. Zur Nacht bedankte ich mich gerührt bei meinem Herrgott, daß er mir so gesunde Lungen und ein so ausgiebiges Organ verliehen hatte.

Am Morgen dieses seines 70. Geburtstages war übrigens eine Abordnung von drei Männern bei Fontane gewesen, um ihm die Glückwünsche des literarischen Berlin zu überbringen. Sie bestand aus Otto Abraham (genannt Brahm), Julius Elias und Paul Schlenther, der damals schier regelmäßig dazu ausersehen war, als Konzessionsgermane bei allen feierlichen Aufzügen der jüdischen Intelligenz ‚mitzuschlentern'. Fontane war sich der Bedeutung dieser jüdischen Gesandtschaft wohl bewußt, und er soll bei der Gelegenheit mit bitterer Ironie gesagt haben: „Vielen Dank, meine Herren — aber wo bleibt der märkische Adel?"

Ja, es ist wirklich eine Schande für unseren angeblich so hohen Kulturstand, daß für einen deutschen Dichter, der durch die Verherrlichung altpreußischen Heldentums in seinen Gedichten und durch liebevolle Schilderung des märkischen Adels in seinen Romanen zu wohlverdientem Ruhme gelangt war, gerade diese Gefeierten an seinem Ehrentage nicht das kleinste Zeichen dankbarer Anerkennung übrig hatten. Daß dieser märkische Adel seinen Fontane nicht gekannt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Vermutlich hatte er sich gesagt: er wird seinen roten Adler vierter oder gar dritter Güte schon kriegen — weshalb sollen wir uns da noch besonders für den Mann anstrengen, der noch dazu für die liberale ‚Vossische' schreibt! Überdies gehört ja diese Beschäftigung mit der schönen Literatur nicht zu den standesgemäßen Passionen. Man verzieh sie höchstens den Damen, wenngleich sie auch bei denen nicht gern gesehen war.

Ja, es ist wirklich dahin gekommen, daß die Judenschaft zum schier ausschließlichen Verwalter und Nutznießer des deutschen Geisteskapitals geworden ist, wie Moritz Goldstein gelegentlich einer vom ‚Kunstwart' veranstalteten Rundfrage festgestellt hat. Es ist das leider keine freche Ruhmredigkeit, sondern bitterste Wahrheit! ...

... Den späteren durchschlagenden Erfolg meines ‚Lumpengesindels' verdanke ich übrigens einem meiner stets treu und ehrlich erfundenen jüdischen Freunde, nämlich Emanuel Reicher. Er war es, der durch sein unablässiges Mahnen meine grundsätzliche Abneigung gegen das Umarbeiten der Öffentlichkeit bereits angehörender Werke überwand und mir auch wertvolle praktische Fingerzeige für diese Umarbeitung gab. Reicher war viel mehr als nur ein hervorragender Schauspieler. Er war ein grundgütiger Mensch, dessen schöner Idealismus auf Ehrfurcht vor allem Echten, Großen und Reinen und auf einem starken Gottesglauben beruhte. Seine selbstlose Hingabe an Menschen, die er bewunderte, und seine liebenswürdig kindliche Vertrauensseligkeit wurde oft genug schnöde mißbraucht, ohne daß er sich durch solche trübe Erfahrungen in seiner Menschenliebe beirren ließ. Sein Judentum verleugnete er keineswegs: er war der Sohn eines galizischen Rabbiners, und sein Gedankengang erinnerte oft an die Spitzfindigkeit der Talmudisten, ebenso wie seine Lust am Geschäftemachen. Damit freilich hatte er fast niemals Erfolg,

wie alle Menschen mit heillos anständiger Gesinnung. Seine schwärmerische Liebe für germanisches Wesen bewies er auch dadurch, daß er zweimal reinblütige Germaninnen heiratete. Mit der ersten Ehe traf er's freilich übel, denn die geniale Hedwig Kindermann, die wunderbarste Brünhilde und Isolde, die die deutsche Bühne bisher gesehen hatte, verlumpte als Opfer ihrer zügellosen Sinnlichkeit. Um so besser traf er's in seiner zweiten Ehe. Er war der beste Vater seiner zahlreichen Kinderschar, und diese Kinder selbst waren im Guten wie im Schlimmen Musterstücke arisch-semitischer Blutmischung. Wir waren Nachbaren, als ich in Berlin in der Nürnberger Straße hauste, und unsere beiderseitigen Kinder Spielgefährten. Die Gelegenheit zu lehrreichen Beobachtungen habe ich mir nicht entgehen lassen" ...

Philosophisch-naturwissenschaftliche Rundschau

Wenn irgend etwas in der trostlosen Gegenwart Anlaß zur Hoffnung auf Besserung unserer Zustände geben kann, dann ist's die Tatsache, daß die beklagenswerte Kluft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft von den vorzüglichsten Geistern immer stärker zu überbrücken versucht wird. Die Zeiten scheinen dahingeschwunden zu sein, in denen die Philosophen keine Naturwissenschaft trieben und die Naturforscher sich feindselig gegen die Philosophie stellten. Unwillkürlich muß man an das Wort Newtons denken: die Naturwissenschaft führt zunächst von Gott fort, um bei immer größerer Vertiefung desto inniger zu ihm zurückzuführen. Freilich kann dies für den ernstlichen Denker nicht verwunderlich sein; denn je tiefer und gründlicher die Naturwissenschaft vermöge einer fast vollendeten Technik des wissenschaftlichen Experimentes schürft, desto mehr nähert sie sich den Toren der Metaphysik.

Das sehen wir ganz besonders in der wichtigsten Naturwissenschaft, in der Physik. Ohne für oder gegen die neuzeitliche Relativitätstheorie hier Stellung zu nehmen, das Eine muß man ihr lassen, daß sie Anlaß gab zu einer erstaunlichen Prüfung der letzten und wichtigsten Elemente alles naturwissenschaftlichen und logischen Forschens. Man braucht gegenwärtig — und voraussichtlich dauernd — in der Relativitätstheorie kein philosophisches Prinzip zu sehn; man wird sie als „Maxime der wissenschaftlichen Detailforschung" gelten lassen. Sie berührt bekanntlich die Säulen der idealistischen Philosophie, die „Principia individuationis" Raum und Zeit; ja sie befaßt sich ernstlich mit einer der wissenschaftlich wichtigsten Fragen der Kausalität oder dem ursächlichen Zusammenhange. Die Relativitätstheorie ist nun im tiefsten Sinne weniger wichtig für die Philosophie als für die echten Naturwissenschaften; denn die Geschichte der Philosophie weist unwiderleglich darauf hin, daß fast alle mathematischen und naturwissenschaftlichen Probleme von ihr tiefgründig geahnt oder gar erörtert worden sind. Man denke etwa an das eleatische Problem der Bewegung in dem berühmten Vergleich des schnellen Achilleus mit der langsamen Schildkröte! Letzten Endes liegen hier bereits die Elemente der von Kepler geahnten, von Leibniz und Newton ausgebauten Lehre vom unendlich Kleinen, der Differential- und Integral- beziehentlich Infinitesimalrechnung.

Heut nun greift die Relativitätstheorie auf fast alle Gebiete des menschlichen Wissens hinüber. Das zeigt uns so recht die bemerkenswerte Arbeit des ausgezeichneten Forschers E. Gehrcke: „Die Massensuggestion der Relativitätstheorie" (Berlin, Hermann Meußer). Es handelt sich hier um die Fortsetzung einer von dem gleichen Verfasser veröffentlichten Kritik der Relativitätstheorie.

Gehrcke gehört zu den Denkern, welche der Einsteinschen Form der Relativitätstheorie scharf kritisch gegenüberstehn, wie etwa die berühmten Nobelpreisträger Lenard in Heidelberg, Stark in Würzburg, Kraus in Prag. Wenn einst von dem großen Naturforscher und „Geisterseher" Swedenborg gesagt wurde, um von seiner Universalität Zeugnis abzulegen, daß bei Nennung



seines großen Namens die Talare aller Fakultäten ins Wallen gerieten, so kann man heut ähnlich von der Bewegung der Relativitätstheorie sprechen. Gehrcke führt als Beweggrund der Abfassung des vorliegenden Buches an, daß u. a. Einstein selber eine „psychopathologische" Untersuchung der Tatsache gefordert habe, „daß die Menge, welche die Theorie gar nicht verstehen konnte, ein so brennendes Interesse an ihr nahm". Gehrcke untersucht nun diese Tatsache in seiner fesselnden Art und kommt zu dem Schluß, daß das Ergebnis nicht nur für den Psychologen, sondern auch für den Historiker und Politiker „eine gute Lehre für die Zukunft sei, wenn neue Massensuggestionen über uns hereinbrechen".

Im weiteren Sinne wird man eine Wirkung der Relativitätstheorie-Bewegung darin sehen dürfen, daß der Universitätsprofessor C. A. Emge in einer sehr kurzen aber inhaltsreichen Arbeit „Über verschiedene Bedeutungen von Idee" (Jena, Frommansche Buchhandlung) auf eine wichtige Quelle der Philosophie zurückgeht. Platon, der „Göttliche", hat in seiner berühmten Ideenlehre für alle Zeit einen heuristisch sehr wichtigen Gegenstand des menschlichen Denkens gleichsam als einen ehernen Felsen hingestellt. Dieser Felsen ist nun die Grundlage für unzählige Geistesbauten geworden, für haltbare Festungen und luftige Wolkenkuckucksheime. Wir wissen heut, wie Platon zu seiner Ideenlehre kam. Er ging bekanntlich aus von den Eleaten und von Heraklit: die Eleaten lehrten, das Wesen der Welt sei „Hen kai Pan", Ein und Alles, in ewiger Ruhe und Unveränderlichkeit, die Veränderlichkeit sei trügerischer Schein; Platon sagte von dieser Lehre, sie sei so tiefsinnig, daß es eines Delischen Tauchers bedürfe, um ihr auf den Grund zu gehn. Heraklit wiederum lehrte das Gegenteil: „Panta rhei", Alles fließt. Diese beiden Lehren bilden, genau betrachtet, die Pole, zwischen denen nun seit über zweitausend Jahren das philosophische Denken pendelt. Ernste Denker neigen gegenwärtig zu der Auffassung, daß letzten Endes gerade die neuere Physik nicht nur eine ungeahnt tiefe Bedeutung für die Lehre des Heraklit gewinne, sondern ebensogut der umgekehrten Auffassung alles Geschehens als eines zeitlosen Seins im Sinne der Eleaten die Wege ebne. So erstaunlich dieser Schluß auf den ersten Blick hin erscheint, er enthält vermutlich etwas Richtiges; selbst wenn man nicht so weit geht, wie der umfassend gebildete und tiefgründige Denker und Kritiker Bavink in seinem prachtvollen Buche „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft" (Leipzig, Hirzel). Er schlägt dem Sinne nach in Gedanken gleichsam vor, in der nichteuklidischen vierdimensionalen „Raum-Zeit-Welt" von Minkowski-Einstein von den vier Koordinaten oder Achsen der „Welt" X, Y, Z, T die Zeitachse T, wie dies „nichteuklidisch" durchaus erlaubt sei, beliebig groß oder klein zu setzen, dann ergäbe sich rein mathematisch eine plausible Vorstellung, daß der uralte Dualismus der Begriffe „Sein" und „Geschehen" wirklich endgültig überwunden werden könne, weil sie beide vollständig zu Ende gedacht seien. Bavink formuliert: „Jetzt steht also nicht mehr neben der seienden Materie der Fluß des Geschehens als ein gänzlich Anderes, sondern beides ist ein und dasselbe." Schon die Scholastiker lehrten ja, daß Gott die Welt „uno aspectu" sähe.

Emge geht nun auf alle diese Gedankengänge nicht im geringsten ein, sondern er erörtert nur verschiedene Bedeutungen des Begriffes „Idee"; nicht alle, aber einige wesentliche: Die Idee als Demiurg, als Substanz, als Wirklichkeit erzeugendes Bewußtsein, als absoluter Geist. Schon diese Auswahl zeigt die Wertschätzung, welche Emge dem Philosophen Hegel zuteil werden läßt; er sagt u. a.: „Hegel unterscheidet z. B. das Wirkliche vom Zufälligen, von Dasein, Existenz u. s. f. und kommt so zu dem berühmten Satze in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie: Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig." Unwillkürlich denkt man bei diesem berühmten Ausspruch Hegels daran, daß sich der sogenannte „wissenschaftliche" Marxismus der politischen Sozialdemokratie bekanntlich in aller Form auf diesen Satz stützt: Die Sozialdemokratie ist, folglich ist sie vernünftig! Hegel dürfte wohl an alles in der Welt gedacht haben, aber nicht an diese grauenhaft dilettantische Auslegung seiner Lehre. Tröstlich ist dieser Hinblick aber insofern, als er klar zeigt, wie haltlos und unterstützungs- bzw. anlehnungsbedürftig die marxistische Lehre ist, die angeblich nach der Meinung ihrer „Ge-



lehrten" allein von allen Theorien und Systemen „voraussetzungslos" ist. Wenn die Sozialdemokratie glaubt, daß sie bezüglich dieses Satzes von Hegel auf einen Felsen gebaut habe, dann wird sie sich in absehbarer Zeit davon überzeugen, daß sie auf Sand gebaut hat. —

In einer ihrem tiefsten Wesen nach andern Richtung bewegt sich eine hervorragende Arbeit des Frankfurter Universitätsprofessors Heinrich Hasse „Schopenhauers Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Gegenwart". (Frankfurt, Englert und Schlosser.) Diesem ausgezeichneten Buche ist weiteste Verbreitung innig zu wünschen; denn nicht nur ist es in hohem Grade geeignet, den abgrundtiefen Denker Schopenhauer klarer zu verstehn und von dem Vorwurf, er sei ein Verächter der Religion gewesen, zu befreien, sondern auch die gegenwärtige religiöse Welle zu überschauen, welche machtvoll dahinbraust und ganze Trümmer materialistischer Lehrmeinungen hinwegschwemmt. Das prächtige Buch zeigt uns den glänzendsten Vorzug der Schopenhauerschen Philosophie: Tiefe und gleichzeitig vollendete Klarheit und Anschaulichkeit des Stils. Wie oft wird nicht das Wort von der glänzenden Trockenheit des kantischen Stils oder der schönen Anschaulichkeit des Stils von Nietzsche angeführt! Im Ernste steht die Klarheit und Anschaulichkeit Schopenhauers bisher unerreicht da. Das Buch von Hasse gibt uns eine Fülle von Schopenhauerschen Ausführungen über Religion und Philosophie, die stets Tiefe und Klarheit verbunden zeigen, Wohltuend berührt die feinfühlige, tiefgründige und streng sachliche Darstellung Hasses. Er zeigt uns, wie falsch es sei, in Schopenhauer einen Feind der Religion zu sehn, wenn man Aussprüche von ihm aus dem Zusammenhange herausgreife, wie etwa: Die Religion ist Volksmetaphysik, oder: Die widersittlichen Wirkungen der Religion sind bei dem vom Judentum ausgehenden Monotheismus am größten, oder: Nur eine hochbedeutsame Ausnahme scheint sich darzubieten: das ist der Buddhismus; er hat seine Verbreitung wesentlich ohne Blutvergießen und ohne Gewalttätigkeiten erlangt. Hasse zeigt systematisch und streng folgerichtig, daß wir im Gegenteil das Recht haben, in Schopenhauer einen großen Wegbereiter geläuterter Frömmigkeit zu sehn. Hasse weist nach, daß dieses Mißverständnis dadurch entstanden sei, daß man nur die intellektuelle Seite der Schopenhauerschen Ausführungen bezüglich des Verhältnisses zwischen Religion und Philosophie gewöhnlich im Auge habe und dabei übersehe, daß Religion in erster Linie Sache des Herzens sei, auf Wille und Gefühl beruhe. „Und doch kann kein Zweifel bestehn, daß die Haltung des Heiligen, wie sie das vierte Buch des Hauptwerkes schildert, von spezifisch religiöser Natur ist, kein Zweifel, daß die Schopenhauersche Weltdeutung, welche nach Goethes Wort den ‚Kern der Natur': ‚Menschen im Herzen' findet, die fruchtbarste Grundlage für die Entfaltung spezifisch religiöser Regungen darstellt."

Viele starke Verbindungsfäden sehen wir zwischen Hasses Werk und den folgenden von Max Wieser „Der sentimentale Mensch. Gesehn aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert". (Gotha-Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes.) Ich stehe nicht an, dieses Buch zu den wahrhaft wertvollen zu rechnen; denn es beleuchtet unser gegenwärtiges Geistesleben unter dem Gesichtswinkel der Mystiker des 18. Jahrhunderts in einer so klaren, ansprechenden Weise, wie kaum ein anderes Werk. Wieser schildert zunächst den spanisch-französischen Mystizismus mit Fénélon als Gipfelpunkt. Aber dann zieht er heut fast vergessene bedeutende Menschen wieder ans Licht, aus dem Kreise der Holländer und Deutschen des 18. Jahrhunderts. Wir sehn, daß der „frühsentimentale" Mensch: Poiret, Jurien, Saurin, Jäger, Metternich, vor allem Loën, Lörcher, Arnold, Bernd, Thomasius, Gundling, Zinsendorf für das Verständnis der seitherigen Geisteslebens schlechthin unerläßlich ist. Mit einem wundervollen mystischen Gedicht des tiefsinnigen Hölderlin hebt das bedeutsame Buch an und hält uns bis zum Ende in seinem Bann. Dies sind die Ausblicke Wiesers am Ende seiner Ausführungen: „Die Zukunft — so glauben wir — haben in Deutschland die Menschen, die natürlich, ursprünglich, naiv fühlen und doch das sentimentalische, religionserlösende Gefühl der Russen in aller Stärke in sich lebendig werden lassen." Und schließlich: „Mögen aber die Menschen

unserer Zeit dies Welt- und Lebensgefühl in der Richtung, die wir am Schlusse dieser Arbeit angedeutet haben, überwinden und ein Zeitalter heraufblühen, das sich mit dem, das unsere geistig Großen gebar, wenn auch in anderer, sicher veränderter, aber nicht weniger würdiger Weise, menschlich oder mit dem Mittelalter göttlich messen kann! Das gilt insbesondere für unsere unendlich geplagte Heimat und ihre Menschen."

Wer die beiden letzten angeführten Stellen Wiesers sorgfältig liest, horcht unwillkürlich gespannt auf bei der Gegenüberstellung der Deutschen und Russen. Denn hier wird ein wichtiger Punkt berührt, der für die kommende geistige und politische Entwicklung von Bedeutung werden kann. Das Verhältnis des deutschen Geistes zum russischen! Diesem Verhältnis sind bei aller sonstigen großen, ja völligen Verschiedenheit die beiden folgenden Bücher hauptsächlich zugewandt: Axel de Vries „Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins" (Reval, Estländischer Verlag) und Wassilij Rosanow „Dostojewski und seine Legende vom Großinquisitor". Das erstgenannte Buch hat mehr historische Einstellung und politische Zwecke. Es erörtert die Ursachen des russischen Umsturzes, die Zustände im Innern, die „Mentalität" des in seiner ungeheuren Mehrheit hebräischen „kommunistischen Ordens", die Folgen des Ausscheidens von Lenin, die Unmöglichkeit seiner meist jüdischen Nachfolger, das System des furchtbaren aber gewaltigen Zerstörers Lenin auf die Dauer fortzusetzen, die Aufgaben der europäischen, besonders aber der deutschen kommenden Staatsmänner im Hinblick auf die in „Westeuropa" völlig unverständliche und unverstandene Psyche der Russen. Es würde hier viel zu weit führen, das fesselnde Buch genauer zu behandeln. Es zeigt weite Horizonte und Tiefen der Seele, von denen sich die meisten Tagespolitiker und Zeitungsschreiber nichts träumen lassen.

Das andere Buch, von Rosanow, ist gänzlich anderer Art. Aber in dem einen, wichtigsten Punkte, dem religiösen, ist es dem Buch von Axel de Vries nahe verwandt. Wassilij Rosanow behandelt die berühmte „Legende vom Großinquisitor" mit meisterlicher analytischer Schärfe. Es wird heut so viel in medizinischen und juristischen Kreisen von Freuds „Psychoanalyse" gesprochen; es wird aber dabei selten die Spreu von dem Weizen gesondert. Dies tut Rosanow in seiner ausgezeichneten, lebensprühenden, tiefgründigen, sachkundigen Art. Dostojewski hat in seinem größten Werke „Die Brüder Karamasoff" eine seltsame Erzählurg in den Brennpunkt gestellt. Diese Erzählung, eben „Die Legende vom Großinquisitor", hängt nur locker mit dem ganzen Roman zusammen, ist aber doch das Fundament des Ganzen. Einer der Brüder Karamasoff, Iwan, erzählt sie seinem im Kloster befindlichen jüngeren Bruder Aljoscha. In den einleitenden Worten Iwans findet sich nun eine höchst bedeutsame Stelle: Da sagt Iwan, er habe nur einen „euklidischen" Verstand. Er will damit sagen, daß die Seele des Russentums für die „Nichteuklidik" des Westeuropäers, für seine Irrationalität kein Verständnis habe. Rosanow nun packt hier das schwere Problem der Seelenverschiedenheit der Russen und der übrigen Europäer an: Euklidik und Nichteuklidik! Wie wenig Menschen beschäftigen sich selbst in „Europa" heut mit diesem Problem! Es ist eins der wichtigsten. Es unterscheidet tiefer und abgründiger die vergangene Zeit von der kommenden, als Kopernikus mit seiner heliozentrischen Weltlehre das geozentrische Weltalter des Hellenen Ptolemaios. Man stelle sich einmal ernstlich vor: Der tiefsinnigste russische Denker stellt ein Stück der Mathematik, welches der große Mystiker unter den Mathematikern, der deutsche Gauß, ersonnen hat und das von den drei andern großen Mathematikern: Boliay, Riemann und Lobatschefskij als Nichteuklidik weiter ausgebaut worden ist, als Punctum saliens in den Brennpunkt seines gewaltigsten Werkes. Derartige naturwissenschaftliche Probleme hat bis dahin höchstens Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" behandelt. Aber nicht darin liegt das Bedeutsame der Stoffwahl, sondern darin, daß — zum erstenmal seit Charles Sealsfield — der Genius, das Seelenleben ganzer Rassen und Völker den Inhalt dichterischer Werke richtunggebend und zwingend beeinflussen. Wir sehen hier staunend die machtvolle Beeinflussung des Geisteslebens durch Mathematik und Naturwissenschaften. Wir begreifen so, daß Rosanow der russischen Kirche als Ausdruck der russischen euklidischen

Seele die Aufgabe zuweist, welche von dem romanischen Katholizismus und dem germanischen Protestantismus nicht gelöst worden sei, etwa im Hegelschen Sinne: die romanische Thesis und germanische Antithesis in der russischen höheren Einheit als Synthesis zu vereinigen und die Weltherrschaft anzutreten.

Wenden wir uns von den überwiegend philosophischen Werken, in denen die Naturwissenschaften organisch einverleibt werden, zu den naturwissenschaftlichen, die sich organisch der Philosophie angliedern:

Hier stoßen wir auf ein Werk aus dem geistigen Bannkreise der Anthroposophie Rudolf Steiners: Dr. Günther Wachsmuth „Die ätherischen Bildekräfte in Kosmos, Erde und Mensch". Der Verfasser nennt sein Werk im Untertitel „Ein Weg zur Erforschung des Lebendigen" (Stuttgart, Verlag: Der kommende Tag). Das Buch ist durchaus vom Geiste seines Meisters Rudolf Steiner erfüllt. Es zeigt seine Vorzüge und Schwächen: Viel blendenden Geist und reiche Kenntnisse, sowie erstaunlich reiche und leichte Fädenanknüpfung. Aber ebenso viel anfechtbare, äußerst fragwürdige Schlußfolgerungen, spinnwebige Brücken und weichende Pfeiler. Gemessen an Karl Jellineks „Weltengeheimnis" erscheint das Buch von Wachsmuth bei aller Farbenbuntheit und Ideenfülle doch wesentlich schwächer und weniger tragfähig. Wie bedenklich viele der wichtigsten Punkte in dem Buche von Wachsmuth sind, sei an einem einzigen Beispiel gezeigt: Wachsmuth stellt gewagt aber geistvoll vier verschiedene Äther auf, die bei der Erde und dem Planeten Saturn sich umgekehrt, „umgestülpt", in der Struktur der beiden Planeten folgen: Wärmeäther, Lichtäther, Chemischer Äther, Lebensäther. Wachsmuth will die bisherige Unerklärlichkeit der Lebenserscheinungen auf die Existenz eines „Lebensäthers" zurückführen. Es ehrt Wachsmuth in meinen Augen, daß er alle bisherigen völlig unzulänglichen Bemühungen materialistisch eingestellter Biologen um die Erklärung der so überaus geheimnisvollen Lebenserscheinungen durch ein völlig anderes Prinzip ersetzen will. Aber wodurch könnte er jemals hoffen, die „Umstülpung" der Reihenfolge der vier Ätherarten in der Struktur der genannten beiden Planeten zu beweisen? — Wie dem auch sei! Das Buch enthält eine solche Fülle geistvoller Gedanken, daß es dem unbefangenen Leser sicherlich Anregung bietet und seinen geistigen Gesichtskreis erweitert. Aber scharfe Kritik sei auf dem Posten!

Ein Ähnliches gilt von dem folgenden Buche: Zacharias „Verborgene Gewalten im Weltgeschehn". Auch hier sehn wir und zwar noch mehr als im vorigen Buche, eine wohltuende Selbständigkeit des Urteils gegenüber vielen heut herrschenden Lehrmeinungen besonders auf dem Gebiete der Physik, auch eine gewisse Schöpferkraft und Originalität im guten Sinne. Vor allem die heut auch in der herrschenden Universitätsphysik zum lebendigen Ausdruck kommende Neigung zur Vereinfachung, zur Zurückführung aller Kräfte, Stoffe und Probleme auf ein Letztes, Tiefstes. Zacharias sieht in der von ihm sogenannten „Raumkraft" das Letzte. Geht man auf seine Gedankengänge genauer ein, so läßt sich nicht leugnen, daß er ein origineller und eigenwüchsiger Denker ist. Aber man stutzt unwillkürlich, wenn er, auf Reichenbachs Spuren, die Lehre von den Strahlkräften so schnell und rücksichtslos auf alles erweitert. Mir erscheint es wenigstens so, daß mehr Kritik gegenüber vielen „okkulten" Erscheinungen, Gestirneeinflüssen, Handlesekunst, Handschriftenkunde sehr angebracht wäre. Der Forscher hat durchaus die Pflicht, von diesen und ähnlichen Problemen Kenntnis zu nehmen, ja sich ihrer Erforschung zuzuwenden: aber mit kühlster, nüchternster Verstandestätigkeit und mißtrauischer Kritik.

Zum Schluß noch zwei kleine, aber wichtige Bücher, die sich mit der Vererbung, mit Rassenlehre und Rassenhygiene beschäftigen. Das eine heißt: „Von deutschen Enkeln und Ahnen" (Dresden, Beutelspacher). Sein Verfasser Professor Kuhn erörtert in drei Vorträgen wichtige Richtlinien aus der Vererbungslehre und Rassenhygiene in leichtverständlicher, volkstümlicher Form. Das andere Buch „Rassenlehre und Rassenpflege" (Leipzig, Theodor Weicher) hat den rühmlichst bekannten, langjährigen Vorkämpfer der Rassenlehre und Rassenpflege Ministerialrat Gerstenhauer zum Verfasser. Gerstenhauer hat sein außeramtliches Forscher- und Ge-



lehrtenleben durch dieses wahrhaft ausgezeichnete Buch gekrönt und dem deutschen Volke ein wundervolles Geschenk mit dieser Arbeit bereitet. Es ist eine „völkische Tat“ im edelsten Wortsinne. Es bedeutet Ausmünzung reiner und lebenswichtiger Wissenschaft und Kultur in dem Dienste des eigenen, heut so schwer kämpfenden und niedergedrückten, aber doch großen deutschen Volkstums. Es verbindet Philosophie und Naturwissenschaft mit dem Leben der Nation.

Dr. Alfred Seeliger

Rudolf Schäfer

Zu unsrer Bilderbeilage

Der Name dieses Künstlers hat im deutschen Hause einen so guten, warmen Klang, daß man unwillkürlich an seine Vorgänger und Nachbarn erinnert wird, die uns längst schon lieb sind: an Richter und Schwind, Gebhardt und Steinhausen, Uhde und Thoma. Es ist in bestem Sinne deutsche Malerei, die von Gemütskräften durchwärmt ist; es ist deutsche Frömmigkeit, die zugleich der Natur und Landschaft treu bleibt. Der „Türmer“ hat bereits Schwarz-Weiß-Bilder von Rud. Schäfer gebracht, heute fügt er zwei Farbendrucke hinzu. Wir verdanken die Anregung dazu einem köstlichen Buche, das in jedes deutsche Haus gehört, als ein reizendes Festgeschenk mit sechsundsechzig Bildproben: nämlich dem biographischen Werk „Rudolf Schäfer, ein deutscher Maler der Gegenwart“ (Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Hamburg). Wer schon die schönen Einzelwerke Schäfers kennt („Rosen und Rosmarin“, „Paul Gerhardt“, „Der Wandsbecker Bote“) oder die Mappen aus dem Potsdamer Stiftungsverlag, der wird beglückt sein, hier den Künstler in seiner Gesamtheit erfassen zu können. Dieser evangelische Pfarrerssohn ist zwar in Altona (1878) geboren und wirkt in seiner ruhigen Innerlichkeit niederdeutsch; aber wir wollen nicht vergessen, daß er eine schwäbische Mutter hatte. Selber mit einer Pfarrerstochter vermählt, ist er in kirchliche und religiöse Malerei geradezu hineingewachsen, gleichsam auf evangelischer Scholle, in christlichem Stammbaum, dessen Ursprünge in die hessische Gegend führen. — Dem Farbentone nach erinnern die „Lebensalter“ etwa an Weltis Symbolik oder an Böcklin. Wenn man nur den Zeichner kannte, wird man nach diesen Proben gespannt auf die weitere Entwicklung des Farbenkünstlers. Wie deutsch das Gesicht der Maria auf dem andren Bild: süß und zugleich von versonnenem Ernst! Rudolf Schäfer ist wahrlich ein edler Führer auf dem Wege zur deutschen Seele.

Alte Lautenkunst

Der Drang, die Hausmusik und möglichst auch solistische Podiumkunst endlich von der bald dreihundertjährigen Monopolbegleitung des Klaviers zu befreien, hat sich seit Beginn unsers Jahrhunderts wachsend bemerkbar gemacht. Die Übertragung des Liedunterbaus auf Streichquartett, die gelegentlich mit künstlerischem Erfolg versucht worden ist, hat sich meist als zu schwierig herausgestellt, um sich in einfachen Verhältnissen durchsetzen zu können. Die in München einsetzende Wiedererweckung der alten Gitarristik durch Scherrer, Albert usw. wurde daher mit Dank begrüßt und hat zumal in der Jugend lebhaften Anklang gefunden. Die von hier ausgehende, im Zupfgeigenhansl ihren Mittelpunkt findende Volksliedbewegung der Wandervögel schärfte aber doch bald Blick und Ohr dafür, daß die Kompositionen der südlichen Gitarrenmeister Ende des 18. Jahrhunderts nur von bedingtem Wert sind, daß die neue Salonmode der Klampfenjungfrauen argen Dilettantismus deckte und selbst ein so beredter



Sendling der Münchner wie Kothe doch vielfach nur Verflachung der alten Harmonik und in seinen „altdeutschen" Eigenliedern moderne Stubenimitation der echten Lautenkunst aus Luthers Zeiten bot.

Da war es nun ein kühner, aber offenbar trefflich geglückter Sprung ins Dunkel, wenn Dr. Hans Dagobert Bruger, gestützt auf die theoretische Schulung der modernen deutschen Musikwissenschaft und auf die praktische Vorbereitungsarbeit der neudeutschen Musikantengilden es gewagt hat, die originalen Meisterwerke des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in umfassender Neuausgabe darzubieten: drei Hefte „Alte Lautenkunst" (bei Simrock in Berlin) schenken uns die schönsten Lautenlieder und Solostücke aus Deutschland (Schlick, Judenkunig, Newsidler, Gerle, Ochsenkhun, Kargel, Waisselins usw.), aus Italien, Frankreich, Spanien, England, Holland in prächtiger Ausstattung und wissenschaftlich einwandfreier Form; sogar die alten Taktstriche sind beibehalten, was diesen oft seltenen und aus schwierigen Griffzeichenschriften übertragenen Meistersätzen den Wert von Denkmälerausgaben verleiht. Für die Praxis wäre freilich die Beigabe von Übersetzungen und Aussprachereglen für die fremdsprachlichen Texte sowie einer Anleitung zum Verständnis der freitaktigen Rhythmik (etwa in einem Ergänzungsheft) dringend erwünscht — in solcher Umschrift fügen wir mit Bewilligung des Herausgebers diesem Türmerheft zwei Belege deutscher und einen englischer Herkunft bei. Mit Übersetzung hat Bruger schöne Solomadrigale mit Laute von dem altenglischen Meister John Dowland (1597) und desselben Solostücke für Laute im gleichen Verlag angeschlossen, während Zwißler in Wolfenbüttel seine musterhafte Neuausgabe der Lautensuiten Seb. Bachs bringt und gegen Weihnachten Brugers große Lauterschule herausgeben wird. Daß es sich bei all diesen herrlichen Werken nicht um tote Fossilien, sondern um blühende, lebensvolle Kunstwerke handelt, hat Bruger (München, Adalbertstr. 104) selbst als famoser Lautenvirtuos in manchem Konzert bewiesen, wo das ebenfalls von ihm bei Zwißler erstmals herausgegebene, reizende Quartett von Jos. Haydn für Laute, Geige, Bratsche und Violoncell nicht die kleinste Kostbarkeit der Vortragsfolge darstellte. Also heran an diese echte, herbe, unvergängliche Hauskunst!

Prof. Dr. H. J. Moser

Türmers Tagebuch

Feindliche Tücke · Ein verdächtiger Vorschlag · Innere Krisen · Das große Ärgernis · Entlastungsoffensive · Ehrengerichtsbarkeit · Richter und Parteimann · Politik und Charakter · Die Volkssehnsucht

Verdirbt die Politik den Charakter oder verderben Charaktere die Politik? Man hat heftig darüber gestritten; damals, als die Frage fast noch als luftiges Problema dastand. Heute aber hackt sie mit reißender Tatze in unsere Geschicke ein. Denn überall stoßen wir auf verdorbene Politik und auf verderbte Politiker.

Unsere Feinde haben die Kölner Zone nicht geräumt. Deutsche Widerstände, so behaupten sie, hätten die Kontrollkommission gehindert, den Endbericht rechtzeitig zu liefern. Wenn aber 1800 Besuche gemacht wurden, dann war die Prüfung doch offenbar ebenso ausgiebig wie ungehemmt. Obendrein hat sich der „Daily Telegraph" verplaudert. Wir wissen durch ihn, daß der schicksalsträchtige Schlußbericht bereits zu Ende vorigen Jahres in aller Form erstattet war. Er ging jedoch zurück mit dem ungnädigen Auftrag zu neuen, strengeren Schnüffeleien. Bedarf es weiteren Zeugnisses? Der Bericht ist gar nicht die Ursache, sondern nur der hinterdrein zurechtgestoppelte Vorwand eines längst gefaßten vertragsbrüchigen Beschlusses. Er ist die Ausrede der Rabenmutter, ihr mißhandeltes Kind habe abscheuliche Laster und müsse daher unter eiserner Härte stehen. Deutschland wird verleumdet, um es beräubern zu können.

Welch ätzendes Gift hat Herriots Kammerrede gegen uns gespritzt! Er hat Albernheiten ausgestreut, die der Ausstreuer selber nicht glauben kann. Zum Beispiel das Wort, daß eine Macht, die jährlich eine halbe Milliarde für das Heer opfere, noch lange nicht abgerüstet sei. Wer ist denn schuld daran, daß die paar Männlein uns so teuer zu stehen kommen? Wer zwang uns die Söldner auf, die Beamte, daher mit Grundgehalt, Ortszuschlag und Familienbeihilfe zu bezahlen sind; demgemäß das Zehnfache eines früheren Wehrpflichtigen kosten? Derart wird sogar die Erfüllung uns noch in Tücke umgedeutet.

Herriot sprach auch vom Kronprinzen. Der Verband habe dessen Rückkehr zu leicht genommen. Es sei unmoralisch, daß ein Mann, „der eine schwere Mitschuld an dem Ausbruch des Krieges trägt", das bequeme Leben eines Landlords führe, während Napoleon auf einsamem Felsen sterben mußte.

Der französische Ministerpräsident hält also die Lüge aufrecht, woran in der ganzen Welt nur noch Narren glauben und Betrüger zu glauben vorgeben. Überdies erklärte er, jede deutsche Kriegsschuldnote uneröffnet zurückweisen zu wollen. Es gibt eben Leute, die berufsmäßig eine Heidenangst vor der Wahrheit haben müssen.

Unverkennbar geht er auf dauernde Militärkontrolle aus und auf dauernden Besitz der Rheinlande. Dort wäre ja, wie Nollet sagte, die deutsche Schwertspitze nur

einen Finger breit vom Herzen Frankreichs entfernt. Einen Sicherheitspakt mit uns lehnt er ab, aber in England verlangt er einen gegen uns. Es ist ihm ja nicht um Sicherheit zu tun, sondern um den Rhein.

Poincarés Stürzer hat gesprochen, wie Poincaré selber haßerfüllter nicht hätte sprechen können. Daher erhob sich die ganze Rechte, um den Führer der Linken zu bejubeln; dem Wiederhersteller der heiligen Einigkeit, dem großen Patrioten wurde stürmisch die Hand geschüttelt. Damit aber die Völkereintracht endlich komme, ist beschlossen worden, durch öffentlichen Anschlag dieser Rede die Franzosen noch mehr zu verhetzen.

Vor Jahresfrist gab es einen ganz anderen Herriot. Damals war er Künstler auf der sanften Schäferschalmei der Friedensliebe. Seltsame Wandlung! Aber warum sollte nicht einem französischen Staatsmann sein Amtssessel einen Fußtritt für den Boche wert sein? Mit rasender Schnelle hat hier die Politik einen von Natur nicht bösartigen Charakter verdorben.

Seine vorgebliche Sorge teilt vorgeblich Minister Austen Chamberlain. Frankreich habe Sicherheit gegen Unbill nötig. Die Gefahr schreit allerdings gen Himmel. Auf jeden leichtbewaffneten deutschen Angreifer ohne Gasmaske kommen nämlich nicht mehr als 30 schwergerüstete französische Verteidiger mit Tanks und Giftgranaten. Da muß etwas geschehen.

Wir kennen den Grund seines freundschaftlichen Alpdrucks. England braucht Frankreich und Frankreich braucht England; also zeigen wir bösen Willen, also haben wir noch nicht abgerüstet, also gefährden wir den Frieden.

Dem Kölner Schacher auf kurze Sicht droht ein noch heimtückischerer auf lange zu folgen. Der Brite verlangt sein Geld zurück, die einst so offenhändig gespendete Kriegshilfe. Frankreich spiegelt vor, es werde pünktlich zahlen, sobald eine Neutralisierung der Rheinlande ihm Ersparnisse am Heer verstatte. Das leuchtet in London ein. Freilich wäre es ein neuer Gewaltstreich gegen Deutschlands Hoheitsrechte, und England wahrt gerne, solange es nichts kostet, das Biedermannsgesicht. Es hat sogar eigens dazu seine Kronjuristen. In der Presse tauchen daher nachdenkliche Vorschläge zu einem „Settlement" auf. Warum sollte Deutschland nicht selber auf seine Rheinhoheit verzichten, damit England seine Ausstände eintreiben kann? Wer zustimmt, dem geschieht kein Unrecht. Für die westliche Einbuße könnte man uns ja östlichen Ersatz versprechen. Die Rückgabe Danzigs und des Korridors, sogar Oberschlesiens; wäre das nicht eine feine Aussicht?

Augen auf, ihr Deutschen! Unser gutes Recht ans Ostland besteht fort, allein unser Recht auf den Rhein geben wir dafür nimmer preis. Täten wir's, wir wären doch nur wieder die geprellten Dummen. Es wird uns da eine ganz niederträchtige Falle gestellt. Versprechen ist eins, aber Halten ein anderes. Denn bis auf den letzten Kassuben verteidigt Polen natürlich den Raub, den Frankreich seiner Habgier zuschanzte. Würde England es mit der Waffe zwingen? Das wäre ja sein Bruch, sein Krieg mit dem französischen Freunde: gerade das, was es vermeiden will. Wollten aber wir uns selber holen, was uns gehört, dann würde Frankreich den polnischen Bündnisfall für gegeben erklären. Denn daß es seinen sarmatischen Günstling fallen läßt, wer könnte dies glauben!

Freilich verliert auch im eigenen Lande Chamberlain rasend rasch an Glauben und Geltung. Man liest herbe Absagen an seine „engherzige Diplomatie ohne Inspiration". Der Historiker George Glasgow schrieb gradsinnig, sie wecke das alte Wort von der britischen Heuchelei mit einem Zynismus, wogegen Gründe nichts fruchteten.

Macdonald war von Hause aus redlich gesinnt. Bei Amtsantritt meinte er noch, seine Hauptaufgabe sei die Wiedergutmachung Versailler Unrechts. „Aus Gründen der Ehrlichkeit und des allgemeinen Nutzens." Jedoch Herriot ist schlau; über ein kleines, da hatte er den Schotten bereits am Gängelbande seiner eitlen Selbstüberschätzung. Bald war diesem das Friedensdiktat ein Heiligtum geworden, und an uns erging sein Warnwort, wenn wir daran rütteln wollten, dann werde England in der alten Einheitsfront stehen. So ward auch er ein Mann, dem die Politik den Charakter verdarb. Abgelöst allerdings hat ihn ein Nachfolger, dessen Charakter darauf angelegt ist, die Politik noch mehr zu verderben. Und für uns läuft beides auf dasselbe hinaus.

* * *

Die Krisen sind jetzt fester Bestand in unserer Staatsform. Sie kehren regelmäßig wieder, so wie etwa die Ferien im Schulplan. Nur daß die Fristen immer kürzer, die Krisen immer länger werden. Und die Linkspresse belehrt uns obendrein, daß dies einem demokratischen Gemeinwesen nicht anders eigne und gebühre.

Nach drangvollen Wehen wurde das jüngste Reichskabinett geboren. Kanzler Luther ist ein Mann, der Eifer mit Bedacht, Fähigkeit mit Würde verbindet. Daß er keiner Partei hörig, daher Fraktionseinflüssen entrückt bleibt, ist neu im neuen Reiche, während es die bessere Regel im alten war.

Aber horch! „Zum Kampfe rufen wir euch!" so schreit ein Aufruf des sozialdemokratischen Parteivorstandes. „Schützt die Republik!" so hallt es wider aus einem Massenaufgebot im Berliner Sportpalast. Diese Regierung sei eine Kriegsansage an das Proletariat. Der hartnäckige Bursche im Kanzleramte werde bald die Arbeiterbataillone marschieren hören.

Besonders hitzig gaben sich der Reichstagsvorsitzer Loebe und in München der preußische Oberpräsident Hörsing. Früher legte Staatsstellung Maß und Würde auf. Das jetzt hineingekommene Geschlecht aber bleibt Parteimann auch als Beamter; ja es wird bloß Beamter, um erst recht Parteimann zu sein. Wie wäre es mit ein wenig mehr Pazifismus gegen die Volksgenossen?

In dem Aufruf zum Schutze der Republik steckt dieselbe Unwahrhaftigkeit wie in dem französischen Geschrei von der deutschen Gefahr. Man spricht vom Volk oder noch lieber von den Massen, meint aber immer nur die Partei.

Die neue Regierung wurde nach Paris hin als Revanchekabinett verdächtigt. In Grenoble umwarb Hilferding die französischen Sozialisten „mit leidenschaftlicher Freundschaft". Sie möchten doch, so bat er, für die Räumung Kölns eintreten. Dadurch würde nämlich den deutschen Genossen der Kampf gegen die Reaktion erleichtert. Selbst diese Kernfrage unseres Rechtes und unserer nationalen Ehre ist ihm also nur ein Mittel zum Parteizweck. Flugs erwies sich, daß es sogar ein recht untaugliches war. Die Trautgesellen zeigten nämlich durch verhärtetes Gemüt, daß

ihnen am deutschen Rheine weit mehr liegt als an dem Kampfe gegen die deutsche Reaktion.

Schier heißer noch wird in Preußen gerauft und gezankt. Nachdem im Reiche und den meisten Bundesstaaten die Sozialdemokratie bereits aus der Macht gedrängt war, blieb der Staat Severings „die letzte Hoffnung des ehrlich demokratischen Europas“.

Allein auch hier prallen zwei völlig gleichstarke Kräftegruppen immer wieder zu entscheidungslosem Scharmützel aufeinander. Die Krisis will nicht sterben, weil kein Kabinett leben kann.

Man wählte Marx zum Ministerpräsidenten. Dieser versuchte in Preußen denselben Trick, dem er im Reiche seinen Sturz verdankte: Volksgemeinschaft! Wohl ist keine Partei, die sich selber davon ausschlösse, allein die von den Flügeln stellen Forderungen, wodurch jede die andere ausschließt. Es gehört ein übernatürlicher Bestglaube zu der Hoffnung, daß die Deutschnationalen jemals Severing hinnehmen oder die Sozialdemokraten jemals Severing opfern würden.

Was da werden will, das ist noch nicht abzusehen. Einziger Ausweg wäre eine nochmalige Auflösung des Landtages. Aber Zentrum und Sozialdemokratie wollen diesmal nicht heran. Man kann es ihnen nachfühlen. Hoefle- und Barmatwahlen? Lieber nicht.

* * *

Denn die Ärgernisse schwellen auf einen Umfang, der unserer Republik den herostratischen Ruhm sichert, wenigstens hierbei in der Welt voran zu sein. Dabei lassen sich die vollen Tragweiten noch gar nicht ermessen. Gegen 70 Kriminalkommissare sind Tag und Nacht an der spürfleißigen Arbeit; man erzählt, kaum ein Fünftel des gesammelten Beweisstoffes sei erst der Öffentlichkeit wirklich bekannt.

Er belastet Leute, die das Gesetz zum Schutz der Republik mit höchst undemokratischen Vorrechten ausstattete. Wir erleben zum ersten Male einen Reichsminister, der unter dem Verdacht von Amtsverbrechen in Untersuchungshaft sitzt. Er hat es verstanden, binnen drei Jahren vom armen Schlucker ein Mann zu werden, der eine Villa, mehrere Zinshäuser und an flüssigem Gelde obendrein eine Viertelmillion sein eigen nennt. Da ist auch ein Reichskanzler a. D., der so oft vor versammelten Volke dem ungerechten Mammon Blutfehde schwur, ihm aber nebenher heimlich als gemästeter Aufsichtsrat hohepriesterliche Opfer brachte. Wir kennen schon mehrere Proletarier, deren lichtscheue Verdienste Ehren-Barmat mit Dollars, Franken und holländischen Gulden fürstlich aufwog. Man ist gespannt auf die Namen der weiteren 150 Volksvertreter, denen sich der jiddische Geschäftsfreund mit insgesamt 1713 Amsterdamer Liebespaketen in empfehlende Erinnerung zu bringen pflegte.

Zwei Parteien sind auf das peinlichste bloßgestellt. Solang es irgend ging, haben sie ihren Schächern die Stange gehalten. Auch jetzt noch gehen die Entrüstungen der sozialdemokratischen Presse weniger gegen Barmat und Kutisker als gegen Tannenzapf und Isidor Kreill, die „Judasse“, die ihre eigene Mischpoke der „deutschnationalen Tscheka“ verkauften; da dies aber Hoefle, Bauer und den anderen wenig hilft, ist man zur Entlastungsoffensive vorgeschritten. Man versucht Skandal durch Skandal zu decken mit Hilfe des Nachweises, daß die anderen ebensowenig stuben-

rein seien. Das zielt auf einen letzten Ausgleich in dem fragwürdigen Sinne von Goethes „Mitschuldigen“; „So! diesmal blieben wir wohl alle ungehangen.“ Erst jetzt wird dem Zeitbetrachter der tiefere Sinn des alten Sprichwortes klar: „Haust du meinen Juden, so hau' ich deinen Juden.“

Der Lärm über die Ruhrentschädigungen ist allerdings eine künstliche Mache. Wenn hier gesündigt wurde, dann nur in der Form. Von einem Milliardengeschenk an die „Schlot- und Kohlenbarone“ kann nicht die Rede sein. Es handelt sich um rückerstattete Auslagen für die deutsche Allgemeinheit. Daß die Gelder nicht offen vom Reichstag gefordert wurden, ist freilich mehr als ein Verstoß, es war ein Fehler. Denn er ist's, der den Verdacht nährte. Was Scheu vor parlamentarischen Weitläufigkeiten gewesen, erschien dadurch als die Angst eines bösen Gewissens. Unerhört aber, wenn selbst das schlagende Wetter auf Zeche Stein damit in Beziehung gebracht wird! „Die Geschenkschlucker als Arbeitermörder“: kann es eine verwerflichere Hetze geben?

Aber das übrige: preußische Landeskreditpfandbriefanstalt, Depositen- und Handelsbank, Sprit-Weber, Himmelsbach-Verträge, Michael-Konzern, — wer findet sich durch die wirre Fülle aller Eindrücke noch hindurch? Nur der eine vertieft sich, daß es oberfaul geworden im Deutschen Reiche. Nicht nur, daß die Fremde uns das Mark aussaugt, auch im Innern hat sich ein greuliches Madentum entwickelt.

Der Schaden an unserem guten Ruf ist zunächst gar nicht auszudenken. Jeder Pharisäer beider Erdhälften erklärt uns für ein Gaunervolk; jeder Wortspieler prägt Schlagwitze über das deutsche Barmatien oder das mitteleuropäische Schieberia. Dem Vaterlandsfreunde aber ergeht es wie dem redlichen Valentin: Möcht' er sie gleich zusammenschmeißen, kann er sie doch nicht Lügner heißen.

Ja freilich: der Umsturz ist als ein Vielfraß sittlicher Werte erkannt. Das Moralische versteht sich bei uns nicht mehr von selbst. Hinge von diesem deutschen Wesen die Genesung der Welt ab, dann wäre sie zu hoffnungslosem Siechtum verdammt.

Allein dies alles braucht nur Übergang zu sein. Wenn unser gesundes Gefühl sich willensstark aufbäumt; wenn ein eiserner Besen den Kehraus schafft, wenn das Vaterhaus ausgeräuchert wird wie seinerzeit das verlauste Reichstagsgebäude, dann wird auch wieder reine Luft — und die Welt soll's merken.

Jedoch von Grund aus muß gereinigt werden. Darum nichts übler als Bemänteln und Vertuschen aus Furcht vor dem Eindruck. Halbe Arbeit für heute ist doppelter Skandal für morgen oder übers Jahr.

Sorge macht daher das Walten der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse. Sie wollen Richter sein; vernehmen Angeklagte und vereidigen Zeugen. Allein auch sie haben den Parteimann nicht draußen im Kleiderraum gelassen. Gefühlsmäßig sucht man den Genossen zu retten, den Gegner einzuseifen; ergiebigen Stoff zu sammeln für Wahlreden. Politischer Gulasch wurden schon diese Kreuzverhöre genannt. Nicht selten beschuldigen die Beisitzer des hohen Areopags einander selber des Mangels an Sachlichkeit. Ihrer drei mußten durch Schupogewalt aus dem Saale entfernt werden. Bei diesem Verfahren verirren sich ferner Akten, und die Gefahr verdunkelter Tatbestände dämmert herein. Spät, fast allzuspät erfolgte der Einspruch des Staatsanwaltes.

Gewiß hat die Abgeordnetenschaft das volle Recht, ihren Stand sauber zu halten. Sie wird nach all diesen Umständen selber darauf dringen müssen, daß der Volksvertreter unter gewisse Paragraphen des Beamtenrechtes gestellt wird. Wer das Volk, das ihm vertraute, wer den Staat, der ihm Einfluß, Tagegelder, Freifahrt und Immunität zustand, gegen Handsalbe betrügen hilft, gegen den ist das Zuchthaus keine zu harte Sühne.

Nun gibt es Fälle, die zwar unwürdig, allein gesetzlich nicht strafbar sind. Hier muß ein Ehrengericht eingreifen. Ein Ehrengericht von Abgeordneten, das in seinen Erkenntnissen bis zum Ausschluß aus allen Vertretungskörpern schreiten kann. Früher war es unnötig, allein der jähe Niedergang des parlamentarischen Lebens zwingt zu schroffem Selbstschutz.

Standesgerichte heben allemal rasch den Standesstolz und die Standeswürde. Von links werden sie bekämpft, weil sie zu Kastengeist erzögen und der demokratischen Gleichheit zuwider seien. Art. 105 der Weimarer Verfassung untersagt daher die ganze alte militärische Ehrengerichtsbarkeit. Als wenigstens die preußischen Polizeioffiziere sie unter sich wieder aufmachen wollten, blitzte fix ein Verbot Severings. Aber sie werden wiederkommen und müssen es. Von alten Auswüchsen gereinigt, in einem besseren Deutschland, das die Vorgänge dieser Jahre nur als traurige, jedoch heilsame Erinnerung bewahrt.

Auf reinliche Scheidung habe man allerdings acht. Strafjustiz und Ehrenrechtspflege dürfen nur nacheinander arbeiten, nie nebeneinander und daher leicht gegeneinander. Nie soll die eine eingreifen in die andere. So geschieht aber mit den parlamentarischen Ausschüssen und darum sind sie vom Übel.

Das liegt an den Leuten nicht, das liegt in dem Geiste. Der Parlamentarismus hat den triebhaften Hang, aus seiner gesetzgebenden Gewalt in die richterliche auszubrechen. Der Rückstoß kommt in der noch gefährlicheren Politisierung des Richterstandes. Die Ebertverhandlungen in Magdeburg, der Kronerprozeß in Berlin sind nachdenkliche Wetterzeichen. Ein Landgerichtsdirektor hat den anderen durch die Hechel gezogen in Formen, wofür er selber gewiß schon über Viele erzieherische Geld- und Haftstrafen verhängt hat. Einzig darum, weil dessen Erkenntnis seiner politischen Gesinnung in die Quere kam. Der republikanische Richterbund verlangt in einem Beschluß von allen Amtsgenossen „Hingabe an den Verfassungsgeist". Ist mir nur so, oder hat die Themis früher wirklich einmal eine Binde vor den Augen getragen? Sie hält eine Wage in der Hand. Sollte diese dazu da sein, damit die eine Schale mit einigen Pfunden Weimarschen Verfassungsgeistes vorweg beschwert wird?

Andererseits sind Fragen wie die, ob der Reichspräsident Landesverrat geübt, viel zu wuchtig, als daß ein Schöffengericht sie entscheiden dürfte. Das wäre eine Aufgabe des Staatsgerichtshofes, wenn — ja, da haben wir es ja schon wieder — nicht auch dieser schon mit nichtrichterlichen Parteimännern durchsetzt wäre.

* * *

So stoßen wir selbst hier auf die schleichenden erblichen Mängel des parlamentarischen Getriebes. Damit aber kehrt unser Rundblick über die Ereignisse des Fe-

bruars zurück zu der Frage, die ihn einleitete: Verdirbt die Politik den Charakter, oder verderben Charaktere die Politik?

Gerade jetzt ist es ratsam, im Bilde zu sein. Denn im ersten Falle wird der Aufrechte sich fernhalten, wie der Gesunde von einem Aussätzigenheim. Dieser Rat ist auch schon alt. Wir lesen ihn bei Plato, dessen Athen unter ähnlichem Tiefdruck stand. Er tönt uns aus Amerika entgegen mit der schon im vorigen Tagebuch angeführten Warnung: The best men do'nt go into politics.

Allein das birgt eine schwere Staatsgefahr. Soll man die öffentlichen Dinge denen preisgeben, die sie entsittlichen? Mit der Politik ist es wie mit dem Handel. Es gibt den Jobber und den Nepper, den Ramscher und den Schacherer, allein es gibt auch den ehrbaren Kaufmann. Er ist bei uns verarmt, derweil jene weiten Gewissens ihre Säcke zu füllen verstanden. Sein Mut jedoch ist nicht geknickt, und seit der Sanierung der Währung arbeitet er an der Sanierung des Standes.

Daß die Politik den Charakter nicht zu verderben braucht, auch dafür brachte der verflossene Monat mutige Beispiele. August Müller trat aus der sozialdemokratischen Partei, weil diese nicht den sittlichen Mut erschwang, Genossen abzutun, die sie verunehrte. Das war kein leichter Entschluß, denn 30 Jahre hat er ihr als Idealist gedient. Müller ist ein Mann, der vom Gärtnerburschen zum Staatssekretär emporstieg. Nicht in der bequemen Art der allzuvielen heutigen Minister und Oberpräsidenten. Als Selbstwerdender vielmehr hat er sich durch Fleiß zur Hochschule, als Werkstudent zum Doktorhut durchgearbeitet. Das stählte den Charakter, und die Politik hat ihn müssen lassen stahn.

Da ist ferner in den Vereinigten Staaten der Senator Borah aus Idaho. Sein Auftreten berichtigt das abfällige Sprichwort seiner Heimat. Schon als es noch ein Wagnis war, hat er von dem Unrecht an Deutschland gesprochen. Jetzt liegt sein Antrag vor auf Rückgabe des deutschen Privateigentums. Der bisherige Zustand, so begründet er, verletze nicht nur alten Brauch und neue Verträge, sondern zugleich die gesündesten Grundsätze menschlicher Rechtschaffenheit. Wilson wird nicht genannt, allein jedes Wort ist ein klatschender Geißelstreich auf den Rücken des Mannes, dessen verbrecherischer Ehrgeiz die Welt aus den Fugen riß.

Es sind also doch wohl eher Charaktere, deren Eingriff die Politik verdirbt. Wobei freilich nicht zu unterschätzen, daß die von ihnen verdorbene Politik auf Anfällige wieder verderblich zurückwirkt.

Wenn dem so ist, dann erwächst für jeden, der sein Volk liebt, erst recht die Pflicht, nicht abseits zu stehen im politischen Leben, sondern dabei zu sein. Ein jeder nach bestem Können; sei es durch Wort oder Tat, durch Beispiel oder Kampf. Zum allermindesten mit dem Stimmzettel, der die Partei schafft, die uns nottut: die Partei der reinen Herzen und der sauberen Finger. Eine tiefe Volkssehnsucht schreit nach ihr.

F. H.

(Abgeschlossen am 21. Februar)

Auf der Warte

Eine Probe auf den Kommunismus

Bekannt ist, daß die erste Christengemeinde zu Jerusalem im Feuer der ersten Liebe Gütergemeinschaft eingeführt hat. „Sie waren", heißt es in der Apostelgeschichte, „ein Herz und eine Seele. Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären. So hatten sie alle Güter gemein und teilten aus unter die Armen, so viel jedermann not war." — Doch war niemand gezwungen. Es gab kein Gesetz, welches das Privateigentum aufhob.

Der reine Kommunismus war das somit noch nicht. Rein durchgeführt erscheint er erst um 1900 Jahre später, und das im Württemberger Land bei der Gründung der Gemeinde Wilhelmsdorf, die in diesen Tagen ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert hat. Die Geschichte dieser Gemeinde, dargestellt in der Festschrift „Wilhelmsdorf — ein Königskind" (Verlag der Ev. Gesellschaft für Deutschland in Elberfeld), ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswert: Landwirtschaftlich, sofern ihr die Aufgabe zufiel, Moorboden in ertragfähiges Ackerland zu verwandeln, eine Aufgabe, der sie fast erlag und die sie nur zum Teil zu lösen vermochte; kirchlich, sofern sie, wie ihre Muttergemeinde Korntal, eine freikirchliche Stellung innerhalb der evangelischen Landeskirche Württembergs eingenommen und bisher sich erhalten hat. Bekannt ist Wilhelmsdorf namentlich durch seine Anstalten geworden. Von kleinsten Anfängen aus, mit der Annahme von Privatzöglingen beginnend, waren es hauptsächlich die Lehrer Oßwald, Thumm und J. Ziegler, die zuerst eine Taubstummenanstalt, hernach auch für vollsinnige Knaben und Mädchen Vollerziehungsanstalten ins Leben riefen, welche zur jetzigen Blüte Wilhelmsdorfs beigetragen haben.

Das interessanteste Kapitel seiner Geschichte jedoch ist, wenn es auch schon der Vergangenheit gehört, die Verwirklichung des Kommunismus als „einer warhaft christlichen Lebensordnung", die dort mit allem Ernst und mit größter Hingabe und unter den schwersten Opfern versucht wurde, wie es zum Teil schon in der Muttergemeinde geschehen war.

Wie diese verdankt Wilhelmsdorf seine Entstehung einer besonderen Entschließung König Wilhelms I. Als bevorrechtete freie Kirchengemeinde bildete Korntal einen starken Anziehungspunkt für die pietistischen Kreise des Landes. Die Gelegenheit, die da gegeben war, in einem Gemeinwesen mit christlicher Lebensordnung leben zu können, zog viele an. Bald aber erwies sich die Markung Korntals als zu klein. Darum reichte der Gründer der Korntaler Gemeinde, Hoffmann, eine neue Bitte beim König ein, die Errichtung einer zweiten ähnlichen Gemeinde zu gestatten und zu ermöglichen. Die Bitte wurde gewährt, aber das Land, das angewiesen wurde, war nicht mehr im gutkultivierten altwürttembergischen Gebiet, sondern in Oberschwaben, und auch hier nicht in der wohlbebauten Oberschwäbischen Hochebene, sondern im Moorgebiet derselben, im westlichen Teil zwischen Ravensburg und Saulgau nahe der badischen Grenze. Das Lengenweiler Moor hieß es. Es war ein zweifelhaftes Geschenk. Galt es doch, erst das Land urbar zu machen. 1824 zogen die ersten Kolonisten ein. Zwei Jahre darauf waren schon 28 000 Gulden darauf verwendet. 25 Häuser waren erbaut, der Ertrag der Feldarbeit aber gleich null. Dennoch verzagte die Gemeinde nicht. Mit Vereinigung aller Kräfte hoffte man der Schwierigkeiten Herr zu werden und machte den Versuch mit einer Bewirtschaftung auf der Grundlage des Kommunismus.

Das Haus, das einer bewohnte, das Stück Land, das er bewirtschaftete, das Schweinchen, das er großzog, gehörte nicht ihm selbst, sondern der Gesamtheit. Was einer von eigenem Gut in die Kolonie mitbrachte, gab er an die Gemeinschaft ab. Eine Gemeinde, eine Kasse, war das Programm. Der Gemeindevorsteher verfügte über sie und gab jedem nach dessen Bedürfnis oder nach seinem Gutdünken. Keiner konnte von den Gütern, die er bebaute, von dem Haus, das er bewohnte, sagen, daß sie sein völliges Eigentum wären, und

keiner sagte es auch. Sie besaßen alles miteinander. Und wenn einer irgendein Grundstück nicht mehr behalten wollte, so fiel es an die Gemeinde zurück, und diese bestimmte die Werte. Selbst die Fahrnis, die einer beigebracht hatte, war gewissermaßen gemeinsam. Mußte z. B. aus irgendeinem Grund ein Stück Fahrnis veräußert werden, so wurde sie nicht dem Meistbietenden überlassen, sondern ein Ausschuß schätzte den Wert und unter den Liebhabern wurde der Käufer durchs Los ermittelt. Niemand konnte auf seine Güter Pfandschulden aufnehmen; die Gemeinde war Gläubigerin für alle Gemeindeglieder. Zwangsversteigerung oder Zwangseinstellung waren unter solchen Umständen in der Gemeinde ganz unbekannte Dinge. Solange die Gemeindekasse Geld und verfügbare Mittel hatte, konnte es dem ärmsten und ungeschicktesten Bruder nicht fehlen. Und um einer Verschiebung in den Vermögensverhältnissen über die Einlage hinaus vorzubeugen und zu verhüten, daß einzelne sich unverhältnismäßig bereicherten, wurde im Gewerbe und Handel der freie Wettbewerb unterbunden. Von einem Gewerbe durfte nur einer sein Handwerk ausüben. Es gab nur einen Schuhmacher, Schneider, Kaufmann usw. Jeder sollte dem andern möglichst gleich sein an Hab und Gut, wie an Ehre und Ansehen. Wenn einer ein Haus baute, durfte es nicht höher werden als die vorherigen, alles sollte einstöckig sein. Staatssteuer oder Gemeindesteuer, Kirchensteuer oder Schulgeld hatte niemand zu entrichten.

Hier war also mit dem Grundsatz: Alle für einen und einer für alle wirklich Ernst gemacht, der Kommunismus durchgeführt. Das Ideal, das so vielen vorschwebt, war verwirklicht, und das alles nicht durch Gesetzesvorschriften und mittels Polizeimaßregel, sondern durch freie Entschließung.

Man sollte meinen, unter solchen Verhältnissen und bei solchen Leuten, wo soviel guter Wille vorhanden war, hätte dieses gesellschaftliche Gemeinwesen gedeihen müssen.

Aber es ging nicht. Trotz aller gemeinsamen Anstrengung kam die Gemeinde in Schulden, die Schuldenlast wurde immer größer, und im Jahr 1847, 23 Jahre nach der Gründung, stand die Kolonie vor dem Bankrott — eine schreckliche Lage, eine furchtbare Prüfung für diese strebsamen und gewissenhaften Leute! Wenn nicht Korntal und die Gemeinschaften im Lande eingestanden wären, so wäre dieser auch unvermeidlich gewesen. Wilhelmsdorf wurde gerettet. Aber das kommunistische Prinzip und System mußte aufgegeben werden. Jeder bekam seinen Besitz als freies Eigentum zurück, über das er nunmehr selbst verfügen konnte. Und erst von da an ging es mit der Gemeinde wieder vorwärts. Noch weitere 75 Jahre und Wilhelmsdorf gehörte zu den bestgeordneten und bestgestellten im Oberland.

Die Probe auf den Kommunismus ist also hier gemacht und gänzlich mißlungen.

Der erste und Hauptgrund des Mißlingens liegt allerdings in der Unwirtschaftlichkeit des Bodens. Jedoch trägt diese nicht allein die Schuld. Wäre der Boden besser gewesen, so wäre der Zusammenbruch nur später eingetreten, vermeiden hätte er sich kaum lassen. Denn der Fehler lag auch am System, darin, daß nicht bloß aller Besitz gemeinsam war, sondern auch in der Einrichtung, daß jeder für die Gesamtheit mit seinem ganzen vermeintlichen oder wirklichen Besitz zu haften hatte. Das bedeutete eine verhängnisvolle Hemmung der Kräfte, die in diesen tüchtigen, vom besten Geist beseelten Menschen vorhanden waren. Strebsame und tatkräftige Leute mußten sich gebunden fühlen, und bei aller Gemeinsamkeit des Besitzes und Betriebs drohte der inneren Gemeinschaft, die alle zusammenhielt, eine große Gefahr. Die, welche mehr eingelegt hatten, wurden eingenommen gegen die, welche mit weniger beteiligt waren und ihre Sache nicht recht umtrieben; und die letzteren beruhigten sich bei dem Gedanken, daß ihre Rückständigkeit nicht viel ausmache bei dem gemeinsamen Betrieb und daß die andern, wenn es schief gehe, auch nicht besser dran seien. Die Unterbindung des freien Wettbewerbs durch die starre Durchführung des kommunistischen Prinzips wurde verhängnisvoll.

Bedenkt man nun, daß der Versuch in Wil-

helmsdorf nur ein Versuch im kleinen und kleinsten war, daß in dieser kleinen Gemeinde bei der Geschlossenheit ihres Charakters, der Gemeinsamkeit der Gesinnung, bei dem Ernst ihres Strebens und Hingabe an das gemeinsame Ziel alle Voraussetzungen zur Verwirklichung des kommunistischen Ideals gegeben waren, und daß der Versuch doch mißlang: so erhellt sofort, was von dem kommunistischen Idol unserer Tage zu erwarten ist. G. R.

Im Reich der Druckerschwärze

Adolf Damaschke, der bekannte Bodenreformer, hat Erinnerungen veröffentlicht: „Aus meinem Leben“ (Leipzig, Grethlein), die sich ansprechend lesen und von der Entwicklung dieses tätigen Mannes einen ausgezeichneten Begriff geben. Eins der kurzen, unterhaltenden Kapitel klingt wie ein Beitrag zum Journalistengesetz, das soeben unter Dach und Fach kommt (vgl. Januarheft des „Türmers“!). Damaschke erzählt dort in seiner knappen, sachlichen Weise folgendes:

... „Eine der ältesten und angesehensten deutschen Zeitungen war in jener Zeit die alte demokratische ‚Volkszeitung‘ in Berlin, die im Besitze von Duncker schon zu Lasalles Zeiten eine öffentliche Macht darstellte. Welche Beachtung das Blatt fand, zeigt u. a. das Tagebuch Kaiser Friedrichs, in dem sich wiederholt Aussprüche finden wie: ‚Hier hat die Volkszeitung wieder den Nagel auf den Kopf getroffen!‘ Zu ihr trat ich bald in nahe Beziehung und gewann dadurch früh Einblicke in das Wesen moderner Zeitungsbetriebe. In der Schriftleitung saßen begabte Männer, wie Ledebour, Dr. Oldenburg, R. Elch usw. An der Spitze stand Franz Mehring, neben Naumann und Jentsch wohl der glänzendste Stilist unter den Tagesschriftstellern unseres Zeitalters. Aber sehr bald mußte ich erkennen — und habe es dann später entscheidend erkannt —, daß zuletzt nicht Geist und Wissen die Leitung einer Zeitung bestimmen, sondern das Geld des Eigentümers. Die Zeitung war aus dem Besitz der Familie Duncker in den einer Aktiengesellschaft übergegangen. Die Mehrheit der Aktien besaß zu meiner Zeit Herr Emil Cohn. Ich hörte in der Redaktion oft Worte des Bedauerns über das Schicksal der Erben der alten Besitzer und Leiter des Blattes. Emil Cohn hatte mit seinem Schwager Rudolf Mosse die bekannte Annoncenexpedition und auch das ‚Berliner Tageblatt‘ ins Leben gerufen, war aber nach einiger Zeit aus diesen Unternehmungen ausgetreten und war nun der tatsächliche Besitzer der ‚Volkszeitung‘. Ich habe mit Emil Cohn sehr wenig persönliche Berührung gehabt.

Ich fürchte, ich fand wenig Wohlgefallen vor seinen Augen. Ein Mitarbeiter wie ich, der ja nur während der von der Schule freien Zeit in der Redaktion sein konnte, erhielt für einen Leitaufsatz 15 ℳ Sonderhonorar. Als ich an einem Wochenschluß 45 ℳ forderte, schüttelte Herr Cohn, der an diesem Tage selbst an der Kasse saß, mißbilligend sein Haupt: ‚Viel Geld!‘ Ich antwortete: ‚Sie meinen wohl — viel Arbeit?‘ ...

In jener Zeit spielte in Berlin Paul Lindau eine besondere Rolle, dieser ‚Dichter‘, über dessen ‚Schund‘ Theodor Storm schon in einem Brief an Paul Heyse vom 2. Mai 1879 bitteren Spott ausgießt, und den der alte holsteinische Dichter als ‚literarischen Gassenjungen‘ abtat. Durch seine Stellung als Theatergewaltiger des vielgelesenen ‚Berliner Tageblatts‘ konnte Lindau in jener Zeit Ruhm, Ehre, Erfolg — wenigstens für den Tag — und vor allem volle Theaterkassen schaffen. Nun kam eines Tages eine Schauspielerin, Fräulein Else von Schabelsky, auf die Redaktion. Sie führte Klage, daß Lindau sie zwingen wolle, ihm gefügig zu sein, mit der Drohung, sonst ihr Auftreten in Berlin unmöglich zu machen. Sie legte beweisende Briefe vor. Franz Mehring beschloß einzugreifen: die Persönlichkeiten seien hier völlig gleichgültig; aber die grundsätzliche Frage, ob ein Redakteur seinen Einfluß in der Zeitung in dieser Weise mißbrauchen dürfe, müsse entschieden werden. In vorsichtigen Artikeln, Meisterstücken der Journalistik, begann Mehring den Kampf. Kurze Zeit darauf aber forderte Herr Cohn, daß der Kampf eingestellt werde: Herr Mosse, der Besitzer des ‚Berliner Tageblattes‘, wäre sein Verwandter, und er wünsche keine

Angriffe auf dessen glänzenden Theaterrezensenten. Mehring erklärte, es handle sich um eine Ehrensache des deutschen Schriftstellerstandes, und deshalb müsse der Kampf bis zum Ende durchgefochten werden. Herr Cohn wollte seinen gefeierten Chefredakteur nicht verlieren. Er bat und drohte. Als Mehring festblieb, erhielt er sofort seine Kündigung, die noch allerlei unerfreuliche Nebenerscheinungen zeitigte. Die gesamte Redaktion, mit Ausnahme eines alten Lokalredakteurs und R. Elchos, und der größte Teil der Mitarbeiter, darunter natürlich auch ich, erklärten sich mit Mehring solidarisch und verließen das Blatt. Mehring hat seinen Kampf in glänzenden Broschüren: ‚Der Fall Lindau' und ‚Kapital und Presse' zu Ende geführt. Lindau verließ Berlin und hat es jahrelang gemieden" ...

Schollenbücher

Der ausgezeichnete Schriftleiter der Zeitschrift „Hellweg", Rolf Cunz, schenkt uns (im Verlag von Otto Schlinglorff, Essen a. d. Ruhr) eine belletristische Bücherreihe, die zu den entschiedenen Gewinnen des gegenwärtigen deutschen Schrifttums gehört. „Diese Bücherei will nicht die ungezählten Denkmäler literarischer Überkultur noch vermehren. Sie weicht vergänglichen Moderichtungen geflissentlich aus und ruft bisher versprengte Führer mit starkem Bekennermut zur Sammlung auf, denen die Tatkraft zielbewußter Lebensgestaltung und ein Verantwortungsgefühl für die Rechte und Pflichten ihres Volkes die Feder in die Hand zwang." Diese Geleitworte werden von den bisher erschienenen sechs schmucken Bänden fast durchweg als erfüllt bestätigt, was viel heißen will in dieser verrückten Zeit, wo teils aus eingeborener Verkehrtheit, teils es durch das ungeschickte Verhalten gerade der vaterländischen Parteien vielfach zum vermeintlich „guten Ton" unserer Künstler gehört, sich so zwischenvölkisch und europäisch wie möglich zu gebärden. So bedeutet schon das einzige „theoretische" Buch der Reihe, ein Aufsatzkreis „Wissen und Gewissen" des als Dramatiker erfolgreichen Hanns Johst ein erquickendes Bekenntnis zu deutscher Art und Kunst; eine Schrift, die dem Verfasser manch neuen Verehrer zuführen wird. Der einzige ebenfalls bereits bekannte Name neben ihm ist Hans Henning Frhr. Grote, der in dem Buch „Heilige Saat" aus plastischen, novellenhaften Skizzen und in vortrefflich stilecht geprägter Sprache ein großartiges Gemälde der tragischen Tage von Jena und Auerstedt bis zum Tilsiter Frieden aufbaut. Die Gestalten Louis Ferdinands und der Königin Luise umgrenzen das erschütternde Bild damaliger „Dolchstoßtage", das auf ausgezeichneten historischen Studien gegründet ist und zumal unseren Werdenden einen bitteren Mahner bedeuten sollte.

Dann zwei Werke, die den Titel „Schollenbücher" sichtlich und mit Glück im Sinne rheinisch-westfälischer Heimatkunst ausdeuten. Dierck Seeberg schildert mit köstlicher Satire und bitterem Hohn das kommunale Schiebertum in irgendeiner jungen Großstadt an Ruhr oder Rhein, das sich zumal in Kunstdingen grotesk selbstgefällig und alle edlen Keime vernichtend auswirkt — ein großer Menschenkenner und Menschenverächter, der aber auch in der lebendigen Schilderung der paar versprengten Gutgesinnten echte Wärme, heiße Anteilnahme erweckt. Das Gegenstück aus der Tiefe, ein echter Arbeiterroman, das Bekenntnisbuch eines Essener Kesselschmiedes, „Nachtgesang" von Christoph Wieprecht. Gewiß noch nicht alles technisch „gekonnt", naiv manchmal bis zu rührender Unbeholfenheit, aber ein Zeitdokument von unvergeßlicher Einprägsamkeit, das als erster Kropproman von unten her sich neben den flotten „Stoltenkamps" von R. Herzog ungefähr ausnimmt wie ein tiefgefühltes, stilles Gebet neben einer glänzenden Dinerrede.

Endlich zwei Veröffentlichungen von besonderer Eigenart, die da zeigen, daß der Begriff „deutsch" keineswegs nur immer im Sinne kleinbürgerlicher Strenge verstanden zu werden braucht. Vilmut Orb gibt in halb gebundener Sprache („Ein rhythmischer Spottroman") mit seinem „Morgenland" wohl auch ein starkes Teil Selbstbekenntnis, ein packendes Stück einer „großen Konfession" — einer, der

in eine ihm wesensfremde literarische Umwelt verschlagen wird und sich schließlich aus schweren erotischen Verwirrungen und Umstrickungen losreißt, um auf heimischer Scholle die wahre Lebenserfüllung zu finden. Man kann vielleicht hie und da manches Erotische etwas zu selbstzwecklich deutlich behandelt finden, aber eine große künstlerische Begabung wirkt sich hier zweifellos aus und rechtfertigt manche grelle Farbe. Ebenso fesselt trotz ähnlicher Einwandmöglichkeiten Conrad Rieneck (gleichfalls ein homo novus), der statt phantastischer Sarkasmen einen unheimlich klaren, wirklichkeitsgetreuen Griffel mitbringt. Ob er in der Novelle „Der Gefangene" die sinnliche Verirrung seziert, die ein junges deutsches Mädchen in unbegreifliche Hingabe an einen Franzosen und damit in den Untergang treibt, oder ob er in der „Robbe" ein seltsames nordisches Abenteuer schildert — man steht im Banne einer fast Balzacschen Erzählergabe.

So ist das Unternehmen, das fortgesetzt werden soll, lebhaft willkommen zu heißen und ihm weite Verbreitung in der deutschen Lesewelt zu wünschen.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Nachlese zum Klopstock-Jubiläum

Im Selbstverlag des Magistrats der alten Kaiserstadt Quedlinburg am Harz erschien anläßlich der Klopstockfeier, die am 2. Juli 1924, dem 200. Geburtstag des frommen Messiasfängers, dort veranstaltet wurde, ein Heftchen, betitelt „Vom lebenden Klopstock". Der Herausgeber, Dr. Sparmberg, sucht darin durch eine Auswahl aus Klopstocks Werken das Andenken des größten Sohnes der Stadt Quedlinburg zu erhalten und neu zu beleben. Das Bändchen enthält 32 der schönsten Oden, 6 Epigramme, 14 Abschnitte aus dem Messias, 25 Briefe von und an Klopstock, eine Zeittafel und ein Verzeichnis der wertvollsten Vertonungen der Oden. Die Auswahl ist sehr geschickt, und der Herausgeber kann mit ihr erzieherisch wirken. Dazu erfreuen die klaren, kräftigen und geschmackvollen Typen das Auge des Lesers.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig begnügt sich, in einem zierlichen Pappbändchen eine Auswahl der Oden (31) zu geben, der er zur Einführung einige Äußerungen von Dichtern und Gelehrten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts voranschickt. Wir lesen die Szene aus Goethes „Werther", in der andächtig an Klopstocks „Frühlingsfeier" erinnert wird. Ihr folgen kurze Aussprüche über Klopstock von Schiller, Herder, Gervinus. Ihnen schließt sich eine Charakteristik der Ode „Die zukünftige Geliebte" aus der Feder des Theologen David Friedrich Strauß an, und zuletzt gibt der ungenannte Herausgeber dem Historiker Lamprecht und dem Literarhistoriker Muncker, der sich als Klopstockforscher besondere Verdienste erwarb, das Wort zu Ausführungen über die Lyrik des Dichters.

Eine tiefgründige Charakteristik Klopstocks haben wir dem durch seine Lutherbiographie bekannten Professor Arnold E. Berger zu verdanken. Seine Schrift „Klopstocks Sendung" (Darmstadt, Ernst Hofmann & Co.), die aus einem Darmstädter Festvortrag entstand, geht eigene Wege und wird auch dem einst gefeierten und später vielbefehdeten „Messias" gerecht. Nach Berger kam es dem Dichter hier gar nicht auf eine genaue Nacherzählung der biblischen Leidensgeschichte an, sondern auf das „gemütsinnige Erfassen der in ihr enthaltenen Glaubens- und Gefühlswerte". Auch rühmt der Verfasser die fein abgetönte Charakteristik einzelner Gestalten, wie Judas, Pilatus, Kaiphas, Philo, Portia. Ein Nachlassen der künstlerischen Kraft sei nur im zweiten, noch nicht aber im ersten Teil erkennbar. Bei der Besprechung der Lyrik feiert Berger Klopstock als den ersten Verkünder eines priesterlichen Amtes der Poesie, „dem alle priesterlich empfindenden Dichter der Zukunft von Goethe und Schiller über Novalis, Hölderlin, Platen, Richard Wagner und Nietzsche bis auf Stefan George ihren Würdeanspruch zu danken haben". Auch Geibel und Lienhard hätten in dieser Reihe genannt werden können. Berger hebt ferner die Sprachgewalt des Odendichters hervor, der „schöpfend und schaffend" zwischen Luthers Bibel und Goethes „Faust" stehe, und von dem die deutsche Dichtersprache nie aufgehört

habe zu lernen. Im Anschluß an Lessing weist der Verfasser auf die charakteristischen Varianten in den verschiedenen Ausgaben des „Messias“ und der Oden hin. Auch rühmt er die Fähigkeit Klopstocks, die gebundene Rede mit beseeltem Leben zu durchdringen. Er habe als wahrhaft musikalischer Dichter zuerst das Wesen des deutschen Rhythmus begriffen. Die Dramatik und die späteren Prosaschriften werden treffend charakterisiert, und Berger schließt seine Würdigung Klopstocks mit den Worten: „In ihm haben sich die drei mächtigsten Grundmotive unserer Bildungsgeschichte zum erstenmal gleichsam zu einem symphonischen Ganzen von persönlichster Ausdruckskraft verwoben: Antike, Christentum und Deutschtum, und zwar so, daß dem Deutschtum die führende, Erfindung und Formgestaltung bestimmende Rolle zufiel. Darum beginnt mit ihm die erlauchte Reihe der ‚deutschen Klassiker‘.“

Eine Rettung des Trauerspiels „Der Tod Adams“ versucht der Münchener Germanist Fritz Strich. Er gibt im Pontos-Verlag in Freiburg i. B. ein äußerst geschmackvolles Faksimile der Erstausgabe von 1757 heraus und begründet sein Tun in einem ausführlichen Nachwort, in dem er dem „Tod Adams“ eine noch höhere historische Bedeutung zuerkennt als dem „Messias“ und das Neue und Sieghafte der Dichtung in warmer Begeisterung erläutert. Es sollte niemand versäumen, von Strichs Auffassung Kenntnis zu nehmen und durch erneute Lektüre des Werkes, das uns in einem schönen Lederbändchen geboten wird, sein eigenes Urteil nachzuprüfen.

Prof. Dr. Werner Deetjen

Der Opferstock

Man schreibt uns:

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren mehrbändige Romane beliebt. Gutzkows Ritter vom Geist (1850) und Zauberer von Rom (1858) hatten je neun stattliche Bände aufzuweisen; die vielgelesenen Romane der Luise Mühlbach umfaßten immer je vier Bände, Gustav Freytag, Philipp Galen und viele andere taten es nicht unter je drei Bänden. Gegenwärtig herrscht der einbändige Roman vor, freilich sind manche, wie der kulturgeschichtlich wertvolle kroatische Roman „Ein Volk“ von Friedrich von Gagern so eng gedruckt, daß sie drei Bände von vordem füllen könnten. Zeitungen und Monatsschriften bevorzugen heute kleinere abgeschlossene Erzählungen, klagen aber über Mangel an guten und besten Arbeiten; und diese Klagen werden bestätigt durch minderwertige Erzählungen in hervorragenden Zeitungen und Monatsschriften. Stößt man auf ein kostbares Stück, so ist die Verwunderung fast noch größer als die Freude.

Im Januarheft des „Türmers“ findet sich eine Erzählung „Der Opferstock“ von A. Böhm, nur 15½ Druckseiten lang, die Geschichte einer Begegnung zwischen einem reinen Toren von Pfarrer und einem verstockten Landstreicher, eine einfache Erzählung, doch erfüllt von dichterischer Empfindungs- und Gestaltungskraft, fesselnd, erhebend, nachhaltig eindrucksvoll. Ein Hamburger Pastor sagte mir im Gespräch darüber:

Man hält uns Geistliche oft für Kindsköpfe, für übergutmütig, und nimmt, was wir geben, mit heimlichem Spott. Das macht uns nichts. Um so mehr freuen wir uns, wenn unsere Gabe wirkt, dem Bittenden wirklich hilft und neue Lebensfreude gewährt. Dieser junge Pfarrer ist ein „Kindskopf“. Er sieht den Hungernden und frierenden Landstreicher, er sättigt und kleidet ihn, ohne zu fragen oder zu prüfen, in Ausübung einer selbstverständlichen biblischen Pflicht. Und als er hört, der Landstreicher wolle nach dem Hauptort, wo der Oberpfarrer wohnt, vertraut er ihm den gefüllten Opferstock zur Abgabe an, nicht als Versucher, nicht um den Landstreicher auf die Probe zu stellen, sondern arglos — vielleicht aus einem feinen Instinkt — ein reiner Tor. Was in dem Landstreicher nun vorgeht, wird meisterhaft erzählt. Gegen Härte und Strenge hätte er sich empört und in seiner Verbitterung gestärkt. Der Güte erliegt er. Und schließlich predigt der junge Pfarrer, beglückt durch die Rettung einer Seele, wie mit Engelszungen und gewinnt mit seiner Gemeinde zum ersten Male warme

Fühlung. Die Liebe, die er ausgeströmt, wird ihm heimgezahlt. Jeder Pfarrer weiß, wie gute Erfolge seines Wirkens ihn beleben und aneifern.

Wäre es nicht möglich, diese schlichte, rührende, tendenzfreie und dabei fesselnde Erzählung allen Pfarrern, Bürgermeistern, Armenpflegern, Wohlfahrtsvereinen usw. zugänglich zu machen? Vom „Türmer" aber ist zu hoffen, daß bald wieder von A. Böhm (oder ist es gar eine Verfasserin?) eine neue Erzählung erscheinen wird. Paul Dehn

Nachwort des „Türmers". Es ist in der Tat eine Verfasserin, und gar noch ein Erstlingswerk. Wir werden uns freuen, wenn sich die Erzählerin auf dieser schönen Höhe halten wird.

Die „gangbarsten" Bücher der Gegenwart

Schon Schopenhauer hat sich einmal darüber lustig gemacht, wie seltsam es sei, daß die Menschen immer lieber die neuesten Bücher läsen, statt daß sie die besten suchten. Trotzdem mag es von Wert sein, sich einmal jenes „Neueste", das heute am meisten gelesen wird, näher anzusehen; denn wer vermöchte am Werden seiner Zeit fruchtbar mitzuarbeiten, ja es auch nur richtig verstehen, wenn er seine Zeit nicht kennt.

Einen guten Einblick in die „Seele" unserer Zeit bietet nun eine soeben veröffentlichte Rundfrage an den deutschen Buchhandel, welche Bücher zu Weihnachten 1924 am meisten gekauft wurden. Aus allen Teilen des Reiches liefen Antworten ein; und über Berliner und Frankfurter Verhältnisse erschienen in der dortigen Presse sogar besondere Artikel über den Geschmack des bücherkaufenden Publikums am Ende des vorigen Jahres.

Zieht man aus alledem einen Querschnitt, dann ergibt sich folgendes merkwürdige Bild:

Gekauft wurde viel, sehr viel sogar. Das verarmte Deutschland hat wieder Geld für Bücher. Das wird ein Zeitdokument bleiben für alle Zeiten, daß schon ein Jahr nach dem ärgsten wirtschaftlichen Zusammenbruch, den je ein Volk erlebt hat, die ersten Ersparnisse bereits wieder der Stillung des geistigen Hungers dienten. Daran erkenne ich meine Deutschen, sagt man sich, und empfindet heimlich so etwas wie Freude am Leben.

Die gute Laune hält auch noch an, wenn man in den Berichten weiterliest. Aus Süddeutschland schreibt man: Ernstere Literatur wurde bevorzugt, billige Klassikerausgaben fanden guten Absatz. Ernste Bücher liebte man auch in Ostpreußen und in Dresden. Elberfeld berichtet, daß um gerade ein Drittel mehr verkauft wurde als im Vorjahr, und zwar wertvolle Werke. In Halberstadt hat man gar das Dreifache dessen umgesetzt, was ein Jahr vorher eingenommen wurde; und zwar wurde im allgemeinen ernste Literatur bevorzugt. Das gleiche meldet das wichtige Hamburg.

Man kann also nicht daran zweifeln: wir stehen in einer geistigen Gesundung. Es wird besser. Manche Einzelheiten sind sogar dermaßen kurios, daß ich sie nicht verschweigen will.

Ich entnehme sie einem Aufsatz vom „Frankfurter Generalanzeiger" vom 3. Januar d. J., in dem es heißt:

„Frankfurt a. M. gehört zu den Städten, in denen am meisten gelesen wird. Trotz Geldknappheit und Wirtschaftsnöte hatte man sogar recht viel Geld übrig für Bücher. So hatte z. B. eine große Buchhandlung enormen Andrang, der kaum zu bewältigen. war Ich blieb mit offenem Munde, als nicht ernst zu nehmender Kunde im Lokal stehen, als ich Zeuge ward, wie ein sicherlich recht begüterter Mitbürger eine Goethe-Ausgabe für 3000 Mark kaufte... Als ich gar am Weihnachtstage selbst im gleichen Geschäft erlebte, wie ein einziger Kunde für 2000 Mark die verschiedensten Bücher konsumierte, da überkam mich eine ordentliche Ehrfurcht vor den bücherkaufenden Frankfurtern."

In dem gleichen Bericht steht auch, daß das Buch „Ruth" mit Bildern von Liebermann um 400 Mark das Stück Absatz fand.

So gut wie in Frankfurt geht es nun allerdings sonst den deutschen Buchhändlern nicht. Aber immerhin, da sind Berichte, daß von Gerhart Hauptmanns „Insel der großen Mutter" in zehn Tagen von einer einzigen Buchhandlung 350 Stück verkauft wurden.

Stark gefragt war überall „Der Zauberberg“ von Th. Mann. Der zweite große Büchererfolg fiel Herzogs „Wieland der Schmied“ zu, obwohl eine Buchhandlung drollig genug berichtet: „Herzogkunden konnten wir meist zu Höherem verführen.“ Daß in Hamburg Kinaus „Die See ruft“ und Kolonialliteratur besonders gangbar waren, hat seine lokalen Ursachen, ebenso wie daß man in Dresden stark Gurlitts „August den Starken“ verlangte.

Bemerkenswert im allgemeinen war die starke Neigung für Memoiren und Abenteurerwerke. Noch bemerkenswerter ist die große Abneigung gegen Kunstgeschichte. In einem Fall wurde aus dem Rheinland (bekanntlich der größte Freund alles Künstlerischen in Deutschland) geschrieben: „Sehr gering war die Nachfrage nach Kunstliteratur; es scheint, als sei hier nicht nur eine Übersättigung eingetreten, sondern auch eine zu große Zahl von Werken vorhanden. Von den großen Kunstgeschichten wurde in manchen Fällen auch nicht ein Stück verkauft.“

Von den vielgenannten Werken der letzten Jahre, Spengler, Untergang des Abendlandes, Keyserlings Reisetagebuch, Ziegler, Gestaltenwandel der Götter, Bonsels Biene Maja, Gundolfs Goethe vernimmt man gar nichts. Sie waren eben Mode.

Von den nicht das Literaturniveau erreichenden Werken wurde nur „Tarzan“ viel gekauft; aber auch dieses Strohfeuer brennt nieder.

Löns' Stern, der schon in den letzten Jahren im Sinken war, leuchtet noch da und dort. Ebenso Ossendowskis Werke.

Die politischen Memoiren haben ihre Zeit gehabt, aber diese Zeit scheint vorüber zu sein.

Französische Literatur wird überhaupt nicht mehr gelesen; der einzige Verfasser, der bei uns noch Beachtung findet, ist Romain Rolland, der in Frankreich Verfemte.

Die skandinavischen Erzähler, die große Mode unserer Jugend, sind zurückgetreten, ebenso die Russen.

Unbeirrt aber leuchten in stillem Glanz die ewigen Sterne der Geistigkeit unseres Volkes: unsere Klassiker, zu denen die deutsche „Provinz“ nun auch allmählich Gustav Freytag gesellt. In allen Berichten kehrt es wieder, daß man „Klassiker“, namentlich in geschickter Auswahl und guter liebevoller Ausstattung nach wie vor, sogar mehr als früher verlangt.

Und so scheidet sich für den, der auf solche Berichte hin auch zu denken pflegt, in der Fülle der genannten Bücher auch die „Mode von heute“ von dem Dauerhaften. Wird auch nur eines der „stark begehrten“, weil in der Presse hochgelobten (einige Berichte betonen das ausdrücklich) Werke, die wir nannten, das nächste Jahrzehnt, auch nur das nächste „Weihnachtsgeschäft“ erleben? Ich gebrauche dieses Wort bei Beurteilung von Literatur absichtlich, denn es gibt auch Geschäftsliteratur: Romane, die man für ein Saisongeschäft schreibt, sogar Weltanschauungen, die auf „Absatz“ berechnet sind. Falter, die vorübergaukeln, während die großen Bäume von einem Geschlecht zum andern nur noch größer werden. Aber sie wuchsen auch langsam, die Wurzeln ins heimische Erdreich gesenkt und mit dem Wipfel das Himmelslicht suchend.

R. Francé

Heldenverehrung

Alle Länder ehren ihre gefallenen Kriegshelden und errichten ihnen unter Vorantritt der Behörden Denkmäler zur Erinnerung. In einer Schrift „England nach dem Kriege“ (Kempten 1923 bei Kösel & Pustet) sagt Werner Picht: In England ist der Krieg noch nicht vergessen. „Die Kriegswunden bluten noch. Es gibt nicht viele englische Häuser ohne Toten. Auf den Straßen stehen die Krüppel. In jedem Ort erheben sich die Kriegsdenkmäler. Die Kränze zu ihren Füßen verwelken nicht. Die Fahnen halten bei ihnen Wache. Ein Tank steht am Straßeneck. ‚Lest we forget‘ (damit wir nicht vergessen).“ Dann fährt er fort: „Als ich nach Deutschland zurückkam, machte ich in einem Städtchen Halt, wo ein Bekannter sich bei Privaten und Behörden bemüht hatte, die Anbringung einer schlichten Gedenktafel mit den Namen der Gefallenen an schöner Stelle zu errichten — als einziges und unserer Lage angemessenes Erinnerungs-

zeichen an den Weltkrieg. Man hatte keine Gegengründe, aber es war unmöglich, etwas zu erreichen: das ‚Interesse' fehlte."

Fälle dieser Art können nur sehr vereinzelt vorgekommen sein. Zwar wird in sozialdemokratischen und demokratischen Kreisen behauptet, das deutsche Volk wolle vom Kriege nichts mehr wissen, auch nichts vom letzten Kriege. Indes ist das nur insoweit richtig, als viele links gerichtete Regierungsbehörden und Parteien es dahinbringen wollen, daß die Erinnerung an die Großtaten der deutschen Land-, See- und Luftwehr im Weltkrieg verblaßt. Zu diesem Zweck wurden sogar Erinnerungsfeiern unterdrückt. Als Ende 1923 in der holsteinischen Stadt Heide ein Heldengedenkstein für die gefallenen Krieger enthüllt wurde, verbot die Polizei die Abhaltung der Gedächtnisfeier! Und als diese Feier dennoch unter allseitiger Teilnahme abgehalten wurde, veranlaßte der sozialdemokratische Oberpräsident Bürbis in Schleswig die Erstattung von Strafanzeigen gegen die Beteiligten, ja sogar die Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen den Polizeileiter, weil er die Abhaltung der Erinnerungsfeier nicht verhindert hatte.

Derartige Polizeimaßregeln erinnern an die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse von 1816: sie wurden bis zum November 1918 von jenen Kreisen verdammt, die sie heute in neuzeitlicher Form erneuern! Noch bedenklicher als jenes Vorgehen ist das Trachten der Behörden nach Unterdrückung der Feierlichkeiten zur Erinnerung an die deutschen Heldentaten im letzten Kriege. In nationalen Kreisen sollte man allen Büchern, die davon erzählen, weiteste Verbreitung schaffen, u. a. auch den Bänden mit selbsterlebten Erzählungen der Teilnehmer unter dem Titel: „Im Felde unbesiegt", „Zur See unbesiegt" und „In der Luft unbesiegt" (München, Lehmann). Noch nach Jahrhunderten wird man von den deutschen Heldentaten im Weltkriege erzählen, wie heute von den Heldentaten in den Kreuzzügen, in den Feldzügen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, und in den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Unterdrückung.

P. D.

Timbuktu

Gegen die Maskenball-Seuche — während gleichzeitig in Berlin der Barmat-Kutisker-Prozeß den deutschen Sumpf beleuchtet — wird auch aus unsrem Leserkreise mit Recht gewettert. In Frankfurt a. M. frönte man diesem Vergnügen in Form eines Masken-Negerfestes „Timbuktu", gewiß geschmackvoll im Angesicht der am Rhein stehenden französischen Neger! Darüber berichtet die „Frankfurter Post" folgenden bemerkenswerten Zwischenfall:

„Unter die Menge der mehr oder weniger ‚negerhaft' aufgemachten Tänzer und Tänzerinnen, die wohl gerade auf den höchsten Wogen ihres „Wohltätigkeitsfestes" schwammen, trat plötzlich ein als Missionar gekleideter Frankfurter evangelischer Pfarrer, dem ein Begleiter durch Fanfarenstöße Gehör verschaffte. ‚Afrikaner!' redete er die erstaunt aufhorchenden, vielleicht eine neue Sensation witternden Festteilnehmer an, ‚wo Afrikaner in größerer Anzahl beisammen sind und Feste feiern, erscheint heutzutage auch immer ein Missionar. Wo Heidenfeste mit Heidenlärm und Heidensitten stattfinden, muß auch die Botschaft der Wahrheit erschallen. Deshalb bin ich zu euch gekommen und habe eure Sitten beobachtet und finde sie abscheulich. Die, die euch auf dem Schoß sitzen, sind nicht eure Frauen. Wo ich hinsah, sah ich Ehebruch. Und der Zweck soll sein, armen hiesigen Künstlern aus der Not zu helfen! Ihr wollt der Not mit der Sünde aufhelfen. Demgegenüber sage ich euch ein Wort der Wahrheit. Ihr wollt der Armut mit eurem Prassen steuern, ihr zahlt allein als Eintritt 15 Mark und für eine Flasche schäumenden Weines sogar bis zu 87,50 Mark! Ein Arbeiter aber verdient in einer Woche durch harte Arbeit kaum mehr als 20 Mark! Welch ein schreiender Kontrast! Besinnt euch!'

Alles hatte starr diesen Worten zugehört, die so eigenartig wirkten, daß sich die schüchterne Frage hervorwagte, ob diese Rede auch wirklich ernst gemeint sei. ‚Todernst', sagte der Missionar und verließ mit seinem Begleiter den Saal.

Der ‚Missionar', der solchergestalt den Ball-

Heiden predigte, war der Pfarrer Probst aus Frankfurt a. M."

— In Weimar feiert man im Deutschen Nationaltheater in Karnevals-Aufmachung einen „Abend bei Raffkes", erster Platz 20 Mk. Man hatte mich neben anderen Herren der hiesigen Gesellschaft in den Ehrenausschuß gewählt, ohne die Art der „Wohltätigkeitsveranstaltung" zu nennen; als ich das Nähere erfuhr, zog ich meine Unterschrift zurück, sandte aber gleichzeitig 20 Mk. für die Notstandskasse der Künstler. Beleidigt schickte mir das Komitee der Schauspieler die 20 Mk. zurück als — „Almosen"! Also das verzechte und verjubelte Geld jenes Abends ist willkommen, aber die stille Gabe eines Mannes, der diese Form von Wohltätigkeit mißbilligt, gleichwohl aber seine Teilnahme an der Not durch eine Spende bekundet, wird als Almosen zurückgewiesen. Wie bezeichnend ist dieser kleine Vorfall!

Und nicht minder bezeichnend ist der Umstand, daß mein „Eingesandt" von der hier meistgelesenen Zeitung nicht abgedruckt wurde. Ebenso wurden Einsprüche der Vereinigten nationalen Verbände, wie ich höre, in beiden Zeitungen nicht zum Abdruck zugelassen. Gegenstimmen gegen den Karnevalsrausch sollen eben gar nicht vernommen werden. Dafür waren aber auch die Säle überfüllt. Wir hatten auch einen „Rheinischen Karneval". Und vom Feste im „Deutschen Nationaltheater", von der „flotten, aufreizenden Jazz-Musik", von den „fabelhaften Abendtoiletten" der Damen war der Berichterstatter entzückt: „Man sah Semester jazzen und jimmyn, denen man solche Gymnastik gar nicht zugetraut hätte"... Ja, ja, du versklavtes Deutschland der Barmatsümpfe! Nur gezecht und getanzt! Das ist jetzt die rechte Zeit dazu! L.

Wünsche aus dem Leserkreise, darauf gerichtet, im Türmer wie in vorkriegszeitlichen Jahrgängen nicht nur kleinere Erzählungen und Skizzen, sondern auch Novellen und Romane sowie Bilder- und Notenbeilagen in vermehrter Zahl dargeboten zu bekommen, sollen nun nach Möglichkeit erfüllt werden. Schon dieses Heft bringt mehrere Kunst- und eine Musikbeilage. Vom Aprilhefte an wird fortlaufend bis zum Schluß des Jahrgangs ein Roman von

Hans Heinrich Ehrler: Wolfgang. Das Jahr eines Jünglings

erscheinen. Es ist eine feingestimmte Arbeit. Der Dichter zeichnet da ein edles, innerliches Deutschland, wie wir es erwünschen für unsere Zukunft, wie unsere Feinde es kennen sollten. Der Krieg ist hier in seinen Auswirkungen verklärt.

Der Bezugspreis des Türmers wird nur um soviel erhöht, als die Herstellung der Zeitschrift Mehraufwand erfordert, er beträgt vom nächsten Hefte an für das Vierteljahr Mark 4.50, für das Einzelheft Mark 1.60. Schriftleitung und Verlag des Türmers

---

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



